Ch. Wink, del. Söckler sc. 1779.

<36700041670019
<36700041670019
Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 1033

~~Oeconomia. Lexica~~ 17.

~~Oec. gen. No. 22~~

Belohnung

Oeconomiſche Encyklopädie,

oder

allgemeines Syſtem

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft,

in alphabetiſcher Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Ein und dreyßigſter Theil,

von Iſ bis Iz. Mit 10 Kupfern.

Brünn,

gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker, Buch- und Kunſthändler.

1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I. J. J.

Iſabelle, ein Vorname weiblichen Geſchlechtes. Er war ſchon bey den Juden üblich, wo Ahab's Gemahlin unter dem Namen Iſebel oder Jeſabel vorkömmt, welcher eine bewohnte Inſel bedeuten ſoll, von אי, eine Inſel und זבל, wohnen. Der europäiſche Name Iſabelle ſcheint mit dieſem nur eine zufällige Aehnlichkeit zu haben, und aus Eliſabeth verderbt zu ſeyn, wofür man im gem. Leben, beſonders Niederſachſens, auch Ilſebee, Ilſe ſagt.

Bey den Blumiſten iſt Iſabelle der Name einer fleiſchfarbig= und weißen Nelkenſorte.

Iſabell=Holz, Fr. Bois Iſabelle, wird das Holz vom rothen Lorbeerbaum, Laurus Borbonia *L.* genannt; ſiehe unter Lorbeerbaum.

Iſabell=Farbe oder Iſabellen=Farbe, der Name einer weißgelben Farbe, bey welcher jedoch das Gelbe mehr als das Weiße herrſcht. Der Name dieſer Farbe kömmt, der gemeinen Ueberlieferung nach, von einer ſpaniſchen Prinzeſſin dieſes Namens her, welche bey einer gewiſſen Gelegenheit ihr Hemd nicht eher abgelegt haben ſoll, als bis es dieſe Farbe erhalten hatte.

Iſabella Clara Eugenia, war im Jahr 1566 gebo-ren, und des Königes Philipp II. von Spanien Tochter, der ſie im J. 1598 mit dem Erzherzoge Albrecht VI. von Oeſtreich vermählt, und ihr zum Heurathsgute die Nieder-lande nebſt der Franche Comté (oder Burgund) mitgab. Sie wurde ſelbſt Statthalterin der ſpaniſchen Niederlande, und als ſolche belagerte ſie, im Jahr 1601, den Hafen Oſten-de; es wurde ihr aber die Eroberung dieſes Platzes ſo ſchwer und ſauer gemacht, daß ſie ihn erſt nach 3 Jahren in ihre Gewalt erhielt. Man erzählt, daß ſie bey dieſer Belage-rung das Gelübde gethan hätte, ihr Hemd nicht eher auszu-ziehen, als bis der Ort erobert wäre. Dieſes ſoll ſie auch pünctlich gehalten, und hievon die Farbe dieſes Hemdes den nachher ſo bekannten Namen Iſabellenfarbe bekommen haben.

Daher das Bey- und Nebenwort iſabellfarben, oder iſabellfarbig, dieſe Farbe habend; Fr. Iſabelle.

Es giebt unterſchiedliche Arten der Iſabellfarbe, als: ein bleiches oder ſtrohgelbes Iſabell, Fr. un iſabelle paille; ein helles oder lichtes Iſabell, Fr. un iſabelle clair; ein goldfarbiges oder ins Gold-gelbe ſtechendes Iſabell, Fr. un iſabelle doré; und ein dunkles Iſabell, Fr. un iſabelle brun oder obſcur.

Eine auf Iſabell ziehende Farbe wird Gemſenfarbe genannt; ſ. Th. XVII, S. 303.

Ein iſabellfarbiges Pferd, Fr. Cheval Iſabelle. Dahin gehören: 1. Milchſuppenhaar, Fr. Soupe de lait; 2. das helle Iſabellhaar; 3. das hochgelbe Haar, Fr. Iſabelle doré; 4. das tiefe Iſabellhaar; wovon im Art. Pferd ein mehreres vorkommen wird.

Iſabellfarbe auf leinenes oder flächſenes Garn. Man weicht das Garn in Alaun und Weinſtein, mit genugſamen heißen Waſſer aufgelöſet, 12 Stunden ein. Alsdann nimmt man 1 Loth Orlean, welchen man einweicht, und 2 Loth Seife, die man in ei-nem beſondern Geſchirre zerlaſſen, eingeweicht und zu Gäſcht geſchlagen hat. Am folgenden Tage ſetzt man Waſſer auf, thut den Orlean und die Seife,

welche

welche durchgeſeihet werden muß, hinein, und läſſet ſie ſieden; gießt ſodann dieſe Brühe über das Leinen, und kehret ſolches darin um. Man kann auch in einem andern Geſchirre 1 Loth Curcuma abkochen, und das Leinen, wenn es gefärbt iſt, durch dieſe Brühe ziehen. Gedachtes Quantum der Farbenmaterialien iſt auf 1 ℔ Leinen.

Folgende Art, Leinwand iſabell zu färben, welche man à la Rochow nennen könnte, weil der berühmte Domherr von Rochow, auf Rekahn, der Erfinder derſelben iſt, verdient, wegen ihrer Einfachheit, und der geringen Koſten, die ſie erfordert, empfohlen zu werden. Man hat Proben damit angeſtellt, welche vortrefflich ausgefallen ſind. Es wird eine Lauge gemacht von 3 Metzen durchgeſiebter Aſche, worauf 16 Maß kochendes Flußwaſſer gegoſſen, und noch eine Zeit lang mit der Aſche gekocht wird, damit die Lauge recht hell werde. Wenn die Aſche ſich zu Boden geſetzt hat, wird es abgegoſſen, doch ſo, daß keine Aſche mit durchläuft. Dieſe Lauge bleibt einen Tag ſtehen. Alsdann ſtößt man für 1 Gr. Orlean recht klein, ſchüttet es in ein Läppchen, wirft es in die Lauge, und läßt die Lauge mit der Farbe wieder einen Tag ſtehen. Am dritten Tage kocht man die Lauge mit der darin liegenden Farbe, eine Stunde lang, in einem etwas weiten Keſſel. Nach einer Stunde zerſtößt man für 3 Pfenn. Alaun ganz klein, und thut es in die Lauge. Alsdann, wenn es eine Stunde gekocht hat, nimmt man das Läppchen mit der Farbe heraus, rührt die Lauge wohl um, und färbt die Leinwand. Sie muß ganz loſe in die Farbe eingeſchüttelt werden, damit ſie nicht dicht auf einander liege. Man läßt ſie etliche mal mit der Farbe aufkochen, damit die Farbe überall hin komme. Wenn die Leinwand gefärbt iſt, wird ſie in kaltem Waſſer geſpühlt, und hernach aufgehängt, damit das Waſſer ablaufe. Man thut wohl, wenn

man erſt ein Läppchen färbt, um zu ſehen, ob es zu dunkel, oder zu hell iſt. Iſt es zu hell, ſo drückt man aus dem Farbebeutelchen noch etwas in die Lauge; iſt es hingegen zu dunkel, ſo gießt man noch Lauge dazu. Durch das Glätten wird die Leinwand heller, wonach man ſich richten muß. Die angezeigte Quantität Lauge und Farbe iſt zu 14 Ellen Leinwand hinlänglich.

18. St. der Mindenſchen Beytr. z. N. und Vergn. v. J. 1775, Col. 143, f.

Iſabellfarbe auf Seide. Nach der kön. franzöſiſchen Färberordnung für die Seide, v. Mon. Aug. 1669, ſoll die bleiche und goldgelbe Iſabellfarbe mit ein wenig Rocou gefärbet werden, die mit Waid- oder Pottäſche aufgelöſet, und ſodann über ein Feuer geſetzt worden iſt. Siehe auch Th. XVI, S. 732.

Iſabellfarbe auf Wolle, zu 12 ℔ Waare. Man nimmt 3 ℔ Alaun, zerſtößt ihn, und thut ihn in einen Keſſel mit genugſam Waſſer. Wenn das Waſſer zu ſieden anfängt, thut man die Waare hinein, läßt ſie, bey etlichemal herumwenden, eine gute Stunde kochen, hernach abkühlen, und ſpühlet ſie aus. Alsdann nimmt man zur Farbe 12 ℔ Orlean, welcher den Abend zuvor eingeweicht worden, und zerrieben, mit $\frac{3}{4}$ ℔ Seife, welche vorher zerſchnitten worden, und in den eingeweichten Orlean gethan, und ſtehen laſſen. Wenn man den Tag darauf färben will, läßt man es mit einander ſieden, und wirft, währendem Sieden, $1\frac{1}{2}$ Loth zerſtoßenen Salmiak hinein. Nach dem Sieden zieht man das Feuer vor, und läßt die Farbe etwas erkühlen, thut ſodann die Waare hinein, und wendet ſie öfters um. Indem die Waare noch in der Farbe ſteckt, thut man von 3 Loth Curcuma die Brühe darein. Zuletzt wird die gefärbte Waare geſpühlet.

Iſaga, iſt der Titel des Oberkammerherren des türkiſchen Kaiſers. Unter ſeinem Befehle ſtehen die Kammerpagen und Garderobepagen.

Iſambert, eine Birnenſorte; ſ. Th. V, S. 444.

Iſambron, hieß ehemals ein gewiſſer Wollenzeug, deſſen Gebrauch zur Kleidung den Chorherren zu St. Victor unterſagt wurde.

Iſatis, ſ. Waid.

Iſchaemum, ſ. Schuppengras.

Iſchel, ein landesfürſtlicher Marktflecken, in Oberöſtreich oder dem Lande ob der Ens, bey dem Urſprunge des Fluſſes Traun und dem kalſtädter See gelegen, iſt wegen des Salzes, welches daſelbſt geſotten wird, bekannt.

Iſchetza, ſ. Jag.

Iſchia, eine kleine Inſel auf dem toscaniſchen Meere, zu dem Königreiche Napoli gehörig, nicht weit von der Stadt dieſes Namens. Sie hieß vor Alters Aenaria, oder Pithecuſa, und hat 18 ital. Meilen im Umfange. Sie iſt ſehr bergig, hat viele Früchte, guten Wein, Jagd, Eiſengruben, warme Bäder und trockne Schwitzgewölbe. Seit 300 Jahren haben die Vulkane, welche ehemals, und vornämlich noch im J. 1301, große Verwüſtungen anrichteten, zu toben aufgehört. Man ſieht zwar noch hin und wieder zwiſchen den Felſen Rauch hervor ſteigen; dieſer entſteht aber von den heiſſen Wäſſern, woran die Inſel einen Ueberfluß hat. Sie ſteht wegen der herrlichen Schwitzbäder in großem Rufe. Eine milde Stiftung erhält jährlich 300 hieher reiſende Kranke. Man badet zuerſt, und läßt ſich ſodann in dem heißen Sande am Meere verſcharren. Die Wirkungen davon ſind außerordentlich. Jul. Cäſ. Capaccio hat eine Beſchreibung der Inſel heraus gegeben. Allenthalben entdeckt man Spuren von Craters alter Vulkane. Ueberhaupt hält Hamilton dieſe Inſel für ſehr merk-

merkwürdig, und für einen wichtigen Schauplatz eines Naturforſchers. Man findet in ſeinen Beobachtungen über den Veſuv, S. 170, leſenswürdige Nachrichten davon.

Von den berühmten Bädern haben geſchrieben: *Guilio Iaſolino* de rimedi naturali che ſono nell' Iſola Iſchia. Nap. 1751, und zum 2tenmal 1763, in 4.; und der Jeſuit Camillus Encherius de Quinctiis, in einem Gedichte: Inarime ſeu de balneis Pithecuſarum libri VI. Nap. 1726, 8. 2. A. n. 8 K. T. *I. C. Capacii* balneorum, quæ Napoli, Puteolis, Bajis, Pithecuſis exſtant, virtutes, ſeu de Balneis Liber. Neap. 1604, 4. *Io. Elyſii* Balnea Aenariarum, ſt. bey *Io. Franc. Lombardi* eorum, quæ de balneis aliisque miraculis Puteolanis ſcripta ſunt, ſynopſi, in Grævii theſaur. antiq. & hiſt. Italiæ, To. IX. L. B. 1723, f. Parte IV.

Iſchia-Feige, ſ. Th. XII, S. 443.

Iſchiadicum malum, *Iſchiadicus morbus*, ſ. Hüft-Weh.

Iſegrimm, ein beſonders aus dem Reineke Fuchs bekannter Name des Wolfes.

Dieſer Name iſt alt, und kömmt ſeit dem 12ten Jahrhunderte ſowohl im Lateiniſchen, als in andern europäiſchen Sprachen, vor. Jacob Merlin nannte ihn in ſeinen Gedichten Iſengrin, und in dem noch ungedruckten franzöſ. Gedichte aus dem 13ten Jahrh. le Renard couronné, welches vermuthlich die Grundlage des deutſchen Gedichtes abgegeben hat, welches unter dem Namen Reineke Fuchs bekannt iſt, kömmt der Name Iſengrin beſtändig vor. Um das Jahr 1206 nannte ſich in Flandern eine unruhige Faction die Iſengrins oder Ingrins. Die letzte Hälfte des Wortes iſt deutlich; die erſte iſt entweder das Wort Eiſen, Niederſ. Iſen, ſo wie Iſembrunus im mittlern Lateine eine roſtbraune Farbe iſt, oder auch das alte eiſen, iſen, aiſen, erſchrecken und erſchrecket werden, fürchterlich ſeyn.

In Niederſachſen nennet man noch einen jeden mürriſchen und trotzigen Menſchen einen Iſegrimm.

Iſen, ſ. Iſny.

Iſenkraut, ſ. Eiſenkraut.

Iſer, L. Iſara, oder Iſera, Fr. l'Iſer, ein großer Fluß in Bayern, welcher nicht weit von Schärniz, bey dem Kloſter Seefeld, in Tyrol, einſpringt, nicht weit von

feinem Urſprunge in Oberbayern tritt, München und Freyſingen vorbey fließt, und ſodann in Niederbayern, Landshut vorbey, auf Dingelſingen und Landau zuläuft, bis er endlich, nachdem er ſo das ganze Churfürſtenthum Bayern etwas bogig durchfloſſen hat, zwiſchen Straubingen und Paſſau in die Donau fällt. Er iſt den Einwohnern, und beſonders der Handlung in dem Churfürſtenthume Bayern ſehr bequem und zuträglich, indem auf demſelben viele Flöße mit tyroler Weine, Baumaterialien, Getraide, Mehle und allerley andern Waaren, in die Donau gebracht, und ſodann weiter nach Oeſtreich und Ungarn fortgeſchafft werden. Es wird auch etwas Gold aus dieſem Fluſſe gewaſchen.

Iſerlon auch **Lon** ſchlechthin, (Iſerlohe, Yſerloon,) eine wohlgebaute und volkreiche Handelsſtadt (von 800 Feuerſtellen) in der Grafſchaft Mark, im weſtphäliſchen Kreiſe, in einer bergigen Gegend. Das Flüßchen Baaren fließt durch die Vorſtadt; die Lenne (Lehne) und Ruhr (Roor) aber gehen ſeitwärts vorbey, erſtere $\frac{1}{2}$ Stunde, und letztere 2 Stunden davon. Die Stadt hat auf den Landtagen die vierte Stelle, und hat um die Mitte des 13ten Jahrhundertes zuerſt Stadtfreyheiten erhalten. Der größte Theil der Einwohner beſteht aus Kaufleuten und Fabrikanten; die Hauptfabrik aber iſt der Eiſen- und Kratzendraht, wovon ſich in und außerhalb der Stadt einige tauſend Menſchen ernähren. Seit einigen 50 Jahren iſt die Fabrik einer Kaufmannsſocietät überlaſſen worden, welche Compagnie von dem Könige von Preußen privilegirt iſt. Daher ſtehen die Fabrikanten unter Eid, und müſſen die fertige Waare auf das Lagerhaus liefern, wo ſie ihnen um geſetzten Preis baar bezahlet, und hernach um abermal geſetzten Preis an andere überlaſſen wird. Die Benennungen des Drahtes ſind mancherley. In Holland und Frankreich wird am mei-

meiſten No. 000, 00, 0, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, 1, gefordert: in Deutſchland aber 1, 2, 3, 4, 5 Band (ſ. Th. IX, S. 483, f.). Dieſer Draht wird nicht ſowohl durch Deutſchland, als Holland, England, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, das ruſſiſche Reich, Dänemark und Schweden, verführet. Man hat von Iſerlon nur 8 Meilen bis an den Rhein, welches die Verſendung ſehr erleichtert, weil die Waaren für geringe Schifffracht nach Amſterdam oder Rotterdam gebracht werden können. Uebrigens wird in Iſerlon auch Handlung getrieben mit ſeidenem Bande, mit Nähnadeln, meſſingenen und eiſernen Fingerhüten, mit aus Eiſen- und Meſſingdraht gebogenen Häkchen, Kinderſchleifchen, und was ſonſt aus dergleichen Drahte verfertiget werden mag, mit Wagebalken, Feilen, Schnallen, Rauchtobaksdoſen, Fiſchangeln, Meſſern, Senſen, Futterklingen, Sicheln, Sägen, Zimmermanngeräthſchaft, und noch andern Artikeln von Eiſenwaaren, als auch Stahl, welcher insgemein ſolinger Stahl genannt wird; und zwar wird alles dieſes theils innerhalb der Stadt, theils in der Nähe, fabriciret. Vor einigen Jahren wurde auch eine Fabrik von Meſſingdrahte oder Meſſingbleche und Keſſeln angeleget. In der Gegend herum giebt es Eiſenſtein, rohen Stahl, Galmey, Kupfer- und Steinkohlenbergwerke.

Iſigny oder Iſſigny, eine kleine Stadt, oder, wie andere wollen, ein Flecken in der Normandie, in der Dioces Bayeux, in Frankreich, bey dem Ausfluſſe des Vire in das Meer. Dieſer Ort iſt ein kleiner Meerhafen, und der Sitz einer Admiralität; er iſt hienächſt wegen der Salzgruben und der großen Klumpen weißen Salzes, die man daſelbſt machet, wie auch wegen der ſchönen Butter, welche beyde Producte man daſelbſt auf Barken ladet, und über die See nach Paris und Rouen führt, ingleichen wegen

gen des guten Ciders, den man daſelbſt macht, berühmt.

Iſis, nennt Linné die Staudenkoralle, die ächte oder edle Koralle; ſ. Koralle.

Iſis, war eigentlich eine ägyptiſche Gottheit, die aber auch von den mehreſten andern Völkern des Alterthumes verehret wurde. Sie wurde für die Mutter und Natur aller Dinge gehalten; daher auf einem Marmor zu Capua von ihr folgende Worte geleſen werden; Te tibi una, quae es omnia, Dea Iſis Arrius Babinus V. C. (d. i. der Arrius Babinus thut dir Göttin Iſis die du alles allein biſt, dieſes Gelübde.) Keiner andern Göttin ſind ſo vielerley Attribute, Namen und Zunamen beygeleget worden, als der Iſis, daher ſie auch die tauſendnamige genannt wurde. Sie wurde von den Aegyptern eben ſo, wie der Griechen ihre Ceres angeſehen. Aus Aegypten wurde der Dienſt der Iſis nach Griechenland, und weiter nach Rom gebracht. Die Aegypter bildeten ſie mit einem Kuhkopfe, oder wenigſtens mit Hörnern, oder mit einem halben Monde auf dem Haupte, ab. Zwiſchen den Hörnern dieſes Mondes liegt gemeiniglich eine Kugel, welche anzeigt, daß Iſis die Welt, oder der Urſprung und die Natur aller Dinge ſey. Zuweilen ſitzt auf ihrem Kopfe ein Vogel, den man für den Ibis (ſ. Th. XXIX, S. 286,) hält. Zuweilen giebt man ihr einen Schlüſſel, ein Kreuz, und eine Peitſche in die Hand. Das Feſt, welches man in Aegypten zu Ehren der Göttin Iſis feyerte, (das Iſisfeſt, L. Iſea, Fr. Iſiennes, oder Iſies,) wurde endlich auch in Rom, ſo wie noch andere Feſte fremder Gottheiten, eingeführt, wobey aber ſo ſchändliche Mißbräuche vorfielen, daß die Republik ſich genöthigt ſah, dieſes Feſt zu verbieten, und alle Tempel der Iſis niederreiſſen zu laſſen. Unter Kaiſer Auguſt's Regierung aber wurde beydes wieder hergeſtellet, und die Tempel der Iſis wurden aufs neue die

Freyſtätte der ausgelaſſenſten Wolluſt. Kaiſer Commodus warf ſich ſelbſt zum Iſisprieſter auf, und trug das Bild des Anubis in Proceſſion herum. Die Prieſter der Iſis werden in einem langen leinenen Gewande, mit einem Querſacke über der Achſel, und mit einer Klingel und einem Stängel von Meerbeyfuß (Abſinthium marinum) in der Hand, abgebildet. Sie trugen zu gewiſſen Zeiten die Bildſäule der Iſis auf ihren Schultern in Proceſſion herum, und bedienten ſich bey ihren Ceremonien eines klappernden Inſtrumentes, Siſtrum genannt. Bey Sonnen Aufgang ſchloſſen ſie den Tempel der Göttin auf, warfen ſich auf die Knie nieder, und ſangen ihre Lobgeſänge. Den Tag über ſammelten ſie Almoſen; und Abends kamen ſie in den Tempel zurück, und verſchloſſen ihn. Statt der Schuhe bewickelten ſie ſich die Füße mit dem feinen Baſte von der Pflanze Papyrus. Sie enthielten ſich alles Hammel- und Schweinfleiſches, und ſalzten niemals ihre Speiſen, um deſto keuſcher zu bleiben.

Die Tafel der Iſis, oder die iſiſche Tafel, L. Menſa Iſiaca, Fr. la Table iſiaque, heißt ein berühmtes Denkmal des alten Aegyptens, auf welcher nicht nur der Dienſt, welcher von den Aegyptern dieſer Göttin inſonderheit geleiſtet worden, ſondern überhaupt mehrere zu dem Gottesdienſte der Aegypter gehörige Gebräuche und Geheimniſſe vorſtellig gemacht werden. Es beſteht daſſelbe aus einer, mit ſchwarzem Schmelzwerk überzogenen, kupfernen Tafel, welche 3 F. 10 Z. und etwas darüber, lang, und 2 F. 3 Z. 9 Lin. breit iſt, und worin viele Blättlein von Silber mit großer Kunſt eingelegt ſind. Die Hauptfigur iſt eine ſitzende Iſis, mit der abgezogenen Haut eines Fiſcherfalken auf dem Kopfe, und mit einem Paar Ochſenhörner, als einem Sinnbilde der Fruchtbarkeit. Dieſe Tafel iſt im J. 1525 nach Eroberung der Stadt

Rom von einem Schmid gekauft worden, welcher dieſelbe wieder an den Cardinal **Bembus** um ein großes Geld verkauft hat; daher ſie auch zuweilen Tabula bembina heißt. Nach ſeinem Tode bekam ſie der Herzog von Mantua, von welcher Zeit an ſie beſtändig, als ein ſehr ſeltenes Stück, in deſſen Raritätencabinet verwahret worden iſt, als im J. 1630 die Stadt Mantua von den Kaiſerlichen eingenommen wurde. Der erſte welcher dieſe Tafel abgezeichnet hat, war **Aeneas Vicus** von Parma, welcher ſie im J. 1559 zu Venedig im Kupferſtich heraus gab, davon hernach viele Copien herausgekommen ſind, und nach welchem auch diejenige Iſistafel, die man in des Grafen von **Cay us** Werken antrifft, geſtochen iſt. Allein das Original iſt verloren gegangen (*). Denn ob man gleich nach der Eroberung der Stadt Mantua aller Orten nachgeforſchet hat, wo dieſelbe hingekommen ſeyn möchte, ſo hat man ſie doch nicht wieder entdecken können. Man vermuthet daher, daß es ein gemeiner Soldat oder ſonſt Jemand in die Hände bekommen, welcher ſie zerſchlagen, um die Silberblättchen heraus zu nehmen. Es haben ſich Viele, inſonderheit **Laur. Pignorius** (**), und **Kircher**, die Mühe gegeben, die geheime Deutung der auf dieſer Tafel befindlichen vielen Figuren zu erklären. Unter den vielerley ſehr verſchiedenen Erklärungen dieſes Monumentes, hält man die **jablonskiſche** für die wahrſcheinlichſte; ſelbiger zu Folge iſt die Iſistafel ein nach dem römiſchen Jahre (ſ. Th. XXVIII, S. 613,) eingerichteter Kalender der ägyptiſchen Feſte, in allegoriſchen Bildern.

Auch

(*) Einige behaupten, daß es ſich im Archiv zu Turin befinde.

(**) S. Deſſen expoſitio Tabulae Iſiacae, Frf. 1608, nebſt der Abbildung der Tafel ſelbſt.

Auch die alten Deutſchen beteten eine Iſis an, die aber von der ägyptiſchen unterſchieden war, und für die Gemahlin des Mannus, eines Sohnes des Thuiscon, gehalten wird. Einige geben den Mannus für den Adam aus, und ſeine Iſis für die Eva.

Iſis-Feſt,
Iſis-Tafel,] ſ. im vorherg. Artikel.

Island, Ißland, Eisland, L. Islandia, Fr. Islande, eine dem Könige von Dänemark gehörige große Inſel in Europa im atlantiſchen Meere, zwiſchen Norwegen und Grönland. Dieſe Inſel ſcheint gleichſam eine neue Welt zu ſeyn. Kaum erblickt man ſie in der Ferne, ſo bemerkt man ſchon auf derſelben die ſchrecklichſten Ueberbleibſel großer Verwüſtungen, und ſetzt man den Fuß an das Land, ſo ſieht man von einem Ende bis zum andern nichts als kahle Berge, deren Spitzen mit ewigem Eiſe bedeckt ſind; und anſtatt der erquickenden Thäler, welche das Auge vergebens ſucht, ſtößt es auf öde Felder, die von glaſirtem Schnee durchſchnitten werden, und deren hohe und ſcharfe Ecken dem Wanderer den Anblick des wenigen Graſes, welches zwiſchen ihnen hervor wachſen kann, entziehen. Eben dieſe unfreundliche Felſen verſtecken auch die hin und wieder zerſtreut liegenden Hütten der Einwohner, und würden auch dem müden Reiſenden ſelbſt den Anblick ſchattiger Bäume entziehen, wenn dergleichen in Island zu finden wären. Auch nicht ein einziger, welcher der Freundſchaft Kühlung und der Unſchuld Schutz anbieten könnte, wurzelt in dieſem öden Lande. Man ſollte daher faſt zweifeln, daß hier Menſchen wohnten, wenn nicht die mit Böthen beſetzten Ufer das Gegentheil anzeigten. Und wirklich leben ihrer an 60000 auf dieſen im Nordmeere aufgethürmten Eishöckern; und alle leben ſie, mit franzöſiſchen Köchen und Indiens Gewürzen unbekannt, bey jenen Freuden glücklich, die der Schö-

pfer auch dieſen einſiedleriſchen Inſulanern geſchenkt hat.

Die erſten Einwohner dieſer Inſel ſollen Britten geweſen ſeyn, welche im Anfange des 5ten Jahrhunderts dahin gekommen ſind. Woſern dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo wäre Island eines von denen Ländern, wo nie ein Götzenaltar geſtanden hat; denn bekanntermaßen waren die Britten um dieſe Zeit ſchon Chriſten. Die Norweger nannten dieſe Fremdlinge, welche das kinderloſe Island adoptirt hatte, Papa. Im J. 861 wurde **Nadoddr**, ein berühmter Seeräuber, auf ſeiner Rückreiſe von Norwegen nach den Inſeln Ferrö, auf dieſes Eiland geworfen, und nannte es, wegen des vielen Schnees, womit die Felſengebirge bedeckt waren, Snioland, d. i. Schneeland. Dieſer Avantürier hielt ſich zwar nicht lange hier auf, rühmte aber bey ſeiner Zurückkunft das Land ſo ſehr, daß **Flocko**, ein ſchwediſcher Seefahrer, Luſt bekam, dahin zu reiſen. Weil dieſer aber den Weg nicht wußte, und der Compaß damals erſt erfunden werden ſollte, ſo nahm dieſer Seefahrer, nach Vaters Noah Gebrauch, drey Raben am Bord, und ſegelte von Ferrö aus, nach Norden zu. Nach einigen Tagen ließ er den erſten Raben fliegen, welcher, ohne ſich lange zu beſinnen, nach Süden zu und alſo nach Ferrö zog. Der zweyte, welcher nach einiger Zeit ausflog, irrete einige Stunden umher, und kam wieder auf das Schiff. Endlich ſchickte er den dritten, in Geſellſchaft des zweyten fort. Beyde flogen nun gerade nach Norden zu, und kamen nicht wieder. Der Avantürier nahm die Richtung, welche ſeine gefiederte Wegweiſer ihm gezeigt hatten, und kam glücklich nach Island. Hier blieb er einige Zeit; und weil er an der Küſte viel Treibeis, welches er aus dem Eismeere dahin kommen ſah, bemerkte, ſo nannte er die Inſel Island, d. i. Eisland. Nach und nach gin-

gen

gen immer mehrere Fremdlinge, beſonders Norweger und Schweden, dahin, und in Zeit von 60 Jahren war das Land völlig bevölkert. So oft eine Colonie dahin zog, eignete ſich der vornehmſte der Geſellſchaft einen ſo großen Theil des Landes zu, als er nur konnte, und überließ etwas davon nach Gutdünken ſeinen Gefährten, deren Haupt er unter dem Titel Godi war. Dazwiſchen dieſen Godis nach und nach viele Streitigkeiten und Gewaltthätigkeiten entſtanden, ſo wählte man im J. 928 einen ſo genannten Lang-ſäugumadur, der bey allen Streitigkeiten das Wort führte, und in zweydeutigen Sachen das Recht ſprach. Bey alle dem trennte ſich gewöhnlich der Staat in zwey Partheyen, die ſehr oft große Heere ausſchickten, und ſich blutige Treffen lieferten. Zuletzt hatten ſie das Schickſal, welches allen Staaten gemein iſt, in welchen Freyheit in Zügelloſigkeit, und Patriotismus in Eigennutz ausartet, denn ſie kamen, jedoch freywillig, unter norwegiſchen Zepter, und nachher mit Norwegen an Dänemark.

Dieſe Inſel iſt noch einmal ſo groß, als Sicilien, indem ſich ihre Länge von Morgen gegen Abend, auf 20, und ihre Breite von Mitternacht gegen Mittag auf 4 Tagreiſen, oder, wie andere deren Größe berechnen, ihre Länge auf 70, und ihre Breite auf 40 däniſche Meilen erſtreckt.

Das Klima iſt ungeſund, denn weder die gewöhnliche Wärme iſt beſonders ſtark, noch die Kälte ſehr groß. Doch hat man Beyſpiele, daß das fahrenheitiſche Thermometer bis auf 24 Grad unter dem Gefrierpunct gefallen, da es zu andern Zeiten bis auf 104 geſtigen war. Gewitter ſind hier eine ſeltene Erſcheinung, und ſie zeigen ſich nirgends als in der Gegend vom Hekla; deſto öfter aber laſſen ſich Nordſcheine ſehen, welche gemeiniglich eine fürchterliche Geſtalt annehmen. Auch die Erdbeben ſetzen die Inſulaner oft

in Schrecken, welche deswegen auch genöthiget ſind, ihre Häuſer ſo niedrig, als es nur immer möglich iſt, anzulegen. Am gefährlichſten auf dieſer Inſel ſind die feuerſpeyenden Berge, worunter der Hekla, ſo klein er auch in Vergleichung mit dem übrigen iſt, ſich durch ſeine Wuth beſonders auszeichnet, und eben deswegen bisher der bekannteſte geweſen iſt. Zum Glück zeigt er ſeine Schrecken nur ſelten; denn man zählt überhaupt nur 22 Fälle, da er Feuer geworfen hat, wovon der Auswurf im J. 1772 der letzte und einer der fürchterlichſten war. Um ſeiner Wuth einen recht fürchterlichen Pomp zu geben, müſſen jedesmal die Eisberge die Herolde ſeiner Schrecken werden; denn dieſe fangen alsdann an, ſich mit großem Krachen von einander zu ſpalten. Iſt dieſes geſchehen, ſo wird die Luft ungewöhnlich kalt, da hingegen der Erdboden außerordentlich warm iſt. Nach dieſen Vorboten erhebt der Berg ſelbſt ſeine fürchterliche Stimme. Ein mit ungeheuern Krachen vermiſchtes, ſchreckliches Gebrüll tönet aus ſeinen Eingeweiden hervor. Die Stärke dieſer Donnerſtimme iſt ſo entſetzlich, daß man ſie 9 Meilen weit hören kann. Mit dieſem lauten Krachen fangen ſich zugleich alle ſeine Schrecken an. Groſſe Flammen ſchießen aus ſeinem Schlunde hervor; ein dicker ſchwarzer Rauch wälzt ſich in die Luft, aus welchem Blitze und große Feuerkugeln empor ſteigen, welche letztern oft ſehr weit gehen. In den Flammen ſpielt eine Menge größerer und kleinerer Steine, welche die Gewalt des Feuers nicht ſelten einige Meilen weit ſchleudert. Ein Strom von ſiedendem Waſſer rauſcht heraus, und mit demſelben raſſelt eine Menge Bimſteine hervor, wovon oft Stücke von 6 Fuß im Umfange gefunden worden. Endlich folgt die Lava, und ein ſolcher Aſchenregen, welcher den helleſten Tag in Mitternacht verwandelt; und dieſe Finſterniß erſtreckt ſich zuweilen auf 30 Meilen im Umkreiſe. Der

wird

wird bey einem Lavaſtrohme die obere Rinde trocken, und der Fluß ſelbſt ſtröhmet noch fort, in welchem Falle die Natur Höhlen bildet, deren Bette, Wände und Dach von Lava beſtehen. Solche Höhlen brauchen die Isländer zu Schafſtällen. Die bekannteſte iſt die Höhle Surthellir; ſie iſt 34 bis 36 F. hoch 50 bis 54 breit, und 5034 lang. Der Berg Krabla hat mehrere Feuerſchlünde, und raucht beſtändig; doch kann man, wenn der Wind den Dampf verwehet, tief in die Oeffnung hienein ſehen. Einer der größten iſt der Rafatinnuſtal, welcher aber jetzt zu ſpeyen aufgehört hat. Er kann die ſchwarzen Glasachate in ihrer urſprünglichen Lage, und in ungewöhnlicher Menge aufweiſen. Der Katlegiaa wirft nur ſelten Feuer aus, deſto ſchrecklicher aber iſt alsdann ſeine Wuth, welche er im J. 1756 zum letzten mal gezeigt hat. Er ſprengte die in der Nähe liegenden Eisberge, und ſchleuderte viele Stücke davon in das Meer; die Reſte davon ſchmolz ſein Feuer, wodurch fürchterliche Waſſerſtröhme entſtanden. Das Knallen und Krachen des tobenden Berges war ſo grauſenvoll, daß man den Untergang der Inſel befürchtete. Mit dieſem Krachen vergeſellſchaftete ſich das Erdbeben, und Stoß und Donner wechſelten mit einander ab. So gar einen natürlichen Hügel ſprudelte der Berg aus, deſſen Kern aus Sand und Aſche beſtand. Dieſes fürchterliche Schauſpiel war mit einem ganz beſondern Feuerwerke begleitet. Große, oft 3 Pfund ſchwere, glühende Steine flogen aus dem Schlunde des Berges, und neben ihnen ſtiegen Feuerkugeln in die Luft, welche in unzählige Stücke zerplatzten. Auf einmal ſtand nicht allein der Berg, ſondern auch der Himmel in Feuer und Flammen; und die Nacht war, beſonders wenn die Feuerkugeln ſpielten, überall ſo hell, wie der Tag. Abwechſelnd ſtand über dem Berge eine Feuerſäule von allerley

Ge-

Geſtalten und Farben, und ein beſtändiges Donnern und Krachen, welches man 25 Meilen weit hören konnte, vermehrte das Fürchterliche dieſes Schauſpiels. Der Leirnukt gehört erſt ſeit 1725 unter die Feuerſpeyer; denn vorher war er noch mit dem ſchönſten Graſe bewachſen. Jetzt hat er ſich mit dem Krabla zu gleicher Wuth vereinigt, und es ſcheint, als ob er künftig mehrere ſeiner jetzt unſchuldigen Brüder mit in den Bund ziehen werde.

Unter die merkwürdigſten Naturerſcheinungen gehören unſtreitig die heißen Quellen auf Island. Sie haben einen verſchiedenen Grad der Wärme, und werden deswegen von den Einwohnern ſelbſt in Laugar (warme Bäder) und Huerer (ſpringende Quellen) eingetheilet. Die erſtern gewähren, außer dem gewöhnlichen Nutzen, wie in andern Ländern, noch einen ganz eigenen; ſie geben nämlich Anlaß zu einer ganz beſondern Art von Galanterie. Die Armuth hindert den isländiſchen Liebhaber, ſeiner Schönen Geſchenke zu geben, und die Natur reicht keine Blumen dar, ihr Kränze zu winden. Die erfinderiſche Liebe lehrte daher den isländiſchen Jüngling ein anderes Mittel, ſeine Zärtlichkeit auszudrücken. Er reinigt nämlich eines der Bäder mit dem größten Fleiße, um es einem Beſuche ſeiner Geliebten deſto werther zu machen. Merkwürdiger aber iſt die andere Art von Bädern, nämlich die ſpringenden heißen Quellen. Sie ſind das einzige Product der Natur in ihrer Art, und Island allein war beſtimmt, ſie in Menge aufzuweiſen.

Unter die merkwürdigſten gehören beſonders drey dieſer ſpringenden heißen Quellen. Die erſte iſt bey Laugervater, einem kleinen Landſee, 2 Tagereiſen vom Hekla. Hr. von Troil (*) beſuchte, bey ſeinem Aufenthalte auf Island,

(*) Briefe, welche eine von Hrn. D. Uno von Troil im Jahr 1772 nach Island angeſtellte Reiſe betreffen. Aus dem Schwediſchen überſetzt und mit Anmerkungen herausgegeben. Upſale und Lpz. 1779, gr. 8. 1 A. n. 12 K. T.

land, dieſe Quelle zuerſt, und er redet mit dem größten Entzücken von dieſem Kunſtſtücke der Natur, „Hier,“ ſagt er, „ſah ich die erſte heiße ſpringende Waſſerquelle, und ich „kann wohl ſagen, daß ich da den ſchönſten Anblick hatte „der je geſehen worden iſt. Es war ein ungemein klarer „Morgen. Die Sonne hatte ſchon angefangen, die Spitzen „der Berge zu vergolden. Der Wind war ſo ſtille, daß der „See, worauf einige Schwäne ſchwammen, ſo glatt wie „ein Spiegel war. Rund um denſelben ſah man an acht „verſchiedenen Orten den von den warmen Quellen aufſteigenden Dampf, welcher ſich endlich hoch in der Luft verlor. Aus allen dieſen Quellen ſprang Waſſer in die Höhe; „aber eine beſonders warf beſtändig eine Waſſerſäule, welche 6 bis 8 F. dick war, 18 bis 24 F. hoch in die Luft. „Das Waſſer war im höchſten Grade heiß; und ein Stück „Hammelfleiſch, und einige Lachsforellen, die wir uns darin „kochten, wie auch ein Schneehuhn, welches in 6 Min. faſt „in Stücke zerkocht war, ſchmeckten ganz vortrefflich. Ich „wünſchte“, fährt Hr. von Troil fort, daß ich eine Beſchreibung von dieſer Stelle machen könnte, die ihrer würdig „wäre, ſie würde aber allemal matt bleiben. Das iſt wenigſtens gewiß, daß die Natur niemahlen ein ungezwungeneres Lob ihres großen Meiſters abgelockt hat, als ich „ihm hier darbrachte.“

Zu Reikum iſt die zweyte Quelle, wo, nach der Verſicherung der dortigen Einwohner, das Waſſer vor einigen Jahren 60 bis 70 F. hoch geſprungen ſeyn ſoll. Weil aber ein Erdfall die ganze Oeffnung bedeckt hatte, ſo ſprang, in Gegenwart des Hrn. v. Troil, ein Strahl von 54 bis 60 F. zur Seite heraus. Man ſieht hier eine große Menge verſteinter Blätter, und etwas gediegenen Schwefel.

Die dritte Quelle iſt die merkwürdigſte. Sie ſpringt bey Geyſer, nicht weit von Scallholt, einem der biſchöflichen Sitze. Die Berühmten Waſſerkünſte zu Marly und zu St. Cloud, die Fontäne bey Caſſel, und die berühmte Waſſerſäule bey Herrenhauſen, kommen mit dieſer heißen Fontäne in gar keine Vergleichung. Sie befindet ſich in der Mitte von 40 bis 50 kleinern, welche nach dem Erdreiche, das ſie durchbohren, von verſchiedenen Farben ſind. Die Röhre, durch welche dieſes Springwaſſer ſteigt, hält 19 F. im Durchmeſſer. Man ſollte beynahe glauben, daß die Natur hier von der Kunſt gelernt habe; denn ſie gab dieſer Fontäne ein förmliches

liches Becken, welches wie ein Keſſel formirt iſt, und 56 F. im Durchmeſſer hat. Das Waſſer ſpringt nicht beſtändig, aber doch am Tage ſehr oft; gleichſam als ob die Natur befürchtet hätte, daß der ununterbrochene Anblick eines ihrer prächtigſten Werke der Größe deſſelben etwas benehmen möchte. An dem Tage, an welchem Hr. v. Troil da war, ſprang die Fontäne des Vormittags von 6 bis 11 Uhr, zu 10 verſchiedenen Malen, jedesmal zwiſchen 5 und 10 Klafter, in die Höhe. Er hörte aber von den Einwohnern in der Gegend, daß das Waſſer, wie er auch ſelbſt vermuthete, bald höher ſteigen würde. Um alſo die Höhe deſſelben genau zu meſſen, wurde ein Quadrant aufgeſtellet. Gleich nach 4 Uhr bemerkten die Zuſchauer, daß die Erde an drey verſchiedenen Orten, und zugleich auf der Spitze eines nahen Berges, zu beben anfing; auch hörte man ein oft wiederholtes unterirdiſches Getöſe, gleich ſtarken Kanonenſchüſſen, gleichſam zum Zeichen, als ob die Natur die Maſchienen dieſes großen Kunſtwerkes in Gang geſetzt hätte. Und nun ſprang eine Waſſerſäule aus der Oeffnung hervor, die ſich in der Höhe in verſchiedene Strahlen theilte, wovon der höchſte 92 F. hoch war. Die Bewunderung der Beobachter über eine ſo ungewöhnlich ſtarke Kraft des Feuers und der Luft würde noch dadurch vermehrt, daß viele Steine, die man vorher in die Röhre geworfen hatte, nun mit dem ſpringenden Waſſer in die Höhe geſchleudert wurden. Bey dieſem ungewöhnlichen Schauſpiele der Natur iſt es kein Wunder, wenn ein zum Aberglauben ſo geneigtes Volk, als die Isländer ſind, ſich einbildet, daß hier eine Oeffnung zur Hölle ſey. Sie gehen daher auch ſelten eine ſolche Quelle vorbey, ohne in dieſelbe, und wie ſie ſagen: Uti Fandens mum (d. i. dem Teufel ins Maul) zu ſpucken.

Unter die Seltenheiten von Island gehören endlich noch die Baſaltpfeiler. Man findet nämlich in einigen Gegenden der Inſeln ganze Sachten abgeſtutzter Säulen, die in verſchiedener Größe aus der Erde hervor ragen. Ihr Anblick ſollte dem Zuſchauer beynahe den grauſenden Gedanken einflößen, daß hier eine erzürnte Fee eine große Menge Schlöſſer eingeſtürzt habe. Man kann es daher dem gemeinen Isländer nicht verdenken, wenn er von dieſen Pfeilern, welche die

Wirkung eines unterirrdiſchen Feuers ſind, glaubt, daß ſie von Rieſen auf einander geſetzt wären. Sie haben gemeiniglich 3 bis 7 Seiten, ſind 4 bis 6 F. dick, und 1½ bis 32 F. hoch, und an einigen Stellen ragen ſie nur ein wenig aus der Lava hervor. Ein ähnliches Werk der Natur iſt die berühmte Fingalshöhle auf der Inſel Staffa in Scotland.

Dieſe Inſel trägt den Beweis von der Erfahrung, daß der Schöpfer die Reichthümer der Länder ſehr weisheitsvoll vertheilt habe, ſichtbar an ſich. Denn dasjenige, was die Länder gewöhnlich reich macht, das Getreide, hat die Inſel gar nicht, und alles Mehl, was hier verbraucht wird, kömmt aus Dänemark. Die Armen, und überhaupt die gemeinen Einwohner, behelfen ſich daher mit einer Art Moos oder Flechte, (Felſengras, Fiällgräs, Lichen islaudicus, ſ. Th. XIV. S. 76, f.) woraus ſie eine ſehr wohlſchmeckende Grütze bereiten. Ueberhaupt findet man hier nur ſehr wenige Gewächſe. Nur in 5 oder 6 Gärten, die auf der ganzen Inſel angetroffen werden, kömmt etwas Kohl, Rüben, Erbſen, Spinat, Kartoffeln und Flachs hervor. Mit dem Getreidebau hat man zwar in neuern Zeiten Verſuche gemacht; allein ſie ſind allemal fruchtlos geweſen. Die wichtigſten Hinderniſſe ſind die ſtarken Winde, beſonders aber das grönländiſche Treibeis. Das letztere kömmt alle Jahre im Januar mit Oſtwind, und ein ſchreckliches Getöſe verkündiget ſeine Ankunſt. Dieſe ſchwimmende Verwüſter füllen alle Meerbuſen, und das Meer ſelbſt. Sie beſtehen theils aus großen Eisbergen, welche oft 300 F. hoch ſind, theils aus kleinern Eisſchollen, die jedoch nie unter 6 F. dick ſind. Sie mögen bald ſchmelzen, oder ihre Conſiſtenz länger behalten, ſo ſchaden ſie in beyden Fällen; im erſtern durch Ueberſchwemmungen, im letztern durch Kälte, welche ſo ſtark wird, daß Menſchen und Thiere erfrieren. Der Anblick bey dieſer Scene

iſt

iſt im höchſten Grade traurig. Man ſieht ganze Heerden magerer Schafe und Pferde, die auf den überſchwemmten Feldern kein Futter finden können, vor Froſt klappernd herum ſchleichen, ſich einander benagen, und endlich todt niederfallen. Nachdem die Eisſchollen ſich einige Monate aufgehalten haben, ziehen ſie im März mit gleich ſchrecklichem Getöſe, womit ſie ankamen, wieder weg. Man ſollte beynahe glauben, daß ſie ihren Schweſtern auf Island, den mit Schnee bedeckten Bergſpitzen eine jährliche Hülfleiſtung verſprochen hätten. Dieſe fürchterliche einheimiſche Feinde wüten da, wo die Eisſchollen nicht hinkommen können. Anfänglich ein kleiner Erdklumpen oder ein unbedeutender Schneeball, wälzen ſie ſich zu einer ſolchen koloſſiſchen Größe, daß ſie das Grab vieler Einwohner, und der Ruin ſo mancher ſüßen Hoffnungen werden. Ein Mehreres von dieſem Treibeiſe und den isländiſchen Eisbergen ſ. im X. Th. S. 481, fgg. Dieſe verſchwiſterte Verderber ſind alſo die Urſache, warum auf dieſer Inſel kein Getreide fortkommen kann. Sie ſcheinen ſich überhaupt gegen die ſämtliche Familie des freundlichen Frühlinges verſchworen zu haben; denn nicht einmal ein Baum kann auf Island zum Wachſen gebracht werden, und mancher graue Isländer ſtirbt, ohne in ſeinem Leben ein grünes Blatt geſehen zu haben. Hiebey iſt es ſonderbar, daß man viele Spuren von ehemals hier vorhanden geweſenem Holze hat, wie man dann auch noch täglich in Sümpfen Ueberbleibſel davon ausgräbt. Auch der ſogenannte Surturbrand beſtätigt dieſe Vermuthung. Dieſe ſonderbare Materie iſt ein nicht völlig verſteinertes, aber doch verhärtetes Holz, welches ſogleich aus einander fällt, ſobald es nur an die Luft kömmt, da es hingegen, ſo lange es im Waſſer bleibt, ſich erhält. Es giebt eine zwar kleine aber ſehr helle Flamme, ſtarke Wärme, und mit dem Rauche einen

ſäuerlichen, doch nicht ungeſunden Geruch, und die Schmiede brauchen es lieber, als Steinkohlen. Die Einwohner legen ihm auch eine mediciniſche Kraft bey, denn ſie brauchen es äußerlich gegen die Kolik. Aus den Bruchſtücken dieſes Holzes verfertiget man in Koppenhagen Theetaſſen, Teller und andere Geräthe, die eine ſehr gute Politur haben. Man findet den Surturbrand in gebirgigen Gegenden mehrentheils in Schichten, aber ſo ſparſam, daß er nicht einmal zum Verbrauch für die Schmiede hinreicht. Die Isländer ſind daher dieſes Holzmangels wegen genöthigt, Torf, Heidekraut, Wachholder- und Affenbeerſtauden zu brennen. An einigen Orten nimmt man ſogar ſeine Zuflucht zum Kuhmiſt, zu den Knochen von Thieren und zu Fiſchgräthen, welche letztere man mit Theer beſchmiert. Zu einem Erſatz für dieſen Mangel gab daher die erfinderiſche Natur den Einwohnern die heißen Quellen, in welchen man die Speiſen in kurzer Zeit gar kochen kann. Auf eine andere Art ſcheint die gute Natur dieſen Fehler dadurch verbeſſern zu wollen, daß die Fluthen jährlich eine große Menge Treibholz an die Küſten führen. Es beſteht aus Tannen- Fichten- Linden- Weiden- und Korkholz, auch aus zwey Arten von rothem Holze, welche wegen ihrer Farbe und Härte zu feiner Arbeit gebraucht werden. Dieſes Holz kömmt vermuthlich aus der nördlichen Tatarey, Virginien und Carolina. Ein Mehreres davon findet man im XXIV. Th. S. 917, f.

Tractatus hiſtorico phyſicus de agricultura Iſlandorum, priſcis temporibus cum ſucceſſu uſitata, poſtea exoleta, & iam reſtauranda. Auct. *JO. SNORRONIO.* Hafn. 1757, 8. 6 B.

OTT. FRID. MULLERI enumeratio ſtirpium in Islandia ſponte creſcentium, (& à *D. D. JO.* Gerh. König, nunc urbis Tranquebar in littore Indiæ Coromandel, Medico practico, annis 1764 & 65. in Islandia lectarum) ſt. in Nov. Act phyſ. med. Acad. Cæſ. N. C. To. IV. Norimb. 1770, 4. Obſ. 44. S. 203 — 215.

Was aber den Mangel an Getreide und Holz am vortheilhafteſten erſetzt, ſind die großen Schaf- und

Horn

Hornviehheerden. Bauern, welche 200 Stück Schafe haben, braucht man nicht weit zu ſuchen, und vor der großen Seuche, die in den Jahren 1740 und 1750 unter den Schafen wüthete, ſahe man oft Heerden von 1200 Stück, die einem einzigen Herren zugehörten. Die isländiſchen Schafe haben gerade in die Höhe ſtehende Ohren, einen kleinen Schwanz, und oft 4 bis 5 Hörner. Gewöhnlich gehen ſie das ganze Jahr im freyen Felde. Sobald ein Gewitter oder ſtarkes Schneewetter entſteht, verkriechen ſie ſich in Höhlen. Wenn ſie im letztern Falle keine finden können, ſo ſtecken ſie die Köpfe zuſammen (*), wodurch ſie nicht allein verhindern, vom Schnee vergraben zu werden, ſondern auch verurſachen, daß ſie von dem Eigenthümer deſto leichter wieder gefunden werden. In dieſer Stellung bringen ſie oft viele Tage zu; zuletzt aber freſſen ſie einander die Wolle ab, die ſich in Geſtalt großer Kugeln im Magen feſt ſetzt, und ihnen den Tod verurſachet. Die Isländer ſcheeren ihre Schafe nicht, ſondern die Wolle bleibt bis in die Mitte des May ſitzen; alsdann zieht man ſie ihnen wie ein Fell vom Leibe ab. In dieſer Zeit iſt der Leib ſchon wieder mit neuer Wolle bedeckt, die den Sommer über wächſt, und ſie im Winter vor der Kälte ſchützet. Ein Schaf wirft gewöhnlich 2, bisweilen auch wohl 3 Lämmer; im letztern Falle wird der Mutter das dritte Lamm genommen, und einer minder fruchtbaren gegeben. Das isländiſche Hornvieh verdient dieſen Namen nicht; denn es hat nur ſelten Hörner. Weil die Inſel wenig Gras hat, ſo ſteht es die meiſte Zeit im Stalle, und wird, in Ermangelung des Heues, mit Fiſchen gefüttert. Man ſtößt nämlich den Sternbitr, wie auch die Köpfe und Gräthen der Dorſche klein, und

 giebt

(*) Dieſes Klugheitsmittel kennen auch die arabiſchen Schafe; denn ſie brauchen es, wenn der tödtende Feuerwind Samum wehet.

giebt ihnen dieſes Gericht mit etwas Heu vermiſcht. Dieſer magern Nahrung wegen giebt gewöhnlich eine isländiſche Kuh täglich nur 2 Kannen Milch; zuweilen aber erhält man doch auch 3 bis 7 Kannen. Außer dem Schaf- und Rindviehe hat Island auch ſehr gute Pferde, die, ſo klein ſie auch ſind, doch ſehr viel Stärke und ungemeine Schnelligkeit beſitzen. Ungezähmte und wilde Thiere, Katzen und Füchſe ausgenommen, hat Island nicht; doch kommen jährlich mit dem Treibeiſe grönländiſche Bären dahin, die aber getödtet werden, weil der König für jeden Bärenkopf 10 Rthlr. bezahlt. An den Küſten hat die Inſel eine ſehr große Menge Fiſche, welche getrocknet den Einwohnern ſtatt des Geldes dienen, wozu ſie auch noch das grobe Tuch gebrauchen, welches die Isländerinnen weben. Den einträglichſten Fang giebt der Dorſch; außerdem fängt man auch Butten und Schollen, Häringe, Forellen und Lachsforellen. Das Trocknen der Fiſche wird bloß von den Frauensperſonen verrichtet, und geſchieht auf Steinen. Der Fiſch muß beſtändig umgewendet werden, bis er endlich nach 14 Tagen ſeine gehörige Härte erreicht hat. Wallfiſche findet man hier von vielerley Arten, ſelbſt den größten, den die Einwohner Steipe Reidur nennen (Balæna maxima ventre plicato), dergleichen man oft an 100 F. lang ſieht. Die Isländer eſſen ſie ſehr gern, und eine Schüſſel Wallfiſchfleiſch iſt bey ihnen eine Feſttagsmahlzeit. Auch der Seehund wird häufig gefangen; er giebt ſehr viel Speck, und auch ſein Fleiſch kömmt in die Küche. Zu den Reichthümern von Island gehören beſonders die groſſen Heerden Schwimmvögel, wovon die Küſten beſetzt ſind. Die einträglichſten ſind der Schwan und der Eidervogel. Den letztern hält jeder Isländer für den größten Schatz ſeines Vaterlandes; und wer einen ſolchen Vogel tödten wollte, würde eine Todſünde begehen. Der Eidervogel brütet jährlich dreymal, und

legt

legt jedesmal 5 bis 6, zuweilen auch mehr, Eyer. Zweymal nimmt man ihm ſowohl Eyer, als die Federn (Dunen), bey dem drittenmale aber plündert man die letztern nur ſparſam. Wenn das Weibchen keine Federn mehr hat, muß das Männchen die ſeinigen hergeben. Dieſe läßt man liegen, bis die Jungen ausgekrochen ſind. Eine Stunde nach ihrer Ankunft auf die Welt verlaſſen ſie das Neſt, welches alsdann aufs neue geplündert wird. Ein Neſt bringt, während der ganzen Legezeit, ½ Pfund Dunen, wovon aber beym Waſchen die Hälfte abgeht. Ein Mehreres von dem Eidervogel, und den Eiderdunen, oder dem ſo genannten isländiſchen Federſtaube, findet man im X Th. S. 331, fgg. Zahmes Federvieh findet man nicht, auſſer einige wenige Hühner. Die eßbaren Landvögel aber ſind Wachteln und große Schnepfen. Der Raubvögel iſt eine unbeſchreibliche Menge, als: große Adler, Geyer, Habichte, Raben ꝛc.; beſonders ſieht man viele ſchöne Falken, wovon das Stück vom Könige mit 10, 12 bis 15 Rthlr. bezahlt wird.

Das Mineralreich giebt Schwefel, welcher auf Island überall unter der Erde, und in den Bergen in ſtarken Adern häufig zu finden iſt, und ſonderlich von dem feuerſpeyenden Berge Hekla häufig ausgeworfen wird; imgleichen zweyerley Arten Torf zum Brennen, von denen die eine von Raſen, und dem holländiſchen oder niederſächſiſchen Torfe gleich, die andere aber, welche aus der Erde gegraben wird, eher eine Art Steinkohlen genannt werden könnte; ferner ſchwarzen Agtſtein, Bernſtein, Bergkryſtall, und Marmor, wie auch verſchiedene warme Quellen, deren bereits Erwähnung geſchehen iſt. Von Metallen und andern Mineralien aber wird daſelbſt nichts gefunden, wiewohl es wahrſcheinlich iſt, daß es auch dergleichen daſelbſt geben müſſe, und man auch bereits zuverläſ-

ſige Spuren und Proben hat, daß die isländiſchen Berge Eiſen, Kupfer- und Silbererz enthalten.

Island wird in 4 Viertel eingetheilt, welche nach den 4 Weltgegenden genennet, und durch die Gebirge verurſachet werden. Jedes Viertel beſteht aus verſchiedenen Syßlern oder Diſtricten.

Das mitternächtliche Viertel, (isl. Nordländiga-Fiördung, dän. Nordre Fierding,) beſteht aus 4 Syßlern, nähmlich: Hunavatns Syſſel, Hegegranes oder Skagaſiaradar Syſſel, Vadla Syſſel, Vadla Syſſel (dän. Vödle oder Oeſiords Syſſel), und Thilingeyar (dän. Thingoe oder Nodre) Syſſel.

Das öſtliche Viertel, (isl. Auſtfirdinga- Fiördung, dän. Oeſtrefierding,) beſteht aus 2 Syßlern, welche 4 Syſſelmänner haben, nähmlich: Mula- Syſſel, und Skapcafells- (dän. Skafte oder Skafteſields) Syſſel.

Das ſüdliche Viertel, (isl. Sinnlendinga - Fiördung, dän. Sydfierding,) beſteht aus 6 Syßlern; dieſe ſind: Raangaarvalla- (dän. Rangervalle-) Syſſel, Arneß- (dän. Arnne-) Syſſel. Gullbringu- (Gulbringe-) Syſſel, Kiooſar- (Kioſe-) Syſſel, Borgarfiardar- (Borgefiords-) Syſſel, und Weſtmannaeyar (Weſtmannoerne).

Das weſtliche Viertel (isl. Weſtfirdinga- Fiördung, dän. Weſtrefierding) beſteht aus 7 Syßlern, als: Myra- (Myre-) Syſſel, Hnappadals- (Hnappedals-) Syſſel, Snäfellsneß- (Sneefielsnes-) Syſſel. Dala- (Dale-) Syſſel, Bardaſtrandar- (Bardeſtrands-) Syſſel, Iſafiardar- (Iſefiords-) Syſſel, und Stranda- (Strande-) Syſſel.

Die Mitte des Landes iſt nicht bewohnt, ſondern die Einwohner halten ſich in den Thälern auf, welche nach der See zu gehen, längſt derſelben ſich erſtrecken, und nach den Gebirgen hinauf 4 bis 5 Meilen breit ſind. Dieſe machen eigentlich die Syßler aus, und haben wieder kleinere Thäler zwiſchen den Gebirgen hinauf, welche gute Weide enthalten. Von den Gebirgen fließen große und kleine Flüſſe in die Thäler hinab, worin ſchöne Fiſche ſind.

Die Isländer ſind durchgängig wohl gewachſen, aber nicht ſo ſtark als ſie ſcheinen, viel weniger ſchön.

Ob

Ob gleich das Klima ſehr geſund iſt, ſo kann man doch nicht behaupten, daß die Inſulaner, im Ganzen genommen, ſehr geſund ſeyn. Die Urſache iſt vermuthlich ihre ermüdende Lebensart. Die gemeinſte Krankheit auf dieſer Inſel iſt eine Art Scharbock (Skyrbigugur). Bey einigen zeigt er ſich auf eben die Art, wie bey uns, bey andern aber bringt er fürchterliche Zufälle hervor, und bekömmt alsdann den Nahmen Likraad, Ausſatz, welcher aber nicht mit der vormahls im Orient gewöhnlichen und ſchrecklichen Krankheit überein kömmt. Er zeigt ſich hier in Geſchwulſten, mehrentheils an Händen und Füßen, bisweilen aber auch an andern Theilen des Leibes. Die Patienten bekommen eine blaue glänzende Haut; die Haare fallen ihnen aus; Geſicht, Geſchmack, Geruch und Gefühl nimmt ab, und verſchwindet zuletzt ganz; an den Armen, Füßen und am Geſicht zeigen ſich Beulen; der Athem wird ſchwer und ſtinkend, und der Kranke empfindet unbeſchreibliche Schmerzen in den Gebeinen. Zuletzt breitet ſich ein Ausſchlag über den ganzen Körper aus, und es entſtehen große Wunden, die den Kranken mehrentheils bis ins Grab begleiten. Die Iſländer gebrauchen dafür blutreinigende Decocte, trockne und naſſe Bäder, worin Wachholder gekocht worden, am meiſten aber Merkurialmittel, wodurch die Krankheit bey ihrem Anfange gehoben werden kann. Sie iſt nicht anſteckend, aber doch erblich; und es iſt merkwürdig, daß bisweilen zwey Generationen ganz frey davon ſeyn können, allein in der dritten zeigt ſie ſich aufs neue. Sie iſt auch nicht immer gleich tödlich; denn viele können 20 bis 30 Jahre damit geplagt ſeyn. Die Gicht (Torrvark) in den Händen bekommen die mehreſten Mannsperſonen, wenigſtens diejenigen, welche ſich mit der Fiſcherey abgeben; vermuthlich, weil ſie damit in der Kälte das naſſe Fiſchergeräth anfaſſen und regieren. Die

Roſe (Aama) iſt nicht ſelten. Sie gebrauchen dafür Regenwürmer, die ſie lebendig auf die leidende Stelle binden, und zwar immer wieder friſche, wenn die erſten trocken ſind, bis die Krankheit gehoben iſt.

Die Mannsperſonen werden hier ſelten über 60 Jahre alt, da doch die Nachbaren der Isländer, die Norweger, ein ſehr hohes Alter erreichen, wovon der vor einigen Jahren verſtorbene 148 jährige Drakenberg ein Beweis iſt. Es macht alſo die angenommene Erfahrung, daß Bergbewohner ein ſehr hohes Alter erreichen, hier eine, vermuthlich in der Lebensart gegründete, Ausnahme. Die Frauensperſonen, die der beſchwerlichen Beſchäftigung ihrer Männer nicht unterworfen ſind, werden deſto älter, auch ſind ſie ſehr fruchtbar; denn ſie gebären gemeiniglich 12 bis 16 Kinder; und eine Bauerfrau zu Hualnans hatte in 21 Wochenbetten 24 Kinder geboren. Sie reichen ihren Kindern nicht länger, als 3 Tage, die Muttermilch, und ziehen ſie alsdann mit Kuhmilch auf, die in theuren Jahren mit Mehl und Waſſer vermiſcht wird.

Island wurde, bereits erwähntermaßen, zuerſt im 9ten Jahrhunderte von einer norwegiſchen Colonie, worunter auch viele Schweden waren, angebauet. Eben ſo wie das Volk, von welchem die Isländer abſtammeten, bloß von Krieg, Seeräuberey, Jagd und Ackerbau lebte, ſo kannten auch unſere isländiſche Coloniſten keine andere Ehre, als die durch die Stärke des Armes erworben wurde, und keine andere Uebungen, als ſolche, welche nur ein gehärteter Körper auszuhalten vermochte. In den Krieg zu ziehen, zu plündern, zu ſengen und zu brennen, und alle Hinderniſſe, die ihnen, ſolches auszuführen, in den Weg kommen könnten, zu überwinden, das war damals der ſicherſte Schritt zum Ruhme. Schon ihre Spiele gaben ihnen die beſte Gelegenheit, Geſchmeidigkeit

und

und Stärke des Körpers zu zeigen. Glimuliſt, oder die Kunſt zu ringen, war allgemein, wobey doch in den alten Erzählungen bisweilen geſagt wird, daß die Helden ſich oft eines Kunſtſtückes bedient haben, welches Lauſetók hieß, und mit demjenigen, was man bey uns ein Bein unterſchlagen nennet, überein kömmt. Skylmeſt, oder die Fechtkunſt, war noch gewöhnlicher, und es ging dabey ſehr ſcharf her; doch wurden noch nicht alle die Regeln beobachtet, deren ſich jetzt ein ſchwächerer Arm im Nothfall zu ſeinem Vortheil zu bedienen weiß. Manjafnadur war von der größten Bedeutung, und man konnte dadurch ſo viele Ehre erwerben, daß man im ganzen Lande berühmt wurde; der Ruhm desjenigen, der ſich darin hervor that, wurde ſo gar in vielen Liedern beſungen. Es war dieſes eine Art Zweykampf, wozu man einen jeden, der für gleich tapfer angeſehen werden wollte, ausforderte. Es gieng dabey auf Leib und Leben los; und das war zu den Zeiten kein Wunder, wo es für eine adeliche Kunſt angeſehen wurde, ſein Schwert recht ſcharf machen zu können. Die Lage, worin ſie ſich in Anſehung der Könige von Norwegen befanden, welche allezeit ein aufmerkſames Auge auf ſie hatten, und Gelegenheit ſuchten, ſie unter das Joch zu bringen, gab ihnen Anlaß, ſich auf alle mögliche Art Nachricht von ihren Nachbarn zu verſchaffen. Deswegen unternahmen ſie viele Reiſen, beſonders nach Norwegen, Dänemark, Schweden, England und Scotland. Der Reiſende war bey ſeiner Zurückkunft ſchuldig, den Hauptleuten von dem Zuſtande dieſer Reiche Bericht abzuſtatten. Daher kam es, daß, ſo lange die republikaniſche Verfaſſung dauerte, die Geſchichte, und was zu ihrer Wiſſenſchaft gehört, in großem Werth gehalten wurde, und daß es eine Menge von hiſtoriſchen Erzählungen (Saga) im Lande gab, die, wenn ſie nicht alle gleich wichtig ſind, doch wenig-

nigſtens ein Beweis von der Begierde der Nation, alles zu wiſſen, waren. Während dieſes Zeitpunctes wurde Grönland, im J. 932, von einem Isländer Nahmens Eyrek Rauda, und Amerika im J. 1001, vor Biörn Herjulfsſon und Leif Erichsſon, entdeckt. Um vor ihren mächtigen Nachbarn ſicher zu ſeyn, waren ſie alſo genöthigt, ſich immer mehr und mehr hiſtoriſche Kenntniſſe zu verſchaffen, ſo wie ſie ſich dagegen zur Erhaltung und Beſchützung der innerlichen Sicherheit, alle Mühe gaben, ihre eigene Geſetze recht kennen und verſtehen zu lernen. Und ſo konnte Island, zu einer Zeit, da Unwiſſenheit und Nacht über den übrigen Theil von Europa ausgebreitet war, eine Menge Geſchichtſchreiber und eine gute Anzahl Dichter aufſtellen. Man fand dort, bey Einführung des Chriſtenthumes, mehrere Rechtsverſtändige, als man, in Rückſicht auf die Größe des Landes und die Anzahl der Einwohner, hätte vermuthen können. Fiſcherey wurde dort etwas getrieben, aber weit mehr legte man ſich auf den Ackerbau, ob ſolcher gleich hernach völlig in Verfall gerathen iſt (*).

Zwey Stücke ſind es doch hauptſächlich, welche ſowohl in ihrer Gemüthsart, als in ihren Sitten und ihrer Lebensart, eine merkliche Veränderung hervor gebracht haben, nämlich die Annahme der chriſtl. Religion unter Olof Tryggwaſon, und der Verluſt ihrer Freyheit unter König Harald. Denn, indem nun die Religion ſie, auf der einen Seite, von ihren Heerzügen und Räubereyen abmahnte, ſo benahm ihnen der weltliche Arm, auf der andern Seite, die Macht und Stärke, welche ſie vorher zur Ausführung derſelben beſaßen. Seit der Zeit hat man keine weitere

(*) Hans Finnſer, in ſeinen Briefen von der Möglichkeit des Ackerbaues in Island, Koppenh. 1772; 8. beweiſet das aus einem Documente aus den Zeiten Snorre Sturleſons.

ten Spuren von ihren Heldenthaten, als diejenigen, welche in ihren Sagen aufbewahrt ſind, und unſere jetzige Isländer lieben Fiſcherey und Viehzucht mehr als den Krieg.

Die Isländer ſind wohlgewachſen und von mittelmäßiger Statur; allein, ſie beſitzen keine beſondere Stärke, ſo wie man denn auch unter dem weiblichen Geſchlechte ſehr ſelten ein hübſches Geſicht antrifft. Die Mannsperſonen haben ſchon lange die Gewohnheit, Bärte zu tragen, abgelegt, ob man ſie gleich in Olaſſens Reiſe (*) damit abgezeichnet findet; eine Abbildung, die wohl einen Einwohner von Söndmör in Norwegen, aber keineswegs einen Isländer vorſtellt.

Doch muß man hier Ausnahmen machen. Denn die Einwohner von Onu fiorden und einige wenige Geſchlechter an der Nordſeite von Island tragen noch Bärte. Bey Sneefealds Jökul oder Eisgebirge geſchah es, zwiſchen 1740 und 1750, daß von zween Brüdern, welche die Erbſchaft ihres Vaters theilten, der eine, mit Namen Helge, ſeinem Bruder 4 Rthlr. für das Recht, allein einen Bart zu tragen, überließ, welches Recht vordem in der Familie ihrem verſtorbenen Vater zugekommen war.

Laſter ſind bey ihnen wirklich weniger allgemein als an andern Orten, wo Ueberfluß und weichliche Lebensart das Herz verdorben haben. Sie ſind überhaupt eine ſehr gutmüthiges, ehrliches Volk. Unter ſich ſind ſie ſehr ernſthaft, ja ſo gar mürriſch, ſo, daß man ſelten einen erwachſenen Mann lachen ſieht. Ob ihre Armuth ſie gleich auſſer Stand ſetzt, die Gaſtfreyheit ihrer Vorfahren in allen Stücken auszuüben, ſo iſt

(*) Des Vice-Lavmands Eggert Olaſſens und des Land-Phiſici Biarne Povelſens Reiſe durch Island, veranſtaltet von der Königl. Societät der Wiſſ. in Kopenhagen, und beſchrieben von bemeldtem E. Oelaſſen. Aus Däniſchen überſezt. Mit 25 Kupfert. und einer neuen Charte über Island verſehen. Erſter Theil, Kopenh. und Leipz. 1774, 4. 1 A. 18 B, Zweiter Theil, 1775., 1 A. 8 B. u. 26 K. T.

iſt doch die Neigung dazu noch immer bey ihnen vorhanden. Sie geben das Wenige, was in ihrem Vermögen ſteht, aus gutem Herzen; und die Freude lacht ihnen aus den Augen, wenn ſie ſehen, daß man damit vorlieb nimmt. Soll es recht gut gemeint unter ihnen ſeyn, ſo geben ſie ſich, wenn ſie zu einander kommen, einen Kuß auf den Mund. Sie ſind ungemein dienſtfertig und getreu, in ihren Verſicherungen redlich, und ihrer Obrigkeit bis aufs ſtrengſte zugethan. In ihrem Gottesdienſte (*) ſind ſie eifrig, aber freylich nicht von allem Aberglauben frey. Zu ihrem Geburtsorte haben ſie eine unbeſchreibliche Liebe; daher geſchieht es auch ſehr ſelten, daß ein Isländer ſich in Koppenhagen niederläßt, oder dort bleibt, ſo vortheilhafte Bedingungen man ihm auch dort bisweilen anbiethen mag. Dagegen kann man ihnen eben keine beſondere Induſtrie beylegen; ſie arbeiten immer ſo fort, wie ſie es einmal gewohnt ſind, ohne dabey auf nöthige Verbeſſerungen oder neue Erfindungen zu denken. Doch mag die Schuld davon auch wohl bisher mit an der Regierung liegen, welche, da ſie die rechte Beſchaffenheit des Landes nicht kannte, auch die zum Theil nöthigen Verordnungen und Anſtalten nicht getroffen hat. Im Umgange ſind ſie nicht munter, aber einfältig und leichtgläubig. Ihre Lieblingsbeſchäftigung in Geſellſchaften ſind Sauguleſtur (Vorleſungen ihrer Annalen oder Sagen), womit der Wirth den Anfang macht, und womit die übrigen, wenn er müde wird, fortfahren. Ein Theil von ihnen weiß dieſe Sagen auswendig; Andere haben ſie gedruckt oder geſchrieben vor ſich. Zu dieſen Zeitvertreiben gehört auch Rümeleſtur, da Verſe geleſen und abgeſungen

(*) Kein Isländer fährt über einen Fluß oder eine andere gefährliche Stelle, ohne vorher den Hut abzunehmen, und Gott um ſeinen Schutz zu bitten; und er dankt ihm eben ſo, wenn er glücklich übergekommen iſt.

ſungen werden. Außerdem vergnügen ſie ſich auch bey ihren Zuſammenkünſten mit dem Spiele Wikewaka, da ſich nämlich eine Manns- und eine Frauensperſon bey der Hand faſſen, und wechſelsweiſe Lieder ſingen, die auf ihren Zuſtand paſſen, wobey das Chor bisweilen mit einſtimmt. Da die Isländer ſchlecht und ohne Tact ſingen, und von der neuern Muſik keine Kenntniß haben, ſo iſt dieſes Spiel für einen Fremden von wenigem Vergnügen. In der Kunſt Schach zu ſpielen, ſind die Isländer von Alters her bekannt. Sie vergnügen ſich auch mit Bret- und Kartenſpiel.

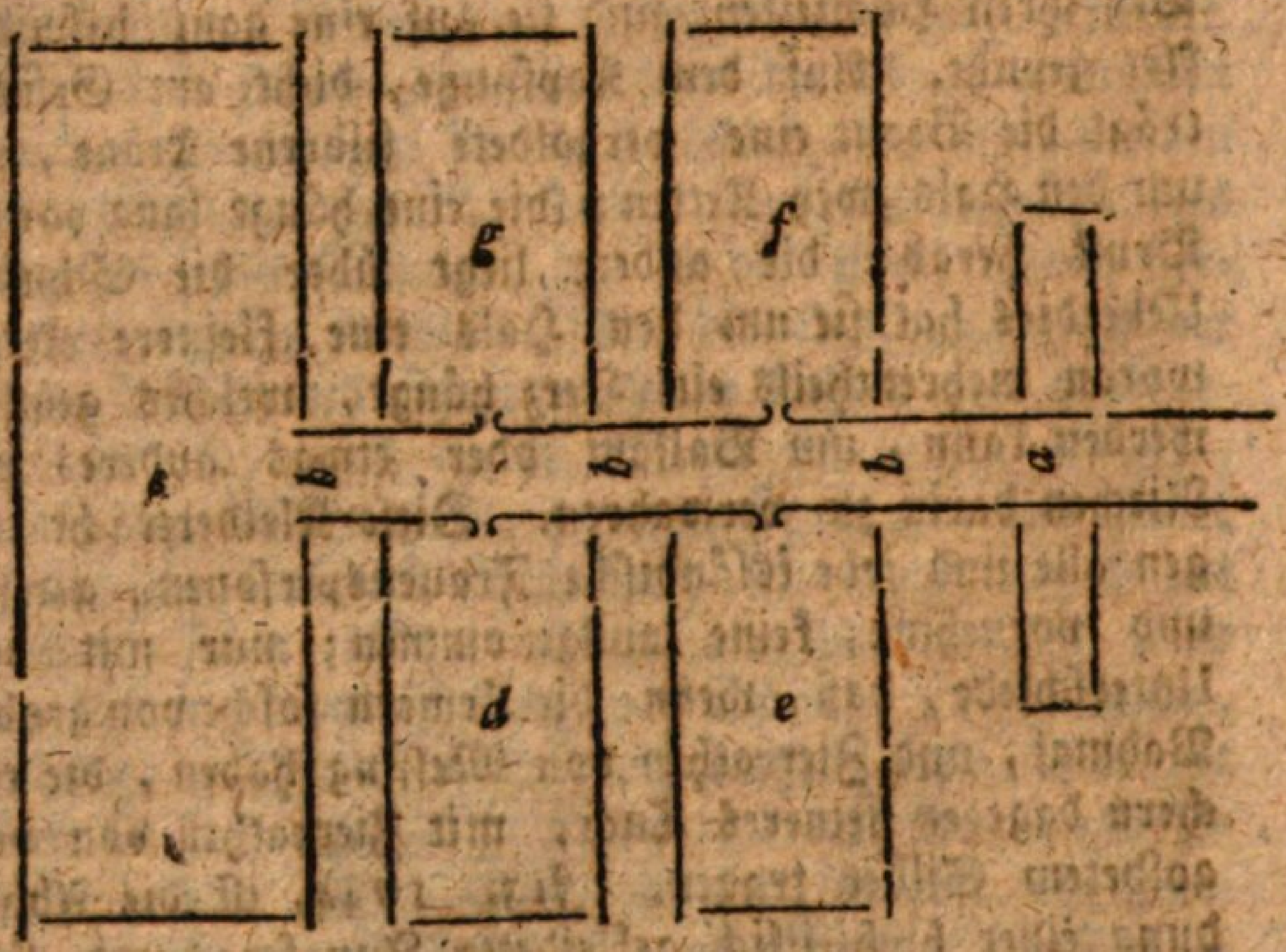
Die Isländer haben ihre alte Kleidertracht in neuern Zeiten wenig oder gar nicht verändert. Sie iſt zwar nicht zierlich und geputzt, aber doch nett und reinlich, und ſchickt ſich ſehr gut für das dortige Klima. Beyde Geſchlechter tragen die ſchwarze Farbe, die Einwohner auf der Nordſeite ausgenommen, welche ſich weiß kleiden. Die Mannsperſonen haben ſämtlich über dem Hemde ein Schifferkamiſol oder Bothsmannwamms, und weite Beinkleider. Wenn ſie reiſen, tragen ſie noch einen kleinen Ueberrock (Hempa) darüber, alles von ſchwarzem groben Tuche (Dadmal). Den Kopf bedecken ſie mit einem dreyeckigen großen Hute. Ihre Strümpfe ſind von grober Wolle. Einige kaufen ſich Nandſchuhe von Koppenhagen; Andere, denen ſolche zu theuer ſind, machen ſich ihre Schuhe ſelbſt aus Ochſenhaut, oder auch von Schafleder. Sie ſchneiden nämlich ein vierkantiges Stück Leder zurecht, welches etwas weiter iſt, als der Fuß lang iſt, nähen ſolches vorn bey den Zehen und hinten bey den Ferſen zuſammen, und binden es alsdann mit Riemen feſt. Außer dieſen gewöhnlichen Kleidern, hat jeder Hausvater auch beſondere Fiſcherkleider, dergleichen er auch ſeinem Knechte, ſobald ſie zur See auf das Fiſchen ausfah-

ren, geben muß. Sie werden aus Schaf- oder Kalbleder gemacht, und während der Bereitung oft mit Thran eingeſchmieret. Sie beſtehen aus folgenden Stücken. Leiſtabrakur ſind Beinkleider und Strümpfe in einem Stück, welche hoch über die Hüften hinauf gehen, und feſt zugeſchnüret werden; Stackur ein weites Wamms, welches um den Hals und mitten um den Leib wohl zugeſchnürt wird; Taatiller, dicke gewalkte Strümpfe von ſteifer Wolle, und Sjóſkor, Waſſerſchuhe von dickem Leder. Auch die Frauensleute gehen überall in ſchwarzen Vadmal gekleidet. Ueber dem Hemde, welches über der Bruſt zuſammen genähet iſt, tragen ſie ein Leibſtück oder Wämmschen (Uppblutur), und über dieſem ein vorn zugeſchnürtes Kamiſol, mit ſchmalen, bis an die flache Hand herunter gehenden Aermeln. An den Oeffnungen an der Seite des Armes ſitzt eine Reihe Knöpfe von getriebener Arbeit, nebſt einem Blatte an jedem Knopfe, worin der Bräutigam, wenn er ſie kauft, um ſeiner Braut ein Geſchenk zu machen, ſeinen und der Braut Namen ſetzen läßt. Oben am Wämmschen wird ein kleiner ſchwarzer Kragen (Strutur) feſtgemacht, ungefähr 3 Finger breit, mehrentheils von Sammet oder Seidenzeuge, und oft mit einer Schnur von Goldfaden beſetzt. Der Rock, welcher, ſo wie die übrigen Stücke von Vadmal iſt, geht bis auf die Fußgelenke herunter. Oben an demſelben ſitzt ein Gürtel von Silber oder Meſſing, woran die Schürze (Spinza) feſtgemacht wird, die auch von Vadmal, und oben mit einigen Knöpfen von getriebener Arbeit gezieret iſt. Ueber dieſen Anzug ziehen ſie noch einen Ueberrock, welcher feſt am Halſe und an den Armen ſchließt, etwann eine Handbreit kürzer als der Unterrock iſt, und auf beyden Seiten etwas abfällt. Er iſt ganz herunter mit einem Aufſchlage verſehen, der die meiſten Isländerinnen ſelbſt weben, und welcher

wie geſchorner Sammet ausſieht. Auf den Fingern tragen ſie viele Ringe von Gold, Silber und Meſſing. Ihr Kopfputz, welcher wie ein gekrümmter, oben abgeſtutzter Zuckerhut ausſieht, und faſt zweymal ſo hoch als das Geſicht iſt, beſteht aus verſchiedenen Tüchern, die ſie um den Kopf wickeln; ſie werden mit einem ſeidenen Tuche befeſtiget, und dienen mehr zur Wärme, als zum Putz; doch dürfen die Mädchen, ehe ſie mannbar geworden ſind, ſolche nicht tragen. Bey ihren Hochzeiten ſind ſie auf eine ganz beſondere Art geputzt. Auf dem Kopfputze, dicht am Geſichte, trägt die Braut eine vergoldete ſilberne Krone, und um den Hals zwey Ketten; die eine hängt lang vor der Bruſt herab, die andere liegt über die Schulter. Ueberdies hat ſie um den Hals eine kleinere Kette, woran mehrentheils ein Herz hängt, welches geöffnet werden kann, um Balſam oder etwas anderes zum Riechen darin zu verwahren. Dieſe Kleidertracht tragen alle und jede isländiſche Frauensperſonen, geringe und vornehme, keine ausgenommen; nur mit dem Unterſchiede, daß, wenn die ärmern ſolche von groben Vadmal, und Zierrathen von Meſſing haben, die reichern dagegen feineres Tuch, mit Zierrathen von vergoldetem Silber tragen. Fig. 1744, iſt die Abbildung einer hochzeitlich gekleideten Jungfer; und Fig. 1745, einer isländiſchen Frau mit ihrer Tochter.

Die Wohnungen und Gebäude der Isländer ſind, um ſie deſto ſicherer gegen die Verwüſtungen der Erdbeben zu machen, ſo klein, daß man ſich kaum darin umwenden kann. Sie ſind aber nicht im ganzen Lande gleich. An einigen Orten ſind dieſelben von Treibholz gebauet, an andern ſind ſie von Lava aufgeſetzt, beynahe auf eben die Art, wie wir unſere zur Einhägung dienende Steinmauern verfertigen, ſo, daß Moos zwiſchen der Lava geſtopft iſt. Einige ſind auch inwendig an den Wänden mit Bretern ausge-

ſchlagen. Das Dach wird mit Raſen gedeckt, welche über Sparren, bisweilen auch, (welches doch dauerhafter, aber auch koſtbarer, als Holz, iſt,) über Rippen von Wallfiſchen geleget werden. Das Sparrwerk ruhet auf viele, in die Länge liegende, Balken. Die Wände ſind ungefähr 3 Ellen hoch. Der Eingang iſt noch etwas niedriger. Hier iſt der Grundriß eines ſolchen Hauſes.



a, iſt die Thüre oder der Eingang des langen Ganges bbb, welcher ohngefähr 3 Ellen breit iſt, und wohin das Licht durch einige Löcher im Dache fällt, über welche ein mit einer Haut überzogenes Tonnenband gelegt iſt. Am Ende dieſes Ganges iſt eine Kammer c, worin die Frauensleute ihre Geſchäfte verrichten, und worin auch gemeiniglich der Herr des Hauſes mit ſeiner Frau ſchläft. Dieſes Zimmer iſt an den Seiten mit Bretern ausgeſchlagen, hat einen Fußboden und eine Decke, bisweilen auch kleine Glasfenſter, aber

keine Feuerſtelle. An den Seiten des langen Ganges ſind 4 Stuben, an jeder Seite zwey, wovon d zur Küche, e zum Eßzimmer, f zur Milchkammer, und g zur Geſindeſtube, dient; dieſe Stuben aber haben weder Decke noch Fußboden, und ſind auch ſelten mit Bretern an den Wänden verſehen. Die Fenſter darin beſtehen aus den Häuten, welche die Frucht der Thiere im Mutterleibe umgeben; dieſe werden über ein Tonnenband geſpannet, und über eine Oeffnung im Dache gelegt, worüber man, wenn Sturmwetter einfällt, eine hölzerne Luke fallen läßt. In der Küche iſt nicht einmal ein Schorſtein, ſondern man legt die Feuerung auf die Erde zwiſchen 3 Steine, und der Rauch muß durch ein viereckiges Loch im Dache heraus ziehen. Die Einwohner brauchen ihr Feuer nur zum Kochen.

Außer dieſem Hauſe haben ſie auch noch eine Bude für ihre Fiſche, bisweilen auch eine für ihre Kleidergeräth, und nicht weit davon ihre Viehhäuſer. In den ſchlechtern Häuſern gebrauchen ſie zu Fenſtern die Haut, welche bey dem Viehe um den Magen herum liegt, welche nicht ſo durchſichtig iſt, als die oben gedachten Häute.

In ihren Speiſen bleiben die mehreſten Isländer der Natur getreu, und dieſe Folgſamkeit belohnet ſie ſehr. Brod iſt hier ſehr rar und theuer; doch muß es auf Hochzeiten und bey Gaſtereyen gefunden werden. Diejenigen, welche ſich ſelbſt Brod von Rockenmehl backen, laſſen das Mehl dazu aus Koppenhagen kommen. Die Art zu backen iſt folgende. Das Mehl wird mit gegornen ſauern Molken (Syra) zu einem Teige geknetet, woraus Kuchen gemacht werden, die ½ Elle oder 1 Schuh breit, und 3 Zoll dick ſind. Dieſe werden in Waſſer oder Molken geſotten, und ſodann auf einem heißen Steine, oder einer eiſernen Platte, gedörret. Das gewöhnliche Mehl wird aus der oben erwähnten Flechte (Lichen islandicus) gemacht.

macht. Dieſes Moos oder Gras wird gewaſchen; alsdann ſchneiden es Einige in kleine Stücke, die mehreſten aber trocknen es am Feuer oder an der Sonne, und legen es hernach in einen Beutel, worin es ſtark geklopft wird; ſodann wird es zu Mehl zerſtoßen. Anderer Zubereitungen dieſes Mooſes zur Speiſe, iſt im XIV. Th. S. 77, Erwähnung geſchehen. Die Butter der Isländer kömmt nie friſch, oder eingeſalzen, auf den Tiſch, ſondern ſie muß, wenn ſie gut ſchmecken ſoll, erſt ſauer werden, und alsdann kann ſie ſich 20 Jahre, und länger, halten. Sie wird, je älter ſie wird, für deſto beſſer gehalten, und man rechnet dann 1 ℔ ſo gut, als 2 ℔ andere Butter. Eine gewöhnliche Speiſe iſt Molken, die man ſo lange kocht, bis ſie ſo dick wie ſaure Milch wird; man hebt ſie gewöhnlich bis auf den Winter auf. Allerley Arten von Fiſchen, bald friſch, bald geſalzen, bald gefroren, auch gedörrt, und zwar ſowohl an der Sonne, als auch an der Luft, liefern ſehr viele Gerichte. Das Fleiſch von Rindvieh, Schafen und Vögeln, wird theils eingeſalzen, theils geräuchert, gegeſſen; oft ſchlägt man es auch in Tonnen, und gießt gegohrne ſaure Molken darüber. Ein eigenthümliches isländiſches Eſſen iſt Beina-ſtriug, oder die Knochen und Knorpel von Rindvieh und Schafen, imgleichen die Gräthen von Dorſch, ſo lange in Molken gekocht, bis ſie ganz aufgelöſet worden ſind. Dieſen Brey läßt man gähren, und ißt ihn mit Milch. Die gewöhnliche Hausmannskoſt iſt entweder Miſoſt, oder Käſe, aus ſauern Molken zuſammen gekocht, oder auch Syra, ſaure Molken, die man auch in Tonnen aufhebt und gähren läſſet, und die nicht eher für gut gehalten werden, als bis ſie ein Jahr alt ſind. Blanda iſt ein Getränk, welches aus 1 Th. Waſſer und 12 Th. Syra beſteht; es wird im Winter mit Thymian oder Affenbeerſaft vermiſchet. Außer dieſen Speiſen

ge=

genießen die Isländer noch allerley Kräuter, welche theils wild wachſen, theils gepflanzet werden, wie auch Muſcheln und Schwämme. Die Isländer eſſen überhaupt dreymal des Tages, um 7, um 2, und um 9 Uhr. Des Morgens und Abends eſſen ſie gemeiniglich aufgelegte Milch, bisweilen mit Wachholder= und Affenbeeren und mit ſüßer Milch vermiſcht. An einigen Orten, Grütze oder Brey von mehrerwähnter Flechte, oder geronnene Milch, welche ſo lange gekocht wird, bis ſie ganz roth ausſieht, oder auch ſtark gekochte ſüße Milch. Mittags beſteht ihre Speiſe in trocknen Fiſchen, worüber ſaure Butter geſchmiert wird, oder ſie eſſen auch friſche Fiſche, und wenn ſie Gelegenh i und Vermögen dazu haben, etwas Brod und Käſe dazu. Nach einiger Berichte eſſen ſie die Fiſche nicht eher, als bis ſie verfault ſind; dieſes kömmt wohl daher, weil die Isländer die Fiſche gern alsdann genießen, wenn ſie etwas angelaufen ſind; ſonſt eſſen ſie viele friſche Fiſche, doch ſo, wie andere Speiſen, oft ohne Salz. Des Sonntags und in der Aerndezeit eſſen ſie Fleiſchſuppe, die oft, ſtatt des Waſſers, in Syra gekocht iſt; und im Winter, geräuchertes Fleiſch. Ihr gewöhnliches Getränk iſt Milch, ſowohl ſo warm, wie ſie gemolken wird, als auch kalt und gekocht, wie auch Buttermilch, bisweilen mit Waſſer vermiſcht, bisweilen ohne ſolches. An den Küſten aber trinken ſie mehrentheils Blanda und ſaure Milch, welche ohne Sahne oder Rahm die Tonne zu 12 Ellen oder $\frac{2}{7}$ Rthlr. Spec. verkauft wird. Die reichen Einwohner laſſen ſich Bier aus Koppenhagen bringen, und andere brauen auch wohl ſelbſt. Bey einigen der Vornehmſten trifft man auch Franzwein und Kaffee an. Der gemeine Mann trinkt bisweilen Thee von Ehrenpreis.

Die Isländer beſchäftigen ſich gewöhnlicherweiſe faſt überall mit der Fiſcherey und Viehzucht.

An den Küſten ſind die Mannsperſonen, ſowohl im Winter als im Sommer, beſtändig auf dem Waſſer; und wenn ſie des Abends bey ihrer Rückkunft die Fiſche aufgeſchnitten und ausgenommen haben, überliefern ſie dieſelben den Frauensperſonen, welche ſie trocknen müſſen. Des Winters, wenn das Wetter ſo übel iſt, daß die Männer nicht zur See gehen können, müſſen die Weiber auch das Vieh hüten und Wolle ſpinnen, und im Sommer Heu mähen, Torf ſtechen, das, was zur Feuerung nöthig iſt, holen, Schafe und Böcke, die auf den Felſen verirret ſind, wieder ſuchen, und ſich mit Schlachten beſchäftigen. Sie walken ſich auch ihr Tuch (Vadmal) ſelbſt, wozu ſie ſich des Urins bedienen, den ſie auch ſtatt der Seife und Lauge, bey dem Waſchen und Eintauchen gebrauchen. Die Mannsperſonen bereiten auch Leder, wobey ſie ſich, ſtatt der Birkenrinde, des Johanniswedels (Miad-urt, Spiraea Ulmaria) bedienen. Einige verfertigen auch getriebene Arbeit in Gold und Silber, ſtechen Petſchafte, und bringen es auch zuweilen in mechaniſchen Arbeiten ziemlich weit. Zu Reikavik iſt eine Wollenmanufactur angelegt, welche 20 bis 30 Arbeiter hat. Man findet auch hin und wieder im Lande bey den Bauern Weberſtühle. An der Weſtſeite des Landes machen ſie von Treibholz weite Gefäße zu 3 bis 12 Tonnen, welche, nach ihrer Größe, mit 4 bis 6 Rthlr. bezahlt werden. Die Frauensleute bereiten die gefangenen Fiſche, beſorgen das Vieh und deſſen Wartung, haben mit der Wolle und Milch zu thun, nähen, ſpinnen, ſtricken, und ſammeln Eyer und Dunen. Wenn ſie des Abends bey Licht arbeiten, haben ſie, ſtatt eines Stundenglaſes, Lampen mit Docht von Schotenweiderich (Fiva, Epilobium), in Thran eingetaucht, welche ſo eingerichtet ſind, daß ſie 4, 6 bis 8 Stunden brennen. Ihre Arbeiten und Geſchäfte ſind gewiſſermaßen durch ihr ſo genanntes

Bya-

Bya-lag oder Dorfrecht ſehr gut beſtimmt, als worin ihnen vorgeſchrieben iſt, wie viel Arbeit ſie den Tag über verrichten müſſen, womit ſie doch jetzt ſelten mehr fertig werden, ob es gleich darin nur die Arbeit eines Mannes von mittlern Kräften (Medelmans Värk) genannt wird. Nach dieſer Vorſchrift ſoll ein Kerl in einem Tage ſo viel Heu mähen, als auf 30 Klafter gemiſteten Landes, und auf 40 Kl. ungemiſteten Landes im Quadrat wächſt; oder er ſoll 700 Stück Torf, 8 F. lang und 3 F. breit, ſtechen. Wenn ſo tiefer Schnee fällt, daß er den Pferden bis an den Bauch geht, welches Quedſnio heißt, ſoll er täglich für 100 Schafe den Schnee wegſchaufeln. Eine Dirne ſoll ſo viel Heu mit dem Rechen zuſammen bringen, als 3 Mannsperſonen mähen, oder ſie ſoll des Tages 3 Ellen (*) Vadmal weben. Dagegen iſt einem Knechte an Lohn beſtimmt: 4 Rthlr. und 12 Ellen Vadmal; einer Dirne 2 Rthlr. und 5 E. Vadmal. Wenn ſie vom Lande zum Fiſchen ausgeſchicket werden, wird ihnen, nach eben dem Bya-lag, v. 25. Sept. bis 14. May, 6 Lispfund Butter und 18 Lispf. trockne Fiſche auf den Mann, zuerkannt, welches viel zu ſeyn ſcheint; allein es iſt auch das einzige, wovon ſie leben müſſen. Wenn ſie aber zu Hauſe ſind, und Milch ꝛc. bekommen können, wird auf einen Kerl nur 5 Pf. trockne Fiſche, und $\frac{3}{4}$ Pf. Butter, auf die Woche gerechnet.

Da die Zeitrechnung der Isländer nicht nach dem Laufe der Sonne, ſondern nach ihren Arbeiten, beſtimmt iſt, ſo will ich hier zugleich etwas davon ſagen (**). Ob ſie gleich dort, eben ſo wie wir, vier

(*) Eine alte isländiſche Elle war kleiner, als die jetzt gebräuchlichen.

(**) Nach den Nachrichten, welche Are Frode hinterlaſſen hat, zählten die Isländer auf jedes Jahr drey ganze Hunderte Tage, und außer drey ganzen Hunderten Tagen noch 4 Tage eines vierten Hunderts. Denn ſie machten in ihrer Rechnung einen Unterſchied unter einem großen Hundert, welches aus zehnmal

Jahrszeiten haben, ſo rechnen ſie doch nur zwey, wovon der Sommer am Donnerstage vor d. 16. Apr., und der Winter am Freytage vor d. 18. Oct. anfängt. Während der erſten Zeit verrichten ſie ihre Sommerarbeiten, und während der andern nehmen ſie ihre Winterbeluſtigungen vor. Dieſe zwey Jahrszeiten werden hernach, eben ſo wie bey uns, in 12 Monate eingetheilet, welche den gewöhnlichen Namen haben.

In ihren alten Annalen aber, wie auch bey dem gemeinen Manne, heiſſen ſie: 1. Nidsvetrar; 2. Föſtugangs m.; 3. Jafndaegra m.; 4. Sumar m.; 5. Fardaga m.; 6. Nöttleyſu m.; 7. Midſumar m.; 8. Heyanna m.; 9. Adratta m.; 10. Slaatrunar m.; 11. Ridtidar m.; 12. Skammdeigis m.

Tag und Nacht zuſammen, wird nicht in gewiſſe Stunden, ſondern in folgende 8 Abtheilungen getheilet. Otta, iſt, nach unſerer Uhr, um 3 Uhr des Morgens; Midur morgon oder Herdis riſmal, iſt um 5 Uhr; Dagmal, um halb 8; Haadeye, um 11; Nonn, um 3 Uhr Nachmittags; Midur aftan, um 6 des Abends; Nattmal, um 8; und Midnatt, um 12 Uhr in der Nacht. Wenn ſie wiſſen wollen, wie viel Uhr es iſt, ſo geben ſie ſowohl auf den Lauf der Sonne Acht, als ſie ſich auch dabey nach der Ebbe und Fluth richten; mehrentheils aber bedienen ſie ſich einer Kunſt, den Lauf der Zeit an den Fingern auszurechnen

mal 12 beſtand, und einem kleinen Hundert, welches nur aus zehnmal 10, oder 100, beſtand. Wenn die Isländer auf das Jahr drey ganze Hunderte Tage rechnen, ſo verſtehen ſie große Hunderte darunter, deren drey 360 Tage ausmachen, wozu ſie noch 4 Tage des vierten Hunderts zulegten, ſo, daß alſo ihr Jahr aus 364 Tagen beſtand. Da aber dieſe Rechnung nicht lange beſtehen konnte, ſo gab ihnen Torſten Svartr den Rath, daß ſie alle 7 Jahre im Sommer eine ganze Woche von 7 Tagen hinzu fügen ſollten. Man nahm dieſen Vorſchlag an; allein, der Lagman Thorkel Mäne, und andere, welche mehr Einſicht hatten, kamen endlich überein, daß jedes Jahr aus 365 Tagen beſtehen, das vierte Jahr aber allemal ein Laupar, d. i. ein Schaltjahr von 366 Tagen, seyn ſollte.

ren (*). Uhren werden bey ihnen ſelten gefunden, doch hat faſt jeder Bauer ein Stundenglas.

Was den Handel der Isländer unter ſich, und mit den dahin kommenden fremden Nationen, betrifft: ſo iſt davon zu merken, daß ſie wenig oder nichts kaufen und verkaufen, weil ſie außer dem, was von fremden Nationen dahin gebracht wird, kein geprägtes Geld haben, ſondern, daß ihr ganzer Handel im Tauſch derjenigen Naturproducte, welche ſie ſelbſt haben, gegen andere beſteht. Man bringt ihnen aus fremden Landen Mehl, Bier, Wein, Branntwein, Tobak, Salz, Kupfer, Eiſen, allerley Kramwaaren, Tuch, Leinwand, Bauholz, und andere zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens erforderliche Dinge; dagegen erhält man von ihnen im Tauſch ihre oben erwähnte Landesproducte, inſonderheit Talg, Stockfiſch, Dorſch, und andere, trockene und eingeſalzene Fiſche, Bökelfleiſch, Felle von Füchſen, Bären und Luchſen, Wolle, Schwefel, Butter, und ihre oben erwähnte wollene Manufacturen, als: grobe Tücher (Badmal), Filzhandſchuhe, Strümpfe und Decken. Es iſt aber der isländiſche Handel vielen Veränderungen unterworfen geweſen. Bis im J. 1400 ſegelten mehrentheils nur die Norweger dahin, und kauften die Fiſche auf, welche der Isländer nicht mit eigenen Schiffen ausführte. Hernach bekamen die Engländer dieſen Handel bis zur Zeit der Reformation, da er in die Hände der Deutſchen fiel, und beſonders die Hamburger viel dabey gewannen. Chriſtian IV. aber, welcher ſich überhaupt die Emporbringung des däniſchen Handels ſo angelegen ſeyn ließ, richtete ebenfalls ſeine Augen auf Island. Er verbot im J. 1602 allen Handel der Hanſeeſtädte dahin, und trug ſolchen dagegen

(*) Hiebey bedienen ſie ſich häufig des Biſchof John Arneſens Dactylismus eccleſiaſticus, oder Fingerreim. Koppenh. 1738, 8.

gen Koppenhagen, Malmö, und andern der Krone Dänemark damals unterwürfigen Städten auf. Doch kam die isländiſche Compagnie zu Koppenhagen nicht eher in Ordnung, als im J. 1620, nachdem der König 1619 allen Handel der Hanſeeſtädte daſelbſt aufs neue verboten hatte. Dieſe Compagnie wurde bis 1662 (*) fortgeſetzt, da ſie durch eine beſondere Verordnung aufgehoben wurde. Daran war unter andern auch das Schuld, daß die Seeräuber im J. 1627 in Jsland großen Schaden gethan, und viele Leute mit weggeführt hatten, welche doch 9 Jahre nachher größtentheils von dem Könige wieder ausgelöſet wurden (**). Dieſes verdroß den König um ſo mehr, da die isländiſche Compagnie es übernommen hatte, nicht nur das Land mit den nöthigen Waaren zu verſehen, ſondern es auch zu beſchützen. Dieſer Umſtand hatte für die Compagnie die Wirkung, daß diejenigen, welche Actien zu 1000 Rthlr. hatten, nur 500, und die, welche zu 200 Rthlr. Actien hatten, gar nichts zurück erhielten. Die Compagnie bezahlte für jeden Hafen etwas gewiſſes an den König, und für jedes Schiff 1 Rthlr. an den Stiftsamtmann; auch mußte ſie etwas gewiſſes von den Weſtmannsinſeln an des Königs Vorrathshaus abgeben. Hernach wurde der Handel in jedem Hafen alle 6 Jahre an die Meiſtbietenden überlaſſen. Seit 1734 aber hat die königl. octroyrte isländiſch-finnmärkiſche Handelsgeſellſchaft zu Koppenhagen, gegen eine jährliche Abgabe an den König von

(*) Nicht 1607, wie in Ludovici Kaufmanns-Lexicon, 3. Th. Lpz. 1767. 8. Col. 693. ſteht.

(**) Schon 1579 hatten die Jsländer einen Beſuch von engländiſchen Seeräubern; 1613, 1614, 1615 und 1616 von franzöſiſchen, und 1627 von den Algierern und Marokkanern, welche alles, was ſie nicht fortbringen konnten, zerſtoreten und verbrannten. Pontoppidan führt auch an, daß im J. 1687 türkiſche Seeräuber nach Jsland gekommen seyn; allein, er irret darin.

von 6000 Rthlr.. aufs neue das Monopolium deſſelben gehabt. Sie ſchickte alle Jahre 24 bis 30 Schiffe mit Getraide, Brod, Wein, Eiſen, Zimmerholz u. d. m. dahin, und führte dagegen aus 22 Häfen, Fiſche, Fleiſch, Butter, Thran, Häute, Wolle und Wollenwaaren, aus, welche ſie, gegen die dahin gebrachten Waaren, nach Vorſchrift einer 1702 ausgefertigten Taxe, eintauſchte. Ob die Compagnie auf dieſen Handel viel gewonnen habe, oder nicht, iſt ſchwer zu beſtimmen; allein, das iſt unläugbar, daß die Isländer dabey verloren; denn die Holländer hätten gern weit über die Taxe bezahlt, und ihnen weit beſſere Waaren zugeführt, als die Compagnie an ſie verkaufte. Daher kam es auch, daß, ob gleich verſchiedene holländiſche Schiffe des verbotenen Handels wegen dort ſequeſtrirt wurden, die Isländer doch unter der Hand viele an dieſelben verkauften. Die Handelsbedienten der Compagnie konnten dieſes bald aus dem kleinen Vorrathe abnehmen, den ſie ihnen hernach zu überlaſſen im Stande waren, und waren daher ſchlecht mit ihnen zufrieden. Dieſe Compagnie iſt im J. 1776, d. 30. May, aufgehoben, und eine neue Taxe verordnet worden, nach welcher der Handel jetzt für Rechnung der Krone, unter Aufſicht des Hrn. Staats- und Conferenzrathes Erichſen getrieben wird.

Sechs Tabellen, als Beiträge zur Geſchichte des Handels von Island, in ältern und neuern Zeiten, aus einer neuern Schrift des Hrn. C. R. Erichſen über die beſten Handelseinrichtungen in Island, ſt. in Heinze kieliſchen Magaz. 1. B. 1. St., 1783, 8. S. 111—122.

Alle Jahr wird bey Hraundals-retter ein Markt gehalten, wo diejenigen, welche tiefer in das Land hinein wohnen, gegen Butter, Wallmar und Schafe, ſich Fiſche, Thran, und andere Waaren, eintauſchen.

Auf der Inſel gilt kein anderes Geld, als Species, oder däniſche Kronen; allein, der ganze Vorrath des baaren Geldes beträgt nur wenige tauſend Rthlr. An

ſtatt

ſtatt der Scheidemünze bedient man ſich der getrockneten Fiſche und des Vadmals. Bey jenen beruhet der Werth auf den Stücken, bey dieſem auf der Elle. Alle Rechnungen und Contracte ſo gar werden nicht nach Gelde, ſondern nach Fiſchen und Ellen, geführt. Eine Elle gilt 2 Fiſche; 24 Ellen, oder 48 Fiſche, jeder Fiſch zu 2 Pfund gerechnet, machen einen Speciesthaler, 15 Fiſche eine einfache, und 30 eine doppelte Krone, aus. 2 Fiſche betragen im Lande nach däniſcher Münze, 4 Schill. Species, oder $4\frac{1}{4}$ in Kronen, oder $4\frac{1}{2}$ in Courant, werden aber im Handel nur für die Hälfte der vorigen Beſtimmung gerechnet. Man kauft ein Pferd für 150 Fiſche, und ein Gut für 6000 Ellen. Die isländiſche Elle hält nur $21\frac{9}{11}$ rheinl. Zoll, und iſt alſo $2\frac{2}{11}$ Z. kleiner, als die däniſche, welche gerade 2 rh. Fuß hält. Ein Vätt iſt 5 Ließpfund; ein Färing, 10 ℔. Auf eine Tonne rechnet man 136 Pott, und auf ein Kutur 5. Das Längenmaß der Isländer im Großen, iſt zu Lande ein Tingmannaleid, oder eine Tagereiſe, welche nach Beſchaffenheit der Gegend verſchieden iſt, und gewöhnlich für 5 däniſche Meilen (1 Meile = 24000 rheinl. Fuß) gerechnet wird. Zu Waſſer rechnen ſie nach Seemeilen, deren 3 auf 1 Tingmannaleid gehen.

Die Sprache iſt dieſelbe, welche im 9ten Jahrh. in Schweden, Dänemark und Norwegen geredet wurde, und ſie hat ſich daſelbſt in ſolcher Reinigkeit erhalten, daß jeder Isländer eben ſo leicht die älteſten Sagen verſteht, als wir die Briefe aus den Zeiten Carl's IX. leſen können. Die allgemeine Veränderung, welche die nordiſche Sprache, zur Zeit und nach der Zeit Erich's von Pommern, erlitten hat, erſtreckte ſich alſo nicht bis Island, ob gleich auch darin hernach, ſowohl durch Einführung der Religion, als auch durch die Handlung mit den Dänen, Engländern und Deutſchen, im 15ten Jahrh. etwas verändert worden iſt.

Nach-

Nachdem Island, zugleich mit Norwegen, an die däniſche Krone gekommen war, trug dieſe die Regierung darüber einem Stiftsamtmanne auf, welcher die mehreſte Zeit nur einmal des Jahrs dahin reiſete, um nach allem zu ſehen, ob er gleich nach ſeiner Inſtruction ſich dort beſtändig aufhalten ſollte. Da das Land durch die lange Abweſenheit dieſer Befehlshaber ſehr litt, ſo wurde vor einigen Jahren aufs neue beſchloſſen, daß der Stiftsamtmann ſich hier beſtändig aufhalten, und zwar auf dem königl. Hofe Beſſeſtader ſeinen Sitz haben ſollte. Unter ihm ſteht ein Amtmann, welcher eben daſelbſt ſeinen Sitz hat. Außerdem iſt hier noch ein königlicher Landvogt, welcher alle königl. Einkünfte hebt, und der Rentkammer Rechnung davon ablegt. Er wohnte ſonſt auch zu Beſſeſtader, nun aber in Widöekloſter. Solche Einkünfte beſtehen: 1. in den Pachtgeldern von allen Häfen, welche ſich jährlich auf 16000 Rthlr., und etwas darüber, belaufen; 2. aus der Schatzung und den Zehenden, welche Einkünfte nach Landesgebrauch in Fiſchen berechnet werden, und an Privatperſonen verpachtet ſind; 3. in den Pachtgeldern, welche von den ſeculariſirten Klöſtern und königl. Ländereyen gehoben werden; 4. in den Einkünften von den königl. Böthen; 5. in dem Werthe der $138\frac{1}{2}$ Ellen Vadmal, welche ein jeder Syſſel jährlich liefert, der 892 Paar Strümpfe, welche aus allen Syſſeln berechnet werden, und der aus einigen Syſſeln einkommenden 172 Schiffpfund Fiſche. Ferner ſind in Island 2 Laugmänner (Lagmänner) oder Oberrichter, davon der eine das süd= und öſtliche, der andere aber das nord= und weſtliche Viertel richtet, außer welchen auch noch ein Unterlaugmann zu ſeyn pflegt. Endlich giebt es noch 21 Syſſelmänner (*), welche Unterrichter ſind, auch die königl. Sche=

(*) Sie werden ſo genannt von dem Worte Syſſel, (Schwed. ein Härad,) eine Vogtey, ein Diſtrict, welches Wort in Wärmeland

Schatzung von den verpachteten Syſſeln oder Diſtricten heben. Ein jeder Syſſelmann hat viele Gerichtsſtellen, dazu gewiſſe Bezirke gehören. Vormals war das Land in 4 Fiordungar, oder Viertel, eingetheilt, deren jedes ſein eigenes Gericht hatte, woraus bey ihren öffentlichen Zuſammenkünften ein Gericht unter dem Namen, Fiordungs-doeme formirt wurde. Da aber die gemeine Sicherheit noch ein Obergericht zu erfordern ſchien, wohin der leidende Theil ſich durch Appellation wenden könnte, ſo iſt, kurz nach Einführung des Chriſtenthumes, ein Fimtar-doeme errichtet worden, welches Tribunal aus den vorhergehenden 4 Gerichten und einigen Predigern beſtand. Jetzt werden alle Sachen zuerſt beym Härads-thing, oder Diſtrictsgerichte abgemacht; davon kann an das Al-thing oder allgemeine Gericht, welches jährlich d. 8. Jul. zu Thingvalla gehalten wird, appellirt werden. Hier ſind zwey Gerichte; das eine, woran die Sache, worin appellirt worden iſt, zuerſt gelanget, beſteht bloß aus Laugmännern; das andere aber; woran zur nähern Unterſuchung auf das folgende Jahr appellirt werden kann, beſteht aus dem Stiftsamtmanne, welcher das Wort führt, und 12 der angeſehenſten Männer im Lande, mehrentheils Laugmänner und Syſſelmänner, zu Beiſitzern hat. Von hier kann noch wieder an das königl. höchſte Gericht in Koppenhagen appellirt werden.

Anfangs machten ſich die nach Island gekommenen Norweger ſelbſt ihre Geſetze; als aber ſolche hernach nicht hinlänglich waren, und die Volksmenge anwuchs, nahm Ulfliotr, im Jahr 987, es über ſich, nach Norwegen

land und Norwegen noch einerley Bedeutung hat. Die Syſſelmänner aber bedeuten mehr als die ſo genannten Häradsvögte in Schweden, indem ſie ſich nicht allein mit der Einnahme der Steuern, ſondern auch mit Verwaltung der Juſtiz, beſchäftigen.

gen zu ſegeln, und ihnen aus dortigen Verordnungen ein richtiges Geſetzbuch zu verfertigen. Er bediente ſich dabey auch des Gulöthings Geſetzes, und kam nach 3 Jahren wieder in ſein Vaterland zurück. Im J. 1118 wurde dort das Gragas, ein berühmtes altes Geſetzbuch, und 1280 das ſo genannte Jönsbuch angenommen, nach welchen letztern noch in gewiſſen Fällen geſprochen wird. Die mehreſten Sachen werden aber doch nach dem däniſchen Geſetze und nach neuern Verordnungen abgemacht.

Die Isländer bekennen ſich ſämmtlich zu Luther's Lehre, welche K. Chriſtian III. vom J. 1540 an einführte. Anfänglich fand er von Seiten der damals ſehr mächtigen Biſchöfe großen Widerſtand, jetzt aber herrſcht daſelbſt eine glückliche Ruhe. Die daſige Kirche ſteht unter den beyden Biſchöfen zu Scaalholt und Holum, und begreift 189 Kirchſpiele, wovon 127 zum Stifte Scaalholt, und 62 zum Biſthum Holum gehören. Zu Predigern werden eingeborne Isländer genommen. Das Gehalt dieſer würdigen Männer iſt ſehr ſchlecht; denn viele unter ihnen haben jährlich kaum 20 Rthlr., und ungefähr ihrer vier oder fünf auf der ganzen Inſel haben die höchſte Beſoldung, 100 Rthlr. Noch drückender werden ihre Vermögensumſtände durch die überaus großen Beſchwerlichkeiten ihres Dienſtes; denn da die meiſten Kirchſpiele viele Meilen im Umfange haben, ſo müſſen dieſe im Winter, bey tiefen Schnee, über Berge, Einöden und ſteile Felſen, zu Fuße, oft mit dem ſtärkſten Hunger kämpfend, und eben ſo oft mit einer ſchlechten Hülle bedeckt, durchwandern, oder vielmehr durchkriechen. Einen ſolchen Mann, der für jährlich 20 Rthlr. unbemerkt auf ſeiner Inſel Menſchen zur Ewigkeit bildet, mit einer italiäniſchen Sängerin, die für jährliche 4 bis 6000 Rthlr. ſo manche Seele der glückli-

chen Ewigkeit entreißt — dieſe beyde auf die Wage gelegt — —

Die Isländer ſind nicht ſo unwiſſend, als ſie ſcheinen. Jeder Bauer verſteht, auſſer ſeinem Chriſtenthume, auch die vaterländiſche Geſchichte, und die Prediger unter ihnen ſprechen faſt durchgängig gut Latein; auch findet man hier ſchönere Bibliotheken, als man ſie in dieſen Eisbergen ſuchen ſollte. So gar kann Island wirklich große Gelehrte aufweiſen. Im J. 1774 waren 54 isländiſche Studenten auf der Univerſität zu Kopenhagen. Da auch einige derſelben nach Abo und auf deutſche Univerſitäten gehen, ſo beſtimmt dieſer Umſtand allein einen ziemlich hohen Grad der isländiſchen Cultur. Auch eine privileegirte Buchdruckerey iſt auf dieſer Inſel, welche unlängſt Olaffe Olſen angelegt hat, und worin bereits viele Bücher gedruckt worden ſind.

Ausführlichere Nachricht von Island, hat man in Hrn. Chr. Ulr. Detlev Eggers angekündigten phyſikaliſchen und ſtatiſtiſchen Beſchreibung Islands, nach den beſten Quellen bearbeitete, in drey Bänden zu erwarten.

Isländiſche Eisberge, ſ. oben, S. 21.

Isländiſcher Federſtaub, ſ. oben, S. 25.

Isländiſches Felſengras oder **isländiſche Flechte**, ſ. oben, S. 20.

Isländiſcher Handel, und **isländiſche Handelsgeſellſchaft**, ſ. oben, S. 43 fgg.

Isländiſcher Hund, ſ. Th. XXVI. S. 348.

Isländiſches Jahr ſ. oben, S. 41 f.

Isländiſche Kleidung, ſ. oben, S. 33.

Isländiſcher Kryſtall, ſ. Kryſtall.

Isländiſches Treibholz. ſ. oben, S. 22.

Isländiſche Zeitrechnung, ſ. oben, S. 41, f.

Iſle, ſiehe Inſel.

Iſle de France, L. Inſula Franciæ. Hierunter verſteht man: 1. nach der geographiſchen Eintheilung von Frank-

Frankreich, diejenige kleine Provinz oder Landſchaft des Königreiches Frankreich, welche zwiſchen den Flüſſen Seine, Marne, Oiſe und Aisne liegt, und nur eine von den Unterſtatthalterſchaften des Gouvernements von Iſle de France ausmacht. Dieſe Provinz hat ihren Namen Iſle de France, d. i. Inſel von Frankreich, daher, weil ſie bis zu Ende des 16ten Jahrh. unter allen in Frankreich die einzige war, die weder an das Meer, noch an ein fremdes Land angränzte, und alſo mit franzöſiſchen Ländern überall, wie eine Inſel vom Waſſer, umgeben war. Ihre Länge erſtreckt ſich, von Morgen nach Abend zu, längſt an dem nordlichen Ufer der Seine herunter, auf 35 franz. Meilen.

2 Nach der militäriſchen Eintheilung von Frankreich, eines von den Generalgouvernements oder Statthalterſchaften in Frankreich, welches gegen Norden an die Picardie, gegen Weſten an die Normandie, gegen Süden an das Gouvernement von Orleanois, und gegen Oſten an das von Champagne gränzt. In beyderley Verſtande iſt Paris die Hauptſtadt von Iſle de France, ob gleich Paris ein beſonderes Gouvernement hat, welches vom Gouvernement von Iſle de France unterſchieden wird.

Das Gouvernement von Iſle de France iſt ein an Getreide, Früchten und Weinen fruchtbares Land, erſtreckt ſich aber weiter als die kleine Landſchaft Iſle de France, denn es begreift auch einen Theil von den Landſchaften Perche, Picardie, Brie, Gatinois, Beauce, und ganz Vexin françois, in ſich. Auſſer dem Gouverneur iſt hier ein General-Lieutenant, und 4 Unter-Statthalter; und hiernächſt giebt es noch verſchiedene beſondere Gouverneurs.

Die Unter-Statthalterſchaften und kleinen Landſchaften ſind folgende: 1. Die Unterſtatthalterſchaft der erſt erwähnten Iſle de France. 2. Die zweyte Unterſtatthalterſchaft be-

greift: la Brie françoiſe, le Valois, le Soiſſonnois, le Noyonnois, und le Laonnois. Die dritte: le Beauvaiſis, und le Vexin françois. 4. Die vierte: le Mantois, oder Mantoan, le Hurepoix, le Gatinois françois, und le Pays de Thimerais.

Iſle de France, eine Inſel an der öſtlichen Seite von Afrika, bey Madagaskar. Die Portugieſen entdeckten ſie 1595, aber 3 Jahre hernach brachten die Holländer dieſelbe unter ihren Gehorſam, und gaben ihr, dem Prinzen Moriz von Oranien zu Ehren, den Namen St. Maurice. Sie verlieſſen ſolche 1712, und 1721 etablirten ſich hier die Franzoſen, welche dieſe Inſel noch beſitzen, und ihr den Namen Iſle de France gegeben haben. Die Breite iſt 20° 10′ ſüdlich, und die Länge, vom pariſer Meridian an gerechnet, 55 Grad. Die ganze Inſel hält 432680 Arpents, nämlich 100 Ruthen auf 1 Arpent, und 20 Schuh auf eine Ruthe (Perche) gerechnet.

Die Holländer wollten, als ſie dieſe Inſel unter ihre Bothmäßigkeit gebracht hatten, wirklich eine Colonie daſelbſt anlegen; weil ſie aber nicht ſo viel aus dem Lande zogen, als ſie Koſten darauf verwandten, mußten ſie daſſelbe wieder verlaſſen. In der Folge fand Hr. de la Bourdonnais, Gouverneur der franzöſiſchen oſtindiſchen Compagnie auf der Inſel Bourbon, für gut, von der Inſel Beſitz zu nehmen, weil ſie ſeinem eigenen Gouvernement ſo nahe gelegen war. Er ſchickte Leute dahin, um dieſelbe zu bevölkern; und bald darauf wurde ſie zur wichtigſten Beſitzung. Indeſſen reichte alle Mühe nicht hin, den Coloniſten ihren nöthigen Unterhalt zu verſchaffen. Der Boden iſt noch immer ſo unfruchtbar, daß die Bewohner ihre alljährliche Nahrung von Ausländern ziehen müſſen. Der Hafen, welchen man als eine Niederlage im indiſchen Handel brauchen kann, iſt der einzige Vortheil, den man von dieſer Beſitzung hat. Deſſen ungeachtet giebt es daſelbſt keine Bettler, weil man nur zweyerley

Stände kennt, den Herrn und den Sclaven. Allmählich fangen die Bewohner der Inſel an, dieſelbe durch Anbau zu benuzen. Es giebt beträchtliche Kaffee- und Zuckerplantagen darauf; auch einen Indig, welcher beſſer iſt als der amerikaniſche; aber ſeine Pflanze, welche auf dieſer Inſel allzutrocken iſt, wird nöthigen, den Bau derſelben bald wieder aufzugeben, weil ſie die auf ihre Cultur erforderliche Koſten nicht abträgt. Man hat zwar verſchiedene fremde Arten dahin gebracht, von Madagaskar, von der Küſte Koromandel, von Agra, aus Bengalen, aus China, und aus Amerika, in der Abſicht ſie daſelbſt einheimiſch zu machen. Aber der Verſuch fiel nicht ganz nach Wunſch aus; es ſcheint, daß ſie alle ausgeartet ſeyn, und daß die amerikaniſche Art nicht die ächte gute war, weil ſie bey allen Verſuchen nur die Hälfte von dem gab, was ſie ſonſt in Amerika ſelbſt einbringt. Hr. von Coſſigni, einer der thätigſten Pflanzer auf der Inſel, hat ſehr wichtige Entdeckungen hierüber gemacht; ſie ſtehen in ſeiner Abh. von der Pflanzung des Indigs, welche die Regierung auf der Inſel ſelbſt hat drucken laſſen.

Mit den Gewürzen hat man beſſere Ausſichten. Die Herren von Tremigon und Coetivi brachten ſie in den Jahren 1769 und 1771 dahin. Beyde Expeditionen unternahm Hr. Poivre, Intendant der Inſeln France und Bourbon, welcher alles mögliche anwendete, dieſe zwo Colonien zu bereichern, und alſo nichts verſäumte, ihnen den gedachten neuen Handelszweig zu verſchaffen. Man hat bis auf dieſen Tag behauptet, als ob die auf der Inſel France gezogenen Gewürze an ihrer Güte verlören; aber man weiß jezt, daß dieſes leere Gerücht bloß von Leuten verbreitet wurde, die den Herrn Poivre um ſeinen Ruhm beneideten, welchen er ſich während der Verwaltung jener Inſel erworben hatte. Dieſer wackere Mann

hatte ſchon ſeit langer Zeit Feinde in der Colonie, und hat deren noch jetzt manche daſelbſt, ſo wie jeder nutzbare thätige Mann faſt immer von Neidern und Undankbaren angefochten wird. Die Gewürze gedeihen ſo trefflich auf dieſer Inſel; ſchon jetzt tragen die durch Körner gepflanzten Gewürznelkenbäume ſo herrliche Nägelein, daß ſie denen, die man von den Holländern einhandelt, nichts nachgeben; und im kurzem werden die Franzoſen die holländiſchen Gewürznelken nicht nur gänzlich entbehren, ſondern wohl noch ſelbſt von den ihrigen an andere Nationen verkaufen können. Die Muskatennußbäume ſind nicht völlig ſo gut gerathen; denn da ſie unter die Bäume von ganz getrennten Geſchlechtern gehören, und man dieſes damals nicht wußte, ſo traf es ſich, daß man nur wenig weibliche darunter hatte, als man ſie auf die Inſel brachte; und dieſes verhinderte, daß ſie ſich nicht ſo ſchnell vermehren konnten, als die Nelkenbäume. Sonſt verdienen jene glückliche Verſuche die ganze Aufmerkſamkeit der Coloniſten; nur iſt zu befürchten, daß die nach dieſer Inſel wandernden Europäer die erſtern mit ihren ſyſtematiſchen Grillen auf allerley Projecte bringen könnten, ſo, daß ſie vielleicht den Kaffeebaum vernachläſſigen, um Baumwolle zu pflanzen, und die Baumwollenbäume wieder ausreuten, um dafür Zuckerrohr, Getreide, Mays oder Maniok, zu bauen. Eines von den größten Hinderniſſen der Cultur iſt auch dieſes, daß kein Europäer in der Abſicht auf dieſe Inſel kömmt, um ſich auf Lebenszeit daſelbſt feſtzuſetzen. Man geht auf 3 oder 4 Jahre dahin, binnnen welchen man ſich zu bereichern ſucht, indem man ſein weniges Geld auf die Schiffe ſteckt, die auf Madagaskar oder Mozambike Sclaven kaufen, ein Handel, bey dem ſich allemal etwas gewinnen läßt, ſo wie bey den meiſten dergleichen Handelszweigen, die dem Menſchengeſchlechte zur Schande gereichen.

Die

Die Bewohner der Inſel benutzen niemals alle die Vortheile, welche ſie zur Verbeſſerung ihrer Ländereyen anwenden könnten. Die Sclaven arbeiten ſtets nur nachläſſig; denn was läßt ſich im Grunde anders von einem Unglücklichen erwarten, den man mit Geiſſelhieben dazu zwingt, die Intreſſen des auf ihn verwendeten Capitals abzutragen? Es giebt zwar einige menſchlich geſinnte und mittleidige Herren jener Elenden, welche ſie nicht mißhandeln, ſondern ihnen ihre Knechtſchaft erleichtern; aber die Zahl dieſer beſſern Menſchen iſt ſehr klein. Die übrigen alle behandeln ihre Negern mit der grauſamſten und empörendſten Tyranneywuth. Wenn der Sclave den ganzen Tag hindurch gearbeitet hat, muß er erſt ſeine Nahrung im Gehölze ſuchen, und bloß von ungeſunden Wurzeln leben. Dieſe Unglücklichen ſterben von Elend und unmenſchlicher Behandlung, ohne das mindeſte Gefühl von Erbarmung bey ihrer Herrſchaft zu erregen; daher trachten ſie auch nach jeder Gelegenheit durch die Flucht zu entrinnen, um in den Wäldern Unabhängigkeit und neues Elend zu finden.

Man holt dieſe unglückliche Geſchöpfe aus Madagaskar, und bezahlt eins derſelben mit 50 Rthlr. Jetzt hat die Inſel 20000 Sclaven, welche alle 18 Jahre ganz neu angeſchaffet werden müſſen; denn jährlich ſtirbt ein Achtzehntel. Wider die Sclaben, die von ihrer Herrſchaft in die Waldungen entflieheu, gehen die Einwohner auf die Jagd, und erſchießen ſie, wie das Wild, zum Zeitvertreib.

Aller Anſtrengung der Indüſtrie ungeachtet, wird dieſe Inſel doch den Wünſchen ihrer Bewohner niemals vollkommen entſprechen. Nie werden ſich dieſe ein wahrhaftig bequemes Leben verſchaffen können; denn, nebſt den Verwüſtungen der Stürme, haben ſie auch noch gegen eine unendliche Menge gefräßiger Ratzen und Vögel zu kämpfen. Die Zeiſige und Kernbeiſſer aus Java, welche man ehedem als Seltenheiten auf die Inſel brachte, und ſorgfältig in Kä-

ſigen verwahrte, haben ſich ſo ſehr vermehrt, daß ſie faſt alle Aernden auffreſſen.

Um ſie von den Saatfeldern zu verjagen, muß man ſtets einige Negern zur Schildwache ausſtellen, die durch Geſchrey und Händeklatſchen ein anhaltendes Getöſe machen müſſen. Der Ratzen iſt eine ſo ſchreckliche Menge, daß ſie oft in einer einzigen Nacht ein ganzes Feld voll Mays aufzehren; nebſt dem freſſen ſie auch noch die Baumfrüchte weg, und verderben ſelbſt die jungen Bäume, indem ſie die Wurzeln derſelben abnagen. Dieſes ſoll die eigentliche Urſache geweſen ſeyn, warum die Holländer dieſe Inſel verlieſſen. Die Regierung hat zur Vertilgung dieſer ſchädlichen Thiere gute Anſtalten gemacht. Jeder Einwohner muß nach der größern oder kleinern Anzahl ſeiner Sclaven, eine gewiſſe Anzahl jener Thiere erlegen, und die Köpfe der getödteten Vögel und die Schwänze der Ratzen an das Polizeyamt einliefern. Indeſſen iſt alle dieſe Vorſicht unzulänglich. Es iſt unmöglich, derſelben los zu werden, wenn nicht Raubvögel und Soldaten-Commando's zugleich gegen ſie losziehen. Auf eben dieſe Art hat man ehedem die Heuſchrecken vertilget, deren eine ſo entſetzliche Menge auf der Inſel war, daß nicht die mindeſte Spur von Reiß, Getreyde oder Mays, mehr übrig blieb, wenn ein Schwarm dieſes Ungeziefers ſich darauf niederließ. Nachher nährte ſich eine Art von Eisvögeln (Martius), die man aus Indien gebracht hatte, davon, und die Regierung that noch das übrige dazu, dieſe Inſecten vollends auszurotten. Aber, wie man gemeiniglich nur die gegenwärtigen Uebel ſcheuet, ohne ſich auf zukünftige gefaßt zu machen, ſo wurde man endlich auch müde, ſeine Wohlthäter um ſich zu ſehen; und nun ſchießt man, allen Verbothe ungeachtet, täglich viele ſolche Amſeln.

Die Inſel France hat den franzöſiſchen Beſitzungen in Indien von je her viele unglückliche Begebenheiten zugezogen, und wird es auch immer thun. Man glaubt, ſie ſey der Mittelpunct ihres Handels, und behauptet, man könne zu Kriegszeiten mit den daſelbſt liegenden Truppen die franzöſiſchen Factoreyen zeitig genug unterſtützen, aber es iſt jetzt erwieſen, daß man 4 Monate Zeit nöthig habe, um die Nachrichten und Befehle von Frankreich nach dieſer Inſel zu ſenden, und dann, bey aller Thätigkeit bey den vor der Einſchiffung erforderlichen Operationen, noch 8 Monate, ſo, daß alle nach Indien abgehende Geſchwader allemal erſt nach Jahrsfriſt an den Ort ihrer Beſtimmung kommen. Dagegen erhalten die Engländer ihre Nachrichten innerhalb 70 Tagen, und da ſie ohnehin Herren von Indien ſind, haben ſie ſchon eine anſehnliche Macht daſelbſt, und vertreiben die Franzoſen gänzlich, noch ehe man auf der Inſel France weiß, daß der Krieg angefangen ſey. Damit Frankreich den Beſitz dieſes geſegneten Landes behalte, muß es nothwendig einen Hafen auf der Küſte Malabar haben, von wo aus ſeine Geſchwader zu allen Zeiten die feindlichen Flotten beobachten können. Frankreich hat Pondiſcherey ſchon zweymal bloß deswegen verloren, weil jene Geſchwader die Küſte Koromandel verlieſſen, und nach der Inſel France ſegelten. Hätte man die bis heut zu Tage auf dieſe Inſel verſandten Truppen in Indien unterhalten, wenn ſie auch ſchon beſſer unterhalten und gekleidet worden wären, ſo würden ſie doch daſelbſt weit weniger gekoſtet haben. Ueber dies wären ſie bey vortheilhaften Gelegenheiten ſchon an Ort und Stelle, und an das Klima gewöhnt geweſen; und wenn Frankreich mit denſelben auch keine Eroberungen gemacht hätte, würde es doch wenigſtens ſeine Beſitzungen in ſeiner Gewalt behalten, und die Ehre ſeiner Flagge haben vertheidigen können.

Ob gleich die Inſel France nur ein Pünctchen unſerer Erde ausmacht, iſt ſie doch eines der merkwürdigſten Denkmale von den Verwüſtungen, die den Erdball erſchüttert haben. Alles, woraus ſie beſteht, iſt mit Eiſen vermengt; alles gieng durch das Feuer; man ſieht ſo gar noch den Schlund eines erloſchenen Vulkans, und viele tiefe Grotten.

Das Klima des Landes iſt ſanft, temperirt, und faſt ununterbrochen gleich. Es iſt kein giftiges Inſect daſelbſt, und überhaupt kein ſchädliches Thier, auſſer dem Scorpion und Tauſendfuß. Die Inſel war ehedem ſehr geſund; ſeitdem man aber den Boden aufgewühlt hat, iſt man daſelbſt dem Fieber unterworfen. Ueberdies enthält das Waſſer des Fluſſes viel zähe Feuchtigkeit, die aus der Auflöſung der darein fallenden Vegetabilien entſteht, welches Verſtopfungen, Blutflüſſe und Ruhr verurſachet.

Die meiſten Producte aus dem Gewächsreiche wurden von thätigen Reiſenden aus Indien, China, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und aus Europa, auf dieſe Inſeln verpflanzt. Die Ochſen und der gröſste Theil von Vögeln ſind aus Madagaskar, die Pferde aber aus der Inſel Bourbon und vom Cap. Die Küſte iſt ſehr fiſchreich; auch findet man auf derſelben eine Menge Muſcheln, Madreporen, und ſo gar Korallen. Das Gemüſe iſt daſelbſt gut, das Schweinfleiſch vortrefflich; die kleinen Erbſen und die Artiſchocken eben ſo ſchmackhaft, als die in Frankreich. Man fängt auch an, Kartoffeln zu pflanzen, die man vom Cap geholt hat; die Bataten ſind ſehr gemein. In einigen Gegenden gedeihet die Viehzucht ungemein wohl, und bringt viel ein; da man aber nur lauter kranke, oder durch irgend einen Zufall umgekommene Ochſen ſchlachtet, ſo haben die Bewohner des Hafens ſtets nur ſehr ſchlechtes Fleiſch zu eſſen.

Die Nahrung der Negern beſteht in Mays, Maniok, Bataten, Kambarts, (Dioſcorea ſativa *L.?*), und Racine de ſonge (karaibiſcher Kohl, Arum esculentum *L.?*) Die gemeinſten Früchte ſind verſchiedene Arten von Bananen, die Ananas, Gujaven, Jambuſenbäume und Mangen. Auch giebt es Pfirſichen und Aepfel; aber ſie ſind ziemlich ſelten, und dazu nicht ſo ſchmackhaft, als die europäiſchen. In einigen Gegenden wachſen auch Weintrauben und Erdbeeren. Allmälich fängt man an, noch einige andere gute Früchte zu pflanzen, welches man den Bemühungen etlicher thätiger Coloniſten, beſonders Hrn. Cere, Aufſeher des königl. Gartens, zu verdanken hat, welcher auf der ganzen Inſel Geſäme von Litſchi, Longane Wampi, Avocat (Laurus Perſea *L.*), Hevi oder Frucht von Cythere, von Rima oder dem Brodfruchtbaume, Cacao, Gewürznelken und Muskatennußbaume, von Ravenſara, Sandelbaume ꝛc. ausgetheilt hat. Auch Hr. von Coſſigny, welcher den ſchönſten Garten auf der ganzen Colonie beſitzt, hat ſich beeifert, die ſeltenen und koſtbaren Gewächſe, die er mit großen Koſten aus Europa, vom Cap, von Batavia, aus Indien und China hat bringen laſſen, mit den übrigen Einwohnern zu theilen, und auf dieſe Art zu vermehren.

Unter den Holzarten iſt das Ebenholz ſehr gemein, und findet ſich daſelbſt von verſchiedenen Arten, als: ſchwarzes, weißes und marmorirtes. Als Frankreich noch nach China handelte, führte es viel Ebenholz aus. Unter den übrigen verſchiedenen Holzarten auf der Inſel France iſt keine zum Bau tauglich; überhaupt ſind alle viel zu grob, und werfen ſich unaufhörlich. Der Jambuk oder Takamaka iſt der einzige Baum, welchen man etwann im Nothfalle brauchen kann; und eben dieſer giebt ein Harz, Takamake genannt, welches man zu verſchiedenen Arzneyen gebraucht. Das Holz des

Zim=

Zimmetbaumes wird am meiſten zu Tiſchlerarbeiten verbraucht; es iſt ſchön marmorirt, nimmt aber einige Monate, nachdem es verarbeitet iſt, einen häßlichen Geruch an ſich. Das Natteholz, das vom Apfelbaume und Takamaka, verarbeiten inſonderheit die Zimmerleute. Hr. Ache hat eine ſehr gute Art von Bauholz gefunden, welches man anfangs für eine Art von Roſenholz hielt, das es aber nicht iſt.

Die Inſel hat viel Federwildbret: Perlhühner in Menge, gemeine und geperlte Rebhühner Turteltauben, Korbigos, zweyerley Arten von Haſen, die von den europäiſchen ganz unterſchieden ſind. Die erſte Art iſt klein, hat ſowohl vom Haſen als vom Kaninchen etwas an ſich, gräbt nicht in die Erde, hat einen länglichen Körper, kurze Ohren, und weißes Fleiſch. Die zweyte Art iſt größer, aber doch nicht ſo groß als die europäiſche; ſie hat kürzere Ohren, glatte und kurze Haare, und hinter dem Kopfe einen ſchwarzen dreyeckigen Fleck. Die Hirſche werden allmählich etwas ſeltener; und um dieſelben nicht gänzlich ausrotten zu laſſen, hat die Regierung unter einer Geldſtrafe verboten, dergleichen zu jagen.

Auf der Inſel hat man Münze von Papier, der niemand trauet. Wenn ihr Credit am höchſten ſteht, verliert ſie 33 oder 50 pro Cent. Dieſes Papier iſt in Frankreich nach 6 Monaten zahlbar; 6 Monate gehen auf die Hin- und eben ſo viele auf die Herreiſe. Nun rechnet man aus, daß in einer Zeit von 18 Monaten, das in den Seehandel geſteckte baare Geld, 33 pro Cent einbringt. Wer dieſes Papir für ſeine Piaſtern empfängt, ſieht es als eine Waare an, welche mehr als Einer Gefahr ausgeſetzt iſt.

Hrn. Sonnerat Reiſe nach Oſtindien und China, 2 Band, Zürich, 1783, gr. 4. S. 65, fgg.

Voyage à l'Isle de France, à l'Isle de Bourbon, au Cap de bonne eſperance &c. avec des obſervations nouvelles ſur la nature & ſur les hommes. Par un Officier du Roi. à Amſt. 1773, 8. 2 Theile.

D.

D. überſ. u. d. T. Reiſe eines franzöſiſchen Officieres nach den Inſeln Frankreich und Bourbon ꝛc. Nebſt neuen Bemerkungen über die Naturhiſtorie und die Menſchen. Aus dem Franz. überſezt und mit einigen Anmerkungen verſehen Altenb. 1774. 8.

Iſle verte, eine Art Pflaumen; ſ. Pflaume.

Jsny, Jſen, Jßny, Ysni, oder Yßny, L. Iſnia, eine freye Reichsſtadt in Schwaben, in der Landſchaft Algow, am Fluſſe Jſna. Sie hat auf dem Reichstage unter den Reichsſtädten der ſchwäbiſchen Bank die 25ſte, und unter den Reichsſtädten des ſchwäbiſchen Kreiſes, die 20ſte Stelle. Sie trieb inſonderheit vormals einen ſehr großen Leinwandhandel, und hat bis jezt noch in dem umher liegenden Dorfſchaften ſehr viele Weber, welche viel Geſchicklichkeit beſitzen, und faſt der berneriſchen gleich kommende Arbeit verfertigen; wie man denn daſelbſt Waaren von gleicher Breite, als die berneriſchen, ſowohl zu Hemden als Tiſchzeugen, wie auch Schnupftücher mit allerley Streifen, Leinwand zum Färben ꝛc. ingleichem geſtreifte Leinwand zu Bettüchern bekommen kann.

Man hat von dieſer Reichsſtadt verſchiedene Thaler.

1. Av. Des Kaiſers gekröntes, geharniſchtes und gegen die linke Seite gekehrtes Bild bis an den halben Leib, mit der Ordenskette des goldenen Vlieſſes, in der rechten Hand den auf der Achſel liegenden Scepter, und in der linken das angegürtete Schwert, haltend, mit der innern Umſchrift: KAROLVS. V. RO. IMP. AV. und der äuſſern: REDDITE. QVÆ SVN.t. CAE. ſaris. CAE.ſari. Quæ DE.i. DEO. Rev. Das Stadtwapen, von welchem ich hernach ſprechen werde, auch mit einer doppelten Umſchrift; mit der innern: MO. CIVITATIS ISNENSIS 1536. und der äuſſern: SVB. VMBRA. ALARVM TVARV. m. ABSC. onde.

2. und 3. dergleichen vom J. 1538, welche von dem vorhergehenden, und unter ſich ſelbſt nur in etlichen abgekürzten Sylben unterſchieden ſind.

Dieſe Thaler ſind die allerſeltenſten unter den reichsſtädtiſchen Thalern, und machen faſt in den meiſten Thalercabine-

ten

ten eine Lücke. wo einer auch anzutreffen iſt, ſo iſt derſelbe gemeiniglich vom J. 1538.

K. Friedrich III. hat im J. 1488 der Stadt Isny Wapen und Kleinod alſo geziert und verbeſſert, daß ſie in einem ſchwarzen Schilde einen aufrechten, gelben oder goldfarbigen Adler führen ſollte, mit ausgebreiteten Flügeln, offenem Maule und ausgeſchlagener Zunge, auf dem Haupte habend eine gelbe oder goldfarbige Krone, und in der Mitte ſeiner Bruſt einen weißen oder ſilberfarbigen Schild, darin ein ſchwarzes Hufeiſen, die Stollen unter ſich von einander kehrend, befindlich iſt. K. Maximilian I. verliehe derſelben im J. 1507 das Münz-Regale dergeſtalt, daß ſie Silbermünze, Häller, Pfennige, Groſchen, bis zu Gulden, unter ihrem Titel, und auf der einen Seite Sr. kaiſerl. Maj. und des Reichs Wapen, den Adler, und auf der andern ihr Wapen und Zeichen, prägen könnte, und ſollte ſie ſich in deren Werthe und Güte mit kaiſerl. Maj. und des Reichs Churfürſten redlich vergleichen (*). Die kleinern Münzſorten dieſer Stadt, als: Häller, Pfennige, (deren 210 einen Gulden machen,) halbe Batzen, Dreykreuzer, ganze Batzen, (deren 15 einen Gulden machen,) Ortsthaler, dicke Pfennige zu 20 Kreutzer, und halbe Gulden, findet man bey Adam Berg, im Münzbuch, Bl. 54. Die Häller und Pfennige führen im Gepräge ein Hufeiſen; die halben und ganzen Batzen aber auf der einen Seite das Stadtwapen, und auf der andern einen großen Stern von 6 Strahlen, mit einem darüber ſchwebenden einköpfigen Adler, und in den übrigen 5 Winkeln mit eben ſo vielen kleinen Sternchen beſetzt.

Iſoëtes L. Brachſengras; ſ. Th. XIX, S. 737, f.

Iſolirt, (vom Ital. Iſola, eine Inſel,) Fr. iſolé, frey ſtehend. Ein iſolirtes Haus oder Gebäude; ein Haus oder ein Gebäude, welches allein ſteht, und auf keiner Seite an eine Mauer oder Wand anſtößt, welches von andern Gebäuden abgeſondert ſteht, welches rings umher einen freyen Stand hat. Eine iſolirte Säule, eine Säule, welche nichts zu tragen hat, und mit keiner Mauer oder Wand zuſammen hängt. Eine iſolirte Statüe, frey ſtehende Bildſäule.

Figür=

(*) Lünigs Reichsarchiv, Th. XIII, No. 8, S. 1249.

Figürlich ſagt man auch, *ein iſolirter Menſch*, d. i. ein freyer und unabhängiger Menſch, der für ſich lebt, und ſich um niemanden bekümmert, ſo wie auch Wenige ſich um ihn bekümmern; ingl. ein Menſch, welcher ganz einſam lebt, und ſich gleichſam von der Welt abgeſondert hat.

Iſopp (*), im gem. Leben Eiſop, Iſpe, Eiſewig, Joſeple, Iſopra, Söppel, Sopli, L. Hyſſopus, Hyſopum, Ital. Hyſſopo, Fr. Hyſope, Hyſſope, Yſoppe, Engl. Hyſſob, Holl. Hyſop, Yſop, Gr. ὑσσωπος, bey dem Strycker Yſop, ein Pflanzengeſchlecht, welches wir mit ſeinem Namen aus wärmern Ländern erhalten haben, und welches, nach des Linné Syſtem, zu den Pflanzen mit lippenförmigen Blumen, mit zwey ungleich langen Paaren von Staubfäden und vier nackten Samen, (Didynamia Gymnoſperma,) gehört. Der Kelch iſt geſtreift, und endigt ſich mit 5 ſpitzigen Zähnen. Die Röhre des Blumenblattes iſt dünn, und ſo lang als der Kelch; die obere Lippe kurz, platt, rundlich, eingekerbt; die untere in 3 Lappen getheilt, von welchen die beyden ſeitwärts geſtellten kurz und ſtumpf, der mittelſte aber breit, eingekerbt und faſt herzförmig, und in 2, weit von einander abſtehende, Einſchnitte getheilt, erſcheinen. Die beyden obern Staubfäden ſind kürzer, als die beyden untern, und dieſe mehr gegen die untere Lippe gerichtet. Der Staubweg iſt doppelt.

Des

(*) Man hat nicht nöthig, dieſes Wort, wie einige thun, Yſopp zu ſchreiben, weil im Griech. ein ῠ iſt; denn wenn dieſes zum Muſter dienen ſollte, ſo müßte man mit den Engländern auch Hyſſop ſchreiben und ſprechen. Und wenn man es recht genau nehmen wollte, müßte man nicht einmal bey dem Griechiſchen ſtehen bleiben, indem es auch da nicht einmal einheimiſch iſt. Im Hebr. iſt ſchon אזוב, der Iſopp, von אזב, eine jede Pflanze, ein Kraut. Wenn es in der deutſchen Bibel heißt ein Büſchel Yſopen, mit Yſopen u. ſ. f. ſo iſt ſolches die oberdeutſche Declination, welche den Hochdeutſchen fremd iſt.

Des Iſoppes wird in der heil. Schrift öfters gedacht; und er iſt mithin eine von denjenigen ſeltenen Pflanzen, deren Kenntniß, wenigſtens dem Namen nach, von ſelbiger Zeit bis auf uns gekommen iſt. Denn alſo heißt es ſchon vom Salomon, 3 B. der Kön, 4, 33. Er habe von den Bäumen geredet, von der Ceder an, die auf dem Libanon iſt, bis zu dem Yſop, der aus der Wand wächſt. Und der h. Evangeliſt Johannes meldet in der Kreuzigungsgeſchichte Chriſti. Die Jüden fülleten einen Schwamm mit Eſſig, und legten ihn um einen Yſopen, und hielten es ihm dar zum Munde. Auch der Pſalmiſt gedenkt deſſelben in dem bekannten. Reinige mich mit Yſopen ꝛc. Wenn alſo hieraus zwar ſchon zur Genüge erhellet, daß dieſe Pflanze den Alten bekannt geweſen ſey, ſo beweiſet dieſes und ihre damals vorzügliche Achtung doch der Urſprung ihres Namens und deſſen Bedeutung noch mehr. Denn das Wort ſtammet wie ich in der Anmerk. zu dieſem Art. erwähnt habe aus dem Hebräiſchen her, wo ein geheiligtes Kraut, oder auch ein ſolches, welches zur Reinigung oder Schmückung geheiligter Oerter gebraucht und damit bedeutet wird. Dieſen alten Urſprung beſtärkt noch ferner der in allen bekannten europäiſchen Sprachen gleichlautende Name, weil es ſehr wahrſcheinlich iſt, und mehrere dergleichen Beyſpiele es beſtätigen, daß eine ſolche Uebereinſtimmung des Namens, oder ein in vielerley Sprachen gleichlautendes und bedeutendes Wort einen ältern Urſprung haben müſſe, als dieſe Sprachen ſelbſt ſind. So gewiß aber das Alterthum in der Kenntniß und vorzüglichen Achtung einer Pflanze dieſes Namens iſt: ſo ungewiß iſt es hingegen auch, was für eine unter dieſem Namen verſtanden worden ſey; ja, mit eben ſo großer Ungewißheit kann dieſer unſer jetzt bekannter Iſopp für diejenige Pflanze gehalten werden, deren in der h. Schrift zum

öf=

ten unter dieſem Namen Erwähnung geſchieht, da ſich nicht einmal mit völliger Gewißheit beſtimmen läßt, ob derſelbe im Orient wachſe. Bochartus beweiſet zwar (*) aus dem Iſaac Ben=Omran, einem berühmten arabiſchen Schriftſteller, daß eine Art von Iſopp an den Bergen, worauf Jeruſalem und ſeine Mauern gebauet waren, häufig gewachſen ſey; er zeigt auch mit ziemlich wahrſcheinlichen Gründen, daß unter dem hebr. Worte Eſob keine andere Pflanze ſo wohl, als dieſe, verſtanden werden könne. Viele aber ſind damit hauptſächlich deswegen nicht zufrieden, weil es vom Salomon heißt, daß er von Bäumen geredet habe, der Iſopp aber eher unter die Pflanzen, als Bäume, gehöre, und niemals aus der Wand oder Mauer wachſe. Tho. Bartholinus hingegen wurde aus den obgedachten Worten Johannis zu glauben bewogen, daß daſelbſt eine Art Iſopp gewachſen seyn müſſe, welcher eine völlige Strauchgröße gehabt habe, weil die Juden den mit Eſſig gefüllten Schwamm um einen Iſopp gelegt, und zum Munde dar gehalten hätten. Allein, dem zu ſeiner Zeit berühmten Botanicus, Adolph Vorſt, will auch dieſe Meinung nicht gefallen, weil weder in den Morgen= noch übrigen Ländern der ganzen entdeckten Welt ein ſolcher Iſoppſtrauch jemals gefunden, oder von Jemand beſchrieben worden iſt; hingegen die Juden die Gewohnheit hatten, ſich ihres Iſoppes ſtatt eines Spreng- oder Weihwedels zu bedienen, d. i. vermittelſt eines Büſchleins deſſelben die benöthigten Sachen mit Weihwaſſer zu beſprengen, und es alſo wahrſcheinlicher ſey, daß ſie, bey der Tränkung Chriſti mit Eſſig, den Iſopp, worüber der Schwamm gelegt war, an ein langes Rohr gebunden, jenen aber, den zur Reinigung üblichen Iſopp deswegen dazu gebraucht haben, weil

(*) In ſeinem Hierozoicon, P. 1. S. 590.

weil auf dem Berge Golgatha oder der Schedelſtätte viele Todtengebeine und andere Unreinigkeiten ſich befanden.

Daß es ein kleines Pflanzenähnliches Sträuchlein geweſen ſeyn müſſe, deſſen inſonderheit bey dem Salomon Erwähnung geſchieht, erhellet ziemlich deutlich aus dem Gegenſatze der Ceder, wenn von dieſem groſſen Könige geſagt wird, er habe dieſen höchſten Baum bis zum Iſopp beſchrieben, und man damit anzeigen will: den vornehmſten bis zum geringſten, d. i. alle, bis zum kleinſten Strauch. Und daß der Iſopp gar wohl hierunter verſtanden werden könne, beweiſet der harte und armlange Stängel, um ſo mehr, da auch Bochartus jenen Einwurf, daß er niemals aus der Wand wachſe, ſchon dadurch gründlich wiederlegt hat, da er gezeigt hat, daß er gleichwohl auf den Bergen Jeruſalems, worauf die Mauern geſtanden haben, häufig gewachſen ſey, der h. Text aber an mehrern Stellen in für neben gebrauche, es mithin auch hier füglich alſo, d. i. neben der Mauer, heißen mögen.

Wenn wir daher zwar, in Anſehung dieſes Umſtandes, gar wohl Rechnung darauf machen könnten, daß es unſere Pflanze ſey, ſo findet ſich doch noch eine andere Schwierigkeit, welche die Gewißheit ſehr zweifelhaft macht; denn die Beſchreibung des obgedachten gelehrten Arabers, welche er von demjenigen Iſopp, der an den Bergen Jeruſalems gewachſen iſt, gegeben hat, paſſet nicht auf dieſelbe. Sie ſoll breitliche, dem Majoran oder dem Doſten ähnliche Blätter haben, und bitter am Geſchmacke ſeyn, welches beydes bey der hieſigen nicht eintrifft. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß ſchon ſo viel darüber geſtritten und gefraget worden iſt, was es eigentlich für eine Pflanze ſey, und gleichwohl noch bis jetzt unausgemacht geblieben iſt, ob es die Saturey, der Doſten, der Rosmarin, oder unſer Iſopp geweſen ſey.

Die

Die meiſten ſind der Meinung, daß der Bergſaturey dasjenige Kraut ſey, welches die Alten Iſopp genannt haben, welche Meinung bey ihnen um ſo mehr ſich beſtärkt hat, da ſie wiſſen, daß die Bewohner der Morgenländer die Saturey noch heutiges Tages bey äuſſerlichen Waſchen und Reinigungen ſtark gebrauchen.

Jo. Beverovicii epiſt ad Cl. Salmaſium, ſuper loco Evang. de hyſſopo, c. Salmaſii reſponſione, ſt. in Deſſen epiſtolicis quæſtionibus, Roterod. 1644. 8. S. 95 — 97.

Claud. Salmaſii de hyſſopo in cruce Chriſti epiſtolæ III. ad Tho. Bartholinum. L. B. 1646, 8.

Matth. Eraſm. Kohlreif diatribe de hyſſopo biblica, Roſtoch, 1670.

Ovid. Montalbani dell' Iſſopo di Salomone, 1671, 4.

Ge. Wo. Wedelii exercitatio prima de hyſſopo in genere, ſt. in Deſſen exercitat. medico-philolog. Decade VII. Jen. 1694, 4. S. 1—8. Exerc. 2da, de hyſſopp. herba ſacra, S. 9—14. Exerc. 3tia, de hyſſopo myſtica, S. 15—20.

Blaſii Caryophili (Garofalo) diſſ. de אזוב ſive Hyſſopo, ſt. in Deſſen diſſertat. miſcellan. P. 1. Rom. 1718, 4. S 177—256.

Jo. Ad. Görizii obſ. de hyſſopo Ratisbonenſi creſcente è maceria, ſt. in Act. phyſ. med: Acad. N C. Vol. 1. obſ. 70.

Diſſ. philolog. de expiatione per hyſſopum facta, ad Pſ. LI, 9. Entſündige mich mit Yſopen, daß ich rein werde; waſche mich, daß ich ſchneeweiß werde, Præſ. *Imman. Ern. Hahn*, Reſp. *Jo. Frid. Hahn*. Witteb. 1735, 4. 6 B.

Heinr. Chr. Alberti Anmerkung über den Yſop, welcher nach Joh. XIX. 29. bey der Kreuzigung Chriſti gebraucht worden, ſt. in No. 15. der wöchentl. Halliſchen Anzeigen, v. J. 1751.

Hr. v. Linné hat nur 3 Arten:

1. Der gemeine oder Apothekeriſopp, Hyſſopus Arabum *Pen. Lob. & Gerard.* Hyſſopus communis, *Anguillar & Dod.* Hyſſopus flore coeruleo *Beſ.* Hyſſopus hortenſis *Fuchſ.* Hyſſopus officinarum coerulea ſ. ſpicata *C. Bauh.* Hyſſopus ſativa *Cord. & Dalech.* Hyſſopus ſpicis ſecundis *Royen.* Hyſſopus vulgaris *Geſn. Dod. & Cluſ.* Hyſſopus vulgaris anguſti-folius, flore cæruleo *J. Bauh.* Hyſſopus foliis linearibus punctatis, verticillis in ſpicas continuatis *Hall.* Hyſſopus officinalis, ſpicis ſecundis, foliis lanceolatis *Linn.* Fr. l'hyſſope commun, Engl. common Hyſſop, wächſt in Oeſtreich auf den niedrigen Alpen, und in Sibirien, wild; man zieht ihn auch in

den Gärten. Die faſerige Wurzel dieſer perennirenden Pflanze treibt holzige, Anfangs viereckige, nachher aber rund werdende, in Zweige abgetheilte, 1 bis 1½ F. hohe und mit ſchlanken, lanzettförmigen, völlig ganzen, glatten, einander gegen über ſtehenden Blättern beſetzte Stängel. Zwiſchen den Blättern ſtehen die Blumen wirtelförmig, und bey dieſen einige ſchmale, gerade Deckblätter. Die untern Wirtel ſind ½ Z. von einander entfernt, die obern aber näher und dichter bey einander faſt ährenweiſe geſtellet; und da alle Blumen ſich auf eine Seite wenden, ſtellen dieſelben eine einſeitige Aehre vor. Die Blumen erſcheinen im Jun. und Julius, und ſind gemeiniglich blau; doch findet man auch Stöcke mit röthlichen (fleiſchfarbigen) oder weißen Blumen, auch andere mit ſcheckigen oder gelb gefleckten Blättern. Die Oberlippe der Blüthen iſt an der Spitze zahnförmig, die Unterlippe aber dreyſpaltig, und ihr mittelſter Einſchnitt tief gezähnt. Jede Blüthe hat 4, in einiger Entfernung von einander ſtehende Staubfäden, von welchen die zwey obern am kürzeſten ſind, und auf beyden Seiten der Oberlippe ſtehen, die zwey längern aber dicht an den zwey Seiteneinſchnitten ſtehen, und zweylappige Staubkölbchen haben. (*) In dem Boden des Kelches ſteht ein viertheiliger Fruchtknoten, und auf dieſem ein fadenförmiger Griffel, welcher dicht unter die Oberlippe raget, und eine zweyſpaltige Narbe hat. Aus dem Fruchtknoten werden nachher vier längliche ſchwarze Samenkörner, welche in dem Kelche frey ſitzen, und im Sept. zur Reife kommen.

Der Iſopp wird, ſowohl um ſeines angenehmen Geruches, als auch mediciniſchen Nutzens willen, in den Gärten häufig gezogen. Er dient zur Einfaſſung der

(*) Nach Linne ſind die Staubkölbchen einfach, die Narbe des Griffels aber zweyſpaltig.

der Beere, und verträgt auch das Beſchneiden mit der Scheere, wenn man nicht auf die Blüthe oder Samen ſieht. Er kann ſo wohl aus Samen, als auch durch Zertheilung der alten Stöcke, und durch abgeſchnittene Zweiglein, gezogen werden. Um den Samen zu gewinnen, darf man das Ende der Blüthe nicht abwarten; denn ſchon gegen die Mitte des Auguſtes, wenn noch die ganze, oft 1 F. lange, Aehre blühet, iſt der Same in den untern noch ganz grünen Capſeln ſchon ſo reif, daß er ausfällt. Um dieſe Zeit alſo, da die Blüthe ohnedies zum Apothekergebrauche abgeſchnitten wird, muß man einen Theil der Stängel abſchneiden, und ſie auf einem Tuche oder in einer Mulde an der Sonne ausbreiten, damit ſie trocken werden. Es wird ſich alsdann theils unter den trocken gewordenen Stängeln vieler Same finden, theils wird ſich noch vieler ausreiben laſſen. Man ſäet dieſen Samen im März in einen leichten ſandigen Boden, und verſetzt die Pflanzen nachher auf das ihnen beſtimmte Beet, wenigſtens 1 F. weit ins Gevierte. Wenn ſie auf demſelben aber viele Jahre ſtehen bleiben ſollen, müſſen ſie, weil ſie ſich, (zumal, wenn ſie nicht durch öfters Beſchneiden in Schranken gehalten werden,) ſehr weit ausbreit..., wenigſtens 2 F. weit verpflanzet werden. Will man den Iſopp aus zertheilten alten Stöcken ziehen, ſo hebet man die alten Stöcke im April oder May aus, und theilt ſie dergeſtalt von einander, daß an jedem Theile einige Wurzeln bleiben; dieſe pflanzt man in einen leichten guten Boden, wo ſie gegen die ſtärkſte Sonnenhitze Schutz haben, und hält ſie daſelbſt gehörig feucht. Zwey Monate nachher pflegen ſie ſo weit bewurzelt zu ſeyn, daß man ſie auf das ihnen beſtimmte Beet verpflanzen kann, wobey man mit ihnen eben ſo, als mit den aus Samen gezogenen Pflanzen, zu verfahren hat. Hätte man dieſe Art der Vermehrung des Iſop-

pes, durch Zertheilung der Wurzeln, im Frühlinge verſäumt, ſo kann man es noch, mit gleich gutem Erfolge im Anfange des Octobers vornehmen. Die dritte Art der Vermehrung des Iſoppes iſt diejenige, da man abgeſchnittene Zweiglein von demſelben ſtecket, welche, wenn ſie in guter Befeuchtung erhalten werden, ebenfalls Wurzeln ſchlagen; es iſt aber nicht zu läugnen, daß es mit dieſer Vermehrungsart etwas langſam hergehe, daher die beyden erſten Wege vorzuziehen ſind. Der Iſopp mit ſcheckigen Blättern (Hyſſ. verſicolor ſ. aurea) kann nur allein durch abgeſchnittene Zweige vermehret werden. Im Apr. oder May ſchneidet man die Zweige ab, ſetzt ſie an einem etwas ſchattigen Orte in die Erde ein, und begießt ſie oft. Wenn ſie Wurzeln geſchlagen haben, pflanzt man ſie dahin, wo ſie bleiben ſollen.

Der Iſopp iſt ein ſehr dauerhaftes Gewächs, welches die Winterkälte unſerer Gegenden im freyen Garten vollkommen erträgt; dauerhafter aber iſt es doch allezeit, wenn es in einem mittelmäßigen ungedüngten trockenen, ſteinigen und ſandigen Boden gezogen wird, als wenn es in einem ſtark gemiſteten fetten Boden geſchieht. Im fetten Lande wächſt der Iſopp weit ſtärker und kräftiger, ſeine Zweige aber werden dadurch auch ſaftiger, welches verurſachet, daß ſie weniger Ungemach des Winters ertragen. Je magerer alſo das Land iſt, in welchem dieſe Pflanzen gebauet werden, je beſſer ertragen ſie die Strenge des Winters. Die Pflanzen, welche von ungefähr in den Fugen alter Mauern ſtehen, können daſelbſt den ſtärkſten Froſt aushalten, und haben auch gemeiniglich einen weit ſtärkern Geruch, als die in einem fetten Boden wachſenden.

Wer dieſes Gewächs in ſeinem Garten anbauen will, der muß ihnen eine ſonnenreiche Lage geben, als welche daſſelbe ſehr liebt. Ueber 3 Jahre läßt man die

Pflan-

Pflanzen an einem Orte nicht gern ſtehen; denn ſie werden endlich zu groß, und verderben durch Froſt, oder auch wohl durch Fäulniß. Wem alſo an Erhaltung dieſer Gewächſe gelegen iſt, der muß ſie vor Ablauf des dritten Jahres verſetzen.

Zur Speiſe wird der Iſopp wenig gebraucht; man kann aber die Blätter klein geſchnitten, mit Fleiſch und Zugemüſen, ſtatt des Gewürzes kochen; inſonderheit eſſen einige dieſelben gern bey friſchen Bohnen. In der Arzeneykunſt gebraucht man die Blätter und Blumen. Beyde haben einen ſtarken balſamiſchen Geruch, und einen bittern, ſcharfen und gewürzhaften Geſchmack. In den Apotheken hat man davon das Waſſer, den Zucker, Saft, Extract, die Eſſenz und das Oehl. Durch Weingeiſt laſſen ſich ihre Kräfte beſſer extrahiren, als durch Waſſer. Das ſpirituöſe Extract ſchmeckt etwas bitter und ſcharf, das wäſſerige aber bitterlich, herbe, und etwas ſalzig. Das von ihnen deſtillirte Waſſer hat den Geruch des Krautes; auch geht zugleich ein Oehl mit über. Nach dem Zeugniſſe des Lewis, in ſeiner Materia medica, S. 317, geben 6 Pf. friſches Kraut faſt 1 Unze weſentliches Oehl. Das Oehl iſt Anfangs gelblich, und wird nachher bräunlich. Die Blätter und Blumen kommen, in Anſehung der Kräfte, mit andern einheimiſchen Gewürzen überein; ſie ſtärken nämlich die feſten Theile, zertheilen die flüſſigen, und befördern deren Bewegung. Sie ſtärken das Haupt und die Nerven, befördern die Verdauung, und treiben die Blähungen. Inſonderheit rühmt man dieſelben in denjenigen Zufällen der Lunge, welche von einem zähen, ſchleimigen Weſen entſtehen, deſſen Aufloͤſung und Auswurf dadurch befördert werden kann. Man verordnet den mit Waſſer, Wein oder Bier bereiteten Trank, oder das abgezogene Waſſer. In Schweden hat man angemerkt, daß das wäſſerige Infuſum den Würmern in den Ge-

därmen zuwider ſey; denn als eine Mutter daſſelbe wider den Huſten gebrauchte, und ihr Kind des Morgens auch einige Gläſer davon getrunken hatte, giengen ihm ſehr viele Würmer ab. Man bedient ſich auch des Iſoppes öfters äußerlich. Wieder die ſchleimige Bräune iſt ein Gurgelwaſſer von ihm zuträglich. Ettmüller rühmt wider die Sugillationen der Augen, die friſchen oder getrockneten Blüthähren, wenn ſie in ein Säckchen gethan, und dieſes in kochendes Waſſer oder warmen Wein geweichet, und als eine feuchte Bähung auf die zugeſchloſſenen Augen geleget wird, das ausgetrocknete Blut in den Augen aufzulöſen und zu zertheilen. Hr. v. Roſenſtein empfiehlt in Augenentzündungen, nach angeſetzten Blutegeln, das Auge täglich einigemal mit Pontack, in welchem dieſes Kraut gekocht worden, warm zu bähen, und Kräuterſäckchen, die in eben dieſen Wein getaucht worden, über das Auge zu legen. Es kann auch dergleichen Säckchen, oder das zerſchnittene und mit ungeſalzener Butter vermiſchte Kraut, als ein Umſchlag aufgeleget, bey allen äußerlichen Stockungen und Austretungen des Geblütes mit Nutzen gebrauchet werden. Auch das abgezogene Waſſer iſt bey entzündeten Augen gut. Man kann auch den Iſopp zu Bädern und Klyſtieren gebrauchen. Das friſche, Kraut mit Mandel- oder Baumöhl geſtampft, und den Kopf damit geſchmiert, tödtet die Läuſe und Niſſe. Das mit dem Kraute geſottene Waſſer warm im Munde gehalten, ſtillet das Zahnweh, und reinigt den Mund. Der durch einen Trichter in die Ohren gelaſſene Dampf davon, vertreibt das Sauſen in den Ohren.

Der Iſopp blüht bis in den Herbſt den Bienen zu großem Nutzen; denn er giebt ihnen Stoff zu Honig. Für das Vieh iſt er ein nützliches Kraut, entweder friſch den Milchkühen, oder trocken, und mit Salzwaſſer beſprengt, und gekocht, im Winter zu geben.

Mit

Mit dem jetzt beſchriebenenen gemeinen Iſopp, kömmt Miller's Hyſſopus altiſſima, ſpicis longiſſimis, verticillis diſtantibus, oder Hyſſopus verticillis florem rarioribus *Houſtoun.* in vielen Stücken überein. Die Blumen ſind aber weit größer und dunklerblau, als an dem Hyſſ. officinarum, und haben einen ſchwächern Geruch, und die Blätter ſind ſchmäler.

Caſp. Bauhin gedenkt eines engliſchen Iſoppes, Hyſſopus anglica, deſſen Blumenähren auf der einen Seite grün, und auf der andern weiß ſind; Hyſſopus ab una parte alba, altera viridis *Dalech. Theod.* & *Penae.* Er ſcheint nur eine Varietät des gemeinen Iſoppes zu ſeyn.

2. Der herzblätterige Iſopp; chineſiſcher Iſopp, mit unterwärts gekehrten Blumenkronen, Cataria floribus inverſis *Hall.* Hyſſopus Lophanthus, corollis reſupinatis, ſtaminibus inferioribus corolla brevioribus, foliis cordatis *Linn.* Dieſe, in den botaniſchen Gärten nicht mehr ſeltene, Pflanze, wächſt in den nördlichen Gegenden von China. Die Wurzel iſt perennirend, ſtark und faſerig, und treibt 1 bis 2 F. hohe, äſtige, haarichte, eckige Stängel, an welchen einander gegen über geſtellte, herzförmige, ſtumpfe, eingekerbte Blätter, und an dem obern Theile Blumenwirtel ſtehen. Das bläuliche Blumenblatt iſt zuweilen umgekehrt, und die untere Lippe oben geſtellet, oder auch zuweilen mehr ſeitwärts gerichtet. Die obere, hier aber gleichſam untere, Lippe iſt in zwey eyförmige Einſchnitte getheilt, und die untere, hier aber mehr nach oben zugerichtete, iſt breit und vielfach eingekerbet, und der Kelch ſchief eingeſchnitten. Die Kelcheinſchnitte ſind von verſchiedener Länge; die untern Staubfäden kürzer als das Blumenblatt, und die weißen Samen mit einem herzförmigen Flecken bezeichnet. Der Geruch der Pflanze gleicht der Katzenmünze, mit welcher auch Hr. von

Haller dieſelbe vereiniget hat. Es iſt auch wirklich zweifelhaft, ob man dieſe Art mit dem Iſoppe, oder mit der Katzenmünze vereinigen ſolle. Die Staubfäden ſtehen von einander ab, wie bey dem Iſopp; der mittlere Einſchnitt der untern Lippe des Blumenblattes aber iſt anders beſchaffen, nämlich vertieft und am Rande eingekerbet, wie bey der Katzenmünze; mithin kömmt dieſelbe mit keinem von dieſen beyden Geſchlechtern völlig überein. Die Stöcke gedeihen in einer guten lockern Gartenerde recht wohl, halten den Winter über daſelbſt aus, und blühen im Sommer häufig. Man wird auch reifen Samen erhalten, und dadurch, wie aus Zertheilung der zu ſtark gewordenen Wurzelſtöcke, die Vermehrung leicht bewerkſtelligen.

3. Der viereckige Iſopp; amerikaniſcher Iſopp, Hyſſopus nepetoides, caule acuto quadrangulo *Linn.* wächſt in Virginien und Canada wild; hat eine faſerige, und wenigſtens zwey Sommer über dauernde Wurzel, einen geraden, 3 bis 4 F. hohen, bisweilen purpurrothen, mit vier ſcharfen vorragenden Ecken beſetzten Stängel, herzförmig zugeſpitzte, eingekerbte, geſtielte, und einander gegen über geſtellte Blätter, und dichte, ährenweiſe geſtellte Blumenwirtel. Das kleine Blumenblatt iſt gelb oder fleiſchfarbig. Dieſe Pflanze iſt zu verſchiedenen Geſchlechtern gerechnet worden. Die ältern Kräuterkundigen hielten ſie für eine Art der Betonie; und Linné rechnete ſie einmal zur Braunelle, nachher zur Katzenmünze, und endlich zum Iſopp. Sie unterſcheidet ſich von der Braunelle durch den Kelch, von der Katzenmünze durch die Lage der Staubfäden, und von dem Iſoppe durch den mittlern Einſchnitt der untern Lippe des Blumenblattes. Sie dauert füglich im freyen Lande, und vermehrt ſich durch den ausfallenden Samen. Die Vermehrung durch Zertheilung der Wurzel will nicht von ſtatten gehen.

Der

Der wilde, oder ſo genannte Grasiſopp, Hyſſopifolia, wächſt auf den Bergen, blüht blau, und wird nicht gebraucht.

Iſopp (amerikaniſcher) ſ. auf vorhergeh. Seite.
-- (Apotheker=) ſ. oben, S. 67, fgg.
-- (chineſiſcher=) ſ. oben, S. 73.
-- (gemeiner) ſ. oben, S. 67, fgg.
-- (Gras=) ſ. oben, auf dieſer Seite.
-- (Hecken=) Gnadenkraut, Gratiola; ſ. Th. XIX, S. 217.
-- (Heiden=) Ciſtus Helianthemum *Linn.*; ſ. Th. XX, S. 318.
-- (herzblätteriger) ſ. oben, S. 73.
-- (Kirſch=) ſ. Th. XX, S. 318.
-- (viereckiger) ſ. auf der vorhergeh. Seite.
-- (wilder) ſ. oben, auf dieſer Seite.
-- (Winter=) ſ. Saturey.

Iſopyrum Columm. & *Dioſc.*; ſ. *Aquilegia.*

Iſora, eine Art Schraubenbaum, Helicteres *L.*; ſiehe Schraubenbaum.

Iſpahan, Hiſpahan, oder Isfahan, eine der größten, volkreichſten und ſchönſten Städte in der Welt, die Hauptſtadt des Königreiches Perſien, und die Reſidenz des Königes, in der Provinz Erack oder Yerack gelegen. Sie wird durch den Fluß Senderut oder Zenderoud, an deſſen beyden Ufern ſie der Länge nach liegt, in 2 Hauptquartiere eingetheilet, von denen das eine Joubare = Neamet Olaſi heißt, und den öſtlichen Theil der Stadt ausmacht; das andere aber, welches den Namen Deredechte = Heyderi führt, den weſtlichen Theil der Stadt unter ſich begreift. Sie hat 3 Vorſtädte. In derjenigen, welche Julfa heißt, wohnen an 100,000 Armenier; in der andern meiſtentheils Georgianer; und in der dritten, Parſen oder Feuerverehrer. Dieſe Vorſtädte haben nebſt der Stadt einen Umfang von 12 großen franzöſ. Meilen, und es

wird

wird große Handlung von allerley Nationen daſelbſt getrieben. Die öffentlichen Plätze und Gebäude, die zum Handel in dieſer Stadt dienen, ſind: 1. der große Maidan, oder königliche Markt, vor dem königl. Pallaſte. Er iſt ein längliches Viereck, 440 Schritte lang, 160 breit, und mit einem 6 Schuh breiten gemauerten Canale umgeben, hinter welchem in einer Entfernung von 200 Schritten um den Platz herum, verſchiedene königliche Gebäude und 200 Wohnhäuſer, alle in gleicher Linie und von einerley Bauart, ſtehen, deren jedes unten 2 Kramläden hat, wovon der eine inwendig in den Platz, und der andere in den Bazar geht, welcher von außen rings um dieſen Platz herum angebracht, und einer der breiteſten in Iſpahan iſt. Dieſer Platz, welcher 12 große uud viele kleine Eingänge hat, iſt an Feſt - und andern ſolennen Tagen leer, an den übrigen Tagen aber iſt auf demſelben beſtändig eine allgemeine und wahre Meſſe, indem er voll Kaufleute, die mit allerley Waaren handeln, voll Trödler, Künſtler ꝛc. mit einem Worte, mit einer unzähligen Menge Buden beſetzt iſt, in denen man die gemeinſten und nöthigſten Waaren antrifft, da hingegen Abends die Marktſchreyer, Marionettenſpieler, Taſchenſpieler, Meiſterſänger, und Buhlſchweſtern, ſich auf demſelben einfinden. Jede Gattung von Waaren, die auf demſelben feil geboten wird, hat daſelbſt ihren beſtimmten und angewieſenen Platz; wiewohl es auch auf demſelben Leute giebt, welche allerley Eßwaaren und Obſt herum tragen und verkaufen. Zwiſchen dem Canale und den Häuſern haben die Künſtler ihre Werkſtätte aufgeſchlagen, in welchen ſie eben dergleichen Sachen verfertigen und wieder ausbeſſern, welche auf dem Platze, ihren Buden gegen über, verkaufet werden. Jede von dieſen Buden muß täglich ein gewiſſes Standgeld erlegen, welches zwar an und für ſich ſelbſt etwas weniges iſt,

in der Summe aber viel Geld einträgt; wie dann verſichert wird, daß dieſer Platz täglich an die 50 Thaler einbringe. Dieſes Geld, welches der königlichen Moſchee gehört, wird täglich, oder längſtens wöchentlich, eingefordert. 2. Der kaiſerliche Hof, oder kaiſerliche Markt, und, wie ihn die Perſer nennen, Kaiſerie. Selbiger befindet ſich am Ende des großen Maidans gegen Norden, und macht den größten und ſchönſten Eingang deſſelben aus. Er hat die Figur eines vertieften halben Mondes, und es haben an demſelben die Juwelier und Goldſchmiede, wie auch diejenigen Kaufleute, welche mit koſtbarem Geräthe, als: ſchönen Kleidungen, Pferdegeſchirr ꝛc. handeln, ihre Buden. 3. Die Bazars (ſ. Th. XXIX, S. 689, f. Anm.) ſind in Iſpahan alle bedeckt, mehrentheils von Ziegelſteinen gebauet, 40 bis 50 F. hoch, und oben entweder rund oder ſpitzig gewölbt. Der Tag fällt in dieſelben durch gewiſſe in gleicher Weite von einander entfernte Luftlöcher, die ſich in den Kuppeln befinden, und durch die quer hindurch gehenden Straßen hinein. In dieſen Bazars werden allerley Arten von Waaren, wie auf dem vorhin beſchriebenen großen Maidan, verkauft, nur daß ſie feiner und theurer ſind, indem auf jenem nur die gemeinſten, in dieſen aber die ſeltenſten Sachen anzutreffen ſind. Sie umgeben den königlichen Markt und kaiſerlichen Hof rings umher, und gehen faſt durch ganz Iſpahan. Die Einrichtung bey denſelben iſt eben diejenige, die auf dem großen Maidan herrſcht. Gleichwie nun in dieſen Bazars allerley Waaren der Kaufleute und Handwerker im Einzelen und Kleinen verkauft werden; alſo haben hingegen die im Großen handelnden Kaufleute ihre Gewölbe und Niederlagen, mehrentheils, 4. in den in dieſer Stadt befindlichen großen Caravanſeras, (*) deren An=

(*) Caravanſera, Caravenſera, Karavanſera, Caravanſerai, türk. Imarets, ind. Serays, oder Sarais, ſind bey den Mor=

Anzahl ſich über 1800 erſtreckt. Faſt alle dieſe Caravanſeras ſind auf einerley Art aus Ziegelſteinen gebauet, und

Morgenländern an den großen Straßen große, öffentliche oder allgemeine Gebäude, welche den Reiſenden zu ihrer Herberge (in Ermangelung der Wirthshäuſer und Gaſthöfe, die man daſelbſt nicht ſo, wie in Europa, findet,) beſtimmet, und durch einige gutthätige Muhamedaner zum Dienſte der Reiſenden geſtiftet ſind. Sie ſteht allen Religionen offen, ſo gar, daß man auch nicht einmal fraget, wo die Reiſenden herkommen, oder was ſie zu verrichten haben. Für das Quartier darf Niemand das geringſte bezahlen; und die reichen Leute geben nur; bey ihrer Abreiſe, dem Knechte des Hausverwalters, oder des ſo genannten Caravanſerakiers, einige Stüber nach ihrem Belieben.

Die Caravanſeras in den Städten ſind von zweyerley Art; einige, für die Reiſenden und Pilgrime, in welchen man wohnet, ohne daß man etwas bezahlet; andere, für die Kaufleute, und dieſe ſind gemeiniglich ſchöner und bequemer, indem ſie Thüren an den Zimmern haben, die man feſt zuſchlieſſen kann. Allein, da die meiſten von wirklich handelnden Kaufleuten beſeſſen werden, ſo bezahlt man ein Gewiſſes für das Zimmer, und dieſes beträgt den Tag über nicht 1 oder 2 Stüber. Ueber dies aber muß man noch etwas Gewiſſes für die Einfuhr bezahlen, und dieſes beträgt ſchon mehr, wie auch von demjenigen, was in dem Caravanſera verkauft wird, nämlich ſo und ſo viel von dem Ballen, die nach der Waare mehr oder weniger betragen, abgeben. Die Abgabe von der Einfuhre heißt Sercolphe, d. i. das Vorlegeſchloß. Einige von dieſen Caravanſeras ſind königliche Häuſer, andere gehören Privatperſonen. Es iſt ſo leicht keine große Stadt im Oriente, ſonderlich in den Staaten des türkiſchen Kaiſers, des Königes von Perſien, und des großen Moguls, die nicht dergleichen Gebäude hätte. Die Caravanſeras in Conſtantinopel, Iſpahan und Agra, als den drey Hauptſtädten des türkiſchen, perſiſchen und mogoliſchen Reiches, ſind inſonderheit, ſo wohl wegen ihrer Anzahl, als Koſtbarkeit, berühmt, und es haben auch die fremden Kaufleute darin ihre meiſte Magazine. In Cairo, einer Stadt in Aegypten, giebt es ebenfalls ſehr ſchöne Caravanſeras, welche beſtändig mit Leuten und Waaren angefüllt ſind; welches dann auch die großen Herren des Landes bewegt, ihr Geld zu Ausführung ſolcher Gebäude anzuwenden, weil ſie davon ſehr beträchtliche Einkünfte ziehen. Die Nubier, die Abyſſinier, und die andern afrikaniſchen Nationen, die nach Cairo kommen, haben daſelbſt jede ihren beſondern Caravanſera, wo ſie auch allemal einkehren. Mit den Kaufleuten von Aleppo, Damaſcus, Conſtantinopel, und aus andern Handelsſtädten, hat es gleiche Bewandtniß. Dieſe Caravanſaras ſind geheiligte Herbergen, worin es nicht erlaubt iſt, Jemanden Gewalt zu thun, noch auch ſich an den

Da-

und ſind große und viereckige und 2 Etagen hohe Gebäude. Jede dieſer Etagen iſt etliche 20 F. hoch, und hat etliche 70 Klafter im Durſchſchnitte. Man geht in dieſelben durch einen ſehr langen Eingang, in welchem zu beyden Seiten Kramläden ſind. Jeder Flügel hat unten 24 Logementer, und oben eben ſo viel, in deren Mitte ſich eines befindet, welches größer, als die andern, iſt, unter einem hohen Eingange, der demjenigen gleicht, durch welchen man hinein geht. Die untern Zimmer ſind längs in einer Galerie oder Parapet, von der Erde ungefähr 25 F. hoch, 15 bis 16 breit, und 2 Z. über die Galerie erhöhet. Jede Stube hat noch über dies einen Platz vorn heraus, welcher ſo breit als die Stube ſelbſt, halb ſo tief, und mit einem Schwibbogen bedeckt iſt. Jede der obern Stuben hat ein Vorzimmer und einen Balcon, wo insgemein die Kaufleute mit ihren Weibern, wenn ſie dieſelben bey ſich haben, wohnen; die untere Stube hingegen gebrauchen ſie gemeiniglich zum Kramladen oder zur Niederlage. Jede dieſer Stuben iſt durch eine 2 bis 3 F. dicke Mauer von der andern abgeſondert. Die Vorzimmer bey denſelben ſind vorn ganz offen; die Stuben ſelbſt aber haben insgeſamt Thüren, wiewohl ſie nur ſchwach ſind; aber keine Fenſter, ſondern bekommen das Licht nur durch die Thüre, welches ſie unbequem macht. Hinten in dem Caravanſera befinden ſich große Waarenlager. Mitten in dem Hofe, welcher gepflaſtert iſt, trifft man, in einigen einen groſſen 4 bis 5 F. hohen viereckigen Neſais, in andern aber

daſelbſt niedergelegten Effecten zu vergreifen. Ja, man treibt die Vorſicht und Behutſamkeit ſo weit, daß man Niemanden, der nicht verheurathet iſt, erlauben will, darin zu wohnen, weil die Türken glauben, ein Menſch, der keine Frau hat, ſey gefährlicher, als ein anderer. Sonſt ſind auch die Caravanſeras in Schiras und Casbin, zwey anſehnlichen Städten in Perſien, ſehr berühmt, und geben denen in der Hauptſtadt dieſes Reiches nichts nach.

aber einen großen Waſſerhälter, nebſt einem Spring-brunnen und andern Brunnen in den Ecken, an. Hinter dem Caravanſera, und rings um denſelben, ſind Ställe, und in einigen iſt die eine Seite der Ställe in Schwibbogen abgetheilt, welche 4 F. hoch, und in einer gewiſſen Weite von einander mit Kaminen verſehen ſind, wo die Stall- und andere Knechte ſich bequem aufhalten und ihre Speiſen kochen können. In dieſen großen Caravanſeras wohnen gemeiniglich nur Kaufleute, die im Ganzen handeln, und es trägt ein ſolcher Caravanſera jährlich 4, 5 und mehrere tauſend Thaler ein. Dann ungeachtet die meiſten Caravanſeras von den Königen von Perſien geſtiftete Gebäude ſind, ſo wird doch Niemand in dieſelben aufgenommen, als gegen tägliche oder monatliche Erlegung eines gewiſſen Geldes, wogegen aber die Kaufleute, die in denſelben ihre Gewölbe oder Niederlagen haben, den Vortheil genießen, daß die Caravanſerakiers in denſelben für die Kaufmannsgüter ſtehen, welche ſie aufzuſchreiben gehalten ſind, ja ſo gar, daß dieſelben gegen 2 pro Cent, die man ihnen giebt, Sorge dafür tragen, daß die auf Credit verkauften Waaren bezahlet werden. Uebrigens haben die Caravanſeras ihren Namen entweder von denjenigen, von denen ſie erbauet oder geſtiftet ſind, z. B. das Caravanſera des Königs, ꝛc. oder von den Städten und Ländern, für deren Kaufleute ſie zuerſt angeleget worden ſind, z. B. das Caravanſera von Cachan, des Volkes von Lar, der Multanier, ꝛc. oder endlich von der Profeſſion und den Waaren, für welche ſie beſtimmt ſind; wie man dann z. B. ein Caravanſera der Kupferſchmiede, der Granatäpfelverkäufer, der Reißhändler, und fünf neben einander gelegene Caravanſeras findet, welche man Londra Fronch, d. i. Verkäufer von London nennet, weil daſelbſt die Waarenlager der vornehmſten Tuchhändler ſind, welche man London nennet,

weil

weil die Perſer von den engliſchen Kaufleuten aus London das erſte Tuch bekommen haben.

Die Einwohner der Stadt Iſpahan beſtehen aus allerley Nationen und Glaubensgenoſſen Was aber alle dieſe Nationen ſo häufig nach Iſpahan hinzieht, iſt die ungemein ſtarke Handlung, welche daſelbſt getrieben wird, indem dieſe Stadt gleichſam der Mittelpunct der ganzen perſiſchen, und eines großen Theiles der aſiatiſchen Handlung iſt, ungeachtet dieſe Stadt ohne Meer und ohne ſchiffreiche Flüſſe iſt, und alles, was dahin kömmt, zu Lande auf Kameelen dahin gebracht wird, welche daher von den Perſern die Schiffe des Landes genannt werden. Es kommen nämlich daſelbſt alle Jahre verſchiedene Caravanen ſo wohl aus den Innern des Königreiches, als auch von auswärtigen Orten, her, dergleichen die von Schiras, Lar, Aleppo, Bagdad, Herat, und andern Orten aus der Levante, ſind. Desgleichen gehen auch von da diejenigen Caravanen ab, welche die, von den Factoren der nach Iſpahan handelnden auswärtigen Nationen daſelbſt erkauften Waaren, nach Bender=Abaſſi bringen. Den ſtärkſten Handel treiben daſelbſt die Armenier mit allen Gattungen von Waaren, auch ſo gar mit den allerkoſtbarſten. Nächſt dieſen folgen die Indianer, deren Anzahl ſich über 12000 erſtreckt. Unter den europäiſchen Nationen, die nach Iſpahan handeln, und daſelbſt ihre eigene Factors halten, ſind die Engländer und Holländer diejenigen, deren Handlung am meiſten zu bedeuten hat. Beyde haben daſelbſt ihre eigene Häuſer, oder vielmehr Paläſte, welche mit großen Gärten und ſchönen Baſſins geziert ſind. Die erſten haben das ihrige von dem Schach Abas geſchenkt bekommen, als ſie ihm Ormus hatten erobern helfen. Da aber die Engländer jezt bey weitem nicht mehr dieſelbe Handlung, noch ſo viel Leute zu Iſpahan haben, als zu der Zeit, da ihnen dieſer Palaſt

geſchenket wurde: ſo dient dieſe ſchöne Wohnung der engliſchen Campagnie weiter zu nichts, als zu einem Landhauſe, dahin einige Factors kommen, 4 oder höchſtens 5 Monate lang im Jahre ſich daſelbſt aufhalten, und alsdann nach Bender-Abaſſi zurück kehren, wo ſie ihre vornehmſte Handlung treiben. Die Holländer hingegen haben ihren Palaſt für ihr Geld gekauft, damit er ihnen ſowohl zur Wohnung, als zum Waarenlager, diene; wiewohl andere ſagen, daß ſie denſelben ebenfalls von dem Schach Abas, dem Groſſen, geſchenkt bekommen haben. Sonſt hielt die holländiſche oſtindiſche Compagnie daſelbſt einen eigenen Handlungsdirector; ſeit den im J. 1727 in Perſien entſtandenen Unruhen aber iſt keiner wieder dahin geſchickt worden, ſondern es wird daſelbſt nur ein Commiſſär gehalten. Unter allen in Iſpahan Handlung treibenden Nationen aber ſind die Juden daſelbſt in der kleinſten Anzahl anzutreffen, arm, und, ſo wie in dem ganzen Königreiche, äußerſt verachtet.

Die Waaren, mit welchen zu Iſpahan gehandelt wird, und die von da in andere Städte und Länder verführet werden, ſind überhaupt alle nur erſinnliche Natur- und Kunſtproducte, welche alle Theile und Länder des bewohnten Erdkreiſes hervor bringen, inſonderheit aber die Naturproducte, welche die Provinzen in Perſien zur Bequemlichkeit der Menſchen liefern, und allerley aus denſelben verfertigte Manufacturen, welche ſowohl in Iſpahan, als in andern Städten von Perſien, gemacht werden, worunter jedoch die in Perſien jährlich in unglaublicher Menge fallende Seide den Hauptzweig dieſer Handlung ausmacht.

Ein mehreres von Iſpahans Naturproducten Manufacturen, Münzen, Maßen, Art Buch zu halten, u. ſ. w. wird im Art. Perſien vorkommen.

Iſpe,

Iſpe, ſiehe Iſopp.
Iſpida *Klein*. Ipſis Alcyon *Linn.*; ſiehe Eisvogel.
Iſrael. Dieſen Namen bekam der Erzvater Jacob von dem Engel, mit dem er zu Mahanaim (oder Phanuel) eine ganze Nacht hindurch gerungen hatte; 1 Moſ. 32. Nachher bekam das ganze Geſchlecht Jacob's den Namen Iſrael. Zuweilen verſteht man dadurch auch das Königreich Iſrael, d. i. die von dem Königreiche Juda abgeſonderten 10 Stämme.

Daher die Iſraeliten, die Nachkommen Iſraels. Anfangs hießen ſie Hebräer, wegen des Abraham's, welcher jenſeit des Euphrats hergekommen war. Nachher wurden ſie Iſraeliten genannt, wegen des Iſrael, eines Vaters von zwölf Patriarchen; endlich aber Juden, inſonderheit nach ihrer Zurückkunft aus der babyloniſchen Gefangenſchaft.

Man ſagt ſprichwortweiſe von Jemand; er iſt ein guter Iſraelit, Fr. c'eſt un bon Iſraëlite, d. i. ein recht aufrichtiger, grundredlicher Mann, ein Bidermann.

Iſrael, iſt auch ein Beyname des lübeckiſchen Bieres; ſ. Th. V. S. 27.
Iſraelit, ſiehe im vorhergeh. Artikel.
Iſſigny, ſiehe Iſſigny.
Iſſineſen, Iſſinois; ſiehe Illineſen, im XXIX Th. S. 443, f.
Iſtambol Effendi, iſt, bey den Türken, der Oberpolizeydirector, welcher die Aufſicht über alle Lebensmittel in der Hauptſtadt hat. Er muß dafür ſorgen, daß ſie durch Aufkauf keinen zu hohen Preis bekommen, und daß alles in gehörigem Ueberfluſſe da ſey. Seine Einkünfte laſſen ſich ſchon daraus beurtheilen, daß er von allem, auch von den geringſten Dingen, welche zur Conſumtion einer ſo bevölkerten Stadt, als Conſtantinopel iſt, erfordert werden, ſeinen Antheil zieht.

Iſthmiſche Spiele, L. Iſthmia, Fr. Jeux iſthmiens, oder iſthmiques, waren diejenigen unter den vier groſſen und feyerlichen Spielen der Griechen, (*) welche alle 3 oder 4 Jahre, auf dem Iſthmo corinthiaco, oder der Landenge von Korinth, nahe bey einem dem Neptunus geheiligten Hain, angeſtellet wurden. Siſyphus, König zu Korinth, hatte, auf Anrathen des Orakels, dieſes Feſt ungefähr 1330 Jahr vor Chriſti Geburt, dem Melicertes zu Ehren geſtiftet. Weil es aber damals nur in der Nacht gehalten wurde, ſo fielen viele Unordnungen, Mord und Todſchlag, dabey vor. Theſeus, der eilfte König von Athen, gab dieſem Feſte gleichſam eine neue Geſtalt, indem er das Land von den Räubern, die den Weg nach dem Iſthmus für die Wallfahrer ſehr unſicher gemacht hatten, ſäuberte, gegen ihren grauſamen Anführer Sinnis zu Felde zog, und ihn erlegte; auch verordnete, daß dieſes Feſt, welches aber fürs künftige ſeinem Vater Neptunus zu Ehren gewidmet ſeyn ſollte, nur bey Tage gefeyert wurde. Der Zulauf war dabey ſo groß, daß kaum die Vornehmſten aus den griechiſchen Städten Platz dabey bekommen konnten. Die Sieger wurden Anfangs mit einem Fichten- hernach aber mit einem Epheukranze gekrönet, wozu ſie mit der Zeit, auf Solon's Anordnung, noch eine Geldſumme von 100 Drachmen bekamen; ſie hatten aber doch ſonſt auch alle Ehre zu genießen, welche den andern Hieronicis (**) wiederfuhr, daß ſie nämlich bey öffentlichen Zuſammenkünften ihre Kränze und Palmzweige trugen, und, wenn ſie wieder heim kamen, einen triumphmäßigen Einzug hielten, und zwar durch die Mauern

(*) Dieſe 4 große Spiele, waren die olympiſchen, pythiſchen, nemeiſchen und iſthmiſchen Spiele.

(**) Hieronicæ hieſſen diejenigen, welche in den olympiſchen, pythiſchen, nemeiſchen und iſthmiſchen Spielen den Preis erhalten hatten.

Mauern der Städte, von welchen um deswillen ein Stück nieder geriſſen wurde. Nachher wurden auch die Römer dabey zugelaſſen; und dieſe feyerten das Feſt mit außerordentlicher Pracht. Außer den dabey ſchon vorhin gewöhnlichen Uebungen im Ringen, Wettlaufen, Fechten, Springen, Scheibenwerfen, Muſik und Poeſie, führten ſie auch Jagdſpiele ein, wozu ſie, mit großen Koſten, die ſeltenſten Thiere aus allen damals bekannten Welttheilen herbey führen lieſſen. Bey Gelegenheit dieſer iſthmiſchen Spiele ſchenkten einſt die Römer, im 194ſten J. vor Chriſti Geburt, dem ganzen Griechenlande die Freyheit wieder.

Iſthmus, Fr. Iſthme, Erdenge; ſ. Landenge.

Iſtrien, oder Hiſterreich, L. Iſtria, Hiſtria, Fr. Iſtrie, eine Landſchaft in Oberitalien, welche ſich, in Geſtalt einer Halbinſel, in den venetianiſchen Meerbuſen (Golfo di Venezia) hinein erſtreckt, und gegen Mittag an Crain und Friaul gränzet. Es iſt ein unebenes und ungeſundes, und daher in einigen Gegenden ſchlecht bevölkertes, in andern aber gar wüſte liegendes, doch fruchtbares Land, zumal an Wein, Oehl, Salz, Wieſewachs, und Holz, welches zum Schiffbau tauglich iſt. Es gehörte vor Alters zu Illyricum, wurde zwiſchen dem erſten und zweyten puniſchen Kriege von den Römern erobert, und nachher zu Italien geſchlagen. In der mittlern Zeit gehörte es dem Patriarchen zu Aquileja, welcher von dem Könige Heinrich IV. mit dieſem Markgrafthume im 11ten Jahrh. belehnet wurde. Im J. 1190 kam der größte Theil des Striches deſſelben, welcher am Meere liegt, unter die Botmäßigkeit der Republik Venedig, er wird aber durch den öſtreichiſchen Antheil unterbrochen; daher wird derjenige Theil, den das Haus Oeſtreich beſitzt, das öſtreichiſche Iſtrien, Iſtria auſtriaca, genannt. Capo d'Iſtria, welches die Hauptſtadt in Iſtrien iſt, Citta nuova, Parenzo und Rovigno, haben

ben insgeſammt gute Häfen, und gehören den Venetianern; ferner die Städte Trieſte, Vinodolo, ſonſt Portoree oder Portroyal genannt, und St. Veit am Flaum, welche dem Hauſe Oeſtreich gehören. Da dieſes Land zur Schifffahrt ſehr bequem gelegen iſt, und das Haus Oeſtreich ſich jederzeit die Handlung zur See hat angelegen ſeyn laſſen, ſo iſt, inſonderheit, in den neuern Zeiten, lange daran gearbeitet worden, die Handlung daſelbſt in Aufnehmen zu bringen. In dieſer Abſicht wurden ſchon zu Kaiſer **Karl's** VI. Zeiten die ſo genannte levantiſche Compagnie, und in den öſtreichiſchen Erblanden verſchiedene Manufacturen angeleget, damit ſich die Waaren genug finden möchten, die in alle Welt verführet werden könnten. Darnach wurden die Landſtraßen von Iſtrien an, ſowohl nach Wien, als bis nach Karlſtadt in Ungarn, mit unbeſchreiblicher Mühe und Koſten ausgebeſſert, damit man die Waaren hin und her mit leichter Mühe transportiren könnte. Es wurden auch den Venetianern die Wälder in Iſtrien, die ſie bisher in Pacht gehabt hatten, aufgekündiget, weil die Oſtreicher ſelbſt in dem Hafen Portoree einen Schiffſtapel anlegten, und dieſe Materialien ſelbſt zum Schiffbau brauchten. Weil auch zu Ausführung eines ſolchen Werkes eine Geldcaſſe gehörte, ſo wurden nicht nur die jährlichen Einkünfte des Königreiches Napoli dazu angewendet, ſondern man hatte auch bey der angelegten Bank zu Wien, und bey den großen Lotterien, keine andere Abſicht, als eine ſolche Geldcaſſe zu formiren. Endlich ſchritt man wirklich zur Anlegung des Stapels, unter der Aufſicht des Admirales **Teichmann**, und, nach deſſen bald erfolgtem Tode, des **Pallavicini** zu Portoree. Zu Trieſte wurde ein großer Jahrmarkt angeleget, und zu St. Veit ein koſtbares Lazareth erbauet, worin, wenn in der Levante Peſt entſtände, die Quarantaine gehalten werden ſollte. Ob nun gleich im J.

1735

1735 das Haus Oeſtreich Napoli und Sicilien verlor, die Venetianer auch auf alle dieſe Anſtalten ſehr eiferſüchtig waren, und der Kaiſer Karl VI. im J. 1740 ſtarb, und darauf der achtjährige öſtreichiſche Succeſſionskrieg erfolgte: ſo hat doch das Commercium daſelbſt, ſowohl bey des gedachten Kaiſers Leben, als auch nach ſeinem Tode, und inſonderheit nach erfolgtem aachiſchen Frieden, und zwar aus folgenden Urſachen, immer mehr zu- als abgenommen: 1. weil man den Hafen Trieſte zu einem Freyhafen erklärte; 2. weil man den Zoll in allen iſtriſchen Häfen weit geringer angeleget hat, als er in Venedig iſt; 3. weil die reich beladenen Schiffe zu Trieſte in den Hafen bis vor die Häuſer der Kaufleute fahren, und die Waaren ausladen können, da ſolches in Venedig nicht angeht, ſondern die Waaren erſt in große Magazine gebracht und wieder heraus gebracht werden müſſen, welches große Unkoſten veurſachet; und endlich 4. weil auch von Trieſte und St. Veit am Flaum, die Frachten zu Lande weit wohlfeiler ſind, als von Venedig ab, zumal, nachdem die Landſtraßen nach Deutſchland und Ungarn oberwähntermaßen ausgebeſſert worden ſind. Was alſo ſonſt aus den öſtreichiſchen Erblanden an Leinwand, Eiſen, Stahl, Bley, Kupfer und andern Waaren, nach Venedig gebracht wurde, geht alles nach Trieſte und St. Veit; wo hingegen die Schiffe mit den levantiſchen Waaren, als: Oehl, Mandeln, Honig, Wachs, Baumwolle, Kaffee, allerley Materialwaaren, ꝛc. gleich wieder befrachtet, und nach Deutſchland geſchicket werden, daß alſo, allem Anſehen nach, der Handel in Iſtrien mit der Zeit ziemlich hoch ſteigen dürfte.

Itacle, Itague, der Mantel an der Rah oder Segelſtange; ſ. Th. XXIV. S. 9.

Italiäner, italiäniſch; ſ. im folgenden Artikel.

Italien, L. und Ital. Italia, Fr. Italie, eine große Landſchaft in Europa, und eine Halbinſel. Daher italiäniſch, zu Italien gehörig, oder aus Italien her; ein Italiäner, (*) eine Italiänerin.

In den älteſten Zeiten war Italien unter den Namen Saturnien, Oenotrien, Auſonien, und Heſperien bekannt. Den erſten hatte es vom Saturn, den zweyten und dritten von ſeinen alten Einwohnern, und den vierten, welcher Abendland bedeutet, bekam es von den Griechen, denen es gegen Abend lag. Von den Etruſcern oder Etruriern, welche viele Menſchenalter vor Erbauung der Stadt Rom den größten Theil von Italien beſeſſen haben, iſt das Land, welches zu der Römer Zeit Italien hieß, Etrurien genannt worden. Der Name Italien iſt auch ſehr alt, kam aber anfänglich nur einem kleinen Stücke des nachher ſo benannten Landes zu; denn Ariſtoteles und Antiochus von Syrakus geben dieſen Namen zuerſt einem Striche Landes, welcher nur das bruttiſche Gebiet und ein Stück von Lucanien begreift, ob gleich nachher das ganze Land bis an die Alpen dazu gehörte. Einige leiten ihn vom Italus, einem Könige in Sicilien, andere aber von dem griech. Worte Ιταλος, welches einen Ochſen bedeutet, her, weil dieſes Land, ſeiner fetten Weiden wegen, an vortrefflichen Ochſen einen Ueberfluß hat. Die erſten Bewohner Italiens, in ſo fern man durch Italien Anfangs nur einen kleinen Strich des nachher ſo benannten Landes verſtand, nannte man Italioten.

Der bey den Deutſchen, inſonderheit in den ſüdlichen Gegenden Deutſchlandes, gewöhnliche Name Wälſchland iſt, entweder aus Walland entſtanden, welches ein Land am Meere bedeutet; denn Wall heißt nicht nur Stärke und Gewalt, ſondern auch überhaupt das Waſſer und Meer, und die

(*) Von Italiano) nicht Italiener, denn alsdann müßte das Land Italiena heißen.

die Italiäner ſind daher Wahlen und Wälſche genannt worden; oder, welches noch wahrſcheinlicher iſt, die Deutſchen, welche alles Fremde und Ausländiſche Wälſch nennen, haben inſonderheit die Italiäner Wälſche, und ihr Land Wälſchland genannt, weil ſie mit dieſen Fremden und ihrem Lande vorzüglich viel Verkehr hatten.

Italien liegt zwiſchen dem 30ſten, oder, wenn man Sicilien mitrechnet, zwiſchen dem 37 und 46ſten Grade der Norderbreite, und hat ſeine von der Natur ſelbſt beſtimmte Gränzen; denn gegen Norden wird es durch eine lange Reihe ſteiler Gebirge, welche man Alpen nennet, von Frankreich, Deutſchland und der Schweitz abgeſondert; gegen Oſten hat es das adriatiſche, und gegen Süden das mittelländiſche, und zwar das liguſtiſche, toſcaniſche und ſiciliauiſche Meer zu Gränzen. Seine Geſtalt pflegt man einem Stiefel zu vergleichen; und ſeine Größe beträgt ungefähr 5625 geographiſche Quadratmeilen.

Italien war vor Alters in ſehr viele kleine Länder und Staaten vertheilt. Als aber in den ſpätern Zeiten die Gallier in den gegen Abend, und viele griechiſche Colonien in den gegen Morgen gelegenen Landſchaften ſich niederlieſſen, wurde es, in Anſehung ſeiner Einwohner, in 3 große Theile abgetheilet, nämlich in Gallien dieſſeits der Alpen, in das eigentliche ſo genannte Italien, und in Großgriechenland. Dieſe Abtheilung iſt durchgehends bey den alten Erdbeſchreibern und Geſchichtſchreibern anzutreffen.

Gallien dieſſeits der Alpen (Gallia cisalpina und citerior) beſtand aus den meiſten gegen Abend und Mitternacht gelegenen Landſchaften Italiens, welche gröſtentheils im Beſitze der Gallier waren, die ſich daſelbſt unter der Regierung des Tarquinius Priſcus feſtgeſezt hatten. Es war wieder in beſondere Theile abgeſondert, und hatte verſchiedene Völker zu Einwohnern; allein, unter der Regierung Auguſt's wurde dieſe Benennung abgeſchaffet. Das eigentlich ſo genannte Italien erſtreckte ſich an der Küſte des adriatiſchen Meeres von der Stadt Ancona bis an den

Fluß Fortore, und an dem mittelländiſchen Meere von Macra bis an den Sele. Großgriechenland war der unterſte Theil von Italien, und hatte den Namen Griechenland daher, weil die meiſten Städte an der Seeküſte griechiſche Colonien waren, und die griechiſche Sprache redeten; den Beynamen groß aber haben ihm die Einwohner nur aus Prahlerey gegeben, und nicht, weil es größer, oder beynahe eben ſo groß, als das eigentlich ſo genannte Griechenland, war. Es begriff Apulien, Lucanien, das Land der Brutier, und zuweilen wurde Sicilien auch dazu gerechnet.

Die Römer brachten ganz Italien, in ſeiner weitläuftigſten Bedeutung genommen, unter ſich, und Auguſtus theilte es in 11 Landſchaften ab, woran ſich aber die Nachkommen wenig kehrten, ſondern die alten Abtheilungen und Benennungen beybehielten. Es blieb unter der Herrſchaft der römiſchen Kaiſer, bis in das 5te Jahrhundert, da die Gothen und Heruler in das Land fielen. Im 6ten Jahrh. verjagten zwar die griechiſchen und morgenländiſchen Kaiſer die Oſtgothen, und bemächtigten ſich Italiens; allein die Longobarden ſetzten ſich in dem obern Theile deſſelben feſt, und brachten endlich auch das Stück, welches die morgenländiſchen Kaiſer unter dem Namen des Erarchates noch übrig behalten hatten, unter ſich; und in Sicilien und Neapolis lieſſen ſich auch die Saracenen nieder. Der Papſt, welcher in der gröſten Gefahr war, alles zu verlieren, nahm ſeine Zuflucht zu den fränkiſchen Königen, und Karl, welcher ſich des lombardiſchen Reiches bemächtigte, wurde im J. 800, d. 25. Dec. zu Rom als römiſcher Kaiſer ausgerufen. Das Anſehen der römiſchen Kaiſer dauerte aber in Italien nicht lange, ſondern wurde durch die herrſch- und habſüchtigen Abſichten der Päpſte nach und nach verringert, inſonderheit aber nahm es nach Abgang der ſchwäbiſchen Linie ſehr ab, und Italien wurde wieder in viele kleine Theile zertrennet.

Zu Italien gehört ſowohl feſtes Land, als Inſeln. Das feſte Land, welches ſo vielerley Herren hat, wird gemeiniglich überhaupt in 4 Theile abgetheilet. Der erſte, welcher nach ſeiner Lage insgemein der oberſte Theil von Italien oder Oberitalien genannt wird, begreift den größten Theil des uralten Galliens dies= ſeits der Gebirge, und die nachher von den Longobar= den benennte Lombardey. Man rechnet dazu 7 große Herzogthümer, 10 kleine Fürſtenthümer, und 2 freye Republiken. Die 7 großen Herzogthümer ſind: Sa= voyen, Piemont, Montferrat, Mailand, Parma und Piacenza, Modena und Mantua. Die 10 kleinen Fürſtenthümer heiſſen: Mirandola, Guaſtalla, Sa= bioneta, Bozzolo, Caſtiglione, Solferino, Novellara, Maſſa und Carrara, Monaco, und Maſſerano. Die 2 freyen Republiken ſind: Venedig, und Genua. Der zweyte Theil, welcher ebenfalls von ſeiner Lage den Namen das mittlere Italien erhalten hat, beſteht aus einem Theile von dem alten Gallien dieſſeits der Ge= birge, und einem Theile deas alten eigentlich ſogenannten Italiens, oder heutiges Tages aus dem Großherzogthu= me Toſcana, dem Kirchenſtate, den Fürſtenthümern Piom= bino, Farneſe, Paleſtrina, Bracciano, Pagliano, Mel= dola, und den Republiken Lucca und S. Marino. Der dritte Theil, welcher insgemein das untere Italien genannt wird, begreift einen Theil des alten eigentli= chen Italiens und das alte Großgriechenland, heutiges Tages aber das Königreich Neapolis. Der vierte Theil von Italien begreift die zu Italien gehörigen Inſeln, worunter Sicilien, Sardinien, Corſica, Mal= ta, und Elba, die vornehmſten ſind.

Von der jetzigen Volksmenge oder Menſchenzahl in Italien, giebt es ſehr verſchiedene Meinungen. Die Engländer Burnet und Addiſon machen ſie ſehr ge= ringe; denn ſie ſprechen nicht nur überhaupt von Ita= liens jezigem verwüſteten Zuſtande, ſondern Letzterer

be=

behauptet auch, daß, nach einer mäßigen Berechnung, die alte Provinz Campania mehr Einwohner gehabt habe, als jetzt ganz Italien. Eben ſo übertrieben ſagte, viele Jahre nach ihm, **Montesquiou**, daß Italien vor Einführung der chriſtl. Religion 50mal mehr Menſchen gehabt habe, als nach derſelben. In beſtimmten Summen, hat **Sabellico** im 15ten Jahrh. nur 7 Millionen Menſchen für Italien zugeben wollen; **Botero**, im 16ten nur 9, **Nicolosius**, im 17ten auch nur 9; **Riccioli** aber glaubte in eben demſelben Jahrhunderte, das Italien wohl 10 bis 11 Mill. Einwohner haben möchte. **Süßmilch** giebt ihm in 10 Mill. Beyfall. Der Engländer **Scharp** meinet, Italien habe jetzt ungefähr nur ſo viel Menſchen, als Großbritannien, welcher Anſchlag kaum ſo groß iſt, als der oben angeführte, den **Sabellico** gemacht hat. **Baretti**, welcher ihm mit Recht wiederſpricht, meldet, daß verſchiedene Italiäner behaupteten, Italien enthalte jetzt 16 Mill. Menſchen, er ſelbſt aber berechnet nur 13,890,000, oder, nach einer geraden Zahl, 14 Mill. Menſchen, und dieſe Anzahl hat nicht nur ſchon Leti für wahr angenommen, ſondern ſie iſt auch der gemeinen Meinung der Italiäner gemäß, welche **Grosley** nicht richtig meldet, wenn er ſagt, daß man in Italien gemeiniglich 20 Mill. angebe. **Jagemann** nimmt auch 14 Mill. an, wiewohl die Stimme, welche er durch eine gewiſſe Rechnung heraus bringt, 15,192,000 Menſchen beträgt. Am zuverläſſigſten iſt wohl die Beſtimmung der Menſchenzahl in Italien, welche unſer Hr. O. C. R. **Büſching** (*) folgendermaßen macht:

„In des Königs von Sardinien Staaten auf dem feſten Lande, ſind im J. 1772 gezählet worden 2,695,727 Menſchen. Mit Sardinien muß der König viel über 3 Mill. Menſchen haben; ich will aber nur 3,200,000 rechnen. In

(*) Im 6. St. ſeiner wochentl. Berichte ꝛc. v. J. 1779, S. 42, ſqq.

In dem Herzogthume Mailand öſtreichiſchen Antheils, hat man von Oſtern 1771 bis dahin 1772, gezählt 1,114,648 Menſchen; von Oſtern 1772 bis dahin 1773 nur 1,110,078; von Oſtern 1773 bis dahin 1774 aber 1,110,152 Menſchen. In dem Herzogthume Mantua ſind von Oſtern 1773 bis dahin 1774 gezählt worden 204,000 Menſchen; alſo waren von Oſtern 1773 bis dahin 1774 in der öſtreichiſchen Lombardey 1,314,152 Menſchen.

In den Herzogthümern Parma und Piacenza, ſollen, nach Baretti Angabe, 330,000 Menſchen ſeyn; andere rechnen nur 300,000.

Nach eben demſelben haben die Staaten des Herzoges von Modena auch 330,000 Menſchen.

In den Ländern der Republik Venedig hat man 1769 gezählt 2,655,484 Menſchen. Baretti ſetzt nur 2,600,000.

Der Freyſtatt Genua hat, nach Baretti, ohne Corſica, 470,000 Menſchen; andere aber rechnen nur 400,000.

In dem Grosherzogthume Toſcana, hat man, nach Jagemann, im J. 1766 gezählt 945,063 Menſchen. Scharp und Baretti haben 940,000.

In dem Kirchenſtaate hat man, nach Grosley Berichte, nur 1,10,0000 Menſchen gezählt; Baretti aber hat 1,300,000.

Der Freyſtatt Lucca hat 120,000, und S. Marino 5000 Menſchen.

In dem Königreiche Neapoli, ſind von Oſtern 1773 bis dahin 1774 gezählt worden 4,446,072 Mrnſchen, ohne die Land- und Seetruppen.

Und auf der Inſel Sicilien hat man 1714 und 1715 gezählet 3,127,163 Menſchen.

Auf Malta hat man 1761 gefunden 130,000 Menſchen.

Wenn man alle dieſe Summen zuſammen zählet, ſo zeigt ſich, daß Italien wenigſtens 15 Mill. Menſchen habe. Da es nun ungefähr 5625 deutſche Quadratmeilen groß iſt, ſo kommen auf jede 2666 Wenſchen, und es iſt ein wohl bewohntes Land. 4

Nach Hrn. Prof. Jäger (*) Angabe, beläuft ſich die Volksmenge in Italien, mit Inbegriff der dazu gehörigen Hauptinſeln, auf mehr als 17 Millionen.

Da-

(*) Im 1. Th. ſeines geogr. hiſt. ſtatiſtiſchen Zeitungslexicon, Nürnb. 1782, gr. 8. S. 772.

Davon ſind in dem Königreiche Neapel 4,449,601. Im Kirchenſtaate 2,350,000. In Toſcana, 950,000. In dem Freyſtate Lucca, 120,000. Im Herzogthum Modena 330,000. In den Herzogthümern Parma und Piacenza, 330,000. Im Venetianiſchen (mit Ausſchlieſſung deſſen, was die Republik außerhalb Italiens beſitzt,) 2,655,484. Im Herzogthum Mailand, 1,116,859. Im Herzogthum Mantua, 204,000. In den Staaten des Königs von Sardinien, (mit Ausſchließung der Inſel,) 2,695,727. Im Freyſtaate Genua, 390,000. Auf der Inſel Sicilien, gegen 1,130,000. Auf Sardinien, 365,000, und auf Corſica, 130,000.

Die vornehmſten Gebirge Italiens ſind die Alpen und appenniniſchen Gebirge. Die Alpen ſind eine lange Kette von Bergen, die an der Mündung des Fluſſes Varo anfangen, und nach ſehr vielen unordentlichen Wendungen ſich bey dem Fluſſe Arſia in Iſtrien am adriatiſchen Meere endigen. Sie ſcheiden Italien von Frankreich, Helvetien und Deutſchland, und haben verſchiedene Namen. Die Alpen am Meere reichen von Vada oder Vado bis an die Quelle des Varo oder auch des Po; die cottiſchen Alpen von der Quelle des Varo bis an die Stadt Suſa; die griechiſchen Alpen (Alpes Grajae) von der Stadt Suſa bis an den Berg S. Bernhard; die penniniſchen Alpen vom Berge S. Bernhard bis an den S. Gothards Berg; an dieſe ſtoßen die rhätiſchen Alpen, die ſich bis an die Quelle des Fluſſes Piave erſtrecken; und endlich die nordiſchen oder carniciſchen Alpen reichen vom Fluſſe Piave bis nach Iſtrien und an die Quelle des Sauſtrohmes. Die apenniniſchen Gebirge nehmen ihren Anfang bey den Meeralpen im genueſiſchen Gebiete, nicht weit von Genua, theilen Italien in 2 faſt gleiche Theile, und erſtrecken ſich bis an die Meerenge, welche Italien von Sicilien ſcheidet.

Die größten und merkwürdigſten ſchiffreichen Flüſſe in Italien, ſind folgende: 1. Der Po, L. Padus,

dus, Eridanus, entſpringt auf dem Berge Veſo (Veſulus,) welcher einer der höchſten unter den Alpen iſt, und, nachdem er über 30 Flüſſe aufgenommen hat, ergießt er ſich durch 7 verſchiedene Ausflüſſe in das adriatiſche Meer. 2. Die Adige, oder Etſch, Atheſis, kömmt aus der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, und iſt der einzige große Fluß in der Lombardey, welcher nicht in den Po fällt; denn ſie fließt auch in das adriatriſche Meer. 3. Der Arno, entſteht auf den apenniniſchen Gebirgen, und fällt bey Piſa in das toscanniſche Meer. 4. Die Tiber, Tiverre, Tiberis, hat ihren Urſprung auch auf den apenn. Gebirgen, und ergießt ſich nicht weit von Rom in das toscaniſche Meer. 5. Der Oglio, ergießt ſich in den Po. 6. Der Adda, entſpringt im Graubünderlande, fließt durch das Valtelin in den Comerſee, und ergießt ſich im Mailändiſchen unweit Cremona in den Po, u. a. m.

Viele Provinzen, inſonderheit von Oberitalien, ſind auch, zu Beförderung des Handels, und Verhütung der Ergießung der Flüſſe, mit Canälen durchzogen, unter welchen il grande Naviglio, oder der große Canal, der Canal di Sforcesca, der Naviglio di Morteſana, der Naviglio del Oglio oder Canal Pallavicino, und der Canal bey Palma nova in Friaul, die vornehmſten ſind.

Unter den Handelsſtädten in Italien und den dazu gehörigen Inſeln, ſind Venedig, Genua, Livorno, Napoli und Meſſina, unſtreitig diejenigen, wo der ſtärkſte Handel getrieben wird. Lucca, Mailand, Turin, Parma, Modena, Reggio, Bergamo, Verona, Novi, Florenz, Rom, Bologna, und Palermo, treiben zwar ebenfalls einen anſehnlichen Handel; allein da ſie landwärts gelegen ſind, ſo müſſen ſie ſich nothwendig der andern obgemeldeten an der See gelegenen Städte gleichſam als Niederlageſtädte bedienen, ſo wohl wenn ſie ihre Waaren den Fremden

zu-

zuſenden, als auch wenn ſie diejenigen erhalten wollen, deren ihre Kaufleute benöthigt ſind; wiewohl diejenigen Waaren davon ausgenommen ſind, welche nach Deutſchland und Frankreich über die Alpen gehen.

Die Beſchaffenheit des Landes iſt ſo ſchön, daß man Italien mit Recht die Mutter des Ueberfluſſes, die Quelle der irdiſchen Glückſeligkeit, die unvergleichliche Gegend unſerer Erdkugel, den Garten oder das Paradies von Europa, den Ausbund der Welt, ja eine kleine Welt, nennet; denn dieſes fruchtbare Land iſt mit allem, was zur Erhaltung und Vergnügung des Lebens gehört, ſo reichlich verſehen, daß man in demſelben die erwünſchten Sachen beyſammen findet, welche in andern Ländern zerſtreuet ſind. Die Luft iſt daſelbſt überhaupt geſund und rein, ausgenommen in dem Kirchenſtaate, wo ſie dick, und beſonders für die Fremden gefährlich iſt. Die Jahrszeiten ſind daſelbſt ſehr temperirt. Der Winter iſt weder ſo ſtrenge, noch ſo lang, als in den nördlichen Gegenden; der Schnee dauert in den Ebenen nicht lange, ſondern zerſchmilzt von der Sonne oder dem Südwinde bald. Der Frühling iſt überaus angenehm. Die Hitze des Sommers iſt erträglich. Der Herbſt iſt vollkommen ſchön. Man ſieht beynahe überall nichts, als eine Abwechſelung von Ebenen oder Hügeln, welche allezeit angebauet, oder mit Gehölzen und Wäldern, Thälern und Wieſen bedeckt ſind.

Die Naturproducte insbeſondere betreffend, ſo ſind Korn, Wein, Hülſen- und andere Früchte, Oehl, Lein, Hanf und Holz, daſelbſt auserleſen. Ob gleich alle Gegenden von Italien Korn und anderes Getreide genug tragen, ſo bringt doch die Lombardey und die Tarviſer Mark in dem obern Theile von Italien, die toſcaniſche Küſte, die Mark Ancona und Romagna in dem mittlern Theile, auch Apulien in dem Königreiche Neapel, imgleichen die Inſeln Sardinien und Sicilien,

lien, inſonderheit letztere, welche daher die Kornkammer von Italien genannt wird, mehr als ſie nöthig haben, und können andere Provinzen, die deſſen nicht genug haben, damit verſehen. Reiß wird faſt durchgängig in dem oberſten Theile von Italien, inſonderheit um Mailand und in der venetianiſchen Lombardey, hauptſächlich in der Landſchaft von Verona, ſo häufig gebauet, daß nicht allein Italien, ſondern auch andere auswärtige Länder, damit verſorget werden können. Die Weine, welche in Italien ebenfalls überall wachſen, ſind von verſchiedener Art. Einige ſind ſtark, als: die Chiarelli, die Muskatenweine von Monte Fiaſcone und andern Orten, die griechiſchen und andere Weine in den Königreichen Neapolis und Sicilien, als: der Aſprino, der von Iſchia, ꝛc. Gute Weine kann man diejenigen nennen, die in dem genueſiſchen Gebiete, in dem der Republick Venedig gehörigen Friaul, dem Gebiete von Verona und Vicenza, in Montferrat, bey Monte Pulciano in dem Großherzogthume Toſcana, und um Bologna, Sezze, Ravenna und Forli in dem Kirchenſtaate, wie auch an verſchiedenen andern Orten mehr, wachſen, indem dieſelben ſüß und zugleich angreifend ſind. Daß ferner alle diejenigen Provinzen von Italien, welche, erwähntermaſſen, Weinbau haben, auch Roſinen und Weinſtein geben, verſteht ſich von ſelbſt. Die Früchte, welche man in Italien findet, ſind auserleſen ſchön, und mancherley. Beſonders ſind das Gebiet der Republik Genua, die Gegend um den Garder-See (Lago di Garda) in der venetianiſchen Lombardey, das Fürſtenthum Monaco, und die Mitte des Königreiches Neapel, welche ſich von Gaeta an bis nach Reggio in dem äuſſerſten Ende von Italien erſtreckt, Oerter von überaus großer Schönheit. Es herrſcht daſelbſt ein immerwährender Frühling. Man ſieht daſelbſt eine ſo große Menge Citronen, Limonien,

Pomeranzen und Granatäpfel, daß Italien das ganze Jahr einen Ueberfluß davon hat. Die Herzogthümer Piemont, Mailand, die venetianiſche Lombardey, das genueſiſche Gebiet, das Großherzogthum Toſcana, verſchiedene Striche Landes im Kirchenſtaate, und die Königreiche Neapel und Sicilien, ſind mit Oehlbäumen reichlich beladen, welche Oliven und Oehl im Ueberfluſſe geben. Mandeln und Feigen werden in dem Kirchenſtaate und in dem Königreiche Neapolis in Menge und von ausnehmender Güte gezeuget; und das letztere bringt Datteln, Kapern, Lorbeeren, Pfeffer, Anieß, Koriander und Manna hervor. Kaſtanien findet man in dem Herzogthume Savoyen, in Piemont und in Neapolis, und Melonen auf der Inſel Malta, in Menge und von beſonderer Güte. Zucker wird in den Königreichen Neapel und Sicilien gebauet. Saffran und Terpenthin geben das Großherzogthum Toſcana und das Königreich Neapolis, welches letztere nebſt der Inſel Malta auch Baumwolle zeuget. In den Herzogthümern Mailand, Mantua, in dem Gebiete der Republick Genua, in dem Kirchenſtaate und dem Königreiche Neapolis, wächſt auch ſehr ſchöner Flachs und Hanf. Und was endlich das Holz betrifft, ſo liefern verſchiedene Provinzen Italiens, inſonderheit das Herzogthum Piemont, die den Venetianern gehörige Tarviſermark, Iſtrien und Corſica, 2c. deſſen ſo viel, als die Italiäner zum Brennen, wie auch zu Erbauung ihrer Häuſer und Schiffe gebrauchen.

Der Ackerbau könnte an den meiſten Orten in Italien noch ſehr verbeſſert werden. Man verläßt ſich aber auf die Güte des herrlichen Bodens, welcher bey geringer Arbeit reichliche Früchte bringt. Der italiäniſche Landmann würde erſtaunen, wenn er die wiederholten Feldarbeiten des preuſſiſchen ſähe. Jener nutzt ſeinen Acker oft jährlich doppelt und dreyfach, wenn dieſer mit einer Aernde zufrieden ſeyn muß. Getraide, Wein, Oehl, alle Arten von Obſt, wachſen

auf

auf dem nämlichen Acker, und ſo gar das Brennholz erhält der Bauer von den Erlen und andern Bäumen, welche in langen Reihen, die hoch ausgebreiteten Weinreben aufrecht zu halten, gepflanzt ſind. Es fehlt inzwiſchen doch nicht an Gegenden, welche noch beſſer angebauet und urbar gemacht werden könnten.

Die vornehmſte Urſache, warum die Landgüter nicht ſo hoch genutzet werden, als ſie könnten, liegt darin, daß die Bauern kein Eigenthum haben; die Güter gehören dem Adel, oder den Klöſtern, oder den Bürgern in den Städten, und werden um Lohn angebauet. Das beſte iſt zwar bey dieſer Einrichtung, daß der Bauer um die Hälfte arbeitet, und alſo, wenn er fleißig iſt, auch mehr gewinnt; allein, er nimmt ſich der Sache doch nicht ſo an, als wenn man ihm das Feld als Eigenthum überlieſſe, und ſich einen gewiſſen Zins an Getraide oder Geld ausbedünge. Wo vollends die Arbeit um Lohn geſchieht, wie in der Gegend von Rom, wo zur Beſtell- und Aerndezeit die Bewohner der Apenninen herunter kommen, und die Arbeit verrichten, da iſt es mit dem Ackerbau noch ſchlechter beſchaffen.

Im Toſcaniſchen werden die Landgüter in Campi, Poderi und Tenute eingetheilet. Ein Campo beſteht wenigſtens aus 3 Acker: ein Podere aus 3 oder mehrern Campi, und eine Tenuta wenigſtens aus 3 Poderi. Ein Podere ernährt gemeiniglich eine Bauerfamilie von 5 Perſonen und ſeinen Herrn; und je mehr Poderi eine Tenuta hält, deſto mehr Bauerfamilien werden erfordert das Land anzubauen, und deſto mehr Familien kann ſie erhalten. Ein Landgütchen von 27 bis 30 Acker kann alſo wenigſtens 18 Perſonen ernähren beſonders nahe bey den Städten, wo alles, was zur menſchlichen Nahrung gehört, ins Geld geſetzt werden kann.

An allerley Arten von zahmen und wilden Viehe, hat Italien ebenfalls keinen Mangel. Vornämlich fallen in dem Herzogthume Mantua, in dem Großh. Toſcana, in dem Kirchenſtaate, ſonderlich in dem Bologneſiſchen, und in den Königreichen Neapolis, Corſica und Sardinien, ſehr gute Pferde, ob gleich diejenigen, welche in der leztern Inſel gezeuget werden, nicht groß ſind. Was die Herzogthümer Piemont,

Pomeranzen und Granatäpfel, daß Italien das ganze Jahr einen Ueberfluß davon hat. Die Herzogthümer Piemont, Mailand, die venetianiſche Lombardey, das genueſiſche Gebiet, das Großherzogthum Toſcana, verſchiedene Striche Landes im Kirchenſtaate, und die Königreiche Neapel und Sicilien, ſind mit Oehlbäumen reichlich beladen, welche Oliven und Oehl im Ueberfluſſe geben. Mandeln und Feigen werden in dem Kirchenſtaate und in dem Königreiche Neapolis in Menge und von ausnehmender Güte gezeuget; und das letztere bringt Datteln, Kapern, Lorbeeren, Pfeffer, Anieß, Koriander und Manna hervor. Kaſtanien findet man in dem Herzogthume Savoyen, in Piemont und in Neapolis, und Melonen auf der Inſel Malta, in Menge und von beſonderer Güte. Zucker wird in den Königreichen Neapel und Sicilien gebauet. Saffran und Terpenthin geben das Großherzogthum Toſcana und das Königreich Neapolis, welches letztere nebſt der Inſel Malta auch Baumwolle zeuget. In den Herzogthümern Mailand, Mantua, in dem Gebiete der Republick Genua, in dem Kirchenſtaate und dem Königreiche Neapolis, wächſt auch ſehr ſchöner Flachs und Hanf. Und was endlich das Holz betrifft, ſo liefern verſchiedene Provinzen Italiens, inſonderheit das Herzogthum Piemont, die den Venetianern gehörige Tarviſermark, Iſtrien und Corſica, ꝛc. deſſen ſo viel, als die Italiäner zum Brennen, wie auch zu Erbauung ihrer Häuſer und Schiffe gebrauchen.

Der Ackerbau könnte an den meiſten Orten in Italien noch ſehr verbeſſert werden. Man verläßt ſich aber auf die Güte des herrlichen Bodens, welcher bey geringer Arbeit reichliche Früchte bringt. Der italiäniſche Landmann würde erſtaunen, wenn er die wiederholten Feldarbeiten des preuſſiſchen ſähe. Jener nutzt ſeinen Acker oft jährlich doppelt und dreyfach, wenn dieſer mit einer Aernde zufrieden ſeyn muß. Getraide, Wein, Oehl, alle Arten von Obſt, wachſen

auf

auf dem nämlichen Acker, und ſo gar das Brennholz erhält der Bauer von den Erlen und andern Bäumen, welche in langen Reihen, die hoch ausgebreiteten Weinreben aufrecht zu halten, gepflanzt ſind. Es fehlt inzwiſchen doch nicht an Gegenden, welche noch beſſer angebauet und urbar gemacht werden könnten.

Die vornehmſte Urſache, warum die Landgüter nicht ſo hoch genuzet werden, als ſie könnten, liegt darin, daß die Bauern kein Eigenthum haben; die Güter gehören dem Adel, oder den Klöſtern, oder den Bürgern in den Städten, und werden um Lohn angebauet. Das beſte iſt zwar bey dieſer Einrichtung, daß der Bauer um die Hälfte arbeitet, und alſo, wenn er fleißig iſt, auch mehr gewinnt; allein, er nimmt ſich der Sache doch nicht ſo an, als wenn man ihm das Feld als Eigenthum überlieſſe, und ſich einen gewiſſen Zins an Getraide oder Geld ausbedünge. Wo vollends die Arbeit um Lohn geſchieht, wie in der Gegend von Rom, wo zur Beſtell- und Aerndezeit die Bewohner der Apenninen herunter kommen, und die Arbeit verrichten, da iſt es mit dem Ackerbau noch ſchlechter beſchaffen.

Im Toſcaniſchen werden die Landgüter in Campi, Poderi und Tenute eingetheilet. Ein Campo beſteht wenigſtens aus 3 Acker: ein Podere aus 3 oder mehrern Campi, und eine Tenuta wenigſtens aus 3 Poderi. Ein Podere ernährt gemeiniglich eine Bauerfamilie von 5 Perſonen und ſeinen Herrn; und je mehr Poderi eine Tenuta hält, deſto mehr Bauerfamilien werden erfordert das Land anzubauen, und deſto mehr Familien kann ſie erhalten. Ein Landgütchen von 27 bis 30 Acker kann alſo wenigſtens 18 Perſonen ernähren beſonders nahe bey den Städten, wo alles, was zur menſchlichen Nahrung gehört, ins Geld geſezt werden kann.

An allerley Arten von zahmen und wilden Viehe, hat Italien ebenfalls keinen Mangel. Vornämlich fallen in dem Herzogthume Mantua, in dem Großh. Toſcana, in dem Kirchenſtaate, ſonderlich in dem Bologneſiſchen, und in den Königreichen Neapolis, Corſica und Sardinien, ſehr gute Pferde, ob gleich diejenigen, welche in der leztern Inſel gezeuget werden, nicht groß ſind. Was die Herzogthümer Piemont,

Mailand, Parma, und die venetianiſche Lombardey, für gute Viehweide haben müſſen, läßt ſich aus der guten Butter und den vortrefflichen Käſen, welche daſelbſt gemacht werden, ſchließen. Die Schafe gedeihen in der venetianiſchen Lombardey, im Kirchenſtaate, und in Sardinien, vor andern am beſten, wo man daher auch die beſte italiäniſche Wolle hat. Und wie gut die Schweinmaſt, ſonderlich im Kirchenſtaate ſeyn müſſe, iſt aus den bologneſiſchen Schinken und Würſten zu ermeſſen. Wildbret von allerley Gattung, inſonderheit Faſanen und Rebhühner, finden ſich vornämlich in Piemont, in der venet. Lombardey, in dem Königreiche Neapolis und Sardinien; vornämlich werden auf der zu Neapolis gehörigen Inſel Capri ſehr viele Kaninchen gefangen. An Seidenwürmern und Seide hat Italien einen ſolchen Ueberfluß, daß es vielen europäiſchen Ländern jährlich eine beträchtliche Menge Seide ablaſſen kann; inſonderheit wird in Piemont, Mailand, Parma, Modena, der venet. Lombardey, der Tarviſermark, Friaul, dem Gebiete der Republiken Genua und Lucca, dem Großh. Toſcana, dem Kirchenſtaate und dem Königr. Neapolis, eine überaus große Menge dieſer koſtbaren Waare gezeuget. Honig und Wachs findet ſich in den Herzogthümern Piemont, Mailand, dem Kirchenſtaate und dem Königr. Neapolis, in Ueberfluſſe. Das Meer, die Seen und die Flüſſe um und in Italien, liefern demſelben vortreffliche Fiſche von verſchiedener Gattung, als: Sardellen, Häringe, Schildkröten, Forellen, Karpfen, ꝛc. Wie denn auch die See um Italien, bey Araſſi in dem genueſiſchen Gebiete, bey Rocella in der neapolitaniſchen Landſchaft Calabrien, bey Trapani in Sicilien, und auf der ganzen Küſte von Sardinien, ſehr viele Korallen liefert. Bey Mouſtiers (Moutiers) en Tarentaiſe in dem Herzogthume Savoyen, desgleichen in den Herzogthümern

mern Parma und Piacenza, auf der Inſel Chioggia (Chiozza) nahe bey Venedig, in Iſtrien, in dem Großh. Toſcana, wie auch an verſchiedenen Orten des Kirchenſtaates und des Königr. Neapolis, auf dem Capo Paſſaro in Sicilien, und bey St. Michele in Sardinien, ſind gute Salzwerke anzutreffen. Alle Gebirge in Italien haben Steinbrüche, theils von groben, theils von feinen, und auch ſo gar koſtbaren Steinen, als: Achaten, Chalcedonen, Sardonyxen, Carneolen, Kryſtallen, Armenierſteinen ꝛc. In dem Gebiete von Volterra im Großh. Toſcana, und im Breſcianiſchen im Gebiete der Rep. Venedig, giebt es Alabaſter. Bey Mondovi in Piemont, bey Carrara im Fürſtenth. Maſſa und Carrara, an verſchiedenen Orten im Großh. Toſcana, und bey Belmont in der neapolitaniſchen Landſchaft Calabrien, wird vortrefflicher Marmor gebrochen, und zu Tivoli in dem Kirchenſtaate bricht man Quaderſtücke. An Alaun, Vitriol, Schwefel, Operment, und verſchiedenen andern Mineralien, haben das Großh. Toſcana, der Kirchenſtaat, und das Königr. Neapolis, einen Ueberfluß. In der Gegend um Verona findet man die unter dem Namen der veroner oder veroneſer Erde bekannte grüne Erde (ſ. Th. XX, S. 168.) Im Florentiniſchen, dem Kirchenſtaate, und im Neapolitaniſchen, befinden ſich auch verſchiedene Geſundbrunnen und warme Bäder, welche letztere man auch zu Aix in Savoyen, zu Acqui im Herzogth. Montferat, zu Albano in der venet. Lombardey, in dem Herzogth. Bracciano, zu Termine in Sicilien ꝛc. antrifft. Die Alpen, das apenniniſche und andere Gebirge, haben auch gute Bergwerke. Das Großh. Toſcana und das Königr. Neapolis, haben Gold und Silber. Bley findet man im K. Neapolis. Eiſenbergwerke ſind in den Herzogthümern Montferat, Mailand, Parma und Piacenza, in der Landſchaft Breſciano,

in Friaul, und andern Orten des venet. Staates, im Staate von Genua, auf der Inſel Elba im toſcaniſchen Meere, und in den Königreichen Neapolis und Sicilien, anzutreffen. Endlich wird auch in Friaul und in der neapolitan. Provinz Calabrien, Queckſilber gefunden.

Aus verſchiedenen dieſer Naturgaben, mit welchen Italien ſo reichlich verſehen iſt, werden nun durch die Kunſt faſt eben ſo viele Arbeiten verfertiget, indem Italien jederzeit eine fruchtbare Mutter vortrefflicher Manufacturen und Fabriken geweſen iſt. Die vornehmſten unter denſelben ſind: 1. Die zubereitete, geſponnene und gezwirnte Seide, welche ſonderlich zu Mailand und Bologna gearbeitet wird. 2. Allerley ſeidene Zeuge, als: Sammet, Atlaß, Damaſt, Taffet, Tobin, goldene, ſilberne und ſeidene Stoffe, Tapeten, ſeidener Flor, und andere dergleichen Manufacturen, die ſonderlich in Mailand, Venedig, Genua Lucca, Reggio, Florenz, Bologna, Neapolis, ꝛc. ungemein ſchön gearbeitet werden. 3. Seidene geſtrickte und gewirkte Strümpfe, Kamiſöler, Mützen, Handſchuhe, und andere dergleichen Waaren, welche ebenfalls an gedachten Orten fabriciret werden. 4. Verſchiedene wollene Zeuge, als: Ratin, Sarſche, ꝛc. von denen ſich zu Florenz, Chieri in Piemont, und einigen andern Orten, gute Manufacturen befinden. 5. Tuch, welches vornämlich in der Grafſchaft Nizza, wie auch in gedachtem Chieri, in dem Königr. Neapel, und hauptſächlich zu Venedig, oder vielmehr zu Padua, wo die ſchönen und berühmten venetianiſchen Scharlache gemacht werden, verfertiget wird. 6. Leinwand, wovon in Venedig, zu Faenza in dem Kirchenſtaate, zu Cava in dem Königr. Napoli, und in verſchiedenen andern Städten Italiens, einige gute Manufacturen ſich befinden, in welchen, und inſonderheit zu Venedig, hauptſächlich allerley Damaſtleinwand von blo=

bloßem Flachſe gemacht wird, welche ſehr ſchön, weiß und fein iſt. 7. Weiße zwirnene Spitzen, welche vornämlich in Venedig und Genua ungemein ſchön und fein verfertiget werden. 8. Goldene und ſilberne Spitzen, wie auch dergleichen Borten, Treſſen, ingleichem Gold- und Silberdraht, in deren Verfertigung Mailand noch immer den Vorzug behält. 6. Lederne parfumirte und unparfumirte Handſchuhe, in deren Verfertigung Rom und Florenz vor allen andern Städten den Vorzug haben. 10. Feines Kryſtallglas, kryſtallene Spiegel, Kutſchen- und Trinkgläſer, die von den Venetianern in ihrer Glasfabrik zu Murano ungemein ſchön verfertiget werden. 11. Porzellan und anderes feines irdenes Geſchirr, durch welche Fabriken Lodi in dem Herzogth. Mailand, und Faenza in dem Kirchenſtaate, ſich berühmt gemacht haben. 12. Allerley Gewehr, welches ſonderlich zu Turin in Piemont, in Mailand, und zu Breſcia in dem venet. Gebiete, ungemein ſauber verfertiget wird. 13. Feine Meſſer, von denen die vornehmſten Fabriken zu Cremona in dem Herzogth. Mailand, und zu Scarperia in dem Großh. Toſcana, befindlich ſind. 14. Papier, welches am beſten zu Fabriano, in dem Kirchenſtaate, und in der Grafſchaft Nizza in dem Herzogth. Piemont, gemacht wird. 15. Büchſenpulver, welches auf den zu Soresma in dem Herzogth. Mailand befindlichen Pulvermühlen ſehr gut und in Menge verfertiget wird. 16. Seife, in deren Verfertigung die Bologneſer und Neapolitaner beſondere Handgriffe beſitzen. 17. Schnupftoback, unter welchem ebenfalls der bologneſiſche den Vorzug hat. 18. Allerley wohlriechende Oehle, Eſſenzen und deſtillirte Waſſer, zu deren Verfertigung die Italiäner wegen der Menge der bey ihnen wachſenden wohlriechenden Blumen und Früchte ſehr gute Gelegenheit haben. 19. Allerley trockne und feuchte Confitüren, eingemachte

machte und candirte Früchte, trockne Teige oder Nudeln, ꝛc. die ebenfalls aus den bey ihnen hervor kommenden Früchten größtentheils herrühren, u. ſ. w.

Was den Handel Italiens betrifft, ſo haben wir dabey eines theils auf die Italiäner, anderntheils aber auf die fremden nach Italien handelnden Nationen, zu ſehen.

Den *italiäniſchen* **Kaufleuten** muß man überhaupt eine ausnehmende Handelsklugheit eingeſtehen, indem unter allen Nationen in der Welt keine zu finden iſt, welche den Handel beſſer verſtände, und eine beſſere Ordnung in ihren Sachen hielte, als die Italiäner, vornämlich aber die Kaufleute von Genua, Venedig und Florenz. Denn eben ſie ſind es, von welchen die Negotianten anderer Länder in Europa, die ſo bewundernswürdige Art die Bücher in doppelten Poſten zu führen, (welche daher die *italiäniſche* **Buchhaltung** heißt; ſ. Th. VII, S. 182, f.) gelernt haben. Von den Italiänern haben wir das der Handlung ſo nützliche Wechſelnegotium, die Tratten und Remeſſen, gelernt. Sie ſind es, denen wir die Erfindung der Banken und Leihhäuſer zu danken haben. Kurz, man kann ſagen, daß eben dieſe Nation den andern Völkern die Art zu handeln gezeigt hat. Dagegen aber fehlt es den meiſten an der Aufrichtigkeit im Handel. Denn man kann, ohne denſelben Unrecht zu thun, und mit Wahrheit ſagen, daß keine liſtigere und verſchmitztere Negotianten, und die Jemand zu hintergehen geſchickter wären, in Europa zu finden ſind als eben die Italiäner. Daher diejenigen, welche mit ihnen handeln, ſich wohl vorzuſehen haben, was ſie thun; inſonderheit mit den Genueſern, von denen die meiſten nicht allezeit gar zu aufrichtig zu Werke gehen, wie Savary (*) mit mehrerm zeigt.

Auf

(*) In ſeinem Parfait Negotiant, Th. 2, B. 2, Cap. 4, S. 257.

Auf dieſe beyde Eigenſchaften gründen ſich folgende Anmerkungen, die man von ihrem Verfahren bey dem Handel gemacht hat. Nämlich: 1. Daß die Italiäner bey ihren Handlungsgeſchäften ſehr höflich und freundlich ſind; wie denn keine Höflichkeitsbezeigungen zu erdenken ſind, die ſie denjenigen nicht wiederfahren laſſen ſollten, mit welchen ſie ihre Sachen wohl zu machen gedenken. Denn da ſparen ſie nichts an beſtändigen Lobeserhebungen und Geſchenken (Regalo), welche ſie bey Gelegenheit machen. Dieſe Geſchenke haben zwar nicht viel zu bedeuten; allein, ſie geben ſie mit einer ſo guten Art, daß man alle Mühe von der Welt hat, wenn man nicht dafür erkenntlich ſeyn will. 2) Daß ſie ihre Geſchäfte ſo wohl einzurichten wiſſen, daß ihr Geld keinen Tag müßig liegt, und ohne ihnen einen Profit einzubringen. Denn ſo bald ſie ihre Commiſſion ausgerichtet und die Waaren abgeſandt haben, traſſiren ſie die Wechſelbriefe bis auf den lezten Pfennig. Haben ſie aber ihre Waaren auf Zeit verkauft, und iſt dieſelbe verlaufen, ſo geben ſie, wenn Prolongation begehrt wird, ſolche nur auf einen einzigen Termin von 3 Monaten, und rechnen ſofort die Intereſſen nach dem höchſten Preiſe, welcher auf dem Platze gemacht iſt. Begehrt man die zweyte Prolongation, ſo ſind ſie es auch zufrieden, und rechnen nicht allein die Intereſſen vom Capital, ſondern auch Intereſſen auf und von Intereſſen, dergeſtalt, daß, wenn eine Partey vier Zahlungstermine nach einander prolongirt wird, allemal von ihnen die Intereſſen mit den Intereſſen von den Intereſſen gerechnet werden. 3. Daß die italiäniſchen Handelsleute niemals ihre Meinung deutlich ſchreiben, ſondern es iſt allemal eine Zweydeutigkeit und ein doppelter Verſtand in ihren Worten, damit ſie, wenn es nöthig iſt, dieſelben zu ihrem Vortheile auslegen können. 4. Wenn ſie mit einem Ausländer lange genug gehandelt, und alles, was ſie gekonnt, von ihm gezogen haben, ziehen ſie ſich, wenn ſie einigermaſſen mit ihm ſtecken, und daß er nicht bezahlen könne, im geringſten zweifeln, auf eine liſtige Art zurück, indem ſie erſt ihr Schmeicheln verdoppeln, und ihre Dienſte noch mehr, ja wohl gar ihr ganzes Vermögen anbieten, und ſodann, wenn der Ausländer auf ihr Anerbieten Waaren committiret, unter allerley Ausflüchten, ſolche abzuſchicken von Zeit zu Zeit aufſchieben, unterdeſſen aber ſich ſtellen, als wenn ihnen etwas begegnet ſey, wozu ſie ihrer Freunde Hülfe von nöthen hätten, und zu gleicher

Zeit mit den ſchönſten Worten die Acceptation ihrer traſſirten Wechſelbriefe zu erhalten ſuchen, nach deren erhaltener Bezahlung ſie ſodann den Ausländer ſitzen laſſen. Das iſt die wahre Abſchilderung der meiſten Italiäner; wiewohl es auch unter ihnen rechtſchaffene Leute giebt, die dergleichen nicht thun; allein, ſie ſind ſelten, und daher müſſen diejenigen, die nach Italien handeln wollen, in der Wahl ihrer Correſpondenten ſich wohl vorſehen, und dabey vorſichtig verfahren, damit ſie in ihrer Handlung nicht hinter das Licht geführet werden.

Der Handel der Italiäner, an und für ſich betrachtet, theilte ſich vormals in zwey Hauptäſte. Der erſte Aſt des Handels beſtand in denjenigen Waaren, Manufacturen und Fabriken, welche Aſien und Afrika ausgiebt, als: allerley Gewürz, Droguereyen, roher Seide und ſeidenen Stoffen, türkiſchem Garn, Kameelhaaren, köſtlichen Tapeten, Baumwolle und baumwollenen Zeugen, auch Edelſteinen, Biſam, Elfenbein, u. d. gl. Denn, ehe die Portugieſen, Holländer und Engländer, den Weg zu Waſſer um Afrika fanden, oder vielmehr ehe die holländiſche Nation ſo mächtig wurde, und ehe dieſelbe nebſt den Engländern die mittelländiſche See befuhren, waren die Genueſer und Venetianer allein Beſitzer des levantiſchen und aſiatiſchen Handels, fuhren mit ihren Schiffen häufig nach den aſiatiſchen und afrikaniſchen Seehäfen und holten daſelbſt, was ihre Factoren, oder auch die türkiſchen, perſiſchen, ägyptiſchen und indianiſchen Kaufleute mit großen Caravanen auf Kameelen zuſammen geſchleppt, und in die Niederlage- und Handelsſtädte Smyrna, Tripolis, Alexandrien, Conſtantinopel, Aleppo, ꝛc. zum Verkauf gebracht hatten, von wannen ſie hernach ſolche Waaren mit großem Vortheile wieder durch ganz Deutſchland und andere abendländiſche Provinzen debitirten, und dadurch ſo reich und mächtig wurden, daß ſie ſo mächtige Staaten und Republiken formiren konnten, dergleichen Venedig und

und Genua ſind. Nachdem aber die Portugieſen, Holländer, und Engländer mit ihren großen Schiffen ſelbſt Aſien, und inſonderheit deſſen beſten Theil, Oſtindien, befahren, und in weit geringerm Preiſe die daher gebrachten Waaren andern Ländern mittheilen, als ehemals die Italiäner nicht thaten, ſo iſt dadurch dieſer Handel der Italiäner nach Aſien und Afrika gar ſehr gefallen, ob gleich nicht zu läugnen iſt, daß Italien, und inſonderheit Venedig und Livorno, noch jetzt einen ziemlich ſtarken Handel, wenigſtens mit gewiſſen aus der Levante kommenden, und in den Artikeln Venedig und Livorno genauer angegebenen Waaren treiben, ungeachtet derſelbe das bey weitem nicht mehr iſt, was er vor dem war. Der zweyte Aſt des Handels der Italiäner, den ſie auch noch jetzt ſehr ſtark treiben, ungeachtet er durch die ſeit einem Jahrhunderte in Frankreich, England, Holland und Deutſchland ſo häufig angelegten Manufacturen und Fabriken, (in welchen verſchiedene Waaren, die man ſonſt einzig und allein aus Italien holen mußte, eben ſo gut als in Italien verfertiget werden,) ebenfalls einen nicht geringen Stoß erlitten hat, beruhet in ihren eigenen, ſowohl natürlichen, als durch Kunſt und Fleiß hervor gebrachten Waaren, welche ich oben bereits namhaft gemacht habe. Doch muß ich in Anſehung einiger der vornehmſten dieſer Waaren, noch einige Anmerkungen beyfügen. Die erſte betrifft die italiäniſche Seide, von welcher zu merken iſt, daß ſie theils roh und unbearbeitet, theils zugerichtet und bearbeitet, heraus gebracht wird. Mailand liefert ſolche völlig zugerichtet; Genua meiſtens noch roh und in Matzen; Bologna hingegen zum Theil, wie ſie bereits auf der Mühle geſpuhlet und zum Färben zugerichtet iſt, welche man Organſin von Bologna nennet, und in den reichſten und ſchönſten Stoffen zu Lyon und Tours verarbeitet, zum Theil aber ebenfalls noch ganz roh und in Matzen;

Par=

Parma aber, Modena, Lucca und Reggio, liefern dieſelbe niemals anders als roh und ohne die geringſte Zurichtung. Die zweyte Anmerkung betrifft die in Italien verfertigten ſeidenen und wollenen Zeuge, von welchen zu wiſſen iſt, daß Mailand hauptſächlich Sammete mit Gold und Silber, ingleichem mit Atlaßgrunde und großen ſeidenen Blumen; Genua vornämlich ſchwarzen und gefärbten, glatten, auch geblümten Sammet mit Atlaßgrunde und großen Blumen, ingleichem Sammet mit Gold- und Silbergrunde, welcher aber nicht ſo ſchön iſt, als der mailändiſche, ferner vortrefflich ſchönen Damaſt von allerley Farben, und endlich Atlaß, Tabin und allerley Arten von Drap d'Or und Drap d'Argent; Bologna inſonderheit glatten Atlaß und Trauerflor; Modena und Reggio, ſehr ſchönen vierhaarigen Sammet; Lucca, Damaſt und Atlaß von allerley Farben; Florenz ebenfalls Atlaß von allerley Farben, ſonderlich weißen, welcher ſo ſchön iſt, daß man ihn auch an keinem Orte in Italien nachmachen kann, ingleichem Ratine, welche leicht und von feiner Wolle, aber ſchlecht gefärbt ſind; und endlich Venedig, Sammet mit Atlaßgrund und großen Blumen, von allerley Farbe, ſowohl von Seide als Gold und Silber, wie auch goldene und ſilberne Brocate zu Tapeten und andern Hausauszierungen, liefern. Die dritte Anmerkung betrifft die italiäniſchen Pferde. Unter denſelben werden die von Napoli, weil ſie meiſtens an gebirgigen Orten fallen, mithin ſehr dauerhaft ſind, für die beſten gehalten; die Corſieri, ſind die ſtärkſten; die Genetri del regno ſind mittlerer Größe, übertreffen aber noch die ſpaniſchen an Dauer. Die da due Selle werden in Abruzzo gezogen, und mit eines jeden Eigenthümers Zeichen gebrannt. Die auf der linken Seite gezeichneten ſind aus Calabrien, und die auf der rechten aus Apulien. Nächſt den neapolitaniſchen Pferden, werden die bologneſiſchen, mantua-

niſchen

niſchen und florentiniſchen, für die beſten gehalten. Hienächſt haben die klugen italiäniſchen Kaufleute, inſonderheit die zu Genua, Venedig, Lucca, Mailand, Neapel, und an andern Orten mehr, ihre Correſpondenz faſt durch ganz Europa, und auch ihr Wechſelnegotium dahin, dergeſtalt eingerichtet, daß viele andere Wechſelplätze ſich der italiäniſchen mit großem Nutzen bedienen können. In dem ſpaniſchen Handel ſpielen die Italiäner faſt den Meiſter, wie ſie denn auch durch ihre Handelspolitik, faſt durch ganz Spanien gleichſam einen Canal gegraben haben, durch welchen ein größer Theil des Silbers, welches die Spanier mit ſo großer Mühe und Gefahr aus Weſtindien bringen, ihnen nach Italien zufließt. In dem größten Theile Deutſchlandes, vornämlich an einigen Höfen, wie auch in Reichs- und Handelsſtädten, haben die Italiäner, welche ſich daſelbſt etablirt haben, ebenfalls in Galanterie- und hauptſächlich in Friandiſewaaren die Oberhand. Ob nun wohl dieſe Anfangs eben keine ſonderliche italiäniſche Kaufleute von Extraction ſind, ſondern mehrentheils mit einem ſchlechten Tabuletkrame, welcher aus Haarpuder, ungariſchem Waſſer, rothen Korallen, Bernſtein- und Glasperlenſchnüren, Siegellack, Schermeſſern, Jasminöhle, Schnupftoback, beſteht, ihren Handel angefangen, und ſo lange fortgeſetzt haben, bis ſie endlich zu eigenen Gewölben, Buden und Kellern (die man von ihnen Italiänerkeller nennet,) gekommen ſind: ſo ſieht man doch aus der Erfahrung, daß ſie ſich in kurzer Zeit in Deutſchland empor ſchwingen, und ſolche Schätze ſammeln können, daß ſie hernach mit anſehnlichem Capital ihren Handel endigen, und davon nach ihrer Rückkehr nach Italien ſchöne Häuſer und Palläſte bauen. Daher man an denen Orten, wo man für die Handlung beſorgt iſt, der daſigen Italiäner Handel durch gewiſſe Ordnungen

ein=

Parma aber, Modena, Lucca und Reggio, liefern dieſelbe niemals anders als roh und ohne die geringſte Zurichtung. Die zweyte Anmerkung betrifft die in Italien verfertigten ſeidenen und wollenen Zeuge, von welchen zu wiſſen iſt, daß Mailand hauptſächlich Sammete mit Gold und Silber, ingleichem mit Atlaßgrunde und großen ſeidenen Blumen; Genua vornämlich ſchwarzen und gefärbten, glatten, auch geblümten Sammet mit Atlaßgrunde und großen Blumen, ingleichem Sammet mit Gold- und Silbergrunde, welcher aber nicht ſo ſchön iſt, als der mailändiſche, ferner vortrefflich ſchönen Damaſt von allerley Farben, und endlich Atlaß, Tabin und allerley Arten von Drap d'Or und Drap d'Argent; Bologna inſonderheit glatten Atlaß und Trauerflor; Modena und Reggio, ſehr ſchönen vierhaarigen Sammet; Lucca, Damaſt und Atlaß von allerley Farben; Florenz ebenfalls Atlaß von allerley Farben, ſonderlich weißen, welcher ſo ſchön iſt, daß man ihn auch an keinem Orte in Italien nachmachen kann, ingleichem Ratine, welche leicht und von feiner Wolle, aber ſchlecht gefärbt ſind; und endlich Venedig, Sammet mit Atlaßgrund und großen Blumen, von allerley Farbe, ſowohl von Seide als Gold und Silber, wie auch goldene und ſilberne Brocate zu Tapeten und andern Hausauszierungen, liefern. Die dritte Anmerkung betrifft die italiäniſchen Pferde. Unter denſelben werden die von Napoli, weil ſie meiſtens an gebirgigen Orten fallen, mithin ſehr dauerhaft ſind, für die beſten gehalten; die Corſieri, ſind die ſtärkſten; die Genetri del regno ſind mittlerer Größe, übertreffen aber noch die ſpaniſchen an Dauer. Die da due Selle werden in Abruzzo gezogen, und mit eines jeden Eigenthümers Zeichen gebrannt. Die auf der linken Seite gezeichneten ſind aus Calabrien, und die auf der rechten aus Apulien. Nächſt den neapolitaniſchen Pferden, werden die bologneſiſchen, mantuaniſchen

niſchen und florentiniſchen, für die beſten gehalten. Hienächſt haben die klugen italiäniſchen Kaufleute, insonderheit die zu Genua, Venedig, Lucca, Mailand, Neapel, und an andern Orten mehr, ihre Correſpondenz faſt durch ganz Europa, und auch ihr Wechſelnegotium dahin, dergeſtalt eingerichtet, daß viele andere Wechſelplätze ſich der italiäniſchen mit großem Nutzen bedienen können. In dem ſpaniſchen Handel ſpielen die Italiäner faſt den Meiſter, wie ſie denn auch durch ihre Handelspolitik, faſt durch ganz Spanien gleichſam einen Canal gegraben haben, durch welchen ein größer Theil des Silbers, welches die Spanier mit ſo großer Mühe und Gefahr aus Weſtindien bringen, ihnen nach Italien zufließt. In dem größten Theile Deutſchlandes, vornämlich an einigen Höfen, wie auch in Reichs- und Handelsſtädten, haben die Italiäner, welche ſich daſelbſt etablirt haben, ebenfalls in Galanterie- und hauptſächlich in Friandiſewaaren die Oberhand. Ob nun wohl dieſe Anfangs eben keine ſonderliche italiäniſche Kaufleute von Extraction ſind, ſondern mehrentheils mit einem ſchlechten Tabuletkrame, welcher aus Haarpuder, ungariſchem Waſſer, rothen Korallen, Bernſtein- und Glasperlenſchnüren, Siegellack, Schermeſſern, Jasminöhle, Schnupftoback, beſteht, ihren Handel angefangen, und ſo lange fortgeſetzt haben, bis ſie endlich zu eigenen Gewölben, Buden und Kellern (die man von ihnen Italiänerkeller nennet,) gekommen ſind: ſo ſieht man doch aus der Erfahrung, daß ſie ſich in kurzer Zeit in Deutſchland empor ſchwingen, und ſolche Schätze ſammeln können, daß ſie hernach mit anſehnlichem Capital ihren Handel endigen, und davon nach ihrer Rückkehr nach Italien ſchöne Häuſer und Palläſte bauen. Daher man an denen Orten, wo man für die Handlung beſorgt iſt, der daſigen Italiäner Handel durch gewiſſe Ordnungen

einzuſchränken pflegt. Von den in Deutſchland etablirten, und allerley auswärtige ſüße Weine, und andere Friandiſe = beſonders italiäniſche Waaren in offenen Kellern feil habenden Italiänern, pflegt man diejenigen Deutſche, welche gleichfalls in offenen Gewölben, Läden oder Kellern dergleichen Waaren verkaufen, deutſche Italiäner zu nennen, wovon ich weiter unten handeln werde.

Italien war zuerſt im Beſitz des großen europäiſchen Handels. Alexandrien in Aegypten war die allgemeine Niederlage der Spezereyen und Kaufmannswaaren, die über das rothe Meer aus Indien kamen; und dieſen Handel nutzte Venedig. Es unterließ aber nicht, auch jeden andern Vortheil wahrzunehmen. Als die Kreuzzüge die Europäer, aus einer übel verſtandenen Andacht, nach Aſien trieben, nahm zwar die venetianiſche Na ion Theil daran, aber ſie that es mit dem ächten Geiſte eines handelnden Volkes. Die Avantüriers, welche das gelobte Land zu erobern ſuchten, hatten auf dem Wege zu Lande ſo viele Gefahren angetroffen, daß ſie es nun zu Waſſer verſuchten. Venedig, Genua und Piſa gaben ihnen die Schiffe, auf welchen ſie abſegelten. Die Summen, welche dieſe Städte bloß für Schifffracht einnahmen, waren ſehr groß. Indeſſen war dieſes nur der kleinſte Gewinn, den ſie aus dem heiligen Kriege zogen. Die Kreutzſoldaten machten mit ihnen Contracte über die Lieferung der Bedürfniſſe. So wie die Armeen auf dem Lande fort rückten, ſegelte die Flotte an den Küſten neben ihnen her; und da ſie ihnen alles lieferte, weſſen ſie bedurften, ſo gewann ſie auch alle Vortheile dieſes einträglichen Handels. Damals waren die Italiäner die Klügſten unter den Europäern, wenigſtens bewieſen ſie es bey jetzt gedachter Gelegenheit. Seitdem aber hat ſich das Blatt zu ihrem Nachtheil gewendet. Sie ſind nicht mehr Herren des Handels; und jene Republiken, welche einſt um die Herrſchaft des Meeres ſtritten, müſſen ſich jetzt mit einer ſchwachen Herrſchaft zu Lande begnügen. Doch enthält Italien, vorerwähntermaßen, eine ſolche Menge von Producten, daß es noch immer einen wichtigen Handel übrig behält; und wenn es zuſammenhängender wäre, und nicht aus ſo vielen verſchiedenen Regierungen beſtände, wo immer ein Intereſſe das andere hemmt,

hemmt, ſo würde es unſtreitig mehr brilliren. Daher die mehr und minder groſze Bevölkerung, und die mehr und minder blühende Induſtrie, je nachdem eine Regierung es der andern durch richtige Grundſäze zuvor thut.

Noch hat Italien in ſeiner Seide einen Schatz, aus dem es ſteten Gewinn zieht. Seine Weine, Früchte, Fiſchwaaren und Oehl, nebſt andern Dingen, gewähren eine reiche Ausfuhre. Noch treibt es einen lebhaften Handel mit der Levante; es beſitzt, wie ich gezeigt habe, anſehnliche Manufacturen in ſeidenen und wollenen Waaren. Inſonderheit liefert Genua Sammet, Stoffe und Korallen; Venedig aber Tuche, Spiegel und Glaswaaren. Die Wachsbleichen in Italien ſind ebenfalls berühmt. Dieſes alles erhält den Handel Italiens im Uebergewicht, ſo ſehr er auch zurück geſunken iſt. Freylich verliert er ein Anſehnliches in ſeinem Verkehr mit Deutſchland, allein der Schade wird auf andern Seiten wieder erſetzt.

Man ſagt, daſz ein Drittel der Bevölkerung Italiens aus Prieſtern, Mönchen und Nonnen beſtehe. Dieſe leben alſo auf Unkoſten der übrigen; und wem iſt es unbekannt, daſz dieſe Claſſe von Einwohnern beſſer, als alle andere, zu leben gewohnt iſt! Bey ſo bewandten Umſtänden iſt es wohl kein Wunder, wenn die Bevölkerung mehr-ab- als zunimmt; wenn Italien nicht Hände genug übrig hat, um ſein Land zu beſtellen; wenn es Getraide von Fremden kaufen muſz; wenn fruchtbare Gegenden wüſte liegen, und der Handel nur langſam einher ſchleicht.

Ueberall, wo die angeführten Urſachen die Kraft des Staates nicht ſchwächen, da behauptet der Handel noch alle ſeine Rechte. Daher iſt Livorno ein Hauptort auf der Karte des Handels, und der Kirchenſtaat nur ein unbedeutender Fleck.

Die fremden Nationen, welche nach Italien handeln, ſind hauptſächlich die Franzoſen, Holländer, Engländer und Deutſchen. Die Franzoſen handeln in alle Städte von Italien, wo Manufacturen ſind, und führen daraus mehr Waaren, als aus Frankreich dahin gebracht werden. Eben dieſen Weg nehmen auch die aus Frankreich nach Italien gehenden Waaren. Das letztere hingegen geſchieht vermittelſt der Maul-

Maulthiere, weil die Wägen nicht über die Alpen gehen können. Auch dieſe empfangen zu Lyon ihre Ladung, oder bringen ſie dahin, indem Lyon unter allen franzöſiſchen Städten mit Italien den ſtärkſten Handel treibt; daher denn auch die meiſten italiäniſchen Handelsleute ihre Niederlagen und Comtoirs in Lyon haben, damit ſie den Handel ſowohl mit Waaren, als auch mit Geld, durch das Wechſelnegotium, welches ſie treiben, deſto beſſer führen können. Wenigſtens haben diejenigen, die keine eigene Niederlage oder kein eigenes Comtoir daſelbſt haben, dort ihre Correſpondenten, welche entweder Italiäner oder Franzoſen ſind; wiewohl ſie lieber Franzoſen, als ihre eigene Landsleute, dazu nehmen, weil ſie bemerkt haben, daß die erſten aufrichtiger ſind, als die Letztern. Die Kaufleute von Mailand, Genua, Venedig und Florenz, haben auch ihre Correſpondenten in Paris, durch welche ſie ihre Waaren verkaufen laſſen, und ihnen ein gewiſſes Procent an Proviſion geben, mit welchen ſie denn ebenfalls den Geldhandel oder das Wechſelnegotium durch beſtändige Tratten und Remeſſen treiben. Die Franzoſen, welche den Handel nach Italien mit ihrem eigenen Capitale treiben, und für ihr Conto Waaren dahin ſchicken, oder daher kommen laſſen, pflegen daſelbſt ebenfalls ihre Commiſſionärs ſowohl zum Einkauf, als auch Verkauf, zu halten. Die Holländer und Engländer handeln zum Theil mit ihren eigenen Schiffen nach den an der See gelegenen Handelsplätzen, inſonderheit nach Venedig, Genua, Livorno, Napoli und Meſſina; zum Theil aber und am meiſten geſchieht ihr Handel nach Italien, vornämlich nach den landwärts gelegenen Städten Bergamo, Turin, Bologna, Modena und Parma, über Venedig, und zu Lande durch Deutſchland. Auf eben dieſelbe Art wird auch von den deutſchen Seeſtädten, z. B. von Hamburg, nach Italien

ge-

gehandelt; das übrige Deutſchland aber, z. B. Nürnberg, treibt ſeinen Handel nach Italien nur zu Lande über Venedig. Im J. 1764, iſt, auf Veranlaſſung der ruſſiſchen Monarchin, auch eine Geſellſchaft von ruſſiſchen Kaufleuten zuſammen getreten, die einen Verſuch einer unmittelbaren Handlung nach Italien auf der mittelländiſchen See wagte. Die Waaren, die aus andern Ländern nach Italien geführt werden, und ſich für Italien, überhaupt betrachtet, am beſten ſchicken, ſind: alle Specereywaaren, (mit welchen aber die Holländer, den Pfeffer ausgenommen, ganz allein dahin handeln,) Cacao, Ingber, Thee, Zucker, indianiſches Porzellan, und andere indianiſche Curioſitäten, Zitze, gemalte Leinwand, Indiennes, Furien, indianiſcher Atlaß, Damaſt, und andere indianiſche leichte Zeuge; verſchiedene Gattungen von Leinwand, als: Muſſelin, Batiſt, feine holländiſche, ſchleſiſche, oberlauſitzer, ſächſiſche, weſtphäliſche, ulmer und St. Galler Leinwand; holländiſche, engliſche und franzöſiſche Tücher, Camelote, Sarſche, und andere leichte wollene Zeuge; Stoffe von Lyon; allerley franzöſiſche und nürnberger Kram- und Eiſenwaaren, (und unter ſolchen viel gedrehete Meſſing- oder Rothgieſſerwaaren, als: Leuchter, Lampen und Weihkeſſel für ihre Kirchen, eiſerne Schlöſſer, meſſingene Knöpfe und Schellen, Zirkel, Schreibzeuge, &c.) franzöſiſche Modeſachen für die Damen; weißer harlemiſcher und flandriſcher Zwirn, Zwirnband, Zinnober, Cochenille, und alle Gattungen von Färbehölzern; verſchiedene Arten von Färberröthe; Elfenbein; ruſſiſche Juchten, die aber ſehr leicht ſeyn müſſen, wie auch anderes Leder; Flachs, Hanf, Talg, Fiſchbein und Thran, Kupfer und Meſſing, Eiſen (vornämlich ſchwediſches), Bley, Zinn, Theer, Pech und Harz, Kapern, Biſam, Ambra, Zibeth, eingeſalzene Häringe, Bücklinge, Lachs, Stockfiſch, weiß Blech,

Stahl, friſcher und getrockneter Kabeljau, Caviar, ſpaniſcher und franzöſiſcher Wein aus Languedoc und Provence, Korn und anderes Getraide, allerley franzöſiſche Kramwaaren, Spitzen, ſilberne und ſeidene Borten, Drap d'Or, Drap d'Argent und ſeidene Stoffe, von Lyon und Tours; wie auch viel Band, vornämlich pariſer. Man ſchickt auch Perrücken, Haare, Hüte, und geſtrickte Strümpfe, dahin.

Uebrigens hat Italien ſeine berühmte ſolenne Wechſel= und Waarenmärkte, theils auch ſeine über beſondere Waaren allein angeſtellte Märkte. Zu dieſen gehören die Saffran= und Oehlmärkte in dem Neapolitaniſchen. Die ſolennen Jahrmärkte ſind: der Bozener Markt (la Foire de Bolzano;) die Waaren= und beſonders Wechſelmärkte zu Nove oder Noue; die Jahrmärkte zu Mailand, Bononien, Ferrara, Padua, Breſcia, Verona, und anderer Orten mehr:

Jeder Stadt in Italien, wäre es auch die kleine Republik St. Marino, hat etwas, das der Aufmerkſamkeit eines Reiſenden würdig iſt. In jeder Stadt herrſcht ein beſonderer Ton, welchen die Einwohner gern in ihrer Gegend zum herrſchenden machen möchten. Die eine rühmt ſich ihrer Gemälde, die andere ihrer Alterthümer, und alle, daß die Geſellſchaften bey ihnen auf einen angenehmen Fuß ſind. Sie geben ſich alle Mühe, wenigſtens auf etliche Tage im Jahre den müßigen Adel in ihre Stadt zu locken; dieſer beſteht aus gewiſſen Leuten, deren ganze rühmliche Beſchäftigung darauf hinaus läuft, daß ſie bey der angenehmen Jahrszeit von einer Stadt zur andern reiſen, um die daſelbſt gewöhnlichen Jahrmärkte zu beſuchen, und den Schauſpielen beyzuwohnen.

Dieſe Jahrmärkte oder Meſſen ſtehen in Italien in großem Rufe. Außer dem Vortheile des Handels und Gewerbes, welchen ſie denen Städten, wo ſie gehalten werden, verſchaffen, dienen ſie einer Menge von Leuten, die ſich einbilden, ſehr nöthig dabey zu ſeyn, aus Gewohnheit zum Zeitvertreibe. Sie fangen um Himmelfahrt zu Venedig an; alsdann folgen die zu Padua, Reggio, Sinigaglia, Bergamo,

Aleſ=

Aleſſandria, Livorno. Hierauf kömmt das Carneval zu Venedig, zu Mailand, und der Frühling zu Napoli.

Die Zölle von ein- und ausgehenden Waaren, richten ſich in den meiſten italiäniſchen Handelsplätzen nach demjenigen, was in Venedig und Livorno dafür bezahlt wird. Ueber die Einrichtung dieſer Zölle wird in Italien durchgehends ſtrenge gehalten, und man hat daher die größte Sorgfalt anzuwenden, daß man die Waaren, welche dahin geführt oder daher geholt werden, richtig und genau angebe und verzolle. Der Zölle und Zollhäuſer wird weiter unten ausführlicher Erwähnung geſchehen.

Buch und Rechnung wird in Italien nicht durchgängig in einerley Münzſorten gehalten; wie denn auch die in Italien üblichen Münzen ſelbſt, imgleichen die Maße; Gewichte und Wechſelcourſe, faſt in jedem Lande und in jeder Stadt verſchieden ſind.

Die franzöſiſchen Silber- und Goldmünzen ſind in dem obern Theile Italiens ziemlich bekannt, aber doch zum täglichen Gebrauch unbequem, hingegen die Münzen anderer auswärtigen Länder faſt gar nicht, ausgenommen die holländiſchen, noch mehr aber die kaiſerlichen Ducaten. Ein nach Italien reiſender muß ſich alſo mit Münzſorten verſehen, die durchgängig einen bekannten feſtgeſetzten Preis haben. Dazu ſind im mittlern Italien die florentiniſchen Zechinen oder Ducaten am beſten; man nimmt ſie gern, und ihr Werth iſt allenthalben beſtimmt. In der Lombardey kann man ſie zwar auch gebrauchen, doch ſind die venetianiſchen daſelbſt noch beſſer und vortheilhafter. Die päpſtlichen Zechinen gelten zwar auch durchgängig, doch verlieren ſie etwas, und man thut ſich folglich Schaden, ſie außer dem päpſtlichen Gebiete mitzunehmen. Der Werth der Zechinen iſt für Fremde in Anſehung der Münzen ihres eigenen Landes verſchieden, welches von der Veränderung des Wechſelcourſes abhängt.

Die Pfunde (Lire) ſind ſehr ungleich, und in jedem Lande der Lombardey verſchieden. In Venedig z. B. gilt das Pfund, oder die Lira, ungefähr 3 Groſchen; in Parma, nur halb ſo viel; in Mailand und Genua, ungefähr 5 Gr.

In Rom wird nach Scudi, Paoli und Bajochi, gerechnet. Im Neapolitaniſchen bedient man ſich der Carlinen, deren jede ungefähr 2½ Gr. beträgt. Ein gutes Hülfsmittel, die kleinen, zu den täglichen Ausgaben benöthigten Münzen bald kennen zu lernen, iſt, ſich gleich bey der Ankunft in einer großen Stadt für einen Zechin alle übliche Münzſorten bringen zu laſſen, um ſich das Gepräge und den Werth bekannt zu machen. So viel möglich, muß man ſich hüten, nicht viel kleine Münzen aus einem Staate in den andern zu nehmen, wo ſie oft viel weniger oder gar nicht gelten; ausgenommen die römiſchen Paoli oder Giuli, welche faſt in ganz Italien zu 3 Gr. nach dem Werthe der in jedem State üblichen Münzſorten genommen werden. In Mailand rouliren faſt alle Silbermünzſorten von halb Europa, inſonderheit die franzöſiſchen ganzen Thaler. Ein mehreres von den Münzſorten kömmt jedesmal bey den vornehmſten Städten vor.

Ueberhaupt iſt die bequemſte und vortheilhafteſte Art zu reiſen, nicht viel baares Geld mit ſich zu führen, ſondern in jeder großen Stadt, wo man ſich eine Zeit lang aufzuhalten gedenkt, einen Creditbrief an einen Banquier zu haben, damit man, ſo oft und ſo viel man braucht, jederzeit heben könne. Es koſtet zwar allemal etwas mehr, indem man dem Banquier ſeine Proviſion und andere Koſten vergüten muß; aber dieſer Weg bleibt doch allemal der ſicherſte. Indeſſen iſt es höchſt unangenehm, daß in Rom und gewiſſermaßen in Neapel, der Geldmangel ſo groß iſt, daß man, zumal in Rom, auf 100 Zechini kaum 20 baares Geld, und das übrige in Bancozetteln zu 5, 10, 20 Scudi bekömmt, mit welchen ein Fremder nachher viel Mühe hat, und zuſehen muß, wie er ſie ins Geld ſetze. In dieſem Falle iſt es gut, von Florenz oder Venedig ſich mit vielem baaren Gelde zu verſehen.

Wer ſich mit den verſchiedenen Arten von den in Italien üblichen Maßen bekannt machen will, muß ſich des *Chriſtiani* trattato delle miſure d'ogni genere, Breſcia 1760. anſchaffen.

Von dem faſt in ganz Italien eingeführten Gebrauche, die Stunden bis 24 zu zählen, werde ich im Art. Stunde handeln.

Was

Was den Character der Italiäner überhaupt betrifft, ſo iſt die Grundlage deſſelben: die leichte Entzündbarkeit und große Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft; eine natürliche Folge ihres milden Klima, welches nur in einigen Gegenden einen ſtrengen Winter verſtattet, in allen aber den herrlichſten Frühling und einen heißen Sommer gewährt. Mit denſelben verbindet ſich Lebensart, Erziehung, Religion, die Phantaſie immer wirkſamer zu machen; und wenn dieſe einmal erweckt iſt, ſo breitet ſie wieder einen Rückſtrahl in eben die Fächer, von denen ſie ausgegangen iſt, und giebt jenen Sitten und jener Religion ihre ganz individuelle Bildung. Die katholiſche Religion z. B. beſchäftiget überall die Einbildungskraft mehr, als andere kirchliche Syſteme und Verfaſſungen. Iſt nun der Katholicismus in Italien ſeiner Quelle am nächſten, und wird er daſelbſt am eifrigſten gehäget, ſo kann er allerdings für eine mitwirkende Urſache der Reitzbarkeit der italiäniſchen Phantaſie angeſehen werden. So wie aber dieſe einmal im Gange iſt, und durch einen Zuſammenfluß phyſiſcher und moraliſcher Umſtände eine vorzügliche Stärke gewinnt: ſo läßt es ſich leicht erklären, warum die gottesdienſtlichen Gebräuche und Heiligthümer auf den Italiäner leichter und lebhafter wirken, als auf andere Katholiken, warum ſie ſtärker an denſelben haften, kurz, warum ſie das ſind, was man einmal, mit Recht oder mit Unrecht, vorzüglich abergläubig nennt. Eben ſo muß die klöſterliche Erziehung der Mädchen, die in Italien häufiger, als anderswo, iſt, ihrem innern Sinne einen beſondern Schwung geben; aber die natürliche Neigung zu einer lieblichen Schwärmerey, welche ſie ſchon in die Klöſter mitbringen, macht im Gegentheil ihren Geiſt für Nonnen-Sinn empfindlicher. Alſo: Natur, Klima, reine Körper-Conſtitution, (denn der ächte Italiäner iſt lang, geſund, und ſtark, ohne Fettigkeit,)

geben dieſem Volke die lebhafte Phantaſie, aus welcher ſich ihre einzelne Characterzüge erklären laſſen. Die Phantaſie wirkt in Lebensart, Religion, Erziehung; aber ſo wie dieſe ihre eigenthümlichſte Form durch die Einbildungskraft erhalten haben, ſo muß auch die Einbildungskraft in dem Kreiſe dieſer Eigenheiten ſelbſt gegenſeitig erhöhet werden.

Was man auch von dem Verfalle der italiäniſchen Litteratur ſagen mag, welcher wirklich, in Vergleichung mit demjenigen, was ſie bey der Morgenröthe der wieder auflebenden Wiſſenſchaften und Künſte thaten, allerdings auffallend iſt: ſo haben ſie doch noch immer in jedem Fache der Gelehrſamkeit den Ausländern ſolche Namen entgegen zu ſtellen, welche Reſpect verdienen. Ihr auszeichnendes Verdienſt aber liegt in demjenigen, was man ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte nennt. Sie ſind die vortrefflichſten Architecten, die geſchmackvolleſten Maler, und die bezauberndſten Tonkünſtler. Es iſt über alle dieſe Puncte ſo viel geſchrieben und geſagt worden, daß es überflüſſig wäre, hier ihren Werth in den ſo genannten Künſten aus einander ſetzen zu wollen. Ich ſage nur das einzige: Der Italiäner lebt und webt in der ſchönen Natur; lebt unter den Denkmälern ächter Kunſt, die ihm vom grauen Alterthume aufbewahrt ſind.

Die ſchönen Künſte zeigen ſich in Italien in größerer Vollkommenheit, als in irgend einem andern Lande. Hier haben die größten Maler, Bildhauer und Baumeiſter, gelebt; hier haben die geſchickteſten Tonkünſtler die Harmonie in ihrem ganzen Umfange gekannt und ausgeübt. Was für eine erſtaunliche Menge der koſtbarſten Gemälde und Statüen ſieht man in Rom, Florenz, Napoli, Venedig, Bologna, und andern großen Städten! derſelbe Geſchmack herrſcht noch in Italien. Die Natur, welche die erſten Muſter dazu darſtellte, iſt daſelbſt nicht ausgeartet; ſie zeigt ſich noch in ihrer friſchen Blüthe und mit allen Reichthümern. Die Bewohner folgen dieſem Eindrucke. Der beſtändige Anblick der Meiſterſtücke großer Künſtler, und das Anhören der

der vortrefflichſten Muſiken, iſt Urſache, daß ein glückliches Talent zur Malerey und Muſik faſt allen Ständen angebohren zu ſeyn ſcheint.

Die Concerte in Venedig ſind vortrefflich. Man kann daraus lernen, was eine reine, mit der größten Genauigkeit ausgeführte Muſik heißt. Hier hört man die ſchönſten weiblichen Stimmen, zumal in den 4 Hoſpitälern, wo die jungen Mädchen von Kindheit an nicht nur im Singen, ſondern auch auf vielerley muſikaliſchen Inſtrumenten unterrichtet werden, und ohne Beyhülfe von Mannsperſonen alle Sonnabende, Sonn- und Feſttage die angenehmſten Kirchenmuſiken aufführen. Ueberhaupt trifft man durchgehends in ganz Italien geſchickte Meiſter in dieſer Kunſt an, und hat Gelegenheit, allenthalben gute Muſiken zu hören. Es fehlt in großen Städten nicht an Privatconcerten, welche man Academien nennt, und theils aus großen Liebhabern beſtehen, theils von den Vornehmen gegeben werden, da man denn, in ſolchen die beſten Virtuoſen zu hören, Gelegenheit hat. Die Violine ſcheint dasjenige Inſtrument zu ſeyn, worauf die Italiäner vorzüglich große Meiſter ſind; hingegen giebt es wenige, welche meiſterhafte Concerte auf dem Claviere, und faſt gar keine, welche die Orgel ſchön zu ſpielen wiſſen. Die Tonkunſt erhält ſich noch unter allen ſchönen Künſten in Italien am vorzüglichſten. Da ſie, ihrem erſten Urſprunge nach, dazu beſtimmt war, das Lob der Gottheit und der Helden zu beſingen, und anderntheils Freude und Vergnügen auszudrücken, und da ſie von je her zu dieſen Endzwecken gebraucht worden iſt, ſo mußte ſie ſich nothwendig bey einem Volke, welches von Natur feine Empfindungen hat, welches jederzeit Feſte und Schauſpiele, deren Seele die Muſik iſt, geliebet hat, in einem blühenden Zuſtande erhalten; ja, ſie mußte immer beſſer und feiner ausgearbeitet werden, nach dem Verhältniſſe, wie der Verſtand verfeinert, und die Kenntniſſe überhaupt vermehret wurden. Den Zuſtand der Muſik in Italien, kann man am beſten aus Burney Tagebuch einer muſikaliſchen Reiſe durch Italien kennen lernen.

So wie die Phantaſie in dem litterariſchen Character des Italiäners ſehr viele Eigenheiten gewirkt hat, ſo auch in dem moraliſchen. Zwey ganz entgegen geſetzte Characterzüge laſſen ſich daraus erklären.

Der Italiåner iſt mildthåtig und ſanft — rachgierig und grauſam. Jeder Auftritt, der etwas Rührendes hat, macht einen ſtarken und geſchwinden Eindruck auf den Italiåner; nicht nur auf den gebildeten Mann von Geſchmack, der ſeinem Stand und ſeiner Lectüre etwann das Compliment machen müßte, hier und da wenigſtens eine Miene des Gefühls und der Empfindſamkeit zu ſchneiden, ſondern auch auf den Pöbel. Es kann kein Miſſethåter hingerichtet werden, ohne daß ſelbſt der große Haufen, der ſich, wie überall, um den Gerichtsplatz verſammelt, bis zu Thrånen erweicht wird. Alle vorhergegangene Thaten verſchwinden aus ſeinem Geſichtskreiſe; ſeine ganze Seele verſammelt ſich in dem einzigen Bilde des Leidens, dem der Deliquent nun unterworfen iſt. Eben dieſe Weichherzigkeit zeigt ſich in andern Auftritten des Lebens. Der Nothleidende und Dürftige findet einen ſichern Zufluchtsort in der Mildthåtigkeit ſeiner Mitbürger; und da ſie durch keine bürgerliche Geſetze eingeſchrånkt iſt, ſo hat ſie die üble Nebenfolge, daß faſt kein Land eine ſtårkere Armee von Bettlern aufweiſen kann, als Italien. Es iſt ſogar zu einem eigenen Gewerbe geworden, das gute Herz der Mitmenſchen auf die Probe zu ſetzen. Dieſer ſanfte Zug in dem Character der Italiåner bereitet auch dem Fremdlinge einen leichten Eingang, und iſt die Quelle einer Gaſtfreyheit, welche für dieſes Land um ſo nöthiger und nützlicher iſt, je ſchlechter die Wirthshåuſer gemeiniglich ſind. Ueberhaupt iſt der Italiåner höflich, zuthåtig und geſellig.

Eben dieſe Leichtigkeit, Bilder aufzuhaſchen; eben dieſe Lebhaftigkeit der Bilder, welche die Seele faßt, und wodurch, nach dem vorher Angeführten, eine edle Tugend in das Herz der Italiåner ausgegoſſen wird, iſt die Mutter eines bösartigen Zuges, der die Italiåner in Oſten und Weſten übel berüchtigt gemacht hat.

Nie-

Niemand fühlt eine Beleidigung geſchwinder und heftiger, als der Italiäner; und nirgends fühlt er ſie ſtärker, als wo es auf Liebe ankömmt. Dieſes iſt der der große Punct, der den gemeinen Italiäner gegen ſeinen Nebenbuhler, gegen den Verführer ſeines Mädchens dermaßen entflammen kann, daß er das Stilet, mit welchem er bewaffnet iſt, auf der Stelle zieht, und ſeinen Zorn in dem Blute des Feindes abkühlt. Er, der gegen den Druck ſo unempfindlich, von allen Tumulte ſo weit entfernt, der Regel nach ſo friedlich und milde geſtimmt iſt, legt als Beleidigter ſeine ſanfte Natur ab, und findet eine Wolluſt daran, das Blut mit eigener Hand zu vergießen, welches er auf einem Gerichtsplatze nicht ohne Thränen ſehen konnte. Dieſe grimmige Neigung wird durch die Saumſeligkeit der italiäniſchen Juſtizverfaſſung unterſtützet. Der Mörder flieht nach einer Kirche, findet daſelbſt eine heilige Freyſtätte, welche nur die verfolgte Unſchuld verdiente, und bis man von dem Biſchofe ausgewirkt hat, ihn aus der Freyſtätte zu holen, iſt er gemeiniglich bey Seite geſchafft. Ueber dies giebt die Menge verſchiedener Staaten, in welche Italien zertheilt iſt, dem Verbrecher eine gute Gelegenheit zu entwiſchen. Der Italiäner, welcher kein Sbirre (Gerichtsdiener) iſt, iſt zu mitleidig, und zugleich zu ehrgeizig, ihn anzugreifen; er ſelbſt iſt tollkühn genug, ſo lange er einen Arm rühren kann, den nachſetzenden Sbirren mit bewaffneter Hand zu widerſtehen. Eben dieſe Schläfrigkeit in der Juſtizverwaltung hat in dieſem Lande eine Menge Banditen veranlaſſet, die den vornehmen italiäniſchen Damen und Herren, wenn ſie ſich beleidigt fühlen, bisweilen den nämlichen Dienſt thun, welcher dem gemeinen Italiäner von ſeinem eigenem Stilette und ſeiner eigenen Hand geſchieht.

Der Italiäner iſt ſehr verliebter Complexion. Bey ſeiner geſunden Natur, bey ſeinem wollüſtigen Klima, bey ſeiner reitzbaren und immer thätigen Phantaſie, iſt dieſer Zug nothwendig und natürlich. Von den ſchönſten Weibern Europens umringt, (denn dies ſind die Italiänerinnen, zumal für ein Auge, welches majeſtätiſche Schönheit liebt,) findet er immer einen Gegenſtand, an dem ſeine Seele mit der ſüßeſten Schwärmerey haften kann. Der gemeine Italiäner fühlt ſich ſo glücklich bey der Nachtmuſik, die er ſeinem Mädchen bringt, als irgend ein deutſcher Dichter, der ſeiner Huldgöttin ein Minnelied überreicht. Nur, ſo bald der Character des Italiäners im einzelen Gliede ausartet, wird eben dieſe Neigung zum Verliebtſeyn, wilder viehiſcher Trieb, der ſich nicht ſelten in ſchändliche Ausbrüche ergießt.

Der Italiäner iſt *aufgeräumten und luſtigen Temperamentes*. Scherz, Tanz und Muſik iſt das Element, worin er lebt. Mit Luſtigkeit des Sinnes iſt ihm jeder willkommen. Seine Feſttage, deren er eine reichliche Menge hat, geben ihm Abende der freudigſten Erholung. In tanzenden Reihen; bey Spiel und Muſik, kann man das junge Volk auf jedem Dorfe und in jedem Städtchen in corpore verſammelt ſehen; und da ſind ſie in ihren kleinen Vergnügungen ſo recht mit voller Seele. Wenn der Italiäner den heißen Sommertag über geſchwitzt uud geſchlafen hat, ſo iſt er mit dem Abend ganz Leben und Munterkeit. Hat er nichts, ſo hat er doch ſeine Geige und ſeinen Geſang. Und in volkreichen Städten kann man die Straßen um Mitternacht noch von fröhlichem Getümmel voll ſehen.

Der Italiäner iſt *ſehr religiös*, und hält ganz *einfältig an ſeinen Religionsbegriffen feſt*. Das heißt, nicht ſo viel: In Italien giebt es keine Freygeiſter und Eſprits forts, die ſich über den wenigen Aber-

glauben, daß wir Schwächlinge Religion nennen, ſo lange ſie leben und geſund ſind, wegzuſetzen wiſſen. Jm Gegentheil giebt es daſelbſt, wie überall, eine Claſſe von Menſchen, die den Religionsſpötter ſpielen, erklärte Antibibliker, oder gar Atheiſten, Zweifler und Vernunftchriſten, theils öffentlich, theils heimlich, ſind. Aber der größere Menſchenhaufen iſt doch in Glauben, Denkungsart und Sitte ganz in den Geiſt ſeiner Religion eingewebt. Einer Frühmeſſe beyzuwohnen, hält er für ſo nöthig, als ſein Morgenbrod; in die Proceſſionen miſcht er ſich mit ganzer Theilnehmung; die heiligen Gebräuche des Gottesdienſtes macht er mit glühender Andacht mit. Kein Land iſt reicher an Prieſtern, Mönchen, Reliquien, und nirgends ſind ſie angeſehener, als in Italien. Doch iſt der italiäniſche Geiſt nicht zur Verketzerungs- und Verfolgungsſucht ſo geſtimmt, als man nach der Anhänglichkeit an ſeine Religion vermuthen ſollte, ob gleich das künſtliche Gewebe der Hierarchie daſelbſt ſeinen Urſprung genommen hat, und der Sitz der Mutterkirche und des heil. Vaters Rom noch immer geblieben iſt. Die Preßfreyheit iſt zwar, theils aus religiöſen, theils aus politiſchen Gründen, ſehr eingeſchränkt; allein, die gehäſſigſten Reiſebeſchreiber Italiens können ſich doch nicht entbrechen, ſelbſt der italiäniſchen Geiſtlichkeit ein Compliment über ihr artiges und liebreiches Betragen gegen ſie, als leidige Ketzer, zu machen. Und wenn das iſt: warum ſollten wir ſie nicht wenigſtens in Frieden ihren Gang nehmen laſſen? warum bey aller Gelegenheit über ihren ſündlichen Aberglauben oder thörichte Leichtgläubigkeit die Naſe rümpfen?

Bey den Italiänerinnen iſt die Keuſchheit keine der glänzendſten Tugenden. Zu Venedig, Napoli, und faſt in jedem Theile Italiens, wird das Frauenzimmer, von Jugend auf, in den verſchiedenen Künſten-

Der Italiäner iſt ſehr verliebter Complexion. Bey ſeiner geſunden Natur, bey ſeinem wollüſtigen Klima, bey ſeiner reitzbaren und immer thätigen Phantaſie, iſt dieſer Zug nothwendig und natürlich. Von den ſchönſten Weibern Europens umringt, (denn dies ſind die Italiänerinnen, zumal für ein Auge, welches majeſtätiſche Schönheit liebt,) findet er immer einen Gegenſtand, an dem ſeine Seele mit der ſüßeſten Schwärmerey haften kann. Der gemeine Italiäner fühlt ſich ſo glücklich bey der Nachtmuſik, die er ſeinem Mädchen bringt, als irgend ein deutſcher Dichter, der ſeiner Huldgöttin ein Minnelied überreicht. Nur, ſo bald der Character des Italiäners im einzelen Gliede ausartet, wird eben dieſe Neigung zum Verliebtſeyn, wilder viehiſcher Trieb, der ſich nicht ſelten in ſchändliche Ausbrüche ergießt.

Der Italiäner iſt aufgeräumten und luſtigen Temperamentes. Scherz, Tanz und Muſik iſt das Element, worin er lebt. Mit Luſtigkeit des Sinnes iſt ihm jeder willkommen. Seine Feſttage, deren er eine reichliche Menge hat, geben ihm Abende der freudigſten Erholung. In tanzenden Reihen; bey Spiel und Muſik, kann man das junge Volk auf jedem Dorfe und in jedem Städtchen in corpore verſammelt ſehen; und da ſind ſie in ihren kleinen Vergnügungen ſo recht mit voller Seele. Wenn der Italiäner den heißen Sommertag über geſchwitzt uud geſchlafen hat, ſo iſt er mit dem Abend ganz Leben und Munterkeit. Hat er nichts, ſo hat er doch ſeine Geige und ſeinen Geſang. Und in volkreichen Städten kann man die Straßen um Mitternacht noch von fröhlichem Getümmel voll ſehen.

Der Italiäner iſt ſehr religiös, und hält ganz einfältig an ſeinen Religionsbegriffen feſt. Das heißt, nicht ſo viel: In Italien giebt es keine Freygeiſter und Eſprits forts, die ſich über den wenigen Aberglau=

glauben, daß wir Schwächlinge Religion nennen, ſo lange ſie leben und geſund ſind, wegzuſetzen wiſſen. Im Gegentheil giebt es daſelbſt, wie überall, eine Claſſe von Menſchen, die den Religionsſpötter ſpielen, erklärte Antibibliker, oder gar Atheiſten, Zweifler und Vernunftchriſten, theils öffentlich, theils heimlich, ſind. Aber der größere Menſchenhaufen iſt doch in Glauben, Denkungsart und Sitte ganz in den Geiſt ſeiner Religion eingewebt. Einer Frühmeſſe beyzuwohnen, hält er für ſo nöthig, als ſein Morgenbrod; in die Proceſſionen miſcht er ſich mit ganzer Theilnehmung; die heiligen Gebräuche des Gottesdienſtes macht er mit glühender Andacht mit. Kein Land iſt reicher an Prieſtern, Mönchen, Religuien, und nirgends ſind ſie angeſehener, als in Italien. Doch iſt der italiäniſche Geiſt nicht zur Verketzerungs- und Verfolgungsſucht ſo geſtimmt, als man nach der Anhänglichkeit an ſeine Religion vermuthen ſollte, ob gleich das künſtliche Gewebe der Hierarchie daſelbſt ſeinen Urſprung genommen hat, und der Sitz der Mutterkirche und des heil. Vaters Rom noch immer geblieben iſt. Die Preßfreyheit iſt zwar, theils aus religiöſen, theils aus politiſchen Gründen, ſehr eingeſchränkt; allein, die gehäſſigſten Reiſebeſchreiber Italiens können ſich doch nicht entbrechen, ſelbſt der italiäniſchen Geiſtlichkeit ein Compliment über ihr artiges und liebreiches Betragen gegen ſie, als leidige Ketzer, zu machen. Und wenn das iſt: warum ſollten wir ſie nicht wenigſtens in Frieden ihren Gang nehmen laſſen? warum bey aller Gelegenheit über ihren ſündlichen Aberglauben oder thörichte Leichtgläubigkeit die Naſe rümpfen?

Bey den Italiänerinnen iſt die Keuſchheit keine der glänzendſten Tugenden. Zu Venedig, Napoli, und faſt in jedem Theile Italiens, wird das Frauenzimmer, von Jugend auf, in den verſchiedenen Kün-

ſten unterrichtet, die jungen und unbehutſamen Mannsperſonen in ihre Arme zu locken, und von ihnen, im Taumel von Liebe und Wein, alles zu erpreſſen, was Schmeicheley und betriegeriſches Lächeln in dieſen unbewachten Augenblicken nur erpreſſen können. Der Handel mit Unzucht iſt ſo wenig ſchändlich, und die Weiber ſind ſo feil, daß kaum irgend ein Stand oder Rang ſie über Beſtechungen wegſetzt. So gar ihre männlichen Freunde und Bekannte ſtehen ihnen öfters bey, einen guten Handel zu machen. Auch wird ihre Laufbahn der Ausſchweifung nicht mit ihrer Verheurathung geſchloſſen. Die Gelübde der Treue, welche ſie am Altare ablegen, werden, gleich den bey vielen andern Gelegenheiten abgelegten Eiden und Schwüren, als nichtsbedeutende Formalitäten angeſehen, die das Geſetz ſie zu leiſten zwingt, die aber der Gebrauch ſie zu halten losſpricht. Sie machen ſo gar nach der Verheurathung Anſpruch auf größere Freyheiten, und genießen ſie auch. Jede verheurathete Frau hat ihren Cicisbeo oder Liebhaber, der ſie an alle öffentliche Orte hin begleitet, ſie in und aus dem Wagen hebt, für ihre Handſchuhe oder ihren Fächer ſorgt, und tauſend kleine Dienſte dieſer Art verrichtet. Aber dieſes iſt nur ſein Geſchäfte vor dem Publico. Zur Belohnung dafür hat er das Recht, ſich, ſo oft es ihm gefällt, mit ſeiner Dame an einem der Einſamkeit geheiligten Orte zu unterhalten, wohin kein Menſch, auch ſelbſt der zudringlichſte Ehemann, nicht kommen darf, um Zeuge deſſen, was zwiſchen ihnen vorgeht, zu ſeyn. Dieſes iſt von Leuten aller andern Nationen als ein Gebrauch angeſehen worden, welcher nicht ſehr gut mit Keuſchheit und Reinigkeit der Sitten beſteht. Indeſſen ſuchen die Italiäner ſelbſt denſelben in ihren Unterhaltungen mit Fremden zu rechtfertigen. Ein mehreres von dieſen Cicisbei, findet man im VIII. Th. S. 122, fgg. Ueberhaupt treiben die Italiänerinnen

rinnen ihre Schamloſigkeit ſehr weit. So gar Frauenzimmer von Stande pflegen, wenn man ſie um eine andere Art Gunſtbezeigung erſucht, den Antrag damit abzulehnen, daß ſie dermalen Arzeneyen zur Cur einer gewiſſen Krankheit gebrauchten.

Die italiäniſche Sprache hat von der lateiniſchen am meiſten beybehalten. Die urſprüngliche Sprache Italiens war die lateiniſche. Als aber ſeit dem 4ten Jahrhunderte die vielen fremden Nationen, nämlich die Gothen, Hunnen, Vandalen, Longobarden, Bulgaren, Griechen, Saracenen, Normänner und Sueven, Italien überſchwemmten, und ſich darin niederlieſſen, ſo gewöhnten ſich dieſe Völker zwar an die dortige Landesſprache, die lateiniſche, ſo wie ſie dieſelbe von Zeit zu Zeit vorfanden; behielten aber doch viele von ihren eigenen Wörtern bey, die ſie anfänglich der lingua latina oder romana, lingua romanica, romanca oder romanza, und zugleich ihre eigene Ausſprache nach dem Genie ihrer Nationalſprachen, mittheilten. Daher ſind in die jetzige italiäniſche Sprache, außer den urſprünglich lateiniſchen, ſo viele gothiſche, deutſche, ſlawoniſche, griechiſche, und zum Theil auch arabiſche und normänniſche Wörter gekommen, und ſo vielerley Mundarten entſtanden. In den einzigen malteſiſchen Inſeln wurde die lateiniſche Sprache ganz verdrängt, und eine Art von arabiſchen Dialect eingeführt, welcher bis dieſe Stunde daſelbſt geblieben iſt. Indeſſen wurden bis gegen das Ende des 9ten Jahrh. noch alle Schriften in Italien in der lat. Sprache, wiewohl oft in ſehr ſchlechten und verdorbenem Latein, geſchrieben; und die neue vermiſchte Sprache, die zwar auch noch eine ziemlich lange Zeit und bis in das 10te Jahrh. die lateiniſche und römiſche, lingua romana, in der folgenden Zeit aber nach und nach die italieniſche hieß, wurde bloß in gemei-

nen Leben gebraucht, und war auch im 10ten Jahrh. der lateiniſchen noch viel näher, als die jetzige italiäniſche. Seit dem 10ten Jahrh. aber iſt auch in der neuen Landesſprache geſchrieben worden, und ſie hat ſich ſeitdem durch ihre noch mehrere Vermiſchung mit ausländiſchen Sprachen, inſonderheit dem fränkiſchen Romance und nachmaligen Franzöſiſchen, noch mehr verändert, und durch ihre baldige Cultur frühzeitig verbeſſert, wie ſie denn ſchon im 13. und 14ten Jahrh. einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte. Die jetzigen Hauptmundarten ſind; die piemonteſiſche, mailändiſche, venetianiſche, toſkaniſche, ſardiniſche, und neapolitaniſche, von welchen die piemonteſiſche die gröbſte, und ein Miſchmaſch vom Italiäniſchen und Bergfranzöſiſchen oder Provençal, die venetianiſche die härteſte, am ſtärkſten ziſchende und abweichendeſte, und am meiſten mit wendiſchen und ſlaviſchen Wörtern vermiſcht; die toſcaniſche aber die reinſte, wohlklingendſte und angenehmſte, und zugleich die italiäniſche Bücherſprache iſt. Die italiäniſche Sprache wird in ganz Italien, außer in Savoyen und auf den Dörfern der malteſiſchen Inſeln, wie auch mit hartem Accent in den angränzenden ſchweitzeriſchen Ländern, verſchiedenen an der mailändiſchen Gränze belegenen eidgenoſſiſchen Landvogteyen, und in den Gränzdiſtricten des Walliſerlandes, imgleichen einem Theile von Tyrol neben dem Deutſchen, häufig in ganz Dalmatien, zum Theil in Croatien, Bosnien und Serwien, durchgehends in der Republik Raguſa, neben dem Dalmatiſch-Slaviſchen, Croatiſchen und Türkiſchen, wie auch in den griechiſchen Ländern und Inſeln, die ehedem unter genueſiſcher und venediſcher Herrſchaft geſtanden, als Landesſprache geredet; übrigens auch von den Kaufleuten in der Levante allgemein, und als Hofſprache an verſchiedenen europiſchen Höfen, und ſelbſt am türkiſchen Hofe, geſprochen.

Die

Die mancherley Mundarten in Italien machen einem Fremden oft zu ſchaffen, wiewohl weit mehr, um andere zu verſtehen, als ſich den Leuten verſtändlich zu machen; denn der gemeine Mann verſteht durchgängig das reine Italiäniſche. Wer einmal die Sprache nach ihren Regeln und ihrer richtigen Ausſprache gut inne hat, wird ſich in dieſe Abänderungen leicht finden lernen. Im ganzen Kirchenſtaate und im Toſcaniſchen wird rein geredet; nur hat die florentiniſche Ausſprache des gemeinen Mannes durch die Gurgel etwas unangenehmes. Im größten Theile der Lombardey redet der gemeine Mann ein wunderliches und von der Landesſprache ganz abgehendes Gemiſch; und es giebt viele Leute auf dem Lande, welche das reine Italiäniſche eben ſo wenig, als das Franzöſiſche, verſtehen. Wer etwas von ihnen erfragen will, hat viele Mühe ſich ihnen verſtändlich zu machen. Das müſſen aber ſolche ſeyn, die nie aus ihrem Dorfe gekommen ſind; denn ſonſt verſtehen alle Krämer in den kleinen Städten, oder die nur einiges Gewerbe treiben, ſelbſt die von Bergamo, das reine Italiäniſche, und wiſſen ſich ziemlich gut auszudrücken, oder wenigſtens andern verſtändlich zu machen. In Venedig reden nicht nur die gemeinen Leute, ſondern ſo gar die Adelichen in den Rathsverſammlungen eine beſondere Mundart, welche ſehr naive Wendungen hat, und, wenn man ſie einmal verſteht, angenehm klingt. Man kann ſich aus der ganz im venetianiſchen Dialect geſchriebenen Komödie des Goldoni, i Rusteghi genannt, am beſten einen Begriff davon machen, und man wird wohl thun, dieſelbe mit einem gebornen Venetianer zu leſen. Uebrigens iſt dieſes eine Beſchäftigung mehr zum Vergnügen, als daß ſie nöthig wäre, weil das gute Italiäniſche allemal die feine und gelehrte Sprache in Venedig bleibt. Der Pöbel zu Napoli iſt grob und ungeſchliffen, und dies hat auch einen Einfluß auf ſeine Mundart; indeſſen gewöhnt man ſich doch faſt leichter daran, als an die Sprache in der Lombardey. Das Genueſiſche klingt äußerſt barbariſch, und es verlohnt ſich ſo wenig der Mühe, daß wohl Niemand einigen Fleiß darauf wenden wird, der ſich nicht lange daſelbſt aufzuhalten gedenkt.

Daß gemeiniglich behauptet wird, daß man im Toſcaniſchen, und vornämlich in Siena, am reinſten Italiäniſch rede, kömmt vielleicht daher, weil die Academie della Cruſca ehe-

ehemals ſo viel zur Reinigkeit der Sprache beygetragen hat. Daher iſt auch das bekannte Sprichwort Favella Toſcana in bocca romana entſtanden, weil man glaubte, daß das reine Toſcaniſche oder Italiäniſche zu Rom am beſten ausgeſprochen würde. Heutiges Tages wird es unſtreitig in dieſer Hauptſtadt Italiens nicht nur am beſten ausgeſprochen, ſondern auch am reinſten und zierlichſten geredet. Je näher man der römiſchen Sprache im Ausdrucke kömmt, deſto mehr darf man ſich ſchmeicheln, die Vollkommenheit des Italiäniſchen erreicht zu haben.

Man kann auf verſchiedene Art durch Italien reiſen. Mit der Poſt wird man am geſchwindeſten gefördert; ſie hat aber auch ihre Beſchwerlichkeiten, und kömmt im Sardiniſchen, Mailändiſchen und Venetianiſchen, ungemein hoch, ja faſt noch einmal ſo theuer, als in Deutſchland. Im Florentiniſchen, im Kirchenſtaate und im Neapolitaniſchen hingegen iſt ſie viel wohlfeiler; man wird gut bedient, und fährt, wo es die ſteinigen Wege und Berge zulaſſen, ſchnell. Die Wege in der Lombardey ſind eben und gut, zumal wenn kein Regenwetter den an vielen Orten befindlichen fetten Boden erweicht hat. Das fruchtbare Land hat wenige Abwechſelungen, und ein Reiſender findet ſelten Merkwürdigkeiten, um ſich unter Weges aufzuhalten. Deswegen wäre es gut, die Poſt zu nehmen, wenn ſie nicht, wie geſagt, ſo koſtbar wäre. Wer noch keine eigene Sedie (*) (d. i. eine Chaiſe mit halbem Verdecke und zwey Rädern, darin zwo Perſonen ſitzen,

(*) Man hat eine Art Poſt im Turiniſchen und Mailändiſchen, welche Cambiatura heißt, viel wohlfeiler iſt, und wozu man die Erlaubnißzettel, wenn man einige Bekanntſchaft hat, leicht erhält. Die Cambiatura geht aber nicht des Nachts, und man darf auch nur ein gewiſſes Gewicht an Bagage mitnehmen. Weil die Poſtmeiſter die Erlaubniß der Cambiatura nicht gern ſehen, ſo machen ſie wegen des Gewichtes, welches nicht über 100 Pfund ſeyn darf, allerley Schwierigkeiten; die Poſtillione fahren auch nicht ſo gut. Für die Cambiatura wird eine Poſt mit 5 piemonteſ. Livres, und dem Poſtillion 30 Sols, bezahlt.

ſitzen, und hinten zwey große Koffer aufgepackt werden können,) hat, thut am beſten, die Lombardey mit ſo benannten Vetturini, oder Fuhrleuten, welche bequeme Sedien haben, zu durchreiſen, in Bologna eine eigene zu kaufen, und nachher Poſtpferde zu nehmen. Wer dieſe Koſten ſcheuet, kömmt allenthalben mit Vetturini bequem, aber nur etwas langſamer, fort, welches in bergigen Gegenden, auch ſelbſt mit der Poſt, nicht anders ſeyn kann. Eigene Wägen mit vier Rädern zu führen, iſt Reiſenden niht anzurathen, weil es hin und wieder mit einiger Gefahr verknüpft iſt. Die Poſtilione wiſſen ſolche nicht gut zu regieren, weil ſie nicht ſehr gewöhnlich ſind, und weil ſich in den engen Wegen und ſchmalen Krümmungen von Bologna nach Florenz, von Florenz nach Rom, von Rom nach Neapel oder Loreto, u. ſ. w. nicht ſo genau damit lenken läßt. Die Alpen und der Berg Senis (Cenis) kann man gar nicht damit paſſiren, ſondern ſie müſſen ganz aus einander genommen werden.

Auf der Straße über das appenniniſche Gebirge, auf dem alten appiſchen Wege von Rom nach Neapel, trifft ein aufmerkſamer Reiſender gleichſam bey jedem Schritte etwas merkwürdiges an; bald ſchöne maleriſche Gegenden, bald ſonderbare Naturerſcheinungen und Gewächſe, bald anſehnliche Ruinen, Monumente, und was dergleichen Merkwürdigkeiten mehr ſind, auf welche man nicht ſo genau Achtung giebt, wenn man mit der Poſt geſchwinde vorbey fährt.

Aus dieſen Betrachtungen ſcheint es nicht nur die wohlfeilſte und bequemſte, ſondern auch die nützlichſte, Art zu reiſen, zu ſeyn, Fuhrleute (Vetturini) zu nehmen, mit denen man das Fahren nach Belieben einrichten kann, und die einem Zeit laſſen, unter Weges alle Merkwürdigkeiten zu beſehen, weil ſie des Tages nur ungefähr 30 ital. Meilen zurück legen. Man trifft dergleichen Fuhrwerke in allen großen Städten

an. Gemeiniglich ſind es bequeme Sedien mit ein Paar ſtarken Pferden oder Mauleſeln, auf deren jedem man ungefähr 300 Pfund Bagage rechnet. Der gewöhnliche Preis iſt täglich für eine Perſon 1 Ducaten. Je weiter die Route iſt, welche man zu machen gedenkt, deſto wohlfeiler ſind die Fuhrleute, zumal wenn man von einer großen Stadt zu einer andern reiſet, wo ſie allemal gewiß wieder Rückfuhre antreffen.

Wer Willens iſt nach Italien zu reiſen, findet zu Lyon oder Genf dergleichen Fuhrleute, die Jemand, wenn er es verlangt, bis an das äußerſte Ende von Neapel führen. Auf dem Wege von gedachten beyden Städten bis Turin, muß man in dem Fuhrlohne nicht nur alles Wege-Brückengeld, und dergleichen Kleinigkeiten, ſondern vornämlich die Paſſage über den Berg Senis einbedingen, weil man ſonſt bey dieſer Gelegenheit ſehr übertheuert wird. Man thut am beſten, ſie auch für die Bezahlung des Eſſens und Nachtlagers ſorgen zu laſſen; der Reiſende erſpart gewiß zwey Drittel, und muß doch, wenn er ſelbſt bezahlt, mit eben den elenden Betten und der ſchlechten Koſt fürlieb nehmen. Wer auf dieſe Art alles mit einbedingt, kann die Koſten der ganzen Reiſe von Lyon oder Genf bis Turin, worüber man 6 bis 7 Tage zubringt, in einer Sedie allein für 7 bis 8 Louis d'Or beſtreiten. Die Fuhrleute aus Piemont werden für die beſten gehalten; ihr Fuhrwerk iſt gemeiniglich gut; und weil ſie von Jugend auf in den fürchterlichen Gebirgen herum zu reiſen lernen, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß ſie ſicher, behutſam, und, wo es nöthig iſt, dreiſt fahren.

Ueber die Zölle iſt in verſchiedenen italiäniſchen Staaten ſcharfe Aufſicht. Im Piemonteſiſchen wird mit aller Schärfe viſitirt. Wer von Genf kömmt, deſſen Gepäck wird, ſo bald er über den Fluß Arve, ½ Stunde von der Stadt, gekommen iſt, bey dem erſten

ſavoy=

ſavoyiſchen Zolle verſiegelt, und erſt in Novaleſe jenſeit des Berges Cenis durchſuchet. Kömmt man aber von Lyon, ſo iſt Novaleſe der erſte Zoll; und man thut am beſten, dort verſiegeln zu laſſen, weil man ſonſt doch noch einmal in Turin viſitirt wird. Bey dem Eintritte in das Mäiländiſche müſſen die Reiſenden ſich aufs neue der Durchſuchung ihrer Sachen unterwerfen; ſie thun wohl, ſich einen Schein von dem erſten Zollhauſe geben zu laſſen, damit ſie im Thore zu Mailand frey ſeyn.

In Rom muß man ſich hüten, verbotene oder verdächtige Bücher im Koffer zu haben, weil ſie zurück behalten, von einem Geiſtlichen durchgeſehen, und, wenn ſie nicht orthodox ſind, nicht wieder gegeben werden. Eben ſo wenig darf man neue, unverarbeitete Zeuge, auch nicht einmal zu ſeinem eigenen Gebrauche, führen. In Neapel ſind die Zollhäuſer ſehr zur Laſt. Das erſte iſt zu Mola bey Gäta, und das zweyte bey Capo di China, 1½ Meile vor Neapel. Die Aufſeher ſind ſehr ſtrenge, und laſſen nicht die geringſte Proviſion von Tabak, oder neue Waaren, paſſiren. Auf der Rückreiſe wird abermal eine eben ſo genaue Durchſuchung angeſtellt, wenn man nicht einen Paſſirzettel von dem Miniſter, welcher über das Commerzweſen geſetzt iſt, aufweiſen kann. Einen ſolchen erhält man leicht durch Vermittelung des Geſandten ſeines Hofes.

In Venedig, Florenz, Genua, Parma und Modena, kömmt man mit der Erklärung, daß man nichts verbotenes bey ſich führe, und keine Handlung treibe, durch. Dieſe Verſicherung, und ein kleines Douceur für die Aufpaſſer und Zollbedienten, befreyet Reiſende von allem verdrießlichen Aufenthalte. Macht ja einer unnöthige Schwierigkeiten; ſo darf man nur ſagen: man wolle gerade in das Zollhaus fahren, ſo wird er ſich, aus Furcht ſein Trinkgeld zu verlieren,

bald beſänftigen laſſen, und auf ſein Recht zu viſitiren nicht weiter dringen.

Es iſt nicht nur angenehm, ſondern auch, anderer Urſachen wegen, gut, mit Reiſenden, welche man kennt, Geſellſchaft zu machen. Auf den Heerſtraßen iſt zwar nichts zu befürchten; man hat nur die Gränzen von Piemont, Mailand, und die Gegend des Lago maggiore, wegen allerley Diebsgeſindels in Verdacht, wiewohl man ſelten hört, daß Reiſende mit Gewalt auf offener Straße angegriffen werden. Es bleibt aber doch allemal eine ausgemachte Wahrheit, daß eine Geſellſchaft von mehrern Reiſenden wenigerer Gefahr ausgeſetzt iſt, als 1 oder 2 Perſonen. Man hat, nach Verhältniß, wenn man ſelbſt viele Begleitung und Bediente hat, dieſe Vorſicht weniger nöthig.

Wenn man ſich ein Paar Monate, oder länger, an einem Orte aufzuhalten gedenkt, iſt es am beſten, ſich in ein Privathaus zu verdingen, wo man Logis und Koſt für ein Weniges haben kann. Dieſes können einem die Kaufleute, an welche man adreſſirt iſt, oft am beſten anweiſen.

Italiåner, ſ. oben, S. 88; ihr Character überhaupt, S. 117, fgg.; als Kaufleute betrachtet, S. 104.

Die ſo genannten deutſchen Italiåner, (ſ. oben, S. 110) pflegen gemeiniglich einen von der übrigen Kaufmannſchaft unterſchiedenen Handel zu treiben, und mit Sachen zu handeln, welche das Privilegium beſtimmen muß. In den preußiſchen Landen beſtimmt der 8te Art. des Generalprivilegii der Materialiſten ſchon einigermaßen, womit den Italiånern zu handeln erlaubt ſeyn ſoll. Der weſentliche Unterſchied zwiſchen beyden beruhet darauf, daß jener, der Materialiſt, mit allen, gemeinen ſowohl als delicaten, in- und ausländiſchen Conſumbtibilien, dieſer aber, der Italiåner, nur eigentlich und vorzüglich mit ſeinen

nen und delicaten ausländiſchen Conſumtibilien und Fungibilien zu handeln, berechtigt iſt.

Ihre vorzüglichſten Artikel ſind:

1. **Aus dem Pflanzenreiche**: 1) Feine Obſtfrüchte, als: Citronen, Pomeranzen, Feigen, Oliven, Mandeln, ausländiſche getrocknete Pflaumen, Birnen, Roſinen, Kapern ꝛc. 2) Verſchiedene feine Arten von Pilzen, als: Trüffeln, Morcheln, Champignons; imgl. feine Rüben. 3) Verſchiedene Arten feiner ausländiſcher Oehle. 4) Alle Sorten fremder feiner Weine, imgl. überhaupt Weineſſig, auch Liqueurs. 5) Alle Sorten von Thee, auch Saffran. 6) Makronen, und dergleichen Präparate. 7) Wohlriechende Waſſer, Schminken, wohlriechender und gefärbter Puder. 8) Feine Sorten von Papier.

2. **Aus dem Thierreiche**: 9) Verſchiedene Sorten von fremden und delicaten Fiſchen, als: Sardellen, Auſtern, Neunaugen, Zärten, allerley Seefiſche, auch Lachs, Sago, Caviar. 10) Verſchiedene Arten feiner fremder Käſe, als: Parmeſan, u. d. gl. feine Würſte, delicates Federvieh, als: Faſanen, gemäſtete Kapaunen. 11) Indianiſche Vogelneſter, Seifenkugeln, Wachslichter ꝛc. Ueberhaupt, wie ſchon geſagt, alles, was in die feine und delicate Conſumtion einſchlägt; daher ſie auch nur in großen Städten, wo der Luxus herrſcht, beſtehen können. Nach der Regel aber dürfen ſie ſo wenig mit Zucker, als andern Material- und Spezereywaaren, handeln, weil dieſes den Materialiſten privative zuſtändig iſt. Sollte ja aber ein Italiåner damit handeln wollen, muß er in ſeinem Freyheitsbriefe darüber beſonders begnadiget ſeyn.

In wie fern ein Italiåner ſich den **Weinſchank** anmaßen könne, werde ich an ſeinem Orte erörtern.

Wenn der Sohn dem Vater ſuccediren will, muß jener allemal die Translationsconfirmation des älterlichen Privilegii auf ſich nachſuchen, weil, wenn nicht ein anderes darin beſtimmt iſt, ſolches mere perſonale iſt.

G. C. Preuſchen progr. de juribus mercatorum italorum in Germania commorantium ſingularibus.

Italiänisches wohlriechendes Balſamwaſſer, ſiehe Th. III, S. 472.

Italiänische Blumen, nennt man diejenige Art der im V. Th. S. 770, erwähnten künſtlichen Blumen, welche mehrentheils aus den getrennten Häuten der Seidenever oder Gehäuſe (Cocons) verfertiget werden, weil dieſe Häute, ihres klebrigen Weſens wegen, ſich gut formen laſſen. Wenn aber die Blätter der Blumen groß ſind, ſo bedient man ſich auch des ſteifen Papieres, des Pergamentes, Flores, oder ſeidener Zeuge. Oefters muß auch aus Sammet eine Blume gemacht werden, wenn ihr äußeres Anſehen ſammetartig iſt.

Der Seidenwurm giebt uns durch ſeine nachgelaſſene Arbeit, nachdem er höchſtens nur 6 Wochen gelebt hat, ſo viel Stoff zu verarbeiten, daß viele tauſend Menſchen ſich damit beſchäftigen, und ihren Unterhalt verdienen. Das Product, welches wir von den Seidenwürmern erhalten, iſt von ſolcher Koſtbarkeit, daß man Urſache hat, nicht verſchwenderiſch damit umzugehen, ſondern man muß alles mögliche davon zu nutzen ſuchen. Das Gehäuſe des Wurmes, worin er ſich ſeinen Tod ſelbſt zubereitet, iſt eine Haut, die er, wenn er den ordentlichen Faden der Seide ausgeſponnen hat, von ſeiner noch bey ſich habenden gummöſen Feuchtigkeit bereitet. Das Gummi, oder das klebrige Weſen, welches der Wurm bey dieſer Arbeit von ſich giebt, iſt von einer ſo feſten Art, daß er gleichſam die letzten Reihen ſeines Geſpinnſtes mit einem ſtarken Leime überzieht, und daraus ſoviel Häute bildet; deswegen man auch dieſe Häute, welche aus ſo vielen beſtehen, als er Lagen ſeines Geſpinnſtes mit dieſem Leime überzogen hat, in ſo viel Theile von einander ziehen kann. Und ob gleich dieſes Gehäuſe kaum ſo dick als ein Blatt fein Papier iſt, ſo läßt ſich daſſelbe doch in 5 bis 6, ja auch noch, mehrere, ſehr feine Blätchen zertheilen. Ob man nun zwar dieſe Cocons,

wie

wie ich im Art. Seide zeigen werde, zu Floretſeide gebrauchen kann, welches aber viel Mühe und Arbeit erfordert: ſo kann man dieſelbe doch auch noch zu etwas Schönern anwenden, wovon der Nutzen, welchen man daraus erhält, weit größer iſt. Man kann nämlich mit dieſer, dem Anſcheine nach ſchlechten Sache das ganze mannigfaltige Blumenreich hervor bringen. Die Kunſt iſt hierin ſo hoch geſtiegen, daß ſie die Natur vorzüglich glücklich nachahmet. Ich verſtehe dadurch dasjenige, daß man von den Seidencocons Blumen, Pflanzen und Gewächſe, nach der Natur verfertiget. Wir haben dieſe Erfindung den Italiänern zu verdanken, wovon ſie auch den Beynamen erhalten hat. In Deutſchland iſt, außer Berlin, wohl kein Ort, wo dieſe Blumen von vorzüglicher Güte verfertiget werden. Im J. 1770 hat dieſe Kunſt ein Franzoſe, Namens **de Rieny** (*), hieher nach Berlin gebracht, der eine ſolche Coconsblumenmanufactur errichtet hat, welche aber jetzt in dem Beſitze eines deutſchen Kaufmannes, Namens **Friedel**, iſt, welcher ſeit 13 Jahren Entrepeneur davon iſt. Es werden jährlich an 6 bis 700 gute weiße Cocons, an 200 Pf. gelbe, und eben ſoviel durchgefreſſene, verbraucht, und daraus für 12 bis 15000 Rthlr. Blumen verfertiget, wovon die übrige Hälfte außerhalb Landes verkauft wird. Alle Arbeiten geſchehen von jungen Mädchen; und in der hieſigen Manufactur ſind an 200 Perſonen mit dieſer Arbeit beſchäftigt. Die Eintheilung bey der Arbeit und die Verfertigung der Blumen iſt ſo eingerichtet, wie es gemeiniglich in Manufacturen und Fabriken überall eingeführt iſt, daß nämlich eine jede Perſon ein Stück verfertiget, wodurch ſie zur größten Vollkommenheit gelanget, und

(*) Nicht Dreue, wie ihn Sprengel und Jacobsſon nennen.

und man kann mit Wahrheit verſichern, daß die Blumen an Schönheit den italiäniſchen nichts nachgeben, und daß die Natur ſo viel als möglich nachgeahmet wird.

Die Seidencocons ſind alſo der Urſtoff, woraus dieſe Blumen beſtehen. Neben dieſen braucht man auch noch alle Arten von Sammet, feines Papier, Pergament, alle mögliche Farben, Seide in Fäden, arabiſch Gummi, Traganth, feinen Eiſendraht, und Baumwolle. Geräthe werden, außer den Stanzen und Formeiſen, nur wenige gebraucht.

Die erſte Beſchäftigung, welche in der Blumenmanufactur vorgenommen werden muß, iſt, daß man die Cocons, nachdem ſie ausgeleſen worden, damit keine ſchmutzige darunter ſeyn mögen, von einander zieht, d. h. daß man die verſchiedenen Lagen, die von Natur über einander liegen, von einander theilt, oder eine von der andern abſtreift. Es iſt dieſes gemeiniglich eine Beſchäftigung für kleine Mädchen, welche dieſe Arbeit mit ihren kleinen und ſubtilen Fingern am beſten verrichten können. Ehe ſie aber ſolches thun, müſſen ſie von der äußern Schale alles Rauhe, welches noch von der darauf geſeſſenen Floretſeide zurück geblieben iſt, abſondern, damit dieſelbe überall glatt ſey. Wenn die Häute von einander gebracht worden ſind, (welches eine ſehr leichte Sache iſt, indem ſich eine Lage von der andern durch die Nägel der Finger ſehr leicht abſpalten, und eine aus der andern ziehen läßt: denn der Cocon wird vorher der Länge nach von einander geſchnitten, um eine Haut von der andern abſtreifen zu können,) werden ſie ſortiret, und die ganz feinen beſonders, und die gröbern auch beſonders, geleget, weil man zu manchen Blumenblättern feine, zu andern aber gröbere, gebraucht.

Wenn ſolches geſchehen, und eine ziemliche Menge beyſamen iſt, werden alle dieſe einzelne Häute auf

Fä-

Fäden gezogen, und es wird ihnen eine Farbe mitgetheilt. Dieſe Farben ſind ſo viel und mancherley, daß es faſt ſcheint, als wenn alle Farben, die nur der Schöpfer den natürlichen Blumen mitgetheilt hat, erſchöpft wären. Dieſes Färben iſt eine Beſchäftigung, worin ſich der Entrepreneur ſelbſt einläßt, weil er hieraus ein Geheimniß macht. Allein, wer mit der gewöhnlichen Seidenfärberey bekannt iſt, der kann leicht das Geheimniß erforſchen; außer daß hier, da die Cocons alles ihr Gummi an ſich haben, auch die Farben mit mehrerm Alkali verſetzet werden müſſen, damit ſie ſtärker auf die Cocons wirken können. Doch können nicht alle Farben auf die gewöhnliche Art hervor gebracht werden, weil auch manchen Blumen bloß mit dem Pinſel eine bunte Farbe mitgetheilet werden muß. Hiezu bedient man ſich verſchiedener Saftfarben, dergleichen das Pflanzenreich eine Menge liefert. Die Cocons, welche auf die gewöhnliche Art gefärbet werden ſollen, müſſen zuvor zuſammen, erwähntermaßen, auf Fäden gezogen werden, weil ſie ſich einzeln im Keſſel, oder in einem andern Gefäße, nicht gut würden färben laſſen; daher man denn die Cocons mit Zwirnfäden an einander vereiniget, und immer lange Streifen von etlichen Ellen macht. Alsdann kann man ſie bequem bey den Fäden handthieren und bewegen; nachher, wenn eine jede Art mit ihrer Farbe gefärbet iſt, werden dieſelben gut ausgeſpühlt, und zum Trocknen aufgehänget. Alsdann ſind die Cocons geſchickt, den Händen der Mädchen übergeben zu werden, worin ſie zu denjenigen Geſtalten, wozu ſie beſtimmt ſind, gelangen.

Es iſt ein wahres Vergnügen, und das Auge wird auf das entzückendſte ergezet, wenn man die Beſchäftigungen ſo vieler hundert Hände dieſer Verſammlung junger Mädchen betrachtet, wo eine jede in ihrem Fache auf eine andere Art ſich gleichſam ſpielend be-

ſtrebt, das ihrige zu verrichten, und etwas zu dem Ganzen beyzutragen. Denn ihre Arbeiten ſind wie gedacht, alle beſonders vertheilt. Die eine z. B. macht die Blätter; die andere giebt ihnen die gehörige Geſtalt; noch eine andere macht den Stängel, und wieder eine andere ſetzt die einzelen Theile zuſammen, und formirt alſo das Ganze. Selbſt Kinder von 7 bis 8 Jahren können ſchon mit der größten Geſchicklichkeit das ihrige verrichten.

So bald die Cocons, welche gefärbet worden ſind, den Mädchen überliefert werden, um daraus die Blumen zu machen, ſo kommen ſie zuerſt in die Hände derjenigen, welche die Cocons in Blätter zu den Blumen verwandeln müſſen. Da es nicht allein langſam hergehen, ſondern auch ſehr mühſam ſeyn würde, wenn die Blätter etwa aus freyer Hand mit der Scheere geſchnitten und gebildet werden ſollten, überdies auch dabey keine ſolche Genauigkeit und Proportion in der Bildung beobachtet werden könnte, wenn ſolches aus freyer Hand geſchähe: ſo hat man Mittel erdacht, das Bilden der Blumenblätter auf eine geſchwinde, bequeme und leichte Art zu bewerkſtelligen. Man bedient ſich nämlich hiezu der ſo genannten Stanzen. Man hat dergleichen nach allen möglichen Geſtalten und erforderlichen Bildungen, welche in einem Augenblicke verſchiedenen Blättern zugleich ihre Bildung mittheilen können. Man trifft von dieſen Stanzen eine große Menge in der Manufactur an, die nach allen möglichen Bildungen und gegen einander verhältnißmäßigen Größen verſchieden ſind. Dieſe Stanzen ſind von gutem Eiſen geſchmiedete, 8 bis 9 Zoll lange, geründete Bolzen, die bald dicker bald dünner ſind, nachdem das Bild, welches ihnen auf dem Ende mitgetheilt iſt, groß oder klein iſt. Fig. 1746 a), b) und c), ſind drey dergleichen Stanzen, wovon die erſte ein Nelken- die zweyte ein Roſen- und die

dritte

dritte ein Veilchenblatt vorſtellt. Auf dem dicken Ende der Stanze, a, iſt die Figur in Stahl gebildet; denn auf dieſem Ende iſt ein Stück guter Stahl angeſchweißt. In dieſes Stück Stahl wird die Bildung der Blume eingegraben, und der ganze Umriß der Bildung iſt ſcharfſchneidend über ſich erhoben und recht ſcharf abgeſchliffen. Innerhalb den Umriſſen iſt die ganze Bildung vertieft ausgegraben, welches nothwendig iſt, wie die Folge zeigen wird.

Außer dieſen Stanzen braucht man in der Blumenmanufactur auch noch andere Eiſen, um den Blättern, nach ihren verſchiedenen Bildungen, die ſie bey einer Blume annehmen ſollen, ihre Biegungen und Geſtalten mitzutheilen. Dieſes ſind gleich alls lange Eiſen, welche mit dem einen Ende in einem hölzernen Hefte ſtecken, auf dem andern Ende aber allerley gebogene, gereifelte, gekrümmte und zugeſpitzte Geſtalten haben, wie man in Fig. 1747 a), und b), ſehen kann, und von deren Gebrauche ich weiter unten ſprechen werde.

Dieſes ſind die zwey vornehmſten Werkzeuge in dieſer Manufactur, und beyde Arten ſind in der Anzahl faſt gleich ſtark; doch hat man von der erſten Art mehrere, weil man von der letztern Art einerley Eiſen zu verſchiedenen Blumen gebrauchen kann, welches jene nicht thun können, ſondern zu einer jeden Blume von anderer Geſtalt müſſen auch andere Stanzen ſeyn. Um mehrerer Bequemlichkeit willen ſind alle dieſe Eiſen in einem Spinde, welches viele kleine Fächer hat, rangiret, ſo, daß ihre Bildung vorn hervor raget, damit, wenn eins oder das andere zum Gebrauch erfordert wird, ſolches, ohne lange ſuchen zu dürfen, gefunden werden könne.

Da die Arbeit, gedachtermaßen, in ſehr viele Fächer abgetheilt iſt, und die Mädchen in mehrern Zimmern ſitzen, ſo ſitzen gemeiniglich in einem Zimmer

an

an einem Tiſche diejenigen zuſammen, die eine oder mehrere Blumen verfertigen, damit eine der andern in die Hand arbeiten könne. Da zu einer Blume Blätter von verſchiedener Größe gebraucht werden, ſo verfertigt auch jede Perſon mit einer Stanze die Blätter von einer Größe, eine andere die Blätter von einer andern Größe, u. ſ. f. So bald nun den Mädchen, welche die erſte Hand zur Bildung der Blätter anlegen ſollen, die Cocons übergeben worden ſind, und ſie wiſſen, von was für Geſtalt dieſelben ſeyn ſollen, ſo verfahren ſie damit folgendermaßen.

Eine jede Perſon, welche die Blätter verfertigen ſoll, hat vor ſich auf dem Schooße ein ſtarkes viereckiges längliches Bret, von ungefähr 2½ Zoll dick, 18 Z. lang, und 6 bis 8 Z. breit, auf deſſen Oberfläche verſchiedene große und kleine Löcher gebohrt ſind; Fig. 1748. Sie nehmen die Cocons, legen dieſelben, wenn es die Größe des Bildes der Stanze erlaubt, zwey- auch mehrmal zuſammen, und legen verſchiedene ſolcher Häute alſo auf einander, daß zuweilen wohl 12 Stück auf einander liegen. Die Stanze wird mit dem dünnen Ende in ein Loch des Bretes, worin es ſich paſſet, (deshalb Löcher von verſchiedener Größe darin gebohrt ſind,) ſenkrecht aufgeſtellet. Die Perſon legt alle zuſammen gelegte Coconhäute auf die Figur der Stanze, ſo, daß die Stücke überall herum hervor ſtehen, nimmt alsdann einen bleyernen Hammer, Fig. 1749, ſchlägt mit der Schwere des Bleyes auf die auf der Stanze liegenden Häute, und drückt dadurch die Häute nicht nur in die Höhlung der Stanze, ſondern ſie bildet, und ſchneidet auch alle Blätter zugleich durch; denn die ſcharf geſchliffenen Umriſſe der bildenden Stanze dringen von dem Schlage des Hammers durch alle Häute, und ſchneiden ſie zugleich durch. Iſt die Figur der Stanze groß, ſo müſſen etliche Schläge darauf geſchehen, damit die Stanze überall gut

gut durchdringen könne. Es kömmt hiebey auf weiter nichts an, als daß die Perſon ihre Schläge mit dem Hammer wohl führe, damit die Schärfe der Stanze überall gleich durchdringe, und ſo viele Blätter gebildet werden, als Coconhäute aufgelegt ſind. Sind die Stanzen groß, und mithin auch tiefer ausgegraben, ſo können mehr Blätter mit einemmale darauf gebildet werden, als wenn die Stanzen klein, und daher flächer ſind. Auf ſolche Art kann ein Mädchen in 1 Stunde viele Hundert Blätter bilden. Weil die mit einemmale gebildeten Blätter durch die Schläge auf einander gepreßt ſind, und daher an den Umriſſen zuſammen kleben, müſſen ſie wieder von einander gebracht werden. Es darf kein anderer, als bleyerner, Hammer gebraucht werden, weil dieſes weiche Metall der Schärfe der Stanzen nichts ſchaden kann, welches dagegen ein jedes anderes Metall thun, und die Stanzen ſehr beſchädigen und zu bald abnutzen würde. Indeſſen werden ſolche durch die Länge der Zeit doch abgenutzet, und zum fernern Gebrauche untüchtig gemacht, und man iſt alsdann genöthigt, dieſelben, wenn es noch angeht, auszubeſſern oder aufzuſchärfen, oder wieder neue anzuſchaffen.

Wenn die Blätter auf jetzt gedachte Art gebildet worden ſind, ſo kommen ſie nunmehr in die Hände derjenigen Perſonen, welche ihnen ihre fernere Form, nämlich die Biegung, Wendung, Kräuſelung, oder andere ihnen zukommende Geſtalt, geben muß. Ich habe bereits geſagt, daß alle Blätter zu einer Blume von einer abfallenden oder umgekehrt zunehmenden Größe ſeyn müſſen; denn die Blätter ſind gemeiniglich nach oben zu kleiner, als nach unten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß jede Gattung beſonders geleget werden muß, damit keine Vermiſchung unter der Menge entſtehe; ſo wie auch ſchon, wie gedacht, eine jede Gattung Blätter auf einer beſondern Stanze gebildet wor-

worden iſt. Die Perſon, welche dieſe zweyte Arbeit zu verrichten hat, ſitzt vor dem Tiſche, und hat ein gepolſtertes Kiſſen, welches mit Baumwolle ausgeſtopft iſt, vor ſich liegen. Neben ihr ſteht, auf einem Schemel, ein Kohlenbecken mit glühenden Kohlen, worein ſie die Bildungseiſen, oder Formen, womit die Blätter gebildet werden ſollen, gelegt hat. Sie läßt ſolche warm, aber nicht zu heiß werden, damit ſie bey ihrem Gebrauche die Blätter nicht verbrennen. Dieſe Eiſen haben, wie ich bereits erwähnt habe, nach Verhältniß der Größe des Blattes und deſſen Biegung, auch die erforderliche Geſtalt und Größe. Da hier zu der zum Beyſpiel genommenen Nelke, die Blätter a, Fig. 1750, der Länge nach gebogen werden müſſen, um ihnen das natürliche Anſehen einer Nelke zu geben, ſo hat ſie das Eiſen, F. 1747 a), dazu in das Feuer gelegt. Sie legt das Blatt, welches ſie modeln will, vor ſich auf das Kiſſen, nimmt das Eiſen aus den Kohlen, probirt ſolches auf einem unbrauchbaren Stückchen Haut, ob es nicht zu heiß iſt; und wenn es recht iſt, ſo fährt ſie mit der krummen Spitze a des gedachten Eiſens, auf den Blättern, F. 1746 a), von b nach a, weil dieſes zwey gegen einander parallel laufende Blätter ſind, dreht es um, verfährt mit zwey andern gegen einander liegenden Blättern eben ſo, und kann auf ſolche Art in einem Augenblicke das Blatt biegen, und ihm ſeine erforderliche Geſtalt geben. Da das Eiſen ſchmal gerundet und gebogen iſt, ſo macht es in den ſchmalen Blättern, a oder b, und ſo in allen, eine zuſammen gebogene Rinne, welche nicht mehr vergehen kann, weil das Eiſen warm war; denn die Häute der Cocons haben ein gummöſes Weſen an ſich, daher ſolches durch die Hitze des Eiſens geſchmolzen wird, indem das Eiſen nach ſeiner Geſtalt in das Blatt den Eindruck macht, und das erhitzte fette und klebrige

We-

Weſen ſich da zuſammen zieht, wo das Eiſen den ſtärkſten Eindruck gemacht hat. Es bleibt alſo hernach auch dieſer Eindruck, wenn das Gummi wieder erkaltet, in der Form ſtehen, weil daſelbſt alles ſteifer geworden iſt.

Alle dieſe, auf jetzt beſchriebene Art geformte, Blätter kommen nunmehr in die Hände derjenigen Perſon, welche ſie zuſammen ſetzen ſoll. Eine andere Perſon hat hiezu ſchon von Draht den Stängel zurecht gemacht. Es wird hiezu ein wohl ausgeglühter feiner Eiſendraht genommen, damit er ſich leicht biegen laſſe, ohne zu brechen. Sie hat denſelben nach der erforderlichen Länge geſchnitten. Oben an das Ende deſſelben hat ſie von einer weißen Gänſefeder zwey dünne Haare mit einem ſeidenen Faden befeſtigt, und ſolchen von beyden Seiten auswärts gebogen, wie bey a, F. 1750, zu ſehen iſt. Und damit die beyden dünnen Federfäden ſich von dem Drahte nicht abſtreifen können, ſo hat die Perſon, welche dieſes macht, oben das Ende des Drahtes in eine kleine Oehſe umgebogen, und daſelbſt unter derſelben die Federn mit dem Faden befeſtigt. Alsdann nimmt diejenige Perſon, welche die Blume zuſammen ſetzen und bilden ſoll, den ihr vorgemachten Stängel, und verfertigt die Blume folgendermaßen. Da in der Mitte der Nelke die ſchmäleſten und kleinſten Blätter zu ſtehen kommen, wie man in b, F. 1750, ſehen kann: ſo ſind dieſe Blätterchen ſchon von einer andern Perſon verfertigt. Sie legt dieſelben gegen die Federn gerade auf, doch ſo, daß die Federn noch weit vorſtehen, wie die Figur zeigt. Das untere Ende dieſer Blätter iſt ſehr ſchmal, und mit demſelben legt ſie ſolche an den Draht, nimmt einen Faden grüner Seide, bewickelt das Blatt damit an den Draht, und befeſtigt es ſolchergeſtalt an denſelben. Hierauf verfolgt ſie dieſe Arbeit, und leget von den Blättern ſo viele, als

nö-

nöthig ſind, an. Eine lange Uebung und Erfahrung hat ſie ſchon gelehrt, nach welchen Wendungen ſie die Blätter anlegen muß, damit ſie dadurch die Natur, ſo viel als möglich, nachahme. Es iſt aber noch nicht genug, daß ſie ein jedes dieſer einzelen Blätter anbindet; ſondern ſie leimet oder klebet dieſelben auch noch an. Sie hat deswegen ein kleines Geſchirr mit aufgelößtem Gummi neben ſich ſtehen, und beſtreicht ein jedes Blatt da, wo es halten ſoll, vermittelſt eines kleinen Pinſels, mit Gummi. Nachdem ſie dieſe einzele Blätter befeſtigt hat, folgen nunmehr die kleinſten ganzen Blätter, c. Sie ſticht in die Mitte derſelben ein Löchelchen, beſtreicht auch daſſelbe in der Mitte, in einem Umkreiſe von einigen Linien, mit Gummi, ſteckt den Draht, welcher den Stängel vorſtellt, durch das Loch, und zieht dieſes Blatt bis oben an die einzeln befeſtigten Blätter, klebt es unterwärts an, und füget auf gleiche Art immer größere Blätter an, ſo, daß die untern immer größer, als die obern, ſind, und vor dieſen immer eins vor dem andern vorſteht. Wenn die Nelken groß werden ſollen, werden alle Blätter einzeln durchſchnitten, und auch einzeln angebunden und angeklebet.

Nunmehr iſt die Blume in ſo weit gebildet, und nach dem ſie groß oder klein ſeyn ſoll, werden auch mehr oder weniger Blätter dazu erfordert. Alsdann macht die Perſon den Kelch d an. Hiezu iſt ihr ſchon das Blatt von einer andern Perſon in einer Stanze gebildet worden. Sie bewickelt alſo den Stängel unter der Blume mit etwas Baumwolle, welche ſie mit Gummi beſtreicht, und giebt ihm die Geſtalt, welche dieſen Kelch bildet, indem ſie es mit den Fingern drückt und zwingt, daß die umgewickelte Baumwolle ſolche annimmt. Das Blatt, welches den Kelch bilden ſoll, iſt von einer grünen Farbe. Sie hat eine Form von Holz, welche nach der Geſtalt des

Kelches eingerichtet iſt. Alsdann bildet ſie den Kelch, indem ſie das Blatt herum leget, und auf einer Seite zuſammen klebet. Sie nimmt ſich hierbey ſehr in Acht, daß ſie kein Gummi auf das Holz ſchmiere, weil ſonſt das Blatt, wenn es trocken iſt, darauf kleben bleiben würde. Wenn es getrocknet iſt, zieht ſie es herunter. Unten iſt ihr eine kleine Oeffnung geblieben, wodurch ſie den Stängel ſteckt, und den Kelch über die Baumwolle bis dicht unter die Blume ſtreifet. Sie hat, wie gedacht, die Baumwolle mit Gummi beſtrichen, ſo, daß der Kelch darauf anklebt. Sie macht entweder noch einen kleinen Schuß von einem Kelche, wie der in c, an denſelben, oder ſie bewickelt die Oeffnung des großen Kelches unterwärts mit Seide, daß ſolches nicht zu ſehen iſt. Im erſten Falle liegt ſchon ein dazu bereitetes und geformtes Blatt fertig. Sie ſticht ein Loch in der Mitte, und nachdem ſie daſſelbe inwendig mit Gummi beſtrichen hat, ſteckt ſie es auf den Stängel, und ſtreift es an den größern Kelch d, und klebt es ſorgfältig an.

Zu den grünen Blättern der Blume nimmt man keine Seidencocons, weil ſolche nicht ſo groß ſind, als manchmal zu den Blättern einer Blume erforderlich iſt; ſondern man gebraucht dazu ein feines, dünn geſchabtes Pergament, oder auch nur Papier, welches mit einer, dem Vorgeben nach, mit einem ſchönen glänzenden Firniß vermiſchten, grünen Farbe, und woraus der Entrepreneur ein Geheimniß macht, angeſtrichen iſt.

Man kann aber das Pergament oder Papier auf eine andere, und zwar folgende Art, grün färben. Man ſchmelzt in einem Tiegel reines, gelbes oder lieber weißes, Wachs, und ſetzt Terpenthin hinzu, (*) damit das Wachs in

(*) Doch weder zu viel, noch zu wenig. Im erſten Falle wird das Wachs zu weich; und im zweyten bleibt es noch zu ſpröde, und würde bey dem Gebrauche nicht zuſammen halten.

in der Folge geſchmeidig werde. Alsdann reibt man auf einem Mahlerreibeſteine deſtillirten Grünſpan, ſo fein als möglich. Wenn das Wachs mit dem Terpenthine wohl zerlaſſen iſt, ſchüttet man von dem zubereiteten Grünſpane ſo viel hinein, als man zu ſeiner Abſicht hinreichend zu ſeyn glaubt, indem man bald mehr, bald weniger, dazu nimmt, nachdem das Wachs hell = oder dunkel = grün werden ſoll. Man muß das Wachs, wenn der Grünſpan dazu gethan iſt, fleißig rühren, weil es ſonſt überlaufen würde. Nachdem die Farbe ſich mit dem Wachſe und Terpenthine gut vermengt hat, nimmt man es von dem Feuer, und läſſet es ein wenig ſtehen, damit der aufgeworfene Schaum ſich ſetze. Alsdann gießt man daſſelbe in eine Schüſſel mit kaltem Waſſer, und nachdem es in etwas geronnen iſt, knetet man es mit dem Händen dicht zuſammen, und macht davon ein Stück, welches man in den Händen zum folgenden Gebrauche bequem regieren kann.

Wenn man nun mit dieſem Wachſe, Pergament oder Papier grün färben will, ſo verfährt man folgender Maßen. Man nimmt eine Kohlenpfanne mit gut ausgeglüheten Kohlen. Mit der einen Hand faſſet man den einen Zipfel des Pergaments an; eine andere Perſon aber faſſet daſſelbe an zwey andere Zipfel kreuzweiſe an, und breitet es ſolcher Geſtalt über dem Kohlenfeuer aus. Der erſte nimmt das Stück grün Wachs, und ſtreicht damit über das heiß gewordene Pergament, fährt damit mit geraden Strichen hin und wieder, und bewegt dabey beſtändig das Pergament, damit ihm die Hitze nicht ſchade. Wenn man eine Stelle damit beſchmiert hat, nimmt man einen weichen leinenen Lappen, welcher aber rein und weiß ſeyn muß, fährt damit auf dem beſtrichenen Pergamente nach einem geraden Striche vor = und rückwärts, und verwiſcht damit das Wachs überall gleich. Durch die Hitze zieht ſich das Wachs hinein, und das Pergament bekömmt eine ſchöne grüne Farbe, welche glänzend und feſt iſt. So wie man es auf einer Stelle gemacht hat, macht man es überall.

Iſt das Pergament ſehr dünn, ſo ſchlägt das Wachs auf der andern Seite dermaßen durch, daß man auf derſelben ſchon nicht ſo viel Wachs aufſchmieren darf, als auf der erſten Seite. Man behandelt es auf beyden Seiten gleich, und erhält ſolcher Geſtalt ein ſehr ſchönes grünes Pergament

ment, welches man zu den Blättern an den Blumen ſehr wohl anwenden kann.

Es ſey nun, daß man dergleichen beſtrichenes Pergament, oder von demjenigen, woraus der Entrepreneur ein Geheimniß macht, gebraucht, ſo verfertiget man die Blätter folgender Maßen. Man ſchneidet dieſe Blätter entweder mit der Schere zu, oder bildet ſie auf den dazu beſtimmten Stanzen. Letzteres kann nur bey kleinen Blättern geſchehen; die langen und großen werden aus freyer Hand mit einer Schere geſchnitten. In dieſem Falle hat man ein Modell von Papier, oder Pergament, nach der Geſtalt des Blattes. Man legt das Pergament ſo vielfach zuſammen, als man, mit einer guten ſtählernen Schere durchſchneiden zu können, glaubt; leget alsdann das Modell darauf, und ſchneidet die Blätter aus dem Pergamente nach den Umriſſen des Modelles. Dieſer Art, die Blätter nach Modellen zu ſchneiden, bedienen ſich aber nur Lehrlinge. Geſchickte und erfahrne Perſonen können ſolches aus freyer Hand mit einer bewundernswürdigen Geſchwindigkeit verrichten. Bey Verfertigung eines krauſen Blattes, z. B. des Stängelblattes einer Auri el, Fig. 1751, legt eine ſolche Künſtlerinn ein Stück grünes Pergament auf die Hälfte zuſammen, und bildet mit der Schere dieſes doppelte Blatt, indem ſie ſolches zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger mit der ſchneidenden Schere beſtändig drehet. Beyde Hälften müſſen natürlicher Weiſe einerley Verhältniß und Größe haben, da es doppelt geſchnitten wird.

Wenn nun die Blätter, wie hier z. B. zur Nelke, zugeſchnitten ſind, welche lang und ſchmahl ſind, ſo nimmt die Perſon, welche die Blume zuſammen ſetzt, eine dem Nelkenſtängel ähnliche grüne Seide, und bewickelt den Stängel der Blume oben von dem Kelche an, bis dahin, wo ſie an demſelben ein grünes Blatt

anbringen muß, beſtreicht das untere Ende deſſelben von inwendig ein wenig mit Gummi, und bewickelt es, nachdem ſie es an den Stängel gelegt hat, feſt mit dem ſeidenen Faden. Das Bewickeln des Stängels mit der Seide muß ſo gleich und dicht neben einander, wie möglich, geſchehen, damit nicht etwan der Faden ungleich neben einander zu liegen komme. Der ſeidene Faden muß auch ziemlich ſtark ſeyn, damit die Arbeit deſto beſſer fördere. Sollen an dem Stängel noch Nebenknoſpen angebracht werden, wie hier an der Nelke, ſo ſind dieſelben ſchon von andern Perſonen folgender Maßen der erſtern in die Hände verfertigt. Soll es eine Knoſpe ſeyn, welche, ſo wie die in f, F. 1750, geſchloſſen iſt, ſo hat man eine ſolche Knoſpe auf einer hölzernen Form, welche dazu ausgeſchnitten iſt, von Papier modellirt. Unten iſt das Papier über der Form etwas länger geſchnitten, und in verſchiedene Theile eingeſchnitten; alsdann wird ein Stängel von Droht, ſo wie gewöhnlich, mit einer umgebogenen Oehſe eingeſteckt, und die Papierſtreifen werden rund herum daran gebunden. Hernach werden von Cocons dazu gemodelte Blätter, welche ſich genau paſſen, darauf geklebet. Alsdann füllet man unterwärts in h, die Rundung ein wenig mit Baumwolle, und befeſtiget das Kelchſtück h darauf, wie das an der Blume in e. Endlich bewickelt man den Stängel mit grüner Seide, und befeſtiget ihn an den Hauptſtängel. Man kann verſchiedene dergleichen Knoſpen an einem Stängel machen, wie bey f zu ſehen iſt. Soll die Knoſpe oben ſchon etwas aufgeblüht ſeyn, wie die in g, ſo nimmt man dazu einzele modellirte Nelkenblätter, befeſtiget verſchiedene davon an einen Stängel, ſo wie es die Natur der Knoſpe erfordert, wickelt ſodann etwas Bauwolle um das Untertheil der Blätter, und macht nun den Kelch h darauf, und zwar auf eben die Art, wie ich oben bey dem Kelche d gezeigt habe, ſo wie auch den kleinen

Schuß

Schuß i, bewickelt den Stängel ebenfalls mit Seide, und befeſtiget ihn an den Hauptſtängel. Endlich bewickelt man den ganzen Hauptſtängel, und bringt die grünen Blätter an ihre gehörigen Stellen: ſo iſt die Blume völlig fertig.

Um eine volle, ſchon aufgeblühete Roſe zu verfertigen, verfährt man folgender Maßen. Die Blätter derſelben werden auf der Stanze, Fig. 1746, b) auf oben beſchriebene Art, gemodelt. Ein jedes Blatt, woraus die Roſe gebildet wird, iſt einzeln. Nachher bekömmt jedes Blatt die Rundung des Eiſens, Fig. 1747, b) deſſen Rundung a dem Blatte eine gehöhlte Geſtalt giebt. Soll die Roſe ſchon ganz aufgeblühet ſeyn, wie a, Fig. 1752, ſo macht man von einem gelben Coconſtücke einen kleinen Büſchel, indem man einen Streifen von ein Paar Zoll lang, und einige Linien breit, ſchneidet, und ſolchen in der Breite, der Länge nach, mit einer Schere faſt $\frac{2}{3}$ von der Breite der Streife fein einkerbet. Man befeſtiget daran einen Stängel, indem man die gebogene Oehſe des Drahtes auf das eine Ende der eingekerbten Streifen legt. Zuvor aber hat man den ganzen Streif der feinen Kerbe mit einem runden dünnen Eiſen umgebogen. Alsdann wickelt man den Streif um den Draht, und es entſteht daraus ein runder krauſer Büſchel, welcher zu dem Inwendigen der Roſe dient.

Die Kerben des Streifen ſind, wie geſagt, nicht ganz durchgeſchnitten. Dieſes Ungeſchnittene dient dazu, daß, wenn es um den Draht gewickelt iſt, die einzelen Blätter daran befeſtiget werden können. Die Blätter ſind, eben ſo wie bey der Nelke, von verſchiedener Größe, und von einer verſchiedenen rothen Farbe, ſo wie es eine natürliche Roſe mit ſich bringt; nämlich in der Mitte dunkel, und je näher nach dem äuſſerſten Ende zu, je bläſſer, ſo, daß die äuſſerſten Blätter die bläſſeſten ſind. So wie die Blätter nach auſſen zu heller werden, ſo nehmen ſie dagegen an Größe immer zu, ſo, daß die äuſſerſten die größten ſind. Man hat alſo durch verſchiedene Stanzen gebildete, und durch immer größere Formeiſen gemodelte oder gehöhlt gebogene Blätter.

Nachdem nun alle Blätter fertig ſind, kommen ſie unter die Hände derjenigen Perſon, welche dieſelben zuſammen ſetzt. Sie nimmt zuerſt die kleinſten und dunkelſten Blätter, und nach-

dem ſie unter den Büſchel ein wenig Baumwolle untergelegt und angeklebt hat, ſetzt ſie ein jedes Blatt mit Gummi an, ſo, daß die Höhlung inwendig kommt, indem ſie das ſpitzige Ende des Blattes a, Fig. 1746, b) mit Gummi beſtreicht, und rund herum an den Büſchel anklebt. Sie muß dabey eine ſolche Genauigkeit beobachten, daß die Blätter, wenn die erſte Lage rund herum angelegt iſt, zuſammen eine runde Höhlung bilden, ſo wie es die Natur einer aufgeblüheten Roſe mit ſich bringt. Die Blätter der zweyten Lage ſind ſchon etwas größer, ſo, daß, wenn dieſelben angelegt und befeſtigt ſind, ſie ſchon über die erſten hinweg ragen und ſie einſchließen, indem ſie ſich von oben über dieſelben umlegen. Auf ſolche Art fährt die Perſon fort, immer größere und hellere Blätter anzulegen. Wenn ſie an die äuſſere Lage kommt, muß ſie, um die Natur einer aufgeblüheten Roſe nachzuahmen, die größten und helleſten Blätter zu einer der erſten entgegen geſetzten Lage anbringen, um dadurch die Geſtalt, als wenn die Blätter abfallen wollten, wie bey b. F. 1752, zu ſehen iſt, hervor zu bringen. Sie muß deswegen verkehrt ankleben, daß die Biegungen der Blätter nach auſſen zu ſtehen kommen, und ſich auch nach auſſen ſenken.

Soll die Roſe aber ſich noch nicht ganz aufgeblüht darſtellen, ſondern ſo, daß nur die äuſſern Blätter aufgebrochen ſind, und in der Mitte die Knoſpe zwar ſchon groß und zum Aufbrechen reif, aber doch noch völlig geſchloſſen iſt: ſo macht die Perſon auf einem runden hölzernen Modell, runde Bälle von Papier, indem ſie über das runde Holz Papier legt, und unterwärts einſchneidet, damit ſie die Enden des Papieres an den Stängel befeſtigen könne, wie ich bey der Nelkenknoſpe f, Fig. 1750, gezeigt habe; nur daß hier der Knoſpenmodell oben ganz kugelrund iſt. Die Größe davon richtet ſich allemal nach der Roſe, welche verfertiget werden ſoll, ob dieſelbe groß oder klein ſeyn ſoll. Alsdann befeſtiget man einen ſolchen papiernen Modell mit den Papierſtreifen, welche auch eingeſchnitten ſind, an dem mit einer Oehſe verſehenen Drahte, welcher den Stängel vorſtellt. Man muß dieſen Draht ſehr genau einſetzen, und das Papier überall gleich anbinden, damit der Knoſpenmodell nicht ſchief oder nach einer Seite hängend, daran ſtehe, weil dieſes in der Folge die ganze Blume ungleich machen würde.

Nunmehr hat die Künſtlerinn ſchon nach dem Verhältniſſe der Größe des Modells die einzelen Blätter vor ſich liegen. Sie beſtreicht den Modell mit Gummi, und leimet oder klebet die Blätter ſo auf, daß das Papier rund herum bedeckt wird. Sie muß auch hier die Natur genau nachahmen, und die Blätter dergeſtalt auf einander legen, daß es ſcheine, als wenn die Blätter von einander brechen wollten. Nachdem ſie ſolcher Geſtalt mehr oder weniger dergleichen Lagen von Blättern aufgeklebet hat, ſo wie es die Größe und natürliche Beſchaffenheit der Roſe erfordert, fängt ſie an, die Lagen der andern Blätter aufzulegen, anzukleben, und anzubinden. Nachher wird der Kelch unter der Blume auf die nämliche Art von Coconhäuten, oder auch von grün gefärbtem Papier, angebracht, ſo wie ich oben bey der Nelke gezeigt habe.

Die Blätter c an dem Stängel, werden von Pergament, zuweilen auch von grünem ſeidenen Zeuge, mit einer Schere ausgeſchnitten, und zwar auf eben die Art, wie ich oben bey dem Aurikelblatte gezeigt habe, indem die Künſtlerinn das Stück, woraus ein ſolches Blatt geſchnitten werden ſoll, auf die Hälfte zuſammen leget, und es hernach auszacket. Alsdann wird durch jedes Blatt, in d, ein feiner Draht gezogen, zuſammen gedrehet, und dadurch das Blatt befeſtiget. Der Draht ſelbſt wird mit feiner grüner Seide umwickelt, und ihm alſo das Anſehen eines natürlichen Stängels mitgetheilet. Nachdem verſchiedene dergleichen einzele Blätter zuſammen vereiniget worden ſind, und ihr gemeinſchaftliches Ende des Stängels gleichfalls mit grüner Seide bewickelt iſt, werden ſolche an verſchiedenen Stellen des Hauptſtängels, nachdem derſelbe zuvor auch mit grüner Seide bis dahin, wo die Blätter angeſetzt werden ſollen, bewickelt worden iſt, befeſtiget, indem man dieſelben ebenfalls mit Seide bewickelt.

Sollen an ſolche große aufgeblühete Roſen Knoſpen angebracht werden, wie in e, ſo wird dazu ein Knoſpenmodell von Baumwolle gemacht. Die Blätter dazu werden von grünen Häuten nach ihrer erforderlichen Geſtalt geformt und gebogen, und alsdann wird die Knoſpe mit rothen Blättern belegt, ſo, daß es das Anſehen hat, als wenn die Roſe noch ganz geſchloſſen wäre. Nachher werden die grünen Blätter oben darauf geklebet, und zwar dergeſtalt, daß von dem Rothen zwiſchen dem Grünen etwas dazwiſchen

vorſcheint, wie man in f ſehen kann. Die Künſtlerinn weiß hier auf allerley Art, bald aus freyer Hand, bald mit dem Formeiſen, zu bilden und zu formen.

Sollen es Knoſpen ſeyn, welche bald aufbrechen wollen, wie die in g, ſo werden zuerſt verſchiedene gebildete Roſenblätter einzeln an einem dazu eingerichteten Stängel angebunden und angeleimet, ſo, daß ſie in einer ſolchen Lage zu liegen kommen, als es die Natur ſolcher Roſenknoſpen, die in vollem Aufbrechen ſind, erfordert. Alsdann werden die grünen Blätter, h, welche den aufgeplatzten Kelch vorſtellen, darüber geleget, ſo, daß ſie von allen Seiten offen ſind, und die rothen Blätter gleichſam durchzudringen ſcheinen. Unterwärts werden dieſelben angeklebet und befeſtiget, und der Kelch i wird auf die bereits beſchriebene Art angebracht. Die Stängel der Knoſpen werden, ſo wie die Stängel der Blätter und der Hauptblume, mit grüner Seide bewickelt, und ſodann an den Hauptſtängel der Roſe befeſtiget, und dieſer bis an das Ende mit grüner Seide bewickelt.

Man macht aber Blumen nicht nur von Cocons, ſondern auch von Sammet, wie z. B. Ranukeln, weil deren Blätter wie Sammet ausſehen und anzufühlen ſind.

Auf jetzt beſchriebene Art werden alle, ſowohl Garten- als auch Feld- und Wieſenblumen nach der Natur von einzelnen Blättern zuſammen geſetzt, die vorher entweder vermittelſt der Stanze die ihrer Bildung eigene Geſtalt erhalten haben, oder auch mit der Schere ausgeſchnitten werden. Auſſer ſolchen Blumen, welche die Natur nachahmen, werden auch einige, beſonders zum Frauenzimmerputz, blos nach der Einbildungskraft verfertiget, die alſo weiter keine gänzliche Aehnlichkeit mit der Natur haben, ſondern nur künſtliche Geſtalten, welche die eigene Erfindung und die Mode hervor bringt, erhalten. Man bieget nämlich einen feinen geglüheten Draht zu verſchiedenen willkürlichen Geſtalten, als: Roſenblätter, Herzen, u, d. gl. umwickelt ihn mit Lahn oder Cantille, füllet den leeren Raum gleichfalls mit Lahn oder an-

dern

dern reichen Fäden durch das Umwinden und Flechten aus, und ſetzt mehrere ſolche Blätter auf oben beſchriebene Art zu einer Blume zuſammen. Den Mittelpunct der Blume verzieret man auch wohl mit Flittern, reichen Büſcheln von Gold- oder Silberlahn, oder kleinen aus einander gezogenen Cantillenknötchen, ꝛc.

In eben dieſer Manufactur werden auch Blumen von ſeidenem Bande, ſeidenen Zeugen und Flor, ve rtiget. Beyde letztere Arten erhalten, ſo wie die von n Cocons, ihre Geſtalt; die Bandblumen aber wer , nachdem zu einer Blume das erforderliche St Band abgeſchnitten worden, durch einen ſeidenen den mit der Nähnadel dergeſtalt zuſammen gezogen ß ſie, durch das Falten und Zuſammenziehen, di eſtalt einer Blume erhalten.

Ehema vor Errichtung einer italiäniſchen Blumenmanufactur, te man durch eine andere ähnliche Nachahmung dieſem ngel abzuhelfen, und von Seide Blumen zu machen, di er koſtbarer und mühſamer waren, weil man den l dazu mit beſondern Handgriffen bereiten mußte. n bediente ſich dazu der Floretſeide, und nahm, r ch Verhältniß der Größe der Blätter, die verfertiget werden ſollten, einen großen oder kleinen Büſchel, welcher nach der Länge, als man ihn brauchte, geſchnitten wurde. Dieſe Floretſeide mußte, ſo gleich wie möglich, mit einem dichten Kamme gekämmet werden. Nachher bereitete man von Hauſenblaſe einen feinen Leim, nahm ein etliche Zoll großes Stück Glas, drehte an das eine Ende des Seidenbüſchels einen Draht, und befeſtigte mit demſelben ſolchen, damit man die Seide daran halten konnte. Nachher legte man die Seide nach der Länge auf das Glas, kämmte mit einem dichten elfenbeinernen Kamme die auf dem Glaſe liegende Seide aus einander, und ſuchte ſie dadurch, ſo viel wie möglich, dünn und weit auszubreiten, ſo, daß die Seide einem ſehr dünnen Gewebe ähnlich war. Alsdann nahm man einen noch feinern Kamm, tauchte ihn in den Hausblaſenleim, beſtrich damit die ſchon ausgebreitete Seide auf dem Glaſe immer mehr und mehr, und machte

ſolcher Geſtalt einen dichten Körper daraus, welcher den Cocons ziemlich nahe kam. Denn nachher, wenn der Leim getrocknet war, kann man den ſolcher Geſtalt entſtandenen Blättern alle beliebige Bildungen und Figuren geben, und mit ihnen eben ſo, wie jezt mit den Cocons geſchieht, verfahren.

Dieſe Methode war, wie ein Jeder leicht ſieht, zugleich mühſamer und koſtbarer. Denn theils koſtete die Floretſeide, weil ſie zu dieſem Behuf ſchön und gleich ſeyn mußte, weit mehr als die Cocons; theils mußte erſt ein jedes Blatt zu einer ſolchen Haut, nach oben beſchriebener Art, gemacht werden, welches viel Mühe und Zeit erforderte. Die auf ſolche Art verfertigte Blumen mußten alſo nothwendig weit mehr koſten, als diejenigen, welche man wirklich damals aus Italien kommen ließ.

Die fertigen Blumen werden nachher, jede Gattung zuſammen, in flache papierne Schachteln gelegt, und dabey, um dem Käufer einen reitzenden Anblick zu verſchaffen, den Farben nach dergeſtalt rangiret, daß ſie mit einander gut abſtechen. Die Schachteln werden, nach den Farben und Gattungen der Blumen, die ſie enthalten, numerirt und bezeichnet, und in dazu eingerichtete Spinden mit Fächern zum Verkauf ausgeſtellet.

Um aber ſowohl dem Käufer, als auch dem Verkäufer, Mühe zu erſparen, welche beyde haben würden, wenn der Käufer noch nicht mit ſich ſelbſt einig iſt, was für Blumen er kaufen will, ſondern ſie erſt nach ſeinem Geſchmacke ausſuchen will, und es mithin für den Verkäufer ſehr beſchwerlich ſeyn würde, wenn er alle Schachteln hervor langen müßte, um ausſuchen zu laſſen: ſo hat er in verſchiedenen groſſen Schubladen von allen Gattungen Blumen, welche er vorräthig hat, von jeder Gattung eine darein geleget, und nach einem in die Augen fallenden Verhältniſſe geordnet. Er darf alſo nur dieſe Schubladen ausziehen, da denn der Käufer in einem Augenblicke alle überſehen, und von derjenigen Gattung, die ihm gefällt, wählen kann, welche ihm alsdann in den Schachteln vorgezeiget werden.

Da der Entrepreneur der italiäniſchen Blumenmanufactur in Berlin ein ordentlicher Kaufmann, und das Geſchäft

ſchäft weitläuftig iſt, ſo muß er ſowohl Diener, als auch Bücher, halten, um alles nach kaufmänniſcher Art zu treiben.

P. N. Sprengels Handwerke und Künſte in Tabellen 15te Samml. Berl. 1777, 8. S. 288, fgg.

J. C. G. Jacobsſons Schauplatz der Zeugmanufacturen in Deutſchland, 4 Band, Berl. 1776, gr. 8. S. 496, fgg.

Eb. Deſſ. technologiſches Wörterbuch, 2 Th. Berl. und Stett. 1782, gr. 4. S. 320, f.

J. H. L. Bergius neues Polizey- und Cameralmagazin, 5 B. Lpz. 1779. 4. S. 221, fgg.

Italiäniſches Blumenwerk, nennt man eine Art Gebackenes, welches folgender Maßen verfertiget wird. Man nimmt 1 ½ Pfund Mehl, ¾ Pf. friſche Butter, 3 oder 4 Eyerdotter, Salz, geriebene Citrone, ¼ Pf. geriebenen Zuker, nebſt einer Theetaſſe voll Pomeranzenblüthwaſſer; dieſes alles knetet man unter einander, wirkt es auf einem Tiſche mit den Händen wohl aus, formiret einen Teig daraus, und läſſet ihn eine Zeit lang ſtille liegen. Hierauf werden die Fleurons in der Größe einer wälſchen Nuß geſchnitten, wohl ausgerollet, mit geklopftem Ey beſtrichen, auf eine Kupferplatte geſezt, und in den Ofen geſchoben: alsdann, wann ſie gar ſind, heraus genommen, mit feinem Zucker glacirt, wieder in den Ofen geſchoben, damit ſie ſich färben, endlich in eine Schüſſel geſetzt, und zu Beygerichten angerichtet, oder andere Eſſen damit beleget.

Italiäniſche Bohne, ſiehe Th. VI. S. 110.

Italiäniſche Buchhaltung, ſ. oben, S. 104.

Italiäniſches Dach, ſ. Th. VIII. S. 518.

Italiäniſche Erde, ſ. Th. XI. 333.

Italiäniſche Fabriken, ſ. oben, S. 102, fgg.

Italiäniſcher Fenchel, ſ. Th. XII. S. 550, fgg.

Italiäniſcher Handel,) ſ. oben, S. 104, fgg.
Italiäniſche Kaufleute,)

Italiäniſche Kiefer, ſiehe Pinie.

Italiäniſche Manufacturen, ſ. oben, S. 102, fgg.

Italiäniſcher Marmor, ſ. unter Marmor.

Ita-

Italiäniſche Meile, ſ. unter Meile.
Italiäniſche Nudeln, Vermicelli; ſ. Nudeln.
Italiäniſches Pferd, ſ. oben, S. 99, und 108, f.
Italiäniſcher Salat, ſ. unter Salat.
Italiäniſches Schlagewerk, ſ. unter Uhr.
Italiäniſches Schloß, ſ. unter Schloß.
Italiäniſche Seide, ſeidene und wollene Zeuge, ſ. oben, S. 102, und 107, f.
Italiäniſche Sprache, ſ. oben, S. 125, fgg.
Italiäniſcher Tanz, ſ. unter Tanz.
Italiäniſche Weine, ſ. oben, S. 97, und unter Wein.
Italiäniſche Würſte, ſ. unter Wurſt.
Italiäniſcher Zwieback, ſ. unter Zwieback.
Italioten, ſ. oben, S. 88.
Itälmenen, ſ. unter Kamtſchatka.

Itea, iſt bey Gronov, Linné, Ludwig, Böhmer'n, dü Roi, und Miller'n, eine Gattung Pflanzen mit 5 Staubfäden, und 1 Staubwege, welche lange, dem Blumenkelche einverleibte Blumenblättchen, und eine einfächerige, aus zwey Schalenſtücken beſtehende, Samencapſel hat. Planer nennt ſie Dorſtrauch; im Nomenclator heißt ſie Wilgen. Die einzige bisher bekannt gewordene Art hat bey Linné, von ihrem Vaterlande, den Beynahmen virginica, die virginiſche; und iſt eine Staude, welche mannshoch wird, und, dem äuſſerlichen Anſehen nach, viel Ähnliches mit der Traubel- oder ſchwarzen Vogelkirſche (Prunus Padus *L.*) hat. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Aeſten auf röthlichen Stielen, ſind eyrund, auf der obern Fläche dunkelgrün und glatt, auf der untern aber etwas heller und geadert, und haben einen fein gezahnten braunrothen Rand. Die Blumen ſind weiß, und ſitzen auf kurzen grünlichen Stielen, traubenweiſe an dem Gipfel der Zweige, und zeigen ſich vom Jul. an bis in den Herbſt. Sie kommt in einem trocknen ſandigen

Boden nicht, doch aber auch in Deutſchland unter freyem Himmel leicht fort, wenn ſie nur nicht zu offen ſteht. Die Vermehrung geſchieht durch Ableger, welche aber erſt im zweyten Jahre Wurzeln ſchlagen.

Die Itea des Theophraſt's wird für eine Art Weide (Salix) gehalten.

Iteit. Dieſen Namen geben einige Naturkundige gewiſſen Kieſeln, welche man in dem Fluſſe Sil, in der Schweiz, findet. Man ſieht auf der Oberfläche dieſer Kieſel Eindrücke von Weidenblättern; und in den Zwiſchenräumen zwiſchen dieſen Blättern ſind kleine runde körnige Erhöhungen.

Itſchoglans (eigentlich Ytſch-Oglans,) oder Ichoglans, heiſſen bey den Türken die Pagen, Edelknaben, oder Hofjunker des Großherren, welche zum Dienſte des Hofes, und folglich des Landes und der Armeen, erzogen werden. Sie müſſen alle von chriſtlichen Aeltern, und in ihrer zarten Jugend in Kriegszeiten geraubet oder zu Gefangenen gemacht, und durch Generale oder Miniſter dem Monarchen geſchenkt worden, oder aus entlegenen Landen, aus der Tatarey oder Barbarey, eingeſendet, ſchön und wohl geſtaltet, und ohne einigen Naturfehler ſeyn, worauf die Türken durchgehends viel halten, und welches ein Theil der Pracht iſt, welche unter den Vornehmen bey ihnen vor allen Völkern in Europa getrieben wird, daß ſie ein zahlreiches Gefolge von jungen, anſehnlichen, ſchönen und ſtarken Leuten führen, welche alle wohl gekleidet, und von einem überaus ſittſamen Weſen ſind. Gedachte Knaben werden dem Sultane vorgeſtellt, der ſie in die drey hiezu verordneten Erziehungs- oder Schulhäuſer, deren das eine zu Adrianopel, das andere zu Pera, und das dritte in dem Serail ſelbſt iſt, vertheilet, und vornämlich diejenigen, an denen er etwas vorzügliches bemerkt, in dieſes letz-

tere aufnimmt. Daſelbſt ſind für ſie 2 Kammern oder Quartiere, Oda genannt; die große, in welcher bis 400, und die kleine, in welcher 200 bis 250 unterhalten werden; auſſer dem ſind ſie einander in allem gleich. Sie werden mit ihrem Namen, Alter und Vaterlande, in eine Rolle verzeichnet, und es ſind zu ihrem Unterhalte täglich 4 bis 5 Aſper beſtimmt. Die Oberaufſicht hat der Capiaga, oder das Oberhaupt der weißen Verſchnittenen, welcher ihnen Lehrer und Exercizienmeiſter, Hogias genannt, verordnet, von denen ſie in einem ſo ſtrengen und genauen Zwange gehalten, und um die geringſten Vergehungen ſo hart gezüchtiget werden, daß keine Kloſterzucht damit zu vergleichen iſt. Zuerſt lehrt man ſie eine ſittſame demüthige Geberde, mit niedergeſchlagenem Angeſichte und über einander auf die Bruſt gelegten Armen, führen. Alsdann werden ſie im Leſen, Schreiben und Rechnen, in der türkiſchen, arabiſchen und perſiſchen Sprache, in türkiſchen Gebethen und Kirchengebräuchen, unterwieſen. Wenn ſie genugſam erwachſen ſind, und gehörige Stärke erlangt haben, hält man ſie zu Leibesübungen an, wodurch ihr Leib ſtärker wird. Sie üben ſich mit der Lanze, mit dem Bogen und andern Waffen, ſowohl zu Fuße als zu Pferde. Im Wurfpfeilwerfen bringen ſie es vor andern Nationen weit. Die beſtändige Uebung macht, daß ſie ihn mit ſolchem Nachdrucke werfen, daß ſie auch ein Bein von einander zu trennen vermögend ſind. Der Sultan läſſet ſie zuweilen in ſeiner Gegenwart ihre Uebungen machen, welches ſie mit ſolchem Eifer verrichten, daß es ſelten ohne Blut abgeht. Auſſer dieſen gewaltigen Uebungen lehrt man ſie auch mechaniſche Künſte; z. B. ſie machen Bogen, Pfeile, Pferderüſtungen; man unterrichtet ſie in der Malerey, hauptſächlich aber in der türkiſchen Muſik. Andere lernen allerley nützliche Arbeit, als: nähen, mit Gold und Seide ſticken; die

Klei-

der und das Leinenzeug rein halten, einen Turban binden, Hunde und Vögel warten, u. ſ. w. Ihre Speiſe iſt Reiß und etwas Fleiſch. Sie ſchlafen in langen Gemächern auf einem Sopha, oder einer Bühne, wobey man die Ordnung beobachtet, daß allemals zwiſchen 6 oder 7 ein Verſchnittener zwiſchen inne liegt, der auf ſie Achtung giebt. Ihre Kleidung iſt von gutem engliſchen Tuche. Wenn ſie an Geſchicklichkeit zugenommen haben, werden ſie entlaſſen, und zu mancherley anſehnlichen Stellen befördert. Sie werden entweder in die Schatzkammer des Serails, oder in die Kammern der Spezereyen, der herzſtärkenden Arzeneyen und Elixire von ausnehmenden Werthe, welche man zum Gebrauch des Sultans in Bereitſchaft hält, vertheilet. Aus dieſen beyden Aemtern kommen ſie zur Casnada, welches die anſehnlichſte Kammer im Serail iſt, welche nur aus 40 Perſonen beſteht. Dieſe haben den Titel als Aga, und ſind ſehr angeſehen, weil ſie immer um die Perſon des Großherren nahe ſind. Neun unter dieſen haben das Vorrecht, die Bittſchriften zu empfangen, und dem Großherren zu überreichen, auch von den Supplikanten ein Geſchenk deswegen anzunehmen. Aus den auserleſenen Vierzigen werden zuweilen auch einige mit wichtigen Aufträgen in die Provinzen verſchickt. Wenn ſie das 40ſte Jahr zurück gelegt haben, werden ſie zu Gouverneurs oder Statthalter in den Provinzen geſetzt, oder zu den höchſten Aemtern am Hofe oder bey der Armee erhoben.

Itzebo, eine japaniſche Goldmünze; ſ. Th. XXIX. S. 150.

Itzehoe, Itzeboe, eine anmuthige und nahrhafte Stadt im Herzogthume Holſtein, an der ſchiffbaren Stör, der Krone Dänemark gehörig. Sie treibt einen ſtarken Kornhandel; hat ein beſonderes im J. 1738

von dem Könige Chriſtian VI. verordnetes Commerciencollegium, und die Stapelgerechtigkeit, welche darin beſteht, daß alle Schiffer, welche aus der Elbe und vom Wilſter den Störſtrohm hinauf nach Itzehoe kommen, ihre Kaufmannswaaren daſelbſt ab- und niederlegen, und den Einwohnern feil bieten müſſen, auch ohne Erlaubniß des Magiſtrates nicht weiter hinauf fahren dürfen.

Itziban, ſiehe unter Thee.

Juan Fernandez, Ilhas de Juan Fernando, Fr. Iſle Fernandes, oder Iſle de Jean Fernando, Inſel (von einem Spanier ſo benannt, der ſie anbauen wollte, aber es nachher unterließ,) unter dem 33 Gr. ſüdlicher Breite, der Küſte von Chili in Südamerika weſtlich gelegen, hat 3 Bayen, wovon die beſte von den Engländern den Namen Cumberlandsbay bekommen hat. Dieſe unbewohnte Inſel iſt es, auf welcher der Scotländer, Alex. Selkirk, etliche Jahre ſich aufhielt, nachdem er von ſeinem Schiffcapitäne, im J. 1703 daſelbſt war gelaſſen worden. Die Capitäns Rogers und Courtney, welche 1708 als Freybeuter, von Briſtol aus, nach dem Südmeere gingen, fanden ihn daſelbſt. Aus ſeinen Papieren hat nachgehends Dan. Defoe, dem ſie zur Ausgabe anvertrauet worden, ſeinen Robinſon Cruſoe gebildet. Im J. 1741 kam der engliſche Commodore, Ge. Anſon, hieher, und ſäete Samen zu allerley Gewächſen aus, die ſehr gut fortkamen, und den Seefahrern zu Hilfe dienen konnten. Die Heerden von Ziegen, welche ſonſt auf dieſer Inſel waren, haben die Spanier durch Hunde, die ſie dahin brachten, großen Theils vertilget. Weiter ſüdweſtwärts liegt eine kleinere Inſel, welche auch Juan Fernandez, oder auch Maſafuero, von den Spaniern genennet wird, und eben ſo, wie die größere, unbewohnt iſt.

Jubel, aus dem Lat. Jubilus, Fr. Jubilation, ein nur in der höhern Schreibart für Freudengeſchrey übliches Wort; eine wonnigliche Luſt, die ſich durch allerley äußerliche Zeichen der Fröhlichkeit, inſonderheit durch Jauchzen und Schreyen, durch Freudenlieder, durch Inſtrumentalmuſik u. d. gl. zu erkennen giebt. Siehe Jubiliren.

Jubel-Braut, Jubel-Bräutigam; ſiehe im folg. Artikel.

Jubel-Feſt, L. Jubilæum, Fr. Jubilé, in der höhern Schreibart, ein jedes Feſt, welches mit vorzüglichen Freudenbezeugungen begangen wird. In engerer und gewöhnlicher Bedeutung, ein Feſt, womit ein Jubiläum, d. i. eine Zeit von 100, von 50, und zuweilen auch nur von 25 Jahren begangen wird. Das Jahr des Jubelfeſtes, wird daher das Jubeljahr genannt. In engerer Bedeutung aber verſteht man darunter das Jubeljahr bey den Iſraeliten, und das Jubeljahr in der römiſchen Kirche, von welchen ich ſogleich ſprechen werde. In weiterer Bedeutung wird das hundertſte Jahr und in manchen Fällen auch das fünfzigſte Jahr von einer merkwürdigen Begebenheit an, ein Jubeljahr oder Jubiläum genannt, und unter dieſem Namen mehrmals gefeyert. Da das Andenken dergleigleichen merkwürdiger Begebenheiten durch vorzüglich ſinnreiche Medaillen, Inſchriften auf Gold- oder Silberſtücken ꝛc. erhalten zu werden pflegt, und ſolche Denkmähler auch, als Kunſtproducte, zu dem Bezirke gegenwärtigen Werkes gehören: ſo habe ich es der Mühe werth zu ſeyn erachtet, das Wichtigſte davon, als Muſter zu neuen Erfindungen in ähnlichen Fällen, zu ſammeln, und durch beygefügte Abbildungen faßlicher zu machen.

Bey den Iſraeliten oder ehemaligen Juden, war jedes 50ſte Jahr, nach dem Umlauf von 7 Jahrswochen, ein יובל oder Jubeljahr. In dieſem Jahre muß-

mußten alle Felder ruhen; die Leibeigenen und Gefangenen bekamen ihre Freyheit, daher es auch in der deutſchen Bibrl das Erlaßjahr genannt wird; und ein jeder trat wieder in den Beſitz ſeiner Erbgüter, es mochten ſolche verkauft, verpfändet, oder ſonſt veräuſſert ſeyn; welches eine geheime Bedeutung auf die zukünftige Erlöſung durch Chriſtum hatte. Das Jubeljahr nahm ſeinen Anfang am erſten Tage des Monates Tizri, welcher mit unſerm September überein kömmt.

Man leitet das Wort in dieſer Bedeutung von יובל (Jobel,) ein Widder her, weil das Jubeljahr durch die Hallpoſaunen, und die dabey gebrauchten Hörner von Widdern, verkündiget wurde, daher es auch in der deutſchen Bibel das Halljahr genannt wird. Joſephus leitet es von Jobal, eine Erlaſſung, oder Jobel, die Freyheit, und Euſebius von Jobel, fünfzig, her.

Die alten Römer hatten gewiſſe Spiele, welche Ludi ſeculares heißen, weil ſie eigentlich alle Secula oder 100 Jahre einmal gehalten werden ſollten, doch aber auch auf eine kürzere Zeit, und nur eines Menſchen Alter oder Gedenken geſetzt wurden. Ihr Urſprung war dieſer. Als die Peſt zu Rom einſt ſehr wüthete, und auch eines reichen Mannes Valeſii beyde Söhne und eine Tochter mit befiel, keine Arzney aber dawieder helfen wollte, fiel er vor dem Heerde anf die Knie, und bat die Lares um Hülfe, da er dann eine Stimme hörte, welche ihm befahl, die Kinder die Tieber hinab nach Terentum zu führen, daſelbſt warmes Waſſer von dem Altare des Ditis und der Proſerpinæ zu nehmen, und die Kinder damit zu erquicken. Ob ihm nun wohl die Fahrt nach Terent, oder dem jetzigen Taranto in Apulien ſehr weit und beſchwerlich vorkam, ſo machte er ſich doch mit ſeinen Kranken zu Schiffe, und da er bey Nachtzeit an den Campum Martium kam, und die Kranken etwas warmes Waſſer forderten, im Schiffe aber kein Feuer war, ſagte ihm der Schiffer,

daß

daß er Rauch am Lande ſähe, er ſollte alſo in Terent ausſteigen, und Waſſer daran warm machen. Als er alſo hörte, daß der Ort daſiger Gegend Terentum hieß, nahm er getroſt einen Becher, ſchöpfte ihn aus dem Fluſſe voll Waſſer, ſtieg an das Land, und da er den Rauch aus der Erde kommen ſahe, legte er noch allerley Geſträuch auf den Ort deſſelben Ausbruches, blies ſtark an, und brachte Feuer hervor, woran er das Waſſer wärmte, die Kinder damit erquickte, und ſie wieder zu ihrer Geſundheit brachte. Dieſe ſagten ihm, daß ſie im Schlafe Jemand geſehen, der ihnen die Leiber mit einem Schwamm abgewiſcht, und befohlen hätte, dem Diti und der Proſerpinæ auf ihrem Altare ſchwarze Opfer zu bringen, auch Lectiſternia und Spiele bey Nacht anzuſtellen. Als Valeſius durch ſeine Knechte zum Fundament eines Altares graben ließ, fanden ſie, 20 Fuß tief, einen Altar ſtehen, mit der Ueberſchrift, daß ſolcher dem Diti und der Proſerpinæ gehöre, bey welchem er ſodann that, was befohlen war; und da der Bürgermeiſter **P. Valer. Poplicola** auch dem übrigen Volke wollte gerathen wiſſen, opferte er für daſſelbe gleichfalls dem Diti ſchwarze Ochſen, der Proſerpinæ aber ſchwarze Kühe, richtete beyden Lectiſternia an, und hielt 3 Nächte Spiele, worauf er den Altar wieder mit Erde überſchütten ließ. Es geſchah dieſes A. V. 245, und wurde zugleich beſchloſſen, daß ſolche Opfer und Spiele alle Secula wiederholet werden, und 3 Täge und Nächte dauern ſollten. Einige geben hiebey noch vor, daß in den ſibilliniſchen Büchern die Feyer alle 100 Jahre geboten geweſen ſey. Wenn die Zeit dazu heran nahete, giengen die Ausrufer durch ganz Italien, und ſchrien, daß man Spiele halten werde, dergleichen Niemand geſehen hätte, noch wieder ſehen werde, (weil Niemand 100 Jahre lebte,) worauf einige Tage vorher, der Kaiſer, oder die Burgermeiſter und Decemviri, auf

erhabenen Bühnen vor dem Tempel des Jovis Capitolini und Apollinis Palatini ſaßen, und dem Volke die Piamina, ſo etwas Kien, Harz und Schwefel war, austheilten, worauf dieſes auch in dem Tempel der Dianæ auf dem Aventino etwas Gerſte, Weitzen und Bohnen bekam. Nach dieſem wurden die Pervigilia gehalten, und am erſten Tage des Feſtes an der Tiber bey dem Terento Theater errichtet, alles mit Lichtern erleuchtet, und allerley Spiele vorgenommen, zuvörderſt aber der Altar des Ditis und der Proſerpinæ aufgegraben. In der erſten Nacht um 2 Uhr, mußte der Bürgermeiſter, oder Kaiſer ſelbſt, auf 3 am Ufer der Tiber errichteten Altären, 3 Lämmer opfern; und wenn dem Jupiter im Capitolio ſein Opfer auch gebracht war, kam man in ein Theater zu den Spielen zuſammen, welche inſonderheit dem Apollo und der Diana zu Ehren gehalten wurden. Den Tag darauf verfügten ſich die vornehmſten Frauen auch in das Capitolium, bereiteten die Lectiſternia, und ſangen der Juno zu Ehren ein Loblied, worauf der Kaiſer und die Quindecimviri ihre Gelübde für das Volk abſtatteten, dem Jupiter, Neptun, Apollo und Herkules weiße Ochſen, der Juno aber, Minerva und Diana, weiße Kühe, den Parzen ſchwarze Lämmer und Ziegen, dem Diti aber und der Proſerpinæ ein ſchwarzes gemeines, auch ein dergleichen Mutterſchwein, wie auch jedem der übrigen Götter nach deſſen Art, opferten. Am dritten Tage mußten 3mal 9 Knaben in ihren Prætextis, und eben ſo viel Mädchen, die beyderſeits noch ihre Aeltern am Leben haben mußten, griechiſche und lateiniſche Lobgeſänge in dem Tempel des Apollinis Palatini, dieſem Gotte und deſſen Schweſter, der Diana, zu Ehren, abſingen, und Reich, Rath und Volk den Göttern empfehlen, wobey alle 3 Täge in allen Theatris und Circis Spiele gehalten, auch in allen Tempeln, bey Nacht und Tage, geopfert wurde.

wurde. Die prächtigſten Ludi ſeculares waren unter Philippo Arabe, 1000 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom. Einen Geſang, wie dergleichen von erwähnten Knaben und Mädchen abgeſungen worden, finden wir noch in dem Horaz, unter dem Titel Carmen ſeculare, aus welchem zu erſehen iſt, um was und für was ſie die Götter angerufen haben.

An die Stelle dirſer Ludorum ſecularium, zu ihrem Andenken, oder vielmehr zu ihrer Abſchaffung, und ſie darüber zu vergeſſen, iſt das römiſchkatholiſche Jubeljahr, entweder ſchon von Conſtantino M. da bald 100 Jahre von Philippo Arabe und ſeinen Ludis millenariis verfloſſen, oder von Bonifacio VIII. verordnet worden. Man verſteht nämlich in der römiſchen Kirche unter Jubeljahr, welches auch das heilige Jahr genannt wird, L. Annus jubilæus, oder jubilaris, Fr. Jubilé, Année ſeculaire, oder Année ſainte, das Jahr, worin das große Jubiläum eröffnet, und allen denen, welche während deſſelben, die Schwellen der heil. Apoſtel (Limina Apoſtolorum) und gewiſſe Kirchen mit Andacht und bußfertigem Herzen beſuchen werden, völliger Ablaß auch und Vergebung der Sünden ertheilt wird, daher es auch das Ablaßjahr genannt wurde. Papſt Bonifacius VIII. hatte zu dieſem Ende, im J. C. 1300 das erſte Jahr eines neuen Jahrhundertes für ein großes Ablaßjahr erklärt; vom Päpſt Sixtus IV. aber bekam es erſt im J. 1473 den Namen eines Jubeljahres oder Jubiläums. Clemens VI. erklärte 1350 jedes 50ſtes, ſein Nachfolger Urban VI. 1389 jedes 33ſtes, und endlich Sixtus IV. 1475 jedes 25ſtes Jahr für ein Jubeljahr; welche letztere Einrichtung noch jetzt Statt findet.

Dieſes Feſt wird folgendergeſtalt begangen. Am heil. Abende vor Weihnachten begiebt ſich der Papſt mit einer großen Kirchfahrt nach der St. Peterskirche auf dem Vatican, und tritt vor der Pforte der-

ſelben, welche man die heilige nennet, und die letzte zur Linken an der Vorderſeite dieſes großen Tempels iſt. Dieſelbe findet er vermauert; deshalb er, nach einigem Geſange, mit einem ſilbernen Hammer dreymal daran ſchlägt, worauf die Mauer in einem Augenblicke eingeriſſen, und der Schutt von dem Volke aufgeraffet wird, der Papſt aber mit ſeinem Gefolge durch dieſelbe Pforte, weil die andern alle verſchloſſen ſind, hinein geht, und vor dem Altare der heiligen Apoſtel eine feyerliche Veſper anſtimmet. Wenn er aus ſeinem Palaſte tritt, giebt er drey Cardinälen welche die Titel von S. Johannis in Laterano, St. Pauli extra muros, und S. Mariæ Majoris, führen, nebſt ſeinem Segen, ſchriftliche Vollmacht, in gedachten Kirchen eben dergleichen Ceremonie zu verrichten. Ueber ein Jahr, auf denſelben Tag, wird nach einer dergleichen Kirchfahrt und gehaltenen Veſper, die heilige Pforte wieder vermauert. Der Papſt leget, nach einigen Gebeten, die erſten ſechs Steine, wozu etliche Cardinäle ihm die Ziegel und den Kalk in ſilbernen Becken reichen; das übrige verrichten etliche hiezu beſtellte Maurer. Wenn ſie halb vermauert iſt, tritt der Papſt nochmals hinzu, und leget eine Anzahl Denkmünzen von verſchiedenem Metalle hinein, worauf ſie vollends zugemauert wird, und bis zum künftigen Jubeljahre alſo ſtehen bleibt. So lange das heilige Jahr währet, kömmt eine große Menge Pilger beyderley Geſchlechtes nach Rom, die verordnete Andacht zu verrichten, und den Ablaß zu gewinnen, wie man dann manchen Tag Aufzüge von 1000 Manns- und bis 600 Weibsperſonen, unter ihren mancherley Fahnen, in ſchöner Ordnung daher ziehen ſieht. Beyde tragen ein Pilgerkleid und einen Pilgerſtab; die Männer ſind grau gekleidet, mit bloßem Haupte; einem Pilgerhute auf dem Rücken, und Schlarren oder Sohlen an den Füßen; die Weiber weiß und geſchleyert.

ſchleyert. Die Andacht war anfänglich nur an die St. Peterskirche gebunden, heut zu Tage aber müſſen alle ſieben ſo genannte Hauptkirchen beſuchet werden. Vor Alters kam zu dieſer Zeit eine unzählige Menge Volkes von allen europäiſchen Nationen in Rom zuſammen; allein, heutiges Tages wird es auſſer den Italiänern nicht mehr ſo ſtark beſucht, weil die Päpſte andern Völkern das Privilegium gegeben haben, daß ſie eben, wie in Rom, den Ablaß zu Hauſe erhalten können, und weil manche katholiſche Fürſten ihren Unterthanen dieſes Reiſen nach Rom verbieten.

Gedächtnißmedaillen auf die von den Päpſten gefeyerten Jubeljahre.

1. Gedächtnißmedaille des Papſtes Nicolaus V. auf das von ihm celebrirte Jubeljahr 1450; Fig. 1753. a) Die eine Seite derſelben enthält das Bruſtbild des Papſtes, mit einer dreyfach unterſchiedenen, reichlich beſetzten, und oben mit einem Kreuzchen gezierten päpſtlichen Krone, auch geſticktem und gleichfalls beſetztem Ornate oder ſo genannten Pluviale, das auf der Bruſt bey einem Schildlein zuſammen geht, welches ein Kreuz unter einem Edelſteine vorſtellt. Die Umſchrift iſt der bloße Name; *Nicolaus. V, Pont.ifex Max.imus.* Die andere Seite ſtellt eine zugemauerte Pforte dar, welches diejenige heilige iſt, deren Eröffnung und Verſchließung, erwähntermaßen, die Hauptceremonie des Jubiläi ausmacht. Das über der Pforte ſchwebende Licht, in Geſtalt einer Strahlen von ſich werfenden Wolke, deutet entweder auf diejenige Gnade, welche den durch dieſelbe hindurch gehenden vom Himmel verliehen wird, oder es iſt überhaupt die Heiligkeit des Ortes, oder die gnadenreiche, gleichſam darüber waltende Gegenwart Gottes ſelbſt, darunter zu verſtehen. Die Umſchrift lautet: *Anno Jubil.aei. Alma Roma.* (das bey dem (oder durch das) Jubel Jahr herrliche Rom, oder wenn man bey *Alma* zu leſen anfängt: das herrliche Rom 1450 in dem Jubeljahr.) worunter die Jahrzahl 1450 ſteht.

2. Gedächtnißmedaille auf das unter Alexander VI. 1500 gehaltene Jubeljahr; Fig. 1753. b) Die erſte Seite ſtellt den Papſt mit bloßem Haupte und der Tonſur, auf den Schultern aber mit dem Pluviali, vor, unter der Ueberſchrift; *Aleſſandro VI. Pont.*efice. *Max.*imo. Auf der andern Seite wird nicht die Eröffnung, ſondern Schließung der heil. Pforte vorgeſtellt, indem man dieſe, ohne einigen Zierrath oder Einfaſſung, bereits offen ſieht, und vor derſelben den Papſt, im päpſtlichen Ornate mit der dreyfachen Krone, nebſt verſchiedenen Geiſtlichen, davon die meiſten in biſchöflichem Habit ſind, zwiſchen oder hinter welchen ein Kreutz und zwey brennende Kerzen hervor ragen. Der Hammer liegt auf der Erde, der Papſt aber leget im Niederbücken einen Stein, welches die Schließung andeutet, gleich wie auch die Inſcription: *Reſeravit. &. clauſit. Ann.*o. *Jub.*ilæi (unten) *M. D.* (Eröffnet und zugeſchloſſen (oder: er hat ſie auf- und zugeſchloſſen) in dem Jubeljahr 1500.) darauf zielet.

3. Jubelmedaille des Papſtes Clemens VII. im J. 1525; Fig. 1753. c) Die eine Seite ſtellt das Bruſtbild des gedachten Papſtes in bloßem Haupte vor, übrigens aber mit dem Ornate, welcher durch ein Bruſtſchildlein, worauf ein Kopf iſt, (welcher dem Haupte Chriſti, wie er ſich auf dem Schweißtuche der Veronica zu präſentiren pflegt, nicht unähnlich iſt,) zuſammen geheftet iſt. Oben ſteht der Name: *Clemens. VII. Pont.*ifex. *Max.*imus; und unten *MDXXV. An. II.* Davon das erſte die Jahrzahl, das andere aber das 2te Jahr der päpſtlichen Regierung andeutet. Auf der andern Seite erſcheint die Eröffnung der heil. Pforte. Selbige hat oben ein kleines Kreutz, iſt aber ſonſt mit keinen Zierrathen verſehen, und bereits faſt bis zur Hälfte eröffnet, wovon die Materialien auf der Erde liegen. Der Papſt wird vorgeſtellt, wie er dieſe Handlung mit dem Hammer verrichtet, und befindet ſich im völligen Ornate, mit der dreyfachen Krone. Die hinter ihm befindlichen Perſonen haben Pilgerſtäbe in den Händen, die zu ſolcher Zeit gewöhnlichen häufigen Wallfahrten anzuzeigen. Oben ſieht man den h. Petrus in einer Wolke mit dem Schlüſſel vor einer Thüre, welche die Himmelspforte bedeutet, ſitzen, und dieſelbe gleichſam aufſchließen, wovon die Strahlen auf die römiſche Pforte fallen. Der beſte Commentar über dieſe Vorſtellungen, ſind die Worte Chriſti: **Was ihr auf**

Erden binden oder löſen werdet, ſoll auch im Himmel gebunden oder los ſeyn, Joh. 20, 23, und Matth. 17, 19. Womit auch die Inſcription: *Et portæ cæli apertæ. ſunt.* (auch die Pforten des Himmels ſind eröffnet.)

Oben vor dem Worte *et* befindet ſich ein kleines ✝, welches am muthmaßlichſten das Zeichen iſt, daß man hier zu leſen anfangen ſoll; unten aber zwiſchen den Wörtern *cæli* und *apertæ* iſt ein größeres Kreuz zwiſchen zwey Puncten (.+.) Dieſes könnte, auch ſeiner Figur nach, am beſten für das Zeichen des heil. Kreuzes Chriſti, als ein ſich zu dieſer Handlung ſchickender, weiter aber auf die Schrift nicht beziehender Zierrath angeſehen werden; der P. Bonanni aber hat davon Gelegenheit genommen, bey dem Worte *apertæ* den Anfang zu leſen zu machen, welches doch dem Verſtande wenig Aenderung oder Nachdruck giebt.

Eine goldene von eben dieſem Papſte; Fig. 1753 d). Av. Der neugeborne Jeſus im Stalle auf Stroh liegend, zu den Seiten Joſeph und Maria kniend; hinter ihnen ein Ochs und Eſel an der Krippe, und darüber ein Stern. Umſchr. *Hodie. ſalus. facta. eſt. mundo.* Im Abſchn. *Clemens. VII. Anno. Jubilæi.* Rev. Der Papſt, wie er die h. Pforte eröffnet, mit Pilgrimmen hinter ihm kniend. Umſchr. *Et portæ. cæli. apertæ. ſunt.* Unten ein Dreyzack als ein Münzzeichen. Iſt 10 Ducaten, von welchem Gehalte ſonſt keine päpſtliche Münze vorhanden iſt. Auch iſt dieſes Stück deswegen merkwürdig, weil der Titel Pontifex Maximus ausgelaſſen iſt.

4. Jubelmedaille des Papſtes Julius III. auf das Jubiläum 1550. Die eine Seite ſtellt das Bruſtbild des Papſtes in bloßem Haupte vor, mit der Umſchrift: *D. Julius III. Pont. Max. Anno. I.* Die andere aber, die heil. Pforte, worauf geſchrieben iſt: *Hæc porta Domini.* Unten: *Roma.* Darüber: *Juſti intrabunt per eam.*

Man hat noch eine andere von eben dieſem Papſte, auf gedachtes Jubiläum, da auf der einen Seite im Kranze ſteht: *Julius III. P. M. A. Jubilei*; auf der andern aber: *Juſti intrabunt per eam*, und auf der Pforte die Jahrzahl: *An. dni MDL.* zur Seite: *Roma.*

5. Jubelmedaille des Papſtes Gregorius XIII. auf das Jubiläum 1575; Fig 1753. c) Auf der einen Seite ſieht man das Bruſtbild des Papſtes, in bloßem Haupte, und in Pontificalibus, mit der Umſchrift: *Gregorius XIII. Pontifex Maximus.* Auf der andern, wie der Papſt die heil. Pforte öffnet. Hinter ihm ſtehen viele Biſchöfe, und neben der Pforte verſchiedene Pilger und Pil-

gerinnen, theils ſtehend, theils kniend. Oben ſieht man den h. Petrus in einer mit Engeln umgebenen Wolke, mit dem Schlüſſel vor der Himmelspforte. Unten ſteht: *Domus Dei & porta cœli* 1575. in 3 Zeilen.

Auf einer andern Medaille eben dieſes Papſtes, Fig. 1753, f) enthält der Avers des Papſtes Bruſtbild, wie auf der vorigen Medaille, mit der Umſchrift: *Gregorius XIII. Pont. Max. Anno Jubilei.* Der Revers: die vermauerte und mit einem kleinen Kreutze gezeichnete Pforte, mit der Umſchrift: *Aperuit. & clauſit. Anno MDLXXV.* Unten im Abſchnitt: *Roma.*

6. Jubelmedaille des Papſtes Clemens VIII. auf das Jubiläum 1600. Av. Des Papſtes Bruſtbild im bloßem Haupte, mit einem ziemlichen Barte und im Pluvial, mit der Umſchrift: *Clemens VIII. Pont. Max. An. Jub.* Unten: *M. G.* Rev. Der auf den Wolken ſitzende und mit Cherubinen umgebene Weltheiland, mit aufgehabener rechter Hand den durch die offene h. Pforte zu ihm andringenden knienden Pilgrimmen den Segen ertheilend, mit der Umſchrift: *Ego vos reficiam.* (Ich will euch erquicken.) Im Abſchnitt: *MDC.*

Auf einer andern, enthält der Avers des Papſtes Bildniß, mit der Umſchr. *Clemens VIII. Pont. Max. A XII.* Auf dem Revers ſteht der Papſt vor der h. Pforte, die päpſtliche Krone liegt ihm zu Füßen, er öfnet die Pforte, läßt die Schafe durch dieſelbe ein, und Gott ſieht von oben herab aus den Wolken ſolchem allen zu. Umſchrift: *Introite in Exultatione. MDC.* (Kommet mit Frohlocken.)

Eine dritte. Fig. 1753. g) Auf der einen Seite, das Bruſtbild, mit der Umſchr. *Clemens VIII. Pont. Max.* Auf der andern, die Pforte mit der Jahrzahl *MDC.* und der Umſchr. *Juſti intrabunt per eam.*

Eine vierte. Av. *Clemens VIII. Pont. Ma. A. X.* Das Bruſtbild mit einer Platte, im Chorrock. Rev, *An. Jubilei. MDC. abſoluto.* Die geſchloſſene h. Pforte. Im Abſchn. ein kleines Wappen mit 3 Schlüſſeln zwiſchen *Roma.*

7. Eine goldene Medaille des Papſtes Urban VIII. auf das Jubiläum 1625; Fig. 1753. h) Av. Das rechts ſtehende Bruſtbild des Papſtes mit der Umſchr. *Urbanus VIII. Pont. M. A. II.* Unten im Winkel: *C. M.* Rev. Die h. Pforte, mit der Veronicä Schweißtuche, zwiſchen

der

der Jahrzahl 1625, und mit der Umſchr. *Qui. ingreditur. ſine. macula.* Im Abſch. *Roma.*

Eine kupferne Medaille, Fig. 1753. l) Av. *Urbanus. VIII. Pont. Max. A. III.* Des Papſtes Bruſtbild, in Pontificalibus. Rev. *Ponat. fines. ſuos. pacem.* Der die h. Pforte verſchließende Papſt, wie in Fig. 1753. b)

8. Jubelmedaille des Papſtes Innocentius X. auf das Jubiläum 1650. Av. *Innocentius. X. Pont. Max.* Sein Bruſtbild mit der dreyfachen Krone auf dem Haupte, und unten *Anno VII.* 1650. Rev. Die h. Pforte zwiſchen zwey Lorberzweigen; in derſelben hängt der Veronicä Schweißtuch, und auf den Seiten ſteht: *Roma.* Umſchr. *Anno. Jubilei.* Unten: *MDCL.*

9. Jubelmedaille des Papſtes Clemens X. auf das Jubiläum 1675. Auf der einen Seite das Bruſtbild des Papſtes mit der Krone und dem Pluviale; Umſchr. *Clemens. X. Pont. Max. A. VI.* Unten im Winkel: *Opus. Hamerani.* Auf der andern öffnet der Papſt mit vielen Cardinälen und einem großen Clero begleitet, die h. Pforte Umſchr. *Aperui. dominus. theſaurum ſuum.* Unten: *MDCLXXV.*

Eine andere. Av. *Clemens. X. Pont. Max. An. Jub.* Das Bruſtbild in der Caſotte und Rochetto, darunter des Medailleurs Name, *Eq. Hier. Lucenti.* Rev. Vorſaal der St. Peterskirche mit der eröffneten h. Pforte, in welche die Pilgrime eindringen. Darüber: *Diligit. dnus. portas. Sion.* Unten: *MDCLXXV.* und ein kleines Wappen. Man hat auch einen Jubelſcudo, darauf anſtatt des Bruſtbildes das Wappen mit der Krone und Schlüſſeln erſcheint.

Auf einem dergleichen Viertelſcudo ſteht auf dem Revers die Umſchrift: *Dedi coram te oſtium apertum.*

Ein von eben demſelben am Ende des Jubiläi geſchlagener Scudo. Av. *Clemens. X. Pont. Max. An. Jub.* Das Bruſtbild in der Mütze und Rochetto, darunter *Eq. Hier. Lucenti.* Rev. Die vermauerte h. Pforte mit dem Kreuze, und an beyden Seiten Petrus und Paulus: *Clauſis foribus veniet & dabit pacem.* Unten ein kleines Wappen, zwiſchen der Jahrzahl *MDCLXXV.* Iſt ebenfalls mit dem Wappen auf dem Avers vorhanden.

10. Medaillen des Papſtes Innocentius *XII.* auf die Ankündigung des bevorſtehenden Jubeljahres 1700, und auf das Jubeljahr ſelbſt.

Auf das heran nahende Jubeljahr. Av. *Innoc. XII. Pont. M. A. VII.* Das Bruſtbild in der Calotte und Mäntelchen. Unten: *Hameranus F.* Rev. Die Kinder Iſrael, wie ſie außerhalb ihres Lagers das Manna ſammeln: *Egrediatur. populus. &. colligat.* Unten: *MDCIC.* und *S.*ant. *V.*rbano.

Ein medaillenförmiger halber Scudo, auf eben dieſe Gelegenheit. Av. *Innoc. XII. Pont. M. A. VIII.* Das Bruſtbild von der rechten Seite in pontificalibus, und mit der dreyfachen Krone auf dem Haupte. Unten: *Hamer. ani.* Rev. *Jubilei ſecularis indictio.* Die annoch geſchloſſene h. Pforte, vor welcher eine Fama ſchwebet, die mit der rechten Hand eine Poſaune an den Mund ſezt, aus welcher die Worte *Jubilate Deo* gehen. In der linken hält ſie eine andere Poſaune, an deren unterm Ende *Omnis terra.* zu leſen iſt. Im Abſchnitte in die Jahrzahl CIↃIↃCIC.

Auf das Jubiläum ſelbſt. 1) Av. *Innoc. Pont. Max.* Das Bruſtbild, wie vorher. Rev. Eine Vorſtellung, wie der Papſt mit ſeinem Hammer das Mauerwerk der h. Pforte einſchlägt und niederreißt. Hinter ihm zur Rechten ſind viele Cardinäle und Prälaten in ihrem Habit, davon einer kniet, die andern aber ſtehen. Gegen über zur Linken knien und ſtehen einige Pilgrime, die ihre Hände theils ausſtrecken, theils falten. Von oben her fallen Lichtſtrahlen auf die halb geöffnete Pforte, und zwey kleine Engel halten einen fliegenden Zettel, mit der Aufſchrift: D*omus. Dei. &. porta. cœli.* (aus 1 Moſ. 28, 17.) Im Abſchn. die Jahrzahl 1700.

2) Av. *Innoc. XII. Pont. M. An. Jub.* Das Bruſtbild, wie auf beyden vorhergehenden. Rev. *Introite portas ejus.* Die offene Pforte, zu welcher eine große Menge von Pilgrimen in Proceſſion mit ihren Stäben und Fahnen eingeht, von denen auch einige auf den Knieen liegen. Im Abſchn. *Hameranus* Fecit.

3) Av. *Innocen. XII. Pont. M. A. IX.* Das Bruſtbild. Unten: *S. V.* Rev. *Anno remiſſionis MDCC.* Die offene h. Pforte, inwendig mit Strahlen und Wolken. Im Abſchnitt ein kleines Wappen, und *S. V.*

4) Av. *Innocen. XII. Pont. M. A. IX.* Das päpſtliche Wappen. Rev. *Anno propitiationis. MDCC.* Die offene h. Pforte, unter welcher eine ſtrahlende Wolke ſich niederge-

laſſen hat. An der Schwelle iſt das kleine Wappen des Cardinals Anguiſciola, und *S. V.*

Bey erledigtem Stuhl. Av. *Sede vacante. MDCC.* Das Wappen des Cardinalkämmeres (Kämmerlinges) Spinola, und darüber die Schlüſſel des Cardinalshut, und das Panier der Kirche. Rev. Der heil. Geiſt in ſtrahlenden Wolken: *Non vos relinquam orphanos.* Unten des Anguiſciola Wappen, und *Anno Jubil.*

Eine andere. Av. *Sede vacante. MDCC.* Das Wappen des Kämmerlinges, worüber die Schlüſſel Petri unter einem Baldachin. Rev. Der ſchwebende heil. Geiſt. *Vado & venio ad vos.* Unten: *Anno Jubi.*. Ein Wappen.

11. Medaille des Papſtes Clemens *XI.* auf den Schluß des Jubeljahres 1700. Av. *Clem. XI. P. M. crea. XXIII. Nov. MDCC.* Das Bruſtbild von der rechten Seite, mit der dreyfachen Krone, in pontificalibus, darunter: *Hameranus F.* Rev. *Benedixit filiis in te.* (aus Pſ. 147, 13.) Die Abbildung, wie der Papſt in Begleitung der Cardinäle und Biſchöfe den Anfang macht, die offene h. Pforte wieder zuzumauern. Im Abſchn. 1700.

Eine andere. Av. *Clemens. XII. Pont. Max. An. I.* Deſſen Bruſtbild in der Calotte. Unten: *S.ur.* Rev. Die von dieſem Papſte wieder zugemauerte h. Pforte mit dem Kreuze: *Portam ſanctam clauſit. An. Jubilei. MDCC.* Unten: *Roma*, und des Anguiſciola Wappen.

Die Päpſte ſetzen auch noch andere Jubiläa, wegen einer oder der andern Begebenheit an, welche etliche Tage währen, und nichts anders als Bußtage ſind. Dergleichen verordnet inſonderheit ein jeder Papſt, bald nach ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl.

Auch in der evangeliſchen Kirche hat man Jubelfeſte, welche daher evangeliſche Jubelfeſte genannt, und in allgemeine, welche die ganze Kirche, und in beſondere, welche nur einige Kirchen in gewiſſen Städten und Ländern inſonderheit angehen, eingetheilet werden. Allgemeine evangeliſche Jubelfeſte ſind 1) nach Verlauf hundert Jahre von Zeit der Reformation Lutheri, im J. 1617, und nach 200

Jah-

Jahren, im J. 1717 abermal, 2) zum Andenken des 1530 übergebenen augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes in den Jahren 1630, und 1730, 3) zum Andenken des zu Augsburg 1555 geſchloſſenen Religionsfriedens, in den Jahren 1655, und 1755, nicht nur in Deutſchland, ſondern auch an andern der evangeliſchen Kirche zugethanenen Orten, gefeyert worden. Beſondere evangeliſche Jubelfeſte ſind von einigen Kirchen in gewiſſen Städten und Ländern in ſolchen Jahren gefeyert worden, da man das Evangelium vor 100 Jahren bey ihnen öffentlich aufgenommen hatte. Ich werde einige der bey einer ſo merkwürdigen Gelegenheit zum Vorſchein gekommenen Gedächtnißmünzen beſchreiben.

A. Allgemeine evangeliſche Jubelfeſte.

I. Jubelmedaillen auf die 1517 angefangene Reformation Lutheri, bey dem erſten evangeliſchen Reformationsjubiläo, im J. 1617. Man hat dergleichen von Churfürſten, Fürſten, Grafen und Reichsſtädten, in Gold und Silber, von verſchiedener Größe.

A) Churſächſiſche.

1. Fig. 1754. a) Av. Des Churfürſten Friedrich des Dritten oder Weiſen zu Sachſen, (bey deſſen Regierung die evangeliſche Reformation ſich angefangen hat,) Bildniß, im Churhabit, das Schwert in der Hand haltend. Auf den Seiten ſteht der Name: *Fried. III.* Umſchrift: *Seculum Lutheranum.* 1517. (Lutheriſches Jubelfeſt.) Unten iſt das chur- und fürſtliche Wappen. Rev. Des Churfürſten Johann Georg I. (bey deſſen Regierung das erſte Jubelfeſt gefeyert worden iſt) Bildniß, mit der Umſchrift: *Verbum dni manet in æternum.* 1617. (Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.) Auf den Seiten ſteht der Name: *Joh. Geor.* Unten iſt ebenfalls das Chur- und Fürſtl. ſächſ. Wappen, jedoch in 4, gleichwie jenes in 2, Felder getheilt, und in dem Mittelſchildchen ſtehen die Churſchwerter. Bey der Zahl 17 ſieht man einen kleinen Schwan, welches vermuthlich des Münzmeiſters Merkzeichen, oder eine Marque iſt, daß dieſe Medaille zu Zwickau (welche Stadt 3 Schwäne

ne im Wappen führt,) gepräget ſey. Iſt von zweyerley Gepräge.

2. Fig. 1754. b) Av. Des Churfürſten **Friedrich** Bildniß, ſtehend, im Churhabit, mit aufrecht gehaltenem Schwerte, im bloßem Haupte, den Zeige- und Mittelfinger der linken Hand in die Höhe reckend, als ob er auf den oben herab ſtrahlenden Namen Gottes, oder Jehovah, deutete. Ihm zur Linken ſteht **Luther**, welcher in der rechten Hand ein brennendes Licht hält, mit dem Zeigefinger der linken Hand aber auf ein Buch weiſet, welches auf einem mit einer Tapete (daran unten das churfürſtl. Wappen zu ſehen iſt,) bedeckten Tiſche liegt, und die Worte: Biblia Sacra, V. D. M. I. Æ. (d. i. Die heil. Schrift. Gottes Wort bleibt in Ewigkeit) zum Titel führt. Auf der andern Seite befindet ſich die Aufſchrift: *D*eo. *S*oli. *G*.loria *Jubilæus primus reformati per D*.octorem *M*.artinum *Lutherum papatus Anno MDCXVII*. (d. i. Gott allein die Ehre. Erſtes Jubelfeſt durch Doctor Martin Luthern reformirten Papſtthums; im J. 1617.) in 8 Zeilen. Darunter: *C*.um *Privi*.legio. C.æſareo. *C*.hriſt. *M*.aler. in 2 Zeilen.

3. Fig. 1754. c) Av. wie in der vorhergehenden Medaille. Rev. Der glänzende Name Jehovah in einer Wolke, zwiſchen einem rauchenden Ziegelofen, und einer an das Kreuz erhöheten Schlange. Die innere Umſchrift heißt: *Egyptus & Iſrael*, (Aegypten und Iſrael.) welches durch die in 2 Zeilen ſtehende deutſche Randſchrift ſeine Erläuterung bekömmt: *Wie Moyſes Iſrael geführt aus dem ſchwern egyptiſchen Dienſt Haus. Alſo hat Martin Lutherus uns geführt aus des Bapſt Finſternus.* (*) Unten ſteht: *Anno Jubilæi* 1617. *C. M.* (im Jubeljahr 1617 Chriſt. Maler.)

4. Fig. 1754. d) Av. Die Bildniſſe zweyer Churfürſten zu Sachſen, deren einer das Churſchwert neben ſich gelegt hat, und mit beyden Händen ein Tuch anfaſſet, darin geſchrieben iſt: *Verbum Domini manet in æternum.* Der andere aber hält das Buch nur mit der linken Hand, und hebt mit der rechten das Schwert empor. Zwiſchen beyden Churfürſten über und hinter dem Buche ſteht ein Crucifix. Die Umſchrift lautet alſo: *D*.ei. *G*.ratia. *Frid*.ericus. *III. D*.ei. *G*.ratia. *Johan*.nes. *Geo*.rgius. *Dux*. *Sax*.oniæ. Im Abſchnitt: 1617. Rev. Ein mit einem Teppich bedeckter

Tiſch,

(*) Dieſe Erfindung iſt aus 2 Moſ. 12, 37. genommen.

Tiſch; auf demſelben ſteht ein brennendes Licht, deſſen Glanz ein Engel, mit einem Palmzweige in der Hand, vermittelſt, Abhebung eines Scheffels, frey macht, daß es in ſeinem Glanze geſehen wird. (Matth. 5, 15.) Luther aber wei-ſet mit dem Finger auf das Licht. Oben iſt der Name Jehovah. Die Umſchrift iſt: *Fulgeat. æternum.* (Es ſoll ewig ſcheinen.)

5. Av. wie obige zweyte. Rev. hat die deutſche Inſchrift: *G. Z. E.* (Gott zu Ehren) Lutherus hat ans Licht gebracht. Gottes Wort aus der finſtern nacht. Darfür dank Gott die Chriſtlich Schaar, Weil er erhalten Hundert Jahr, Gott Immerdar ſein Kirch bewahr. *MartInVs LVtherVS theoLogIæ D. in* 10 Zeilen. In der unterſten Zeile. *C. M.* (Chriſt. Maler.)

6. Fig. 1754. e) Av. ebenfalls wie in der zweyten. Rev. Des Churfürſten Bildniß, auf einem Felſen ſtehend, daran geſchrieben iſt: *Schlos Hartenſels*; hält in der rechten Hand das Churſchwert, in der linken aber eine Wage, in deren vordern Schale das Jeſuskindlein ſitzt; dabey ſteht: *Die Allmacht.* In der höhern Schale aber liegt eine Schlange; dabey: *Die Vernunft.* Um den Rand lieſet man: *Joſua I. Confide non derelinquam te* (Ich will dich nicht verlaſſen noch von dir weichen.) Unten: *C. M.* (Chr. Maler)

7. Fig. 1754. f.) Faſt eben ein ſolches Bildniß, nur mit dem Unterſchiede, daß der Churfürſt das Schwert nicht empor hebt, ſondern unter das Buch legt. Daneben ſind die obigen Buchſtaben: *C. M.* Rev. Ein in einem Geröhrichte ſchwimmender Schwan, mit der Umſchr. *MartInVs LVtherVs TheoLogIæ D.* in deren Zahlſtaben 1617 enthalten iſt.

8. Fig. 1754. g) Av. Der Churfürſt im völligen Churhabit, welcher neben ſich ein Buch liegen hat, deſſen Titel iſt: *Biblia Sacra.* Neben ihm ſteht Luther. Beyde heben eine zierliche Decke von einem brennenden Lichte auf, gegen welches Luther mit den Fingern der linken Hand deutet. An dem Teppich des Tiſches, worauf der Leuchter mit dem Lichte ſteht, iſt das herzogl. ſächſiſche Wappen gleichſam geſtickt. Um den Rand lieſet man: *Das klare Licht verdecket war.* D. M. L. (Doctor Martin Luther) *Bracht in offenbar.* Oben ſieht man den Namen Jehovah. Unten: *MartInVs LVtherVs D. TheoLogIæ.* Rev. Ein ſchwimmender Schwan, welcher von der Sonne beſtrahlet, und von einer Hand aus

den Wolken mit einem Kranze bekrönet wird. Umſchrift: *Auf Waſſer lauter ſwam* (ſchwamm) *ein Swan wiſz.* (weiß) C. (hundert) *iahrig Jubileum zu Gottes Ehr und Pris.* (Preis) Unten im Abſchn. *Jubileus primus.* 1617.

9. Fig. 1754 h) Av. Lutheri Bildniß ſtehend, in der rechten Hand ein Licht, in der linken ein Buch haltend, deſſen Titel iſt: *Biblia ſacra;* über ſeinem Haupte der Name Jehovah. Umſchrift: *Fulgeat æternum.* Rev. Ein Schwan ſchwimmend. Im innern Rande lieſet man: *MartInVs LVtherVs theoLogIæ D.* In dem äußern: *Gottes Wort iſt Lutheri Lehr darumb vergeht ſie nimmerm.*ehr. Unten im Abſchn. *Jubileus Primus.*

10. Av. Luther, an einem Tiſche ſtehend, welcher mit einem Teppich, woran die ſächſiſchen Churſchwerter vorgeſtellt ſind, bedeckt iſt; auf demſelben liegt ein Buch, worein geſchrieben iſt: *Biblia Sacra;* und neben demſelben ſteht ein Leuchter mit einem brennenden Lichte, über welchem Luther den Scheffel aufhebt. Umſchrift: *Fulgeat æternum.* Oben iſt der Name Jehovah. Unten im Winkel, die Jahrzahl 1617. Rev. wie in vorhergehender Medaille.

11. Av. Lutheri Bildniß in Mönchshabit; und in einem doppelten Rande die Worte: *Martinus Lutherus. Eccleſ.* iae. *Witten.*bergenſis. *Doctor. Ætat. XXXIV. Anno MDXVII.* Rev. Ein ſchwimmender Schwan, welcher von dem Namen Jehovah beglänzet wird. Die Umſchrift iſt: *Memoria Jubilæi Evangelici. A. MDCXVII.* Unten im Abſchn. *Olor inuictus virtute diuina.* (Dieſer Schwan iſt durch göttliche Kraft unüberwindlich.)

12. Fig. 1754 i) Av. Luther, im Prieſterhabit, mit der Umſchrift: *Mart: Luther: Elias ultimi ſeculi.* (Mart. Luther, der Elias der letzten Zeit.) Rev. Eine Stube oder Zimmer, darin ein Tiſch, worauf ein brennendes Licht und offenes Buch; unter dem Tiſche liegt ein umgeworfener Scheffel. Umſchr. *Jam lucet omnibus modio remoto.* (Nun leuchtet das Licht Jedermann, nachdem der Scheffel abgehoben iſt.)

13. Av. Das Bildniß eines Engels, welcher in der rechten Hand einen Palmzweig hält; neben ihm ſteht Luther an einem Tiſche, auf welchem ein Buch mit dem Titel: *Biblia Sacra* liegt. Beyde heben einen Scheffel von einem Lichte ab. Oben iſt der Name Jehovah, und am Rande die Schrift: *Fulgeat æternum.* Unten: 1617. Rev. Ein offenes Buch, durch welches eine Poſaune mitten durchgeht, welche zu

beyden Seiten oben geflügelt iſt. In dem, mit einem zierlichen Kranze umgebenen, Buche lieſet man: *Verbum Domini manet in æternum. Biblia Sacra.* Unten: 1517. Umſchrift: *Gedechtnus des evangeliſchen Jubeljahrs.*

14. Av. Luther's Bildniß, nebſt dem Namen und Sterbejahr: *D. Martinus Lutherus. Ano. Æt. S. LXIII.* Rev. Die Inſcription: *Memoria Jubilæi primi ob diuinitus reſtitutam per D. Martinum Lutherum Religionem Chriſtianam. An. Chri. MDCXVII.* in 9 Zeilen.

15. Fig. 1754 k) Av. Luther's Bildniß im Prieſterhabit, mit der Umſchrift: *Mart. Luth. ob.*iit. 1546. *Æ.* 63. Rev. Luther's Symbolum oder Wappenſchild, nämlich eine Roſe, in welcher ein Herz, und auf demſelben ein goldenes Kreuz, mit der Umſchr. *Memoria Jubilæi Evangelici. A.* 1617.

B) Herzogl. pommeriſche, welche Herzog Philipp II. und deſſen Bruder Franz I. in Pommern haben prägen laſſen.

16. Fig. 1754 l) Av. Simſon, wie derſelbe einem Löwen den Rachen aufreißt, mit der Umſchr. *Obturauit os leonis* 1517. (Er hat den Löwen den Rachen verſtopfet.) (*) Auf dem Rev. iſt die Inſcription: *In memoriam Jubilæi Euangelici Anno. MDCXVII Celebrati Philippus. II. Dux. Pom. F.*ieri. *F.*ecit.

C.) Gräfl. Waldeckiſche. Av. Ein Kübel, in welchen ein kleiner Palmbaum eingeſetzt iſt, deſſen Deckel durch eine zur Rechten aus den Wolken kommende Hand aufgehoben wird. Umſchr. *Chri.*ſtianus *&* *Wolr.*ath. *Fr.*atres. *Co.*mites. *e.*t. *Do.*mini. *i.*n. *Waldeck.* Rev. *Premitur. non. opprimitur.* Ein großer ausgebreiteter Palmbaum, auf deſſen Mitte in einem Schilde der waldeckiſche Stern, zwiſchen *Jubilate Waldeck.* in 2 Zeilen, und unter dieſer Aufſchrift an den Seiten des Stammes die getheilte Jahrzahl 1617.

D.) Jubelmünzen, welche auf Verordnung einiger freyen Städte des römiſchen Reiches gepräget worden ſind.

a) Frankfurt am Mayn.

17. Av. *In Memoriam. Jubilæi. Evangelici. Anno. Seculari. MDCXVII. Celebrati. Senatus. Reipubl. Francofur.*

(*) Die Erfindung iſt aus B. d. Richt. 14, 6. genommen.

coſur. F. F. Rev. Ein über den Wolken fliegender Engel hält mit beyden Händen ein offenes Buch, in welchem: *Evangeli.* zu leſen iſt. Innere Umſchr. *Fürchtet. Gott. und. gebet. ihm. die. Ehr. Apo.* 14. Aeuſſere Umſchr. *Verbum. Domini. manet. in. æternum.*

β) Magdeburg.

18. Fig. 1754 m) Av. *Mo. No. Reip. Magd. de Jubilæo. Ao.* C. 1617. Der gekrönte zweyköpfige Reichsadler, auf deſſen Bruſt das Wappen der Stadt Magdeburg, (nämlich eine Jungfer zwiſchen zwey Thürmen über einem offenen, und zur Hälfte mit einem Schutzgatter verwahrten Thore, ſtehend, mit dem halben Leibe hervor ragend, und in der einen Hand einen Kranz haltend.) Rev. Die Bildniſſe Joh. Huſſens und D. Luthers gegen einander geſtellt; zur rechten Hand Huß, im Bart und einer Mütze, in der rechten Hand ein Buch haltend; Luther, im bloßen Kopf und Prieſterhabit, zur linken Hand, faſſet mit beyden Händen ein Buch, oder die h. Bibel. In der äußern Umſchrift ſteht die Weiſſagung des Huſſens: *Cent.*um. *Ann.*is. *Rev.*olutis. *Deo. &. mihi. reſp.*ondebitis. *Vat.*icinium. *Joan.*nis. *Huſſy. Combuſ.*ti. *Ao* 1415. (Nach Verlauf hundert Jahre ſollt ihr Gotte und mir Rechenſchaft geben. Weiſſagung des im J. 1415. verbrannten Joh. Huſſen.) Und in der innern: *His. Lap.*ſis. (näml. centum annis.) *D.*octor. *M.*artinus. *Luther.*us. *ad. rep.*arationem. *Doct.*rinæ. *Cæ*leſtis, (oder ad repurgandam doctrinam coeleſtem) *a Deo excit.*atus. *Ao.* 1517. (Nach Verfließung dieſer hundert Jahre iſt *D.* Mart. Luther zur Reinigung der himml. Lehre von Gott erwecket worden, im Jahr 1517.) Dieſer Thaler iſt auch als eine Klippe vorhanden.

γ) Nürnberg.

19. Av. Ein ſchwimmender Schwan, welchen der Name Jehovaah beſtrahlet. Umſchr. *Olor. invictus. virtute. divina.* Unten: 1517. Rev. Ein Tiſch, auf welchem die h. Schrift liegt, nach Anzeige des Titels: Biblia Sa. Daneben ſteht ein brennend Licht, unten am Tiſch aber ein umgeworfener Scheffel. Um den Rand lieſet man: *Jam. lucet. omnibus. modio. remoto.* 1617.

20. Eine Klippe, Fig. 1754 n) Av. *Eccleſia Norica Jubilans.* Ein in der Mitte auf einem Leuchter ſtehendes brennendes Licht, vom welchem eine links herein langende Hand einen Scheffel weghebt, und es alſo leuchtend macht.

In den Ecken 4 Engelsköpfe. Rev. In einer zierlich mit einem Engelskopfe bedeckten Tafel die Worte in vier Zeilen: *MartInVs LVtherVs theoLogIæ D.* deren Zahlbuchſtaben das Jahr 1617. angeben. Von eben dieſer Erfindung iſt auch ein Golgülden und ein größeres rundes Silberſtück vorhanden.

δ) Jubelmünzen der Städte Halle in Schwaben, Regensburg, Strasburg, und Ulm, findet man in Junckers guldenen und ſilbernen Ehrengedächtniß *D. Mart. Lutheri*, Frf. und L. 1706. gr. 8. S. 408—415, beſchrieben und abgebildet, welche insgeſamt meiſtentheils klippenförmig ſind, auf der einen Seite das Stadtwappen, und auf der andern eine Inſchrift haben.

ε) **Worms.**

21. Fig. 1754 o) Av. Ein offenes Buch, auf welchem ein brennendes Licht ſteht, daneben das Wort: *Biblia.* Auf das Licht zeigt eine Hand aus den Wolken mit dem Finger, welches eine gekümmte ziſchende Schlange auszulöſchen bemühet iſt. Um den Rand ſind die Worte: *Lumen. Evangelii. perenna. Deus. noſter.* (O! unſer Gott, laß das Licht des Evangelii immerfort bey uns ſcheinen!) deren Zahlbuchſtaben das Jahr 1617. in ſich faſſen, zu leſen. Rev. Ein Thurm mit einer Leuchte, deſſen Spitze bis in die Wolken reichet, und als eine Seeleuchte (Leuchtthurm, Fanal,) den auf dem Meere irrenden Schiffen dient, und ihnen den Weg nach dem Hafen und der Stadt, die ſich im Proſpect zeigen, weiſet. Mitten an dem Thurme iſt ein Kreuz, unten aber ein Schlüſſel in einem Schilde, als der Stadt Worms gewöhnliches Wappen. Die Umſchrift heißt: *Turris. fortiſſima, nomen. Domini.* (Der Name des Herren iſt ein feſtes Schloß.) (*)

22. Eine etwas kleinere, in Klippenform. Av. Der Schild mit dem Schlüſſel, als der Stadt Wappen, wobey die Jahrzahl 1617. Um den Rand ſteht: *Benefac. populo. tuo. Deus.* (Herr! thue wohl deinem Volke.) Rev. Inſchr. *Jubilaeus. evangelii. reproducti. nummus.*

23. Eine ſeltene Jubelmünze der Papiſten, zum Spott des evangeliſchen Jubelfeſtes 1617. Fig. 1754 p). Av. Die Sonne, um welche geſchrieben iſt: *Conſtans ecclesiæ antiqui-*

(*) Die Umſchrift des Reverſes iſt aus Spr. Sal. 18, 10. genommen.

tiquitas. (Das beſtändige Alterthum der Kirche.) Um den äuſſern Rand aber lieſet man: *Mille & ſexcentis micat invariabilis annis.* CIↃIↃCXVII. (Sie glänzt nun 1600 Jahre ohne einige Veränderung.). Rev. Der Mond, wobey dieſe Umſchrift am innern Rande: *Inconſtans hæreſeon novitas.* (Die unbeſtändige Neuigkeit der Ketzereyen.) Und am äußern: *Mille & ſexcentis facies centum induit annis.* (Sie verändert in 100 Jahren 1600 mal ihre Geſtalt.) Dieſe Münze haben die Papiſten erſonnen, um zu beweiſen, daß allein die römiſche Kirche beſtändig, alle andere ketzeriſche aber, und mithin auch, ihrer Meinung nach, die evangeliſche, unbeſtändig und veränderlich ſey.

Juncker, a. ang. O. S. 415, fgg.

II. Jubelmedaillen, bey dem zweyten evangeliſchen Reformationsjubiläo, im J. 1717.

A.) Fürſtliche, herzogliche, markgräfliche und gräfliche.

1. Herzogl. braunſchweig⸗lüneburgiſche.

a) Av. *Auguſtus Wilh. D.G. DVX. Br. & Lun.* Deſſen geharniſchtes Bruſtbild im Gewand. Rev. Folgende Aufſchrift in 15 Zeilen: *In Memoriam Jubilæi II. ob ver.* am. *Doctrinam Chriſt.*ianam *Ante. Hos CC. Annos a. corruptelis vaniſq.*ue. *Pontificior.*um. *commentis, auſpice Deo, Vindice. D. M. Luthero, feliciter repurgatam* CIↃIↃCCXVII. *Pr.*idie. *Kal.*endarum. & *Kal.*endis. *Nov.*embris. *in terris. Br.*unſvico. *Wolfen.*buttelenſibus. *celebrati. H. C. H.*

b) Av. Das geharniſchte Bruſtbild: *Lud. Rud. D. G. Dux. Br. & Lun.* Rev. Die aufgehende Sonne, in einer Landſchaft, worin Blankenburg zu ſehen iſt. Ueber derſelben fliegt ein Engel, welcher in die Poſaune ſtößt, und ein mit $\frac{\alpha}{\omega}$ bezeichnetes offenes Buch hält: *Non. tanquam. novum. ſed. habuimus. ab. initio.* II. Joh. 5. Im Abſchn. *Jubilei. Evang. Renovata. Memor. Blanckenb. MDCCXVII. d.* 31. *Oct.* Ein Ducaten.

2. Herzogl. meklenburgiſche.

Fig. 1754 q) Av. *D.G. Adolph. Frid. III. Mecklenb. Dux.* Die erſte Seite zeigt das geharniſchte Bruſtbild des Herzogs in der Perrücke und im Gewand. Unten des Münzmeiſters Name *J. C. A.* Auf der andern Seite ſieht man das meklenburger Land in der Geſtalt einer Frauens⸗

Perſon, welche einen mit dem meklenb. Büffelskopfe bezeichneten Altar zur Seite ſtehen hat, und ihre Augen und Hände zu dem in der Höhe ſtrahlenden heil. Geiſt aufhebt, indem ſie nach einem von eben dieſen göttl. Strahlen erleuchteten Tempel hinauf geht; mit der Ueberſchrift in den Wolken: *A Deo.* Im Proſpect zeigt ſich zur Rechten ein Theil der fürſtl. Reſiden; Strelitz. Unten im Abſchnitte ſtehen folgende 3 Zeilen: *Megapolis Jubilans. An.* 1717. 3 *Oct. J. H. F.*

Eben dieſer Herzog hat noch 2 andere Thaler auf daſſelbe Jubiläum ſchlagen laſſen. Auf der erſten Seite kommen ſie der in vorhergehender Medaille in allem gleich. Auf der andern Seite aber hat der eine das neue Jeruſalem im Glanze, mit dem Meere und mit Felſen umgeben, und der Ueberſchr. *Nec ingens ſi corruat orbis*, welches auf Pſ. 46, 3. 4. zielet. Auf dem zweyten ſteht ein Tempel auf einem Felſen, welcher von den Meere beſtürmet wird. Oben lieſet man: *Conſilio ſtat firma Dei.* Auf beyden kommen im Abſchnitte eben die Worte, wie in dem zuerſt beſchriebenen, vor.

3. Herzogl. ſächſiſche.

a) Sachſengothaiſche.

a) *Fridericus II. D. G. Dux Saxo-Gothanus*, Das geharniſchte Bruſtbild in der Perrücke, im Gewand, und mit umgehangenen Ordensbande. Am Arme: *C. W.* (Chriſt. Wermuth.) Rev. Ein von dem göttl. Vorſehungsauge aus den Wolken beſtrahlter Weinberg, mit der Ueberſchrift: *Non dormit cuſtos.* Im Abſchn. *Jubil. II. Evangel. MDCCXVII.* Auf einem andern Stämpel ſteht: *Cuſtos non dormit.*

b) *Fridericus II. Dux Saxo-Gothanus.* Geharniſchtes Bruſtbild, und am Arme *K.* (Koch.) Rev. Ein von der Sonne beſtrahlt erhabener Palmbaum: *Vixi Annos bis centum: Nunc tertia vivitur ætas.* Im Abſchn. *Jubil. II. Evangel. MDCCXVII.*

c) *Fridericus. II. D. G. Dux Saxo-Goth.* Das Bruſtbild. Rev. Ein Eichbaum mit Früchten, auf einem erhabenen Orte: *Eadem per Secula.* Im Abſchn. *Jubil. II. Evang.* 1717. Ein Ducaten.

d) *Martinus Lutherus Theologiæ Doctor.* Sein Bruſtbild von der rechten Seite in krauſen Haaren, im Prieſterrocke, mit der innern Umſchrift: *Jubilaum Secundum.*

dum. Unter dem rechten Arme lieſet man die Nachricht: *Nat.* 1483. *Ref.*ormationem. *inc.*epit. 1517. 31 *Oct.* o-*bii.* 1546. Rev. *Catharina von Bora. D. Luthers Frau Gemahlin.* Derſelben Bruſtbild von der linken Seite, und die innere Umſchrift: *Succeſſib9. foecundum.* Am Arme ſteht: *Nup.*ſit. 1525. Ueber jedem Bilde ſteht ein kleines Wappen, nämlich über Luthern eine Roſe mit einem Herzen und Kreutze, und über der Katharina das adeliche Wappen derer von Bora; ſo hält auch jede Namensunterſchrift die Jahrzahl 1717. in ſich.

β) Sachſen-hildburghauſenſche.

Av. Das Bruſtbild des Herzoges Ernſt Friedrich. *E. F. D. G. D. S. I. C. M. A. & W.* Rev. *In Memoriam. Jubilæi. II. Lutherani.* 1717. Iſt ½ Ducaten.

γ) Sachſen-weimariſche.

Fig. 1754 r) Av. Ein Licht auf einem Leuchter, welches durch eine aus den Wolken kommende Hand mit einer Fackel angezündet, aber von den 4 Winden beſtürmet wird. Der Leuchter ſteht auf einem offenen Buche und auf einem Tiſche, an deſſen Teppiche vorn der beyden zu Weimar damals regierenden Brüder, nämlich Wilhelm Ernſt und Ernſt August, verzogene Namen unter einer Krone und zwiſchen Palmzweigen, und auf der linken Seite das gekrönte ſächſiſche Wappen, auch zwiſchen Palmzweigen, zu ſehen ſind. Die innere Umſchrift: *A Deo aCCensVM qVIs sVperabIt,* darin die Jahrzahl 1717. enthalten iſt; die äußere: *Sie dæmpfen nicht des Wortes Licht.* Rev. Die Schrift in 7 Zeilen: *In Memoriam Jubilæi Secundi Evangelici Vinariæ celebrati. XXXI Oct. MDCCXVII.*

4. Landgräfl. heſſendarmſtädtiſche.

Av. *Erneſt. Lud. D. G. Haſſ. Landg. Pr. Herſf.* Das geharniſchte Bruſtbild in der Perrücke. Unten am Arme: *B. J. B.* Rev. *Feſtum. Seculare. Secundum. Eccleſiæ. Evang.*elicæ. *Luther.*anæ. 31 *Oct.* 1717. Ein mit den Buchſtaben: *V. D. M. I. Æ.* (Verbum Domini manet in æternum) bezeichneter Opferaltar, auf welchem ein ſtark dampfendes Rauchfaß ſteht. Bey dieſem Altar liegt eine mit dem fürſtl. Mantel angethane Frauensperſon, mit gegen den himml. Glanz gekehrtem Geſicht und Händen, auf den Knien, und hat den Fürſtenhut auf die Stufen des Altars abgelegt. Im Abſchn. lieſet man in 2 Zeilen: *Haſſia votorum compos Deo: grata.*

5. Markgräfl. brandenburg-anſpachiſche.

Av. *Wilh. Fridericus. March. Brand.* Das Bruſtbild. Rev. Eine Kirche auf einem Felſen im Meere, auf welche die Winde und Wetter ſtürmen, mit dem darüber ſtrahlenden Namen Jehovah. *Ne porte quidem inferorum.* Unten: *Sæcu'aria Sacra Relig. Reſtit. MDCCXVII.*

6. Gräfl. ſtolbergiſche.

a) Av. *Chriſto. Frid. & Joſt. Chriſti. Fr.*atres. *Com. d.*e. *Sto'. K. R. W. & H.* Beyder geharniſchte Bruſtbilder, in Perrücken neben einander. Am Arme, des Medailleurs Name: *C. W.* Rev. Ein Grubengebäude im Duchſchnitt, wo ein Bergmann, vermittelſt der Haſpel, in einem Kübel, welcher mit dem Worte *Jubilæum* bezeichbet iſt, das Erz zu Tage fördert. Im Abſchn. *Den 31. Octobris* 1717.

b) Av. *MartInVs LVtherVs TheoLogIae DoCtor.* Luthers Bruſtbild von der rechten Seite, im Prieſterrock. Rev. *Spes confIsa Deo nVnqVaM bona Vota feſeLLIt.* Einige edle Gebirge, und in und außer denſelben verſchiedene Bergarteibeiten, Göpel, Pochwerke, Hütten und Huthäuſel. Auf dem Gipfel des höchſten mittelſten Berges ſteht der ſto!bergiſche Hirſch neben der gekrönten Säule; am Fuße dieſes Gebirges aber: *Soc*.ietas. *Strasbergen*.ſis, weil dieſe ſtraßbergiſche Gewerkſchaft dieſe Münze hat ſchlagen laſſen. Weiter unten ſteht: *Jubil. II. Luther.* Daß in den beyden Umſchriften die Jahrzahl 1717. enthalten ſey, wird ſich bey dem Ueberzählen der Zahlbuchſtaben leicht finden.

B.) Städtiſche.

Augsburg. Av. *Hundert. jæhriges. Angedenken. auf. das. zweyte Jubel-Jahr.* 1717. *Wegen. reiner. Herſtellung. des Evangelii.* Rev. Ein auf dem ſtillen Meere ſchwebendes, und an ſtatt des Maſtbaumes ein Kreuz führendes Schiffcheu: *Da. ward. es. ganz. ſtille.* Im Abſchn. *Matth.* VIII. 26. Ein Ducaten.

Es giebt auch Reformations-Jubelmünzen von den Städten: **Eßlingen, Frankfurt am Mayn, Hamburg, Nürnberg, Regensburg, Worms**, u. a. m.

Mehrere Jubelmedaillen auf das 2te evangeliſche Jubelfeſt, findet man in *Ern. Sal. Cypriani* Werke, u. d. T. Hilaria Evangelica, oder theologiſch-hiſtoriſcher Bericht vom andern evangeliſchen Jubelfeſt, Gotha 1719. f. beſchrieben und abgebildet.

III. Ju-

III. Jubelmedaillen, zum Andenken des 1530. dem Kaiſer Carl V. übergebenen ausburgiſchen Glaubensbekenntniſſes, bey dem erſten Jubiläo 1630. findet man in Juncker, a. ang. O. S. 440 — 449, und in andern numismatiſchen Werken beſchrieben und abgebildet.

Die bey dem 2ten Jubiläo, 1730. findet man in Köhlers Ducatencabinete, und in Madai Thalercabinet.

IV. Jubelmedaillen, zum Andenken des zu Augsburg 1555. geſchloſſenen Religionsfriedens, oder des paſſauiſchen Vertrages, welchen Churfürſt Moritz zu Sachſen im J. 1552. zu Paſſau, und im J. 1555. zu Augsburg, mit Kaiſer Carl V. geſchloſſen, und wodurch er die evangeliſche Religion, und deren freye und ungehinderte Uebung in Deutſchland befeſtiget hat.

Die vom erſten Jubiläo, 1655. findet man im Juncker, S. 484 — 493. beſchrieben und abgebildet.

Vom 2ten Jubiläo, 1755, beſchreibt Madai, im II. Th. S. 506, n. 3992. eine ſachſeneiſenachiſche; und S. 513, f. n. 4013 und 4014. zwey ſachſen=gothaiſche.

B. Beſondere evangeliſche Jubelfeſte,

welche von einigen Kirchen in gewiſſen Städten und Ländern in ſolchen Jahren gefeyert worden ſind, da man das Evangelium vor 100 Jahren öffentlich bey ihnen angenommen hatte.

1. Jubelthaler der Stadt Braunſchweig, vom J. 1728. Av. *Auguſtus Wilh. D. G. Dux Br. & Lun.* Geharniſchtes Bruſtbild. Rev. Aufſchrift in 10 Zeilen: *In Memoriam Jubilaei de Reformat.*a. *Eccleſ.*ia. *in Vrbe Brunſv.*icenſi. *ſub Auſpiciis Auguſti Wilhelmi Auguſtis Anno Regim.*inis. *XIV. celebrati. D. V. Septembr. MDCCXXVIII. H. C. H.* Von gleichem Gepräge hat man auch Ducaten.

2. Medaillon auf das däniſche Reformationsjubeljahr 1736.

a) Fig. 1755. a). Av. Das Bruſtbild des Königes Chriſtian VI. im Profil, auf die linke Seite ſehend, belorbert, geharniſcht, und mit umgeſchlagenem königl. Mantel, auch dem Elephantenorden, geziert. Umſchr. *Chriſt. VI. D. G. Rex Dan. Norv. Vand. Goth.* Unten befindet ſich der groſſe Künſtler angezeigt: *J. C. Hedlinger. F.* Rev. Die däniſche Kirche, als eine mit gefaltenen Händen auf einer Wolke

ſtehende, und nach der Höhe, auf das gegen ſie herab ſtrahlende Licht, ſehende, Frauensperſon. Rückwärts präſentirt ſich ein prächtiger Tempel; vor demſelben liegen verſchiedene Merkmale der römiſch=katholiſchen Religion, als: das Triregnum, ein Cardinalhut, päbſtlicher und Biſchofsſtab, Kreuz, Bullen ꝛc. Umſchrift: *De Domo ſeruientium liberauit te.* (Ich habe dich aus dem Hauſe der Dienſtbarkeit geriſſen.) Im Abſchn. *Eccleſ*.iae. *Dan*.icae. & *Norv*.egicae. *Jubilaeum. MDCCXXXVI.*

b) Eine kleinere Medaille. Av. Das königl. Bruſtbild, mit der Umſchrift: Chriſtianus VI. *R.* Dan. Norv. Vand. Goth. Rev. Folgende Schrift: For Liwog Flor og Fred, itvende hundred Aar, Vor Sions Tackog Fryd til hoyer Himmel gaar. 1736. d. 30 Octobr. (Ueber dem ſeit 200 Jahren erhaltenen Licht des Evangelii in Flor und Frieden läßt Zion ſeine Dank= und Friedenslieder bis an den Himmel erſchallen.)

3. Auf das zweyte Reformationsjubiläum zu Geneve, im J. 1735. Fig. 1755 b) Die erſte Seite ſtellt den Proſpect der Stadt Geneve, mit daran befindlichen Genfer See, auch einigen Schiffen darauf, dar. Oben ſtrahlt der Name Jeſus. Die Umſchrift heißt: *Poſt tenebras lux.* (Auf die Finſterniß folgt das Licht.) Im Abſchnitt ſteht: *Celebrata Anno Genevæ Reformatæ bis Centeſimo M. DCC. XXXV.* Auf dem Revers, ſieht man die Wahrheit, auf den Wolken ſitzend. Um das Haupt hat ſie einen großen Schein, in der rechten Hand einen Palmzweig, und in der linken ein offenes beſchriebenes Buch, woran die oberſte Zeile zu leſen iſt; *Evang*.elium. *J*.eſu. C.hriſti. Vor ihr ſteht die Stadt Geneve, als auch eine Frauensperſon, welche die Arme gegen jene, gleichſam dankend, ausbreitet. Ihr Haupt iſt mit einer Thurmkrone geziert; rückwärts ſieht man das Stadtwappen, nämlich einen nach der Länge getheilten Schild, deſſen rechtes Feld einen halben gekrönten Adler, das linke einen Schlüſſel hat; unter den Füßen liegt ein Joch, nebſt Ketten und Feſſeln. Hiebey ſteht oben: *Veritas liberauit vos.* (Die Wahrheit hat euch frey gemacht.) Unten: *Jubilemus Domino.* (Laſſet uns dem Herrn jauchzen) und noch weiter herab der Name des Medailleurs: *J. Daſſier.*

4. Schauſtück auf die Reformation der Stadt Osnabrück im J. 1643. Auf der einen Seite ſteht in 6 Zeilen: *Anno* 1534. 2. *Febru. LVX SaCra EVangeLII Oſnabr Vgae. ECCe ALMa RefLVXIt.* Die Zahlbuchſtaben

geben

geben das Jahr 1543. Auf der andern ſteht, in 6 Zeilen: *Anno 1643. 2 Febr. IngVe ÆVVM Vt Conſtet FaXIt JoVa DeVs. Jubil. Celeb.*

5. Auf das regensburgiſche Jubiläum, 1642. findet man 5 Medaillen im Juncker, S. 462—465, beſchrieben und abgebildet.

6. Auf das zweyte evangeliſche Jubiläum in Schweden, 1721. Av. *Fridericus D. G. Rex. Sveciæ.* Des Königs Bruſtbild in einer langen Perrücke. Unten: *An Jubil.* 1721. Rev. In einem Lorbeerkranze zwey Bruſtbilder in ovalen Rahmen: *Guſtavus I. D. G. Rex. Sueciæ.* und *Guſt. Adolph. D. G. Rex. Suec.* In Abſchn. *In Memor.*iam. *Vindicatæ LIbert.*atis. *ac Relig.*ionis. Unter den Palmzweigen: *L. C.* Außen um den Rand: *Gloria* ✲ *in* ✲ *Excelſis* ✲ *Deo.*

Eine Abbild. davon, ſt. in J. C. Lochners Samml. merkwürd. Medaillen, 1 Jahr 1737. Nürnb. 4. S. 153.

7. Züricheriſche Gedächtnißmünze auf die zweyhundertjährige Jubelfeyer wegen der bekannten evangeliſchen Lehre, v. J. 1719. Die Hauptſeite zeigt das gegen die rechte Seite gekehrte Bruſtbild des erſten Predigers der evangeliſchen Lehre in der Stadt Zürich, Huldrich's Zwingli, mit einem Hute bedeckt, und deſſen Namen *MagIſter HVLDerICVs ZVIngLI,* worin die Zahlbuchſtaben 1719. anzeigen. Im Abſchnitt ſteht: *Æt.* 48. *An.* 1531. womit deſſelben Alter und Todesjahr bemerket wird. Die Rückſeite enthält folgende Inſchrift, in 10 Zeilen: *Luce Evangelii duor. Sæcul. pure conſervata vota publica Chriſto decreta Tig. Cal. Jan. MDCCXIX.*

Die Univerſitäten pflegen alle 100 Jahre, an dem Tage ihrer Stiftung, Jubiläa zu feyern, wobey, nebſt andern Solennitäten, auch in allen Facultäten Promotiones geſchehen. Dergleichen hat in dem jetzigen Jahrhunderte: Wittenberg, 1702; Frankfurt an der Oder, 1706; Gieſſen, 1707; Leipzig, 1709; Helmſtädt, 1712; Rinteln, 1721; Altdorf, 1723; Marburg, 1727; Duisburg, 1755; Jenå, 1758; und Tübingen, 1777, begangen. Auch Gymnaſia und Schulen, Collegia und Geſellſchaften, feyern in ähnlichen Fällen Jubiläa, bey welchen Gelegenheiten ebenfalls Jubelmedaillen gepräget werden.

Man

Man feyert Jubelfeſte, wegen beſonderer Stiftungen, wie z. B. eine Gedächtnißmünze auf das hundertjährige Jubelfeſt des Jeſuiterordens, im Jahr 1639. im XXIX. Th. S. 342, vorgekommen iſt, wegen merkwürdiger Staatsbegebenheiten, als: Errichtung der Städte, Belagerungen derſelben, u. ſ. w.

In den Geſchichten der chriſtlichen Königreiche, iſt die königl. däniſche Jubelfeyer im Jahr 1749. wegen dreyhundertjähriger Regierung des oldenburgiſchen Hauſes, wohl die erſte, welche jemals angeſtellet worden iſt. (*)

Man wird nirgends ſonſt wo finden, daß eine königliche Familie ein öffentliches Dankfeſt, Gott zum Preiſe für die verliehene Krone angeſtellt hätte, und nach Ablaufe eines Jahrhundertes, dieſes göttlichen Geſchenkes dankbarlichſt eingedenk geweſen wäre. Es iſt dieſes die gemeine Art der Menſchen, daß ſie die größten Wohlthaten Gottes gar bald vergeſſen, auch wohl gar alle Glücksfälle einem blinden Verhängniſſe, oder, wenn ſie noch vernünftiger ſeyn wollen, ihren eigenen Kräften der Klugheit und Tapferkeit, oder anderer Geſchicklichkeit, zuſchreiben, und meinen, Gott habe zu ihrem Aufkommen, Wachsthum und Befeſtigung der erlangten Ehre, Macht und Beſitz großer Länder nichts beygetragen. Daher denken ſie wenig an die längſt verſtrichene Zeit ihres Urſprunges zurück, und betrachten, wer ihre Voraltern vor 100 oder mehr Jahren geweſen ſind. Gott führte dieſes dem K. David durch den Propheten Nathan zweymal ernſtlich zu Gemüthe: So ſpricht der Herr Zebaoth: ich habe dich genommen von den Schafhürden, daß du ſeyn ſollteſt ein Fürſt über mein Volk Iſrael, und bin mit dir geweſen, wo du hingegangen biſt, und habe alle deine Feinde vor dir ausgerottet, und habe dir einen großen Namen gemacht, wie der Name der Großen auf Erden, im 2 Sam. 7, 8. und 12, 8. ließ er ihm nochmals ſagen: So ſpricht der Herr, der Gott Iſrael: Ich habe dich zum Könige geſalbet über Iſrael, und habe dich errettet aus der Hand Saul, u. ſ. w. Und iſt das zu wenig, will ich noch dieß und das dazu thun.

So

(*) Eine Beſchreibung der bey dieſer Gelegenheit geprägten Medaillen, findet man in Köhlers Münzbeluſtig. XXI. Th. S. 406, f. und in Madai Thalercabinet, II. Th. S. 103. f. n. 2703, und 2704.

So gar das ſtolze Rom unterließ nicht, ſeinen Göttern für jede hundertjährige Erhaltung, die Ausbreitung ſeiner Herrſchaft in den damals bekannten drey Welttheilen, und die Abwendung aller Landplagen und Unglücksfälle an einem deswegen beſonders angeſtellten, und 3 Tage und Nächte hindurch dauernden Feſte mit vielen dazu neu verfertigten Lobgeſängen, unter großem Gepränge und koſtbaren Freudenbezeigungen zu danken. Die Sybille hatte, dieſes hundertjährige Dankfeſt genau zu halten, ihm ſcharf folgender maßen anbefohlen:

Aſt ubi mortalis longiſſima venerit ætas
Vitæ, centenis denis redeuntibus annis
Sis, Romane, memor, nec te ulla oblivia fallant.
Sis memor, ut facias diis immortalibns illo
Rem ſacram in campo — —

Hierauf folgt eine ausführliche Vorſchrift, welchen Göttern ſollte gedanket, was für Opfer gebracht, und von wem, und auf was für Art die Loblieder ſollten abgeſungen werden. Den Schluß davon macht der verheißene Nutzen, den Rom davon haben würde:

Hæc adeo tibi ſint memori bene condita mente,
Itala ſic tellus omnis tellusque Latina
Æternum tua ſceptra col, tua jaſſa capeſſet.

Zoſimus, l. 2, c. 6. *hiſtoriar.* hat uns dieſes Oraculum aufbehalten, und ſchreibt alles das viele Unglück, welches das römiſche Reich nachgehends betroffen hat, allein dem zu, daß die Kaiſer *Conſtantinus M.* und *Licinius* dergleichen hundertjähriges Feſt zu begehen unterlaſſen haben.

Von den Ludis ſecularibus der Römer, ſ. oben S. 162, fgg.

Daß Könige, Fürſten und große Herren, das Gedächtniß ihrer vor 50 Jahren angetretenen Reichs= und Landesregierung hochfeyerlich begehen, und deshalb die prächtigſten Freuden= und Jubelfeſte anſtellen, iſt ein alter Gebrauch, wiewohl ſeltener Fall. Markgraf Chriſtian zu Bayreuth, ſtellte im J. 1653. nach funfzigjähriger Regierung, ein ſolennes Jubelfeſt an. Es wurden auch bey dieſer Gelegenheit Ducaten geſchlagen, auf deren einer Seite ſein

ſein Bildniß ſteht, mit der Umſchrift: *Chriſtianus*. *D*.ei. *G*.ratia. *Mar*.chio. *Brand*.enburgicus. *Magd*.eburg. *Boruſ*.ſiæ. & *Pom*.eraniæ. *Dux*. Auf der andern, das Wappen, und die Fortſetzung des Titels: *Burg*.gravius. *Nor*.imbergenſis. *Princ*.eps. *Halb*.erſtadienſis & *Mind*.enſis. *A*. 1653. *Regim*.inis. *L*. Unter den römiſchen Kaiſern wiederfuhr dieſes Glück *Auguſto* und *Friderico V*.; in dem chur- und fürſtl. Hauſe Pfalz, *Ruperto Ruſo*; und in andern königlichen und hochfürſtl. Häuſern, König *Chriſtiano* IV. in Dänemark, und *Wilhelmo*, Markgrafen zu Baden. Ja, Herzog Auguſt zu Braunſchweig-Wolfenbüttel, brachte ſeine Regierung gar auf 62, und Ludwig XIV. König von Frankreich, auf 61 Jahre.

Jubelmünzen bey funfzigjähriger Regierung.

1. Pfalzgräflich-Sulzbachiſche Schauſtücke, v. J. 1695. und 1703.

Der Pfalzgraf Chriſtian Auguſt zu Sulzbach, feyerte im J. 1695. im 73 J. ſeines Alters, das Jubelfeſt ſeiner 50jährigen Regierung, und machte ſich dabey die Freude, mehr als 250 ſeiner Unterthanen, männ- und weiblichen Geſchlechts, welche 70 und mehr Jahre alt waren, (*) auf

(*) An der fürſtl. in dem Erker des Rothhauſes geſetzten runden Tafel ſpeiſeten 10 Perſonen: Der regierende Hr. Pfalzgraf. 2. Deſſen Erbprinz, der Pfalzgraf Theodor. 3 Deſſen Fr. Gemahlin. 4. Die Frau v. Steinling, alt 70 Jahr. 5. Fräul. v. Gewertſan. 6. Fräul. Kerpin. 7. Hr. v Grafenreuth zu Pygersreuth, alt 72 J. 8. Der Kämmerrath Ströbel, alt 70 J. 9. Der kathol. Pfarrer Silbebauer. 10. Der evang. Pfarrer zu Neukirchen Florinus. Zur rechten Seite waren 6 Tiſche mit alten Männern, und zur linken 6 mit alten Frauen beſetzt. Unter den Männern befanden ſich 26 von 80 Jahren und darüben, 2 von 91 u. 97, und einer von 102 Jahren. Unter den Weibern waren 19 von 80 Jahren und darüber, eine von 90 und eine von 100 Jahren. An dem erſten Tiſche zur rechten Seite ſaßen die fürſtl. alten Hofbedienten und Bürger aus der Stadt, und an dem erſten zur linken Hand gleichfalls ſiebenzigjährige Hofdienerinnen und Bürgersfrauen; an den übrigen, ſowohl der Männer als Weiber Seiten, bekam jeder ſeinen Rang nach ſeinen Jahren

auf dem ſulzbachiſchen Rathhauſe zu bewirthen. Dieſe Bewirthung wurde den 20 Jul. angeſtellet, nachdem vorher ſowohl der evangeliſche, als auch der katholiſche Gottesdienſt gehalten, und das Te Deum laudamus abgeſungen worden war. Dieſe ſeltene Handlung endigte ſich glücklich und ruhig zum Vergnügen des alten Pfalzgrafen und aller hohen Herrſchaften, und den alten Leuten wurde vergönnet, Krüge, Meſſer, Löffel, Teller, Servietten und Tiſchtücher, mit den übrig gebliebenen Speiſen, mit nach Hauſe zu nehmen. Eine umſtändliche Nachricht von dieſer hochfürſtl. Bewirthung, findet man in **Köhlers Münzbeluſtig.** 1 Th. S. 321, fgg. und in **Kundmanns** Jubelſchauſtücken, Bresl. und Lp. 1734. 4. S. 13, fgg. Damit aber auch die Jugend von dieſer ſo ſeltenen Begebenheit ein Andenken erhalten möchte, mußten ſich alle in Sulzbach befindliche Kinder, männ- und weiblichen Geſchlechtes, welche von 5 bis 10 Jahren waren, den 26 Jul. als an dem hochfürſtl. Geburtstage, in dem fürſtl. Schloßhofe einfinden, wo ſie, nach empfangenen Trunke Wein, von dem Pfalzgrafen zum Handkuß gelaſſen wurden; und ſodann ihnen die, Fig. 1756 a) abgebildete ſilberne Gedächtnißmünze ausgetheilet wurde. Auf der erſten Seite derſelben ſieht man einen Haufen kniender, und mit aufgehabenen Händen, die über ihnen ſtrahlende göttl. Güte preiſender, alten und jungen Leute beyderley Geſchlechts, mit der Umſchr. *Senes cum junioribus laudent nomen Domini.* (Die Alten mit den Jungen ſollen den Namen des Herren loben.) Auf der andern Seite ſteht folgende Inſcription in 15 Zeilen: *A. C. MDCXCV. die nat. ſuæ* $\frac{16}{26}$ *Jul. Ætat. LXXIII. Reg.*iminis. *L. Ser.*eniſſimus. *Princ.*eps. *Dn.* Dominus. *Chriſtianus Auguſtus Comes. Pal.*atinus. *Rh.*eni. *D.*ux. *B.*avariæ *J.*-uliæ. *C.*liviæ. *ac M.*ontium. *C.*omes. *V.*eldenziæ. *S.*panheim, *M.*arcæ. *R.*avensbergæ. *& M.*oers. *D.*ominus. *in R.*avenſtein. *poſtquam coætaneos ſubditos. ultr.*a. *CCL. convivio. excepiſſet juventuti ſolisbac.*enſi. *hoc mnemoſynon diſtribui juſſit.* (d. i. Im Jahr 1695.

an

ren. 25 Perſonen, welche wegen Schwach- und Unvermögenheit, nicht erſcheinen konnten, empfiengen das ihrige zu Hauſe, ſo daß alſo wirklich 285 Perſonen tractiret worden ſind. Währender Anſtalt, waren von den bereits aufgeſchriebenen Leuten 23 geſtorben; und wenn alſo dieſelben dieſes Feſt auch erlebt hätten, ſo wären ihrer in allen 308 zuſammen gekommen.

an ſeinem Geburtstage, d. $\frac{15}{26}$ Jul. im 73 Jahr ſeines Alters, und 50ſten ſeiner Regierung, hat der Durchlauchtigſte Fürſt und Herr, Chriſtian Auguſt, Pfalzgraf beym Rhein, Herzog in Bayern, Jülich, Cleve und Berg, Graf zu Veldenz, Spanheim, der Mark, Ravensberg und Mörs, Herr zu Ravenſtein, nachdem er über 250 Unterthanen von gleichem Alter mit einem Gaſtmahle bewirthet, der ſulzbachiſchen Jugend dieſen Gedenkpfennig austheilen laſſen)

Der Pfalzgraf erreichte nachher ſogar das 63ſte Jahr ſeiner Regierung, und das 86ſte ſeines Lebens, und ſtarb als der alleräl teſte Fürſt im ganzen h. römiſchen Reiche, Lebens ſatt, den 23 Apr. 1708. Es wurde, ihm zu Ehren, im 82 J. ſeines Alters, die, Fig. 1756 b) abgebildet, ſehr ſinnreiche ſilberne Medaille gepräget. Dieſe zeigt auf der Hauptſeite das geharniſchte Bruſtbild des Pfalzgrafen mit ganzem Geſichte, in einer langen Perrücke, mit dem umher geſetzten Titel: *Chriſtianus Auguſtus.* C.omes. *P.*alatinus. *R.*heni. *Bav. Jul.*iaci. & *Mont.*ium. *Dux. A.*nno. *Æt.*atis. 82. Unter demſelben iſt im Abſchn. zu leſen: *Princeps Senect.* utis. & *Principum Imp.*erii. *Senior.* (Ein Fürſt der Alten, und der Aelteſte unter den Reichsfürſten.) Auf der andern Seite ſteht eine große, ſtarke und grünende Eiche, als ein Bild eines hohen und doch lebhaften Alters, mit der aus dem Virgil genommenen Umſchrift: *Annoſoque valet cum robore. Virg.* (Je höher nun mein Alter ſteigt, je mehr ſich Kraft und Stärke zeigt.) Im Abſchn. ſteht: *Auguſti Auguſta Senectus MDCCIII.* (Auguſtens höchſt anſehnliches Alter.) Der Rand enthält dieſe Worte: *Longitudine dierum replebo eum. Pſ. XC.* (Ich will ihn ſättigen mit langen Leben; aus dem 90 Pſalm.

2. Auf des Landgrafen zu Heſſendarmſtadt Ernſt Ludwig Regierungsjubiläum, vom J. 1738. Fig. 1756 c) Die Hauptſeite zeigt das gegen die linke Seite gekehrte, und auf römiſche Art geharniſchte Bruſtbild des ſiebenzigjährigen Landgrafen mit umgeſchlagenem Gewande, mit der Umſchrift: *Erneſt, Lud. D. G. Haſſ. Landg. Pr. Herſf.* Auf der Rückſeite liegt die Landgrafſchaft Heſſendarmſtadt, in Geſtalt einer Frauensperſon, mit abgelegtem Fürſtenhute, und mit aufgehabenen Händen zu der über ihr ſtrahlenden göttlichen Vorſehung, vor einem Altare, auf dem ein Rauchfaß ſteht, und welcher an der Seite mit dem verzogenen Namen des Landgrafen *EL.* bezeichnet iſt. Umſchr. *Pro ſalute optimi Pincipis.* Im Abſchnitte lieſet man in 3 Zeilen: *Vota Haſſiæ A.*nno. *Jub.*ilaeo. *MDCCXXXVIII.*

D

D. XVII. Febr. Eine Nachricht von dem Regierungsjubiläo dieſes Fürſten, welcher nachher noch 2 Jahre gelebt hat, findet man im Köhler, XVI. Th. S. 313, fgg.

3. Auf das Regierungsjubelfeſt des Grafen von Hohenlohe (*) Carl Ludwig. Av. *Carol. Lud. Com. de Hohenlo. & Gleich. Dom. in Langenb. & Cranich.* Deſſen geharniſchtes Bruſtbild in der Perrücke und im Gewande, mit dem Elephantenordenszeichen. Am Arme: *P. P. W.* Rev. In einer zierlichen Cartouche dieſe 7 Zeilen: *In Memoriam Jubilæi Regiminis. Die XXV. Septembris MDCCLII. celebrati.*

4. Regierungsjubelthaler des Reichsgrafen zu Stolberg Chriſtian Ernſt, v. J. 1760.

a) Fig. 1756 d). Die Hauptſeite zeigt Sr. reichshochgräfl. Excell. gegen die rechte Seite ſehendes geharniſchtes Bruſtbild, in der Perrücke mit einer Bandſchleife, und im umgeſchlagenen Gewande, auf welchem der preußiſche Ordensſtern zu ſehen iſt, mit angehangenem Ordenszeichen des ſchwarzen Adlers, und an der rechten Bruſt der däniſche Orden de l'Union parfaite. Die Umſchrift iſt. *Chriſtian. Ernſt. Graf. zu. Stolberg. K.*onigſtein. *R.*ochefort. *W.*ernigerode. *u.*nd. *H.*ohenſtein. *Herr.* z.u. *E.*pſtein. *M.*ünzenberg. *B.*reuberg. *A.*igmont. *L.*ohra. *u.*nd. *C.*lettenberg. 1760. nebſt dem Reichsapfel. Auf der Rückſeite ſieht man einen runden, mit Blumen- und Fruchtſchnüren (Feſtonen) behangenen Opferaltar, auf welchem Feuer brennt, deſſen ſtarker Rauch gen Himmel ſteigt, und die Ueberſchrift auf einem Bande: *Gott ſey gebenedeyt für dieſe ſeltne Zeit.* Im Proſpecte, das Schloß und die Stadt Wernigerode, in einer gebirgigen Gegend. Im Abſchnitte, in 4 Zeilen: *Nach Funfzigjahrig.*er. *Regier.*ung. *zu Wernigerode ſeit dem* 9 *Nov.* 1710. Ganz unten: *J. B. H.* (Joh. Bernh. Hecht, Münzmeiſter in Zellerfeld.)

b) Ein anderer. Av. *Chriſtian. Ernſt. Graf zu Stolberg. K. R. W. u. H. Herr. z. E. M. B. A. L. u. C.* 1760. mit dem kleinen Reichsapfel. Das mit 3 Helmen und mit der preußiſchen ſchwarzen Adlerordenskette geſchmückte Wappen mit Hachures, darunter zur Linken: *J. E. V. C.* als des Münzmeiſters in Stolberg, Johann Eberhard Volc-mar

(*) Jetzt: Fürſt von Hohenlohe und Graf von Gleichen, Herr zu Langenburg und Cranichfeld.

mar Claus, Name. Rev. wie auf dem vorigen; nur im Abſchnitte ohne die Buchſtaben *J. B. H.*

Eben dieſer Herr hatte auch das ſeltene Glück, ſein Ehejubelfeſt d. 31 März 1762, zu Wernigerode, zu feyern.

5. Jubelthaler auf den gefürſteten Abt des Stiftes Corvey, Florentius, welcher das 53ſte Jahr ſeines geiſtlichen Standes zurück gelegt hatte, v. J. 1713. Auf der erſten Seite iſt das Wappen mit 3 Helmen, dem Stabe und Schwerte. Umſchrift: *Solemni ritu. Jubilæum. celebrabat. Rev.*erendiſſimus. *&. Celſ.*iſſimus. *Pr.*inceps. *D.*ominus. *Florent.*ius. *Abbas. Corbienſ.*is. *S.*acri. *R.*omani. *I.*mperii. *Pr.*inceps, *XX Ap.*rilis. Deſſen Fortſezung folgt im Revers: *An.*no. *quo Præſent.*es. *Rev. & Cel. Pr. d. Franc.*iscus. *Arnol.*dus. *Ep.*iſcopus. *Mon.*aſterienſis. *&. Pad.*erbornenſis. *ac. Ser.*eniſſimus. *Pr.*inceps. *D.*ominus. *Ant.*onius. *Vlr.*icus. *D.*ux. *Br.*unſvicenſis. *&. Lun.*eburgenſis. In der Mitte ſind 7 Kronen zu ſehen, mit Beyſchriften, als bey der unterſten: *Stemma is gentilitii* 18. *Febr.* 1643. Bey der zweyten. *Religionis* 1660. *II. Ju'.* Bey der dritten: *Sacerdotii* 1667. 5. *Mar.*tii. Bey der vierten: *Principalis* 1696. 18. *Junii.* Bey der fünften, als der Infel: *Abbatialis* 1696. 18. *Jun.* Bey der ſechſten: von Lorberzweigen: *Co ona Jubilæi. VIret hIs CIrCVMData.* Bey der ſiebenten, über den Wolken: *VLtIMa CoeLeſtIs VenIat ſeD ſero.* Die Zahlbuchſtaben in den lezten beyden, geben die Jahrzahl 1713, in welchem Jahre dieſer Abt das 53ſte Jahr ſeines geiſtlichen Standes zurück geleget hat.

6. Thalerförmige Jubelmedaille auf die funfzigjährige Regierung der Aebtiſſin des kaiſerl. gefürſteten freyweltlichen Stiftes Gandersheim, Eliſabeth Erneſtina Antonia, v. J. 1763. Av. Die Umſchrift in zwey Reihen: *V. G. G. Eliſabetha Erneſtina Antonia, d.*es. *k.*aiſerl. *f.*rey. *w.*eltlichen. *S* tifts. *G.*andersheim. *Abb.*atiſſinn. *H.*erzogin. *z.*u. *S.*achſen. *g.*eboren. *d.* 3. *Dec.* 1681. *inthron.*iſiret. *d.* 9. *Nov.* 1713. Dero ſauber geſchnittenes Bruſtbild mit umgehangenem Orden. Am Arme: *J. O. Wahl.* Rev. Folgende Aufſchrift in 11 Zeilen: *Zum Denckmal auf das Jubelfeſt, das Gottes gnadenreiche Führung, nach funfzigjähriger Regierung im Seegen mich begehen läſſt. Gefürſtete Abtey Gandersheim d.* 9. *Nov.* 1763.

Per=

Perſonen, welche 50 Jahre in einem anſehnlichen geiſt. oder weltlichen Amte geſtanden haben, feyern ihr Amtsjubelfeſt. Ein Prieſter, welcher das 50ſte Jahr ſeiner Prieſterweihe oder Ordination feyert, wird, beſonders in der römiſchen Kirche, Jubelprieſter, (und die feyerliche Meſſe, welche er an dieſem Tage lieſet, Jubelmeſſe;) oder auch ſonſt ein Geiſtlicher, welcher ſchon 50 Jahre im Amte geſtanden; oder ein Mönch, welcher ſchon vor 50 Jahren ſein Klostergelübde gethan, (ein jubilirter Ordensmann,) ingl. ein Domherr, welcher bey der Kirche des Capitels die ſtatutenmäßige Anzahl Jahre hindurch den Gottesdienſt abgewartet hat; (ein jubilirter Domherr,) überhaupt ein Mann, welcher der Kirche oder dem gemeinen Weſen funfzigjährige Dienſte geleiſtet hat, und daher von allen, oder doch von gewiſſen Amtspflichten diſpenſirt wird, und gewiſſe Vorzüge genießt, gemeiniglich mit Beybehaltung der ganzen oder halben Beſoldung, ein Jubiläus oder Jubilarius, Fr. Jubilé oder Jubilaire, genannt. Inſonderheit heißt bey der theologiſchen Facultät in Paris, Jubilé, oder Jubeldoctor; ein Doctor, welcher es ſchon 50 Jahre geweſen, und deswegen, doch mit Beybehaltung aller ſeiner Rechte und Einkünfte, nicht mehr verbunden iſt, den ordentlichen Zuſammenkünften der Facultät, den Disputationen, u. ſ. w. beyzuwohnen. Ich werde auch hier die Beſchreibung und Abbildung einiger Jubelmedaillen auf Männer, welche der Kirche oder dem gemeinen Weſen funfzigjährige Dienſte geleiſtet haben, hinzu fügen.

1. Gedächtnißmünze auf das von Nic. Tulpen im J. 1672 begangene Jubelfeſt, wegen der 50 Jahre geführten Würde eines Rathsherren zu Amſterdam; Fig. 1757 a). Die Hauptſeite zeigt das Bruſtbild deſſelben im Durchſchnitt von der rechten Geſichtsſeite, mit einem Mützchen bedeckt, in dermaligen Kleidung, mit dem umher ſtehenden Titel, worin die Zahlbuchſtaben die Jahrzahl 1672

anzeigen: *N.icolaus. TVLp. AMſterD.ami. Cos. IIII. Senator. AnnIs QVInqVagInta.* (Nicolaus Tulp, zum viertenmal Bürgermeiſter zu Amſterdam, und funfzigjähriger Rathsherr.) Auf der Rückſeite ſieht man eine hohe Ceder, welche mit dem Gipfel über die Wolken hinaus reicht, mit der Umſchrift: *Vires. ultra. ſortemque. ſenectæ.* (Die Kräfte ſind über den Zuſtand des Alters.)

Nic. Tulp, war zu Amſterdam 1573, d. 11 Oct. geboren, wurde zu Leiden Doctor der Arzeneywiſſ. und 1622 Rathsherr in Amſterdam, und hat in dieſer Würde 6 mal das Schöppen-, und 4 mal das Bürgermeiſteramt verwaltet. Als er 50 Jahre im Rathe geweſen war, nöthigten ihn ſeine Freunde, ſein Jubelfeſt im J. 1672 mit einem Gaſtmahle zu begehen. Weil nun ohnedies die Umſtände der damals trübſeligen Zeit, bey dem ſtarken Einbruche des Königes von Frankreich in Holland nicht darnach beſchaffen waren, daß man auf dergleichen Luſtbarkeit hätte denken ſollen, zumal da auch die Bürgerſchaft zu Amſterdam ſich ſehr unruhig bezeigte, und verſchiedene Magiſtratsperſonen im Verdacht hielt, daß ſie heimliche Verräther wären, welche die Stadt dem Könige zu überliefern ſuchten, ſo weigerte ſich Tulp anfänglich, ihnen das begehrte Freudenmal zu geben; da ſie aber mit ihrem Erſuchen nicht ablieſſen, um ſich nur ein wenig in der allgemeinen Bekümmerniß aufzumuntern, ſo geſchah von ihm die Einladung zu einem deshalb beſtimmten Tage. Sie erſchienen alle, in Erwartung einer köſtlichen Mahlzeit. Allein, ſie fanden auf einem mit grobem Tiſchtuche bedeckten Tiſche, hölzerne Teller und irdene Schüſſeln, mit Erbſen, Pökelfleiſch, Krabben, Häringen, Kabeljau, Kalbsbraten, Butter und Käſe; zum Tranke wurde Harlemer Bier in einem hölzernen ausgepichten Gefäße, und zuletzt ein Glas Franzbranntwein herum gegeben. Er ſagte: Seine Gäſte möchten ſich dieſes nicht befremden laſſen; er habe es für nöthig geachtet, ihnen zu zeigen, wie gute Freunde einander, vor 50 Jahren, als er in den Rath gekommen, in größten Vertraulichkeit bewirthet, und ſich ſehr vergnügt bezeigt hätten; ſie möchten alſo damit jetzt auch fürlieb nehmen, den guten Appetit den beſten Koch ſeyn laſſen, und ſich der vorigen Zeit dabey erinnern. Dieſe gute Lehre war das heilſamſte Gewürz, welches den Gäſten am beſten gedieh. Sie lieſſen ſich alles wohl ſchmecken, und ſchieden vergnügt von einander. Nach 8 Tagen nahm er eben dieſe Freunde ganz unvermuthet wieder mit ſich nach Hauſe, zu einer Mittagsmalzeit, und ſetzte ihnen die niedlichſten Speiſen mit den köſtlichſten Weinen auf. Das Tafelgeſchirr beſtand in dem ſchönſten engliſchen Zinn und Porzellan. Die Geſundheiten wurden aus vergoldeten ſilbernen Bechern getrunken, und alles war nach der netten Weiſe und Lebensart ſelbiger Zeit eingerichtet. Bey dieſer Fröhlichkeit fragte endlich der alte Bürgermeiſter ſeine Gäſte: ſie ſollten ihm aufrichtig ſagen, zu welcher Zeit es beſſer um die Republik geſtanden hätte, ob damals, da man mit gemeiner Hausmannskoſt ſich hätte abſpeiſen laſſen, oder jetzt bey allem Ueberfluſſe ſo vieler herrlichen Gerichte und Getränke? Sie mußten alle ganz beſchämt und offenherzig geſtehen, daß in der Zeit von einem halben Jahrhunderte die bür-

bürgerlichen Sitten und Gewohnheiten ſich gar ſehr verändert, hingegen aber zugleich der Wohlſtand des gemeinen Weſens gar ſehr abgenommen hätte, und je mehr der Luxus und die Verſchwendung geſtiegen wäre, je einen gröſſern Abgang hätte der Staat an Vermögen und Macht verſpüret.

2. Als der Scholaſticus und Senior des Domcapitels zu Maynz, der Freyherr von **Waltpott** auf Baſſenheim im J. 1705. ſein Jubiläum als Prieſter begieng, ließ er eine Gedächtnißmünze ſchlagen, auf deren erſter Seite der h. Martin, als der maynziſchen Metropolitankirche Patron und Schutzheiliger, zu Pferde, ein Stück von ſeinem Mantel dem dabey liegenden Bettler mittheilt, mit dem dabey geſetzten waltpottiſchen Wappenſchilde, und der Umſchrift: *Sub hoc Patrono Deo Cæſarique militans conſenui.* (Unter dieſem Patrone, da ich Gott und dem Kaiſer meine Ritterſchaft geübt habe, bin ich alt geworden.) Auf der andern Seite ſteht folgende Inſchrift von 9 Zeilen: *Caſimir.*us. *Ferd.*inandus. *Adolph.*us. *L.*iber. *B.*aro. *a Waltpott. in Baſſenheim. Eccl.*eſiæ. *Metr.*opolitanæ. *Mog.*untinæ. *Scholaſtic9 Jubilæus. &. Canonicatu. Senior.* mit der Umſchrift: *Non hos ſed plures fautoribus opto dies.* 1705. (Nicht dieſe, ſondern mehrere Tage wünſche ich den Gönnern an.)

3. **Medaille auf den gefürſteten Abt des Kloſters Muri, und erſten Reichsfürſten, Placidus, und auf ſein fünfzigjähriges Prieſterjubiläum, v. J. 1720. Fig. 1757 b).** Auf der erſten Seite präſentirt ſich des Abtes Bruſtbild im links ſehenden Profil, in dem gewöhnlichen geiſtlichen Habite, mit einem vom Halſe herab hangenden Kreutze, mit bedecktem Haupte, und dem umher ſtehenden Titel: *Placidus. Abb.*as. *Mur.*enſis. *S.*acri. *R.*omani. *I.*mperii. *Princeps.* Auf dem Revers ſteht der Proſpect des fürſtl. Gotteshauſes Muri, mit allen ſeinen Gebäuden, Kirchen, Höfen und Gärten, in der Ringmauer. Die Umſchrift continuiret den auf der erſten Seite ſich befindlichen Titel alſo: *Jubilæus. Æt.*atis. *LXXIV Regim.*inis. *XXXVI.* Im Abſchn. iſt das fürſtl. Wappen zwiſchen der Jahrzahl *MDCCXX.*

Zum Andenken dieſes Jubiläi wurde nicht nur jetzt beſchriebene Medaille, ſondern auch noch kleinere Schauſtückchen in Ducatengröße mit des Abtes Bildniß, und dem völligen fürſtl. Wappen, wie auch gleich lautender Umſchrift geſchlagen.

Ein Mehreres von dem fürſtl. Benedictinerſtifte Muri, und bergedachten Abtes Verdienſten um daſſelbe, findet man im Köhler, II. Th. S. 321, fgg. und Bundmann.

4. Sechs Medaillen auf Hans Sigm. v. Haunold, kaiſerl. Rath, und der Stadt Breslau Präſes, welcher d. 5. März 1710, im 76ſten J. ſeines Alters das 50ſte Jahr ſeiner Rathswürde zurück legte, welche theils wirklich gepräget, theils in Kupfer geſtochen, zum Vorſchein gekommen ſind.

a) Die auf Befehl der Kämmerer im Namen des Magiſtrates, geprägte Medaille; Fig. 1757 c). Die eine Seite ſtellt die Stadt Breslau vor, unter dem Bilde einer ſitzenden Frauensperſon, welche auf dem Kopfe eine Mauerkrone (Corona muralis) trägt, in der rechten Hand das breslauiſche Stadtwappen in einem ovalen Schilde hält, zur Linken einen Waſſerkrug, mit dem Namen *Viader*, (die bey Breslau vorbey fließende Oder bedeutend,) liegend hat, oben aber die Worte: *Joſephi ſub Imperio.* Unten im Abſchn. *S.*enatus. *P.*opulus. que. *Wratiſlauienſis MDCCXIII. Non. Mart.* Auf dem Revers ſteht oben das haunoldiſche Geſchlechtswappen, zu beyden Seiten ein Kranz von Eichblättern, und darunter, in 13 Zeilen, die Worte: *Johann Sigismundo ab Haunold S. Cæs. Maj. Conſiliario Reipubl. Wratilau. Præſidi quod novo exemplo Ann. Ætatis LXXVI. Senatoriæ dignitatis L. in commun. utilitatem ſuperſtes nobis relictus ſolemnia pro eo concipientes vota gratulamur.*

b) Die 2te wirklich geprägte Gedächtnißmünze der löbl. Kaufmannſchaft, Fig. 1757 d), ſtellt, auf der einen Seite, den Hrn. Präſes im Bruſtbilde vor, mit der Umſchrift: *Jo. Sigism. ab Haunold. S. C. Maj. Conſil. Reip. Wratisl. Præſes.* Unten: *Ann. Ætatis LXXVI. Senatorii Muneris L.* Auf der andern Seite ſteht das zierlich eingefaßte und mit einer Krone bedeckte haunoldiſche Stammwappen, welches ein blau und weiß geſchachter Schild, wodurch ein rother Balken oben von der vordern Ecke des Schildes herunter zu der hintern Ecke deſſelben geht; auf dem gekrönten Helme, zwiſchen zwey blau und weiß abgewechſelten Flügeln, in deren jedem der rothe Balken zu ſehen iſt, präſentirt ſich ein ausgeſtreckter Arm mit einem bloßen und in der Mitte blutigen Säbel; die vordere Helmdecke iſt roth und weiß, die hintere blau und weiß. Neben herum ſind die Worte: *Deo Cæſari Patriæ Fidus.* Unten die Jahrzahl: *MDCCX.*

c) Die dritte, etwas kleinere, aber wirklich in Gold und Silber, nur etlichemal (weil der Stämpel geſprungen iſt,) geprägte, und vom Synd. Zachar. Machnitzky in-

ventirte und dem Präſes überreichte, Medaille, Fig. 1757 e), zeigt auf einem Poſtemente das Bruſtbild des Hrn. v. Haunold, mit ſeinem Wahlſpruche, in der Umſchrift: *In ſummo humilis in ſeveritate humanus.* (mit welcher Worte Anfangsbuchſtaben, *J. S. H.* auf die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens gezielt iſt.) Im Abſchn. ſteht: *E. Familia Senator. ab A.* 1443. (womit angedeutet wird, daß ſchon vom J. 1443 an, das Geſchlecht derer v. Haunold zu Breslau im Rathe geſeſſen hat) Auf der andern Seite ſteht folgende Inſcription, in 13 Zeilen: *Ultimus gentis ſuæ Joh. Sigm. ab Haunold S. Cæſ. Maj. Conſil. Reip. Wratislau. Præſes L. Annorum. Senator. Primus hoc celebrans Jubil. felicitate nemini cedat. ætate omnes antecedat. illuſtrem familiam ſero claudat. ſic vovet Z. M.* 1710. 5. *Mart.*

d) Die vierte, Fig. 1757 f), hat Jo. Gottfr. Baron, *J. V. D.* ausgedacht, und auf einem gedruckten deutſchen Gedichte in Kupfer vorgeſtellt. Man ſieht darauf das Bruſtbild des Hrn. Präſes auf einem viereckigen Poſtemente. Die demſelben zur rechten Hand ſtehende, mit einer Bürgerkrone (Corona civica) gezierte, und in der rechten Hand ihre gewöhnliche Attribute, nämlich das bloße Schwert und die Wage, führende Aſträa oder Gerechtigkeit, reichet ihm eine Bürgerkrone, oder einen Kranz von Eichenlaub, dar. Hinter ihr ſteht die Zeit, in dem Bilde eines alten Mannes, mit einer Sanduhr auf dem Haupte, einer Senſe in der rechten, und dem Ehrenzeichen der alten römiſchen Bürgermeiſter (nämlich einem zwiſchen zuſammen gebundenen Stäben hervor ragenden Richtbeile, von den Römern Faſces genannt,) in der linken Hand. Ferner wird ihm von der zur Linken ſtehenden, ein brennendes Flämmchen oben auf der Scheitel führenden, in der linken Hand aber eine brennende Kerze nebſt einem offenen Buche haltenden, Klugheit, hinter welcher ein Greis mit einem Stabe in der linken Hand zu ſehen iſt, ein Lorberkranz gereichet. Auf dem Poſtemente ſelbſt lieſet man Folgendes in 7 Zeilen: *Johann. Sigism. ab Haunold & Rumberg Reip. Wrat. Præſes.* Darunter: *Ann. MDCCX. Æt. LXXVI.* Auf dem Abſchnitte, in 2 Zeilen: *Elect.us. Senator A. MDCLX. Præſes fact.us. A. MDCXCI.* Durch die oben befindliche Umſchrift: *Vir Secula troica dignus*, wird angezeigt, daß Hr. v. Haunold würdig ſey, gleich dem im trojaniſchen Kriege berühmten Neſtor etliche Secula hindurch zu leben. Auf dem Revers findet man 7 ſchöne

friſche Bäume in gewiſſer Proportion neben einander in die Runde geſetzt, an welchen die Wappenſchilde eben ſo vieler breslauiſchen Præſidum hangen; in der Mitte aber zwiſchen denſelben zeigt der höchſte Baum das haunoldiſche Wappen. Die Ueberſchrift heißt: *Tantum caput extulit una.* Im Abſchnitte ſteht: *Vot.*a. *V.* (quinque *Decenal.*ia zur Bedeutung, daß nach zurück gelegtem 5ten Decennio oder Jahrzehend, die dermaligen Glückwünſche an Hrn. v. Haunold geſchehen ſeyn. In dem Zirkel des Randes endlich iſt zu leſen: *Quinquaginta Annos geſſi Monumenta Senatus.*

e) Die fünfte, Fig. 1757 g), iſt auf einem von M. G. Hancke, damal. Pfarrer zu 11000 Jungfrauen vor Breslau, in Druck gegebenen gelehrten Denkmale befindlich. Auf der einen Seite iſt der Proſpect der Stadt Breslau; darüber *Vratislavia.* Unten: *Joh. Sigismundus ab Haunold electus Senator MDCLXI. d. XI. Febr.* Herum: *Profuit Haunoldus tibi Quinquaginta per Annos.* Auf der andern Seite der hebräiſche Name Jehovah; in der Mitte zwey betende Hände aus einer Wolke, darunter: *Anno MDCCX. d. XI. Febr. quinquagenalia feliciter celebrat.* Die Umſchrift beſteht aus zwey Herametern, mit deren erſtem der Erfinder auf das, im Jahr 1650 bey damals in Nürnberg publicirten Friedensſchluſſe erfundene, ganz ungezwungene, die Jahrzahl in unverrückter Ordnung der Zahlbuchſtaben exprimirende Chronoſtichon: Magnas ferte Deo grates pro paCe reLata, alludiret. Die ganze Umſchrift, in 2 Zeilen, lautet alſo: *Magnas ferte Deo cives pro Praeſide grates, ferte preces porro proſit dum præſidet urbi.*

f) Da Hr. v. Haunold, die vielen ihm zu Ehren angewandten Bemühungen, nicht nur mit Worten, ſondern auch mit einem wirklichen wohlthätigen Andenken zu erwiedern, ſich entſchloſſen hatte, wurde auf deſſen Verordnung und eigene Unkoſten, die Medaille, Fig. 1757 h), gepräget. Auf der einen Seite zeigt ſich deſſen Bruſtbild, mit der Umſchrift: *Jo. Sigism. ab Haunold. S. C. Maj. Conſil. Reip. Wratisl. Præſes.* Im Abſchnitte ſteht: *Ann. Ætatis LXXVI. Dignitatis Senat. L. O. R. MDCCX.* Auf der andern Seite präſentirt ſich das an einem umgeſtürzten korinthiſchen Capitäle angelehnte, und etwas abwärts ſinkende haunoldiſche Wappen, welches der dabey ſtehende Tod mit einem Leichentuche bedecken will. Unten iſt zur linken Seite eine ſich zur Erde neigende oder verwelkende Lilie, oder andere Blume, beygefügt;

gefügt; im Abſchn. ſteht: *Noviſſima cogitemus vivamusque memores lethi*. Der äuſſerſte Rand zeigt folgende Worte: *Aliis inſerviendo conſumor*.

5. In eben dem Jahre 1710 begieng Hr. Heinr. Aeſcher, Bürgermeiſter zu Zürich in der Schweiz, im 84ſten Jahre ſeines Alters, und im 32ſten der Bürgermeiſterwürde, nicht nach funfzig- ſondern erſt nach ſechzigjähriger Amtswürde, ſein Rathsjubiläum, und es wurde ihm zu Ehren die Medaille, Fig. 1757 i): gepräget. Auf dem Avers zeigt ſich das Bildniß des Greiſes in gewöhnlicher Kleidung, mit der Umſchrift: *Henricus Æſcherus Conſul Reip. Tigurinæ*. Auf dem äuſſerſten Rande ſteht: *Anno. Ætatis. LXXXIV. Senatus. LXIX. Conſulatus. XXXII.* Die unten angefügten Buchſtaben: *H. J. G.* bezeichnen den Münzeiſenſchneider, Hans Jac. Gesner. Auf dem Revers ſitzt die Hoffnung, und hält in der rechten Hand einen Oehlzweig, welcher von der Sonne lieblich angeſchienen wird; den rechten Fuß ſetzt ſie auf römiſche Fasces, neben welchen die Weltkugel liegt. Die Umſchrift iſt: *Non eſt mortale quod opto.*

6. **Fünf in Gold und Silber geprägte Medaillen auf Jo. Adr. Freyherrn von Plencken, kaiſerl. königl. geheimen Rath und königl. Oberamtskanzler im Herzogthume Ober- und Niederſchleſien, welcher d. 17 Jul. 1718, das Jubiläum ſeiner funfzigjährigen hohen Amtswürden, im 84ſten J. ſeines Alters celebrirte.**

a) Medaille, welche vom Freyherrn v. Brunetti inventiret, und im Namen des königl. Oberamtes überreicht worden iſt; Fig. 1757 k). Auf dem Avers zeigt ſich aus dem freyherrl. plenckiſchen Wappen der ſich empor ſchwingende Stammadler, mit der linken Klaue einen Anker haltend, von welchem eine Wageſchale herab hängt, deren eine Schale mit 84 die andere mit 50 bezeichnet iſt, und dieſe von jener überwogen wird; in Erwägung, daß, nachdem 84 Jahre bereits verfloſſen, 50 hingegen in den königl. Oberamtsbüchern zu finden, und in den Geſchichten des Landes zu leſen ſind. Die Umſchrift lautet: *Meritum plus ponderat Annis.* Der Revers enthält folgende Inſcription in 15 Zeilen: *Joan. Adriano L. Baroni de Plenken Dyn. in Haydave & Hunnern S. C. M. Conſiliario intimo ſupr. per utramque Sileſiam Curiæ Cancellario ſpartæ præclare geſtæ Jubileum raro exemplo celebranti ætate & meritis pleno ejusdem ſupremæ*

Curia Collegium Annos Neſtoris & perennem felicitat. XVII. Julii. M.DCC.XVIII.

b) Die zweyte, von Hrn. **Knorr v. Roſenroth** erfundene, und von den Fürſten und Ständen im Herzogth. Ober- und Niederſchleſien überreichte, Fig. 1757 l). enthält auf dem Avers das Bruſtbild, mit der Umſchrift: *J. A. L. B.a. Plencken. S. C. M. Conſ. int. & ſup. Sil. Cur. Canc.* Auf dem Revers ſteht über der Inſcription das hochfreyherrl. Wappen, in welchem unten ein einfacher, dem ſchleſiſchen gleichender Adler, darüber im rechten Felde eine Lilie, und im linken ein Anker zu ſehen iſt. Die Inſcr. in 9 Zeilen lautet alſo: *Viro Excellentiſſimo de officiis in ſuprema Provinciæ Curia per Semiſeculum geſtis immortaliter merito Anno ac die Jubilæi M.DCCXVIII. XVIII. Julii. gratulatur Sileſia.*

c) Der Freyherr v. **Brunetti** beehrte, vor ſich, den Hrn. Kanzler mit folgender Medaille, Fig. 1757 m). Auf dem Avers ſieht man das Bruſtbild, mit umſtehendem Namen und Titel: *Jo. Adr. L. B. de Plenken. S. C. M. Conſ. int. & ſupr. in Sil. Cur. per An. L. Conſil. & Cancell.* Im Abſchn. in 3 Zeilen: *Cui per luſtra decem præſes cape munera gentis.* Auf dem Revers ſteht ein Pomeranzenbaum in einem zierlichen Geſchirre, darauf das plenkiſche Wappen geſezt iſt. Daneben ſtehen in der Erde zwey entblätterte Bäume, mit der Umſchr. *Nec mihi bruma nocet.* Im Abſchn. *XVII. Julii. M.DCC.XVIII.*

d) Die löbl. Kaufmannſchaft der Stadt Breslau wartete mit folgenden 2 Medaillen, davon Hr. Rect. **Stieff** Erfinder war, auf. Die erſte, von dem Medailleur **Kittel** verfertigte Medaille zeigt des Hrn. Kanzlers Bruſtbild, mit darunter geſeztem völligen Wappen, welches, auſſer dem oben beſchriebenen, auf dem Helme noch 2 Adlerflügel darſtellt, und dazwiſchen eine Meluſine, welche in der rechten Hand einen Anker hält. Die Umſchrift iſt, wie auf vorhergehender, Der Name und Titel. Auf der andern Seite befindet ſich folgende Inſcription, in 17 Zeilen: *Mæcenati Illuſtriſſ. & Excel. ſub trious, Imp. Augg. ſupr. per utr. Sileſ. Senatꝰ Cancellario negociis difficillimis fide germana prudentia ſeu. induſtria infatigabili per Annos L. felic. functo A. C. MDCCXVIII. d. XVII. Julii Jubilæum ampliſſ. muner. celebranti hoc ipſius benevolentiæ ſuæ vero gratit. monum. Colleg. Mercator. Wratislav. L.ubens. M.erito. F.ieri. F.ecit.*

Auf

Auf der andern, in Nürnberg geprägten Medaille, ſind das Bruſtbild und die Umſchrift mit den in Fig. 1757 l), völlig gleich. Auf dem Revers iſt die Inſcr. von vorhergehender auch wenig unterſchieden. Sie beſteht in 15 Zeilen, und lautet alſo: *Mæcenati Illuſtris & Excel. ſub tribus Impp. Augg. negociis difficillim. fide germana prudentia ſen. induſtria infatigabili per Annos L. felic. functo A. C. MDCCXVIII. d. XVII. Julii Jubilæum amplis. muner. celebrant hoc ipſius benevolentiæ ſuæ vero gratit. monum.* Colleg. *Mercator. Wratislav. L. M. F. F.*

7. Herr M. Jo. Hoffmann, Prediger bey St. Barbara in Breslau, wurde, nach zurückgelegtem fünfzigjährigem Kirchenamte, im J. 1726, von dem Rathe, und beſonders auch von den Vorſtehern dieſer Kirche, mit einem ſilbernen Becher beehret. Auf dem Rathsgeſchenke war folgende Schrift, von 16 Zeilen, eingegraben: *Theologo pietate, fidelitate & eruditione venerabili M. Johanni Hoffmanno ſeni LXXXII. annorum quinquagenalia muneris eccleſiaſtici ad ædem S. Barbaræ dicatam die X. Junii An. M.DCC.XXVI. feliciter celebranti argentum hoc ob animas curæ ipſius concreditas non eloquio tantum, ſed etiam exemplo in coelum evectas & in teſtimonium affectus ſui offerri curavit Senatus Civitatis Wratislavienſis.*

8. Als Hr. M. Ge. Teubner, der evangeliſchen Kirchen und Schulen in Breslau Inſpector, der Hauptkirche zu St. Eliſabeth Paſtor ꝛc. im J. 1734. ſein Prädigerjubiläum feyerte, präſentirten ihm ſeine Herren Amtsbrüder zum Andenken einen großen ſilbernen Pokal, mit folgender Inſcription:

✿

Juſtus ſicut palma florebit, ſicut Cedrus in Libano creſcet: Pſalm. XCII, 13.

✿

In perpetuam memoriam Jubilæi quod in munere ſacro Præſul ſumme venerabilis eccleſiaſtica auctoritate Cyprianum Doctrinæ puritate Gregorium Nazianzenum melliflua ſuada Ambroſium Athanaſium & Auguſtinum venerabili ſenio feliciter exprimens GEORGIVS TEVBNERVS *Anno M.DC.LXXXIV. die 23. Martii Dominica Palmarum Leſnae auſpicatus Wratislaviæ eadem Dominica An. M.DCC.XXXIV. die 18 Aprilis Inſpector eccleſiarum atque ſcholarum A. C. celebravit hoc* MNHMOΣΥΝΟΝ *gratulabunda mente offerunt Miniſterii Eliſabe-*

ſabethini Collegæ M. Adamus Quaſius. Eccleſiaſtes. M. Johannes David Raſchke. Senior. M. Johannes Schurtzmann. Subſenior. M. Mauritius Caſtens. Diaconus. Sigismundus Thiel. Diaconus.

9. Gedächtnißmedaille auf die Amtsjubelfeyer zween der berühmteſten Aerzte und Gelehrte, Johann Georg Volkamer, und Gottfr. Thomaſius. im J. 1741. (*) Die Hauptſeite pranget mit den gegen einander über ſchauenden Bruſtbildern der beyden berühmten Männer, rechts Volkamer's, und links Thomaſius. Die Umſchrift, welche in der Mitte durch ein Röschen getheilt iſt, enthält die Namen: *D. Jo. Georg. Volckamer.* Coll.egii, *Med.*ici. *Sen.*ior. *Pr.*imarius. *D. Godofr.*edus. *Thomaſius. Princ.*ipum. *Med.*icus. & *Conſ.*iliarius. Unter den Bruſtbildern iſt in der Mitte der Name des vortrefflichen Künſtlers: *Veſtner F.* nämlich der jüngere, Andreas. In dem getheilten halbrunden Abſchnitte ſteht rechts in Beziehung auf Volkamer'n: *Nat.*us. *Nor.*imbergae. 1662. *Rec.*eptus. *in Coll.*egium. *Med.*icum. 1685, und links in Beziehung auf Thomaſius: *Nat.*us. *Lipſ.*iæ. 1660. *Coll.*egio. *Med.*ico. *adſcr.*iptus. 1691. Auf der Gegenſeite iſt die rühmliche Inſchrift unter einem Röschen, in 13. Zeilen: *Nobiliſſimo Medicor.*um. *pari ævi hujus ornamentis qui per L. Annos Collegium Medic.*um. *Norimb.*ergenſe. *magnis meritis illuſtrarunt cui alter jam ſext.*um. *praeſedit alter ſext.*um. *præſidere coepit honor.*is. *ergo f.*ieri. *c.*urauerunt. *Collegae.* Im Abſchnitt ſteht die Jahrzahl: *A. CIↃ IↃ CCXXXXI.*

Eine Abbildung dieſer Medaille, ſt. in Ge. Andr. Will nürnberg. Münzbeluſt. 1. Th. Altd. 1764, 4. S. 241.

10. Medaille auf ein ſehr ſeltenes Amtsjubiläum, welches drey vornehme nürnbergiſche Gelehrte in drey verſchiedenen Facultäten, in einem Monate erlebt haben

(*) Die beyden Jubilái ſind Aerzte, welche 50 Jahre in einem Collegio mit einander waren, große Gelehrte, vertraute Freunde, und leibliche Schwäger geweſen. Sie lebten beyde noch etliche Jahre über ihr Jubiläum, welches ſie ſowohl in dem Collegio Medico zu Nürnberg, als in der kaiſerl. Akademie der Naturforſcher, begehen konnten. Beſagten Collegio Medico aber gereicht die Einigkeit und Liebe zum beſondern Vorzug, nach welcher ſie die beyden etliche 80jährigen Greiſe mit dieſer Gedächtnißmedaille beehret haben.

ben, (*), v. J. 1764; Fig. 1757 n). Die Hauptſeite lehrt die ſeltene Begebenheit in einer Aufſchrift von 9 Zeilen: *Viri incomparabiles & Excellentiſſimi D. Jo. Balt. Bernhold D. Jo. Frid. Dannreuther D. Jo. Jac. Jantke Jubileum officii uno menſe celebrant.* Im Abſchnitte ſteht: *Aprilis DD. VIIII. & XX.* Die Gegenſeite vereiniget die drey Sinnbilder der drey Facultäten, der theologiſchen, juriſtiſchen und mediciniſchen, zur gemeinſchaftlichen Freude. Die zur rechten Seite ſtehende Theologie erkennt man an ihrem ehrwürdig frommen Anſehen. Sie hat ein triangelförmiges Diadem auf dem Haupte; ihre Augen ſind gen Himmel gerichtet, und auf der Bruſt hat ſie die Hände über einander liegend. Die Taube neben ihrem Orte zeigt an, daß die Grundſätze ihrer Erkenntniß von dem h. Geiſte kommen. Die zu ihren Füßen liegenden Bücher aber, mit der Aufſchrift *Biblia* und *Aug. Con.* bezeichnen die reine evangeliſche Theologie. Die in der Mitte ſtehende Themis, oder Sinnbild der Rechtsgelahrtheit, hat ihre bekannte Wage und das Schwert, über dem Haupte den Stern, (nach der Vorſtellung des le Brün, um den göttl. Urſprung zu bemerken,) und zu den

(*) Ein jeder der drey Männer, von welchen hier die Rede iſt, hätte eine eigene Schaumünze verdiene; doch verdient es auch Beyfall, daß man ſie in einer einzigen vereiniget hat; wenigſtens iſt dieſes die einzige Medaille ihrer Art, welche ſo viel artiges und ſeltenes hat. Drey große Gelehrte, die ſich um die Kirche, um den Staat, und um das Heil der Menſchen, unſterblich verdient gemacht hatten, feyerten in einem Lande, in einem Monate, und ihrer zween an einem Tage, das Gedächtniß ihrer 50jährigen Amtsverdienſte, und ſtanden alle drey in einem muntern Alter von 80, 78, und 77 Jahren. in welchen ſie ihren Verrichtungen noch vorſtanden; und der Medailleur, welcher die Stämpel noch mit ſo vieler Feinheit und Genauigkeit ſchnitt, zählte auch 76 Jahre Den Anfang zu jubliiren machten Hr. D. Dannreuther und Hr. D. Jantke an einem Tage, d. 9 Apr. 1764. Hr. D. Dannreuther, des Rathes der Stadt Nürnberg, wie auch des Banco= und des Appellations= und Obergerichts älteſter Conſulent, wurde in dieſer Würde Jubiläus. Hr. D. Jantke, der Arzn. ord. u. öffentl. Lehrer zu Altdorf, wurde am 9 Apr. Profeſſor Jubiläus, indem er nämlich an dieſem Tage vor 50 Jahren in den akademiſchen Senat eingeführt worden war. Hr. D. Bernhold, erſter Prof. der Theol. und griech. Sprache, auch Paſtor der Gemeine zu Altdorf, trat am 20. Apr. in ſein Jubiläum ein, an welchem Tage er vor 50 Jahren zu Pfedelbach zum Prieſter ordiniret wurde.

den Füßen den römiſchen Ruthenbündel mit eingebundenem Beile, wodurch das obrigkeitliche Anſehen angedeutet wird. Hygea, oder die Göttin der Arzeneywiſſenſchaft, zur linken Hand, hat einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, die Schlange um den rechten Arm gewickelt, und in der linken Hand den Stab, die Stütze der Kranken. Bey dem Fuße ſteht der wachſame Hahn. Um die gemeinſchaftliche Freude dieſer drey Frauen auszudrücken, iſt der Boden, auf dem ſie ſtehen, mit Blumen beſtreuet, und der Vers aus dem Proſper Aquitanicus, dem chriſtlichen Dichter des 5ten Jahrhundertes, *Quære dum licet inter nos laetemur amantes*, angebracht. Im Abſchnitt ſteht die Jahrzahl *CIↃ IↃ CCLXIIII*, und der Medailleur: F. P. Werner f.

11. Jubelmedaille auf die von Hrn. Generalſuperint. und Conſiſtorialrath D. Jac. Wilh. Feyerlein zu Göttingen erlebten 50 Jahre der akademiſchen Profeſſur, v. J. 1765; Fig. 1757 o). Die Hauptſeite ſtellt den Hrn. Jubiläum im Profil, zur linken Seite gekehrt, im ordentlichen Kleide mit einem Kragen, vor. Die mit dem Revers zuſammen hängende Namensunterſchrift heißt: *Jac.*obo. *Wilh.*elmo. *Feurlino Th.*eologiæ. *D.*octori. *& in Acad.*emia. *Ge.*orgia. *Aug.*uſta. *Pr.*ofeſſori. *Prim.*ario. *M.*agnae *Br.*itanniæ. *Reg.*is. *& El.*ectoris. *Brunſ.*vicenſis *a Conſ.*iliis *Conſiſt.*orii. *Duc.*atus. *Goet.*ingenſis. *Superint.*endentis. *Gen.*erali. Unter dem abgekürzten Arme hat ſich der künſtliche Medailleur angezeigt: *Oexlein F.* Die Gegenſeite zeigt ein viereckiges verziertes Poſtement, auf welchem eine auf Kugeln ruhende, abgekürzte, mit Kranz und Blumen geſchmückte Spitzſäule, oder Prachtkegel, ſteht. Zur rechten Hand ſitzt auf dem Aeußerſten des Poſtements ein nach der Säule ſehender Genius, der ein offenes Buch, mit der Inſchrift *Biblia* hält, und zur linken ein anderer, vor ſich hinaus ſehender, mit einem ebenfalls offenen Buche, auf deſſen rechtem Blatte man *Aug. Confeſ.* lieſet. In Verbindung mit dem Avers lautet nun die Umſchrift, ſo wie in weiterm Zuſammenhange die an der Prachtſäule, an dem Poſtemente und im Abſchnitte ſtehenden Worte alſo: *Doctrina candore meritis percelebri Annis L. in munere Profeſſoris academico exactis XIX. Aug. MDCCLXV.* Jubileum. *celebranti Patruo devenerando l.*ubens. *l.*ibens. *q.*ue. *d.*at. *d.*icat. *d.*edicat. *J.*ohannes. *C.*onradus. *F.*euerlein.

12. Dem

12. Dem kön. preuß. Hof- und Kammergerichtsrathe, wie auch Senior des dritten Senates, in Berlin, Hrn. Sam. Andr. Schach von Wittenau, feyerte das Kammergericht d. 14. Jul. 1777 das zehnjährige Amtsluſtrum. Die Beſchreibung davon findet man in der 2ten Samml. der Beytr. zu der juriſt. Litteratur in den preuß. Staaten, Berl. 1778, gr. 8. S. 301, fgg. Bey dieſer Gelegenheit wurde dem Hrn. v. Schach ein in Kupfer geſtochener, ſehr fein eingefaßter, Gedächtnißmedaillon, Fig. 1757 p), überreicht. Die Idee iſt dieſe: Die als ein Frauenzimmer ſitzende Gerechtigkeit. Zur Linken ein Altar, worauf das Geſetzbuch liegt, zur Rechten ein Hahn, das Bild der Wachſamkeit, und der Adler, deſſen rechte Klaue den Scepter trägt. An den Füßen der Themis, die getretene und beängſtigte Furie. Umſchrift: *Virtute, Veritate, Fide & Juſtitiæ*. Im Abſchn. *Die XIV Julii MDCCLXXVII.* Auf dem Revers, in einem Lorbeer- und Myrtenkranze die Worte, in 7 Zeilen: *Jubilato S. A. Schach de Wittenau Conſiliario ſupremi Juſtitiæ Dicaſterii Berolinenſis de ſparta ſua quinquagenaria praeclare merito ſacrum.*

13. Auf das funfzigjährige Stiftsleben des würdigſten Domdechanten und Menſchenfreundes, Freyherrn Spiegel zum Dieſenberg, in Halberſtadt, ließen die Capitularherren, welche Sitz und Stimme im Capitel haben, im J. 1781, eine Medaille auf ihre Koſten prägen. Fig. 1757 q). Germaniens Anakreon, der Preuſſen und Brennen Tyrtäus, Hr. Canon. Gleim in Halberſtadt, hat ſie erfunden, und den darauf ausgedruckten Gedanken haben die Muſen und Grazien ihm unmittelbar eingegeben. Durch die Vermittelung meines alten biedern Freundes, Gleim, habe ich dieſe Medaille der Gewogenheit des Hrn. Domdechantens zu danken. Sie wiegt in Silber $1\frac{1}{2}$ Loth. Die Hauptſeite zeigt das Bruſtbild des Domherrn im Profil, von der linken Seite, mit der Umſchrift: *Ernſt Ludew. Freyherr Spiegel zum Dieſenberg gebohren* 1711. Unter dem Arme ſteht der Name des Medailleurs, in 2 über einander geſetzten Buchſtaben *A S.* Die auf dem Revers, in 11 Zeilen befindliche Inſchrift lautet: *Ward Domherr zu Halberſtadt* 1731. *Domdechant* 1753. *Lebte geliebt von allen Menſchen im Jahr* 1781. *Würde wenn unſre Liebe Leben gaebe nicht ſterben.* Die Veranſtaltung dieſer Medaille ſollte geheim gehalten werden; und es war ein Wunder, daß es geheim gehalten wurde,

denn

denn es wußten gleich anfangs, als man die Prägung beſchloß, 30 Perſonen darum. Aus dieſem Beyſpiele könnte man den **Bouhours** widerlegen, welcher behaupten wollte, die Deutſchen könnten nicht ſchweigen. Hr. v. **Hardenberg**, der Subſenior des hohen Stiftes, überreichte, mit einer kleinen Anrede, während einer Capitularſitzung, dem würdigen Greiſe die Münze in Golde und Silber, nebſt dem Stämpel. Der edle Greis, mit ſolchem Beweiſe der wahreſten Herzensliebe ſo unvermuthet überraſcht, verſtummte, weinte, und bat um Erlaubniß, ſich ein wenig erholen zu dürfen, damit er ſagen könne, wie ſehr gerührt er durch dieſe Liebe ſey. **Abramſon** in Berlin, der erſte Stämpelſchneider unſerer Lande, wurde gewählt, den Stämpel zu ſchneiden; die königl. Münze hat die Prägung beſorgt.

Hrn. Gockingk Journal von und für Deutſchland. v. J. 1784, 2 St. S. 194, mit e. Abbild. der Medaille von Geyſer.

Das feyerliche Andenken ſeiner vor funfzig Jahren begangenen Hochzeit, welche von Eheleuten, die 50 Jahre mit einander im Eheſtande gelebt haben, zuweilen ſehr feyerlich begangen wird, heißt das **Ehe-** oder **Hochzeitjubelfeſt**, Jubilæum gamicum, Jubilæum nuptiale, oder die **Jubelhochzeit**, (und beſonders die **goldene Hochzeit**, ſo wie die 25jährige, die **ſilberne Hochzeit**,) da denn der Ehegatte der **Jubelbräutigam**, deſſen Gattin aber die **Jubelbraut** genannt wird.

Ein vergnügter und geſegneter Eheſtand, welcher ſich auf ein halbes Jahrhundert erſtreckt, iſt ein ſeltenes Glück, und eine ſo große Wohlthat Gottes, daß dieſelbe auf mancherley Weiſe nicht genug geprieſen werden kann, daher man billig zu deren immerwährenden Gedächtniß Schaumünzen zu prägen pflegt. Es ſind theils dergleichen Vorfälle von fünfzigjährigen Eheleuten ſeltener, als die Beyſpiele derer, die 50 Jahre im Amte und Würden geſtanden haben, wo es nur auf die Geſundheit und das Leben einer Perſon ankömmt; theils haben auch wohl zuweilen geringere Eheleute 50 Jahre in der Ehe gelebt, ſie ſind aber

in

ist den glücklichen Umſtänden nicht geweſen, den Jubeltag feyerlich zu begehen, noch weniger eine Gedächtnißmünze darauf ſchlagen zu laſſen.

Verſchiedene Fürſten haben zwar, wie ich oben angeführt habe, die Regierung 50 Jahre geführt, von keinem aber iſt bis zum Jahr, 1783, ein Ehejubelfeſt bekannt geweſen. Erſteres kann um deswillen leichter geſchehen, weil wohl in zarter Kindheit die Regierung, dem Namen nach, auf Prinzen fallen kann, ſie aber ſo zeitig ſich nicht vermählen können.

Unter den außerordentlichen Merkwürdigkeiten, wodurch ſich die Lebensgeſchichte des glorreichen preußiſchen Monarchen, **Friedrich's** des Großen auszeichnet, und unter den ausnehmenden Vorzügen, womit die Vorſehung dieſelbe beglückt hat, gehört auch der unter allen gekrönten Häuptern bis dahin einzige Vorfall einer funfzigjährigen Dauer königlicher Ehe. Dieſe am 12 Jun. 1783, funfzig Jahre beſtandene Ehe des Königes von Preußen, hat an vielen Orten der preußiſchen Länder Gelegenheit zu vielfachen Freudenbezeugungen gegeben. Man hat Feſte angeſtellt, Reden gehalten, Gedichte und Kupferſtiche auf dieſen frohen Umſtand verfertigt, welcher, außer ſeiner beſondern Seltenheit, obgleich aus dieſer Ehe keine Nachkommenſchaft erfolgt iſt, die preußiſchen Unterthanen durch die Erinnerung an ihre vortreffliche Königin, welche ein Muſter der Güte, der Gottesfurcht, und der edelſten, herrlichſten Eigenſchaften iſt, mit lebhaften Empfindungen der Freude nothwendig erfüllen mußte. **Friedrich I.**, König in Preußen, würde, nach ſeinem prachtliebenden Geiſte, eine ſolche Gelegenheit nicht ungenutzt gelaſſen haben, dem Hofe und dem ganzen Lande glänzende Feſtivitäten zu geben. **Friedrich II.**, deſſen Regierung ſich durch eine ununterbrochene Thätigkeit auszeichnet, findet nie Zeit übrig, ſich mit Feſten und pompöſen Feyerlichkeiten zu beſchäfti-

gen. Er iſt zu ſehr für das Reelle, um ſich mit Ceremonien zu befaſſen; auch hat Er denen, welche ihn um Erlaubniß baten, genannten Tag zu celebriren, die vorhabende Mühwaltung huldreichſt unterſaget, keine Illumination oder andere Denkmäler dieſer zufälligen Begebenheit geſtattet, um keinen ſeinen Unterthanen, deren Liebe er ohne dies verſichert iſt, ſeinetwegen in Koſten oder Verſäumniß von ſeinen Geſchäften zu ſetzen. Er ſelbſt, dieſer ſich immer gleiche Monarch, muſterte, während dieſer Zeit, ſeine Truppen. Einige jubelbegeiſterte Patrioten konnten ſich indeſſen doch nicht enthalten, dieſem Tage ein frommes Denkmal zu ſtiften. Der berühmte und verdienſtvolle Doctor der Rechte, geh. Legationsrath, kaiſerl. Hof= und Pfalzgraf, Profeſſor und Mitglied vieler Academien, Hr. Jo. Carl Conr. Oelrichs ließ das Denkmal dieſes Tages, dem 6ten Stücke des hiſtor. Portefeuille, v. J. 1783, einverleiben. Es beſteht aus einer von ihm entworfenen und von Dan. Berger in Kupfer geſtochenen, aber nicht ausgeprägten Medaille auf die vor 50 Jahren vollzogene Vermählung Ihro königl. preuß. Majeſtäten Fig. 1758, a) auf deren einen Seite das mit einem Lorbeerkranze umwundene Bildniß des Königes, im Profil, von der linken Seite, mit der Umſchrift; *Fridericus Magnus Boruſſorum Rex*, und auf der andern das rechts ſehende Bruſtbild der Königin, mit der Umſchrift in der obern Hälfte: *Eliſ. Chriſtina Boruſſ. Regina* befindlich iſt. Unten ſteht: *Jubil.*eum. *gamic.*um. und in der untern Hälfte des Umkreiſes zur Linken: *D. XII. Jun. MDCCXXXIII.* und zur Rechten: *D. XII. Jun. MDCCLXXXIII.*

Beſchreibung und Abbildung einiger Jubelhochzeitmünzen.

1. Als Hr. Bernh. Krechting. Senior des Miniſterii zu Lübeck, und Paſtor bey der St. Marien = Kirche, 1700,

1700, d. 29 Apr. ſein 50jähriges Ehefeſt feyerte, wurde ihm von ſeinen Freunden eine Schaumünze von der Größe und Schwere einer Mark Lübiſch überreichet; Fig. 1758, b) auf deren einen Seite folgende Inſchrift, in 12 Zeilen ſteht: *In Memoriam Jubilæi gamici A. M. Bernh. Krechting Min. Lub. Sen. & Paſt. Mar. Poſt L. Annorum cum uxore Marg. Stolterfothia Conjugium Lubecæ celebr. Anno MDCC. d. XXIX. Apr.* Auf der andern Seite ſind zwey oben mit einem Bande an einander verbundene Herzen, welche mit beyderſeits Wappen bezeichnet ſind. Auf dem zur Rechten iſt des Senior's Wappen, nämlich ein nach Kaufmannsart geſchriebener Name, (zum Andenken deſſen, daß er ſich im Anfange der Kaufmannſchaft gewidmet hatte,) daran oben ein K und unten ein X zu ſehen, zu deſſen Rechten eine Sanduhr, zur Linken aber ein Todtenkopf geſetzt iſt. Auf dem andern Herzen iſt ein ſpringender Widder, mit einem ſechseckigen Sterne über den Kopf, als das ſtolterfothiſche Wappen. Ueber den Herzen iſt die Umſchrift: *Irrupta copula*, (ein unzerriſſenes Band.)

2. Auf Heinr. Häſelers, Kauf- und Handelsmannes in Braunſchweig, Jubelhochzeit im J. 1706, ließ der damals lebende Landesfürſt, Herzog Anton Ulrich zu Braunſchweig-Wolfenbüttel, eine in Silber zweylöthige Medaille ſchlagen, Fig. 1758, c) deren erſte Seite folgende Inſchrift, in 19 Zeilen, enthält: *Vota ſecunda cum prima conjuge Princeps invitis fatis optaverat non invito Principe civis celebrat Henricus Hæſeler A. Æt. LXXVII. conjugii L. cum Gertrude Maria Eltzen A. Æ. LXXI. Jubilæum gamicum quod e filiis III. filiabus totidem XXXIII. nepotibus XV. abnepot. ſuperſtites XL. adornant Princeps nummo ornat Brunſvig. d. 13 May MDCCVI. En præmia grata laborum.* (d. i. Die andere Hochzeit mit der erſten Gemahlin, welche der Fürſt zwar gehoffet, Gotte aber nicht gefallen hatte, (*) begeht mit des Fürſten gnädigſter Bewilligung ein Bürger, Heinrich Häſeler, im 77ſten Jahre ſeines Alters, und 50ſten ſeines Eheſtandes mit Gertrud Maria Elzen, ihres Alters im 71ſten Jahre. Die deswegen angeſtellte Jubelhochzeit, auf welcher von

(*) Er hatte nämlich Herzog Anton Ulrich mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth Juliane, von A. 1656, d. 17 Aug., bis A. 1704, d. 4. Febr., in 48jähriger Ehe gelebet, und daher immer gehoffet, es würde ſeine Gemahlin auch noch das 50ſte Vermählungsjahr erreichen, welche Hoffnung aber zu ſeinem größten Betrübniß fehl ſchlug.

3 Söhnen und ſo viel Töchtern, 33 Kindeskindern, und 15 Kindes-Kindeskindern, 40 noch lebende Perſonen gegenwärtig geweſen, beehrt der Fürſt mit dieſer Münze, zu Braunſchweig, am 13 May 1706. Dieſes ſind die angenehmen Belohnungen der Arbeit.) Die andere Seite der Medaille ſtellt einen umzäunten Weinberg vor, auf welchen die oberſten zwey Weinranken den Jubelbräutigam und ſeine Braut, die andern aber in 3 Reihen herum geſetzten Reben, ihre Kinder, Enkel und Urenkel anzeigen, und zwar ſo, daß die noch lebenden, mit ihren Blättern und Trauben noch ganz friſch und grün, die todten aber als verdorret, abgebildet ſind, wie man denn unter den Kindern zwey, unter den Enkeln neun, und unter den Urenkeln drey verblichene bemerkt. Die in 2 Zeilen darüber ſtehende Schrift heißt: *Dein Weib wird ſeyn wie ein fruchtbarer Weinſtock umb dein Haus. P. 128. v. 3.* Unten im Abſchnitt ſteht: *Siehe alſo wird geſegnet der Mann der den Herrn fürchtet.* Bey dieſer Gelegenheit wurde in der Domkirche St. Blaſii von dem Pred. Jordan Boden, der alten Eheleute 24 jährigen Beichtvater, eine Dankpredigt über Pſ. 115, 13. gehalten, welcher der regierende Herzog, der ganze Hof, und alle hochfürſtl. Räthe beiwohnten, welche auch die vor dem Altare geſchehene Einſegnung, und die Muſik, welche die fürſtl. Capelle, und zwar auf die alte Art, wie ſie vor 50 und mehr Jahren gebräuchlich geweſen, aufführte, mit anhöreten. Bey der Mahlzeit ließ der Herzog dem Jubelpaare einen großen ſilbernen und vergoldeten Becher überreichen, welcher währender Mahlzeit an alle Tiſche voll Weines präſentiret wurde. Auf deſſen Ründe ſtanden an der einen Seite folgende Worte: Die Freude, ein 50 jähriges Eheband mit neuen Segen in dieſem Jahre aufs neue zu verknüpfen, hatte der Durchlauchtigſte Fürſt und Herr, Herr *Anton Ulrich.* Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg gewünſchet, war aber nicht ihm, ſondern einem ſeiner getreuen Unterthanen vom Himmel zugedacht; Er gönnet aber gern den ſeinen, was er ihm ſelber wünſchet. Auf der andern Ründe folgten die Worte. Deſſen ſollen die beyden altjungen Eheleute, Heinrich Häſeler, und deſſen Ehefrau, Gertrud Maria Eltzen, ein Zeugniß und Andenken haben, beſtändig beybehalten, und jederzeit der Aelteſte ihres Geſchlechts, deſſen Beſitzer und Verwahrer ſeyn. Im Jahr Siebenzehnhundert und Sechs. Es waren auf ſolchen

Rün-

Ründen zwey Ducaten mit eingefaſſet, auf deren einer Seite des Herzoges Anton Ulrich Bildniß, auf der andern das hochfürſtl. Wappen, jenes auswendig, dieſes inwendig, zu ſehen war, woraus man die in der Schrift der Medaille befindlichen letzten Worte: En præmia grata laborum, verſtehen kann. Oben auf dem Deckel ſtand ein Löwe, welcher in den Vorderklauen die ſo eben beſchriebene Medaille von Gold hielt, welche auch in den feinſten Silber geprägt wurde, und von welcher von dem Herzoge 42 Stück unter die Häſelerſche Familie ausgetheilet wurden.

3. Jubelmünze auf Hr. D. Jac. Waitz, dreyer Herzoge von Sachſengotha Rath, Leibmedicus, oberſten Einnehmer, und der Reſidenzſtadt Gotha Bürgermeiſter, im J. 1716. Der Avers enthält die gegen einander geſetzten Bruſtbilder der beyden Eheleute, und zwiſchen denſelben ein Oval, in welchen ihre zwey Wappen ſtehen. Auf ihren Bruſtabſchnitten ſind die Lebensjahre angemerkt, als: auf des Mannes *An. Æt.* 75, und der Frauen, *An. Æt.* 70. Die doppelte Inſchrift faſſet die Namen in ſich: *Jacob. Waitz, Ph. & M. D. D. Sax. Conſil. Archiat. & Redit. Provincial. Præfec. Conſ. Gothan. Chriſtina Waitzen, geborne Jægerin.* Der Revers iſt mit folgender Inſcription von 19 Zeilen angefüllt: *In clementiſſimi genitoris gloriam Erneſti Pii Friderici Sapientis Friderici Pii Sapientis & Felicis D. D. D. Saxoniæ per L. Annos fideli ſervo & Conſuli Gothano III. Annorum cum conjuge XXVI. per X. adhuc viventes liberos XLII. nepotibus aucto poſt L. Annos de matrimoniali Jubilæo d. III. Mart. MD.CC.XVI. celebrato publicis votis gratulabantur amici & C.hriſt. W.*ermuth. *c.*um. *Pr.*iuilegio. *Cæſ.*areo. Umher ſteht deſſen Symbolum: *Virtute & labore.*

Eine Abbildung dieſer Medaille, ſt. im Kundmann, Tab. IV. n. 17.

4. Jubelhochzeitmünze auf Hrn. Segerus von Uchelen, Kaufm. in Frf. a. M. im J. 1718.) Auf dem Avers hält eine aus dem Himmel hervor gehende Hand zwey zuſammen verknüpfte Wappen. In dem Schilde zur Rechten ſteht ein Baum, und in dem zur Linken ein Roß, welches mit den hintern Füßen ſich aufbäumet. Umher iſt eine Umſchrift, in 3 Zeilen, welche alſo lautet: *Memoriam conjugii* 50 *Annor. Dn. Segeri von Vchelen Æt.* 76. *& Margar. uxoris nata Bartels Æt.* 71. *d.* $\frac{7}{4}$ *Jan.* 1718.

ritib9 Jubilæi gamici ſolenn. celebr. Francof. ad Moen. perennat familiæ Vchelianæ. Auf dem Revers ſieht man den in einer Landſchaft unter zwey Bäumen liegenden Jacob ſchlafen, wie ihm die auf der Himmelsleiter auf- und abſteigenden Engel Gottes, und oben darauf der Name Gottes, erſcheinen. Umher iſt zur Rechten zu leſen: *Domine. minur. ſum. præ omnib9 miſerat. tuis. Gen.* 32, *v.* 10. Und zur Linken: *Ecce ego tecum & cuſtodiam te. Gen.* 28. *v.* 15.

5. Im J. 1722, begieng ein Ehepaar in Bremen, im 60ſten Jahre ihr hochzeitliches Jubelfeſt, nachdem es im 50ſten, der Handthierung wegen, aus der Acht war gelaſſen worden. Der Mann, Johann Lahmann, war Bürger und Schiffer; ſeine Ehefrau hieß Aleke Golners. Er war 1629 geboren, und ſtarb 1727, 98 Jahre alt. Sie war 1630 geboren, und ſtarb 1722, den 28 Jul. 92 Jahre alt. Sie heuratheten ſich einander d. 8 Jan. 1662, und feyerten ihr hochzeitliches 60jähriges Jubelfeſt d. 8 Jan. 1722. Es gefiel an dieſem feyerlichen Tage drey gegenwärtigen Doctoren der Rechtsgelahrheit, dieſe merkwürdige Begebenheit durch Ueberreichung eines ſilbernen Bechers bey der Mahlzeit feyerlicher zu machen, welcher bey dem Aelteſten der Familie zum beſtändigen Andenken noch jetzt aufgehoben wird. Es ſtehen folgende Reime rund umher darin eingegraben:

An 1662. den 8 Januar,
Da die alte Zeit noch war,
Ward aus uns ein junges Paar,
Jetzt ſind wir zwar alt und grau,
Und jedoch noch Mann und Frau.

An. 1722. den 8 Januar,
Da die güldne Hochzeit war,
Welche mehr als gülden war,
Wollten dieſen Becher ſchenken,
Dieſer Hochzeit zu gedenken.

J. S. D. C. S. D. D. V. B. D.

(d. i. Johannes Schöne, *J. V. D.* Chriſt. Schöne, *J. V. D.* Dan. v. Büren, *J. V. D.*)

6. Zwo Jubelmedaillen auf Hrn. Jac. Meinertzhagen, Banquier und Kaufmann in Cöln, im J. 1724.

a) Die

a) Die größere, auf die Meinertzhagen-le Brunische 50jährige Ehe geprägte Medaille, Fig. 1758, d) ſtellt auf dem Avers vor: zwey auf einem erhabenen Felſen, mit dem äußerſten ihrer Klauen, und mit ausgebreiteten, einander theils berührenden, theils bedeckenden Flügeln, empor gereckten Hälſen und offenen Schnäbeln, ſtehende nach dem Himmel zum Flug geſchickte Adler, über welchen eine glänzende und ſcheinende Sonne, mit dem göttlichen Namen, den das Pentalpha bedeutet, ihre Strahlen ausbreitet. Unten am Felſen auf beyden Seiten finden ſich die zwey Geſchlechtswappen. Im Abſchnitte ſteht: *Viribus adoleſcunt.* Eſai. XL., 31. Im Rande ſtehen die Namen, die Jahre, Monate und Tage, nämlich: *Jacob Meinertzhagen* geb: 1649 d. 13. *Nov.* *Sara le Brun* geb. 1649 d. 19 *Oct. Verehl.* 1674. *Die 50jahrige Ehe verneut* 1724. d. 4 Sept. Der Revers zeigt aus dem Meinertzhagenſchen Wappen einen großen Weinſtock, mit Blättern und Trauben, das gewöhnliche, und auch in der h. Schrift (Pſ. 128, 3.) beliebte Bildniß einer fruchtbaren Ehe, deſſen Pfahl eine aus den Wolken hervor gehende Hand hält. Die 10 Zweige oder Reben dieſes Weinſtockes, bemerken 10 Kinder, welche aus dieſer Ehe entſproſſen ſind. Die 7 Zweige zur rechten Hand bezeichnen die männliche, die 3 zur linken aber die weibliche Nachkommenſchaft. Diejenigen Zweige, welche ohne Laub und Trauben zur Erde nieder gebeugt ſind, oder welche ihre Trauben fallen laſſen, zeigen diejenigen Kinder an, welche entweder unverheurathet, oder ohne Kinder geſtorben ſind, oder welche zwar Kinder gehabt, dieſelben aber wieder durch den Tod verloren haben. Die über ſich ſtehenden und mit Trauben verſehenen Zweige bemerken die noch lebenden Kinder beyderley Geſchlechts, welche Enkel oder Kindeskinder gehabt haben, wo wiederum die abfallenden und vom Zweige ſich entreiſſenden Trauben, die verſtorbenen Enkel oder Kindeskinder andeuten, die am Stocke aber noch hängenden und über ſich ragenden Trauben, die zur Zeit noch lebenden bezeichnen. Im Abſchnitt ſteht: *Suffulta vireſco.* Um den Rand, die aus Jeſ. 8, 18 genommene Stelle: Siehe hier bin ich, und die Kinder, die mir der Herr gegeben hat, in folgenden Vers gebracht: *En tua quam nobis conceſſit dextera prolem.*

b) Die kleinere, Fig. 1758, e) ſtellt auf der erſten Seite das Ehepaar, auf einem grünenden beblümten Erdreiche

reiche ſtehend, vor, welches, einander zwey Hände giebt, die beyden andern aber nach einer Krone ausſtreckt, welche ein Engel über ihren Häuptern hält, wobey der Engel zugleich das Wort Jubileum mit ſeiner Poſaune ausbläſet. Die Umſchrift iſt mit der auf dem Avers der größern Medaille einerley. Im Abſchnitt ſteht: *Coronatus amor*. Auf der andern Seite ſteht ein von der Sonne beſtrahlter und grünender Palmbaum, als das Sinnbild der von Gott allein herrührenden Fruchtbarkeit und langen Dauer des Eheſtandes, zwiſchen zwey am Rande geſetzten Wappenſchilden, mit der Umſchrift: *Factura nepotibus umbram*. Im Abſchnitt ſteht: *In aevum*.

7. Jubelhochzeitmünze auf Hrn. Jo. Phil. von Winterbach und Schauenburg, Ritter, kaiſerl. Hofpfalzgraf, und der Republik Rothenburg Bürgermeiſter, im J. 1730. Auf der erſten Seite ſteht folgende Inſchrift, von 11 Zeilen: *Jubilaeum nuptiale celebrant Jo. Philipp. de Winterbach & Schauenburg Eques aurat. Com. Pal. Caeſ. & Reip. Rotenburg. Conſul. ejusque uxor Sophia Margaretha Skilingin d. 31 Aug. ſt. vet.* 1730. Auf der andern Seite ſieht man die prieſterliche Einſegnung des Jubelpaares vor dem Altare, mit der Umſchrift: *Bina copulatio mortis meditatio.* (d. i. Die zweyte Trauung, eine Todesbetrachtung.)
In Köhlers Münzbeluſtig. VI. Th. S. 417, iſt dieſe Medaille in Kupfer geſtochen zu ſehen.

8. Jubelhochzeitmedaille auf Hrn. Matthi. Müntzenbecher, Kauf- und Handelsmann, wie auch Rathsherrn der kaiſerl. freyen Reichsſtadt Hamburg, im J. 1732; Fig. 1758. f) Auf der erſten Seite iſt ein ſchönes Gebäude, mit einer Kuppel auf der Mitte deſſelben, vorgeſtellt. Unten am Eingange des Palaſtes breitet ſich ein Weinſtock an beyden Seiten aus, und ſteigt in die Höhe; an der rechten Seite hängen 6, und an der linken 8 Weintrauben. Die 6 ſtellen ſo viele Töchter, und die 8 die Söhne vor, welche aus dieſer Ehe erzeugt worden ſind. Oben um den Palaſt ſteht, in gebogenen und gebrochenen Reihen: *Gott grundet mehrt und breitet aus im Seegen Mutzenbechers Haus.* Unten im Abſchnitt *d.* 20 *F.* 1732. Auf dem Revers ſtehen zu beyden Seiten, oben, die zwey Wappen des Jubelpaares, mit folgender Aufſchrift, in 17 Zeilen: *Zum Andencken der* 50 *jahrigen Jubelfreude Her. Math. Mutzenbecher* 21 *Jahr Rathsverw. der St. Hamburg mit deſſen Eheliebſte Fr.* *Ma-*

Maria Catharina geb. Echen uber ſeine von Gott mit 14 Kinder und 25 Kind. Kinder geſegneten Ehe. An dem Rande rund umher lieſet man folgende Verſe: *Im Eheſtand ſtehts ſchon funfzig Jahr, das heut die Jubelhochzeit war.*

9. Jubelmünze auf Hrn. Jo. Sam. Kundmann, Wachtmeiſterlieutenant der Stadt Breslau, und Aelteſten der Deſtillatorum, im 1733; Fig. 1758. g) Da Hr. K. mit ſeiner Ehegattin 7 Söhne in einer Ordnung erzeuget hatte, ſo gab dieſes Gelegenheit zur Erfindung der auf dieſe Feyerlichkeit geprägten Medaille, welche am Gewichte 6 Ducaten hält. Auf der erſten Seite ſieht man zwey Herzen, welche von dem heil. Geiſte zur Liebe von oben herab angeflammet werden, worüber zu leſen iſt: *Wo Liebe aus der Hœhe*; auf den andern, Tobias mit Sara ſeinem Weibe, vor einem Brandaltar kniend, auf welche von oben herab Blumen fallen, mit der Ueberſchrift: *Da Seegen in der Höhe.* Die Umſchrift auf beyden Seiten heißt: *In memoriam Jubilæi Kundmanniani An. MDCCCXXXIII. d. VI. Oc. Seniores Deſtillatorum.* Wie nun der alte Tobias vor ſeinem Tode 7 Söhne geſegnet, der Jubelbräutigam aber auch 7 Söhne in unverrückter Ordnung gezeuget, ſo wolle er zugleich von dieſen 7 noch 2 lebenden Söhnen und 8 Enkeln allen Segen von Gott erbitten.

Mehrere Nachricht mit den übrigen Feyerlichkeiten, die bey dieſer Kundmanniſchen Jubelhochzeit vorgefallen ſind, erzählt ſein Sohn, Hr. D. Kundmann, in ſeiner Abh. De Nummis Jubilæis, S. 70, und 80, f.

10. Jubelhochzeitmünze auf Hrn. Jo. Mich. Raabe, Bürgermeiſter der kaiſerl. Reichsſtadt Rothenburg ob der Tauber, im J. 1734. Fig. 1758. h) Die erſte Seite ſtellt zwey an dem Tauberfluſſe ſtehende, mit Weinreben umwundene, und mit den Zweigen in einander geflochtene Ulmenbäume vor. Zwiſchen beyden ſitzt auf der Erde die Zeit; und hält in der rechten Hand den gewöhnlichen Schlangenring empor, in welchen der eingeſchloſſene Zahlbuchſtabe *L* die glücklich erlebte 50jährige Zeit der ehelichen Verbindung andeutet. Darüber ſind die virgilianiſchen Worte zu leſen: *Connubio ſtabili.* Die andere Seite füllet folgende Inſcription, in 13 Zeilen, an: *In Memoriam Jubilæi gamici, a Jo. Michaele Raabio S. R. I. Reip. Rotenburgens. Conſule Reg. & conjuge Catharina Barbara nat. Schwarzmann. celebrati A. MDCCXXXIIII. d. XIX. Jan.*

11. Gedächtnißmünze auf die Ehejubelfeyer Hrn. Jobſt. Lazarus König, Stadt und Ehe- auch Land- und Bauerngerichtsſchreibers in Nürnberg, im J. 1750; Fig. 1758. i) Die erſte Seite füllet folgende Inſchrift, in 16 Zeilen, an: *Deo T. O. M. pro ſervatis ad diem uſque Jubilæum conjugibus quinquagenariis Jodoco Lazaro Kœnig & Barbara Johanna Bruno parentibus devenerandis pia vota hoc monumento reddit Reip. cauſſa abſens Filius G. G. Kœnig.* Die andere Seite ſtellet einen in grünender Gegend vor einem Fluſſe ſtehenden, und von dem, über ihm in der Höhe in einem Dreyeck eingeſchloſſenen Auge der göttlichen Vorſehung beſtrahlten Palmbaum vor, an welchem die beyde Wappenſchilde des jubilirenden Ehepaares aufgehangen ſind. Auf dem mit Quadern belegten Vorgrunde ſitzt zur Rechten, etwas hinterwärts, die geflügelte Zeit, welche ſich mit dem rechten Arme, in welchem die hervor ragende Senſe liegt, auf einem Quaderſtein lehnet, an deſſen vordern Seite *Æt. LXXV. LXXIX.* (das Alter der jubilirenden Ehegatten,) in 3 Zeilen unter einander gehauen iſt; und in der linken Hand aber den Schlangenring mit anſchauender Betrachtung in die Höhe hält, in welchem der eingeſchloſſene Zahlbuchſtabe *L* das damalige halbe Jahrhundert, und den mit denſelben gleich laufenden 50jährigen Eheſtand bezeichnet. Zur Linken an dem Rande des Vorgrundes ſteht die gegen das Auge der göttl. Vorſehung aufſchauende kindliche Liebe in Geſtalt einer Frauensperſon in römiſcher Kleidung mit einer unverlöſchlichen Flamme auf dem Haupte, welche mit der rechten Hand eine Schale Weihrauch in die, auf dem vor ihr ſtehenden niedrigen Opferaltar lodernde Flamme ausſchüttet, die linke aber auf die Bruſt führt, und einen neben ſich ſtehenden Storch zum Sinnbilde hat. Die durch das Auge der göttl. Providenz getheilte Umſchrift iſt: *Semiſeculari connubio.* Im Abſchnitte ſtehen die beyden Jahrzahlen *MDCC.* und *MDCCL.*, wodurch nicht allein das halb verfloſſene Jahrhundert nach ſeinen Gränzen, ſondern auch der während dieſer Zeit geführte Eheſtand der Jubilirenden angezeiget wird, gleichwie in der Mitte der beyden Jahrzahlen unten beygeſetzte 16te Auguſt ſowohl den erſten, als den 2ten Trauungstag bedeutet.

Ein Mehreres von dieſer Jubelfeyer und den darüber verfertigten Schriften, hat Köhler, im XXII. Th. der Münzbeluſtig. S. 393, ſqq.

12. Die

12. Die Jubelhochzeitmedaille auf Hrn. Burchard Deneken, Kaufmann und Rathsherrn der kaiſerl. freyen Reichsſtadt Bremen, im J. 1754; Fig. 1758. k) Auf der erſten Seite ſteht folgende Aufſchrift, in 10 Zeilen: *Jubilæum gamicum L. Annor. Burchardi Deneken Senatoris & Adelheidis Nonnen Conjugum Parentum VI. Lib. & XIII. Nepotum celebr. Bremæ d. IV. Nov. MDCCLIV.* Auf der zweyten Seite ſteht ein Altar, mit der Aufſchrift in 4 Zeilen: *Spes in terris impleta;* (Die Hoffnung, die hier auf Erden erfüllet iſt.) über demſelben erblickt man zwey brennende Herzen, welche zwey aus den Wolken heraus ſtehende Hände halten. Ueber dieſe Hände kommen noch zwey andere Arme aus den Wolken, und halten auch zwey Herzen, welche in der Spitze darüber von den Strahlen der göttlichen Vorſehung beleuchtet werden. Die Umſchrift oben herum heißt: *Mox implebitur in coelis.* (wird bald im Himmel erfüllet werden.) Von beyden Seiten des Altares ſtehen beyderſeitige Wappenſchilde, als: zur Rechten, das fräuliche, welches aus einer Nonne im ſilbernen Felde beſteht, die in der Rechten eine Roſe, in der Linken einen Roſenkranz hält; zur Linken, das männliche, iſt in 2 Felder getheilt, oben iſt ein Zweig von einer Eiche im blauen Felde, unten ein Kleeblatt im goldenen Felde.

13. Jubelhochzeitvignette auf Hrn. Cph. Lüttmann, älteſten Oberalten der freyen Reichsſtadt Hamburg ꝛc im J. 1756. Der Paſtor in Hamburg, Hr. Matthi. Lüttmann hatte das ſonderbare Glück und die ſeltene Freude, die feyerliche Einſegnungsrede bey dem Jubelfeſte ſeiner Aeltern, den 26 Oct. 1756. zu halten, welche mit den Glückwünſchungsgedichten, u. d. T. Denkmal der Jubelfreude wegen des Lüttmanniſchen und Mützenbecheriſchen funfzigjährigen Hochzeitfeſtes, zum Druck befördert von Matthi. Lüttmann, Hamb. 1756. 4. gedruckt worden iſt. Auf dem Titelblatte dieſes Denkmales ſteht eine in Kupfer geſtochene Vignette, die zu dieſem Endzwecke wohl erſonnen iſt. In der Mitte derſelben iſt ein Altar, worauf oben zwey verbundene Herzen brennen. An der Vorderſeite des Altares ſteht: *Magnifice egit Dominus nobiscum. Pſ. CXXVI.*, 3. An den beyden Seiten des Altares ſtehen zwey Genii, und halten die Wappenſchilde beyderſeitiger Familien. Oben ſteht: *Jubilaeo gamico.* Unten *Hamburgi, 26. Octob. MDCCVI.*

14. Jubelhochzeitmedaille auf Hrn. Jac. Paſſavant, Kaufmann in Frankfurth am Mayn, im J. 1758. Fig. 1758. l) Auf der erſten Seite ſteht folgende Inſchrift, in 13 Zeilen. *Zum Andenken der zwiſchen Jacob Paſſavant und Margaretha Ziegler in Frankfurt am Main vor 50 Jahr geſtifteten und mit XII. Kinder XXVIII. Enckel und III. Uhrenckel geſegneten Ehe.* Auf der andern Seite ſteht eine Kirche mit 4 Reihen Pfeiler von beyden Seiten vorgeſtellt. Hinten auf dem Altare liegt ein Buch mit der Aufſchrift *Evangelium.* An beyden Seiten des Altares ſtehen zwey ſich einander die rechte Hand gebende Perſonen, das Jubelpaar nämlich, mit nach den darüber gezeichneten Strahlen der Vorſehung gerichtetem Geſichte. An den zwey äußerſten Pfeilern von beyden Seiten hängen ihre Wappenſchilde. An dem Rande umher ſtehen folgende Worte: *Wie ſoll ich dem Herrn vergelten alle ſeine Wohlthat die er an mir thut. Pſ. 116, v. 12.* Unten im Abſchn. *MDCCLVIII. d. 14 Febr.* Dieſe Medaille iſt in Gold und Silber gepräget. Die goldene wiegt 12 Ducaten, und in Silber 3½ und 2 Loth.

Eben dieſer Herr Paſſavant hatte auch auf ſeine 25jährige Ehe eine Medaille prägen laſſen, welche in Gold 6 Ducaten, und in Silber 1 Loth ſchwer iſt; Fig. 1758 m.) Auf der erſten Seite kniet die Andacht, zu deren Füßen ſich zwey Tauben ſchnäbeln; ſie hält in der einen Hand eine Harfe, in der andern zwey verbundene flammende Herzen gegen die Strahlen der Vorſehung in die Höhe, worüber der hebr. Name Jehovah ſteht. Am Rande umher: *Wo reine Lieb die Hertzen rührt.* Auf der andern Seite ſtehen die beyden Namen des Jubelpaares P. Z. (Paſſavant und Ziegler) mit einem Kranze von Laubwerk, oben mit einer Krone geziert. Im Abſchnitt: *Ehejubelfeſt von XXV Jahren d. XIV. Febr.* 1733. Um dem Rande ſteht: *Wird Heil und Seegen fort geführet.*

15. Jubelhochzeitvignetten, auf **Hrn. Wilh. Mattfeld**, Oberalten der freyen Reichsſtadt Hamburg ꝛc im J. 1758. Es hat Hr. **Jo. Melch. Götze**, Paſtor zu St. Catharinen, und Scholarcha in Hamburg, die feyerliche Einſegnungsrede bey dem 50jährigen Eheſtande des Hrn. Oberalten gehalten, und zugleich mit den übrigen Gedichten, unter folgenden Titel drucken laſſen: **Ehrengedächtniß des höchſt erfreulichen Jubelfeſtes, welches der Hr. Wilh. Mattfeld = = und die Frau Margaretha Eliſ. geb. Schellerin = = d. 27. Nov. 1758 in Hamburg feyerlich begangen haben, über Pſ. 92, 13 — 16.**

a) Auf dem Titelblatte dieſes Ehrengedächtniſſes ſteht eine von Pingeling fein geſtochene Vignette, Fig. 1758 n) wel=

welch ein weites Feld vorſtellt, auf deſſen Mitte ein Palmbaum, und unten an deſſen Stamme die beyderſeitigen Wappen aufrecht ſtehen, welche oben mit einer Kette durchſchlungen und verbunden werden; zwey an beyden Seiten ſitzende Frauenzimmer halten dieſe Kette, die von der rechten Seite ſcheint mit einem Genius, die **Liebe**, und die von der linken durch ihr in dem einen Arme ruhendes Horn den **Ueberfluß** vorzuſtellen. An der rechten Seite ſteht auf einem Steine eingehauen: *Jubilæo gamico*, auf der linken eben ſo: *A. MDCCLVIII.* Oben in einem Bande die Aufſchrift: *Dimidium ſuperans conjunctio ſæclum.*

b) Die zweyte Vignette Fig. 1758, o) ſieht vor der Einſegnungsrede, und iſt ebenfalls wohl erſonnen. Er iſt ein weites Feld, worauf 2 große Palmbäume gegen einander über ſtehen, woran des Jubelpaares Wappen hängen; von beyden Seiten und hinten befinden ſich noch 11 kleinere Palmbäume. Beyde Wappenſchilde werden von 2 Frauensperſonen gehalten. Die zur rechten ſtellt die **Religion** vor, und hält in der rechten Hand ein Band, worauf die Worte ſtehen: Und ob ſie ſchon alt werden. Die zur Linken iſt die **Hoffnung**, welche in ihrer Linken ebenfalls ein Band hält: worauf ſteht: Werden ſie dennoch bluhen. Nahe dabey ſteht die **Andacht** mit einem flammenden Herzen in der Linken, mit der Rechten ſtreuet ſie auf den neben ihr ſtehenden Altar Weihrauch. An der Vorderſeite des Altars ſteht: *Jubil. gamico MDCCLIIX.* Merkur, der Kaufleute Gott, mit Flügeln an ſeiner Mütze, ſteht von der Seite, und ſieht auf die Handlung der Andacht. Oben umher ſteht: Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum. Unten: Daſs ſie verkundigen daſs der *Herr* ſo from iſt. Pſalm 92, v. 13. ſeq.

c) Die dritte Vignette ſteht auf dem Titel der Senerade, welche der 80jährige Profeſſor Hr. **Mich. Richey** verfertiget hat, und durch den geſchickten Tonkünſtler, Hr. Ge. **Phil. Telemann**, 78jährigen Director des Chori muſici, muſikaliſch componiret worden iſt. Auf einen grünen und beblümten Felde ſteht ein Altar, worauf oben zwey mit einer Kette umſchlungene flammende Herzen brennen; um denſelben tanzen eilf Genii, die ſich einander die Hände reichen, und mit Blumenkränzen auf ihrem Haupte geziert ſind. Oben umher ſteht: *Decimi pia gaudia luſtri.*

16. Ge-

16. Gedächtnißmünze auf die Jubelhochzeit des Hrn. Engelb. Wichelhauſen, Kaufmannes und Rathsherren der freyen Reichsſtadt Bremen, im J. 1758. Fig. 1758. q) Auf der erſten Seite ſteht oben: *Conjug.ium. Quinquagenal.e.* Darauf folgen beyder Geſchlechtswappen, oben gekrönt: mit Oehlzweigen von der einen, und mit Weinranken von der andern Seite umſchlungen, mit der Inſchrift darunter, in 8 Reihen: *Engelb. Wichelhauſen Senat. & Suſ. Paſſavant foecundi nat. XI. Lib. & XLI. Nep. cel. Bremæ XIV. Oct. A. MDCCLVIII. cum ſuperſtit. V. Lib. & XXVI Nep.* Auf der zweyten Seite wird vorgeſtellet oben die Sonne, von der Seite der Mond, und weiter herunter die Erde, mit rund umher zerſtreuten zweyerley Arten Sterne, welche theils in heller Luft, theils in einigen Wolken, zu ſehen ſind. Unten im Abſchnitt ſteht der Ort *Jerem. XXXI.* 35. 36. angeführt.

Die Sonne bedeutet, nach der in dem angeführten Spruche gegebenen Verſicherung, die Beſtändigkeit und die immerwährende Fortdauer der Geſchlechter des geiſtlichen Iſraels, der Mond und die Erde bilden die zwey ehrwürdige Alten ab. In der klaren Luft ſind 5 große Sterne, wodurch die noch lebende 5 Kinder, und 26 kleine Sterne, wodurch die 26 lebenden Enkel und Nichten angezeiget werden. In den Wolken ſind 6 große, und 15 kleine Sterne zu ſehen, welche die verſtorbenen Kinder und Kindeskinder bedeuten.

Sein Geſchlechtswappen iſt in 4 Felder eingetheilt, worin 2 Vögel mit abgeſchnittenen Balken ſind. Ihr Wappen iſt ein Mann mit einem Spieße.

Dieſe Medaille iſt in Gold von 10 Ducaten, und in Silber von 2 Loth, von dem Medailleur Paul Heinr. Gödecke in Hamburg gepräget worden.

17. Zwey Jubelhochzeitsmünzen auf Hrn. Dan. Weitſel, Kaufmann und älteſten Rathsherren in Bremen, im J. 1758.

a) Die größere Fig. 1758. r) zeigt auf der Hauptſeite, obwohl nur in der Entfernung, die völlige Lage der Stadt, Bremen, ſowohl der alten als auch neuen Stadt, wie ſie von dem mitten hindurch fließenden Weſerſtrome von einander getheilet wird. In der Nähe präſentiren ſich 2 gegen einander geſezte hohe Palmbäume. An jedem Stamme derſelben erblickt man ein viereckiges Schild, deren jenes zur Rechten das männliche, dieſes zur Linken das fräuliche Stammwappen ihrer Geſchlechter abbildet. Sein Wappen iſt ein Kopf der Göttin Ceres mit einer Krone von Kornähren, im blauen Felde, dergleichen auch oben über dem

Hel-

Helme drey empor ſtehen. Ihr Wappen iſt durch einen Balken in Blau doppelt getheilt; unten ſtehen 3 Roſen mit grünen Stängeln oben 2 mit einem Sterne dazwiſchen, im ſilbernen Felde, und über dem Helme 2 Flügel mit einem Sterne dazwiſchen. Die geflügelte Zeit ſieht man in einer ganz ruhigen Stellung, die ſich unter dem Schatten des einen von dieſen Bäumen niedergelaſſen hat. Den linken Arm lehnet und ſtüzet ſie auf einem Schilde, welcher einen Kranz einer in der Runde ſich zuſammen ſchlingenden Schlange vorſtellt, wodurch der gewöhnliche Kreiswechſel und Umlauf der Zeitrevolutionen angedeutet wird. Der mittelſte Raum ſchließt den römiſchen Zahlbuchſtaben *L*, zur Anzeige einer Periode von 50 Jahren, in ſich. In der Rechten hält ſie eine ablaufende Sanduhr, die Senſe aber hat ſie ſeitwärts von ſich ab- und zu ihren Füßen, zum Zeichen der Ruhe, hingeleget. Ueber dieſer Vorſtellung erblickt man die aus der Höhe ſich überall verbreitenden und herab werfenden Strahlen der göttlichen Vorſehung. Eine doppelte, auf einem Bande befindliche, Schriſt umgiebt dieſes alles, wovon die äußere zunächſt am Rande geſtellte in folgendem Verſe beſteht: *Sint. licet. annorum. ſat. multo. pondere. preſſae.* Die innere aber, welche ſich zu beyden Seiten vertheilt, ſteigt zur Rechten hinauf mit den beyden Wörtern: *Et. Stant.*; und fällt wieder zur Linken herab mit zwey andern: *Et. vigent.* In dem unterſten Abſchnitte lieſet man in zwo Zeilen dieſen Zuſatz: *Laetitia. non. ſperata. concedente numine.* worin die Jahrzahl 1758 ſteckt.

Auf der Gegenſeite befindet ſich folgende in einer zierlichen Einfaſſung eines zuſammen gebundenen Blumenkranzes eingeſchloſſene Aufſchrift von 13 Zeilen: *Decem. Matrimonii Luſtris feliciter. peractis D. O. M. vitae. & annorum. Praeſidi ſingularis. beneficii. memores vota ex animo. nuncupant Daniel. Weitſel Reip. Brem. Senator. Senior & Geſa. Meiers conjuges VIII. Liberor. & XV. Nepot. parens. A. MDCCLVIII. d. XX. Nov.*

Die Erfindung dieſer in Gold von 10 Duc. und in Silber von 2 Loth, von Gödecke in Hamburg geprägte Medaille, iſt aus den 92 Pſalm genommen.

b) Die Hauptſeite der zweyten Jubelmünze, Fig. 1758, f) ſtellt ſowohl zur Rechten, als zur Linken, einen hohen und grünenden Palmbaum dar. Beyde Bäume ſtehen auf einem anmuthigen Gefilde, an einem ſich ſchlängelnden Fluſſe

Fluſſe gepflanzt. An jedem Stamme ſieht man den römiſchen Zahlbuchſtaben *L* eingeſchnitten. Eine erhabene Spitzſäule, deren größerer Theil unten in die Augen fällt, der obere aber ſich in den Wolken verliert, raget auf dem Mittelplatze zwiſchen den Palmbäumen in die Höhe; und es ſtehen an derſelben die Worte *Vota votis majora* eingegraben. Unten an derſelben lehnen ſich zwey länglich vorwärts an der Spitzſäule auf dem Grundgeſtelle heraus ſtehende Wappen, deren das männliche zur Rechten, das fräuliche zur Linken die Stammwappen von beyden Geſchlechtern darſtellt. Dieſe Schilde ſowohl, als die Pyramyde ſelbſt, ruhen auf einem zierlichen Untergeſtelle, an deſſen Vorderſeite die Aufſchrift: *Felicitas foederis Deo dante conſervata.* worin die Jahrzahl 1758 ſteckt, befindlich iſt. An der einen Seite erblickt man noch die abendwärts in einem ſchönen und hell ſtrahlenden Glanze allmählich zu ihrem Niedergange ſich neigende Sonne. Dieſe ganze Vorſtellung iſt an dem äußern Rande mit einem Bande eingefaßt, auf welcher die Ueberſchrift lautet: *Et ſero tempore vernant.*

Die Rückſeite beſteht in einem aus zwey zuſammen gebundenen und zierlich in einander laufenden Zweigen von Laubwerk, in Form eines Kranzes. Inwendig ſteht die Aufſchrift, in 11 Zeilen: *Daniel Weitſel Reip. Brem. Senator Senior & Geſa Meiers quinquaginta annorum conjuges hocce mnemoſynon Liberis Nepotibus Amicis conſecrant A. MDCCLVIII. d. XX. Nov.*

Dieſe Münze iſt in Gold von 5 Duc., und in Silber von 1 Loth, in Nürnberg von dem Medailleur Jo. Leonh. Oexlein gepräget worden.

18. Medaille auf die goldene Hochzeit des Hrn. Jo. Jac. van Weſtrenen, *U. J. D.* ordinären Rathes in dem Provinzialgerichtshofe des Stiftes Utrecht, und Dechantes von Oudmünſter ꝛc. und Frau Johanna Cathar. Mamuchet von Houdringe, 1759 d. 25 Aug; Fig. 1758. t) Auf der vordern Seite lieſet man um den Rand: *Gods milde Hand* kroo*nde vrindlyk paaren.* (Gottes milde Hand krönet das freundliche Paar.) Unten im Abſchnitt: *Van Jan. Jac. v. Weſtrenen. Joh. Cat. Mamuchet v. Houdringe.* Ueber dieſe Namen ſieht man einen Traualtar, woran Mann und Frau ſtehen, die ſich einander über demſelben die Hände geben. Oben aus den Wolken kömmt eine Hand hervor, welche ein Horn des Ueberfluſſes hält, und daſſelbe über

dem

dem Altare ausſtürzet, wodurch dem Jubelpaare aller Segen zu Gemüthe geführet wird, welcher in dem unten am Fuße des Altares angeführten *Pſalm.* 128. *v.* 5. 6. frommen Eheleuten während einer Zeit von 50 Jahren, welche der Buchſtabe *L* in der Mitte am Altar ausdruckt, verſprochen worden iſt. Hinter dem Jubelbräutigam ſieht man einen Pomeranzenbaum, welcher 3 Früchte trägt, zum Zeichen der 3 noch lebenden Söhne, und 3 verdorrte Zweige zum Andenken der 3 verſtorbenen Söhne. Hinter der Jubelbraut ſteht ein Roſenſtock, woran nur eine Roſe, welche die noch lebende Tochter bedeutet, und 4 dürre Aeſte, welche die 4 verſtorbenen Töchter bezeichnen, befindlich ſind.

Auf der andern Seite lieſet man um den Rand: *'T Dankoffer Brand na vyftig Jaaren.* (Dankopfers Brand nach funfzig Jahren) Unten im Abſchnitt: *Op den* 25 *Auguſt* 1759; der Tag, da dieſes Jubelfeſt der 50jährigen Ehe gefeyert wurde. Dieſes vorzubilden, ſieht man das Jubelpaar vor dem Altare, worauf das Feuer brennt, niederknieen. Der unten an demſelben aus *Pſalm* 50. *v.* 23. angeführte Spruch (Wer Dank opfert, preiſet mich; und das iſt der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.) erinnert die Eheleute an ihre Pflicht, zu Folge deſſen ſie auch ihre Seufzer der Dankbarkeit himmelwärts ſchicken, und ausrufen: Dem Johovah ſey die Ehre! welches die hebräiſchen Worte ליהוה יהי הכבוד, (Laihovah jehi hacoavod,) welche über den Wolken ſtehen, und woraus die Strahlen der Vorſehung auf die Niedergeknieten herab ſchieſſen, bedeuten. Beyderſeitige Wappen findet man auch auf dem Altare ausgedruckt. Unten ſteht des Medailleurs Nahme: *J. C.*

19. Medaille auf das Hochzeit-Jubelfeſt des Conſulent Dannreutheriſchen Ehepaares in Nürnberg, im J. 1767; Fig 1758. u) Auf der erſten Seite ſieht man zur rechten Hand eines Altares das Bild der Dankbarkeit, in der Stellung einer Gott lobenden und ihm Dank opfernden Perſon, welche ihre Augen gegen das oben ſtrahlende Dreyeck erhebt. Auf dem Altare lodert das angezündete Feuer, und an dem Altarſteine ſteht angeſchrieben: *1 Theſſ. III. v.* 8. 9. Zur Linken des Altares ſteht ein Genius, welcher das Buch des Gedächtniſſes offen hält, auf welchem der Tag und das Jahr des erlebten Jubelfeſtes alſo zu leſen iſt: *Mem.* oria. *D.* iei. 13. *Apr.* ilis. 1767. Der Boden, worauf Bild, Altar und Genius ſtehen, iſt mit Blumen beſtreuet,

und im Abſchnitt iſt eine Verzierung. Die Umſchrift heißt: *Jo.* anni *Frid.* erico *Dannreuthero Reip.* ublicae *Nor.* imbergenſis *a Conſ.* iliis *LIII. Ann.* os & *Evae n.* atæ *Daumiae ejus conjugi.* Auf der andern Seite iſt über einer Verzierung eine zehnzeilige Inſcription, dieſes Inhaltes: *Non de ectis ſecundis ſed ſecundiora vota de ſecundiſſimo connubii Jubilaeo reddunt Filius Filiae Generique.*

Eben dieſer Hr. Dannreuther feyerte vor 3 Jahren ſein Amtsjubiläum als 50jähriger Rathsconſulent; ſ. oben, S. 205.

Etwas noch ſeltners iſt es, wenn eine Jubelhochzeitfeyer zwey Mal auf einander folgt, und gleichſam von dem Vater auf den Sohn beerbet wird. Ein Beyſpiel von dieſer Art erzählt Hr. Prof. Caſſel, in Bremen, im 3 St. des 5 B. des bremiſchen Magaz. S. 477, f. Im J. 1724 feyerte Hr. Jac. v. Meinertzhagen, Banquier in der freyen Reichsſtadt Cöln, ſein Jubelhochzeitfeſt, und ließ darauf 2 ſchöne Münzen prägen, welche man oben, S. 215, beſchrieben, und Fig. 1758 d) und e) abgebildet, findet. Im J. 1761 erlebte auch deſſen Sohn, Hr. Gerhard Edler von Meinertzhagen, des H. R. R. Ritter, Sr. churf. Durchl. zu Pfalz Rath, des niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreiſes Pfennigmeiſter, und Banquier der freyen Reichsſtadt Cöln, das ſeltene und große Glück, ſeine Jubelfeyer mit zwey Medaillen zu verewigen.

Auf der erſten Seite der größern Medaille, Fig. 1758, x) ſieht man zwey Häupter, die das Jubelpaar vorſtellen. Ueber den Häuptern kommt ein Engel aus den Wolken, welcher in der einen Hand eine Krone, als ein Zeichen der göttl. Gnade, nach dem angeführten Spruche, *Pſ. V. v.* 13. (Du kröneſt ſie mit Gnaden.) in der andern aber eine Poſaune hält, womit er *Jubel* ausbläſet. Unmittelbar unter den Häuptern lieſet man: *Des v. Meinertzhagenſchen Hauſes* 2tes *Ehe Jubel Feſt in Cölln.* 1761. 12 Jun. Anzudeuten, daß dieſer Engel, als aus dem Himmel, mit der wiederholten göttl. Gnade wieder geſandt worden, indem bey dieſer Jubelehe

der

der merkwürdige Umſtand iſt, daß, gedachter maßen, dergleichen Feſt ebenfalls von den Aeltern dieſes Jubelpaares, d. 4 Sept. 1724 gefeyert worden iſt, bey welcher Gelegenheit zwo (F. 1758 d) und e) abgebildete) Medaillen geſchlagen ſind, auf deren einer auch ein Engel ſteht, welcher über dem Jubelpaare eine Krone hält, und mit der Poſaune das Jubel ausbläſet. Unten im Abſchnitte ſteht der Spruch: *Den Seegen hat das Haupt des Gerechten. pr. Sal. Cap.* 10. *v.* 6. womit auf den beſondern göttl. Segen gezielet wird. Am Rande ſtehen die Nahmen der beyden Eheleute, auch ihr Alter, und die Zeit ihrer Verehelichung; nämlich: *Gerhard Edler v. Meinertzhagen des H. R. R. Ritter* geb. 1682. 11. Apr. *und Sara Eliſ. Schluiter* geb. 1693. 2. *Apr. verm.* 1711. 12. *Junii.* Der Revers ſtellt einen Baum an einem Waſſerbache vor, deſſen zweyfacher Stamm nach oben zu einem Stamm und Baum wird. Gleich über dem Bache ſteht der Spruch, woraus dieſes Sinnbild genommen iſt, nämlich *Pſ.* 1. *v.* 3. (Der iſt wie ein Baum, gepflanzet an den Waſſerbächen.) Die 8 Aeſte des Baumes bezeichnen die 8 Kinder, welche aus dieſer Ehe entſproſſen ſind, und zwar dergeſtalt, daß der erſte Aſt zur Rechten den erſten, der erſte zur Linken den zweyten, dann wieder der 2te Aſt zur Rechten den 3ten, der 2te zur Linken den 4ten Eheſegen, und ſo weiter, auch die aus ſolchen Hauptäſteu, als dem 2ten linker, und 4ten rechter Hand entſpringenden Nebenaeſte die Kindeskinder bemerken, und zugleich die dürren Aeſte und Nebenäſte die Verſtorbenen anzeigen. Oben über dem Baume ſteht der Spruch angeführt: *Pſ.* 92. *v.* 15. (Und wenn ſie gleich alt werden, werden ſie dennoch blühen, fruchtbar und friſch ſeyn.) Unten gegen die beyden Stämme des Baumes liegen die beyderſeitigen Geſchlechtswappen, als: das v. Meinerzhagenſche zur rechten, und das Schluiteſche zur linken Seite. In dem Abſchnitte ſteht: *Das werde geſchrieben auf die Nachkommen. Pſalm* 102. *v.* 19. Am Rande ſteht: *Dem Naechſten gedienet ſich treulich geliebet von den Nachkommen geehret.*

Die kleinere Medaille, Fig. 1758, y) ſtellt auf der Hauptſeite zwey vereinigte Hände vor, zum Zeichen der unverbrüchlich gehaltenen ehelichen Liebe und Treue. Oben erſcheint die Sonne, welche ihre 8 größere, und 6 kleinere Strahlen dahin wirft. Die 8 größern Strahlen bedeuten 8 dem Jubelpare geſchenkt geweſene Kinder, und die 6 kleinern Strahlen 6 geweſene Kindeskinder, ſo, daß die Zahl

P 2 von

von dem oberſten Strahle rechter Hand anfängt, und die hellen Strahlen die noch lebenden, die matten aber die verſtorbenen bemerken. Ueber und um die Sonne ſteht der Spruch: *Siehe alſo wird geſegnet der Mann der den Herren furchtet. Pſ.* 128. *v.* 4. Unten im Abſchnitt liegen in der Mitte die Geſchlechtswappen des Jubelpaares. Dabey ſtehen die Worte: *Gedaechtnus des hochfeyerlich begangenen Ehe Jubel Feſtes in der Reichs Stadt Cölln.* 1761. 12 Jun. Am Rande ſtehen, wie auf dem Avers der vorhergeh. Medaille, die Namen der beyden Eheleute, die Zeit ihrer Geburt, und ihrer Vermählung. Auf dem Revers zeigt ſich ein brennender Altar, als ein Zeichen der Gott ſchuldigen Dankbarkeit. Zu beyden Seiten deſſelben ſieht man das Jubelpaar aufrecht ſtehend, das Angeſicht nach dem Himmel wendend, und in der einen Hand die geſchmückten Lampen haltend, welche auf die Erwartung des himmliſchen Bräutigams und deſſen Zukunft zielen, nach der angezogenen Schriftſtelle: *Math.* 25. v. 7. *und* 10. (Da ſtunden dieſe Jungfrauen alle auf, und ſchmückten ihre Lampen ꝛc.) Mit der andern Hand hält das Jubelpaar eine dreyfach um den Altar geſchlungene Kette oder Schnur, welche die dabey ausgedruckte 3 Tugenden: *Glaube, Hofnung, Liebe,* 1 *Cor.* 13. als die Beſtändigkeit und den feſten Grund des Chriſtenthumes vorbilden ſoll. Neben dem aufrecht ſtehenden Jubelpaare knieen die noch lebenden 6 Kinder und das Kindeskind, mit ausgebreiteten Händen, Gott lobend und dankend. Unten in dem Abſchnitt iſt zu leſen: *Sie ſind der Saame der Geſegneten des Herrn und ihre Nachkommen mit ihnen. Jeſaias* 65. *v.* 23. In dem Rande ſteht die Ueberſchrift: *Unſer Wandel aber iſt in Himmel.* Phil. 13. V. 20. und wird dieſelbe vornämlich dem gedachter maßen bey dem Altare ſtehenden Jubelpaare zugeeignet. Die Unterſchrift iſt: *Preiſet mit mir den Herrn und laſſet uns mit einander ſeinen Namen erhöben.* Pſ. 34. v. 4. womit ſowohl des Jubelpaares, als auch der ſämmtl. Kinder und des Enkels dem Höchſten zu bringendes Lob- und Dankopfer bekräftiget wird.

Dieſe beyde Jubelmünzen ſind in Gold und Silber, von dem Medailleur Oexlein in Nürnberg gepräget worden. Die größere wiegt 3, die kleinere 2 Loth.

Ich wünſche von Herzen allen Eheleuten, welche gegenwärtige Arbeit ihres Beyfalles würdigen, und gern beyſammen leben, daß die Vorſehung ſie derglei-

chen

chen hochzeitliche Jubelfreude wolle erleben laſſen. Bey der großen Menge der mißvergnügten Ehen und der überhand nehmenden Luſt zur Wechſelliebe aber glaube ich, daß es vielen angenehmer wäre, wenn ſie alle Jahr Hochzeit halten könnten. Dieſe Freude wird aber inſonderheit denjenigen aus Gottes gerechter Schickung am meiſten zu Theil, die ſo gern reiche alte Weiber, mehr aus Intereſſe, als aus wahrer Zuneigung und Affection, auf den Kalender nehmen, denen es die größte Qual ſeyn würde, wenn mein Wunſch einträfe, und ſie mit ſolchen ein hochzeitliches Jubelfeſt begehen ſollten.

Iſt ſchon eine einfache Amts- und Eheſtandsjubelfeyer eine ſeltene Glückſeligkeit: ſo iſt es gewiß ein doppeltes Amts- und Ehe-Jubelfeſt noch mehr.

Der kurz vorher erwähnte Hr. Rathsconſulent Dannreuther feyerte es zu verſchiedener Zeit. Hr. D. Johann Lorenz von Jemgumer Cloſter, in der freyen Reichſtadt Schwäbiſch Hall älterer Städtmeiſter, Steuerherr ꝛc. hatte d. 7 May, 1748, die Freude, ſein Amts- und Ehejubelfeſt, an Einem Tage, und zwar an ſeinem Geburtstage, an welchem er das 72 Jahr ſeines Alters zurück legte, zu feyern. Das bey dieſer Gelegenheit überreichte obrigkeitliche Geſchenk beſtand in einem anſehnlichen ſilbernen und zierlich vergoldetn Deckelpokale; auf deſſen einen Seite das halliſche Stadtwappen, und auf der andern folgende Aufſchrift war: *Viro illuſtri atque magnifico JOANNI LAURENTIO* de Jengumer *CLOSTER Reipublicæ Halenſis in Sueuia Conſuli Sen. H. T. Regenti Cet. Muneris Conjugiique Semiſecularis Jubilæum ipſo natali die VII. Maj. MDCCXXXXVIII. Monumento hocce lætam declaraturi mentem pia inter Vota atque Jubila applaudunt Patres Patriæ conſcripti.* Derſelbe ſtand auf einem gleicher maßen beſchaffenen Präſentirteller, deſſen Rand mit neu geprägten halliſchen Ducaten und Thalern belegt war. Der Hr. Rathsſecretär Cloſter, als der einzige Sohn dieſes Jubelpaares, überreichte, im Nahmen aller Kinder, Schwiegerſöhne, Enkel und Urenkel, nebſt einem Gedichte eine auf

 dieſen

dieſen Jubeltag geprägte goldene Gedächtnißmünze, Fig. 1759, 10 Ducaten ſchwer, nebſt noch 12 dergleichen ſilbernen, auf einem ſilbernen Präſentirteller. Auf der erſten Seite ſind in der Mitte eines anmuthigen Gartens zwey beyſammen ſtehende, und mit den Stämmen zwey mal in einander geſchlungene, lieblich grünende und viele Früchte tragende Bäume, daß ſie faſt wie nur ein Baum ausſehen, vorgeſtellt. Dabey ſtehen zur Seite zwo Pyramiden, an denen die Bruſtbilder der Jubeleheleute in einer ovalen Einfaſſung angebracht ſind, und zwar zur Rechten des Hrn. Städtmeiſters, und zur Linken deſſen Ehegattinn. Ueber jedem iſt eine Krone, und darüber ſind auf einem in den Aeſten drey mal eingeflochtenen Bande dieſe Worte in folgender Ordnung zu leſen. Erſtlich, oben in der Mitte: *Corona*; hernach darunter, über dem Bilde des Hrn. Städtmeiſters: *Honoris*; ferner, über dem Bilde deſſen Ehegattinn: *Amoris*, und zuletzt unten in der Mitte: *Semi Secularis.* Die Haupt Umſchrift beſteht in folgendem Verſe: *Coelitus haec vobis rara corona datur.* Unten im Abſchnitte ſteht: *Dulciſſima poma*, und des Medailliſten Nahme: *P. P. Werner.* Die andere Seite faſſet folgende Aufſchrift, von 15 Zeilen, in ſich: *Parentibus optimis Jo. Laur. de Jemgumer Cloſter I. U. D. & Reip. Suevo Halenſis Conſuli Seniori & H. T. Regenti & Catharinæ Magdalenæ natæ Engelharditiæ uno die eoque patris natali d. 7 May. 1748. Jubilæum Amoris & Honoris celebrantibus gratulantur Filius, Filiæ, Nurus, Generi, Nepotes, Pronepotes.* Mehrere Umſtände von den bey dieſem Amts- und Ehejubelfeſte vorgefallenen Feyerlichkeiten, erzählt Köhler, im 24 St. des XX Th. ſeiner hiſtor. Münzbeluſt. S. 184—192.

Sammlung etlicher Jubelhochzeitmünzen, welche auf Perſonen von angeſehenen Geſchlechtern nach einem funfzig Jahre geführten glücklichen Eheſtande gepräget, und zum Andenken der Familien herausgegeben worden, von Joh. Phil. Caſſell. Mit Kupfern, Bremen, 1759, 4. 14 Bog.

Nummi Jubilæi, oder Jubel Schauſtücke, ſo nach 50-jähriger Hochfürſtlicher Regierung, nacheben ſo lang geführten wichtigen Amtswürden; inſonderheit auf Hochzeit-Jubiläa, zum Vorſchein kommen; nebſt denen hierbey veranſtalteten Jubel-Solennitäten, beſchrieben, und auf Verlangen, zuſamt dem Kundmanniſchen Jubelgedächtniß, als der andere Theil der ſonderbaren Münzen, dem Druck überlaſſen, von Joh. Chriſt. Kundmann. Breßl. u. Lpz. 1734, 4. 1 A. 3 B. u. 4. Kupfert.

Gottfr. Chr. Götzens hiſtoriſches Münzkabinet von unterſchiedlichen Jubelmünzen.

Jubel-Feſt, (Amts-) ſiehe oben, S. 195.
— — — — (Ehe-) ſ. oben, S. 208.
— — — — (doppeltes Amts- und Ehe-) ſ. oben, S. 229.
— — — — (Reformations-) ſ. oben, S. 174.
— — — — (Regierungs-) ſ. oben, S. 190.
Jubel-Geſchrey, der laute Ausbruch der Freude, beſonders bey einer feyerlichen Gelegenheit.
Jubel-Hochzeit, ſ. oben, S. 208.
— — — — — Medaillen oder Münzen, ſ. oben, S. 210.
— — — — — Vignetten, ſ. oben, S. 219, fgg.
Jubel-Jahr, ſ. oben, S. 161.
Jubel-Lied, ein Lied auf ein Jubelfeſt. In weiterer Bedeutung, ein jedes Lied, ſo fern es die Empfindungen einer lebhaften und feyerlichen Freude entwickelt.
Jubel-Medaille, Jubelmünze, Jubelthaler, auf die von den Päbſten gefreyerten Jubeljahre; ſ. oben, S. 167.
— — — — — auf die im J. 1517 angefangene Reformation Lutheri; S. 174.
— — — — — auf das im J. 1530 übergebene augsburgiſche Glaubensbekenntniß, S. 185.
— — — — — auf den im J. 1555 geſchloſſenen Religionsfrieden, eb. daſ.
— — — — — zum Andenken der vor 100 Jahren in gewiſſen Städten und Ländern vorgegangenen Reformation und verbeſſerten Kirchen, eb. daſ.
— — — — — auf funfzigjährige Regierung, S. 190.
— — — — — auf Männer, welche der Kirche und dem gemeinen Weſen funfzigjährige Dienſte geleiſtet haben, S. 195.

Jubel-Medaille, auf Ehe-Jubelfeſte, oder Jubelhochzeiten, S. 210.

— — — — — auf ein doppeltes Amts- und Ehe-Jubelfeſt, S. 229.

Jubel-Meſſe, ſ. oben, S. 195.

Jubel-Münze, ſ. Jubel-Medaille.

Jubel-Prieſter, ſ. oben, S. 195.

Jubel-Thaler, ſ. Jubel-Medaille.

Jubelier, ſ. Juwelier.

Jubilarius, ſ. oben, S. 195.

Jubiläum, ſ. oben, S. 161.

Jubiläus, ſ. oben, S. 195.

Jubilieren, aus dem Lat. jubilare, Fr. iubiler, welches in doppelter Geſtalt üblich iſt.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben, ſeine Freude durch ein lautes Freudengeſchrey, und in weiterer Bedeutung durch frohe Worte an den Tag legen; jauchzen. Ueber etwas jubilieren.

2. Als ein Activum, wo es doch nur in einigen Gegenden, und beſonders im Oeſtreichiſchen üblich iſt, einen Bedienten Alters wegen ſeiner Dienſte mit Beybehaltung der halben Beſoldung entlaſſen; vermuthlich, ſo fern ſolches gemeiniglich nach geleiſteten funfzigjährigen Dienſten geſchieht. Ein jubilierter Steuereinnehmer, Hofbedienter u. ſ. f. Im mittlern Lateine iſt Jubilaeus, ein alter hundertjähriger Mann, und Jubilarius, eine Perſon, welche 50 Jahre in einem gewiſſen Zuſtande zugebracht hat.

Als ein Activum ſtammet es von Jubiläum, als ein Neutrum aber von Jubel her, welches, dem Feſtus zu Folge, bey den Römern der laute Ausbruch der ausſchweifenden Freude war, ſo wie es im Deutſchen juch! iſt.

Jubis, eine Art Roſinen, die aus der Provence kommen.

Jucca ſiehe Yucca.

Juch! ein Laut, durch welchen der große Hauſe ſeine ausgelaſſene Freude an den Tag zu legen, und demſel-

ben

ben zuweilen noch ein hey! beyzufügen pflegt, juch hey!

Sprichw. Man ſoll nicht Juch! ſchreyen, ehe man über den Graben oder Zaun iſt; man ſoll ſich eines Vortheiles nicht rühmen, den man noch nicht hat. Auf ein Juch! folgen gemeiniglich zwey Ach!

Siehe Jauchzen und Juchzen.

Juch, Juchart, Juchert, ein Feldmaß; ſ. Jauchert.

Juchen, juchheyen; ſ. im XXIX. Th. S. 266.

Jucht, (die) auf den Hammerwerken, ein Maß, wornach die Kohlen und gemengten Steine gemeſſen werden, und welches gemeiniglich vier Tröge gemengter Steine und fünf Schorfäſſer Kohlen hält. Es iſt aus Gicht verderbt, welches bey den hohen Oefen in eben dieſer Bedeutung üblich iſt; ſiehe Gicht 2. im XVIII Th. S. 381 f. Daher der Juchtboden, der Gichtboden, oder die Juchtbühne, das Juchtmaß, oder Gichtmaß, ein hölzerner Maßſtab neun Querhände hoch, die Höhe der Kohlen und Eiſenſteine in dem Ofen damit zu meſſen.

Juchten, oder Jochten, Juchtenleder, iſt ein auf beſondere Art zubereitetes und roth gefärbtes Ochſen- und Kuh- oder auch zuweilen Roßleder, welches urſprünglich in Rußland verfertiget, und auch noch bis jetzt in dieſem Lande allein in ſeiner rechten Güte und Vollkommenheit gemacht wird. Seine Bereitung ſcheint von den alten Bulgaren, einem fleißigen und geſchickten Volke, erfunden zu ſey, wie denn auch der Nahme aus Rußland herſtammet, nach welchem es aber eigentlich Juften lauten ſollte, wie die Niederſachſen auch wirklich ſprechen. Juft, oder, in der vielfachen Zahl, Jufti, bedeutet ein Paar, weil bey der Zurichtung allemal zwey Häute zuſammen genähet werden. Die feinſten ſind Kuhhäute, doch werden auch Roßhäute, auch Kalb- und Bockfelle auf gleiche Weiſe bereitet.

Man hat von dem Juchten dreyerley Arten: den rothen moscowitiſchen oder ruſſiſchen, den weißen engliſchen, und den ſchwarzen Thranjuchten, oder das ſo genannte Schmierleder. Unter dieſen Arten von Juchten behauptet der rothe, im vorzüglichen Verſtande, den Namen des Juchtens. Aber auch von ſolchen rothen Juchten giebt es wieder verſchiedene Arten, die ihre Namen von den Ländern, in welchen ſie bereitet werden, erhalten, indem man moscowitiſchen oder ruſſiſchen Juchten, Fr. Vache de Ruſſie oder de Rouſſi, ingleichem Cuir de Ruſſie, polniſchen Juchten, Gränzjuchten, und deutſchen Juchten hat.

1. **Moscowitiſcher, oder ruſſiſcher Juchten.** Der ſtarke Handel, welchen Rußland mit dem Juchten treibt, da derſelbe in allen Ländern einen großen Abgang findet, hat andere Staaten in Europa aufmerkſam gemacht, und ſie angereizt, daß ſie Verſuche haben anſtellen laſſen, um den ruſſiſchen Juchten nachzumachen, wie ich weiter unten melden werde. Allein, aller nachgemachte Juchten kommt dem ruſſiſchen nicht bey, und hat nicht eine einzige Eigenſchaft deſſelben. Alle dieſe Nachahmungen ſind weiter nichts, als ein roth gefärbtes Rindleder. Es unterſcheidet ſich aber der ruſſiſche Juchten ſo ausnehmend durch ſeinen beſondern Geruch, daß alle Nachkünſteleyen vergeblich ſind, indem dieſer mangelnde Geruch ſie ſogleich verräth. Dieſes iſt ein ſo eigener Geruch, daß keine andere Art von Geruch etwas ähnliches davon hat, und niemand betrogen werden kann, welcher ruſſiſchen Juchten nur einmal gerochen hat. (*) Hiernächſt unterſcheidet ſich der ruſſiſche Juchten von allen Nachahmungen durch ſeine Mildigkeit und Geſchmeidigkeit, wie auch

(*) Es gibt Perſonen, welche dieſen Geruch für ſehr angenehm halten; da hingegen andere ihn ſo wiederlich finden, daß ſie denſelben durchaus nicht vertragen können.

auch ſeinen lichtbraunen Kern und kleine Narben; da hingegen alle nachgekünſtelte ſo genannte Juchten hart und klappernd, an Kern weißlicher oder ſchwärzer, und von großen Narben ſind. An Güte und Dauerhaftigkeit aber haben alle Nachkünſteleyen des wahren Juchtens noch nie nur in etwas gleich kommen können.

Wir haben in neuern Zeiten verſchiedene zuverläſſige Nachrichten über die Bereitung des Juchtens erhalten, welche alle beweiſen, daß man dieſelbe in dem ruſſiſchen Reiche keinesweges als ein Geheimniß verhehlet, die aber doch noch in Anſehung der Entſtehung des eigenthümlichen Geruches, einigen Zweifel übrig laſſen. Einige behaupten, daß man im ruſſiſchen Reiche die Rindhäute mit Weidenrinde gärbe, und ihnen den ihnen eigenen Geruch dadurch gebe, daß man ſie mit Seven- oder Rauten-Oehl, oder mit Oehl aus Birkenrinde, tränkt; die Maſchine aber, vermittelſt welcher man in dieſes Leder die Narben, oder eine Menge kleiner rautenförmiger Figuren eindrückt, in einem ſtählernen Cylinder beſtehe, welcher 1 Schuh in der Länge und 3 Zoll im Diameter hat, der mit vielen Drahten feſt umwunden und mit 3 bis 400 Pfunden beſchweret wird. Hr. Collegienr. Pallas verſichert, das Gärben geſchehe mit der Rinde der Sandweide (Salix arenaria;) man mache die Leder durchgängig mit dem reinſten und dünneſten Birkenöhle, welches ſeinen ſtarken Geruch der Birkenrinde allein, und nicht dem Poſte (Ledum) zu danken habe, geſchmeidig. Hr. Lepechin läugnet gar, daß man Birkenöhl und Poſt gebrauche. Einige behaupten, daß die Ruſſen eine gewiſſe Pflanze, Rédons genannt, zu Beförderung des Geruches bey dem Juchten anwenden, welche Pflanze in Gascogne bekannt iſt, und die man in Frankteich zu dem ſämiſchen oder braunen Leder, ſo wie zu den Juchten, anzuwenden gelernt hat.

Ver-

Vermuthlich iſt das Verfahren in verſchiedenen Gegenden verſchieden.

Ich werde die Beſchreibung der Art, wie in Rußland der Juchten verfertiget wird, nach Hrn. Lepechin, im 1 Th. ſeines von Hrn. Haſe überſ. Tagebuches der Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſ. Reiches, in den Jahren 1768 und 1769, Altenb. 1774, 4. S. 24, fgg. und nach dem neuen St. Petersburger Journal, v. J. 1782, 1 Band, S. 61, fgg. anführen. Die rohen Rindshäute werden von den ruſſiſchen Gärbern zuerſt entweder in fließendem Waſſer, oder in großen, zu dieſer Abſicht in die Erde gegrabenen Kufen voll Waſſers, zum Durchnetzen, eine ganze Woche, im Sommer aber nicht ſo lange, gelaſſen. Man nimmt ſie in dieſer Zeit täglich aus dem Waſſer, und arbeitet ſie auf dem Schabebaume oder der Schlichtbank, welche nichts anders als eine Bank mit einem ſcharfen Rücken iſt, durch. Wenn die Häute in dem Fluſſe oder in der Kufe aufgeweicht ſind, bringt man ſie in eine Lauge. Man rührt nämlich in andern Kufen, welche gleichfalls eingegraben, und unter Dach befindlich ſind, gute Aſche 2 Theile, mit 1 Theil ungelöſchten Kalk, in ſiedendem Waſſer an, und ſenkt die naſſen Häute in dieſe Lauge auf einem Roſte, welcher an Stricken ſchwebt, und vermittelſt derſelben aufgezogen und niedergelaſſen werden kann. In dieſen Aſchenkufen liegen die Häute wieder ungefähr eine Woche, doch bey warmer Witterung weniger, in kaltem Wetter auch wohl länger. Das Zeichen, daß ſie lange genug in der Lauge geweſen ſeyn, iſt, wenn man das Haar ohne Mühe mit der Hand ausrupfen kann, ſo daß nichts zurück bleibt. Sind die Häute nach 7 oder 8 Tagen noch nicht ſo weit, ſo thut man noch friſche Aſche in die Lauge, und ſenkt die Häute wieder darein. Wenn aber endlich das

das Haar loſe genug iſt, nimmt man die Häute völlig aus der Lauge, und ſchabt alles Haar auf Klötzen, oder einem Schabebaume, vermittelſt ſtumpfer, mit zwey Handgriffen verſehener Meſſer oder Schabeeiſen (Tupik,) rein ab. Dieſe Haare werden von den Gärbern gewaſchen, und in Rollen getrocknet; in welcher Geſtalt man ſie zum Polſtern und anderm häuslichen und Handwerksgebrauch verkauft. Die vom Haar völlig gereinigten Häute bindet man paarweiſe zuſammen, und hängt ſie auf Stangen, welche an Kuſen voll reinen Waſſers oder an fließendem Waſſer dergeſtalt angebracht ſind, daß die Haut ganz im Waſſer iſt, welches die Durchwäſſerung (Promykwa) genannt wird, damit ſolcher Geſtalt die Aſche, welche ſich an die Häute angelegt hatte, abgeſpühlet werde. Damit aber die Aſche deſto beſſer heraus gehe, ſchwenkt man die Häute nach dreymal 24 Stunden fleißig hin und her; darnach hängt man ſie auf, und läſſet ſie abtriefen. Alsdann fängt man an, die inwendige Seite auszufleiſchen oder abzuaaſen, d. h. die Fleiſchtheile, Häutchen, Faſern u. d. gl. was nicht eigentlich zur Haut gehört, von der Fleiſch- oder ſo genannten Aaßſeite abzuſchaben. Dazu gebraucht man entweder vorerwähntes ſtumpfes Schabeeiſen, oder ein gerades ſchmahles Schabemeſſer (Podchodka,) von verſchiedener Größe und Schärfe, nach der Verſchiedenheit der Härte und Zähigkeit der Häute. Nach dieſer Behandlung werden die Häute getreten, und die kleine jungen Rindshäute bekommen eine Bereitung, welche die Gärber in den mittlern Städten des Reiches, die ſich derſelben am meiſten bedienen, Kakſcha nennen. Dieſe Bereitung wird mit trocknem weißen Hundskoth gegeben, den man in ſiedendem Waſſer zergehen läſſet. Auf 100 kleine Häute gehören ungefähr 4 Eimer (Wedro) (*) Hundskoth. Wenn hierbey nicht

(*) Ein Wedro hält nach J. G. Gmelin's ſibir. Reiſen, im 4 B. der

nicht die rechte Proportion mit dem Waſſer getroffen wird, ſo verderben die Häute in dieſer Jauche, deren Abſicht die völlige Befreyung der Häute von den darin haftenden Laugenſalzen zu ſeyn ſcheint. Die Häute werden zwey Mal 24 Stunden in der Kakſcha oder dem Miſtwaſſer gelaſſen; alsdann werden ſie heraus genommen, ausgeſtrichen, abgeſpühlet, und in eine aus Hafermehl und Quasmalz gemachte Beitze, oder ſäuerlichen Brey, (Kiſel,) geleget. Man rührt nämlich Hafermehl mit warmen Waſſer an, und thut auf 3 Oſmine (*) oder Achtel Tſchetwerik Mehl, 3 bis 4 Eimer Hefen, die von dem gemeinen ſäuerlichen Quas oder Schempertrank (ſ. Th. II. S. 686.) welchen ſich das Volk aus Mehl und etwas Malz brauet, übrig bleiben, in den dünnen Brey, damit derſelbe mit den Häuten ſchnell ſäuern möge. Auf 10 Häute pflegen die Gärber gemeiniglich 40 Pfund Mehl zu rechnen. In dieſer Beitze läſſet man die zu Juchten beſtimmten Häute, wenn ſie klein ſind, zwey, und wenn ſie groß ſind, drey Mahl 24 Stunden liegen. Nachdem die Häute geſäuert haben, welches auch in großen Kufen geſchieht, läſſet man ſie in andern Kufen, 2 oder 3 Tage, in einem ſtarken Safte oder einer Lohbrühe (Sok,) welcher aus dem mit guter Gärberlohe ſcharf abgekochten Waſſer beſteht, liegen und wohl durchziehen. Erſt nach dieſem bringt man ſie recht auf die Lohe. Das Lohgarmachen geſchieht auf folgende Art. In die Lohkufen, in welchen oft einige hundert Häute Platz haben, wird halb gemeines Waſſer, und halb Lohſaft oder mit Lohe abgekoch-

der götting. Samml. S. 145, ungefähr 26 Pfund Waſſer, und nach S. G. Gmelins Reiſe durch Rußland, Th. 1, S. 91, 9 Stof, oder gegen 13 Maß.

(*) Ein Oſmin iſt anderthalb Lof und 1 halb Stof rigiſch, ungefähr 1 dresdn. Scheffel.

kochtes Waſſer, gegoſſen, ein Roſt an Stricken hinein gehängt, und eine Haut nach der andern darüber wohl ausgebreitet, mit guter feingeſtampfter Eichenrinde dick beſtreuet, und der Roſt immer tiefer in die Kufe gelaſſen, bis dieſelbe beynahe voll iſt; doch ſo, daß der Lohſaft über die Häute ſteht, welche denn noch darüber mit Lohe beſtreuet werden. Hier läſſet man eine kleine Haut 7 bis 8 Tage, eine dicke und ſtarke aber länger, liegen. Wenn die Häute aus dem erſten Einſatze zum Lohgarmachen heraus genommen worden ſind, werden ſie wohl abgeſpühlet, und mit den Füſſen durchwalket oder getreten, welches zwey Arbeiter in einem Sommertage wohl mit 300 Häuten verrichten können. Am folgenden Tage legt man ſie, auf vorbeſchriebene Art, in friſche Lohe; und ſo bekommen ſie überhaupt vier Mal nach einander friſche Lohe, und werden jedes Mal rein geſpühlet. In der letzten Lohe, oder dem vierten Einſatze, bleiben die Häute wohl 3 Wochen, oder länger, und dann werden ſie endlich zum letzten Mal gewaſchen, paarweiſe aufgehängt, und, wenn ſie etwas abgetrocknet ſind, an andere Meiſter geliefert, welche Lederbereiter (Raszdjelſchtſchiki) heiſſen; dieſe färben die Häute, geben ihnen den Glanz, und liefern die Juchten fertig.

Es iſt anzumerken, daß die ruſſiſchen Juchtengärber ſich der Eichenlohe ſelten und nicht gern bedienen. Die beliebteſte und beſte Lohe iſt die von den Schwarzweiden (Tſchernotal,) und auch wohl von andern ſtrauchartigen Weiden abgeſchälte junge Rinde, welche von den Landleuten geſammelt, in Bündeln getrocknet und fuderweiſe zu Markte gebracht wird. Auf 10 Häute rechnen die Gärber ungefähr anderthalb aufgeſetzte Faden ſolcher in Bündel gebundener Weidenrinden, durch alle Einſätze. Man muß aber nicht glauben, daß hierauf die Güte der ruſſiſchen Juchten beruhe. Denn in Sibirien, wo es keine Eichen, und wenig große Weiden giebt, pflegt man Juchten mit bloſſer Birkenrinde zu gärben, welche nicht viel ſchlechter, als die

die ruſſiſchen, ſind. Die Rinde wird theils auf ſchlechten Lohmühlen, die von Pferden oder vom Waſſer getrieben werden, klein gemacht; theils laſſen die Gärber dieſelbe in manchen Städten, wo keine Mühlen ſind, mit vielen Koſten und Arbeit, in hölzernen Mörſern oder ausgehöhlten Klötzen, mit Stämpeln, welche faſt wie die in unſern Lohmühlen beſchlagen ſind, von Tagelöhnern zerſtampfen.

Zum rothen Leder nehmen ſie mehrentheils Bockfelle und Kalbfelle, von verſchiedener Größe und Alter bis zweyjährig. Das Färben geſchieht auf zweyerley Art und in zweyerley Farben. Die gemeinſte Methode den Häuten die Farbe zu geben, iſt, daß man ſie noch feucht, mit der Haarſeite einwärts, auf allen Seiten am Rande herum mit ſtarkem Baſte oder mit dünnen Riemen, wie Säcke zuſammen nähet, und eine kleine Oeffnung läſſet, wodurch ſie die Farbe heiß hinein gießen; alsdann binden ſie die Häute zu, und wälzen ſie immer herum, damit die Farbe ſich allenthalben gleich einziehe. Wenn die Farbe ſich eingezogen hat, läſſet man die Häute trocken werden. Von dieſer Art zu färben ſcheint es zu kommen, daß man die Juchten im Handel paarweiſe zu nehmen und zu nennen pflegt. Die andere Art des Verfahrens, wobey Mühe, Zeit und Farbe erſparet, und der Rand der Häute ganz erhalten wird, iſt folgende. Man hängt jede Haut auf einen Bock, über einem langen Troge, auf, ſo daß die Haarſeite, welche gefärbet werden muß, ſich auswärts zeigt, und übergießt ſie darauf aus dem Färbekeſſel mit Farbe, bis die ganze Haut gefärbt iſt. Die zwey Farben, welche man den Juchten gibt, ſind die rothe und ſchwarze. Zur Bereitung der rothen Farbe, läſſet man Sandelholz auf der Stampfmühle oder mit Handſtämpeln ſo fein, wie die Lohe, zerſtoßen, und kochet es in Keſſeln. Die Häute werden vor dem Färben mit Alaunwaſſer getränket. Man rechnet auf jede kleine Haut ein halbes, und auf eine große ein ganzes Pfund Färbeholz.

Letztere aber werden gemeiniglich ſchwarz gefärbet. Auf die rothen Juchten ſind, zu 100 Stück 4 Pfund Alaun hinlänglich. Zur ſchwarzen Farbe gebraucht man ebenfalls das Sandelholz; man löſet aber in der rothen Farbe, auf 100 Häute 3 Pf. guten Eiſenvitriol auf. Wenn die Farbe ſich in die Haut eingezogen hat, laſſen ſie dieſelbe trocken werden, und färben ſie hernach zum zweytenmal. Bisweilen geſchieht dieſes Nachfärben, um die Farbe zu erhöhen, noch zum drittenmal; nur mit dem Unterſchiede, daß das zweyte und dritte Färben in bloßem Aufſtreichen beſteht, wobey ſie die Haut in eine Rolle zuſammen wickeln, damit die Farbe ſich recht einziehen könne. Wenn endlich die Häute ziemlich trocken geworden ſind, wobey man ſie, damit die Farbe nicht verbleiche, mit der Fleiſchſeite auswärts hängt, werden ſie, noch etwas feucht, auf Tiſchen, die einen Rand haben, eingeſchmiert. Ehemals war zum Einſchmieren nichts anders, als Delphin- und Seehundsfett, erlaubt; weil davon aber die Juchten ſpröde werden, und nicht denjenigen Geruch, den die Ausländer ſo hoch ſchätzen, bekommen, wenn nicht das in Rußland bereitete Birkentheer, deſſen ſogleich umſtändlicher Erwähnung geſchehen ſoll, wenigſtens darunter gemiſcht iſt: ſo wird jetzt durchgängig nur dieſes Birkentheer allein zum Einſchmieren genommen. Hernach reiniget man die Häute vom Gröbſten, und giebt ſie in das Putzhaus, wo geübte Arbeiter zuerſt mit Schabeeiſen, die zwey Handhaben, und eine überaus ſcharfe, abwärts umgelegte Schneide haben, über eine Streckbank oder einen Schrägbalken, jede Haut an der Fleiſchſeite dergeſtalt beſchaben, daß ein ganzes dünnes Leder, mit allen Unreinigkeiten, davon abgeht, und die reine glatte Fläche davon übrig bleibt. Die Schärfe der Schabeeiſen wird dabey mit einem glatten Stahle umgelegt erhalten. Hierauf nehmen andere Arbeiter die

alſo rein geſchabten Juchten auf große reine Werktafeln, ſprengen ſie an der Fleiſchſeite, mit einem feinen Staubregen von friſchem Waſſer aus dem Munde ein, und legen ſie aufgerollt zum Durchfeuchten hin. Sodann wird eine Haut nach der andern vorgenommen, zuſammen gefalten, und mit den Händen auf der Tafel nach allen Richtungen durchgewirket und gemangelt, um ſie weich zu machen. Endlich nimmt man ein Mangelholz, welches wie eine Handſtriegel geſtaltet iſt, und lauter ſcharfe Querreifen hat, vermittelſt des daran befeſtigten Riemens, wie eine Kardetſche auf die Hand, faltet die Häute, mit der Haarſeite auswärts gekehrt, zuſammen, und glättet ſie mit dieſem Holze übers Kreuz, d. i. in die Länge und in die Quere, wovon die zarten Furchen oder gegitterten Streifen auf der ganzen Fläche der Juchten entſtehen. Einige wirken die Häute mit den Händen zuerſt trocken, und beſprengen ſie erſt beym Durchmangeln mit dem Striegelholze. Zuletzt werden noch diejenigen Häute, welche ſich zu ſteif anfühlen laſſen, mehr oder weniger mit Leinöhl eingeſprengt, und alſo in den Handel geliefert.

In dem 5. Th. der Abhandl. der ökon. Geſellſch. in St. Petersburg, S. 43, fgg. hat Hr. Staatsrath Ritſchkow eine kurze und unvollkommene Beſchreibung der Juchtengärberey drucken laſſen, und darin berichtet, daß die beſten Juchten mit Seehundsfett eingeſchmieret würden, und das Birkentheer nur im Nothfalle, und zu ſchlechter Arbeit angewendet würde. Dieſes iſt eine irrige Meinung, welche dem Hrn. Staatsrathe von denjenigen Manufacturiers, bey welchen er ſich befraget hatte, beygebracht worden iſt. Das Birkentheer iſt, nach aller Juchtengärber Geſtändniſſe, das beſte Mittel, den Juchten ihre rechte Güte und Dauerhaftigkeit, und das einzige, ihnen den beſondern Geruch zu geben.

Die-

Dieſes Birkentheer (Dagger, oder Daggert,) aber wird folgendermaßen von den Landleuten im ruſſiſchen Reiche bereitet. Sie ſchälen von erwachſenen Birkenſtämmen die äußere zähe, weiße und harzige Rinde ab, ſo hoch als ſie nur mit einem, an einer Stange befeſtigten, wie eine breite Lanze geſtalteten ſcharfen Meſſer reichen können. Dieſe auf Haufen geſammlete Rinde fahren ſie zuſammen bey großen Gruben, welche in thonigem Erdreiche auf 5 bis 6 Ellen weit, und 4 bis 5 Ellen tief, faſt triechterförmig, ausgegraben ſind. In den Boden dieſer Gruben wird ein großes hölzernes Gefäß geſetzt, ein hölzerner Deckel, mit einer Oeffnung in der Mitte, und eingeſchnittenen Rinnen, darauf geleget, und mit Thon, ſo wie auch das ganze Untertheil der Grube, ausgeſchlagen; oder es wird auch der Deckel über den bloß mit Thon ausgeſchlagenen unterſten Raum der Grube alſo befeſtigt (*). Bey dem Birkenöhlſchwelen trägt man gedachte Birkenrinde in die Grube ſo ein, daß ſie dicht und aufgehäuft liege, zündet ſie an, und wenn ſie wohl in Brand gekommen iſt, daß kein Rauch mehr geht, überſchüttet man alles mit Erde, und läßt es ausſchwelen. In waldreichen Gegenden, z. B. an der Kama, wo die Bauern aus dem Birkenöhle ein Gewerbe machen, werden ungeheuer große Gruben verfertiget, und gegen den unter dem Deckel gelaſſenen Raum wird ein Gang in die Erde gemacht, wo man hienein kriechen, und Gefäße unter die Oeffnung des Deckels ſetzen kann, welche, wenn ſie mit dem per deſcenſum deſtillirenden Oehle angefüllt ſind, abgewechſelt werden.

Wo man eine große Menge dieſes Oehles ſchwelt, wird es in große Gruben, die mit Thon ausgeſchla-

(*) In eben ſolchen Gruben wird auch, in nadelwaldigen Gegenden, aus Kienbaumwurzeln Theer geſchwelet.

gen ſind, oder in Kufen, zuſammen gegoſſen, und wenn ſich die ruſſigen Hefen geſetzt haben, das obere klare Oehl abgeſchöpfet, welches ſo rein, wie bräunliches Steinöhl, ausſieht, und in beſondern Cylindern, die, wie ein Faß, von ausgehöhlten Baumſtämmen verfertiget ſind, unter dem Namen Wetoſchnoi Dogt verführet. Dieſes gebraucht man eigentlich zur beſten Juchtenarbeit. In großen Birkenwäldern, wo viele Windfälle ſind; ſammelt man von den ausgefaulten Stämmen die weiße, rein übrig gebliebene Harzrinde der Birken, welche, nachdem ſchon alles Holz, mit der innern Rinde, in Mulm verwandelt iſt, noch als ein ganzer Baum da liegt, auch wohl gar auf der Wurzel abgebrochener Stämme wie eine Röhre ſtehen bleibt. Von dieſer reinen Rinde bekömmt man faſt lauter klares Oehl, ohne dicken Bodenſatz.

Was einige Schriftſteller von der Bereitung dieſes Juchtenöhles aus Porſch (Poſt, Ledum paluſtre *L.*) oder mit Beymiſchung gewiſſer harziger Pflanzen, gemeldet haben, iſt eine gekünſtelte Einbildung von Gelehrten, die oft in ökonomiſchen und techniſchen, ganz einfachen Dingen Geheimniſſe ſuchen, wo keine ſind. Man verfertiget im ruſſiſchen Reiche Birkenöhl in hoch gelegenen Gegenden, wo weit und breit kein Porſch wächſt, und der Bauer weiß davon, oder von andern Zuſätzen, nicht das mindeſte.

Die Kennzeichen des ächten ruſſiſchen oder moskowitiſchen Juchtens, ſind entweder allgemeine, oder beſondere. Letztere findet man nur bey einem gewiſſen Sortimente des ruſſiſchen Juchtens, und ich werde ſie weiter unten bey Beſchreibung eines jeden Sortimentes zugleich anzeigen. Was die allgemeinen Kennzeichen betrifft, ſo erkennt man die ruſſiſchen Juchten 1. hauptſächlich am Geruche, indem ſie recht durchdringend ſtark riechen müſſen, ſo daß, wenn man vor einem Gewölbe oder Hauſe, worin ruſſiſche Juchten ſind,

ſind, vorüber geht, man den Geruch von ferne ſchon empfinden kann, da hingegen man von Juchten, welche keine ruſſiſche ſind, nichts riechen kann. 2. An der Bereitung; indem die ruſſiſchen Juchten, wenn ſie extrafein ſind, folgende Eigenſchaften haben müſſen, daß ſie a) durchaus wollicht, oder weich, und geſchmeidig, und b) von ſchöner lichtbrauner derber Gare ſind, da hingegen die außerhalb dem ruſſiſchen Reiche verfertigten Juchten insgemein theils weißlicher, oder ganz dunkelbrauner, auch zuweilen ſchwärzlicher Gare, theils nicht ſo wollicht, ſondern hart, klapperig und ſpröde, auch in Schildern ziemlich ſtark ſind, da ihnen denn durch das viele Ausſalzen, damit die Stärke ein wenig vergehe, und ſie glatt werde, die beſte Kraft benommen wird. 3. An den Löchern; welche unten an den Seiten darin ſind, und von dem Einnähen herrühren, wenn ſie gefärbet oder auch ſonſt zubereitet werden; ſ. oben, S. 240. 4. An der Farbe; welche recht ſchön hochroth oder carmeſin iſt; und 5. an den Narben, welche fein, zart und erhaben ſind, ſo daß, wenn man einen extrafeinen ruſſiſchen Juchten anſieht, die Narbe und Farbe recht ſpiegelt.

Die Ruſſen ſagen, daß, wenn man ihren Juchten recht kennen will, man alle fünf Sinne dazu nöthig habe. Das Auge müſſe von der Farbe, und die Naſe von dem Geruche urtheilen; dem Gehöre müſſe er, wenn er mit der Hand begriffen wird, ein hartes Geräuſch (wie eines verbrannten Leders, welches im Angreifen berſtet,) verurſachen; der Zunge wie ein verbranntes Leder ſchmecken, und in den Händen ſich weichlich anfühlen laſſen. In Anſehung des Geruches machen ſich groſe Juchtenkenner verbindlich, daß ſie bey dem Eintritte in ein Gewölbe, in welchem die Juchten noch in Ballen eingepackt liegen, ſelbige unbeſehends beurtheilen wollen, ob es koſtromiſche oder pleskowiſche ſeyn, von welchen beyden Sorten des ruſſiſchen Juchtens weiter unten Nachricht folgt.

Es giebt nämlich verſchiedene Sorten von ruſſiſchem Juchten, theils in Anſehung ſeiner Beſchaffen-

heit, theils in Anſehung der Oerter, wo er verfertiget wird.

In Anſehung der Beſchaffenheit, hat man ſechſerley Sorten; nämlich:

1. Extra-feine Juchten. Solche müſſen ſeyn: a) leicht; nämlich der Ballen $7\frac{3}{4}$ bis 8 Ctn. hieſiges Gewichtes, und die Haut oder das Stück durch die Bank 7 bis $7\frac{1}{4}$ Pfund, ſchwer. In jeder Rolle Juchten müſſen ſich 6 Häute oder Stücke befinden, und der Rollen müſſen insgemein 20 in einem Ballen ſeyn. b) Von feiner, zarter und kleiner Narbe. c) Von Farbe, ſchön hoch- oder carmeſinroth. d) Auf der Aaßſeite, ſchön weiß oder ſilberweiß. e) Ohne Schnitte und Engelöcher. f) Von mollichter Bereitung; und dieſes erkennt man: (a) wenn das Leder ſich durchgängig recht weich und geſchmeidig anfühlen läſſet, auch (b) wenn man es auf der Narbenſeite zuſammen drückt oder beuget, die Narbe davon nicht los- oder abſpringt, noch das Leder auf der Narbenſeite von einander berſtet und ſpringt; ferner (c) wenn man darein ſchneidet, es beym Ab- oder Aufſchnitte ganz derb und hellbräunliche Farbe iſt, nicht aber ſchwärzlich oder ganz dunkelbraun ausſieht; endlich (d) wenn man ein wenig Speichel aus dem Munde, oder Waſſer, an den An- oder Aufſchnitt bringt, es das Waſſer nicht an ſich zieht. g) Von kleinen Köpfen. h) Gleich in Seiten. i) Ohne Brummerfelle, als welche nicht unter die extrafeinen Juchten gehören, weil ſie ſehr ſtark ſind und ſchwer ins Gewicht fallen, und der Schuſter weder Stiefeln noch Schuhe daraus machen kann. Mann erkennt aber ſelbige daran, wenn ſie einen ſehr ſtarken Hals und Kopf haben, ſehr grobnarbig und in Seiten ganz außerordentlich ſtark ſind, und bey den Hinterfüßen das gewöhnliche Wahrzeichen haben, welches ein Brummochs hat. k) Ohne Roßleder, als welches unter extrafeine Juchten nicht ge-

gehört, und die allerſchlechteſten ſind. Man erkennt ſolche insonderheit an den langen Klauen oder Füßen und an dem Kopfe, welcher länglich und ſpitzig ausfällt. l) Nicht hart und ſteif (bollig). m) Nicht in der Gare verbrannt, oder glaſig (ſpießig). Man erkennt aber die in der Gare verbrannten oder ſpießigen Juchten, wenn man ſie an der Narbenſeite zuſammen drückt und beuget, daß die Narbe davon ſpringt, oder Riſſe auf der Narbenſeite im Leder entſtehen, und wenn man mit dem Meſſer hinten am Schilde in das Leder ſchneidet, und der An= oder Aufſchnitt ſchwarz oder ganz dunkelbraun ausſieht. n) Nicht braun von der Narben= oder Aaßſeite; denn wenn die Narbenſeite braun oder braunroth ausſieht, wollen weder Schuſter noch Riemer ſolches Leder gern kaufen, ſondern es muß auf der Narbenſeite ſchön carmeſinroth ſeyn. o) Kein gefallenes Leder, d. i. von Thieren, welche nicht verrecket, ſondern geſchlachtet ſind; denn jenes Leder zieht insgemein Waſſer an ſich, und iſt nicht ſo dauerhaft. Bey dem gefallenen Leder ſind die Klauen oder Füße länger, als bey dem geſchlachteten. p) Kein erſtunkenes Leder, weil daſſelbe nicht ſo gut im Halten iſt. Man erkennt dergleichen Leder daran, wenn auf der Narbenſeite große Flecke der Narben hinweg, und ganz kahle Stellen, auch wohl gar Löcher hienein gefallen ſind. q) Schöne gleiche Stier= und Kuhleder. r) Nicht narbenlos. ſ) Nicht lappicht in Seiten. t) Nicht rauch auf der Aaßſeite. u) Nicht von Hunden zerfreſſen. v) Nicht beſchäbet, auch nicht narbenbeſtoßen. w) Nicht narbenbrüchig, auch nicht fleiſchfreſſicht, weil der Schuſter daran Schaden hat.

2. Ordinär=feine Juchten. Solche müſſen in allen Stücken den extrafeinen Juchten gleich kommen, außer in folgenden 3 Stücken nicht. 1) In der Farbe; denn bey den extrafeinen Juchten muß die Farbe

 ſchön

ſchön hochroth oder carmeſin ſeyn, bey ordinärfeinen Juchten aber kann die Farbe ſchon paſſiren, wenn ſie braun- oder dunkel- oder blaßroth ſind. 2) In der Aaßſeite; denn wenn gleich bey dieſer Sorte die Aaßſeite braun ausfällt, oder etwas rauch iſt, kann ſie doch noch unter den ordinärfeinen Juchten paſſiren. 3) In der Narbe, welche bey den ordinär-feinen Juchten auch nicht ſo fein ſeyn darf, als bey den extrafeinen Juchten, ſondern es kann hier ſchon paſſiren, wenn ſolche gleich etwas grob ausfällt. Uebrigens aber darf ſich an den ordinär-feinen Juchten nicht das geringſte mangel- oder fehlerhafte befinden.

3. Feine Mittel-Juchten. Dieſe Sorte hat folgende Kennzeichen. 1) Das Paar 14 bis 15 pfündig auch 15½ Pfund aufs höchſte, paſſirt noch. 2) Wenn die Farbe gleich dunkel- oder braunroth ausſieht, können ſie doch noch zu den feinen Mitteljuchten kommen; imgleichen, 3) wenn die Narbe auch etwas grob ausfällt, und die Aaßſeite braun oder rauch iſt. 4) Häute, welche verwachſene Engelöcher haben, gehören ebenfalls unter die feinen Mitteljuchten; ferner 5) Häute, welche Kuhleder ſind, ob ſie gleich in Seiten lappicht ſind; wie auch 6) Häute, welche etwas ausgefalzet ſind, insbeſondere in Schildern, wenn ſonſt nur weiter kein Mangel daran iſt; und endlich 7) Häute, in welchen ſich auf der Aaßſeite einzele Schnitte befinden, welche aber nicht durch und durch gehen, und auch nicht ganz tief in das Aaß hienein gekommen ſind. Sonſt aber darf und ſoll von Rechtswegen keine beſſere, und auch keine ſchlechtere Haut unter feinen Mitteljuchten ſich befinden.

4. Ordinäre Mittel-Juchten. Die Häute, welche zu dieſem Sortimente gehören, oder dahin gerechnet werden können, haben folgende Eigenſchaften. 1) In Anſehung der Schwere, muß das Paar 15 bis 15½, höchſtens 16 Pf. wiegen. 2) In Anſehung der

Farbe

Farbe paſſiren ſolche, wenn ſie gleich dunkel= oder braunroth ausſehen; ingleichen 3) wenn die Narbe gleich etwas grob ausfällt, die Aaßſeite auch braun und rauch iſt; 4) Häute, welche Engelöcher haben, ob ſolche gleich offen, und nicht verwachſen ſind; 5) Häute, welche lappicht in Seiten, und 6) ausgefalzet ſind. 7) Häute, in welchen ſich auf der Aaßſeite Schnitte befinden, welche auch zuweilen durchgehen, wenn ſie nur nicht allzu häufig ſind. 8) Etwas narbenbeſtoßene. 9) Narbenbeſchädigte. 10) Narbenloſe. Sonſt aber darf und ſoll von Rechtswegen keine beſſere noch ſchlechtere Haut ſich bey den ordinären Mitteljuchten befinden.

Da ich von den ordinärfeinen, feinen Mittel= und ordinären Mitteljuchten geſagt habe, daß die Häute, wenn ſie braun= oder dunkelroth ausſehen, ferner, wenn die Narbe etwas grob, und die Aaßſeite braun und rauch ausfällt, insgeſamt zu allen ſolchen drey Sorten gerechnet werden können, ſo will dieſes ſo viel ſagen, daß 1. ſolches ſtufenweiſe zu verſtehen ſey, nämlich bey den ordinärfeinen Juchten nicht in ſolchem Grade, als bey den feinen Mitteljuchten, und bey dieſen nicht in ſolchem Grade, als bey den ordinären Mitteljuchten; und daß 2. wenn auch die Farbe, Narbe und Aaßſeite, bey den ordinärfeinen Juchten eben ſo beſchaffen ſeyn ſollten, als bey den feinen Mitteljuchten, doch ſolches den Unterſchied dieſer beyden Sorten nicht aufhebt, und leztere deswegen nicht zu den erſteren gerechnet werden können, wenn bey ihnen ſonſt ein bey den feinen Mitteljuchten angegebener paſſirlicher Mangel, welcher bey den ordinärfeinen Juchten ſich nicht finden darf, vorhanden iſt. Eben dieſes gilt auch von den feinen und ordinären Mitteljuchten, ſo, daß man alſo bey dem Sortiren nicht allein auf die Farbe, die Narbe und die Aaßſeite, ſondern auch auf die übrigen Umſtände, zu ſehen hat. Doch können feine und ordinäre Mitteljuchten auch im Gewichte noch etwas leichter ausfallen, als angezeigt worden iſt, ohne ſie deswegen zu den extrafeinen oder ordinärfeinen Juchten zählen zu können; dieſen Vortheil aber bringen ſie, daß die leichtern feinen und ordinä-

ren Mitteljuchten ſich beſſer conſumiren laſſen, als die ſchwereren.

5. Ausſchus-Juchten, worunter man dasjenige Sortiment verſteht, welches nicht zu den extrafeinen oder ordinärfeinen Juchten, auch nicht zu den feinen und ordinären Mitteljuchten dienlich iſt, oder gebraucht werden kann, ſondern von denſelben ausgeſchloſſen wird. Zu dieſem Sortimente gehören: 1) Häute, welche viele Schnitte und Engelöcher haben; 2) harte und klapperichte Häute; 3) gefallene Kuh-Stier- oder ſonſt Ochſenleder; 4) Brummerfelle, (welche aber noch paſſabel ſind,) nebſt andern ſtarken und ſchweren Juchten; 5) Häute, welche bollig; 6) etwas erſtunken; 7) ſehr narbenlos; 8) von Hunden zerfreſſen; 9) beſchäbet; 10) ſehr narbenbeſtoßen; 11) ſtark ausgeſalzet; 12) fleiſchfreſſicht, und 13) ſonſt ſehr ſchadhaft ſind. Dieſe alle müſſen von Rechtswegen zu den Ausſchußjuchten kommen, und hiezu keine beſſere, noch auch ganz und gar ſchlechte Häute kommen.

6. Roßwall, welches die allerſchlechteſte Sorte von ruſſiſchen Juchten iſt, und welches die Schuſter faſt zu nichts anders, als zu Rahmen, Brandſohlen und Abſätzeflecken gebrauchen können, wiewohl ſie doch auch zuweilen an ſolchen Häuten noch etwas zu Vorderblättern und Quartieren brauchbares finden. Zu dieſem Sortimente gehören: 1) hauptſächlich Roßleder; 2) in der Gare verbrannte und ganz ſpießige Juchten; 3) ſehr narbenbrüchige Häute; 4) Brummerfelle, welche ſehr dick, auch narbenlos, und ſonſt ſehr beſchädigt ſind; 5) Häute, welche über und über erſtunken; 6) durchaus bollig ſind; 7) welche über und über Schnitte haben; 8) welche durchgängig ſehr fleiſchfreſſicht, ganz hart und ſehr klappericht ſind; 9) welche über und über narbenbeſtoßen, narbenbeſchabet, nar-

narbenlos, und auch noch ſonſt dabey ſehr ſchadhaft ſind; und überhaupt, die allerſchlechteſten Juchten.

Außer dieſen ſechſerley Sorten von ruſſiſchen Juchten, giebt es auch noch ertrunkene ruſſiſche Juchten, wenn nämlich mit Juchten beladene Schiffe entweder auf der See, oder in der Elbe, verunglücken. Sind es feine Sorten, welche ertrunken ſind, ſo verurſachet dieſes großen Schaden, indem ein ſolches Sortiment um etliche Thaler ſchlechter wird; ſind es aber ſchlechte Sorten, ſo iſt zwar der Schade einstheils ſo groß nicht, anderntheils aber ſind ſolche ſchlechte Sorten faſt hernach gar nicht zu gebrauchen, weil das wenige Anſehen, welches ſie vorher noch hatten, nun gänzlich verſchwunden iſt. Ordentlicherweiſe werden die in Seewaſſer ertrunkenen Juchten mit Vortheil in Amſterdam, die in dem Elbſtrome ertrunkenen aber in Hamburg, committiret. Doch kann es auch geſchehen, daß wenn z. B. ein leipziger Kaufmann Juchten in Amſterdam committiret, und ſolche über Altona, von da aber nach Magdeburg, auf der Elbe für ſeine Rechnung und Riſiko gehen läſſet, die Schiffe verunglücken, und der Kaufmann das Unglück hat, ertrunkene Juchten zu bekommen, ohne dergleichen committiret zu haben. Man thut daher am beſten, und geht am ſicherſten, wenn man Juchten aus Amſterdam committiret, daß man dieſelben gerade über Altona, von da nach Lüneburg, von Lüneburg aber ferner nach Leipzig, oder an andere gehörige Oerter, auf der Achſe gehen läſſet, weil von Altona bis Magdeburg die Juchten im Schiffe vom Regen, wenn es ſtürmiſch iſt und Waſſer in das Schiff geht, oder auf andere Art leicht naß werden können; der Weg von Amſterdam bis Altona aber kann nicht geändert werden, weil vom erſten Orte auf der Achſe gerade bis Leipzig oder nach andern Oertern die Juchten und Lederwaaren nicht geführt werden können.

Die

Die Kennzeichen, woran man die in dem See- und in dem Elbwaſſer ertrunkenen Juchten unterſcheiden kann, ſind folgende. Die in Seewaſſer ertrunkenen Juchten, haben 1. an demjenigen Orte, wo das Seewaſſer hingekommen iſt, weiße Flecke, und die Farbe auf der Narbenſeite iſt davon vergangen, auch alles weiß geworden. 2. Sie haben auf der Narbenſeite ſchwarze Tüpfelchen, oder kleine ſchwarze Fleckchen, bekommen, dergleichen auch auf der Aaßſeite zu ſehen ſind. 3. Wenn ſie eine Weile gelegen haben, daß das Seewaſſer ſich recht hat einziehen können, ſo ſind dieſe Häute an den naſſen Stellen ſowohl auf der Narben- als auch Aaßſeite heftig beſchlagen, und man ſieht hernach bey dem Abputzen ſolcher Häute lauter grünliche Moderflecke, welches aber die Dauerhaftigkeit des Leders ſehr mindert. Die in Elbwaſſer ertrunkenen Juchten, haben 1. ebenfalls weiße Flecke davon auf der Narbenſeite bekommen, und alle ihre Farbe verloren. 2. Wenn ſie lange liegen, beſchlagen ſie ebenfalls, und bekommen dadurch Moderflecke. Unterdeſſen ſind die in dem Elbſtrome verunglückten Juchten doch beſſer, und im Halten tüchtiger, als die in Seewaſſer Ertrunkenen.

In Anſehung der Oerter, wo der Juchten im ruſſiſchen Reiche verfertigt wird, hat man gleichfalls verſchiedene Sortimente; denn man macht ſelbſt im ruſſiſchen Reiche an einem Orte beſſere Juchten, als an einem andern. Die koſtromiſchen, welche zu Koſtroma verfertiget werden, und die jaroslawiſchen werden für die beſten gehalten, weil ſie den ſtärkſten Geruch und die ſchönſte Farbe haben, auch am geſchmeidigſten ſind. Nach dieſen kommen die wologdaiſchen; hierauf die nowgorodiſchen, die moskauiſchen und pleſkowiſchen, und endlich die kaſaniſchen und lugofskyſchen. Was unter den koſtromiſchen und jaroslawiſchen die auserleſenſten Juchten ſind, werden Maſtersky genennet, und haben nicht allein alle Eigenſchaften der extrafeinen Juchten an ſich, ſondern ſind auch die ſeltenſten und theuerſten unter allen, daher ſie gar wenig zu Markte kommen. Nach dieſen ſind die Polowalli, welche ſonderlich ihrer Leichtigkeit wegen

gen berühmt ſind, indem man darunter Häute kaum von 3 Pfund antrifft, daher ihrer 10, 12 bis 15 Stück auf 1 Pud gehen.

Was den Handel mit ruſſiſchen Juchten betrifft, ſo werden ſolche, wegen ihrer oben bereits gerühmten vorzüglichen Eigenſchaften, vor allen andern faſt durch ganz Europa verführet, und man hat ſie billig als eine currente und beträchtliche Waare anzuſehen. Um nicht allzu weitläuftig zu ſeyn, werde ich mein Augenmerk vornämlich nur auf Deutſchland richten, und ſowohl von dem Einkaufe, als Verkaufe, das Nöthigſte beybringen.

In Anſehung des Einkaufes, hat man 1. die Beſchaffenheit der Ballen im ruſſiſchen Reiche zu bemerken. Man rechnet nämlich gemeiniglich 30 Pud auf einen Ballen Juchten von 20 Rollen. In jeder Rolle, die nach Hamburg und Lübeck geht, ſind 3, auch wohl, wenn es Poluwalli oder gar leichte Juchten ſind, 5 Paar Häute, daß alſo ein Ballen ungefähr 1200 ruſſiſch, oder $33\frac{1}{3}$ Pfund für 1 Pud, 1000 Pfund wieget. Die Ballen hingegen, welche nach Italien gehen, werden 22 Rollen groß gemacht, und müſſen alle Juchten, die nach Italien gehen, extraſchön und meiſtentheils Poluwalli oder leichte Juchten ſeyn. Man hat 2. zu bemerken, wo man die ruſſiſchen Juchten aus der erſten Hand kaufen, oder mit Vortheil committiren könne. Der vortheilhafteſte Ort iſt St. Petersburg, und nach dieſem Amſterdam; denn da kann man, wenn die Schiffe von Archangel oder St. Petersburg ankommen, die Juchten, und zwar von allen Sortimenten, aus der erſten Hand entweder ſelbſt mit Vortheil einkaufen, oder einem dortigen Freunde, auf welchen man ſich verlaſſen kann, auftragen, was er uns bey Ankunft der Schiffe für unſere Rechnung ſenden ſolle; wobey zu merken iſt, 3. daß man die Juchten nicht umgepackt erhalten muß,

ſondern in dem Stande, wie ſie eingeladen worden ſind, und aus dem Lande kommen. Solches iſt 4. aus folgenden Zeichen zu erkennen. a) Die Ballen, worin die Juchten ſind, müſſen in die Matten oder Baſtdecken mit ſtarkem ruſſiſchen Bindfaden umnähet ſeyn, dergleichen man in Deutſchland nicht hat. b) Sie müſſen inwendig keine Schnürſeile um die Rollen haben, ſondern die Rollen müſſen in jedem Ballen nur mit den Matten und einem auswendig ſtarken Seile umgeben ſeyn; c) auch müſſen ſich keine ſtarke Bänder von Baſte um die Rollen befinden; und d) müſſen in jedem Ballen die Rollen noch unſortirt ſeyn, daß z. B. in einer Rolle bald lauter große Häute, bald in einer andern lauter kleine oder mittlere, bald in einer Rolle extrafeine Juchten (ob gleich manchmal die Juchten nur für Mittel- oder ſchlecht Gut eingekaufet worden ſind, mit ausfallen. Befinden ſich nicht alle jetzt gemeldete Stücke bey einem Ballen, ſo ſind die Juchten nicht mehr, wie ſie aus dem Lande gekommen ſind, ſondern ſind umgepackt. 5. Die beſte Zeit des Juchteneinkaufes iſt, wenn die Flotten von Archangel zurück kommen, welches im November geſchieht, weil alsdann einige Moſcovienhändler Geld zur Bezahlung ihrer Wechſel nöthig haben, und daher um ſo viel wohlfeiler geben müſſen. Es geſchieht auch mit den Juchten 6. vieler Baratto gegen Taffet, Damaſt, Gold- und Silberdraht, und andere nach dem ruſſiſchen Reiche gehende Waaren.

In Anſehung des Verkaufes, hat man vor allen Dingen 1. auf die Sortirung zu ſehen, oder wie man die aus Petersburg oder Amſterdam erhaltenen Juchten in Ballen dergeſtalt ſortiren müſſe, daß man ſie hier zu Lande mit Nutzen debitiren kann. Ueberhaupt geſchieht die Sortirung nach Ballen, daß in jeden Ballen 20 Rollen, und in jede Rolle 6 Stück oder Häute kommen; daß ferner in jeder Rolle immer eine

Haut

Haut größer und ſchwerer als die andere, und die ſchwerſte zu unterſt oder zuerſt, die kleinſte oder leichteſte aber zu oberſt oder zuletzt, auch die ſchlechteſte unten, und die beſte oben ſich befindet, mithin die leichteſte und beſte bey Eröffnung der Rolle oben auf lieget; daß endlich eine jede Rolle eines Ballens ſo ſchwer als die andere ſey. Insbeſondere geſchieht dieſe Sortirung dergeſtalt, daß das Gewicht nach Verſchiedenheit der oben angezeigten Sorten auch verſchieden ausfällt; wobey jedoch dieſes noch anzumerken iſt, daß die oben angezeigten Gewichte der verſchiedenen Sorten die gangbarſten und faſt an allen Orten gewöhnlichen Gewichte ſind, die Juchten von ſchwererem Gewichte aber nicht aller Orten conſumiret werden können. Demnach muß die Sortirung des feinen Juchtens, ſowohl des extrafeinen als auch des ordinärfeinen, wenn man a) den Ballen 8 Ctn. ſchwer (denn oben habe ich von dem Ballen des feinen Juchtens erfordert, daß er nicht über 7¾ bis 8 Ctn. ſchwer ſeyn dürfe,) ſortiren will, auf folgende Art geſchehen. Zur Unterdeck- oder auswendigen Haut jeder Rolle, muß man die ſchwereſten, auch am ſchlechteſten ausfallenden Juchten nehmen, ſo 9 Pf. am Gewichte ſchwer ſeyn muß; zur zweyten, eine ſchöne geſtreckte Haut von 8½ Pf.; zur dritten, eine von 7½ Pf.; zur vierten, eine von 7 Pf.; zur fünften, eine von 6½ Pf.; zur ſechsten, eine von 5½ Pf. Wenn man aber b) den Ballen 7¾ Ctn. ſchwer ſortiren will, geſchieht es auf folgende Art: Die erſte Haut muß 8½ Pf. ſchwer ſeyn; die zweyte, 8 Pf.; die dritte, 7½ Pf.; die vierte, 7 Pf.; die fünfte, 6 Pf.; die ſechste, 5 Pfund. Die Sortirung der feinen Mitteljuchten muß dergeſtalt geſchehen, daß ein Ballen nicht mehr als 8¼ Ctn., 12½ Pf., höchſtens 8⅜ bis 8½ Ctn., wiegt; eine Rolle aber wie die andere in einem Ballen ausfalle, wie folget. Die erſte Haut 9 Pf. ſchwer; die

zwey-

zweyte, $8\frac{1}{2}$ Pf.; die dritte, 8 Pf.; die vierte, $7\frac{1}{2}$ Pf. die fünfte, 7 Pf.; und die ſechste, 6 Pfund. Die Sortirung der ordinären Mitteljuchten muß folgendermaßen geſchehen. Ein Ballen muß $8\frac{5}{8}$ Ctn. $11\frac{1}{4}$ Pf., höchſtens $8\frac{3}{4}$ Ctn., wiegen. Die Rollen müſſen durch die Bank gleich ſortiret, von $\frac{1}{2}$ Ctn. weniger 7 Pf., und die Häute in jeder Rolle folgendergeſtalt eingetheilet werden. Die erſte oder die Unter- oder Deckhaut, von $9\frac{1}{2}$ Pf.; die zweyte, von 9 Pf.; die dritte, von $8\frac{1}{2}$ Pf.; die vierte, von 8 Pf.; die fünfte, von 7 Pf.; und die ſechste, von 6 Pfund. Die Ausſchußjuchten ſind ſo unter einander zu ſortiren, daß a) ein Ballen 9, höchſtens $9\frac{1}{4}$ Ctn., die Rolle $\frac{1}{2}$ Ctn. weniger $5\frac{1}{2}$ Pf.; und höchſtens $\frac{1}{2}$ Ctn. weniger 4 Pf., und ein Paar Juchten durch die Bank $16\frac{1}{2}$, höchſtens 17, Pf. wiegen; daß b) in eine Rolle wie in die andere, z. B. erſt unten zur Deckhaut die ſchwerſte und am ſchlechteſten ausfallende Haut kömmt, als entweder eine Brummerhaut, oder eine fleiſchfreſſichte, oder bollige, oder harte klapperichte oder eine viele Schnitte habende Haut; hernach zur zweyten ein hübſches gefallenes Kuh- oder Stierleder, welches geſtreckt iſt; zur dritten, eine erſtunkene; zur vierten, eine narbenbeſtoßene, narbenbeſchabte, oder narbenloſe; zur fünften, eine von Hunden zerfreſſene, oder ſtark ausgeſalzte; und zur ſechsten, eine ſonſt ſehr ſchadhafte Haut; daß c) die Rollen, dem Gewichte nach, ſich Stück vor Stück befinden müſſen: zur erſten Haut, eine von $10\frac{1}{2}$; zur zweyten, eine von $9\frac{1}{2}$ zur dritten, eine von $8\frac{1}{2}$; zur vierten, eine von 8; zur fünften, eine von 7; und zur ſechsten, eine von 6 Pf. Befindet ſich aber das Sortiment leichter, z. B. der Ballen von $8\frac{1}{4}$, $8\frac{1}{2}$, oder $8\frac{3}{4}$ Ctn. ſo muß die Gleichheit in Rollen und Stücken darnach beobachtet werden. Doch iſt die oben gedachte Schwere von Ausſchußjuchten am gewöhnlichſten, und die ſchweren kann man

man nicht wohl unterbringen. Die zum Roßwall gehörigen Leder müſſen in ein Sortiment gleich ſortiret werden, damit eine Rolle wie die andere, und keine beſſer oder ſchlechter, ausfalle. Das Gewicht muß ebenfalls gleich ſeyn, und eine Rolle ſo ſchwer wie die andere wiegen. Das beſte Sortiment von Roßwalljuchten iſt wohl, wenn der Ballen $9\frac{1}{2}$ Ctn. 5 Pf. höchſtens $9\frac{3}{4}$ Ctn. $7\frac{1}{2}$ Pf., wieget; und da eine Rolle durch die Bank $\frac{1}{2}$ Ctn. weniger $2\frac{1}{2}$ Pf., höchſtens $\frac{1}{2}$ Ctn. weniger 1 Pf., ſchwer wird, auch das Paar Juchten $17\frac{1}{2}$, höchſtens 18 pfündig, ſich befindet. Schwerer ſind ſolche nicht gut zu conſumiren, aber leichter, denn der Schuſter kauft insgemein lieber leichte, als ſchwere Juchten; wiewohl zu vermuthen iſt, daß, wenn dieſes Sortiment leichter ausfallen ſollte, viel blattdünne Häute, die der Schuſter hernach auch noch weniger gebrauchen könnte, ſich alsdann dabey befinden dürften. Die Rollen dem Gewichte nach gleich, Stück vor Stück zu ſortiren, muß man alſo verfahren: Man nimmt zur erſten Haut, eine von $10\frac{1}{2}$; zur zweyten, eine von $9\frac{1}{2}$; zur dritten, eine von 9; zur vierten, eine von $8\frac{1}{2}$; zur fünften, eine von 8, und zur ſechſten eine von 7 Pfund. Die ertrunkenen Juchten aber zu ſortiren, und im Gewichte gleich zu machen, verfährt man nach der vorher beſchriebenen Art eines jeden Sortimentes, zu welchem der ertrunkene Juchten gehört. 2. Bey dem Verkaufe der Juchten in Rollen, und nicht in Ballen, hat man, es ſey von was für einem Sortimente es wolle, zu merken, daß man ſich aus den Rollen keine Häute ausſchießen laſſe, und dagegen aus andern Rollen beſſere gebe, weil dadurch die andern Rollen und mithin das ganze Sortiment völlig ruinirt wird; ſondern wenn man das Sortiment vorher durch und durch gleich ſortiret hat, daß eine Rolle der andern gleich fällt, läßt man den Käufer die Rollen, welche ihm

anſtändig ſind, ausſuchen, und hernach ohne einige davon ausgeſchoſſene Haut behalten. Will man dem Käufer gleichwohl gern zu Willen ſeyn, ſo läßt man ihn eine Haut, oder höchſtens zwey, aus einer Rolle ausſchießen, und giebt ihm aus einer andern Rolle dafür wieder eine oder zwey, welche aber die Gleichheit derjenigen haben, welche vorher ausgeſchoſſen ſind, und nicht beſſer ausfallen. Lieſſe man den Käufer aber auch aus den Rollen ausſchießen, und gäbe ihm aus andern Rollen dagegen beſſere hinein, ſo muß man doch den Preis der ausgeſuchten Rollen ſo hoch ſtellen, daß man gewiß weiß, man habe keinen Schaden dabey, wenn gleich die ausgeſchoſſenen Häute zum ſchlechten Sortimente kommen ſollten. 3. Der einzelne Verkauf der Juchten, oder der Verkauf der Juchten ſtück= und hautweiſe, thut bey allen Sortimenten großen Schaden, und man thut beſſer, daß man ihn, wenn es angehen will, unterläßt. Kann man deſſen aber nicht überhoben ſeyn, ſo muß man ihn mit Vorſicht treiben, wozu folgende Regeln dienen. a) Man eröffne bey einem Sortimente nicht viele Rollen, inſonderheit bey den feinen und ordinären Mittelausſchusjuchten, Roßwall und ertrunkenen Juchten, (und eben ſo auch bey den polniſchen und Gränzjuchten, deren weiter unten Erwähnung geſchehen wird,) damit nicht dasjenige, was noch ein wenig paſſabel iſt, vollends aus den Rollen herausgeſuchet, und das ganze Sortiment zu Schanden gemachet werde; bey den extra = feinen und ordinär = feinen Juchten aber kann man die meiſten Rollen (weil da alle Rollen gut ſind, ob gleich dann und wann eine Haut in der Farbe oder Narbe ſchöner fällt, als die andere,) eröffnen; denn wenn auch ſolche ſchönere Haut bey dem einzelnen Verkaufe heraus geklaubet wird, ſo machet ſolches die Rolle zwar etwas ſchlechter, wird aber bey dem Rollen = und Ballenverkaufe nicht ſo genau be-

ob-

obachtet; doch muß man auch bey dieſen bey Sortimenten deswegen ſo gar häufig viele Rollen nicht eröffnen, weil diejenigen, welche die einzelen Juchten vom feinem Sortimente kaufen, immer die gleichen und leichteſten Häute heraus ſuchen, wodurch die feinen, und zugleich auch alle andere Sortimente ſehr verderbet werden. b) Wenn man Rollen eröffnet hat, und daraus einzele Häute verkauft worden ſind, muß man ſolche, nach Vollendung des Verkaufes, wieder in tüchtigen Stand, wie es das Sortiment erfordert, bringen, und ſortiren. Solches geſchieht eines Theils, wenn man etliche Rollen, aus welchen verkaufet worden iſt, aus einander theilet, und ſie hernach von neuem unter einander ſortiret, damit jede Rolle wieder etwas tüchtig, und zu dieſem Sortimente dienlich, ausfalle. c) Man verkaufe allezeit die beſten aus den Rollen theurer, als ſolche im Centner oder in Rollen zu ſtehen kommen, damit man, wenn auch gleich die Rolle ſchlechter werden, und zu dieſem Sortimente nicht mehr ſollte taugen können, doch keinen Schaden dabey leide. d) Man verkaufe die ſchlechteſten Häute aus jeder Rolle einzeln, und wenn man ſie auch um den Preis geben ſollte, als man ſie ſonſt in Rollen verkauft, indem man von der Rolle, wenn man ſie zu dieſem Sortimente nicht vollſtändig machen kann, den Ueberreſt, nachdem die ſchlechteſten weg ſind, zu einem feinern Sortimente bringen und einſortiren kann. Ferner 4. muß man bey dem Verkaufe der Juchten wiſſen, an wen man dieſelben rollen- oder ſtückweiſe verkauft. Solche ſind nun vornämlich die Schuſter, welche nicht nur extra- und ordinär-feine Juchten, ſondern auch und mehrentheils feine und ordinäre Mitteljuchten, zuweilen aber Ausſchußjuchten, imgleichen Roßwall- Rahmen- Brandſohlen- und Abſätzflecken, ja auch ertrunkene Juchten kaufen, und an ſtatt des Fahlleders zu Commißſchuhen und Stie-

ſeln verbrauchen. Die Riemer kaufen nur extra = feine, und nicht einmal ordinär = feine Juchten, zum Beziehen der Stühle oder Caroſſen. Die Buchbinder gebrauchen die ganz kleinen und zarten extra = feinen Juchten, Bücher darein zu binden, bey denen er einen vorzüglich dauerhaften Band abgiebt, und womit man vornämlich große Kaufmanns = und Comtoirbücher zu überziehen pflegt. Endlich gebrauchen auch die Schmiede die extra = feinen Juchten, die ein wenig ſtärker ſind, als diejenigen, welche die Buchbinder gebrauchen, zu Schurzfellen. Was 5. den Debit der ruſſiſchen Juchten ballenweiſe, beſonders in Leipzig, betrifft, ſo werden hier die feinen Juchten, ſowohl extra = als ordinär = feine, nach Regensburg in Quantität, nach Prag gleichfalls in Menge, nach Böheim, Zittau, Görlitz, Bautzen, Neuſalza, Dresden, Pirna, Naumburg, Gera, Grätz, ꝛc. mit Vortheil conſumiret. Die feinen Mitteljuchten gehen zwar auch ballenweiſe nach Regensburg, Prag, Böheim, ꝛc. doch nicht ſo gar häufig, werden auch daſelbſt nicht ſo geſuchet, als die extra = und ordinärfeinen. Dagegen die Mitteljuchten beſſer, als die extra = und ordinär = feinen, wie auch die ordinären Mitteljuchten, obwohl nicht ſo, wie die feinen, nach Zittau, Görlitz, Bautzen, Neuſalza, Naumburg und in dem thüringiſchen Kreiſe, imgleichen nach Gera und Grätz, zu conſumiren ſind. Von den Ausſchuß, = Roßwall = und ertrunkenen Juchten, iſt ballenweiſe, von Leipzig aus, auf andere Städte kein Vertrieb. 6. Der Preis der ruſſiſchen Juchten iſt ungewiß zu beſtimmen, weil ein jeder Deutſcher, oder anderer Ausländer, welcher ſeine Waaren mit den Ruſſen vertauſchet, nach Proportion des Preiſes, den er auf ſolche Waaren ſetzt, auch die Juchten theurer oder wohlfeil annehmen muß; daher es dann kömmt, daß zuweilen Juchten in Deutſchland wohlfeiler verkaufet werden, als ſie

ſe im Einkaufe gekoſtet haben, und doch noch Vortheil dabey iſt, weil nämlich die dafür gegebene Waare ſo viel theurer ausgebracht worden iſt. Bisher hat Holland, Hamburg und Lübeck mehrentheils Deutſchland mit Juchten verſehen, und es iſt das Pfund ungefähr 10 bis 12 Schill. in Banko mit 8⅔ pro Cent Rabatt, oder 13 Monat Disconto, verkauft worden, von welchem hernach in Oberdeutſchland der Centner 30 oder mehr Reichsthaler, nach der Güte der Waare, im leichten Gelde hat gelten müſſen. Selbſt im ruſſiſchen Reiche iſt, nach Verſchiedenheit der Güte, der Preis verſchieden, wie denn von den Maſtersky das Pud allezeit etliche Grieven mehr koſtet, als die andern. In Moscau geben die Juchten durchgehends, ſie mögen ſchlecht oder gut ſeyn, wenn ſie verkaufet werden, 4 Rubel oder 8 Rthlr. für das Pud, Zoll.

Von der Conſervation des ruſſiſchen, und überhaupt alles Juchtens iſt zu merken, daß man ihn weder allzu feucht, noch allzu trocken, liegen laſſen, ſondern das Mittel dabey beobachten müſſe.

II. Von dem polniſchen Juchten, oder demjenigen, welcher in Polen ſeine Bereitung und Verfertigung erlangt hat, hat man gleichfalls verſchiedene Sortimente. Selbige ſind: der feine mohilower, der ſluczer, und der polczker Juchten, denen man noch den ſo genannten Gränz-Juchten beyzuſetzen hat.

1. Bey den feinen mohilower Juchten giebt es folgende Zeichen ihrer Güte oder Untauglichkeit. Das Paar iſt 14½, 15, oder höchſtens 15½ Pf. ſchwer. Sie ſind von ſchöner blaßrother Farbe; die Narbe iſt zwar platſchicht, doch zart und nicht länglich gezogen: ſie ſind von bräunlicher Aaßſeite, doch ſchöner und mollichter Bereitung ohne Schnitte und Engelöcher, ohne Brummerfelle, und ſonſt ſtarke Köpfe; ſchöne

Kuh = und Stierhäute, welche durchaus eine Gleiche haben; ohne Roßleder, und ſonſt harte, klapperichte und ſpießige Bereitung; keine gefallene Leder, oder ſonſt erſtunkene, narbenbrüchige, narbenloſe, narbenbeſchabte Leder, keine fleiſchfreſſichte, ausgefalzete, oder in der Gare verbrannte Leder; Leder, welche keine rauche, ſondern fein glatte, ſaubere und reine Aaßſeite haben. Auch am Geruche ſind dieſe Juchten hauptſächlich zu erkennen, indem ſie zwar nicht den von den ruſſiſchen Juchten, aber doch ſonſt einen nicht unangenehmen Ledergeruch an ſich haben. Sie haben auch nicht die ſchöne ruſſiſche Gare und Bereitung, noch ſolche Seitenlöcher, wie die ruſſiſchen Juchten, ſondern entweder andere, oder mehrentheils gar keine. Es giebt zwar mehrere Sorten von mohilower Juchten, als der jetzt beſchriebene feine; dieſer iſt aber der gangbarſte.

2. Von den ſluczker oder den polniſchen Mitteljuchten, ſind die Kennzeichen folgende. Das Paar iſt 16, höchſtens $16\frac{1}{2}$ Pf. ſchwer. Die Rolle von 6 Stücken, iſt $\frac{1}{2}$ Ctn. weniger $5\frac{1}{2}$ Pf., ein Ballen oder 20 Rollen aber höchſtnns 9 Ctn. ſchwer. Hienächſt ſind ſie ganz dunkel = braunrother Farbe; von länglich gezogener Narbe; von breiten Köpfen, an welchen die großen Stirnblätter, ohne daß etwas abgeſchnitten wäre, ſich befinden; von ganz brauner, raucher Aaßſeite, oder wenn dieſe ja glatt iſt, ſo wird man doch deſto mehr ausgefalztes an ſolchen Häuten finden, insbeſondere in Schildern. Die Bereitung dieſer Juchten iſt insgemein hart und klappericht; doch dürfen ſie nicht ſpießig ſeyn, oder, wenn man die Narbe beugen will, ſpringen. Sie müſſen auch nicht ſonſt in der Gare verbrannt, oder ſo ausgefalzet ſeyn, daß aller Kern weg iſt; nicht narbenlos, narbenbeſchabt, fleiſchfreſſicht, oder ſehr ſchnittig, oder ſonſt ſchadhaft. Am Geruche ſind dieſe Juchten von den ruſſiſchen gar leicht

leicht zu unterſcheiden, indem ſie gar weniges von dem durchdringenden ruſſiſchen Geruche bey ſich führen, und nur einen erleidlichen Ledergeruch haben; auch weder Farbe, Narbe oder Gare der ruſſiſchen Bereitung beykömmt; ingleichem ſind hier meiſtentheils gar keine Seitenlöcher vorhanden, wenigſtens ſind ſie denen in den ruſſiſchen Juchten nicht gleich.

3. Der poloczker (polutzker) oder polniſche ordinäre Juchten, kann füglich dem ruſſiſchen Ausſchußjuchten verglichen werden. Die Kennzeichen deſſelben ſind folgende. Das Paar iſt 17, höchſtens 17½ Pf. ſchwer. Eine Rolle iſt ½ Ctn. weniger 2½ Pf.; ein Ballen oder 20 Rollen, 9½ Ctn. 5 Pfund ſchwer. Auf der Narbenſeite iſt faſt nichts von Farbe zu ſehen, ſondern ſie ſieht wie bey den ertrunkenen ruſſiſchen Juchten, aus denen die Farbe von der Näſſe vergangen iſt, ganz bleichroth aus. Sie ſind von länglich grob gezogener Narbe; ſtark in Schildern, und dabey ſehr hart und klappericht; großköpfig nebſt den ſtarken Stirnblättern; durchaus ſehr harter und feſter Bereitung; von ſtarkſchnittiger, raucher oder ſehr ausgeſalzter Aaßſeite; es ſind erſtunkene, narbenbeſchabte, ſehr narbenloſe, narbenbrüchige, fleiſchfreſſichte, und überhaupt ſehr ſchadhafte, Häute, doch ohne Roßleder, und andere überaus ſchadhaft ausfallende Häute, die nicht hieher, ſondern unter den polniſchen Roßwall gehören. In Anſehung des Geruches gilt von ihnen eben das, was von den feinen mohilower Juchten geſagt worden iſt.

4. Es giebt auch ordinären polniſchen Roßwall; es finden aber dergleichen Juchten wenig, oder gar keinen Abgang.

5. Der Gränzjuchten, gehört zwar auch noch zum polniſchen Juchten, weil er in Polen zubereitet und verfertiget wird, da er aber nicht ſo weit in Polen hinein, wie vorgemeldete polniſche Juchten, ſondern nä-

ler nach Moscau, an deſſen Gränzen verfertiget wird, ſo erhält er hievon den beſondern Namen des Gränzjuchtens. Dieſe Art von Juchten gleicht dem ruſſiſchen ziemlich, hat aber noch nicht völlig die Eigenſchaften deſſelben, ſondern hat etwas von polniſchen, und etwas von ruſſiſchen Eigenſchaften an ſich. Die Kennzeichen der Gränzjuchten ſind folgende. Sie haben nicht das geringſte von dem ſchönen und durchdringenden Geruche, aber ſonſt einen angenehmen Ledergeruch; auch haben ſie nicht die ſchöne ruſſiſche Gare und Zubereitung, ſondern theils eine weißliche theils eine ganz dunkel- und ſchwarzbraune Gare; auch iſt die Bereitung meiſt hart, ja wohl gar klappericht und ſpießig, und nicht recht zart oder mollicht. Die Farbe und Narbe ſind nicht wie die ſchöne ruſſiſche Art, ſondern die Farbe iſt ganz dunkel und auch meiſtens braunroth, die Narbe aber etwas grob und platſchicht, doch nicht in dem Grade, wie bey den mohilower Juchten, oder eine ſo länglich gezogene Narbe, wie bey den ſluczker und poloczker Juchten. Es ſind meiſtentheils keine Seitenlöcher, wie an den ruſſiſchen Juchten, daran befindlich, wenigſtens kommen ſie dieſen nicht bey. Es ſind keine Leder, welche durchaus eine Gleiche hätten, wie man bey den ruſſiſchen Juchten meiſtentheils findet, ſondern ſie ſind gemeiniglich nur in Schildern recht ſtark, ja wohl gar hart und klappericht, vorn hinaus im Halſe aber abſchüſſig und plattdünn; und finden ſich ja zuweilen noch gleiche Leder, ſo ſind deren doch nur wenige, und ſie kommen den ruſſiſchen nicht völlig bey. Ferner giebt es unter den Gränzjuchten viele ausgeſalzte Leder, und zwar meiſtentheils in Schildern, weil dieſe insgemein am ſtärkſten dabey ausfallen, und ausgeſalzt nicht zu gebrauchen ſind, indem ihnen dadurch der beſte Kern, und gleichſam Kraft und Saft benommen wird. Die Aaßſeite fällt bey ihnen insgemein rauch und braun,

doch auch zuweilen weiß und glatt, aber nicht ſo ſchön, wie bey den ruſſiſchen, noch ſo braun oder ganz rauch und rübiſch, wie bey den ſiuczer oder poloczker Juchten, ſondern kömmt darin dem feinen mohilower ziemlich gleich. Ueberhaupt aber iſt der Gränz-Juchten ein ſtarker Baſtard von dem ruſſiſchen. Es giebt, ſo wie vom ruſſiſchen, verſchiedene Sortimente davon: es muß aber ein jedes Sortiment in ſeiner Art, nach der Feine und Schlechtheit, wie oben bey dem ruſſiſchen Juchten gezeigt worden iſt, ausfallen.

In Anſehung des Einkaufes der polniſchen und Gränzjuchten iſt zu merken, daß der Ort, wo ſolche mit Vortheil zu committiren ſind, Danzig ſey. Endlich giebt es auch:

III. Deutſchen Juchten. Die ruſſiſchen Juchten in Deutſchland nachzumachen, haben ſich verſchiedene Lederbereiter ſehr bemühet. Nachdem ſie zuvörderſt das Leder mit Kalk und Weidenlohe gar gemachet, haben ſie Oehl von Birkenrinden und gewiſſen Kräutern, auch Blumen, inſonderheit Spieke oder Lavendel mit Veilchenwurzel zugerichtet, genommen, hernach Braſilienholz in einer Kalklauge gebeitzt, ſodann daſſelbe mit Leim, Alaun und weißen Gummi gekocht, und das Leder damit beſtrichen, wodurch es zwar einigermaßen das Anſehen des ruſſiſchen Juchtens, aber nicht deſſen übrige Eigenſchaften bekommen hat. Um das Jahr 1720 ungefähr, und noch vorher, kam zu Altenburg und Annaberg eine Art von Juchten zum Vorſchein, faſt zu gleicher Zeit wurde auch in Schleſien, ſowohl in Liegnitz, als auch in Breslau, Juchten gemacht.

In dem ſchleſiſchen Städtchen Auras, bey Breslau, geſchah, unter der öſtreichiſchen Regierung, ein Verſuch, den ruſſiſchen Juchten nachzumachen, welcher auch an Güte dem ausländiſchen nichts nachgegeben haben ſoll. Der Erfinder, Nahmens Phil. Wilh. Luther, Kaufmann in Breslau, erhielt 1722 ein kaiſerl. Privilegium darüber.

Allein, dieſes Werk iſt, aus nicht bekannt gewordenen Urſachen, wieder eingegangen. Eine Nachricht davon, nebſt Copia der in cauſa dieſer Juchten-Manufactur ergangenen obrigkeitlichen Verordnungen, wie auch Atteſtate, findet man im 36. Verſ. der bresl. Samml. von Natur- und Kunſt-Geſchichten, a. d. J. 1726, S. 627—637 und 749—753.

Der altenburger Juchten, war durch ſtarken Thran oder vieles Schmieren weich gemacht, oder mollicht geworden, daher die Aaßſeite braun, und die Narbenſeite ganz dunkelbraunroth ausſah; die Häute und Leder fielen insgeſammt ſehr ſchwer aus, und hatten ſtarke Schilder, weswegen man ſolche heftig ausgeſälzet hatte, um ſie dünn zu machen, daher ſie zwar etwas glatt und ſauber auf der Aaßſeite waren, wodurch aber dem Leder der Kern benommen worden war. Die Narbe kam ſonſt noch ſo ziemlich der vom ruſſiſchen Juchten bey. Der Geruch war ganz unangenehm, und hatte nichts von dem durchdringenden ruſſiſchen Geruche. Die Gare fiel weißlich aus. An den Seiten waren Löcher darin, wie ſonſt in dem ruſſiſchen zu ſeyn pflegen. Kurz, dieſe Art Juchten kam dem ruſſiſchen wenig gleich, ſondern blieb beſtändig gutes deutſches Leder, wie vor und nach; dennoch wurde etwas davon conſumiret, weil eben zu der Zeit der Juchten in Moscau ſehr theuer war.

Der annebergiſche Juchten war von ungem in ſchöner Farbe und zarter Narbe, gab auch darin faſt dem ruſſiſchen nichts nach; von Geruche und Bereitung aber hatte er nicht das geringſte ruſſiſche an ſich, ſondern der Geruch war, wie ſonſt, ein lieblicher Ledergeruch, die Bereitung ſowohl, als die Gare, wie das hier zu Lande zugerichtete lohgare Rindleder, jene etwas hart, und dieſe weißlich. Die Aaßſeite fiel ſchön weiß und glatt, und war ohne alle Schnitte, daß ſie darin wieder der ruſſiſchen gleich kam. Von dieſen Juchten wurde ebenfalls zu der Zeit, als die ruſſiſchen Juchten theuer waren, etwas conſumiret.

Der leipziger Juchten giebt dem annebergiſchen nichts nach.

Auch in Berlin hat ſeit 1764. der Commercienrath Nic. Schneider Juchten zu machen verſucht, und ſeine Manufactur zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen ſich bemühet.

IV.

IV. In Frankreich und England wird ebenfalls Juchten gemacht. Vor ungefähr 30 Jahren brachte ein gewiſſer Teybert dieſes Geheimniß nach Frankreich, wo man zu St. Germain en Laye eine Manufactur anlegte. Sein Geheimniß aber muß nicht ſehr richtig geweſen ſeyn; denn man gab ihm nach 7 oder 8 Jahren, mit einem jährlichen Gehalte von 600 Livres, ſeinen Abſchied; und man läßt noch viele Juchten aus Rußland kommen. In England macht man den weiſſen Juchten.

Des verſchiedenen Gebrauches des Juchtens, iſt bereits oben, S. 259, f. Erwähnung geſchehen.

Eine Art von Juchten iſt auch der ſo genannte Thranjuchten, oder das geſchmierte Leder, Schmeer- oder Schmierleder, und man verſteht darunter dasjenige Leder, welches nachdem es aus der Hand des Lohgärbers gekommen iſt, von dem Lederarbeiter wieder angefeuchtet, ausgefalzet, mit Füßen getreten, getrocknet, wieder angefeuchtet, getreten, und endlich mit Talg oder Oehl und Thranhefen eingeſchmiert worden iſt. Es iſt leichter und geſchmeidiger, als der ruſſiſche Juchten, hält eben ſo gut, und braucht weder in der Näſſe noch Hitze ſo gar viel Schmiere; da hingegen der ruſſiſche Juchten in der Dürre ſehr hart iſt, und leicht bricht, wenn er, beſonders nach der Näſſe, nicht genug geſchmiert wird. Die Schmierleder müſſen, wenn ſie gehörig zubereitet werden ſollen, eine gute Gare bekommen, genug getreten, und mit weiſſem blanken Thran, der nur gepreßt iſt, eingeſchmieret werden, nicht aber mit gebranntem ſchwediſchen oder berger Thran, als welcher hitzig iſt, und das Leder in der Dauer verdirbt, daß es leicht brandicht wird, und die Narben mit der Hand wegzuſtreichen ſind, dagegen der erſtere das Leder in ſeiner Kühlung erhält, und die Narben bewahrt, daß es weich und

und mollicht bleibt. Man hat von dieſer Art Leder, welches ſehr dauerhaft iſt, und kein Waſſer an ſich zieht, weißes und ſchwarzes Leder, welches letztere vorher, ehe es mit Talg oder Oehlhefen geſchmiert wird, mit einer aus ſauerm Biere und altem Eiſen gemachten Farbe gefärbet, oder, wie es die Profeſſioniſten nennen, geſchmutzet worden iſt. Das ſchwarze wird insonderheit zu Stiefeln und Schuhen gebraucht, welche weit dauerhafter und dienlicher ſind, als die von dem ruſſiſchen Juchten, wie ſolches in den Seeſtädten die Matroſen, und auch an andern Orten die Fiſcher, erfahren; nur muß der Schuſter die Narbenſeite nach innen kehren, und die äbichte Seite gut wichſen. Das Schmierleder wird von den Lohgärbern faſt überall verfertiget, und es wird häufig zu Soldatenſchuhen, Reiter=, Fiſcher= und Schifferſtiefeln gebraucht.

Juchten, (deutſcher) ſiehe oben, S. 265.

— — (engliſcher) ⎫ ſ. oben, S. 267.
— — (franzöſiſcher) ⎭

— — (moscowitiſcher) ſ. oben, S. 234.

— — (polniſcher) ſ. oben, S. 261.

— — (ruſſiſcher) ſ. oben, S. 234.

— — (Thran=) ⎫ ſ. oben, S. 267.
— — (weißer) ⎭

Juchtern, ſ. Jachern, im XXVIII, Th. S. 15.

Juchtmaß, ſ. oben, S. 233.

Juchzen, ein nur in den niedrigen Sprecharten übliches Wort, juch! ſchreyen, wofür in den anſtändigern jauchzen gebraucht wird; ſ. Th. XXIX, S. 266.

Jück, ein niederſächſiſches Feldmaß; ſ. Jauchert und Joch.

Jucken. (*) Dieſes Wort wird auf doppelte Art gebraucht.

1. Als

(*) Im Niederſ. jöken, im Holländ. jeuken, im Engl. yuk, im gem. Leben der Hochdeutſchen auch jücken.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hilfsworte haben, den erſten und leichteſten Grad des Schmerzens empfinden, welches von ſalzigen Feuchtigkeiten geſchieht, wenn ſie die Nervenfäſerchen unter der Haut reizen; eine Empfindung, welche das Mittel zwiſchen einer angenehmen und ſchmerzhaften Empfindung iſt. Es wird als ein unperſönliches Zeitwort, und zwar am häufigſten mit der vierten Endung der Perſon gebraucht. **Die Haut, der Fuß, der Finger juckt mich**, ich habe dieſe Empfindung an der Haut, an dem Fuße, an dem Finger. Auch ohne Perſon. **Die Wunde juckt**, verurſacht dieſe Empfindung. Figürlich, doch nur im gem. Leben. **Der Buckel juckt ihn**, ſagt man von Jemanden, der gleichſam nach Schlägen ringet; **die Ohren jucken ihn**, wenn Jemand eine unruhige Begierde nach Neuigkeiten blicken läßt. Oft wird es auch mit der dritten Endung der Perſon gebraucht. (*)

Da-

(*) Einige brauchen dieſes Wort mit dem Dativ der Perſon, und ſagen: Der Finger juckt mir; mir juckt die Haut; ihm juckt der Buckel; nach dem ihnen die Ohren jucken, 2 Tim 4, 3. Andere geben ihm den Accuſativ: Der Finger juckt mich; mich juckt die Haut; ihn juckt der Buckel. Da beydes von guten Schriftſtellern gebraucht wird, und ſich für beydes Gründe anführen laſſen, ſo wird man vielleicht beydes für recht erklären müſſen.

Hr. Rath Adelung iſt für das letzte, und leget dieſem Zeitworte den Accuſativ der Perſon bey, wovon er folgende Urſache angiebt: „Es gehört zu dem Geſchlechte des Wortes „Eck, und zu dem veralteten ecken, ſtechen, brennen, wovon „es vermittelſt des vorgeſetzten müſſigen j gebildet worden. „Um deswillen iſt auch die vierte Endung der Perſon, bey dem „Neutro richtiger als die dritte, weil jucken ein thätiges „Zeitwort iſt, welches, als ein ſolches die vierte Endung er„fordert.“ Nach Hrn. Hofpr. Stoſch Meinung aber heißt jucken nicht ſowohl, wie Hr. Adelung es erklärt, den erſten und leichteſten Grad des Schmerzens verurſachen, als vielmehr ihn empfinden, und zeigt alſo ein gewiſſes Leiden an. Nicht die Haut oder der Finger verurſachen den Schmerz des Juckens, ſondern ſie empfinden oder leiden ihn, und er wird von den ſalzigen Feuchtigkeiten verurſachet. Wenn man die Abſtammung von dem alten Worte ecken, brennen, auch wirklich annimmt, ſo fordert doch auch das Wort brennen den Dativ der Perſon, wenn eine Sache im Accuſativ dabey genannt

Daher das Jucken, dieſe Empfindung ſelbſt, und in engerer Bedeutung, beſonders in Niederſechſen, die Krätze.

2. Als ein Activum, eine juckende Stelle reiben oder kratzen, doch nur im gem. Leben. Wenn ſich ein Kind oft in der Naſe juckt, ſo hat es gemeiniglich Würmer. Ich will dich jucken. Sprichw. Jucken und Borgen thut nur kurze Zeit wohl.

Der Menſch iſt voller Empfindungen. So lange wir wachen, erfüllen die äußern und innern Gegenſtände unſere Seele mit Vorſtellungen; die ſo mancherley ſind, als wir verſchiedene Empfindungsvermögen haben. Und wenn auch gleich bey der Fortdauer der Lebensbewegungen im Körper die äußern Empfindungen ruhen, und klar zu ſeyn aufhören, ſo läßt doch die Seele, das in ſeinen Kräften beſchäftigte Weſen, nicht nach, ſich auch im Schlafe Bilder zu mahlen, Begriffe zu bilden, und Dinge zuſammen zu ſetzen, die wir wachend zu verſchiedenen Zeiten einzeln und zerſtreut empfunden haben. Das Gefühl, der allgemeine Sinn, unterſcheidet ſich inſonderheit dadurch von den

nannt wird. Man ſagt: Nachdem ich aus der heftigen Kälte, in die warme Stube gekommen bin, brennet mir das Geſicht. Ich habe mich verbrannt, aber ich habe mir die Hand verbrannt. Wer Neſſeln angreift den brennen ſie; hingegen dem brennen ſie die Hände.

Sollte ſich das Wort jucken, nicht nach der Analogie des Wortes ſchaudern, und anderer dergleichen richten müſſen? Da man ſagt: Mir ſchaudert die Haut, mir beben Hände und Füße: ſo glaube ich, man könne auch ganz wohl ſagen: Mir juckt die Haut, der Finger, und D. Luther habe nicht unrecht den Dativ geſetzt: Nach dem ihnen die Ohren jucken. Wozu noch dieſes kömmt, daß alle Zeitwörter, welche ein Gereichen zu etwas, zum Nutzen oder Schaden, zu einer angenehmen oder unangenehmen Empfindung, bedeuten, die dritte Endung der Perſon erfordern, auch wenn die Sache in der erſten Endung ſteht. So ſagt man z. B. Dieſe Stunde iſt mir unbemerkt verſtrichen, oder, ſie iſt mir ſehr angenehm vergangen, u. d. gl.

den andern Empfindungen, daß er den ganzen, nach ſeinem äußern und innern Bau betrachteten Menſchen einnimmt, ſo, daß man faſt ſagen kann: der ganze Menſch iſt Gefühl. Und wie kann auch dieſes anders ſeyn! Die zum Vermögen zu fühlen beſtimmten und aufgelegten Nerven ſind der Anzahl nach die mehreſten, verbreiten ſich durch alle Gegenden des Körpers, durchweben alle Häute, Canäle, Gänge, Höhlen und Eingeweide, und verlieren ſich endlich in die den menſchlichen Körper umziehende äußere Haut. Die tägliche Erfahrung beſtätigt dieſen Satz. Die innnere und äußere Fühlbarkeit des Körpers wird ſehr oft ein trauriger Gegenſtand des Klagens bey Kranken. Bald hört man das Schreyen über Schmerzen, Stiche, Reiſſen, Nagen, Schneiden, Ziehen, Krampf, Beiſſen, Winden und Drehen, bald Beſchwerden über Kälte und Froſt, Hitze, Brennen und Jucken. Bald fühlt der Kranke Kneipen, Kollern, Klopfen und Pochen, Hammern und Schlagen. Bald plagen ihn Spannungen, Drücken, Kriebeln. Bald merkt er in ſich das Geräuſch fauler Waſſer, bald die Schwere eines feſt ſitzenden, oder ſich hin und her bewegenden Klumpens. Lauter Empfindungen, welche theils äuſſerlich, theils innerlich in der zerrütteten Maſchine des menſchlichen Körpers vorgehen; Empfindungen, welche das Gefühl beurtheilt, angiebt und beſtimmt; Empfindungen, welche in dem Zuſammenhange und der Verbreitung der Gefühlnerven gegründet ſind!

Zu den unangenehmen Arten des Gefühles rechnen wir nicht unbillig das Jucken in der Haut, welches nicht ſelten unerträglich iſt, und daher die Menſchen zur größten Ungeduld bringt. Kinder, Erwachſene, Alte, ſind dieſem höchſt beſchwerlichen Gefühle ausgeſetzt. Dieſes Jucken begleitet theils andere Krankheiten, und vermehrt deren Empfindlichkeit, theils wüthet es allein, und macht die Hauptbeſchwerde aus.

Und da endlich dieſe widernatürliche Empfindung nach einer zuverläſſigen Bemerkung, jezt mehr als jemals, vornehme, und geringe, junge und alte Perſonen mit und ohne Ausſchlag befällt, ſo hoffe ich vielen einen Gefallen zu thun, wenn ich ihnen die Urſachen dieſer unangenehmen Empfindung, und die Mittel, dieſelbe zu vertreiben, hier vorzutragen Gelegenheit nehme.

Ich nenne das Jucken, L. Prurigo, Pruritus, Gr. Cneſis, Cniſmus, Fr. Fourmier, Fourmillement, Démangeaiſon, ein unangenehmes, widriges, widernatürliches, vermehrtes Gefühl in der Oberfläche der Haut, welches der Empfindung des Prickelns mit den Spitzen der Stecknadeln nahe kömmt, und von einer ſteckenden ſalzigen Schärfe der thieriſchen Säfte in den ſubtilen Hautgefäßen herrührt.

Die Haut in welcher dieſe juckende Empfindung ihren Sitz hat, begreift das Oberhäutchen, die netzförmige Haut, die Oberhaut, die Hautwarzen, das Fett, und endlich die Nägel und Haare, unter ſich. Der eigentliche Sitz des Gefühles, und mithin der juckenden, brennenden und prickelnden Empfindung, iſt weder in dem Oberhäutchen, noch in der netzförmigen Haut, weil dieſe mit keinen merklichen Gefäßen und Nerven verſehen ſind, ſondern in der Oberhaut. Dieſe beſteht aus ſehnigen Fiebern, welche allerley Richtung haben, und auf alle mögliche Weiſe durch einander geflochten und verwickelt ſind. Zwiſchen dieſen Fibern liegen allerley Gefäße in großer Menge. Man trifft hier Nerven, Blut- und lymphatiſche Gefäße von verſchiedenen Claſſen und Ordnungen, an. Ja, die Haut ſcheint ein ununterbrochenes Gewebe von allen zuſammen laufenden Gefäßen von verſchiedener Gattung zu ſeyn. Wie nun die von den Nerven entſtehenden, die Haut durchbohrenden, rundförmigen Warzen das eigentliche Werkzeug des Gefühles abgeben, ſo dienen

die

die Ausführungen der Drüſen und der Waſſergefäße zur Erhaltung und Fortdauer der ſo nöthigen unmerklichen Ausdünſtung. Dieſe ausdunſtende, von dem Oberhäutchen bedeckte Haarröhrchen faſſen zwar nur ordentlicher Weiſe die dünnſten, feinſten abgängigen Theile des Blutes; doch laſſen ſie ſich auch, bey einem ſtarken Triebe der Säfte nach der Haut, merklich erweitern, ſo daß zuweilen Blutwaſſer, ja Blut ſelbſt, hinein treten, die Gefäße zerreißen, und unter dem Oberhäutchen allerley Geſchwüre, Flecken, Blaſen, Knötchen, Geſchwülſte ꝛc. erzeugen kann. Es hat aber die Oberhaut nicht nur ſubtile Ausführungscanäle, welche beſtändig dunſten, und auf eine unvermerkte Art wäſſerige Theile in die Luft ſchicken, ſondern ſie iſt auch mit Einhauchungsröhrchen und zurück führenden Gefäßen verſehen, welche aus dem beſchwängerten Luftkreiſe Dünſte an ſich ziehen, aufnehmen, und zu dem Blute bringen.

Ungeachtet die in zahlreicher Menge die Haut durchdringenden ſubtilen Waſſerröhrchen von dem uns umgebenden Luftkreiſe, von der äußern Kälte und Wärme, von der feuchtnaſſen, mit fremdartigen Dünſten erfüllten, bald zu trocknen und dürren Luft, allerley Veränderungen leiden und erfahren müſſen, ſo kann doch weder die plötzliche Zuſammenziehung, noch allzu ſtarke Erweiterung und Erſchlaffung, noch Verſtopfung der Hautgefäße die nächſte Urſache des Juckens in der Haut ſeyn, wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß dieſe von der Beſchaffenheit der Luft in der Haut gewirkte Veränderungen den juckenden Schmerz mittelbar veranlaſſen, vermehren, befördern und unterhalten können. Wir haben alſo Grund genug, die nächſte materielle Urſache des Juckens von einer ſalzigen Schärfe der nach den Hautdrüſen und engen Haargefäßen getriebenen Feuchtigkeiten herzuleiten, es mag nun dieſe ſcharfe und reizende Materie entweder von außen durch die

zurück führenden Gefäße hinein gekommen, oder von jenen in dem Körper erzeuget ſeyn.

Bleiben wir bey den im Körper erzeugten zum Jucken Anlaß gebenden Säften ſtehen, ſo fällt wohl zuerſt der Verdacht auf die Schweißmaterie. Daß dieſe aus wäſſerigen Theilen beſtehe, in welchen ein von zarten Oehltheilen umgebenes Mittelſalz, welches dem gemeinen Küchenſalze ähnlich iſt, eine ſubtile Erde, und etwas Schleim, aufgelöſet und zertheilt ſich finden, lehrt aus angeſtellten Verſuchen die Chemie, und die Vergleichung der Schweißmaterie mit dem Urine. In der Gelbſucht iſt die ganze Haut gefärbt. Wir bemerken oft, daß Perſonen nach gewiſſen ſubtilen Speiſen, die ſie genießen, riechen. Aus dieſen Bemerkungen folgt, daß der Schweißmaterie widernatürliche, fremdartige Theilchen anhängen, und ſich mit ihr vermiſchen können, ſo wie bekannt iſt, daß auch dem Nahrungsſafte, dem Blute, der Milch, dem Urine, dem Speichel ꝛc. ſich oft Theile zugeſellen, die nicht zu dem Weſen der Säfte gehören. Da nun dieſe fremdartige, mit der Schweißmaterie vermiſchte Theile ſcharf, beitzend, ätzend ſeyn können, ſo ſieht man die Möglichkeit ein, wie die Schweißmaterie durch den Beytritt fremdartiger Theile, ein Jucken, Brennen, Stechen, Prickeln in der Haut verurſachen könne. Es kann aber auch die Schweißmaterie ſelbſt die Urſache des Juckens werden; und dieſes geſchieht, wenn die Theile derſelben, die inſonderheit aus dem Mittelſalze und aus Oehltheilchen beſteht, zu dick, grob und groß ſind, und die gehörige Proportion zwiſchen dieſen ſalzartigen, und den ſie auflöſenden und verdünnenden wäſſerigen Feuchtigkeiten fehlt. Daß aber theils die Dicke und Größe der Theilchen des ſeifenartigen, d. i. desjenigen Theiles der Schweißmaterie, welcher aus dem Oehle und dem gemeinen Salze beſteht, ſchädlich, die Maſſe dieſes theils zu ſtark, theils, in Rückſicht

auf

auf die Proportion zwiſchen dieſem ſalzartigen Theile und der Lympha, dieſer Theil im Uebergewichte ſeyn könne, zeigt die Vernunft und die tägliche Erfahrung. Grobe Speiſen verändern die Figur und Größe ihrer Theile in der Verdauung nicht; wie der Milchſaft iſt, ſo iſt das Blut, und dieſem folgen die übrigen Säfte in ihrer Beſchaffenheit. Folglich müſſen grobe Speiſen auch eine dicke ſalzige Schweißmaterie geben; eine Materie, welche zum Stocken, Schwären und Prickeln in der Haut geneigt iſt. Man trifft Perſonen an, welche leicht und viel ſchwitzen, und bey ausbleibendem Schweiße über freſſendes Jucken in der Haut klagen. Dieſe Perſonen bezeugen durch ihr Beyſpiel, daß hier bloß die Dicke dieſes ſcharfen Theiles in der Schweißmaterie, die Urſache des Hautjuckens ſey. Iſt demnach dieſer ſalzartige Theil der Schweißmaterie zu dick, hat er zu viel Maſſe, oder fehlen ihm die ihn verſüßenden lymphatiſchen, seröſen Feuchtigkeiten, ſo muß er nothwendig in den engen Schweißlöchern hängen bleiben, die daſelbſt ausgeſtreuten Nervenwärzchen in Bewegung ſetzen, und dieſe Bewegung in der ununterbrochenen Haut bis zum Sitze der empfindenden Seele bringen. Was erfolgt hierauf in der leidenden Seele, wenn die auf dieſe Art gepreßten Lebensgeiſter in das Subject der Seele wirken? Eine Gegenwirkung, eine Vorſtellung, die ſie fliehet, und ſogleich beym Entſtehen zu vertreiben ſucht. Ohne deutlich einzuſehen, daß eine ſtärkere Empfindung eine ſchwache verdunkelt und auslöſcht, nehmen Kinder und Erwachſene ihre Zuflucht zu dem Kratzen, Reiben und Bürſten. Je dicker, ſchwerer und unflüſſiger dieſer Salztheil iſt, deſto empfindlicher iſt das Stechen, Prickeln und Jucken in der Haut; und dieſe Wirkung kann am füglichſten nach dem Grunde der ſchneidenden, zertrennenden und ätzenden Dinge erkläret werden.

Die Fibern unſers Körpers ſind krummlinig; folglich müſſen ſich die ſcharfen Schweißtheilchen nach der zuſammen geſetzten Bewegung in einer Diagonallinie bewegen. Hiedurch bekommen die ſcharfen Theile mehr Nachdruck, die Stätigkeit der Haut aufzuheben, die Gefäße zu zertrennen, die Fibern in ihrem Zuſammenhange zu zerſtören und zu zernichten, ſie nicht nur, ſondern auch die ausgetretenen Säfte als thieriſche Theile der Fäulniß zu übergeben. Hievon rühren allerley Arten von Ausſchlägen her, welche bald in der Geſtalt von Blatterflecken, bald in der Oberfläche der Haut wie Knötchen, weiche und harte Geſchwulſten erſcheinen, bald in den Verlängerungen des Oberhäutchens verſteckt liegen, bald aber das zarte Oberhäutchen durchbohren, zerreißen, und mit einem tiefen, rothen, entzündeten, brennenden Umfange ſchwürig werden. Die Farbe und der Unterſchied dieſer ſowohl platten als erhabenen Ausſchläge hängt theils von dem Unterſchiede der zerriſſenen und verletzten Hautgefäße, theils von der Verſchiedenheit der ausgetretenen ſtockenden Säfte her. Dieſe können wäſſerige Feuchtigkeiten, lymphatiſche, ſeröſe, nahrhafte Säfte, dünnes, röthliches, bald dunkles Blut ſeyn. Die gefärbten platten Flecken in der Haut entſtehen von einem Andringen und einer Stockung durchſcheinender Säfte in den engen, nunmehr aber von dem fortdaurenden Triebe der nach= und zufließenden Säfte erweiterten äußerſten Aeſtchen der Schlagadern, ſo, daß das ausgetretene Blut z. B. in die Seitengefäße dringt, daher ſich nichts über der Oberfläche der Haut erheben kann. Wie nun ferner der Mangel der täglichen äußern Reinigung, wollene Kleidungsſtücke, nebelicht feuchte, mit ſalzigen, ſalzſchwefeligen, merkurialiſchen Theilchen beſchwängerte Luft, grobe, ſalzige, mehlige Koſt, eine ſtillſitzende Lebensart, Erkältung

tung des Körpers, vertriebene Schweiße, vieles Eſſen und weniges Trinken, der Mißbrauch von Thee und Kaffee, beſonders nach dem Eſſen, und unter Abwartung des Schweißes, ſchweißtreibende hitzige Arzneyen, ohne der Anſteckungsarten zu gedenken, theils das Jucken verurſachen, theils daſſelbe unterhalten und befördern, ſo haben wir auch bey Unterſuchung der Urſachen des Juckens auf obige Dinge unſer Augenmerk zu richten.

Das Jucken iſt ferner theils als ein Zufall, welcher andere Krankheiten begleitet, theils inſofern es die Hauptbeſchwerde ausmacht, zu betrachten. So klagen z. B. hypochondriſche Perſonen öfters über Jucken in der Haut. So iſt das Jucken mit dem Scorbute gemeiniglich verbunden, und es kann von einem anhaltenden Jucken auf dieſe Krankheit geſchloſſen werden. So bemerkt man auch bey der Waſſerſucht dieſe Beſchwerde, ingleichen zuweilen während der Criſis bey einem Bruſtfieber. Bey dem Abtrocknen der Blattern iſt oft das Jucken unerträglich, worauf inſonderheit bey Kindern ein unbändiges Kratzen erfolgt; ja es pflegt nicht ſelten nach den Blattern ein ſcorbutiſcher Frieſel auszubrechen. Bey zuſchließenden Wunden findet ſich auch ein Jucken ein, und bey Wiedergeneſung bemerkt man ebenfalls oft critiſche juckende Schweiße.

Dem Jucken, inſofern es die einzige Klage der Patienten ausmacht, ſind ſowohl Kinder als Erwachſene, ſowohl Vornehme als Geringe ausgeſetzt. Salzige Feuchtigkeiten, ausſchlagende, aber noch nicht zum Vorſchein gekommene Flüſſe, anderer hieher nicht gehörenden Urſachen nicht zu gedenken, verurſachen nicht ſelten bey kleinen Kindern, die noch nicht reden können, ein ſo beſchwerliches Jucken, daß ſie davor weder ruhen, noch ſchlafen können. Dergleichen Ju-

cken kann auch bey ihnen zuweilen am Haupte davon entſtehen, wenn die Natur die erſten Haare ab- und neue austreibt, in welchem Falle es ihnen recht gut deucht, wenn man ihnen den Kopf krazet. Ja ſie verſuchen es im Liegen durch Drehen und Wenden des Hauptes ſelbſt, und verdrehen währendem Jucken die Augen dergeſtalt, daß man meinen ſollte, es wäre ein Anſprung dahinter. Man kann ferner bey ſolchen Kindern, die ihr Anliegen durch Reden noch nicht an den Tag geben können, das Jucken daraus abnehmen, wenn ſie nicht nur den Kopf in den Mützen und Hauben hin und her drehen, ſondern auch daraus, wenn ſie den Leib in den Windeln bewegen, und die Füſſe oft an einander reiben. Um dieſen Beſchwerden abzuhelfen, gebrauche man abſorbirende, verſüßende Mittel, das halliſche Pulver wider die Schärfe, Rhabarberſaft, oder mit Waſſer bereitete Rhabarbertinctur. Weil hier die ſalzige Schärfe in der Milch der Mutter oder Amme ihren Siz hat, ſo haben auch dieſe die gedachten, und andere die Schärfe dämpfende Mittel nöthig. Will dieſes nicht helfen, ſo nehme man andere Ammen an. Man kann auch die Kinder öfters mit Waſſer, worin erweichende Kräuter abgekocht ſind, mit Kuhmilch verſetzt, gehörig baden. Wo gelinde Sauerbrunnen zu haben ſind, welche nicht viel Schwefel in ihrem Gehalte haben, können ſelbige zum Baden mit Nutzen angewendet werden; auch bey ſolchen Kindern, die nicht mit allzu ſtarkem Anſprung oder Kräze behaftet ſind; nur hat man ſie nach dem Baden vor Erkältung in Acht zu nehmen. Es kann auch ein mit Weingeiſt bereiteter Aufguß von Liebſtöckelwurzel (rad. leviſtici) mit Nutzen gebraucht werden. Riedlin empfiehlt ein Bad von Gerſte und Süßholz, im Waſſer gekocht. Uebrigens halte man die Kinder reinlich, waſche ſie oft, halte ſie nicht zu heiß, und gebe ihnen keine treibende, hitzige Sachen.

Von

Von Erwachſenen ſind vornämlich ſolche zu einem brennenden Jucken in der Haut geneigt, die viele gebökelte, eingeſalzene, geräucherte, rohe Speiſen, ſaure Gartenfrüchte, Salat, Obſt, Käſe, Schweinfleiſch, grobe Fiſche, Auſtern, Schollen, Sauerkraut, Zwiebeln, Gurken, Melonen u. d. gl. genießen; Perſonen, welche von der Thee- und Kaffeeſucht ſo hingeriſſen ſind, daß ſie dabey den Schweiß abwarten, und denſelben oft durch ſchweißtreibende Arzneyen befördern. Ja bey der geſundeſten Koſt kann bloß von einem ſtarken Triebe des Blutes nach der Haut, bey deſſen Ueberfluß und ſchleimiger Conſiſtenz, ein Jucken in der Haut entſtehen, und die Haut ſelbſt mit Flecken von allerley Art verunſtaltet werden. Frauensperſonen ſind dieſer juckenden Empfindung mehr unterworfen, als Mannsperſonen; denn jene leiden gemeiniglich Unordnungen in ihrer monatlichen Reinigung, trinken und bewegen ſich wenig, und halten viel auf ſchweißtreibende Mittel, ohne dabey zu überlegen, daß ſie ſich durch ihr Verhalten Jucken, Brennen, Ausſchlag und Krätze zuziehen. Um der ſalzigen Schärfe des Blutes, der Voll- und Dickblütigkeit, als den Quellen des Juckens, zu begegnen, müſſen erdige, abſorbirende, verdünnende, diluirende, flüſſig machende, abſpühlende und erweichende Mittel gebraucht werden. Damit aber der erſte Stoff der Säure und Schärfe gehoben werde, und jetzt genannte Mittel in ihrer abſichtlichen Wirkung kein Hinderniß finden, hat man zuvörderſt die in dem Magen und den Därmen geſammelten Unreinigkeiten, die in Schleim, Säure, Galle, Ranzigkeiten, öhligen Theilen ꝛc. beſtehen, zu erweichen, abzuſpühlen und wegzuſchaffen. In dieſer Abſicht gebrauche man: 1. erweichende und abführende Mittel, als z. B. die mit abſorbirenden Mitteln verſetzten Salzpulver, Seitſchitzer, engliſches Salz, weiße

Magneſie, das böheimiſche Bitterwaſſer, Arcanum tartari, Liquor terræ fol. tart • i, u. d. gl. Verräth ſich ein verdorbener, mit faulem, altem, verhärtetem Schleime, zähen, ſauren, ſalzigen, galligen Unreinigkeiten beſetzter Magen, ſo finden auch Brechmittel Statt. 2. Zur Verminderung und Verdünnung des Blutes, dienen Aderlaß und Schröpfen. 3. Zur Flüſſigmachung, zur Herſtellung des Umlaufes und Beförderung des Auswurfes des zähen, dicken, ſtockenden Blutes, ſind täglich gelinde Leibesbewegungen vorzunehmen. In dieſer Abſicht iſt auch das Waſſertrinken zu empfehlen. Auch iſt das Waſchen, Baden und Reinigen der Haut mit Waſſer nicht zu unterlaſſen. 4. Das gelinde, trockne Reiben, Bürſten und Kratzen, kann hier auch als ein Hülfsmittel angeſehen werden, inſofern hiedurch die geſpannten Schweißlöcher erweichet, die verſchloſſenen geöffnet werden, der den Hauttheilen anklebende Schmutz abgewiſchet, mithin die unvermerkte Ausdünſtung frey, ſtärker und ordentlicher wird. 5. Man halte ſich reinlich, vermeide wollene Kleidungsſtücke, und hüte ſich vor übermäßiger Hitze, doch ſo, daß man der Ausdünſtung und den gewöhnlichen Schweiſſen nicht ſchade. Je heißer man ſich hält, je ärger wird das Prickeln in der Haut. 6. Man unterlaſſe den ſtarken Gebrauch des Kaffees, und dringe nicht zu ſehr auf erzwungene Schweiße. Ein kühles Verhalten iſt zuträglicher. 7. Im Eſſen und Trinken iſt Maße zu halten. Man genieße nicht mehr, als zur Erhaltung des Körpers nöthig iſt. In Ordnung der Mahlzeiten warte man die gehörige Zwiſchenzeit ab. Die Wahl der Speiſen erfordert mehr Behutſamkeit. Saure, fette, ſogenannte ſüchtige Speiſen, als: Schweinfleiſch, geſalzene, gebökelte, geräucherte Sachen, grobe, ſchleimige, geräucherte Fiſche, Käſe,

Bohnen,

Bohnen, Erbſen, Linſen, Obſt, Sauerkraut, Zwiebeln, Lauch, Meerrettig, Gurken, Melonen, und allerley Salat, ſind insgeſamt nachtheilig. 8. Im Schlafen und Wachen iſt die Beobachtung der Mittelſtraße nöthig. Man mache auch nicht die Nacht zum Tage, und den Tag zur Nacht. Gleichwie naßfeuchte, nebelichte, windige Luft die unmerkliche Ausdünſtung ſchwächt und unterdrückt, alſo ſind auch feuchte Wohn- und Schlafzimmer unverzüglich zu verlaſſen. Man richte ſich übrigens ſo ein, daß Ordnung, Mäßigkeit und Enthaltung von ausſchweifenden Leidenſchaften beobachtet werde.

Wofern die Beobachtung der vorgeſchlagenen diätetiſchen Regeln nicht hinreichend ſeyn ſollte, von dem Jucken und den Ausſchlägen in der Haut zu befreyen, ſo müſſen auch, inſonderheit bey ſich zeigenden Merkmalen des Scorbutes und der Cacherie, innerliche Mittel mit zu Hülfe genommen werden. Die Abſicht muß, nach den zu formirenden Indicationen, dahin gerichtet ſeyn, daß die Schärfe der Säfte gemindert und verſüßet, der gehemmte Umlauf des Blutes durch ſchleimzertheilende, eröffnende, verdünnende, flüſſig machende Arzneyen wieder hergeſtellet, gleich erhalten und dauerhaft werde. Zu den verſüßenden, die Schärfe dämpfenden Mitteln gehören, bekanntermaſſen, weiße Magneſie, Krebsſteine, rothe und weiße Korallen, Eyer- Muſchel- und Auſterſchalen, Perlmutter ꝛc. Dieſe können mit Mittelſalzen, feuerbeſtändigen Laugenſalzen, krampfſtillenden Mitteln ꝛc. nach Beſchaffenheit der Umſtände, verſezet werden. Wem der Gebrauch des bloßen Waſſers nicht anſtändig iſt; der kann ſich der bekannten Holztränke, der Fichtenſproſſen in Waſſer gekocht, des Birkenwaſſers, welches im Frühlinge aus den angebohrten Birken

tröpfelt, bedienen. Erdrauch, Bitterklee ꝛc. dienen auch entweder in Thee, oder gekocht, täglich getrunken. Die daraus bereiteten Eſſenzen, entweder allein, oder mit der Bernſtein- und Holzeſſenz, oder mit der ſcharfen Spießglastinctur, reinigen ebenfalls das Blut, verdünnen deſſen Schleim und Zähigkeit, und treiben den Urin. Das Decoct von Erdrauch, mit Molken vermiſcht, iſt vorzüglich heilſam. Als eine Frühlingscur kann auch Schlehenblüthe, in Milch gekocht, 8 bis 14 Tage gebraucht werden. Die abſorbirenden Pulver werden des Nachmittags und Abends, die Eſſenzen aber nebſt einem verdünnenden Thee oder Tranke des Morgens genommen. Vor und zuweilen zwiſchen dem Gebrauche dieſer Mittel, wird ein Laxans von verſüßtem Queckſilber, mit reitzenden Mitteln verſetzt, genommen.

Unter den Thieren ſind inſonderheit auch die Pferde dem Jucken der Haut ausgeſetzt. Dieſes entſteht, wenn ein Pferd vollblütig iſt, und wenn durch die Bewegung das Blut in die feinſten Zweige der lymphatiſchen Gefäße dringt, deren Endigungen in der Haut ſich befinden, und daſelbſt Schweißlöcher genannt werden. Wenn ſich dieſe durch eine zu plötzliche Ruhe oder Erkältung zuſammen ziehen, ſo ſtocket das Blut in denſelben, und wird ſcharf, dieſe Schärfe aber verurſachet bey der Ausdünſtung ein Prickeln in der Haut; dieſes iſt dem Pferde empfindlich, darum reibet es ſich die Haut. Wenn dieſem Uebel nicht bald abgeholfen wird, ſo entſteht die Räude daraus.

So bald man dieſes merkt, muß die Cur mit einem Aderlaſſe angefangen, und ein Fontanell vor die Bruſt, und eins unter den Leib geleget werden. Der

Aderlaß geſchieht, um das Blut zu vermindern, und die Circulation zu befördern; die Fontanelle aber werden deswegen geleget, um die übeln Säfte von den äußern Theilen abzuleiten. Alsdann wird das Pferd mit folgender Pille laxieret, nachdem es einige Tage vorher mit Weizenkleyen und etwas Haber gefüttert worden iſt.

℞. Pulv. aloes hepat. ʒiv.
Crem. tart. ℥j.
Merc. dulc. ʒij.
Sapon. alb. ℥ij.
M. F. Maſſa Pilul.

Wenn das Pferd hievon laxiert hat, gebe man ihm folgendes Pulver Morgens nüchtern auf etwas angefeuchtete Weizenkleyen, und laſſe es hernach 2 Stunden lang faſten.

℞. Pulv. ſulph. crud.
Hep. antim. āā ℥ij.
Bacc junip. ℥iij.
Camph. ℥ß.
M. F. Pulv. divid. in viij. æqu.

Von dieſen 8 Pulvern wird dem Pferde jedesmal eins gegeben.

Wenn dieſe Pulver verbraucht ſind, ſchmiere man das Pferd an denen Orten, wo es ſich gerieben hat, mit folgender Salbe:

℞. Aethiop. miner. ℥j.
Axung. porc. ℔ß.
M. F. Ungu.

Die Salbe läßt man 6 Tage darauf liegen. Alsdann nimmt man warmes Waſſer und Seife, und

wäſcht

wäſcht dieſelbe herunter. Bey dem Schmieren muß das Pferd, ſo viel möglich, warm gehalten werden. Bey dem Füttern der Pulver iſt eine gelinde Bewegung dienlich. Sollte das Jucken noch nicht völlig vergangen ſeyn, ſo kann das Laxativ und das Schmieren wiederholt werden.

Dieſer Zufall entſteht auch von verdorbenem Futter, wo alsdann ein ſchlechter Nahrungsſaft erzeuget und in das Blut geführet, und dieſes hiedurch verdorben und ſcharf wird. Es werden alsdann ſcharfe Säfte in die lymphatiſchen Gefäße abgeſondert, und dieſe Schärfe frißt ebenfalls die Haut durch, und verurſachet dieſen Zufall. Die Cur iſt in ſolchem Falle einerley. Daß dem Pferde hernach, wenn es von dem Jucken befreyt bleiben ſoll, gutes Futter gereichet werden müſſe, verſteht ſich von ſelbſt.

Jucks, ſ. Juks.

Juda, der vierte Sohn Jacobs und der Lea; Vater des Her, Onan und Sela. Nach ſeinem Namen wurden ſeine Nachkommen der Stamm *Juda* genannt, welches der mächtigſte und zahlreichſte Stamm des iſraelitiſchen Volkes war, und den ganzen mittägigen Theil von Paläſtina bewohnte.

Wenn das Wort *Juda* im Gegenſatz von *Iſrael* vorkömmt, wird dadurch allemal das *Königreich Juda* verſtanden, d. i. der Theil, welcher dem Könige David und ſeinen Nachfolgern getreu geblieben war; dahingegen durch Iſrael die 10 rebelliſchen Stämme verſtanden werden, welche, durch ihre Trennung von dem Stamme Juda, das Königreich *Samaria* angefangen hatten.

Sonſt heißt auch *Juda*, ein gewiſſes Königreich auf der Küſte von Guinea in Afrika; im 4. Gr. 30 Min. Norderbreite, zwiſchen den Königreichen Arder und Acara. Die Hauptſtadt deſſelben heißt Xavier, und

und liegt 3 Meilen landwärts. Die Portugieſen, Franzoſen, Engländer und Holländer haben daſelbſt ihre Comtoirs, und treiben einen beträchtlichen Sclavenhandel, deren dieſes Land, welches ſehr volkreich iſt, eine ziemliche Menge liefern kann; ſie ſind aber daſelbſt viel theurer, und faſt noch einmal ſo theuer, als in den Königreichen Acara und Campi. Die Urſache davon ſind die ſehr hohen Abgaben, welche dem Könige von Juda und deſſen Bedienten erlegt werden müſſen. Die Erfriſchungen ſind daſelbſt ebenfalls ſehr theuer, welches den Preis der Sclaven ſehr erhöhet. Dieſer Theurung der Sclaven ungeachtet, gehen doch vorgedachte Nationen, und inſonderheit die Franzoſen, dahin, um Sclaven zu erhandeln, hauptſächlich zu Kriegszeiten, wenn ſie mit den Engländern oder Holländern, welche ſtark nach Acara kommen, in Krieg verwickelt, und alſo zu Acara nicht ſicher ſind; denn in dem Königreiche Juda ſind ſie allzeit ſicher, weil der König von Juda nicht zugiebt, daß die nach ſeinem Reiche handelnden Nationen, ungeachtet ſie in Europa mit einander in Krieg verwickelt ſind, ſich in ſeinem Lande beleidigen, ſondern vielmehr beſtändig dahin ſieht, daß ſie Frieden halten müſſen, welches auch ſeit dem J. 1704 beſtändig geſchehen iſt, da der König von Juda Amar die obgedachten vier, nach Juda handelnden, europäiſchen Nationen zu Eingehung und Unterſchreibung eines Friedens- oder Neutralitätstractates, ſowohl auf dem feſten Lande, als am Geſtade, ſogar im Geſichte des Geſtades, genöthiget, und bey der heiligen Schlange geſchworen hat, denjenigen, welcher ſich, den vorgelegten Tractat zu beobachten, weigern würde, nebſt allen den Seinigen auf ewig aus ſeinem Lande zu verjagen, welchen Tractat hernach auch alle neue Directoren und vornehme Bediente erwähnter vier Nationen haben unterſchreiben

ben müſſen. Den Tractat ſelbſt, welcher aus 6 Artikeln beſteht, und in Xavier d. 6. Sept. 1704 geſchloſſen iſt, kann man in des P. Labat Nouveau voyage de Guinée, Th. 2. S. 88, fgg. leſen.

Judäa, Fr. Judée, eine Provinz in Aſien, welche anfänglich das Land Canaan oder Paläſtina, hernach das Land der Verheißung, und das Land Iſrael, und zuletzt Judäa genannt wurde. Den Namen Judäa bekam es erſt nach der Zurückkunft der Juden aus der babyloniſchen Gefangenſchaft, weil damals der Stamm Juda der vornehmſte und faſt der einzige im Lande war, der noch in einigem Anſehen ſtand, indem die Länder der Iſraeliten aus den übrigen Stämmen faſt alle von Samaritanern, Idumäern, Arabern und Philiſtäern beſetzt waren. Als die Juden aus der babyloniſchen Gefangenſchaft zurück kamen, fiengen ſie an, ſich wieder um Jeruſalem herum und in dem Antheile von Juda niederzulaſſen, und hernach breiteten ſie ſich auch im übrigen Lande aus, welches ſie dergeſtalt beſetzten, daß ſie gegen Norden den Berg Libanon und Syrien, gegen Süden das ſteinige Arabien und das mittägige Idumäa, gegen Morgen das Gebirge Gilead, das öſtliche Idumäa, das wüſte Arabien, und das Land der Ammoniter und Moabiter, gegen Abend aber das Land der Philiſtäer, Phönizien und das mittelländiſche Meer zu Gränzen hatten. Der Fluß Jordan theilte ganz Judäa in zwey faſt gleiche Theile. Als dieſes Land noch Canaan hieß, wurde es von canaäiſchen Königen beherrſchet, deren jeder in ſeiner eigenen Stadt ſouverän war, bis Joſua dieſes Land eroberte, nach deſſen Tode es ungefähr 15 Jahre lang durch die Aelteſten des Volkes regieret wurde. Hierauf verfielen die Iſraeliten in eine Art Anarchie, welche 7 oder 8 Jahre lang währte. Nach dieſer Zeit wurden ſie 317 Jahre lang durch Richter regieret, und end-

endlich 507 Jahre lang durch Könige, bis zur babyloniſchen Gefangenſchaft. Nach der Befreyung aus derſelben blieb Judäa unter der Herrſchaft der Könige von Perſien, hernach **Alexander's** des Großen und ſeiner Nachfolger, hernach war es bald den ſyriſchen, bald den ägyptiſchen Königen unterwürfig, die aber mehrentheils eine vorzügliche Achtung für den Hohenprieſter und für die Häupter aus der Familie **David's** äußerten. Endlich erhielten ſich die Maccabäer, nachdem ſie den Religionszuſtand wieder hergeſtellet, und überhaupt ihre Nation aufs neue in Aufnahme und Anſehen gebracht hatten, 35 Jahre lang im Beſitze der höchſten Gewalt über Judäa, bis zur Regierung **Herodes** des Großen. Heut zu Tage ſteht dieſes Land unter türkiſcher Herrſchaft.

Judas, ein Mannsname. In der Bibel kommen vor: **Judas** der Verräther, einer von den 12 Jüngern, welcher Chriſtum verrieth (*), und **Judas** der Apoſtel, welcher ſonſt auch Judas Thaddæus oder Judas Lebbæus genannt wird, und ein Bruder des Apoſtels Simon Zelotes war. Daher die Epiſtel Judä, ein unter die kanoniſchen Bücher des neuen Teſtamentes aufgenommener Brief dieſes Apoſtels. Das Feſt Simonis und Judä, im Kalender, welches auf den 28. Oct. fällt. Apoſtelg. 15, 22. geſchieht eines andern **Judas**, mit dem Zunamen Barſabas, Erwähnung.

Judas-Baum, ein Baum, welcher in den wärmern Gegenden Europens und Aſiens einheimiſch iſt, und zu den Pflanzen mit 10 Staubfäden und 1 Staubwege gehört; wilder Johannisbrodbaum; Arbor judaica *J. B.* Arbor Judæ *Dod.* Siliquaſtrum *Tourn.* Cer-

(*) Weil der Verräther Judas auf Gemälden gemeiniglich mit brennend-rothen Haaren vorgeſtellt wird, nennt man rothe Haare im Franzöſiſchen, ſpottend: Poil de Judas.

Cercis *Linn.* Fr. Arbre de Judas, oder Arbre de Judée, Gaînier, oder Guainier; Engl. The Juda's Tree. Planer nennt ihn Griffelbaum. Andere nennen ihn Salatbaum, weil man in Languedoc ſeine Blüthen, ehe ſie ſich öffnen, wie einen Kapernſalat genießt; wie auch Liebesbaum, nach dem portugieſiſchen Arbol d'amor. Bey den Griechen heißt er Kouchouchia; bey den Spaniern Algarroba laco. Der Name Judasbaum iſt aus dem ehemaligen Wahne entſprungen, als ob Judas, der Verräther Chriſti, ſich an einem ſolchen Baume erhängt hätte, wozu wohl der Umſtand, daß dieſer Baum um Jeruſalem häufig iſt, Gelegenheit gegeben hat. Richtiger wird er vielleicht Arbre de Judée genannt, weil er zuerſt aus den Morgenländern nach Europa, in deſſen mittägigen Gegenden er jetzt einheimiſch iſt, gekommen ſeyn mag. Die Blume gleicht den ſchmetterlingsförmigen. Der kurze glockenförmige Kelch endiget ſich mit 5 ſtumpfen Spitzen, iſt unterwärts höckerig, ausgehöhlt, und mit einem Honigſafte angefüllt. An dem Kelche ſitzen 5, gleichſam geſtielte, Blumenblätter von ungleicher Größe. Die beyden obern, welche die Flügel vorſtellen, ſind aufwärts gerichtet, und bedecken das kleine rundliche Fähnchen. Die beyden untern ſind an den obern befeſtigt, legen ſich an einander, ſtellen mit einander eine herzförmige Geſtalt vor, und umſchließen die unterwärts gebogenen, mit einander nicht verwachſenen Staubfäden und den Griffel. Von 10 Staubfäden ſind 4 länger als die übrigen. Der Griffel hat einen ſtumpfen Staubweg, und der Fruchtkeim ruhet auf einem beſondern Säulchen, welches Linné als ein Honigbehältniß betrachtet. Die längliche Hülſe iſt einfächerig, und enthält rundliche Samen.

Man

Man kennt davon zwey Arten:

1. Gemeiner, rund = oder ſtumpfblätteriger Judasbaum, gemeiner Judasbaum mit glatten herzförmigen oder runden Blättern, ſpaniſcher Judasbaum, Siliqua ſilveſtris rotundifolia *C. B.* Cercis Siliquaſtrum, foliis cordato-orbiculatis glabris *Linn.* Man findet ihn in Italien, Spanien (inſonderheit in dem Königreiche Valencia,) Languedoc und in den Morgenländern wild. Bäume, die man in hieſigen Gärten unterhält, ſind nicht gar hoch, ſperrig und krumm gewachſen, mit einer ſchwärzlichen ungleichen Rinde überzogen, und den Winter über nackend. Zu Ende des May, und Anfange des Junius treiben geſtielte, wechſelweiſe geſtellte, glatte, rundliche, mehr nieren = als herzförmige, völlig ganze, gleichſam bläulich angelaufene Blätter, und mit dieſen zugleich die Blumenbüſchel hervor. Wo der Stiel an das Blatt ſich anſetzt, iſt derſelbe etwas dicker und vereiniget ſich mit dem Blatte gleichſam durch ein beſonderes Gelenk. Die jungen Aeſtchen, Blatt = und Blumenſtiele ſind röthlich. Unter den Blättern bricht der gemeinſchaftliche und in Zweige getheilte Blumenſtiel hervor, und der Kelch iſt mit dem Stielchen, wie das Blatt, durch ein Gelenk vereinigt. Der Kelch und die Blumenblätter ſind purpurroth, bisweilen auch fleiſchfarbig und weiß. Die Türken ſollen dieſen Baum ſeiner Blüthe wegen hoch ſchätzen, und in Conſtantinopel ſollen alle Kirchhöfe damit beſetzt ſeyn.

Man kann ihn aus abgeſchnittenen Zweigen, oder aus dem Samen ziehen, den man zu Ende des März, oder Anfange des Aprils, in ein Beet von leichter Erde ſäet, mit welcher man etwas warmen Miſt vermiſcht hat; auf den geſäeten Samen ſiebet man ½ Zoll dick Erde, und bedeckt das Beet bey naſſer Witterung mit Matten, läßt auch den Boden bis in den nächſten

Frühling ungeſtört, wenn indeſſen der Same nicht aufgeht. Wenn die Pflanzen aufgegangen ſind, reiniget man ſie ſorgfältig vom Unkraut, begießt ſie bey trockner Witterung zuweilen, bedeckt ſie im folgenden Winter bey ſehr ſtrengem Froſte mit Matten oder trocknem Strohe, läßt ſie aber bey gelindem Wetter beſtändig offen, hebt ſie im April ſorgfältig aus, und ſezt ſie, ſo bald als möglich, in ein Land von guter friſcher Erde, welches man vorher zugerichtet hat, 1 Schuh weit von einander, in Reihen, welche 2 Schuh weit von einander ſtehen, reiniget den Boden zwiſchen den Pflanzen ſorgfältig vom Unkraut, umgräbt ihn im Frühlinge wohl, und ſchneidet um dieſe Zeit alle ſtarke Seitenäſte hinweg. Sollten aber die Stämme krumm wachſen, ſo bindet man jede Pflanze an verſchiedenen Stellen an einen Pfahl, den man daneben ſteckt; nach 3 oder 4 Jahren ſezt man ſie im Frühlinge dahin, wo ſie bleiben ſollen, unter Bäume von gleichem Wachsthume. Dieſer Baum wird ſelten von dem Ungeziefer angegriffen, und giebt den Luſtgärten, Luſtwäldern, und den Wänden in den Gärten, welche man damit bekleiden kann, eine beſondere Zierde. Sein Holz hat ſehr ſchöne, ſchwarze und grüne Adern, und läßt ſich fein polieren. In der Arzneykunſt wird dieſer Baum nicht geachtet, in Languedoc aber, und in andern Provinzen, wo er wild wächſt, pflegt man die Blumen, ehe ſie ſich öffnen, wie die Kapern, mit Eſſig einzulegen und zu eſſen.

Hr. Reg. R. Medicus, meldet in ſeiner Nachricht von einigen ausländiſchen Bäumen, die in dem churf. botaniſchen Garten zu Mannheim im Freyen ausgedauert haben, in den Bemerk. der churpfälz. phyſ. ökon. Geſ. v. J. 1774, S. 123, fgg. von dem Siliquaſter Cercis Folgendes: „Dieſe Bäume haben in dem hieſigen ſtarken Boden einen

auſſerordentlichen Wuchs gezeiget. Ich hab einen, in den Orangeriehäuſern alt gewordenen, und aus einem andern Garten erhaltenen Stamm, der keine 1½ Schuh hoch war, ins Freye geſetzt, worauf dieſer ſogleich erſtaunend gewachſen, und nun ein achtſchuhiger ſchöner Baum in Zeit von 3 Jahren geworden. Im J. 1772 habe ich junge Bäume aus dem Samen gezogen, die im Herbſte 1774 ſchon 10 Schuh hoch geweſen; deren Stamm 2 Zoll im Durchmeſſer gehabt, und ſich die Winter hindurch alle recht wohl erhalten haben. Letztern Winter hingegen haben ſie etwas von der Kälte Noth gelitten, und alle Blüthknoſpen ſind verfroren. Einer der jungen Stämme iſt noch beynahe bis auf den Boden abgeſtorben. Dennoch iſt kein Zweifel, daß ſie nicht unſere Winter jederzeit wohl überſtehen, und im ſtarken Boden einen ſchnellen Wuchs haben werden. Dieſer ſehr ſchöne Baum verdient alſo allerdings, daß man ſich auf ſeine Anzucht befleißige. Das Holz muß zu feinen Schreinerarbeiten ſehr nützlich werden, indem es eine ſchöne Farbe bekömmt. Zudem iſt er in jedem Garten eine wahre Zierde, da er gleich zu Ende des Aprils mit ſeinen ſchönen Blüthen bedeckt iſt, auch am alten Holze ſolche häufig hervor bringt, hernach aber wie die Blüthen abfallen, und zu Schoten anſetzen, die ſchönen großen und dunkelgrünen, glänzenden, ſteifen Blätter hervortreibt, welche noch das Eigene haben, daß ſie vom Ungeziefer verſchont bleiben."

2. Canadiſcher, ſpitzblätteriger Judasbaum, Rothbaum, Rothknopf, rother Knopfbaum, Cercis canadenſis, foliis cordato-acuminatis *du Roi.* Cercis canadenſis, foliis cordatis pubescentibus *L.* iſt in dem mitternächtigen Amerika, inſonderheit in Canada und Virginien, einheimiſch, im Wachsthume und übrigen Anſehen der erſten Art ganz ähnlich, die Rinde aber mehr aſchgrau, und die Blätter ſind herzförmig

zugeſpitzt, hellgrün und glänzend. Linne und Miller beſchreiben die Blätter als rauch, welches aber Hr. v. Münchhauſen und Düroi nicht wahrgenommen haben. Die röthlichen Blumen ſind kleiner, und erſcheinen vor dem Ausbruche der Blätter, und zu Anfange des Junius. Der Kelch iſt grün. Das Holz hat ſchöne ſchwarze grüne Adern, nimmt eine gute Politur an, und könnte zu ausgelegter Tiſchlerarbeit gebraucht werden, wenn es in gehöriger Stärke und Menge zu haben wäre. Er wird eben ſo wenig von dem Ungeziefer beſchädiget, als die erſte Art, und taugt wie dieſe, in Pflanzungen, erfordert aber Schutz von andern Bäumen.

Man erzieht dieſe Art des Judasbaumes aus Samen, welcher aber öfters 1 Jahr in der Erde liegt, ehe er aufgeht. Man kann auch die Vermehrung durch Ableger bewerkſtelligen, doch geht es damit ſchon langſamer her. Er iſt ſehr dauerhaft, und hält, nach Hrn. Medikus Bemerkung die Winter bey uns vollkommen aus, kömmt aber an Schönheit dem gemeinen nicht bey.

Judaskuß, nennt man figürlich den verräthiſchen Kuß eines falſchen Freundes, desgleichen der war, mit welchem Judas ſeinen Lehrer verrieth; tückiſche Liebkoſungen.

Judasoehrlein, **Judasohr**, ein Name des Holunderſchwammes, welcher hohl und runzelig iſt, und daher einige Aehnlichkeit mit einem Menſchenohre hat; Peziza Auricula *Linn.*; ſ. Th. XXIV, S. 303, fgg.

Den Namen Judasohr, führt auch die Käferſchnecke, Helix Scarabæus *L.*; ſiehe in K.

Judasſchweiß, im g. L., ein von einem hohen Grade der Angſt ausgepreßter Schweiß, dergleichen Judas bey erwachtem Gewiſſen haben mußte.

Jude, (*) (der) L. Judaeus, Fr. Juif, Fämin. die Jüdinn, L. Judaea, Fr. Juive, 1. Eigentlich die Glieder des ehemaligen jüdiſchen Reiches, im Gegenſatze der Iſraeliten; von dem Stamme Juda. (Den Namen Juden bekamen die Iſraelitten erſt nach ihrer Zurückkunft aus der babiloniſchen Gefangenſchaft, weil damals der Stamm Juda der mächtigſte und angeſehenſte unter allen iſraelitiſchen Stämmen war; ſ. oben, S. 284.) In weiterer und gewöhnlicherer Bedeutung werden alle Glieder des ehemahligen iſraelitiſchen Volkes, und die Bekenner der Religion derſelben, Juden, und auf eine beſtimmtere Art, die ältern Juden genannt, zum Unterſchiede von den heutigen und neuern Juden, welche ein Ueberreſt der erſtern ſind, und am häufigſten auch nur Juden ſchlechthin genannt werden. Ein Jude werden, ſich zur jüdiſchen Religion bekennen.

Ein Hofjude, ein Jude, welcher einem Hofe in Handelsangelegenheiten fortwährende Dienſte leiſtet; imgl. ein Jude, welcher unter dem unmittelbaren Schutze eines Hofes ſteht.

Die Judenſchaft, die ſämmtlichen Juden eines Ortes oder einer Provinz. Das Judenthum, die jüdiſche Religion.

2. Figürlich und im verächtlichen Verſtande, und meiſt aus einem gehäſſigen Vorurtheile gegen die jüdiſche Nation, belegt man im gem. Leben mit dem Nahmen Jude, bald einen unrechtmäßigen Wucherer, beſonders in der Zuſammenſetzung Geldjude; bald einen, der ſeine Waaren gar zu theuer verkauft, beſonders in der Zuſammenſetzung Kornjude; bald überhaupt, einen gewinnſichtigen und geldſüchtigen Menſchen.

(*) Ehedem der Jüde, welche Form noch in der deutſchen Bibel vorkömmt, in dem Iſidor Judeo, in der fränkiſchen Mundart des 9ten Jahrh. Gnotman, Judo. Das e am Ende iſt das e euphonicum, ohne welches das d wie im t lauten würde.

ſchen. Dieſer Mann iſt ein rechter Jude, er leiht ſein Geld nicht anders als zu 10 pro Cent aus. Daher Juden, welches nur in den niedrigen Sprecharten üblich iſt, auf jüdiſche Art Wuchern, einen übermäßigen unerlaubten Gewinn zu bekommen ſuchen. Er judet ärger als ein Jude.

Man ſagt ſprichwortsweiſe von einem reichen Manne, dem man nicht günſtig iſt: er iſt ſo reich wie ein Jude.

Auch ſagt man ſprichwortsweiſe von jemanden, der immer allenthalben herum läuft: er iſt der ewige Jude, er hat nirgend eine bleibende Stäte; Fr. c'eſt le Juif errant. Der ewige Jude iſt eigentlich ein Phantom, welches in den Zeiten des Aberglaubens zuweilen von dem gemeinen Haufen mit leiblichen Augen geſehen wurde; das war derjenige Jude, der bis an das Ende der Welt allenthalben auf Erden herum zu laufen verdammt iſt, ohne jemals zu ruhen; und dies zur Strafe, daß er dem Heilande, als dieſer zur Kreuzigung geführt wurde, und von der Laſt des Kreuzes, welches er tragen mußte, ein wenig ausruhen wollte; dieſe kleine Erholung boshaft verwehrt hatte.

Daher jüdiſch. 1. Den Juden gehörig, in ihrer Religion und Sitten gegründet. Das jüdiſche Land, das Land der ehemaligen Juden, Paläſtina; ſ. Judäa. Der jüdiſche Glaube, die jüdiſche Religion. Das jüdiſche Volk. Das jüdiſche Geſetz. Jüdiſch Deutſch, die verderbte hebräiſche und mit Deutſch vermiſchte Sprache der heutigen Juden; wovon ich bey dem Schluſſe dieſes Artikels handeln werde. Aber jüdiſch für hebräiſch, wie 2 Kön. 18, 26. ein jüdiſcher Mann, Apoſtg. 10, 28. für ein Jude, und ein jüdiſches Weib, Apſtg. 16, 1. für eine Jüdinn, ſind im Hochdeutſchen ungewöhnlich.

2 Nach Art der Juden, beſonders auf eine unerlaubte Art gewinnſüchtig, im verächtlichen Verſtande

und

und in dieſer Neigung gegründet. Ein jüdiſcher Wucher, Gewinn. Jüdiſche Zinſen nehmen. In welcher Bedeutung es auch die Comparation leidet.

Die Juden ſind ein in aller Abſicht merkwürdiges Volk. Eines der erſten Völker des Erdbodens, ſteht noch jetzt, unterdeſſen ſo viele gefallen ſind, und von mancher Nation kaum der Nahme übrig geblieben iſt. Sein Staat iſt zwar zerſtöret, aber weit mächtigere Reiche ſind untergegangen, indeſſen die Juden ſeit dem Verluſte ihres Landes ſich vermehret und überall verbreitet haben. Und das bey allen Drangſalen und Verfolgungen! bey dem ſtrengſten Geſetze, in welchem ſie leben, und unter dem eiſernen Scepter, der ſie in Oſt und Weſt regiert! Von je her waren ſie der Spott und die Verachtung alter und neuer Völker. Der Römer beluſtigte ſich ehedem eben ſo ſehr an dem Judäer (*), als ihn der gemeine Türke heutiges Tages mißhandelt. Ich übergehe die Chriſten, weil die es, von **Conſtantin** an, für einen Glaubensartikel halten, dem Juden überall im Wege zu ſeyn.

Sollte dieſer ewige Haß, welchen Juden von Jahrhundert, zu Jahrhundert, von einer Generation zur andern, ſich in Europa zugezogen haben, nicht hauptſächlich in dem entgegen geſetzten Character der Nation zu finden ſeyn? — Sie kamen aus Aſien, welches immer und noch jetzt der moraliſche Antipode Europens iſt, mit ihren Sitten, Gebräuchen und Lebensart zu uns, und unter Drangſal und Marter blieben ſie der Religion ihrer Väter ſelbſt bis zum Tode ge=

(*) Unter andern Martial und Juvenal. Nunc ſacri fontis nemus et delubra locantur Judaeis, quorum cophinus foenumque ſupellex, ſagt Dieſer von ihnen; und Jener: a matre doctus, nec rogare Judaeus: nec ſulphuratae lippus inſtitor mercis. Horaz ſpottet an mehrern Orten über ſie.

getreu. So ſeltſam und abgeſchmackt dieſe Begriffe auf fremden Boden zu pflanzen immer ſeyn mag, ſo können wir dieſer Beharrlichkeit doch unſere Achtung nicht verſagen. Es liegt einmal in der menſchlichen Natur, daß wir den nicht lieben, der anders denkt und handelt, wie wir. Freylich gab ihr hartes Geſetz, dem ſie nachleben, und welches ohne Beyſpiel iſt, andern Glaubensgenoſſen, die den Himmel auf einem leichtern Weege zu verdienen hoffen, ein Aergerniß, und vermehrte die Verbitterung, durch den den Juden eigenen Stolz auf ihr Geſetz. Aber eben ſo ſehr vermehrte ſich und wurzelte dieſe Feindſchaft immer tiefer durch Wucher und Gewinn, zu denen feindſelige Geſetze ſie verdammten. Der Eigennutz nahm ſie in Ländern auf, und eben derſelbe vertrieb ſie wieder aus denſelben, nachdem der Sinn der Fürſten beſchaffen war. An Mitteln fehlt es nie, wenn man den Willen zu ſchaden hat! Alles phyſiſche und moraliſche Uebel, welches über Länder kam, fiel auf die armen Juden zurück. Krieg, Peſt, Hungersnoth waren Strafgerichte Gottes, um Juden zum Söhnopfer darzubringen. Sie vergifteten Brunnen; ſie verfälſchten die Früchte der Erde; ſie lieſſen Blut regnen; waren Verräther, Meuchelmörder, Hexen und Zauberer; ſie ſtahlen und ſchlachteten Chriſtenkinder, durchſtachen Hoſtien u. ſ. w. die Beſchuldigungen waren unzählig! — bis die Fackel der Vernunft alle dieſe Irrlichter vertrieb.

Unterdeſſen ſchmachten ſie noch immer in einer Erniedrigung und Knechtſchaft, die den Menſchenfreund erſchüttert. Nur wenige Reiche giebt es, wo man ihnen glimpflich begegnet; und nur hin und wieder einen glücklichen Winkel der Erde, wo ſie Gottes Sonne fröhlich ſchauen, und ihres Daſeyns froh werden, — der Preis aufgeklärter Frey-

ſtaaten (*)! Hr. Reg. Rath Schlettwein in Gießen, Hr. geh. Rath Dohm in Berlin, und einige andere würdige Männer, haben die Sache von 5 Millionen Menſchen, (denn ſo viel Juden ſollen wenigſtens auf dem Erdboden leben,) mit ſo viel Wärme vertheidigt, daß es allenthalben die größte Aufmerkſamkeit erregt, eine Menge Federn in Bewegung geſetzt, und an Höfen ſo gar Eindruck gemacht hat. Es fängt nun auch hier in manchen Monarchien an zu tagen, die noch vor kurzem ſchwere Finſterniß deckte. Sey auch die Triebfeder welche ſie wolle, ſey es politiſche Tugend: ſo wird doch der tief gebeugte Iſraelit den Fürſten, ſeinen Befreyer, der ihm die Kette abnahm, und den Hut der Freyheit aufſetzte, ſegnen.

Die Geſchichte iſt nur eine Erzählung der Schandthaten des Menſchengeſchlechtes; nirgends aber iſt ſie es mehr, als in den Annalen dieſes gebrandmarkten Volkes. Und doch bey allen Trübſalen, hat ſich der armſelige, aber nicht geringe Haufen erhalten, und eher vermehret, als vermindert. Ich werde, ehe ich das Judentoleranzweſen ſelbſt nach ökonomiſchen und politiſchen Gründen abhandle, einige Vorſchläge und Mittel zur ſittlichen und politiſchen Verbeſſerung der Juden anzeige, und die deshalb ergangenen Verordnungen einiger Fürſten, vornämlich des großen Kaiſers, Joſeph II. anführe, eine Erzählung der Schickſale der Nachkommen Abrahams voran ſchicken. Nach einer kurzen Ueberſicht von den Juden vor dem Untergange ihres Reiches und unter den Römern, wollen wir ſie in den verſchiedenen Gegenden der Welttheile, wo ſie ſich irgends niedergelaſſen haben, ſelbſt aufſuchen.

 Die

(*) Holland und England ſind es, wo man die Rechte der Menſchheit am meiſten erkennt, und das zum Segen des Landes. Der Jude, der ſein gelobtes Land noch immer im Munde führt, nennt daher Amſterdam das große, ſo wie Hamburg das kleine Jeruſalem.

Die jüdiſche Nation ertrug die Oberherrſchaft der Römer, worunter ſie **Pompejus** etwa 60 Jahre vor Chriſtigeburt zu bringen angefangen hatte, mit dem größten Widerwillen. Anfangs hatte ſie noch ihre eigene Regierung und Fürſten behalten; als ſie aber ſolche nachmals verloren hatten, und ſie den Kaiſern unmittelbar unterworfen wurden, nahm dieſer Widerwille und Haß noch mehr zu; ſie verurſachten aber dadurch, daß die Kaiſer ſie das aufgelegte Joch nur deſto härter empfinden lieſſen. Schon **Tiberius**, ein Feind ihrer und jeder andern Religionsgebräuche, die mit ſeinem Götzendienſte nicht überein kamen, konnte ſie in Rom nicht dulden. Er ſteckte ihre junge Mannſchaft unter die Miliz, verlegte ſie in kalte und rohe Provinzen, gebot den übrigen bey Strafe der Verbannung die Stadt zu verlaſſen, und übte ſcharfe Strafe an ihnen aus, wenn ſie unter dem Vorwande der Religion ſich weigerten Kriegesdienſte zu thun.

Noch mehr wurden ſie erbittert, als ſein Nachfolger der unſinnige **Caligula**, der ſich als einen Gott angebethet wiſſen wollte, ſein Bildniß in dem Tempel zu Jeruſalem aufzuſtellen und zu weihen befahl, welches der König **Agrippa** durch vieles Bitten kaum abwenden konnte. Je mehr nun ihr Haß und ihre Halsſtärrigkeit zunahm, deſto mehr wurden ſie von den Landpflegern (*) gedrückt, und endlich zu der Ergreifung der Waffen und zu derjenigen Rebellion gereizet, die ſie mit dem Verluſte ihres Landes, ihres Staates, ihrer

(*) Pilatus, der fünfte Landpfleger in Judäa, machte ſich ein Vergnügen daraus den Juden Verdruß und Drangſal anzuthun. Er befahl den römiſchen Soldaten, welche zu Jeruſalem überwintern ſollten, ihre Fahnen mit des Kaiſers Bildniſſe dahin zu nehmen; er ließ auch goldene mit Inſchriften verſehene Schilde, dem Kaiſer Tiberius zu Ehren, in dem königl. Palaſte zu Jeruſalem aufſtellen, welches beydes den Juden als abgöttlich vorkam und unleidlich wurde; daher ſie nicht eher ruheten, als bis auf kaiſrl. Befehl die Fahnen und Schilde wieder nach Cäſarea gebracht waren.

ihrer Hauptſtadt, ihres Tempels und Ceremonial-Gottesdienſtes noch bis auf den heutigen Tag büßen müſſen.

Dieſe Rebellion nahm 33 Jahre nach dem Tode Chriſti, unter des letzten Landpflegers, welchen Judäa hatte, Geſſius Florus Statthalterſchaft, ihren Anfang, da ein Haufen rebelliſcher Juden ſich des feſten Schloſſes Maſſada in den Gebirgen von Idumäa bemächtigte, und die römiſche Beſatzung darin niedermachte, auch eine andere dergleichen Rotte in Jeruſalem ſelbſt den Pallaſt des ehemaligen maccabäiſchen Fürſten und den des Agrippa anzündete, die Antoniusburg erſtieg, und die Römer darin tödtete. Um eben dieſe Zeit zankten ſich die Syrer und Juden zu Cäſarien am Meere, wem von beyden die Stadt gehörte. Jene waren zahlreicher in der Stadt, als dieſe; beyde Theile griffen zu den Waffen, und die Syrer ſchlugen an 20,000 jüdiſche Einwohner todt. In andern Plätzen verfuhren die Juden eben ſo gegen die Syrer, aber auch dieſe rächten ſich zu Damaſco und in andern Städten, wo ſie die Oberhand hatten. Dieſe Unruhen, welche Florus mehr unterhalten, als ihnen Einhalt gethan hatte, nöthigten den Statthalter von Syrien, Ceſtius Gallus in Judäa einzurücken. Er bemächtigte ſich der Unterſtadt von Jeruſalem, und belagerte die Oberſtadt und den Tempelberg. Allein er ließ aus unbekannter Urſache, davon ab, und zog wieder in ſeine Provinz. Die Juden verfolgten ſeinen Nachtrab, ſahen ſich nun als Sieger an, befeſtigten Jeruſalem, und beſtellten Gouverneurs in den übrigen Theilen des Landes, ſolche gegen die Römer zu ſchützen. Joſeph, welcher dieſen Krieg und Jeruſalems Einäſcherung beſchrieben hat, wurde Statthalter in Galliläa.

Als Nero dieſen allgemeinen Aufſtand der Nation erfuhr, ſchickte er den Flavius Veſpaſianus wieder ſie. Dieſer rückte mit ſeinem Heere aus Syrien in Galiläa,

wo ihm ſein Sohn Titus noch zwey Legionen aus Aegypten zuführte. Gadara, auch Jotapat, in welchen letzten Ort ſich Joſeph geworfen hatte, wurden mit ſtürmender Hand eingenommen, und alles, den Joſeph ausgenommen, umgebracht. Ihn rettete, daß er dem Veſpaſian vorher ſagte, er würde Kaiſer werden, doch ließ ihn derſelbe als Gefangenen in Gewahrſam behalten. Veſpaſian ließ nun ſein Heer ausruhen, und gieng mit ſeinem Sohne nach Cäſarea Philippi, wo ihnen Agrippa mancherley Feſte gab. Unterdeſſen machten die Juden in Jeruſalem alle Anſtalt zu ihrer Vertheidigung; zu ihrem Unglücke aber entſtanden Uneinigkeiten und Factionen unter ihnen, davon die eine den Tempel, die andere die ober, und die dritte die untere Stadt in Beſitz hatte, und welche den Sieg der Römer über ſie deſto leichter machten. Die Chriſten verlieſſen bey dem Ausbruche der Rebellion, und bey Annäherung der von Chriſto vorher verkündigten Zeichen der bevorſtehenden Zerſtörung Jeruſalems, dieſe Stadt, und fanden zu Pella in Cöleſyrien, auf der Morgenſeite von Judäa, einen ſichern Zufluchtsort.

Der Tod des Nero hielt Veſpaſian's Unternehmungen auf. Er ſandte ſeinen Sohn nach Rom, dem neuen Kaiſer Galba ſeine Treue zu verſichern, und neue Befehle wegen des Krieges zu holen. Galba wurde bald von Otho, und dieſer von Vitellius, den das Heer in Deutſchland zum Kaiſer aufgeworfen hatte, geſtürzet. Die Armee in Judäa glaubte eben ſo gut, als die deutſche berechtigt zu ſeyn, einen Kaiſer zu wählen, und rief den Veſpaſian dazu aus. Nun ließ er dem Joſeph die Ketten abnehmen, ging nach Italien, den Thron gegen Vitellius zu behaupten, und ließ Titus den Krieg in Judäa fortſetzen.

Um die ganze Nation aufeinmal zu beſiegen, gieng Titus kurz vor dem Oſterfeſte (*) vor Jeruſalem, und ſchloß die Stadt auf das genaueſte ein, worin das Elend durch Hunger, durch das Sterben und durch das Schwert ſowohl der Römer als der verſchiedenen Parteyen in ihr ſelbſt, mit iedem Tage zunahm. Zwey Mauern der Stadt wurden nach einander von den Belagerern erſtiegen. Titus ließ hierauf den Belagerten durch Joſeph zurufen, ſich zu ergeben, den ſie aber mit Steinen zurück zu weichen nöthigten. Der Hunger nahm indeſſen täglich und in ſolchem Grade zu, daß er den Abſcheu, ihn durch todte Körper zu ſtillen überwand, und daß Mütter die Hand an ihre Säuglinge legten. So traf die göttliche Rache eine Nation, die vor 36 Jahren den Meſſias verworfen und bey ſeiner Kreuzigung geſchrien hatte: Sein Blut komme über uns und über unſere Kinder! Sie wurden nochmals aufgefordert, ſich zu ergeben, und ſchlugen ſie, ungeachtet ſie keine Rettung mehr vor ſich ſahen, ab. Die Belagerung wurde alſo deſto eifriger betrieben, und auch die Burg Antonii in der Oberſtadt gewonnen. Nun war noch allein der Tempelberg mit der Mauer, welche den Tempel umſchloß, zu erobern übrig. Titus hätte dieſes ehrwürdige und prächtige Gebäude, als einen geheiligten Ort gern geſchont, aber die Hartnäckigkeit der Juden, die ſich daſelbſt noch zu Wehre ſtellten, nöthigte ihm endlich den Befehl ab, an das erſte Thor Feuer zu legen. Er ſah nicht ſo bald den Brand, als es ihm gereuete, und er ſol-

(*) Ungeachtet damals viele tauſend Juden bewogen wurden, ihr Vaterland zu verlaſſen, und ſich zu ihrer Sicherheit in andere Länder zu begeben, ſo war doch die Anzahl diejenigen, welche nach Jeruſalem auf das Oſterfeſt kamen, ſo groß, daß ſie, nach einer Berechnung, welche der Statthalter von Syrien, Ceſtius Gallus, nach der Zahl der geſchlachteten Oſterlämmer machen ließ, auf 2,556900, ja nach Joſeph's Meinung, an 3 Millionen betrug.

ſolchen wieder zu löſchen befahl. Als die Juden auch beym Löſchen die Römer anfielen, wurde einer derſelben dermaßen erbittert, daß er einen Brand auf ein nahe am Tempel ſtehendes Gebäude warf. Es gerieth ſo gleich in Flamme, und entzündete nun auch den Tempel. **Titus** lief ſelbſt hinzu, aber ſeine Befehle zu löſchen waren nun theils zu ſpät, theils wurden ſie von den erbitterten Soldaten nicht gehört. Er gieng in den Tempel und ſein Allerheiligſtes. Die Prieſter fielen ihm zu Fuße, und fleheten um ihr Leben. Seine Antwort war: es ſey zu ſpät; da der Tempel von der Flamme verzehrt würde, brauchte man auch keine Prieſter mehr; und ſie wurden getödtet. Der Ueberreſt der Einwohner rettete ſich in einen Theil der Stadt, und wollte ſich noch nicht ergeben. Sie wurden getödtet, und die ganze Stadt bis auf drey Thürme, welche der Flamme Wiederſtand thaten, in Schutt und Aſche verwandelt. Während der Belagerung, die von der Mitte des Aprils bis d. 8 Sept. dauerte, kam nach **Joſeph's** Erzählung, über eine Million Menſchen in der Stadt um. Der gefangenen waren an 96000, welche theils zu Bergwerksarbeiten, theils zum Ruder auf den Schiffen verurtheilet, theils in den Schauſpielen zu Rom von wilden Thiern, womit ſie kämpfen mußten, zerriſſen wurden. **Lucilius** endigte den Krieg, da **Titus** nach Italien reiſete, durch Eroberung der noch übrigen feſten Schlöſſer im Lande. Ein ſo ſchreckliches Ende nahm der Staat und die Religionsverfaſſung der Juden. Sie ſind von der Zeit an, und das ſind bis jetzt 1714 Jahre, ohne Tempel, ohne Opfer und ohne Gottesdienſt, nämlich ohne einen ſolchen Dienſt, wie ihnen auf Sinai vorgeſchrieben war, ohne Land und Regierung beynahe auf dem ganzen Erdboden zerſtreuet, und ein redender Beweis, daß **Jeſus** von Nazareth, den ihre Väter gekreuzigt haben, wahrhaftig der Meſſias und Heiland der Welt ſey.

Ti=

Titus gieng, nach Jeruſalems Zerſtörung, nach Rom, und hielt ſeinen Triumph, wobey die aus den Flammen geretteten Gefäße des Tempels, der goldene Rauchaltar, der Tiſch der Schaubrode, Leuchter und hoheprieſterliche Schmuck, öffentlich zur Schau getragen, auch zum Theil in halb erhobener Bildhauerarbeit abgebildet wurden, und noch an dem Triumphbogen des Titus in Rom zu ſehen ſind (*). Veſpaſian ließ ſie hernach in den Friedenstempel, den er zu Rom ſtiftete, bringen. Von da haben die Vandalen ungefähr 320 Jahre hernach bey Roms Plünderung dieſe Gefäße mit nach Afrika weggeführt. Die in reiches Goldſtück gewickelte Thora oder Geſetzrolle, nebſt verſchiedenen Vorhängen und anderen Koſtbarkeiten des Tempels ließ Titus in ſeinen eigenen Palaſt bringen. Das Land in Judäa wurde an andere Beſitzer den Meiſtbiethenden verkauft, und den Juden wurde aufgeleget, die zwey Drachmen, welche ein jeder vorhin an Tempelzins hatte bezahlen müſſen, für den Tempel des capitoliniſchen Jupiters zu Rom zu entrichten.

Nach Jeruſalems Einäſcherung flüchteten viele Juden theils nach Babylon und in das Reich der Perſer, theils in andere Provinzen des römiſchen Gebiethes, beſonders nach Aegypten, wo ſie, ſeit dem ihnen Ptolomäus Philadelphus, vor 230 Jahren, einen Tempel nach dem Modelle des Tempels zu Jeruſalem zu erbauen, verſtattet hatte, ſehr zahlreich waren. Aber anſtatt ihr Schickſal mit Geduld zu ertragen, wenn ſie ſich nicht entſchließen wollten, die Strafe des Himmels durch ihre Bekehrung von ſich abzuwenden, fingen ſie an, ihre Glaubensgenoſſen in Alexandrien aufzuwiegeln. Allein, 600 dieſer Elenden wurden

(*) Hadr. Relandi de ſpoliis templi hieroſolymitani in arcu Titiano Romæ conſpicuis liber ſingularis. Ed. noua Vltrj. 1775.

den beym Kopfe genommen und hingerichtet, die übrigen flüchteten tiefer in das Land hinein. Als Veſpaſian von dieſem Nachricht erhielt, befahl er dem Statthalter Lupus in Aegypten, ihren daſigen Tempel, welcher nicht weit von Heliopolis lag, zu zerſtören. Er begnügte ſich damit, daß er ihn ſeiner Schätze beraubte und verſchließen ließ, ſein Nachfolger Paullin aber ſchleifte ihn, und damit hörte der jüdiſche Opferdienſt in der ganzen Welt auf. Nachmahls erwählten doch einige Juden die Trümmer ihrer Vaterſtadt Jeruſalem zu ihrem Aufenthalte, und Euſebius meldet, daß auch einige Chriſten, die aus dieſer Stadt gebürtig geweſen, dahin aus Pella zurück gekehrt ſeyn, und ſich daſelbſt niedergelaſſen haben.

Der Gelindigkeit des Titus, und ſeiner Neigung zu der jüdiſchen Berenice, des Königes Agrippa Schweſter, hatte ſich auch die Nation der Juden zu erfreuen. Allein, ſein Bruder Domitian legte ihnen eine neue Schatzung auf, zu deren Einhebung und Beytreibung er ein eigenes Departement errichtete. Juden und Chriſten empfanden ſeine Grauſamkeiten in gleichem Grade, weil ſeine Abgötterey beyden ein Gräuel war. Und da die Juden noch immer auf einen irdiſchen König aus dem Hauſe David's hofften, welcher das römiſche Joch zerbrechen, und ſie auf dem höchſten Gipfel der Macht und Glückſeligkeit ſetzen ſollte, ließ er die Abkömmlinge dieſes Hauſes aufſuchen, und, ſo viel davon entdeckt wurden, umbringen. Der ſanftmüthige Nerva machte den Verfolgungen ſeines Vorgängers gegen beyde ein Ende, und hob den Tribut, welchen derſelbe den Juden auferlegt hatte, auf (*). Dieſer Gelindigkeit des Kaiſers bedienten ſie ſich, eine gewiſſe Art Regierung, ſo viel ihre Religions=

(*) Das Andenken davon, hat eine Münze, mit der Inſchrift: Calumnia fiſci Judaici ſublata, aufbehalten. *Petitus var. lect. P.* 2569.

gionsgebräuche, die Opfer ausgenommen, betrifft, unter ſich aufzurichten, ſich ein Haupt unter dem Namen eines Patriarchen zu geben, und Schulen oder Synagogen anzulegen, ſo wie die Juden in Perſien und den übrigen Theilen des Orientes den ſo genannten Fürſten der Gefangenſchaft zu Babylon zu ihrem Haupte hatten. Beyde wollten vom Hauſe David's, der Patriarch von weiblicher, und der Fürſt der Gefangenſchaft von männlicher Seite, abſtammen. Doch waren die Juden in Dingen, welche keine Beziehung auf die Religion hatten, den römiſchen Geſetzen und Gerichten gänzlich unterworfen, welcher Gehorſam gegen fremde Geſetze ihnen ſehr ſchwer ankam.

Kaum hatte ſich die Nation unter dem Nerva, und in den erſten Jahren des Trajan's wieder erholt, als ſie ſich ein neues ſchreckliches Unglück durch eine abermalige Rebellion zuzog. Trajan hatte damals große Eroberungen im Oriente gemacht. Er hatte in dem Kriege wieder die Parther, Armenien und Meſopotamien bis an den Fluß Tigris bezwungen. Auch dieſer Strohm ſetzte ſeinen Siegen noch keine Gränzen; er drang bis in das Herz von Perſien ein und kam bis an das indianiſche und rothe Meer. Seine weite Entfernung und die Verwickelung in einen Krieg, der nur gar zu leicht unglücklich für ihn ausſchlagen konnte, reizte die Juden zu einem fürchterlichen Aufſtande. Die in Cyrene und dem benachbarten Aegypten hatten einen gewiſſen Andreas zum Anführer. Sie brachten mehr als 2 mal hundert tauſend Menſchen um. Sie lieſſen ſie zum Theil von Hunden und Beſtien zerreiſſen, zum Theil mit Sägen zerſchneiden, zum Theil ſchinden, und um ihre Wuth noch zu vermehren, tranken ſie von ihrem Blute. Eben ſo wütheten ſie auf der Inſel Cypern, welche dadurch beynahe zur Einöde ward. Trajan ſchickte den M. Turbo wieder ſie nach Afrika, wo er dieſe Raſende, wie ſie es verdient hat-

hatten, züchtigte. L. Quintus vertrieb ſie aus Meſopotamien, von hier ging er nach Syrien, und hernach nach Cypern. Auf dieſer Inſel, wo keiner entwiſchen konnte, wurden ſie insgeſammt umgebracht, und es wurde den Juden bey Lebensſtrafe verboten, jemals die Inſel wieder zu betreten. Würde auch ein Sturm oder ein anderer Zufall einen von dieſer Nation dahin bringen, ſo ſollten die Einwohner, ihn todt zu ſchlagen, berechtigt ſeyn.

Trajan's Nachfolger, **Hadrian**, hatte nichts von jenes kriegeriſchem Geiſte geerbt. Er ließ deſſen Eroberungen jenſeit der Donau und des Euphrats freywillig ahren. Die Juden glaubten alſo von ihm nicht viel zu befürchten zu haben, und erregten gleich im 2ten Jahre ſeiner Regierung, in Paläſtina Unruhen, die aber für dieſesmal durch den Landpfleger **Rufus**, der ihrer eine große Anzahl erſchlug, wieder geſtillet wurden. Dieſer Aufſtand bewog aber den Kaiſer, ihnen die Beſchneidung zu verbieten, eine Colonie Heiden nach Jeruſalem zu ſenden, und das Bildniß des capitoliniſchen Jupiters daſelbſt aufzuſtellen. Es war den Juden unerträglich, fremde Einwohner in ihrer ehemaligen Stadt, und ein Götzenbild an dem Orte, den der wahre Gott zu ſeinem Dienſte gewählt hatte, verehrt zu ſehen; ſo lange aber **Hadrian**, welcher alle Provinzen ſeines Reiches durchreiſete, in Syrien gegenwärtig war, getraueten ſie ſich nicht, etwas zu unternehmen; ſie fingen aber ſchon an, ſich in geheim dazu bereit zu machen. Sie machten die Waffen, welche ſie für das Heer verfertigen und liefern mußten, mit Fleiß, und um ſie zu behalten, ſo ſchlecht, daß die Commiſſarien ſie zurück warfen. Sie bewohnten damals noch viele hundert Oerter im jüdiſchen Lande. Sie gruben ſich unter Erde von einem Orte zum andern Gänge, wodurch ſie unbemerkt Gemeinſchaft mit einander haben konnten, und welche

auch ihren Weibern und Kindern zu einem Zufluchts-Orte bey dem Ausbruche der Rebellion dienen ſollten.

Hadrian reiſete aus Syrien nach Arabien, ſodann nach Aegypten, und ſegelte von hier nach Rom zurück. So bald die Juden glaubten, daß er weit genug von ihnen weg wäre, griffen ſie zu den Waffen. Anfangs verachtete man ſie mehr, als daß man ſie gefürchtet hätte, und **Rufus** wurde nur mit wenigen Truppen verſtärkt, ſie zu beſtändigen. Dies hieß nur Oehl zum Feuer gegoſſen, und die Flamme vergrößert. Es ſchlugen ſich nicht nur die Juden in den übrigen Provinzen, ſondern auch eine Menge anderer, theils aus Haß gegen die Römer, theils aus Begierde zu rauben und zu plündern, zu ihnen. Am meiſten aber wurden ſie in ihrem Unſinne durch einen gewiſſen Cozab oder Cozba, der ſich für den Meſſias ausgab, zu Bether zum König der Juden geſalbet wurde, und den Namen **Bar Cochab** (d. i ein Sohn der Sterne) annahm, beſtärket. Vielleicht hätte das Volk dem Betrieger nicht geglaubt, aber der Rabbi **Akiba**, von welchem die Talmudiſten rühmen, daß er 24000 Schüler gehabt habe, erklärte ſich für ihn, und ſagte: Dies iſt der König Meſſias. Der Thor hätte doch als Rabbi, aus den Weiſſagungen vom Meſſias wiſſen ſollen, daß er nicht erſt nach der Entwendung des Scepters von Juda, nicht erſt nach der Zerſtörung des zweyten Tempels, und nach dem gänzlichen Umſturze ihrer Religions- und bürgerlichen Verfaſſung, kommen konnte. Der Betrieger ſuchte auch die Chriſten zu bewegen, mit ihm gegen die Römer gemeinſchaftliche Sache zu machen. Allein, ſo ſehr ſie auch vorher von **Trajan**, und jezt von **Hadrian** verfolget wurden, ſo waren ſie doch den Lehren des Heilandes und der Apoſtel zu getreu, als ſich dem Gehorſam der höchſten Obrigkeit, die ihre Macht von Gott hat, und, wenn ſie ſolche mißbraucht, ihm allein davon Rechenſchaft zu geben

hat zu entziehen. Und wie konnte ſie über dies auch anders, als ein offenbarer Betrieger und Gotteslaͤſterer verabſcheuen? Die Rebellen ſchonten nun der Chriſten ſo wenig, als der Heiden. Hadrian ſchickte den Julius Severus, den er aus Britannien, wo er ſich als einen tapfern Feldherrn bezeigt hatte, kommen ließ, gegen ſie. Seine Kindheit rieth ihm, kein Haupttreffen mit den Aufruͤhrern, die ſein Heer an der Zahl weit uͤbertrafen, zu wagen. Er griff ſie zertheilt bald hier, bald da, an, und entriß ihnen nach und nach an 50 ihrer beſten Plaͤtze, und an 1000 Flecken und Doͤrfer. Bey allen dieſen Vorfaͤllen kamen ihrer uͤber 600,000 theils durch das Schwert, theils durch Hunger, Feuer und Rauch, womit man diejenigen, welche ſich in die ausgehoͤhlten Gaͤnge verkrochen hatten, zu Tode ſchmauchte, um das Leben. Ein großer Theil war zuletzt nach Bithera geflüchtet, welcher Ort aber auch erobert, und was man darin fand, getoͤdtet wurde. Unter dieſen war auch Bar Cochab, den die Betrogenen nun nicht mehr einen Sohn der Sterne, ſondern Bar Coſiba, einen Sohn der Luͤgen nannten, und der Rabbi Akiba. Die Gefangenen an Maͤnnern, Weibern und Kindern, wurden zu Sclaven um ein geringes Geld verkauft. Nun kam Hadrian ſelbſt nach Syrien. Er ließ alles, was an Thuͤrmen und Mauern von Jeruſalem bey der vorigen Einaͤſcherung uͤbrig geblieben war, von Grunde aus umwuͤhlen und zerſtoͤren, ſo, daß die Weiſſagung Jeſu: Sie werden dich ſchleifen, und keinen Stein auf dem andern laſſen, jetzt woͤrtlich erfuͤllet wurde. Hierauf ließ er eine neue Stadt, die doch nicht voͤllig auf Jeruſalems alte Stelle zu ſtehen kam, auffuͤhren, und nannte ſie Aelia Capitolina, zum Andenken ſeines Vornamens Aelius, und des capitoliniſchen Jupiters, dem er ein Goͤtzenhaus auf dem Platze, wo vorhin der Tempel geſtanden hatte, erbauete. Eben dergleis

gleichen ließ er der Venus auf Calvaria, und dem Adonis zu Bethlehem, weihen. Den Juden verbot er den Eingang in dieſe neue Stadt bey Lebensſtrafe; und damit ſie deſto mehr abgeſchrecket würden, ſich derſelben zu nähern, ließ er das Bild eines Schweines über das Thor nach Bethlehem aufſtellen. Nur geſtattete er ihnen, d. 10 Aug, ſich unter der Mauer der Stadt einzufinden, und ihre Zerſtörung zu beweinen. Alſo wurde die Nation dermaßen gedemüthiget und entkräftet, daß ſie ſich die Luſt, je einen allgemeinen Aufruhr wieder zu erregen, vergehen ließ.

Ehe ich in der Erzählung der Schickſale der Juden unter den römiſchen Kaiſern fortfahre, will ich von dem Zinſe und von andern Abgaben, welche die Juden an die Römer entrichten mußten, eine an einander hängende Nachricht ertheilen.

Die Römer waren gewohnt, diejenigen Völker, welche ſie überwanden, und ſolche nicht für ihre Freunde und Bundesgenoſſen erklärten, mit Tribut zu belegen, ſie mochten ihnen noch einen Schein der Autonomie oder Unabhängigkeit, ihre Könige, Geſetze und eigene Regierung laſſen, oder ſie mit deren Beraubung ihrem eigenen Staate, als eine Provinz, hinzu fügen. So beraubte Pompejus Syrien ſeines letzten Königes: Antiochus, der Aſiater genannt, verwandelte es in eine Provinz, und legte dem Lande Tribut auf. Gleiches Schickſal hatte das benachbarte jüdiſche Land, als ſich die beyden Maccabäer, Hyrcan und ſein jüngerer Bruder Ariſtobul, um die Krone zankten, die der jüngere dem ältern entriſſen hatte. Sie überließen dem Pompejus die Entſcheidung ihrer Streitigkeiten, welcher damals zu Damasco war. Er kam mit Heereskraft in das Land, nahm Jeruſalem ein, ſchickte den Ariſtobul gefangen nach Rom, ließ dem Hyrcan bloß das Hohepriesterthum, und unterwarf die Juden ebenfalls dem Tribute. Cicero ſagt bey dieſer Gelegenheit, Jeruſalem habe noch Urſache den Göttern zu danken, daß es ſo gnädig davon gekommen, und nicht wie Karthago zerſtöret worden ſey. Er konnte nicht voraus ſehen, daß es von ſeinen Landsleuten nach 130 Jahren dennoch zum Steinhaufen würde gemacht werden.

Dieſer Tribut wurde damals aber noch nicht durch die Römer unmittelbar von den Juden erhoben, ſondern die ganze Summe von Hyrcan ſelbſt bezahlt, welcher denſelben alle 2 Jahre nach Sidon bringen mußte. Herodes wurde zwar vom Antonius und Auguſt wieder zum Könige über die Juden geſetzt, er blieb aber doch dem Tribute unterworfen.

Auguſtus ließ das ganze jüdiſche Land zuerſt zur Zeit der Geburt Chriſti nach römiſcher Art ſchätzen, d. i. die geſammten Einwohner ohne Ausnahme mit Namen, Alter, Stand und Vermögen verzeichnen. Es läßt ſich aber daraus nicht behaupten, daß von dieſer Zeit an der Zins unmittelbar von römiſchen Einnehmern erhoben, und nicht mehr durch Herodes die ganze Summe des Tributes, wie vorhin, berichtiget, von ihm aber auf die Juden vertheilet, und von ſeinen Leuten eingeſammelt ſey. Vielmehr hatte dieſe erſte Schätzung zur Abſicht, daß Auguſtus die Stärke und Schwäche des Landes und ſeines Vermögens wiſſen wollte, ſo wie er dergleichen einem Regenten ſo nöthige Verzeichniſſe auch von ſeinen übrigen Ländern aufnehmen ließ. Er kann vielleicht auch die Nebenabſicht gehabt haben, nach dieſen Tabellen den vom Herodes zu entrichtenden Tribut, nach dem wahren Beſtande der Juden und ihres Vermögens zu beſtimmen.

Allein Herodes gieng bald nach dieſer Schätzung aus der Welt. Auguſt fand nicht rathſam, das Land ungetheilt einem von deſſen Söhnen zu überlaſſen. Archelaus mußte mit zwey Vierteln, mit dem eigentlichen Judäa, mit Samaria und Idumäa, oder dem ehemaligen Lande der Edomiter zufrieden ſeyn; Herodes Antipas bekam Galiläa und einen Theil jenſeit des Jordans; Philippus aber Trachonitis und Ituräa. Archelaus zog ſich durch ſeine Tyranney, nach achtjähriger Regierung, die Verbannung nach Vienne in Frankreich zu. Sein Vierfürſtenthum wurde nun in eine Provinz umgeſchmolzen, es wurde die zweyte Schätzung darin vorgenommen, und der Zins nunmehr unmittelbar von den Römern gehoben, dahingegen Herodes der Jüngere und Philippus, denſelben in ihrem Lande ſelbſt einſammeln zu laſſen, fortfuhren.

Die Abgaben, denen die jüdiſche Nation von den Römern unterworfen wurde, beſtanden theils im Kopfgelde, als dem eigentlichen Zinſe, theils in Zöllen.

Das

Das Kopfgeld war durchgehends gleich, und betrug einen römiſchen Groſchen (Denarius), welcher nach unſerer Münze 4 Ggr. oder 6 Mgr. ausmachte. Dieſes Kopfgeld ſchmerzte, wie auch Appian bezeugt, die Juden am meiſten, und ſie konnten es nicht reimen, wie ſie, da ſie ſich für das Volk Gottes hielten, den Heiden Zins zu bezahlen, ſchuldig ſeyn ſollten. Gleich bey dieſer zweyten Schätzung erregte Judas von Gamala, ein Galiläer, nebſt dem Phariſäer Zadok, einen Aufſtand, und hatte einen ſtarken Zulauf von denen, die ſich nicht überwinden konnten, den Heiden zinsbar zu ſeyn; er wurde aber bald von den Römern erſchlagen, und zwey ſeiner Söhne wurden gekreuziget. Der dritte, Manahem, wurde von ſeinem eigenen Haufen umgebracht, und der Enkel Eleazar kam mit ſeinem Anhange zu Maſſada, wohin ſie geflüchtet waren, um. Auf dieſes Beyſpiel berief ſich der Phariſäer und Schriftgelehrte Gamaliel, (Ap. Geſch. 5, 34.) da er dem hohen Rathe zu Jeruſalem rieth, den Apoſteln wegen ihrer Lehre kein Leid zuzufügen, weil ſie, wenn ihr Werk von Menſchen ſey, eben wie jene umkommen würden. Chriſtus bezahlte hingegen dieſen Zins zu Capernaum, in des jüngern Herodes Gebiete, für ſich und Petrum willig, (Matth. 17, 24.) wenn nicht, wie andere behaupten, hier von der Tempelſteuer, wovon ich hernach ſprechen werde, und nicht von dem Römerzinſe die Rede iſt. Mit dem Untergange des Judas und ſeiner Rotte hörte der Streit, ob es recht ſey, dem Kaiſer Zins zu geben oder nicht, nicht auf. Die Phariſäer und Herodes aus Galiläa Diener legten dieſe verfängliche Frage dem Heilande, nach Matth. 22, 15. vor, in der Abſicht, ihn, wenn er ſie bejahen würde, bey den Juden verhaßt zu machen und wenn er ſie verneinte, ihm die Beſtrafung der Römer zuzuziehen. Aber daraus, daß die Münze, welche ſie Chriſto vorlegten, des Kaiſers Bildniß und Ueberſchrift hatte, folgt nicht, daß es dergleichen eigene Tributmünzen gegeben habe. Die Münzen der Herodianer waren, mit der Verwandlung des jüdiſchen Landes in eine römiſche Provinz, auſſer Cours geſetzt, viel weniger konnte damit der Zins bezahlet werden, noch das römiſche Heer in der Münze ſeinen Sold empfangen. Der Zins mußte alſo in römiſcher Münze, als der einzigen, welche in römiſche Caſſen kommen konnte, berichtiget werden. Dieſe geltende Münze war alſo ein untrüglicher Beweis der römiſchen Oberherrſchaft, mithin

auch der Rechtmäßigkeit des Zinſes. Syrien ſowohl, als Judäa, hielten zwar bey dem Tiberius um Minderung des Tributes an; man findet aber nicht, daß er ihnen eine Erleichterung bewilliget habe.

Der Zoll war im engen Verſtande nur die Auflage auf ein- und ausgehende Waaren, überhaupt genommen begriff er aber auch den Tribut von Ländereyen, Vieh und Früchten. Mit dieſer Abgabe wurde auch das jüdiſche Land, nicht nur die Provinz Judäa, ſondern auch die andern Theile, beſchweret. Die Römer pflegten dieſelbe an Generalpächter zu überlaſſen; und da ein ſolcher Pacht nur von Reichen übernommen werden konnte, ſo fand ſich dazu gemeiniglich ihr Ritterſtand ein. Dieſe Ritter hatten in den Provinzen, deren Statseinkünfte ſie pachteten, wieder ihre Unterpächter, und dieſe ihre Zolleinnehmer. Vermuthlich war die Kopfſteuer mit in den Generalpacht geſchloſſen, da Cicero ſagt, daß das jüdiſche Land ein römiſcher Pacht ſey. Dieſe Zöllner waren bey den Juden, ſo wie bey den Griechen, in äuſſerſter Verachtung, denn ſie waren Zeugen ihrer Unterwerfung unter fremde Bothmäßigkeit. Sie ſetzten dieſelben mit den Sündern, d. i. denen, welche ihren Lebensunterhalt durch Verrichtung der von Andern für unanſtändig und ſchimpflich gehaltenen Arbeiten ſuchten, in eine Claſſe, und machten dem Heilande ein Verbrechen daraus, daß er mit ihnen das Brod aß. Auch ſelbſt bey den Römern waren die Tributeinnehmer in geringem Anſehen; doch hielten die Geſetze ſolchen Dienſt nicht für ſo unanſtändig (ſordidum munus), daß ſich die Decurionen oder die Rathsperſonen in den Landſtädten demſelben unter ſolchem Vorwande hätten entziehen dürfen. Es fehlte aber auch unter den Zöllnern nicht an Leuten, die ſich vieler Ungerechtigkeiten und Erpreſſungen ſchuldig machten, wodurch der ganze Stand verhaßt wurde. Daß aber auch Galiläa, ungeachtet es noch ſeinen Fürſten hatte zollpflichtig geweſen, und daß ſich auch Juden zu Zöllnern haben gebrauchen laſſen, ſieht man an Matthäus und Zachäus, welche beyde Zöllner, und zwar jener in Galiläa, in dem Lande des jüngern Herodes, und beyde Juden waren. Die Römer belegten aber dergleichen Waren mit Impoſt, die bloß zum Luxus dienten, und daher von den Unvermögenden entbehret werden konnten, als: indianiſche und arabiſche Speecereyen und Gewürze, Perlen und Edelſteine,

ſteine, Purpur und ſeidene Zeuge (*), hingegen waren die zum Lebensunterhalte unentbehrlichen Dinge von Auflagen frey.

Mit Jeruſalems Zerſtörung hörte der auf die Juden gelegte Tribut nicht auf, ſondern folgte ihnen, wo ſie ſich auch in dem römiſchen Staate hinwandten, nach, und es war ein eigener Fiscus für denſelben verordnet. Domitian hielt am ſtrengſten darauf, daß kein Jude, um dieſer Abgabe zu entgehen, ſeine Herkunft verläugnen dürfte. Im Läugnungsfalle wurde die Beſichtigung, die den Juden verräth zu Hülfe genommen, und Sueton (**) war ein Augenzeuge davon, als dieſes Erforſchungsmittel zu Rom an einem neunzigjährigen Greiſe öffentlich vorgenommen wurde.

Noch eine wichtige Einnahme machten ſich die Kaiſer durch die Zueignung der Steuern und Gaben, welche die jüdiſche Nation entweder nach Vorſchrift des moſaiſchen Geſetzes, oder auch freywillig in die Stiftshütte, und nachmals in den Tempel, darbrachten. Eine ſolche geſetzliche Steuer war der halbe Seckel (***), welchen ſie, von 20 Jahren und darüber, als ein Hebopfer entrichten mußten. (2 Moſ. 30, 12.) Dieſen Tempelſchatz führte das erſtemal der ägyptiſche König Siſak, als er Jeruſalem zu Rehabeam's Zeiten einnahm, nebſt dem Schatze des Königes weg. Hernach erkaufte ſich Aſſah die Freundſchaft des Syrers Benhadad dadurch. Joram, Ahaſia, und ſeine Mutter Athalia, verwandten ihn zu Baals Dienſt, auch verſäumten die Prieſter und Leviten dieſe Steuer einzufordern. Als nun der Tempel zu Joas Zeiten eine Reparatur nöthig hatte, befahl ihnen der König aufs neue, ſie einzuſammeln, und es würde in den Tempel eine Lade mit einer Oeffnung im Deckel geſetzt, worin das Geld verwahret werden ſollte. (2 Chron. 24.) Der Vorrath dieſes Schatzkaſtens, oder Gotteskaſtens, (wie er Luc. 11, 42. genannt wird,) wurde nebſt den heiligen Gefäßen des erſten Tempels ein Raub Nebucadnezar's. Nach deſſen Wie-

(*) Der Juriſt Marcian hat in l. 26. §. 7. de Publicanis. ein langes Verzeichniß davon.
(**) In Domitiano, c. 12.
(***) Ein Seckel betrug ungefähr einen halben Rthlr. nach unſerm Gelde.

derbauung wurde dieſer Gotteskaſten von Nehemia wieder angerichtet, aber die jährliche Steuer, wegen der armſeligen Umſtände, in welchen die Juden aus Babel zurück gekommen waren, auf den dritten Theil eines Seckels herunter geſetzt. (Nehem. 10, 32.) Schon der ſyriſche König Seleucus wollte ſich dieſen Schatz zueignen, aber ſein Kämmerer Heliodor, der ihn abholen ſollte, wurde durch höhere Macht daran verhindert. (2 Maccab. 3.) Wenn aber die zwey Drachmen, die von Chriſto zu Capernaum gefordert wurden, nicht der Römer = ſondern der Tempelzins geweſen ſind, den er mit einem Stater oder Vierdrachmenſtücke für ſich und Petrus entrichtete: ſo war derſelbe damals wieder ein halber Seckel. Vermuthlich hat Herodes, da er, um ſich den Juden, die ihn ſo ſehr haſſten, gefällig zu machen, große Summen an die Vergrößerung des Tempels verwandte, die Steuer erhöhet. Dieſen Tempelzins, die Erſtlinge, Zehenden und andere Gaben, ſandten auch die auſſerhalb Judäa in andern Ländern wohnenden Juden nach Jeruſalem; und Joſephus hat die Befehle des Auguſtus, Agrippa, Norbanus ꝛc. nach Cypern, Ephes, Sardes und andern Orten, aufbehalten, wodurch den Juden, dieſelben dahin zu ſenden, unterſaget wird. Es unterblieb aber dennoch nicht. Nach Jeruſalems letzter Einäſcherung, die auch den Gotteskaſten mit ſeinen Schätzen verwüſtete, legte Titus, oben S. 303 erwähnter Maßen, den Juden, die bey ihrer Religion bleiben wollten auf jene Steuer der zwey Drachmen dem kapitoliniſchen Jupiter zu entrichten. Ob nun gleich die Judentempel, Opfer und öffentlichen Gottesdienſt, wozu die Steuer gewidmet war, verloren hatten, ſo ließ doch der Patriarch der Juden, der nunmehr in Religionsſachen ihr Haupt in den römiſchen Ländern war, durch ſeine Apoſtel (denn ſo nannte er ſeine Beyſitzer.) dieſen Tempelzins von allen Synagogen einfordern. Vielleicht nannte ſchon vorhin der Hoheprieſter, oder das Synedrium, ſeine Abgeordnete Apoſtel, und vielleicht zielt Paulus darauf, wenn er ſich, in dem Briefe an die Galater, einen Apoſtel Jeſu nicht von Menſchen, auch nicht durch Menſchen, nennet. Man nannte dieſes Geld Aurum coronarium, weil den römiſchen Feldherren und Kaiſern nach einem glücklichen Feldzuge, von den Provinzen, auch Bundesgenoſſen, zur Verherrlichung ihres Triumphes, goldene Kronen, oder, an deren Statt, eine Summe Geldes zum

zum Geſchenk dargebracht wurde; wie denn auch Titus nach Beſiegung der Juden eine ſolche Krone von dem Könige der Parther erhielt.

Epiphanius erzählt, daß der damalige Patriarch Judas ſeinen Apoſtel Joſeph mit Briefen nach Cilicien geſandt, und von den Juden in allen Städten die Zehenden und Erſtlinge habe einfordern laſſen. Da aber die Juden ſich über dieſe Art Auflage, der ſie dieſer Patriarch unterwerfen wollte, bey dem abtrünnigen Julian beklagten, ſo befreyete er dieſe Nation, die er, aus Haß gegen die Religion, an welcher es treulos geworden war, erhob, davon ſein frühzeitiger Tod aber ließ ſie dieſe Befreyung nicht lange genießen.

Das Kaiſerthum wurde unter Theodoſius des Großen Söhne getheilt; Arcadius bekam den Orient, und Honorius den Occident; dieſer Theilung ungeachtet fuhr der Patriarch fort, dieſe Steuer aus beyden Reichen zu fordern. Als aber Ruffin, des Arcadius Miniſter, zwiſchen beyden Brüdern Uneinigkeit ſtiftete, verboth Honorius dieſe Sammlung in ſeinem Reiche, und befahl, das geſammelte und noch nicht nach dem Orient abgeſandte Geld in die kaiſerl. Schatzkammer zu liefern, und künftig die von dem Patriarchen ausgeſandten Collectanten, als Uebertreter der kaiſerlichen Geſetze zu beſtrafen. Nachdem aber das gute Vernehmen zwiſchen beyden Brüdern, da Ruffin auf Anſtiften des Honorius Miniſter Stilico umgebracht war, wieder hergeſtellet wurde, hob der Kaiſer dieſes Verbot wieder auf.

Des Arcadius Sohn, Theodoſius der Jüngere, hatte dem Patriarchen Gamaliel viele Gnade wiederfahren laſſen, und ihm den Ehrentitel eines Präfectus beygelegt. Er mißbrauchte dieſe Gnade, und machte ſich verſchiedener Vergehungen ſchuldig. Der Kaiſer ließ ihm daher das Patent ſeines Ehrentitels wieder abnehmen, und das Patriarchat wurde abgeſchaffet. Nunmehr waren Primaten Vorſteher der Juden, und auch dieſe forderten jene Steuer von den Synagogen ein. Dieſes bewirkte im J. 429 ein neues Geſetz des Theodoſius, worin verordnet wurde, daß die Primaten das bis dahin erhobene Geld an diejenige Caſſe, welche für Gnadengeſchenke und Belohnungen beſtimmt war, abliefern, und jede Synagoge jährlich an dieſelbe ſo viel bezahlen ſollte, als der Patriarch

ſich

ſich habe bezahlen laſſen, als welches der Chef dieſer Caſſe (Comes ſacrarum largitionum) genau zu erforſchen habe, und ſollten die Primaten für den richtigen Abtrag der Synagogen einſtehen.

91 St. des hannov. Magaz. v. J. 1776.

Da nun die Juden dem Staate nicht mehr fürchterlich ſeyn konnten, ſo hob Antonin der Fromme, Hadrian's Verboth der Beſchneidung wieder auf; aber andere, die nicht von ihrer Religion waren, zu beſchneiden, war ihnen bey Strafe der Verbannung und der Confiscation der Güter, auch wohl bey Lebensſtrafe, womit auch derjenige, welcher die Ceremonie verrichtete, beleget wurde, verboten. Sie hatten die Freyheit, nach den Gebräuchen ihrer Religion zu leben; ſie hatten ihre Synagogen, ihre Feſte, Sabbathe und Neumonden. Sie konnten zu Ehrenſtellen und Stadtämtern gelangen; ſie waren aber auch zu den beſchwerlichen Aemtern und Pflichten in dem Staate verpflichtet, als: zu Vormundſchaften, auch über andere Religionsverwandte, wenn ſie dazu gefordert wurden. Dieſe Religionsfreyheit, welche der Nation verſtattet war, gab die Veranlaſſung zur Verfertigung des Talmuds, eines Werkes, darin alles, was ihre Lehrſätze und Gebräuche betrifft, enthalten ſeyn ſollte. Der Anfang wurde damit gegen das Jahr 200, unter dem Kaiſer Severus von dem Rabbi Juda Hannaſi, den die Talmudiſten ihren heiligen Lehrer (Rabbuni Hakkadoſch) nennen, gemacht. Die Sprache des Buches iſt ein Gemiſch der hebräiſchen, ſyriſchen, arabiſchen, perſiſchen und griechiſchen Sprache, daher ein eigenes Wörterbuch, um es zu verſtehen, nöthig war. Es hat 2 Theile, die Miſchnah und Gemarah. Der Rabbi Aſſe ſetzte die erſte Arbeit gegen 367 fort, und der Rabbi Maremar vollendete es gegen 500 zu Babylon. Der falſche Grund, worauf das ganze Werk gebauet iſt, iſt der, daß Gott auſſer dem Geſetze, welches er auf Sinai

gab,

gab, dem Moſe noch viele andere Befehle ertheilt habe, welche von ihm nicht aufgeſchrieben, ſondern durch die Tradition aufbehalten wären, und nun erſt in dem Talmud verfaßt worden. Allein nicht die ganze Nation hat den Talmud, welcher ſo viel wiederſinniges und albernes Zeug enthält, und deren Zuſamenſchmierer die gröbſte Unwiſſenheit in der Geſchichte und Philoſophie verrathen, als ein Glaubensbuch erkannt, ſondern die mehreſten ihrer Rabbinen bleiben bey der Tora, dem Geſetzbuche Moſis.

Diejenigen, welche ſich an den Talmud halten, werden Rabbaniten oder Talmudiſten, ſo wie hingegen diejenigen, die ſich lediglich an dem Text und buchſtäblichen Verſtande der h. Schrift halten, oder bey dem Wortverſtande des Geſetzes bleiben, und den Talmud und alle Auslegungen und Satzungen der Rabbinen verwerfen, von den Freunden der mündlich fortgepflanzten Nachrichten und der Allegorien, ſpottweiſe Karäer oder Karaiten genannt. Die Secte der Phariſäer, welche viel Werks von dem mündlich fortgepflanzten Geſetze machten, erhielt ſich nach der Zerſtörung Jeruſalems und des Staates der Juden, mehr als die übrigen Secten, und die Schulen und Academien der Juden welche in Paläſtina zu Jebna, (Jabne, Jamnia,) unter dem Rabbi Jochanan, zu Taberya (Tiberias), unter dem Rabbi Jehuda dem Heiligen, zu Loddo, (Lydda, Dioſpolis,) unter dem R. Akiba, zu Sapphory (Sepphoris), dahin ſich der genannte R. Jehuda von Taberya begab, und an einigen andern Orten, am Euphrat aber zu Sura oder Sora, und zu Nuhadra, auch noch an einigen andern Orten, geweſen, haben dem mündlichen Geſetze großes Anſehen verſchaffet. Am erſten half demſelben R. Jehuda auf, welchen die Juden auf eine vorzügliche Weiſe Rabbi (Meiſter, ja ſo gar Naſi (Fürſten), nennen. Denn dieſer ſammelte alles, was bis auf ihn von dem ſo genannten mündlichen Geſetze war aufgeſchrieben worden, alle Satzungen und Ausſprüche alter Lehrer, und brachte alles entweder am Ende des zweyten, oder in dem erſten Viertel des dritten Jahrhundertes, zu Taberya in ein Werk zuſammen, welches משנה Miſchnah), d. i. das zweyte Geſetz, genannt wurde. Seine Schüler und Nachfolger trugen

gen im vierten Jahrhunderte eine Erklärung zuſammen, welche den Namen גמרה (Gemarah) bekam. Weil ſie nicht nur in Paläſtina, ſondern auch in der zu Jeruſalem gewöhnlich geweſen Mundart geſchrieben iſt, hat ſie den Namen der jeruſalemiſchen Gemarah, und eine ſpätere aus dem ſechsten Jahrhunderte, welche die babyloniſchen Rabbinen geſammelt haben, den Namen der babyloniſchen Gemarah bekommen. Die Miſchnah, verbunden entweder mit der erſten oder letzten Gemarah, wird תלמוד (Talmud, d. i. die Lehre,) genannt, und iſt entweder Talmud Jeruſchalemi, oder Talmud Babeli; jener wird für die Juden in Paläſtina, dieſer für diejenigen, welche auſſerhalb Paläſtina leben, gehalten. Die Miſchnah beſteht aus 6 Theilen, welche die Juden Sedarim, d. i. Ordnungen, nennen; eine jede beſteht wieder aus Büchern, und ein jedes Buch aus Capiteln. Die erſte Ordnung handelt von den Samen, Früchten, Kräutern, Bäumen, und von dem öffentlichen und beſondern Gebrauche der Früchte: die zweyte betrifft die Feſttage; die dritte handelt von den Weibern; die vierte, von Beſchädigungen; die fünfte, von den heiligen Handlungen; und die ſechste, von den Reinigungen. Die Karäer unter den Juden halten von dem Talmud nichts, die übrigen Juden aber deſto mehr, und er enthält ihr gottesdienſtliches Recht, ohne welches man ihre jetzige Religionslehren und Gebräuche nicht verſtehen kann.

Die Lehre Chriſti verabſcheuet den Verfolgungsgeiſt. Daher genoſſen die Juden unter Conſtantin dem Großen, und ſeinen Nachfolgern, allen Schutz, und die Freyheit, nach ihren Religionsgebräuchen zu leben, auch Zucht und Ordnung unter ſich durch ihre eigene Vorgeſetzte beobachten zu laſſen. Die Vorgeſetzten waren von verſchiedenen Claſſen. Das Haupt war, wie ich ſchon erwähnt habe, der Patriarch, welcher verſchiedene Beyſitzer hatte, die mit ihm das Synedrium, den hohen Rath, ausmachten, und welche er Apoſtel nannte, wenn er ſie zum Verſchicken an die Synagogen und zum Einſammeln des ehemaligen Tempelzinſes gebrauchte; ſ. oben, S. 314. Die Kaiſer gaben ihnen in

den Geſetzen eben die Ehrentitel, Clariſſimi, Spectabiles, Illuſtres, welche ſie den erſten Bedienten des Reiches gaben. Julian nannte, in einem Briefe an die jüdiſche Nation, den Patriarchen ſeiner Zeit gar ſeinen Bruder und den verehrungswürdigſten Patriarchen. Bey ihm war zwar der Haß gegen die Chriſten der Grund zu dieſer Benennung, doch gab auch Theodoſius der Jüngere dem Patriarchen Gamaliel das Ehrenamt eines Präfäctus, eine der erſten Ehrenſtellen im Staate. Der Patriarch wurde nicht gewählt, ſondern dieſe Würde war erblich. Traf die Erbfolge ein Kind, ſo wurde ſie von Vormündern verwaltet. Der Zins von den Synagogen durch das ganze Reich, und die Beſetzung der verſchiedenen Stellen bey demſelben, womit nicht ſelten ein Handel getrieben wurde, ſetzte die Patriarchen in den Stand, ein üppiges und weichliches Leben zu führen. Auſſer dieſen größern Patriarchen gab es noch kleinere, welche den Obriſten der Schule in den Geſetzen nachſtehen. Das Haupt einer Synagoge oder Schule war der Archiſynagoge, d. i. Obriſte der Schule. Nach dieſem folgten die Archierei und Hierei, oder Prieſter, welchen die eigentlich ſo genannten geiſtlichen Verrichtungen, ſo viel nach dem Verluſte des Tempels und der Aufhebung des Opferdienſtes noch Statt haben konnten, als: Beſchneidung, Trauung ꝛc. wie etwa jetzt den Rabbinen, oblagen. Noch wird bey den Judengemeinen in den Geſetzen eines Lehrmeiſters (Didaſcalus) und der Aelteſten gedacht.

Den Juden war ſchon unter den heidniſchen Kaiſern, Proſelyten zu machen, verboten. Unter den chriſtlichen war es ihnen nicht weniger unterſagt. Conſtantin befahl, ſowohl denjenigen, der zu ihnen überging, als die Juden, die ihn aufnähmen, zur verdienten Strafe zu ziehen, ohne ſolche zu beſtimmen. (L. 1. Cod. Theod. de Judæis, Coelicol. & Samaria)

Conſtantius ſetzte auf den Abfall zum Judenthum den Verluſt der Güter (L. 1. C. de Apoſtatis); und Theodoſius II. gebot, daß, wer einen Chriſten mit Gewalt oder glatten Worten zum Abfall bringen würde, mit dem Leben büßen ſollte. (L. 5. C. eod. & l. 18. C. de Judæis.) Weil aber die Sclaven der Gefahr des Abfalles am meiſten ausgeſetzt waren, ſo verordnete Conſtantin, daß der Jude, der einen Knecht, er ſey Chriſt, oder Heide, beſchnitte, der Herrſchaft über denſelben verluſtig ſeyn ſollte; und Conſtantinus verbot ihnen ſelbſt den Ankauf eines Sclaven, der nicht ihres Glaubens ſey. Würde aber der Jude ſich ſo weit vergehen, daß er ihn beſchnitte, ſo ſollte es ihn das Leben koſten. (L. 1. & 2. C. ne chriſtianum mancipium &c.) Theodoſius der Große verbot ebenfalls den Verkauf eines ſolchen Knechtes, bey Verluſt der Herrſchaft über demſelben. (L. 8. C. Th. de contrah. emtione.) Honorius, welcher die Juden ſo groß werden ließ, daß Rutilius in ſeinem Reiſebuche wünſchte, ſie möchten nie von Pompejus und Titus unter das Joch gebracht ſeyn, weil dieſe Peſt ſich nur noch mehr verbreite, und die überwundene Nation nun ihre Ueberwinder drucke, hob das Verbot, Chriſtenſclaven zu haben, wieder auf, verbot den Obrigkeiten desfalls Klagen gegen die Juden anzunehmen, aber die Herren ſollten auch den Knechten, bey ihrer Religion zu bleiben, geſtatten. (L. 3. C. Th. eod.) Doch dem Theodoſius II. ſchien hiedurch nicht genug für die Religion der Knechte geſorgt zu ſeyn; er verbot den Juden nochmals, Chriſtenſclaven zu haben, und Juſtinian nahm die erwähnte Verordnung des Honorius nicht mit in ſein Geſetzbuch auf.

Da nun die Juden auf keine Weiſe ſich neue Glaubensgenoſſen machen durften, ſo ſchmerzte es ſie deſto mehr, wenn jemand von ihnen zu den Chriſten überging, und ſie konnten ſich nicht enthalten, ſolche auf

alle Art zu beſchimpfen. Dieſes begegnete zu Conſtantin's Zeieen einem von den Apoſteln des Patriarchen, als er das Judenthum verließ, und darüber von den Juden mit Steinen verfolget wurde. Der Kaiſer befahl daher, den Juden, ihren Vorgeſetzten und Patriarchen anzukündigen, daß derjenige, der ſich unterſtehen würde, Jemand, der von ihrer verdammten Secte zu dem Dünſte Gottes übergienge, mit Steinen zu verfolgen, oder ſonſt zu beleidigen, ſofort nebſt allen Mitſchuldigen verbrannt werden ſolle. (L. 3. C. de Judæis.) Er muß aber dieſe Feuerſtrafe ſelbſt zu hart gefunden haben, weil er 20 Jahre nachher nur eine willkührliche, den Umſtänden gemäße Strafe auf die Beleidigung der Proſelyten geſezt hat. (L. 3. C. Theod. eod.)

Die Juden waren vorhin mit Uebernehmung der beſchwerlichen und koſtbaren Raths- und Stadtämter in den Provinzialſtädten verſchonet worden. Conſtantin verſtattete der Stadt Cöln, ſie zu ſolchen Dienſten zu nehmen, doch ſollten zwey bis drey derſelben verſchont bleiben, und die vorige Befreyung genießen. Nachmals verſtattete er durch ein allgemeines Geſetz nur allen ihren Vorgeſetzten die Befreyung von den Stadtämtern, weil ſie durch ein ſolches Amt bey ihrer Nation an einen gewiſſen Ort gebunden wären, und folglich in Stadtdienſten nicht verſchicket werden könnten. Gratian nahm ihren Vorgeſetzten dieſes Privilegium. Er brauchte dazu den Grund, daß es nicht einmal den Chriſten geſtattet ſey, ſich dem Dienſte der Kirche zu widmen, bevor ſie dem Staate alles, was ſie ihm ſchuldig wären, geleiſtet hätten. Wer ſich wahrhaftig Gott widmen wolle, der müſſe einen andern auf ſeine Koſten ſtellen, der für ihn und an ſeiner Stelle dem Staate diene. Arcadius machte ſie davon wieder frey, und gab ihnen hierin gleiche Rechte mit

den Vorgeſetzten der chriſtlichen Kirche, den Biſchöfen und Priſtern.

Schon die heidniſchen Kaiſer **Diocletian** und **Maximinian** hatten die Ehen zwiſchen zu nahen Bluts-verwandten verboten, und verordnet, daß ſich Jedermann im Reiche, er möchte Römer ſeyn, oder nicht, nach dieſer Eheordnung richten, und ſich keine Heurath erlauben ſolle, als nur die, welche die römiſchen Geſetze erlaubten. Die Allgemeinheit des Edictes läßt keinen Zweifel übrig, daß auch die Juden ſich darnach haben richten ſollen. **Theodoſius** der Große unterſagte ihnen ausdrücklich, ſich nach ihren Gebräuchen und Geſetzen zu verheurathen, oder mehr als eine Frau zu haben. **Conſtantius** verbot ihnen bey Lebensſtrafe, eine Chriſtinn zur Frau zu nehmen. Weil die Gefahr der Verführung zum Judenthum im umgekehrten Falle der Heurath zwiſchen einem Chriſten und einer Jüdinn nicht ſo groß war, ſo wurde ſie damals noch nicht verboten, es geſchah aber nachher von **Theodoſius**. (L. 1. C. Th. de Nupt.)

Eben der jetzt gedachte K. **Conſtantius** überlebte und beerbte ſeine beyde Brüder. Er hatte ebenfalls keine Prinzen, und ernannte ſeinen Vetter **Gallus** zum Cäſar, mit welcher Würde die Thronfolge verknüpft war. Er übertrug ihm die Verwaltung des Orientes, da er nach dem Occident gieng, den Rebellen **Magnentius** zu bekriegen. Die Juden in Paläſtina hatten für den jungen Thronfolger nicht ſo viel Furcht, als für den Kaiſer. Sie wollten ihm nicht gehorchen, ergriffen die Waffen, und bemächtigten ſich einiger Städte. Sie wurden aber bald zum Gehorſam gebracht, ihrer einige tauſende erſchlagen, und Tiberias nebſt andern ihrer Städte verbrannt. **Gallus** wurde eher umgebracht, als **Conſtantius** ſtarb, und dieſem folgte des **Gallus** Bruder, **Julian**, auf dem Kaiſerthrone. **Libanius** und andere heidniſche Philoſophen,

deren

deren Schüler er in der Jugend geweſen war, verleiteten ihm zum Abfall von der chriſtlichen Religion, welche er mit dem Götzendienſte vertauſchte. Aus Haß gegen die Chriſten begünſtigte er die Juden. Er verſtattete ihnen nicht nur, ihren Tempel zu Jeruſalem und den Opferdienſt darin wieder herzuſtellen, ſondern gab auch ſelbſt große Summen zu dieſem Bau, und befahl ſowohl dem Statthalter von Paläſtina, als auch dem Befehlshaber zu Jeruſalem, dieſen Bau beſtens zu befördern. Es wurden alſo die alten Mauern und Steinhaufen niedergeriſſen und weggeräumet, und der Grund zu neuen Mauern gegraben. Allein, er erreichte ſeine Abſicht, die Weiſſagung **Daniels** und des Heilandes, daß die Verwüſtung über den Tempel bis ans Ende triefen ſolle, zu vereiteln, nicht. Bey dem Ausgraben des Fundamentes fuhren zum öftern Feuerkugeln aus der Erde, welche die Arbeiter, ihre Werkzeuge nnd Materialien, verzehrten, und ein Erdbeben machte den Platz damals unzugänglich und unbrauchbar. Das Zeugniß der damals lebenden Kirchenväter, eines **Chryſoſtomus**, **Gregorius** von Nazianzen, von dieſen Vorfällen kann um ſo weniger geläugnet werden; da ſie ſelbſt von einem heidniſchen Schriftſteller damaliger Zeit, dem **Ammian Marcellin**, bezeuget werden. Unterdeſſen thaten die Juden den Chriſten; nach des Kaiſers Wunſche, alles Herzeleid an, und zerſtörten ihre Kirchen zu Gaza, zu Ascalon, zu Baruth und Damasco.

Dieſer Druck der Chriſten hörte im folgenden Jahre mit des abtrünnigen **Julian's** Tode auf. **Valentinian** und **Valens** geſtatteten den Chriſten nicht, ſich wegen der vorigen Bedrückung an den Juden zu rächen, und verboten den Soldaten, ſich mit Gewalt in Synagogen einzuquartiren, als wozu Privatwohnungen und keine gottesdienſtliche Oerter genommen werden müßten. Aber wie hätte ſich der blinde Reli-

gionseifer mäßigen können, nicht hier und da Ausſchweifungen zu begehen? Unter Theodoſius dem Großen wurde eine Synagoge an einem unbeträchtlichen Orte im Orient, auf Anſtiften des Biſchofes, in Brand geſteckt. Der Kaiſer war viel zu gerecht, als daß er ſolches hätte dulden ſollen. Er gab dem Statthalter auf, diejenigen, welche unter dem Scheine der Religion ſich zu allem Unerlaubten berechtigt hielten, und ſich erdreiſteten, die Synagogen zu zerſtören und auszuplündern, ungeachtet die jüdiſche Secte durch keine Geſetze verboten ſey, zu gebührender Strafe zu ziehen; auch legte er dem Biſchofe auf, die Synagoge wieder aufzubauen, worüber der gute Ambroſius empfindlich wurde, und dem Kaiſer in einem beſondern Briefe gleichſam verwies, daß ihn das Verbrennen eines ſo elenden Hauſes an einem ſo unbedeutenden Orte ſo aufgebracht habe, und er ſich gleichwohl nicht zu Gemüthe gehen lieſſe, daß Paläſte der größten Staatsbedienten in Rom eingeäſchert worden, ohne daß man es geahndet habe. Eben der Kaiſer zeigte noch ferner ſeine billige Denkungsart dadurch, daß er den Obrigkeiten verbot, ſich der Juden, die von ihren Vorgeſetzten aus der Synagoge geſtoßen würden, anzunehmen, und jene zu nöthigen, die Ausgeſtoßenen wieder aufzunehmen. In der Stadt Conſtantinopel ſelbſt wollte ſie Theodoſius nicht wohnen wiſſen. Er wies ihnen einen wüſten Platz zwiſchen der Stadtmauer und dem Meere an, wo ſie eine kleine Stadt, Stanor genannt, baueten, welche noch zur Zeit der Kreuzzüge ſtand.

Arcadius und Honorius, die ſich in das väterliche Reich theilten, bezeigten eben ſo viel Billigkeit gegen die jüdiſche Nation, und begünſtigten ſie mehr, als es der übertriebene Eifer der Cleriſey billigen konnte. Arcadius wollte nicht mehr leiden, daß die Polizey- und Marktmeiſter in den Provinzen den Marktgütern

der

der Juden Preiſe ſetzten, ſondern trug dieſe Beſtimmung und Taxe, was die Juden zu Markte brächten oder feil hätten, ihren eigenen Vorgeſetzten auf. Er verbot ferner, von dem Patriarchen öffentlich ſchimpflich zu reden, die Juden zu mißhandeln, und ſich an ihren Synagogen zu vergreifen. Er geſtattete den Juden in Proceßſachen, Verbrechen ausgenommen, ihre Vorgeſetzte zu Schiedsrichtern zu wählen, und legte der Obrigkeit auf, jener Urtheilsſprüche zur Vollziehung zu bringen. Honorius verbot zwar, daß dem Patriarchen der Zins von den Synagogen im Occident ferner gereichet werde, doch war nur eine Mißhelligkeit zwiſchen ihm und ſeinem Bruder Arcadius daran Schuld, und ſo bald das gute Vernehmen wieder hergeſtellet wurde, nahm er das Verbot zurück. Ferner nahm er die Synagogen gegen Gewaltthätigkeiten blinder Eiferer unter den Chriſten in Schutz, und verbot, die Juden am Sabbath vor Gericht zu fordern, oder ſie ſonſt zu beunruhigen. Doch ſetzte er auch die Todesſtrafe darauf, wenn ein Jude, oder einer von der damals entſtandenen Himmelsſecte, (Cœlicolæ,) einen Chriſten zum Abfall von der Religion zu verführen, ſich unterſtände, und befahl, als die Vorgeſetzten der Juden ſich bey ihm beklagten, daß viele ihrer Nation, wenn ſie etwas Böſes begangen hätten, der Beſtrafung in den Synagogen zu entgehen, zum Schein die chriſtliche Religion annähmen, ſolche an die Synagogen zurück zu weiſen.

Die Juden pflegten am Hamansfeſte, an welchem die Geſchichte von Mardochai, und ihm, in ihren Schulen verleſen wird, ſo oft deſſen Name vorkömmt, demſelben viele Verwünſchungen hinzu zu fügen, und ſein Bildniß mit dem Kreuze oder Galgen, woran ſie es hängen, zu verbrennen. Man beſchuldigte ſie bey Theodoſius dem Jüngern, dieſe Ceremonie ſey eine verdeckte Schmähung des Heilandes und ſeiner Kreuzi-

zigung: Es wurde ihnen alſo dieſes Verbrennen, bey Verluſt des bisherigen Schutzes, verboten. Da ſie ſich an einigen Orten an dieſes Verbot nicht kehrten, ſo fielen die Chriſten zu, und verbrannten ihre Häuſer und Schulen, wobey auch viele, die weiter nichts verbrochen hatten, als daß ſie Juden waren, um das Leben kamen. Der Kaiſer verbot ſolches durch ein zweytes Geſetz, warnete die Juden aber auch darin, den ihnen verliehenen Schutz nicht zum Nachtheil der chriſtl. Religion zu mißbrauchen. Dennoch waren ſie verwegen genug gegen das J. 415, an einem Orte in Syrien, einen Chriſtenknaben an dieſem Feſte an ein Kreuz zu binden, und zu Tode zu geiſſeln, wofür ſie zur verdienten Strafe gezogen wurden. Der Patriarch Gamaliel hatte bis dahin viele Gnade von Theodoſius genoſſen; dieſes machte ihn ſtolz, und er mißbrauchte dieſe Gnade ſo ſehr, daß, erwähntermaßen, das Patent eines kaiſerl. Präfectus ihm wieder abgenommen, auch hernach das Patriarchat ganz abgeſchaffet wurde.

Um dieſe Zeit hatte ſich die Cleriſey faſt aller Orten gegen die Juden und ihre Synagogen gleichſam verſchworen. Im Orient verbot Theodoſius das Verbrennen und Wegnehmen der Synagogen, mit dem Zuſatze, daß, wenn ſolche bereits in Kirchen verwandelt wären, den Juden ein anderer eben ſo großer Platz zur Erbauung einer neuen Schule eingeräumet, auch das aus den Synagogen Entwandte, wenn es noch nicht zu chriſtlichem Gebrauche geweihet worden, wieder gegeben, im Fall aber, daß ſolche Weihe bereits geſchehen wäre, ihnen der Werth dafür bezahlet werden ſollte. Sie ſollten ihre Synagogen behalten, aber nicht berechtigt ſeyn, neue zu erbauen. Zu Antiochien hatte die Cleriſey den Juden zwey Synagogen genommen, mußte ſie aber auf des Kaiſers Befehl ebenfalls zurük geben. Der närriſche Mönch Simeon, mit

mit dem Beynamen Stylites (der Säulenmann,) (*) zürnte deswegen mit dem Kaiſer, und verlangte die Wiederaufhebung dieſes Befehles. Wenn Evagrius (Hiſt. eccl. l. 1. c. 13.) die Wahrheit ſchreibt, ſo war er ſchwach genug, den Befehl zurück zu nehmen, den Miniſter, der ihm dazu gerathen hatte, abzuſetzen, und den Mönch um ſeine Benediction und Fürbitte bey Gott zu bitten.

Einige Jahre hernach fand ſich ein neuer Betrieger auf der Inſel Candia, der ſich für den Moſes ausgab, und die Juden von der Inſel trocknes Fußes durch das Meer, ſo wie er ihre Vorfahren ehedem durch das rothe Meer geführt habe, nach einem Lande, wo Milch und Honig flöſſe, zu bringen verſprach, und ſie waren ſo einfältig ihm zu glauben. Er verſammelte ſie an einem beſtimmten Tage, führte ſie auf einen in das Meer ragenden Fels, und befahl ihnen, ſich hinein zu ſtürzen. Die Vorderſten machten den Anfang, aber theils wurden ſie an dem Felſen zerſchmettert, theils verſchlang ſie das Meer, ohne daß es trocken geworden wäre. Nun ſahen die übrigen, daß ſie ſchändlich betrogen waren, und der falſche Moſes machte ſich bey Zeiten unſichtbar, um nicht ein Opfer ihrer Rache zu werden. Weil er nicht wieder zu finden war, ſo hat der Aberglaube aus dieſem Moſes den Teufel ſelbſt in menſchlicher Geſtalt gemacht. Unterdeſſen haben viele der Betrogenen die chriſtl. Religion angenommen.

Im Occident hatte Honorius für die Sicherheit der Juden und ihrer Schulen hinlänglich geſorgt. Valentinian III. verbot ihnen ihre Kinder, die ſich zum Chriſtenthum gewandt hätten, zu enterben, im Teſtamente zu übergehen, oder ihnen weniger zu ver-

(*) Simeon bekam den Beynamen Säulenmann, weil er, in der Nachbarſchaft von Antiochien, Jahr aus Jahr ein, auf einer etliche 30 Fuß hohen Säule ſtand, und betete, und deswegen für einen großen Heiligen gehalten wurde.

machen, als ohne Teſtament auf ſie kommen würde. **Theodorich**, der Oſtgothen König, ſchützte ſie ebenfalls gegen die Beleidigung der Geiſtlichkeit und des Pöbels. Denn es geſchah in jenen Zeiten nicht ſelten, daß, wenn ſich ein Chriſt von einem Juden für beleidigt oder übervortheilt hielt, jener den Pöbel gegen ſie erbitterte, welcher alsdann von unzeitigen Eiferern unter der Cleriſey, woran es leider in keinem Zeitalter gefehlt hat, noch mehr verhetzt wurde. Dann fiel die erſte Wuth gemeiniglich auf die Judenſchulen. Bey einer ſolchen Gelegenheit wurde eine Synagoge in Rom in Brand geſteckt. **Theodorich** welcher zu Pavia ſeinen Sitz hatte, zürnte ſehr darüber, und verwies es dem Senate hart, daß er dieſen Unfug nicht verhütet hatte. Er ſteuerte der Geiſtlichkeit zu Mailand, welche ſich eine Synagoge mit dem, was dazu gehörte, zueignen wollte, und verſtattete den Juden zu Genua, wo das Volk ebenfalls dergleichen Gebäude niedergeriſſen hatte, ſolche, jedoch unter der Einſchränkung, wieder aufzubauen, daß ſie bey dem Baue gar keine Zierrathen anbrächten, und ſie nicht größer, als die vorige, machten.

Juſtin ſchloß die Juden von allen Würden und Aemter aus, damit ihnen die Gelegenheit, den Chriſten hart zu ſeyn, benommen würde, und verordnete, daß ſie ihren Kindern, welche Chriſten würden, Unterhalt und Ausſteuer reichen, und daß ſolche, wenn ſie nichts verbrochen hätten, allein ihre Erben ſeyn ſollten. **Juſtinian** brachte, durch Bezwingung der Vandalen, die Küſte von Afrika wieder zum Kaiſerthum. Nun hielt es die Cleriſey für ihre Pflicht, für die Ausrottung der arianiſchen Irrlehre, welche die Vandalen mit dahin gebracht hatten, des Götzendienſtes und des Judenthumes, welche jene noch geduldet hatten, in dieſem wieder gewonnenen Lande zu ſorgen, und der Kaiſer ließ ſich von der Kirchenverſammlung

zu

zu Carthago bereden, den Juden die Synagogen in ſolchem Lande wegzunehmen, und dieſe in chriſtliche Kirchen zu verwandeln, und wollte nicht haben, daß ein Jude gegen einen Chriſten ein gültiges Zeugniß ablegen könne. Zu ſeiner Zeit entſtand bey dieſer Nation eine Religionszänkerey. Einige ihrer Rabinen behaupteten, das Geſetz müſſe in der Synagoge nur allein in der reinen hebräiſchen Sprache, worin es gegeben worden, und in keiner andern, geleſen werden. Andere wollten dafür die damals gewöhnliche Sprache in die Synagogen einführen. **Juſtinian** entſchied dieſen Streit, und verordnete, man ſolle ſich entweder des hebräiſchen Textes der göttlichen Schriften, oder der griechiſchen, oder der lateiniſchen Ueberſetzung bedienen, von den griechiſchen Ueberſetzungen aber ſolle keine, als die der ſiebenzig Dolmetſcher, gelten. Er tadelte zugleich ihre thörichte Auslegungen des göttlichen Wortes, und verbot den Obriſten der Synagogen bey empfindlicher Leibesſtrafe, ſich des Bannes gegen diejenigen zu bedienen, welche dieſer ſeiner Verordnung Folge leiſten würden.

50 und 51 St. des hannover Magaz. v. J. 1777.

Im ſiebenten Jahrhunderte, als **Muhammed** ſich zu *Medina* nieder gelaſſen hatte, ſuchte er die daſigen Juden zu gewinnen, machte einen Bund mit ihnen, in welchem er ihnen die freye Religionsübung verſtattete, und verordnete, daß Jeruſalem die Kebla ſeiner Anhänger ſeyn ſollte, d. i daß ſie ihr Angeſicht bey dem Gebete nach der Gegend dieſer Stadt richten ſollten. Er veränderte aber dieſe Kebla ſchon im zweyten Jahre der Hedſchra, und erwählte die Caba in Mekka zu derſelben, und der Bund mit den Juden hörte auch nicht lange hernach auf, ja **Muhammed** vertrieb ſie aus ihren feſten Plätzen in Hedſchas, welche inſonderheit in dem Diſtricte Cheibar waren. In dem Koran werden ſie als Heuchler, Betrieger und von Gott verfluchte

beſchrieben; die Khaliſen aber haben ihnen doch die Religionsfreyheit verſtattet.

In Spanien waren die Juden ſehr zahlreich, aber der gothiſche König Siſebut ließ im J. 612 ſtrenge, ja grauſame Geſetze ausgehen, durch welche er ſie bey Todesſtrafe nöthigte, entweder ſich taufen zu laſſen, oder das Land zu räumen. Sowohl jenes, als dieſes, wurde von vielen erwählet. Die vierte Kirchenverſammlung zu Toledo, welche im J. 633 unter der Regierung des Königes Siſenand gehalten wurde, verordnete zwar, daß man die Juden nicht mit Gewalt zu der chriſtl. Religion zwingen, aber auch daß man den gezwungenen nicht verſtatten ſolle, die chriſtl. Religion wieder zu verlaſſen. Keiner ſolle die Juden zum Nachtheil der chriſtl. Religion ſchützen, bey Strafe des Bannes. Getaufte Juden, welche zum Judenthume zurück kehrten, und andere beſchnitten, ſollten von den Biſchöfen beſtrafet werden; beſchnitten ſie ihre eigene Kinder, ſo ſolle man ihnen dieſelben nehmen; beſchnitten ſie ihre Sclaven, ſo ſolle man dieſelben in Freyheit ſetzen. Man ſolle den Juden ihre Söhne und Töchter nehmen, damit ſie nicht das Gift ihrer Irrthümer einſögen, und dieſelben in Klöſter ſchicken, in welchen ſie von frommen Perſonen in der chriſtl. Religion und in guten Sitten erzogen würden. Die Güter der getauften, aber wieder abgefallenen Juden, ſollten zwar eingezogen, aber ihren Kindern, welche Chriſten würden, ihre Antheile an denſelben wieder gegeben werden. Getaufte Juden, welche Umgang mit den Juden hätten, ſollten am Leben geſtrafet werden. Man ſolle die Juden, welche mit chriſtlichen Frauen verheurathet wären, ermahnen Chriſten zu werden, und wenn ſie ſich deſſen weigerten, ſie von ihren Frauen ſcheiden, die Kinder aber in der Religion der Mütter erziehen. Auf gleiche Weiſe ſolle man in Anſehung der Jüdinnen, welche chriſtliche Männer hät-

hätten, verfahren. Kein Getaufter aus den Jüden, der wieder abgefallen ſey, ſolle als Zeuge aufgeſtellet werden. Die Juden ſollten kein öffentliches Amt bekleiden, auch keine Chriſten zu Sclaven haben. Dieſe unchriſtliche Verordnungen machten die Juden zu Heuchlern; ſie lieſſen ſich äußerlich taufen, blieben aber innerlich Juden. König **Receswinth** berathſchlagte ſich alſo im J. 653 auf der achten Kirchenverſammlung zu Toledo mit den Biſchöfen, wie dieſem Uebel geſteuert werden könne, und die Kirchenverſammlung beſtätigte dasjenige, was unter dem K. **Siſenand** verordnet ward. Eine gleiche Beſtätigung aller in Anſehung der Juden ergangenen Geſetze, erfolgte auch im J. 681, auf der 12ten Kirchenverſammlung zu Toledo. K. **Egiza**, welcher entdeckt zu haben verſicherte, daß die Juden in Spanien eine Empörung beſchloſſen, ſich auch zur Beförderung derſelben mit den Juden in Afrika verbunden hätten, ließ im J. 694 die 17te Kirchenverſammlung zu Toledo anſtellen, auf welcher verordnet wurde, daß alle getaufte Juden, welche wieder abgefallen wären, oder gegen den König ſich verſchworen hätten, auf beſtändig zu Sclaven gemacht, und ihrer Güter beraubet werden ſollten. Die Juden ſollten nicht nur keine freye Religionsübung mehr haben, ſondern man ſollte ihnen auch ihre Kinder, wenn ſie 7 Jahre alt wären, nehmen, um ſie in der chriſtl. Religion zu erziehen. In Frankreich zwang man nun die Juden auch, ſich taufen zu laſſen.

In Spanien überredete, im J. 723, ein Jude, Namens **Seren**, viele ſeiner Glaubensgenoſſen, daß er der wahre Meſſias ſey, und ſie nach Paläſtina führen wolle, und machte ſie dadurch unglücklich. Der Khalif **Motawakkel** verordnete, im J. 857, daß die Juden eben ſo wohl, als die Chriſten, einen breiten Zonnar, d. i. einen ledernen Gürtel, tragen, und ſich dadurch von den Moslemin unterſcheiden, auch von

allen

allen Ehrenſtellen und Aemtern ausgeſchloſſen seyn ſollten; ja, im J. 861, gieng er noch weiter, und befahl, daß ſie nur auf Eſeln und Mauleſeln reiten ſollten; eine Kränkung, welche noch jetzt unter den muhammedaniſchen Völkern gewöhnlich iſt. Im 8ten Jahrh. lieſſen die Juden ſich ſchon in England nieder. Unter der Regierung **Ludewig's I.** im J. 822, machte der Biſchof **Agobard** zu Lyon viel Geſchrey wider die Juden in Frankreich, welche nach ſeiner Meinung, an dem kaiſerl. Hofe zu viel Gehör fanden, und tadelte inſonderheit das Geſetz, daß kein leibeigener Knecht eines Juden ohne ſeines Herren Einwilligung getauft werden, und dadurch zur Freyheit gelangen ſolle. Unter **Carl VIII.** ließ ein Biſchof des Sonnabends in den Synagogen der Juden predigen. Während der Regierung der Kapetinger, wurden die Juden in Frankreich auf allerley Weiſe geplaget, um Geld von ihnen zu erpreſſen. Schon im J. 995 wurde ihnen erlaubt, in der kleinen Stadt Prag in Böheim eine Synagoge zu erbauen, weil ſie den Chriſten wider die Heiden geholfen hatten. Im 11ten Jahrh. waren ſie in Ungarn ſchon zahlreich; auch hatten ſie ſich zu dieſer Zeit in Deutſchland ſchon ausgebreitet, und wurden 1096 von denen Leuten, welche den Kreuzzug unternahmen, umgebracht, wenn ſie ſich nicht taufen lieſſen, daher ſie Kaiſer **Heinrich IV.** im J. 1097 in ſeinen Schutz nahm, und ſelbſt den wider ihren Willen Getauften erlaubte, Juden zu bleiben. Auch die in Böheim 1096 mit Gewalt Getauften, blieben Juden. Gegen die Mitte des 12ten Jahrh. reizte der ſchwärmeriſche Mönch **Rudolph**, in den Gegenden an Rhein, nicht nur zu einem Kreuzzuge, ſondern auch zur Ermordung der Juden, davon viele umkamen.

In dem 12ten Jahrh. traf der Jude **Benjamin** von Tudela, wie aus ſeiner Reiſebeſchreibung erhellet, von **Basra** an, in den Gegenden und Oertern

am Euphrat und Tieger, und in Aegypten, zahlreiche Judengemeinen an, welche in Ruhe lebten und Religionsfreyheit genoſſen. In Paläſtina und Griechenland fand er hin und wieder nur kleine jüdiſche Gemeinen. In Galata und Pera bey Conſtantinopel, waren ihrer mehrere. In Italien waren ſie auch nicht ſo zahlreich, als in Deutſchland, und hier waren ſie auch frömmer und eifriger in der Religion, als in andern Ländern. In Frankreich waren die Juden ziemlich häufig, und ihre Academie zu Lünel blühete. Aus England waren die Juden im 11ten Jahrh. verjaget worden, hatten ſich aber wieder eingefunden, und wurden im 12ten Jahrh. von dem K. Heinrich vor Beſchimpfung und Beleidigung geſchützet, unter K. Richard aber von dem Pöbel grauſam behandelt. Bey den 10 Betriegern, die ſich im 12ten Jahrh. in Frankreich, Spanien, Mähren und Perſien für Meſſiaſſe ausgegeben, und das Volk in Unruh geſetzt haben, will ich mich nicht aufhalten.

In England fieng ſich 1189, am Tage der Krönung Königs Richard I., zu London eine ſchwere Verfolgung über die Juden an, welche einige derſelben dadurch veranlaſſeten, daß ſie ſich wider das Verbot des Königs bey ſeiner Krönung ſehen lieſſen. Die Ermordung der Juden wurde mit wilder Grauſamkeit in einigen andern Städten Englands fortgeſetzt, vornämlich zu York, wo 500 Männer, auf den Rath eines alten Rabbi, erſt ihre Weiber und ihre Kinder, und hernach ſich ſelbſt umbrachten, um nur nicht durch die Hände des unbeſchnittenen Pöbels zu ſterben. Um die Mitte des 13ten Jahrh. erpreßte König Heinrich III. von den Juden, einmal nach dem andern, auf die gewaltſamſte Weiſe beträchtliche Geldſummen; und um dieſe Erpreſſungen zu rechtfertigen, wurden die Juden beſchuldiget, daß ſie einen chriſtlichen Knaben gekreuziget hätten, wegen welches vorgegebenen Verbre-

brechens man 18 aufhängte. In der Mark Brandenburg, dahin die Juden vermuthlich zuerſt aus Polen gekommen ſind, wurden im J. 1247 zu Beliz viele Juden verbrannt, welchen man Schuld gab, daß ſie eine geweihete Hoſtie durchſtochen hätten, aus welcher Blut gefloſſen ſey. Um das J. 1200 kamen ſie in dem Königreiche Napoli an, und breiteten ſich inſonderheit in Calabrien ſtark aus.

Das 14te Jahrhundert war ſchrecklich für die Juden. Aus Frankreich wurden ſie von Philipp IV. vertrieben, von deſſen Nachfolger Ludewig X. wieder aufgenommen, aber unter Philipp V., 1320 und 21, an unterſchiedenen Orten in großer Anzahl ermordet, wenn ſie ſich nicht taufen lieſſen; und viele brachten ſich ſelbſt um das Leben, als ſie den Tod vor Augen ſahen. 1348 beſchuldigte man ſie der Vergiftung der Brunnen, und brachte ſie abermal in großer Anzahl um. Im J. 1393 ſollten ſie gar an dem Wahnſinne Königs Carl VI. Schuld ſeyn; und diejenigen, welche nicht Chriſten wurden, mußten Frankreich verlaſſen. In einigen Gegenden von Spanien wurden, 1391, unſchuldigerweiſe Tauſende von dem wüthenden Pöbel ermordet. Viele lieſſen ſich taufen, um dem Tode zu entgehen. Im J. 1349 wurden die Juden vornämlich in Deutſchland auf die grauſamſte Weiſe gemißhandelt. Man erdichtete nämlich, daß ſie Schuld an der großen Seuche wären, welche ſehr viele Menſchen wegraffte, und zwar daß ſie die Brunnen, und überhaupt das ſüße Waſſer vergiftet hätten. Man verbrannte ſie lebendig, brachte ſie noch auf andere Weiſe um, und bemächtigte ſich ihrer Güter. In verſchiedenen Ländern beſchuldigte man ſie auch, daß ſie Chriſtenkinder gekreuziget, und ſonſt ermordet hätten.

Die Juden hatten ſich in dieſem Jahrh. den allgemeinen Haß faſt der ganzen deutſchen Nation zugezogen. Sie

miſchten ſich in den meiſten Herzog- und Fürſtenthümern in das Finanzweſen, und hatten die Steuern, Zölle und Abgaben gepachtet, oder Geld in Vorſchuß darauf gegeben, und zogen die Zinſen aus den Gefällen, die ſie ohne Anſehen der Perſon einforderten. Sie hatten neue Auflagen erdacht und angegeben, die den Unterthanen beſchwerlich fielen. Weil ſie ſich zu ſehr auf die Gnade der Fürſten verließen, wurden ſie ſtolz und übermüthig. Bey dem Handel und Verkaufe, welchen die Geiſtlichen und Klöſter trieben, die nicht immer von allen ihren Gütern, Korneinkünften und Producten, zollfrey waren, ſahen ſie nicht ſo durch die Finger, als die ihnen mehr unterworfenen chriſtlichen Zollverwalter. Ferner durch die hohen Zinſen, die ſie von den Vornehmen und Geringen nahmen, und die ſich auf 50 und mehr Procent beliefen, hatten ſie den allgemeinen Haß gegen ſich vermehrt; und wie die Juden erſt an einem Orte waren angeklaget worden, daß ſie die große Peſt, welche 1348 anfieng, und bis 1357 fort währete, verurſacht hätten, (*) ſo wurde ſolches überall für wahr angenommen, und ihr Verderben auch an mehreren Orten beſchloſſen. Bey den gerichtlichen Unterſuchungen fieng man mit falſchen Beſchuldigungen und Martern an; und dieſes war hinreichend, das Geſtändniß der abſcheulichſten Bosheiten von ihnen zu erpreſſen, und zwar ſolcher, an welche die Juden vielleicht nie gedacht hatten. Man beſchuldigte ſie, daß ſie aus Haß gegen die Chriſten, die Brunnen und Flüſſe vergiftet hätten, und bedachte nicht, daß ſie ſelbſt daraus trinken mußten. Es geſchah beſonders in vorgedachten Peſtjahren, daß ſie für vogelfrey erkläret, und von einem jeden, der boshaft und grauſam genug war, in der Wuth und dem heiligen Eifer ermordet, oder auch ausgeplündert und nacket fortgejaget wurden, da ſie denn vor Hunger und Kälte in Wäldern und Höhlen umkommen mußten. Die Gerichtsobrigkeiten wuſchen an den meiſten Orten ihre Hände in Unſchuld, zogen aber die liegenden und andere Güter der vom Pöbel erſchlagenen Juden, als verfallen, ein. Deshalb la-

(*) Unter andern wurden auch in Straßburg, 1349, die Juden des Brunnenvergiftens angeklaget; und da die Handwerksmeiſter ſich ihrer annahmen, wurden dieſe von dem räuberiſchen Pöbel entſetzt und zur Stadt hinaus gejaget, und 2000 Juden ſammt Weib und Kind lebendig verbrannt.

kamen viele Magiſtråte, und verſchiedene Fürſten und Biſchöfe, die den Juden große Geldſummen ſchuldig waren, in Verdacht, daß ſie nicht alle Kräfte angewandt, die Juden vor der Grauſamkeit des Volkes zu beſchützen, und daß ſie ſelbſt vielmehr alles beygetragen hätten, um ſie ganz zu vertilgen.

Bey dieſer Gelegenheit, da die Juden aller Orten in Deutſchland theils umgebracht und theils vertrieben worden ſind, iſt es geſchehen, daß die Judenſtraßen vieler Orte von ihren jüdiſchen Einwohnern leer wurden. Man hat daſelbſt ihre Wohnungen theils verbrannt, und ſie getödtet oder weggetrieben. Ihre Straßen und die etwa gebliebenen Wohnungen ſind in die Hände der Chriſten gekommen; und als man nachher an ſolchen Orten wieder Juden aufgenommen hat, mußte man ihnen in andern Gegenden Wohnplätze anweiſen.

Warum wohnen in unſern Judenſtraßen keine Juden? von E. L. R. ſt. im 56. St. des hannov. Magaz. v. J. 1763.

In Polen gieng es ihnen beſſer. Denn hier ertheilte ihnen K. Caſimir III. im J. 1356, auf Bitte einer Jüdinn, welche er liebte, große gottesdienſtliche und bürgerliche Freyheiten. Im 15ten Jahrh. mußten ſie wieder viel ausſtehen; denn ſie wurden aus einigen deutſchen Ländern vertrieben, inſonderheit 1475 aus dem Bisthume Paſſau, wo man die Fabel ausbreitete, daß ſie geweihete Hoſtien durchſtochen hätten, aus welchen Blut gefloſſen wäre, und die ſie nicht hätten verbrennen können. In Spanien wurden ſie 1468 zu Sepulveda theils hingerichtet, theils verjaget, weil ſie einen chriſtlichen Knaben gekreuzigt haben ſollten. 1488 wurden in Caſtilien, Leon und Toledo, viele geſteiniget, verbrannt, und auf andere Weiſe beſtraft, weil ſie von der chriſtl. Religion wieder abgefallen wären, und die alten Chriſten geläſtert hätten. Das 1492ſte Jahr war noch trauriger für ſie; den Ferdinand der Katholiſche und ſeine Gemahlinn, machten am 30 März öffentlich bekannt, daß alle Juden, die ſich nicht taufen lieſſen, nach 6 Monaten ganz Spanien verlaſſen ſollten; ſie erlaubten

ten ihnen zwar ihr Vermögen zu verkaufen, aber nicht Gold, oder Silber, oder Edelſteine, mit aus dem Lande zu nehmen. Als alle Vorſtellungen, Bitten und Anerbiethungen vergeblich waren, ließen ſich viele taufen, die übrigen aber bezeigten ſich ſehr traurig, daß ſie ihr Vaterland verlaſſen ſollten. Die Rabbinen machten ihnen aber die eitle Hoffnung, daß die Auswanderung ſie in Freyheit ſetzen, und daß Gott ähnliche Wunder an ihnen thun werde, wie an ihren Vorfahren bey deren Ausgange aus Aegypten. Als die beſtimmte Zeit der Auswanderung heran kam, giengen 13000 nach Portugal, und 15000 theils nach Frankreich, theils über das Meer nach Italien und Afrika; und überhaupt rechnete man, daß damals 30000 Familien die Reiche Caſtilien und Arragonien verlaſſen hätten. Ihr Ausgang war mit unſäglich vielem Elende verbunden; und diejenigen, welche nach Afrika gebracht waren, wurden daſelbſt von den Mauren entweder umgebracht, oder alles Ihrigen beraubet; und von den letzten kehrten bis 1496 viele nach Spanien zurück, und ließen ſich aus Noth taufen. Denjenigen, welche nach Portugal gegangen waren, hatte K. Johannes verſprochen, daß er ſie nach Afrika überſetzen laſſe; man gieng aber auf der See barbariſch mit ihnen um, und endlich mußten ſie ſich entweder taufen laſſen, oder in die Leibeigenſchaft begeben. Von der letztern ſprach ſie zwar K. Emanuel im Anfange ſeiner Regierung los; allein 1497. verſtattete er, daß man ſie zwang, entweder ſich taufen zu laſſen, oder in die Knechtſchaft zurück zu kehren. Alle Kinder unter 14 Jahren wurden den Aeltern entriſſen und getauft; daher viele Juden ihre Kinder erſäuften, und ſich ſelbſt umbrachten. Diejenigen aber, welche in Portugal und Spanien aus Noth ſich taufen ließen, blieben heimlich Juden, und dergleichen ſind noch in beyden Reichen bis auf den heutigen Tag in Menge vorhan-

den, viele aber haben ſich nach und nach heimlich nach Holland und England begeben, wo ſie unter dem Namen der portugieſiſchen Juden bekannt ſind. Die Juden, welche aus Spanien über das Meer nach Italien gegangen waren, fanden in dem Kirchenſtaate eine gute Aufnahme, in dem Königreiche Napoli aber gieng es ihnen übel; denn weil ſie ſich dem Wucher ſtark ergaben, ſo wurden ſie, und mit ihnen die älteren daſigen Juden, 1540 aus dem ganzen Königreiche vertrieben, worauf ſie ſich zum Theil nach Rom begaben.

In der Churmark, hatte unter den Churfürſten Joachim I. 1510. ein Kirchendieb zu Knobloch, einem Dorfe im Havellande, eine Monſtranz mit zwey Hoſtien geſtohlen; und wie er ausſagte, daß er eine Hoſtie an einen Juden verkauft hätte, wurde dieſer eingezogen und peinlich befraget; da er dann geſtand, daß er die Hoſtie in viele Stücke zerſchnitten, bis Blut heraus gefloſſen, und daß er ſowohl davon, als von der Hoſtie, mehrern Juden gegeben; hätte, die ebenfalls eingezogen und eben ſo behandelt wurden; wie ſie dann gern alles zugeſtanden, und noch mehr, als die Richter fragten, um aus der unmenſchlichen Marter zu kommen. Die Sache wurde endlich ſo weit getrieben, daß 38 Juden und der Kirchendieb verbrannt, und zwey Juden, die ſich bekehrt hatten, enthauptet wurden. Ein einziger Jude, den man für einen Augenarzt hielt, hatte ſich in das graue Mönchenkloſter begeben, die Religion verändert, und war daſelbſt aufgenommen, und dadurch bey Leben erhalten worden. Alle übrige Juden wurden, nach geſchworner Urfehde, (*) aus dem Lande gejaget. (**) Des Churfürſten

(*) Die Urfehde iſt in Gerkens Cod. dipl. Brand T. V. p. 129, abgedruckt.

(**) Ueber Urtheil und Recht konnten ſie nicht klagen, wenn es auf die Menge der Richter und auf die meiſten Stimmen ankömmt, in-

ſten Nachfolger hingegen nahm verſchiedene Familien wieder an. Sie verſprachen jährlich 400 Gulden Schutzgeld zu zahlen, und zu den Münzen in Berlin und Stendal jährlich 3000 Mark fein Silber zu liefern. Unter dieſen war **Judel Hluchim** Jude von Prag, mit ſeiner ganzen Familie nach Berlin gezogen. Sein Sohn **Lippold** hatte ſich beſonders bey dem Churfürſten einzuſchmeicheln gewußt, und die Stelle eines Kammerdieners und Münzmeiſters in Berlin erhalten; außerdem hatte er ihm die Verwahrung ſeiner Kleinodien, gewiſſe Auszahlungen bey ſeinem Hofſtaate, und beſonders die geheimen Ausgaben, und die Aufſicht über die im Lande aufgenommenen Juden anvertrauet. **Lippold** hatte ſich unter Chriſten und Juden ſehr viel Feinde gemacht. Die Juden hielt er mit großer Strenge an, daß ſie ihren Tribut bezahlen, und die ſtarken Silberlieferungen abführen mußten. Er liehe ſelbſt auf Pfänder, und ließ ſich wöchentlich von dem Thaler ein Dreyer Zins geben; folglich 54 pro Cent Zinſen. Man fand in ſeinem Hauſe für 11131 Thlr. 5 Gr. 9 Pf. verſetzte Gold- und Silberpfänder, von denen verſchiedene den anſehnlichſten chur-

indem, wie Engel, Annal. March. S. 275, ſagt, bey den Verhören etliche vornehme, verſtändige und weiſe Räthe, auch die Bürgermeiſtere, Rathmanne, Richter und Schöppen der Stadt Berlin, nebſt vielen Geiſtlichen zugegen waren. Das Inquiſitionsgericht war mit dem Hofrichter, mit Schöppen und Beyſitzern, Gerichtsſchreibern, Advocaten und Zeugen, reichlich verſehen. Die Ausſagen der Juden übertreffen alle Glaubwürdigkeit. Verſchiedene geſtanden, daß ſie Chriſtenkinder von fremden Leuten erkauft, ſie zerſtochen, und das Blut hätten auslaufen laſſen, und ſolches theils in Krankheiten getrunken, theils mit Paradiesäpfeln, Ingber und Honig eingemacht hätten. Andere hatten das Chriſtkind im Backofen geſehen, worin ein Kuchen gelegt worden, in welchem ein Stück Hoſtie eingebacken worden; noch andern war die Jungfrau Maria mit 4 lieblichen Jungfern erſchienen; und dergleichen Ausſagen mehr, ſo wie man ſie von dem Unkunde des Fragenden, und der Pein des Inquiſiten auf der Tortur erwarten konnte.

churfürſtl. Räthen, und auch einem der vornehmſten Bürgermeiſter in Berlin, gehörten. Selbſt Räthe, die bey dem Churprinzen in Verdacht waren, daß ſie ſich mit den herrſchaftl. Geldern bereicherten, ergriffen bey zunehmender Pracht und Aufwand dieſes Mittel, um ihren Staat fortzuſetzen. Der Bürgerſtand hatte durch den Handel Vermögen erworben, und machte viel Aufwand; die Räthe, welche mit ihren Familien es nachmachen, oder auch zuvor thun wollten, und deren Beſoldungen ſich nicht verbeſſert hatten, auch nicht zur Verfallzeit richtig ausgezahlet wurden, kamen dadurch in dieſe Verlegenheit. **Lippold**, der ein armer Jude geweſen war, wurde durch ſein Glück und Vermögen ſtolz und aufgeblaſen, und verließ ſich auf die Gnade ſeines Herren. Als Kammerdiener war er beſtändig um ihn, und mißbrauchte das Vertrauen, welches der Churfürſt in ihn ſetzte. Der Haß, den er ſich durch ſeinen Wucher und Hochmuth bey den Hofbedienten zugezogen hatte, war außerordentlich. Die ihm Schuld gegebenen Verbrechen (*) hatten auf das Schickſal der ganzen Judenſchaft in der Mark, einen großen Einfluß. Der Churfürſt **Johann Georg** haßte ſie wegen ihres Wuchers, die Geiſtlichen und Richter als Feinde der chriſtl. Religion, welche erſtern die Einkünfte der Kirche durch ihre Häuſer und Wohnungen ſchmälerten, letztern aber durch Unterſuchung und Einziehung der Güter, die Sporteln verbeſſerten. Sie mußten im J. 1573, und alſo in dieſem Jahrhunderte zum zweytenmal, den Wanderſtab ergreifen: ihre Güter verkaufen, den Gerichten die Inventarien und Unterſuchungskoſten und die Abzugsgelder bezahlen, und das Land räumen; da

(*) Eine ausführliche Nachricht davon, und von Lippold's harten Beſtrafung, findet man in Hrn. Leibmed. Möhſen Geſch. der Wiſſ. in der Mark. Brandenburg ꝛc. Berl. und L. 1781, gr. 4. S. 514, fgg.

da dann die meiſten nach Polen zogen, wo ſie ſeit K. Caſimir's Zeiten große Freyheit hatten; einige giengen nach Böheim. Die das Chriſtenthum annehmen wollten, ſollten ungeſtört im Lande und im Beſitze ihrer Güter bleiben, doch fand ſich keiner, der es wagen wollte. Erſt im J. 1671 wurden 50 Familien wieder aufgenommen, welche zwar Gewiſſensfreyheit und ſtillen Gottesdienſt, aber keinen öffentlichen, alſo auch keine Erlaubniß zu einer Synagoge, erhielten.

Nach Holland, dieſe Pflegmutter aller Verfolgten und Bedrängten, begaben ſich im J. 1530 und 1550 viele portugieſiſche Juden, welche gut aufgenommen wurden, auch 1619. die öffentliche Religionsübung erhielten. Sie genießen daſelbſt alle Rechte der Menſchheit, die der philoſophiſchen Regierung des Landes Ehre machen, und alle Freyheiten der Einwohner, müſſen ſich aber im Heurathen gemäß der Polizeyordnung von 1580. richten, dürfen ſo lange ſie Juden ſind, keine Chriſtinnen heurathen, und ſind an einigen Orten, wie zu Amſterdam, von den Zünften ausgeſchloſſen. Sie ſind zwar in allen Provinzen verbreitet, aber in Amſterdam, Rotterdam, und dem Haag ſind ihre ſtärkſte Gemeinen, und in dieſen drey Städten haben ſie auch prächtige Synagogen.

Zu Amſterdam ſind die Juden gleichfalls in zwey verſchiedene Stämme oder Secten eingetheilt, welche ſehr verſchiedene Gebräuche, und alſo auch andere Synagogen, haben. Die vornehmſten ſind die **Portugieſen**, welche 1530 bey ihrer Vertreibung aus Portugal und Spanien hier mit offenen Armen aufgenommen wurden, und wozu ſich die Italiäner und Franzoſen halten; die andern, welche von jenen ſehr verächtlich gehalten, und mit dem Namen Schmauſen oder Smouſſen beleget werden, ſind die Deutſchen, zu denen die Polen und Schleſier gehören; ſie unterſcheiden ſich von den Portugieſen durch den Bart, und ſind erſt ſeit dem Kriege der Schweden in Deutſchland nach Amſterdam gekommen. Sie haben wohl 6 oder 7 größere

und kleinere Synagogen, da hingegen die Portugieſen nur eine haben, welche aber deſto ſchöner iſt.

Die Synagoge der Portugieſen iſt ein großes, viereckiges, anſehnliches Gebäude, beym leidener Thore, mit 3 Reihen Fenſter über einander, wovon die mittelſten oben rund ſind. Das Dach iſt platt, und vorn ein ſchöner geräumiger Hof. Uiber dem Eingange ſteht der 8te Vers des 5ten Pſ. mit hebräiſchen Buchſtaben: Ich will in dein Haus gehen auf deine große Güte, und anbeten gegen deinen heil. Tempel. Im Jahre 5432, oder, nach unſerer Rechnung, 1674. Die Weiber gehen zu zwey kleinen Nebenthüren hinein. Das Dach ruhet auf 4 großen Säulen von gehauenen Steinen. Alle Bänke ſind mit Schubkaſten verſehen, darin die Juden ihre Bücher, und die Tücher, womit ſie ſich während des Gottesdienſtes den Kopf verhüllen, aufheben. Dem Haupteingange gegen über iſt eine Tribune, worauf die Rabbinen ſtehen, wenn ſie das Geſetz ableſen. Sie wird Abends von 4 großen Leuchtern erleuchtet. Mitten in der Synagoge ſind 4 große Kronen mit Lichtern, 4 an den Gallerien, und unter denſelben noch 14, welches eine gute Wirkung thut, wenn alle Lichter angezündet ſind. An beyden Seiten laufen die Gallerien für die Frauensperſonen hin, welche nur durch Gitter hinab ſehen können. Auf der Oſtſeite iſt ein prächtiger Schrank, oder eine Art von Altar, aus einem raren und koſtbaren Holze, worin die Bücher Moſis, der Talmud, und das zum jüdiſchen Gottesdienſte nöthige Geräth aufgehoben wird. Dieſes wird jährlich ſchöner, weil die Juden darin, ſo wie auch überhaupt gegen ihre Arme, ſehr freygebig ſind. Sie haben für dieſen Altar eine auſſerordentliche Ehrfurcht, und ziehen allemal die Schuhe aus, wenn ſie ſich ihm nähern. Er iſt durch ein Geländer verſchloſſen, und wird mit 18 Leuchtern erleuchtet. Auf jeder Seite des Vorhofes läuft eine auf 12 Säulen ruhende Gallerie hin. Bey einer großen Ciſterne mit vielen Hähnchen waſchen die Juden ſich allemahl, ehe ſie in die Synagoge gehen. Unter dieſen Gallerien ſind die Schulen, darin Hebräiſch gelehrt wird, weil die Juden ſehr darauf halten, und es als eine Art von Mutterſprache anſehen. Man kann ihrem Gottesdienſte ungehindert zuſehen; es iſt aber etwas ekelhaftes, denn wenn die portugieſiſchen Juden in Amſterdam gleich ſehr reich ſind, ſo ſehen die meiſten doch eben ſo zer-

lumpt

ſumpt und ſchmuzig aus, und riechen nicht beſſer, als die polniſchen.

Nahe bey der portugieſiſchen, auf der andern Seite des Kanales, haben die deutſchen Juden ihre gröſte und älteſte Synagoge, die aber weder ſo groß, noch ſo reinlich iſt. Die obere Gallerie für die Weiber iſt, wie bey der vorigen, mit Gittern, damit ſie während des Gottesdienſtes nicht geſehen werden, woraus ſich die Juden ein Gewiſſen machen. Die deutſchen Juden ſind weit ärmer und unreinlicher, daher iſt der Aufenthalt in ihrer Synagoge der Naſe noch weit empfindlicher. Sie ſind viel ſtärker im Hebräiſchen, als die Portugieſen, ob dieſe ſie gleich mit verächtlichen Augen anſehen; ſie ſtudieren die Bücher Moſis auch weit emſiger, auf der andern Seite aber ſind ſie ſo auf das Geld erpicht, daß ſie deswegen alles thun. So wie ſich dieſe beyde Secten bey ihrem Leben für Kezer halten, ſo trennen ſie ſich auch im Tode, und leiden ihre Leichen nicht beyſammen. Die Portugieſen haben ihren Gottesacker in dem ſchönen Dorfe Ouwerkerk, an der Amſtel. Er iſt groß und mit einer Hecke eingefaßt; in der Mitte ſtehen zwey Häuſer, wo ſie ihre Todte vor dem Begräbniſſe niederſetzen, und nach Art der Rabbinen das Leichenbegängniß halten. Die verſchiedenen Arten von Grabmalen verdienen geſehen zu werden. Die deutſchen Juden begraben ihre Todte vor den Muyder Thore.

Volkmanns neueſte Reiſen durch die vereinigten Niederlande Lpz. 1783. gr. 8. S. 284. fgg.

Eine Abbildung der Synagoge zu Amſterdam, findet man im Wegwyzer van der Stadt Amſterdam, S. 214. der dritten Aufgabe.

Beyde Arten von Juden in Amſterdam ſind reich, und miſchen ſich in allerley Arten von Handel, hauptſächlich aber geben ſie Banquiers ab. Doch haben die portugieſiſchen Juden mehr Credit, als die andern, ſowohl was das Wechſelnegotium, als auch den Waarenhandel inn- und auſſerhalb Landes, betrifft. Unter andern Arten des Handels treiben die portugieſiſchen Juden zu Amſterdam faſt ganz allein den Handel nach der Barbarey, und ſie ſind es beynahe allein, die an den 3 oder 4 holländiſchen Schiffen, welche jährlich nach der Barbarey gehen, Antheil haben, indem dieſer Handel bloß unter ihnen und denjenigen Juden bleibt, die in den Handelsſtädten auf dieſer Küſte, inſonderheit zu Salee, Saffia und Santa Cruz wohnen, als

welche letztere ihr vornehmſtes Geſchäft ſeyn laſſen, die Priſen zu kaufen, welche die Corſaren von den Chriſten machen, um ſie hernach an die amſterdamer Juden wieder zu verkaufen.

Im perſiſchen Reiche, haben die Monarchen Abbas I. und II im 17ten Jahrh. Juden und Jüdinnen durch Geſchenke bewogen, den Islam anzunehmen, ſie ſind aber Juden geblieben. Sie haben daſelbſt noch jetzt öffentliche Religionsübung in Synagogen, ſind aber arm, und müſſen ſich durch ein Kennzeichen an der Kleidung von andern unterſcheiden.

Es halten ſich in dem ganzen mitternächtlichen Perſien viele Juden theils in einzelnen Familien, theils in mehr oder weniger beträchtlichen Horden zerſtreut, auf. Die Perſer nennen ſie Jahud, die Armenier Tſchut, und die Gruſiner Uria; ſie ſelbſt aber haben den bibliſchen Namen der Iſraeliten beybehalten, und ſagen, ſie ſeyn als Gefangene hieher gebracht worden, und kommen von den Stämmen Juda und Benjamin her. Ihre Rabbinen verſtehen die hebräiſche Sprache; ſie ſelbſt aber reden diejenige, welche in dem Diſtricte, den ſie bewohnen, üblich iſt, und bedienen ſich derſelben auch in ihren Synagogen. Sie halten ſich längſt den an der Küſte gelegenen Provinzen auf, und einige derſelben wohnen auf den angränzenden kaukaſiſchen Gebirgen. Sie leben von dem Ackerbaue, von der Viehzucht, oder auch von dem Handel. Ehemals waren ſie ſehr zahlreich; das perſiſche Joch aber, welches ihnen zu allen Zeiten zu beſchwerlich geweſen iſt, hat ſie veranlaßt, nach und nach ihre Wohnungen zu verlaſſen, und tiefer in das Gebirge zu ziehen. Die Zeit, die Noth und die Gewohnheit haben auf dieſes Volk ſo ſtark gewirkt, daß es einem Unbekannten ſchwer fallen würde, die ſonſt ſo kennbaren Juden hier als ſolche von andern zu unterſcheiden. Sie gehn mit den orientaliſchen Chriſten ſowohl, als mit den Muhamedanern, wie mit ihres gleichen, um, und eſſen und trinken mit ihnen. Einige unter ihnen geben ſich mit der empiriſchen Arzeneywiſſenſchaft ab, andere mit dem in dem Oriente ſo gewöhnlichen Menſchenhandel; bey allen aber macht die orientaliſche Falſchheit die Triebfeder ihrer Handlungen aus. Sie iſt es, die vermuthlich viele unter ihnen bewogen hat, die muhammedaniſche Religion anzunehmen, und

ſie iſt es auch, die bey ihrem hier zu Lande weit augenſcheinlichern Elende, als dem ihrer europäiſchen Brüder, ihnen doch nicht verſtattet, an ihre Umſtände zu denken, und durch ein innerliches Gefühl ihres Verderbens ſich zu beſſern. An den meiſten Orten läſſet man ihnen kaum ſo viel, daß ſie leben können; überall erfahren ſie die größte Verachtung von jedermann; ſie ſind, ohne alle Urſache, oder wenigſtens bey den geringſten Fehlern, den ſchwerſten Leibes- und Lebensſtrafen ausgeſetzt; ja, ein Jeder kann ſich über einen Juden hermachen, ohne deswegen zur Rede geſtellet zu werden. Doch befinden ſie ſich bey Hedaet Chan in etwas beſſern Umſtänden, weil derſelbe nichts aus der Acht läſſet, was einen Einfluß auf ſeinen Nutzen hat, und ſich der Juden zu dieſem Endzwecke ſehr gut zu bedienen weiß. Der Aelteſte derſelben iſt der Mäkler des Chans, und handelt mit einigen ſeiner Cameraden auf Rechnung deſſelben, oder wenigſtens auf den halben Gewinn; daher genießen die Juden viele Freyheiten, geben ſtatt der Abgaben Geſchenke, und befinden ſich bey dieſer Haushaltung gut.

Allg. Geſchichte der neueſten Entdeck. verſchiedener gelehrter Reiſenden in vielen Gegenden des ruſſiſchen Reichs und Perſien ꝛc. 2 Th. Bern, 1778. gr. 8 S. 353, fgg.

In Paläſtina und Kleinaſia, inſonderheit zu Iſmir oder Smirna, trat 1660. ein Jude, Namens Sabbatai Sevi, als Meſſias auf, der ſich einen König nennen ließ, und der unter ſeiner Nation zwar Widerſacher, aber auch viel Anhänger, fand, denen er aber das größte Aergerniß gab, als er zu Conſtantinopel den Islam annahm, um nicht hingerichtet zu werden. Nach ſeinem Tode, welcher 1676. erfolgt ſeyn ſoll, haben doch noch viele Juden geglaubt, daß er der wahre Meſſias geweſen ſey, und 1750. wollte man den Oberrabbi der Juden zu Altona, Hamburg und Wandsbeck, Jonathan Eybeſchütz, aus einem ſeiner Amulete überführen, daß er eben dieſer Meynung ſey.

In den Ländern von Aſia, welche zu dem osmaniſchen Reiche gehören, wohnen an vielen Orten Juden, und haben daſelbſt Synagogen, beſuchen die

Oerter, an welchen einige ihrer alten Propheten und Heiligen begraben ſeyn ſollen, ſind aber daſelbſt eben ſo verachtet, wie in Europa, und ſehr zaghaft, aber gegen ihre Glaubensgenoſſen gaſtfrey. In einigen Dörfern am Euphrat, wohnen auch Karaiten, welche von den andern Juden gehaſſet werden. In Paläſtina inſonderheit, ſind zu Jeruſalem, noch heimlich viel Juden, ſowohl Karaiten als Rabbaniten, und ſie haben daſelbſt 7 ſchlechte Synagogen; es wohnen auch noch an andern Orten Juden, ihr Hauptſitz aber iſt die Stadt Saphat oder Saphet, wo ſie außer den Synagogen auch eine Art von hoher Schule haben, welche vermuthlich im 12ten Jahrh. geſtiftet worden iſt. Die meiſten ſtammen aus Spanien her. Zu Haleb haben ſie eine große Synagoge, welche eine alte chriſtliche Kirche geweſen zu ſeyn ſcheint. In der Levante feyern die Juden den Sabbath ſehr ſtrenge, ſo gar daß ſie, während, deſſelben, weder Speiſe noch Trank genießen. Sie ſollen im Paſſahfeſte auch ein Oſterlamm ſchlachten und eſſen. Alle Juden in der Levante ſind entweder alte morgenländiſche, oder europäiſche, inſonderheit ſpaniſche.

In Georgien giebt es auch Juden, ja die daſigen Könige der neuern Zeit leiten ihre Abſtammung von David, dem Könige der Iſraeliten, her. Am kaukaſiſchen Gebirge, unter den Chaitaken, in Ruſtau, Cuba und andern Landſchaften, wohnen Juden in Dörfern, welche von Ackerbau und Viehzucht leben, und von ihren eigenen Aelteſten regieret werden. Sie reden die daſigen Landesſprachen, ihre Rabbinen aber verſtehen auch die hebräiſche. Merkwürdig iſt, daß diejenigen, welche unter den Chaitaken leben, auf Befehl des Fürſten mit aufſitzen und Kriegsdienſte thun müſſen. Man läßt ihnen weiter nichts, als was nöthig iſt, ihr Leben kümmerlich hinzubringen, und braucht ſie zu ſchwerer und ſchlechter Arbeit.

In den meiſten Provinzen Arabiens, wohnen Juden unter der Herrſchaft des Moslemim zerſtreut, welche öffentliche Uebung ihres Gottesdienſtes in Synagogen haben, und gemeiniglich bey den Städten in eigenen Dörfern beyſammen leben, aber von den Arabern noch mehr verachtet werden, als von den Osmanen. In der bergigen Gegend von Hedſchas, in dem Diſtricte Cheibar, ſind ganze Stämme freyer und unabhängiger Juden, welche, ſo wie die Araber, unter ihren eigenen Schechs ſtehen. Sie werden überhaupt Beni Cheibar genannt, und ſind unter dieſen Namen bey dem Moslemim ſehr verhaßt, ſtehen auch mit den Juden, welche auf der Gränze von Arabien wohnen, in keiner Gemeinſchaft, und ſind vermuthlich Karaiten, von Farbe aber ſchwarz. Man kann zu ihnen, inſonderheit auf der Oſt- und Weſtſeite, nicht anders als durch große Wüſten kommen.

Auf der Küſte Malabar, und zwar zu Codſchin, Cranganer und in der Gegend, wohnen ſchwarze und weiße Juden. Die erſten ſind die merkwürdigſten; denn ihre Vorfahren ſind von jenen alten Juden aus heidniſchen Sclaven zu Juden und freyen Leuten gemacht worden, welche im J. 369 (vielleicht richtiger um das J. 425) in großer Anzahl in dem Königreiche Majorca auf der malabariſchen Küſte angekommen ſind, und von dem daſigen Monarchen Erawi Waumara einen herrlichen Freyheitsbrief, welcher in der Synagoge den weißen Juden bey Codſchin auf zwey kupfernen Tafeln geleſen wird, erhalten haben, auch im J. 489 durch neue zahlreiche Ankömmlinge verſtärket ſeyn ſollen, aber ſo ausgeſtorben ſind, daß im J. 1686 nur noch 2 Manns- und 4 Frauensperſonen von denſelben unter den weißen Juden übrig waren. Dieſe weiße Juden ſind 1511. aus Spanien, und hernach aus andern Ländern und Oertern, als: aus Polen, Deutſchland, England, und Conſtantino-

pel

pel hieher gekommen, alſo hier jünger als die ſchwarzen Juden. Alle dieſe weiße Juden feyern den Sabbath und die übrigen gottesdienſtlichen Tage, nach der ehemaligen Weiſe der ſpaniſchen Juden. Weil ſie keine Rabbinen unter ſich haben, ſo ſteht einer der älteſten dem Gottesdienſte an den Sabbath- und Feſttagen, ein Vorleſer aber dem täglichen Gottesdienſte vor. Die Beſchneidung wird nicht in der Synagoge, ſondern in den Häuſern der Aeltern, von einem der ſich dazu freundſchaftlich anbiethet, verrichtet. Die ſchwarzen Juden, welche jetzt an 7 Oertern wohnen, haben ihre eigene Synagogen. Es ſollen auch in der Landſchaft Rajapur, unweit Bombay, ſchwarze Juden ſeyn, welche ſich Kinder Iſraels nennen, und von andern Juden dadurch unterſcheiden, daß ſie nur die Beſchneidung und die Sabbathfeyer beobachten. Es iſt ganz wahrſcheinlich, daß auch aus Perſien viele Juden nach Indien ihre Zuflucht genommen haben, als die muhammedaniſche Religion in jenem Reiche mit Gewalt eingeführt wurde.

Ausführlichere Nachrichten von den weißen und ſchwarzen Juden zu Codſchin auf der malabariſchen Küſte, findet man in Hrn. D. C. R. Büſching's geograph. Magaz. XIV. Th.

In der Bucharey wohnen von alten Zeiten her Juden, und die Geſichtsbildung der daſigen Usbeken (welche jetzt die muhammedaniſche Religion haben,) zeigt ſehr deutlich, daß ſie von den Juden abſtammen.

Nach China haben ſich ſchon im J. Ch. 73, ſiebenzig jüdiſche Familien begeben, und in 5 Städten niedergelaſſen. Ihre Anzahl hat ſich aber nach und nach ſehr vermindert, inſonderheit dadurch, daß viele die muhammedaniſche Religion angenommen haben, und jetzt ſind nur noch wenige Familien in der Stadt Caifong-fu übrig, die eine große Synagoge haben, welche ſie einen Tempel nennen, und in welche keiner mit Schuhen oder Pantoffeln gehen darf. Sie haben in

der-

derſelben nicht mehr die ganze hebräiſche Bibel, weil ein Theil der Bücher derſelben durch Feuer, und einige hundert Jahre hernach, nämlich 1446., durch eine Ueberſchwemmung des Fluſſes Hoangho verloren gegangen iſt. In den Inſchriften im Vorhofe der Synagoge, wird mehrmals verſichert, daß die Lehre der Juden in der Hauptſache mit derjenigen einerley ſey, die man in den Schriften der gelehrten Sineſen finde, ja die auf ſineſiſche Art graduirten Juden verehren auch den Confucius.

Die Anzahl der Juden in Aegypten wird auf 25 bis 30,000 geſchätzt. (*) Der Schriftſteller, welcher dieſes meldet, verſichert zugleich, daß ſie hier eben ſo verhaßt und unglücklich wären, als in andern Gegenden des Erdbodens. Hiemit ſtimmte ein anderer und neuerer Schriftſteller (**) nicht überein, ſondern ſagt, daß ſie ſich hier ſehr gut befänden, und durch Geld und andere Mittel ſich hier mehr Schutz zu verſchaffen wüßten, als in andern Provinzen des osmaniſchen Reiches; und daß ſie zu Kahira viel ausrichten könnten, beweiſet er dadurch, weil an ihrem Sabbathe das Zollhaus geſchloſſen ſey. (***) Aus einem dritten Schriftſteller (****) erhellet, daß der zweyte in Anſehung der Hauptſtadt und der Seeſtädte, der erſte aber in Anſehung anderer Gegenden und Oerter, Recht habe. Die Rabbaniten machen die größte Zahl aus, und haben zu Kahira 36 Synagogen, die Karaiten aber haben nur 1, und ihre Gemeine iſt klein. Es ſoll

(*) Deſcription de l'Egypte, par *Mallet* & *Maſcrier*, S. 22.

(**) Niebuhr, in ſeiner Reiſebeſchr. Th. 1, S. 131, f.

(***) Das letzte hat Pococke ſchon angemerkt, oder vielmehr geſagt, daß die europäiſchen Kaufleute nicht nur am Sonntage, ſondern auch am Sabbathe, keine Geſchäfte hätten, weil ſie ſehr viele durch die Juden betrieben. Beſchreib. des Morgenl. Th. 1, S. 60, der 2ten deutſch. Ausgabe.

(****) Voyage fait par *Vansleb*, S. 15.

ſoll auch zu Kahira noch eine beſondere jüdiſche Secte ſeyn, welche ihre eigene Synagoge hat, und für ſich lebet, und aus Nachkommen der alten Eſſener beſtehen ſoll.

In Habeſſinien ſind die Juden vor Alters ſehr zahlreich, und in den Provinzen Dembea, (welche ſie faſt ganz beſaßen,) Wegara und Samena, unabhängig geweſen, dazu die felſigen Berge in der letzten Landſchaft, auf welchen ſie feſte Plätze hatten, viel beytrugen. Noch 1607. und 1608. waren ſie mächtig und frey, wurden aber bald hernach von dem Könige Sesneus bezwungen und unterwürfig gemacht. Seit dieſer Zeit wohnen ſie zerſtreuet, und haben ihre Synagogen, viele aber ſind aus Habeſſinien gegen Weſten bis zu den Caffern gegangen. Was der habeſſiniſche König Claudius 1555. in ſeinem Glaubensbekenntniſſe (*) von den Juden ſagt, daß ſie am Sabbath kein Waſſer ſchöpften, kein Feuer anzündeten, kein Eſſen kochten, kein Brod bücken, auch nicht aus einem Hauſe in das andere giengen, iſt ohne Zweifel von den habeſſiniſchen Juden zu verſtehen.

Von ſchwarzen Juden in Loango in Afrika, hat man folgende Nachricht: „Nach der Ausſage eines „Negers aus Loango, giebt es daſelbſt ſchwarze Juden, „welche den Sabbath ſo ſtrenge feyern, daß ſie an „demſelben auch nicht ein Wort reden. Sie wohnen „zerſtreuet und treiben Handlung. Ob ſie gleich, dem „äußern Anſehen nach, andern Negern völlig ähnlich „ſind, werden ſie doch von dieſen ſo verachtet, daß ſie „mit ihnen nicht eſſen. Sie haben ihren eigenen Be„gräbnißplatz, der von den Wohnungen der Negern „weit entfernt iſt. Ihre Gräber ſind aufgemauert, „und werden mit Figuren von Schlangen, Eidechſen

„u. d. g.

(*) Eine Nachricht des Hrn. Bruce, in Hrn. Michaelis orient. und exeget. Biblioth. Th. 6, S. 231.

„u. d. gl. von denen bemalet, die die Leiche beſtattet „haben, welches den Negern lächerlich vorkömmt. „Da dieſes letztere den jüdiſchen Gebräuchen ſo unähn„lich iſt, ſo iſt vielleicht die Muthmaßung nicht un„wahrſcheinlich, daß die Schriftzüge oder Buchſtaben „auf den jüdiſchen Gräbern, den Negern als Schlan„gen, Eidechſen ꝛc. vorkommen.“ (*) Dieſe Erzählung iſt vollkommen glaubwürdig, ob gleich kein Schriftſteller von Loango von daſigen Juden etwas gemeldet hat, doch ſagt der neueſte, (**) daß gewiſſe Familien dieſes Landes die Beſchneidung beſtändig beybehielten, ohne zu wiſſen warum? Ob alte oder urſprüngliche Juden nach Loango gekommen, und daſelbſt nach und nach zu Negern geworden ſeyn, oder ob dieſe jüdiſche Negern die jüdiſche Religion angenommen haben, iſt noch zu unterſuchen.

In dem Staate Algier, ſind ſehr viel Juden. Diejenigen, welche zu den Franken gerechnet werden, haben alle Rechte der Ausländer oder der Europäer; aber die einheimiſchen Juden, welche zu den Mauern gerechnet werden, ſtehen unter großem Druck, und müſſen, um ſich zu unterſcheiden, ſchwarz gekleidet gehen, doch haben ſie in ihren Synagogen öffentliche Religionsübung.

Die Juden in den übrigen Staaten auf der Weſtküſte von Afrika, und in Fez und Marocco, ſind größten Theils von denjenigen, welche aus Spanien dahin gegangen ſind. Sie haben zwar zu Fez, Mequinez, Tetuan, und an andern Orten, ihre Synagogen, werden aber von den Mauern ſehr verachtet und gemißhandelt.

(*) Oldendorps Geſchichichte der Miſſion der evangeliſchen Brüder auf den caraibiſchen Inſeln St. Thomas, St. Croix und St. Jean, herausg. von Boſſart, S. 287.

(**) Der Abt Proyart, in ſeiner aus den Papieren der Vorſteher der franzöſ. Miſſion gezogenen Geſchichte von Loango und Kakongo, S. 171 der deutſch. Ueberſez.

In dem europäiſchen Theile des otſchmaniſchen oder türkiſchen Reiches, ſind die Juden in großer Menge; ſie leben auch daſelbſt in einem weit beſſern Zuſtande, als in dem aſiatiſchen. Am zahlreichſten ſind ſie in Conſtantinopel, Kirk-Ekkleſie und Saloniki. In der erſten Stadt, zu Galata, Pera, und auf den nahe gelegenen Dörfern, haben ſie viele Synagogen. Die meiſten ſind Talmudiſten, die Karaiten aber haben auch eine Synagoge zu Gaskōy. Sie haben, inſonderheit in den großen Handelsſtädten, faſt alle Schäze des Sultans und der Handlung in ihren Händen, indem ſie die meiſten Zölle und andere Einkünfte verwalten, und überall die ſtärkſte Handlung treiben, mehrentheils aber Wechsler, Wucherer, Apotheker und Dolmetſcher ſind, wie man denn unter ihnen Leute aus allen Völkern und Sprachen findet, welches ihnen in dem Kaufhandel großen Vortheil giebt. Einer beſondern Auflage, der die Juden im otſchmaniſchen Reiche unterworfen ſind, wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

In der Krim wohnen auch viel Juden, ja, hier ſollen die meiſten Karaiten ſeyn. Eine Viertelmeile von Baghtſchaſarai, der Reſidenz des Chan, iſt ein Flecken auf einem Berge, von ungefähr 120 Häuſern, die Judenfeſtung genannt, welcher bloß von Karaiten bewohnt wird, welche ſich äußerlich von andern Juden dadurch unterſcheiden, daß ſie das Kopfhaar ganz abſcheeren, da hingegen den rabbanitiſchen Juden dieſer Gegenden Haarzotten bey beyden Ohren herunter hangen.

In Ungarn werden hin und wieder Juden in den Städten und Flecken geduldet, und haben öffentliche Religionsübung. In der Hauptſtadt Preßburg hatten ſie in den vorigen Jahrhunderten in der innern Stadt ihre Wohnungen und ihre Synagoge. Sie bewohnten die ſogenannte Huttergaſſe, welche deswegen

gen die Judengaſſe genannt wurde. Man giebt zwo Urſachen an, warum ſie nach der Zeit ganz weg geſchaffet wurden. Erſtlich ſagt man, hätten ſie eine Hoſtie verunehrt, und wurden daher aus der Stadt verwieſen. Hienächſt ſoll ihr unmäßiger und ſchändlicher Wucher Schuld daran geweſen ſeyn. Kein Chriſt konnte mehr neben ihnen aufkommen. Sie brachten den ganzen Handel und viel Vermögen durch Ränke unter ſich. Sie ſtreckten jedermann gern Geld vor, und eigneten ſich ſodann Häuſer, Weingärten, Aecker und andere Grundſtücke, zu. Auch das jetzige Rathhaus und das Benifizhaus in der obern Herrengaſſe, Corporis Chriſti Capelle genannt, brachten ſie auf dieſe Weiſe unter ſich. Sie ſchlichen ſich zu den Zeiten Carl's I. und Ludwig's des Großen, hier ein, und hatten hier auch ihre Wechſelſtube. So bald ihre übermüthige Habſucht erkannt wurde, ertheilte gedachter König Ludwig I. den Rath, daß die Juden dem Stadtmagiſtrate Portionen zahlen ſollten (*). Die nachkommenden Könige thaten ein gleiches, und ſprachen die verarmten Bürger von den Intereſſen, welche ſie den Juden bisher zahlen mußten, ganz frey. Beſonders zeigte ſich K. Sigmund 1392 desfalls gegen die Bürgerſchaft ſehr gnädig. Noch mehr aber that in dieſem Falle ſeine Tochter Eliſabeth, Albert's Gemahlin. Sie ſprach die gedrückte Bürgerſchaft, im J. 1441, nicht nur von den jüdiſchen Zahlungen ganz los, ſondern ſchenkte ihnen auch noch die übrigen Portionen, auf 10 Jahre, die ſie ſonſt bey der Stadt zu entrichten hatten. Johann Corvin, Gou-

(*) Auf dem Rathhauſe wird eine alte, noch ſaubere Handſchrift v. J. 1376, auf ſtarkem Papiere, welches zu den damaligen Zeiten verfertiget wurde, aufbewahrt, welches einige gerichtliche Verhandlungen enthält, und man im 1. Th. der Beſchreib. der Stadt Preßburg, (1784) gr. 8. S. 134. fgg. abgedruckt findet.

Gouverneur von Ungarn, erneuerte 1450 das Geſetz wegen der Intereſſen zum Beſten der Bürger. Im J. 1453 beſtätigte auch Ladislaus Poſthumus, bey ſeinem Krönungslandtage alle die Geſetze, welche von den regierenden Vorfahren wegen der Juden gemacht worden ſind, und befahl ernſtlich, daß auch Juden die öffentlichen Laſten, ſo wie die Chriſten, tragen ſollten. Doch wußte dieſe Nation durch ihre Liſt es bey Matthias Corvinus 1475 wieder dahin zu bringen, daß man ihnen die Hälfte der Intereſſen zahlen mußte. Dabey wurde aber auch feſtgeſetzt, daß Niemand ſein Erbgut mehr an Juden verpfänden ſollte, es beſtehe ſolches in Häuſern, Grundſtücken, oder andern Habſchaften. Damit ſie aber von den Chriſten, welche nach altem Gebrauche ebenfalls Bärte trugen, gleich erkannt würden, mußten ſie zum Unterſchiede, mit rothen Kappeln verſehen ſeyn. Unter der Regierung Maria von Oeſtreich, Wittwe des bey Mohatſch gebliebenen Königes Ludwig, wurden die Juden aus der Stadt verbannet, ihre Häuſer aber den Hofleuten der Königin überlaſſen, welche von denſelben nach der Zeit an die Bürger verkauft wurden, davon ſie noch jetzt im Beſitz ſind. Seit dem ſie das Stadtgebiet meiden mußten, lieſſen ſie ſich auf dem Schloßberge und Zuckermantl nieder, welches der Stadt noch mehr Schaden bringt. Sie befinden ſich in allen Gaſſen der Stadt, und ſchachern, womit ſie nur wollen und können, ohne daß ſie Portion bezahlen. Ja, ſie ſind ſo glücklich, wie ſchon Bel angemerkt hat, daß man ihnen ſo gar das Geld bis in die Häuſer nachträgt, und ſich von ihnen bedienen läßt. Ehedem konnte man ſie auch wegen ihrer Verbrechen leichter beſtrafen, welches jetzt mit mehr Schwierigkeiten verknüpft iſt. Das merkwürdigſte dabey iſt, daß ſie, ſo lange ſie am Leben ſind, einen andern Grundherrn haben;

ben; und wenn ſie ſterben, werden ſie wieder auf den Stadtgrund gebracht, und begraben.

In Galizien und Lodomerien iſt ihre Anzahl groß, denn man zählt daſelbſt an 150,000 Juden, und ſie genießen eben die gottesdienſtlichen Freyheiten, welche ſie in dem jetzigen Polen haben. Hier ſind ſie zahlreicher, als in irgend einem andern europäiſchen Staate. Im J. 1765 wurde die Summe ihrer Kopfſteuer in Polen und Preußen auf 858862 poln. Gulden geſetzt, dazu ein jeder jüdiſcher Kopf 2 gab; alſo waren in Polen und Preußen 429431 Juden, und ſo viel hatte man ohne Zweifel bey dem 1765 aufgenommenen genauen Verzeichniſſe gezählet. Man fand in Groß- und Kleinpolen 811 Städte, in welchen Juden wohnten. Lithauen iſt hier nicht mit berechnet. Seit 1772, da von Polen und Lithauen anſehnliche Provinzen abgekommen ſind, haben dieſe vereinigte Staaten auch wenigere Juden. Dieſe werden nicht nur in ihrem öffentlichen Gottesdienſte gar nicht geſtöret, ſondern haben auch die beſten Pflanzſchulen gelehrter Rabbinen unter ſich (*).

Die Juden haben es in Polen dahin zu bringen gewußt, daß ſie gleichſam zu einem politiſchen Körper erwachſen, und dem Lande ganz unentbehrlich geworden ſind. Sie haben nicht nur an allen denen Orten, wo die Gemeine ſtark genug war, Kahale und Synagogen errichtet, die von den Rabbinen und Aelteſten regiert werden, ſondern haben auch das ganze Königreich, nach Art der geiſtlichen Orden, in Provinzen eingetheilt, davon eine oft mehrere Palatinate in ſich begreift. Jede ſolche Provinz, oder vielmehr die Vorſteher jeder Kahale, hielten ihre ordentliche Zuſammenkünfte und Landtage, hatten ihre Aelteſten, und wählten aus ihrer Mitte einen Deputirten, der nach Warſchau ging, wo die Deputierten aller Provinzen eine ſo genannte Generalität aus-

(*) Von den Anti-Talmudiſten, welche 1756 in Podolien öffentlich bekannt und beſchützt worden ſind, findet man in den Nov. Act. Hiſt. Eccleſ. Th. 9, S. 102, f. eine merkwürdige Nachricht.

machten. Alle ſechs Jahre wurde ein Marſchall ernannt, der ſeine Beſtätigung von dem Miniſterium erhielt, und die jüdiſche Nation en chef regierte, ihre Steuern beſtimmte, und ihr Intereſſe bey der Republik wahrnahm. Nun iſt zwar dieſe Marſchallsſtelle, ſo wie die ganze Generalität, unter dem jetzigen Könige von Polen abgeſchaffet worden; allein der Eſprit de corps, welcher durch dieſe Regierungsart unter die Judenſchaft gebracht worden iſt, herrſcht zum Theil noch unter ihnen. Die Vorſteher der Kahale führen beſtändig ihre geheime Correſpondenz unter einander, berichten ſich in aller Eile jeden günſtigen oder nachtheiligen Vorfall, und vereinigen ihre Rathſchläge und Kräfte zum Beſten der Nation, ohne daß man ihre geheime Maßregeln ſo leicht entdecken kann.

In Galizien haben ſie es unter der öſtreichiſchen Regierung dahin gebracht, daß ſie ein eigenes Corps ausmachen, eine aus Juden beſtehende Direction haben, und von einem Landesälteſten gewiſſermaßen regieret werden.

Um ſich im Lande unentbehrlich zu machen, oder doch ihre Einſchränkung und Vertreibung ſehr zu erſchweren, haben ſie ſich alle erdenkliche Mühe gegeben. Sie haben zu dem Ende geſucht, theils die meiſten Capitalien des Adels und der Geiſtlichkeit an ſich zu bringen, theils die einländiſchen Chriſten zu gewiſſen Nahrungszweigen gänzlich untüchtig zu machen. In Anſehung des erſtern, ſchien das Beyſpiel ihrer Väter, die in andern Ländern ſo oft geplündert wurden, ſie in Polen zu ganz entgegen geſetzten Wegen zu nöthigen. Sie dachten alſo darauf, die Chriſten in die Nothwendigkeit zu ſetzen, ſie ſelbſt zu unterſtützen und für ihre Erhaltung zu ſorgen, wenn ſie nicht den beträchtlichſten Theil ihres Vermögens verlieren wollten. Jede Kahale formirte daher eine Art von Banco, und gründete ihren Credit ſo gut ſie konnte. Der Adel und die Geiſtlichkeit, die 7 pro Cent gewinnen konnten, und ſonſt mit ihrem Gelde nicht viel anzufangen wußten, boten ihnen Geld im Ueberfluſſe an. Die Kahalen führten die Intereſſen richtig ab, und vermehrten dadurch ihr Vertrauen in kurzer Zeit. Anfänglich war man zwar ſo vorſichtig, ſich von der Grundherrſchaft der Kahalen für das geliehene Capital Bürgſchaft leiſten zu laſſen, welches dieſe um ſo williger that, da ihr durch die Bereicherung ihrer Juden ſo große Vortheile zuwuchſen, und ſie am Ende zur Erfüllung ihres Verſprechens nicht

gezwungen werden zu können glaubte; nach und nach aber, da der Credit der Judenſchaft immer größer wurde, dachte Niemand mehr an eine Caution, und die Kahalen belaſteten ſich mit ſo vielen Schulden, daß dieſe ihr wirkliches Vermögen bey weitem überſtiegen.

Um die zweyte Art, ſich unentbehrlich zu machen, zu erreichen, entfernten ſie durch außerordentliche Steigerung der Pachtungszinſe, und durch Beſtechung der Beamten, alle Chriſten von den Brau- und Wirthshäuſern, den Mühlen und verſchiedenen andern Gewerben, ſo, daß in kurzem kein einziger von den eingebornen Chriſten mehr im Stande war, ein ſolches Gewerbe zu treiben, und daß in Galizien nach der öſtreichiſchen Beſitznehmung kein einziger Chriſt im Lande zu finden war, dem ein Brauhaus, Wirthshaus, oder Mühle hätte anvertrauet werden können, und man ſich genöthiget ſahe, zu dieſem Behuf erſt Leute aus Deutſchland kommen zu laſſen.

Die Wuth alles zu verpachten, ging ehedem ſo weit, daß an einigen Orten die chriſtliche Taufe den Juden verpachtet war. Wer ſein Kind taufen laſſen wollte, mußte ſich vom Juden den Schlüſſel zum Taufſtein erkaufen, welches ihm bisweilen theuer zu ſtehen kam. Der Jude forderte viele Ducaten, ließ ſich mühſam etwas abhandeln, und nahm am Ende mit einem oder zwey Kälbern, ſtatt des Geldes fürlieb. Dieſer abſcheuliche Mißbrauch iſt aber nun gänzlich in dieſem Lande abgeſchaffet.

Die Juden bemächtigten ſich überdies faſt gänzlich des Handels, erhielten in den meiſten Städten das Bürgerrecht, und trieben verſchiedene Handwerke, jedoch nur ſolche, bey denen ſich etwas beträchtliches gewinnen ließ, und die keine allzu groſſe Anſtrengung der Kräfte erforderten, den Ackerbau hingegen und alle mühſame Handthierungen überlieſſen ſie den Chriſten. Die Unterſtützung, die ſie ſich durch die Beſtechung der Groſſen und der Gerichtshöfe zu verſichern wußten, ſetzte ſie in den Stand, alles zu unternehmen; und man kann, ohne die Sache zu übertreiben, behaupten, daß die Juden in Polen, nach dem Adel, den mächtigſten Landesſtand ausmachten.

Aller dieſer Vortheile ungeachtet, bleiben die Individuen doch eben ſo elend, als die meiſten in den übrigen Ländern. Man findet, außer den groſſen Handelsleuten in Brody, ſehr wenige bemittelte Juden im Lande. Der Ueberreſt führt ein

höchſt elendes Leben, iſt faſt nackt, hat ſchlechte Häuſer, und kann ſich nur mit äußerſter Noth die dringendſte Bedürfniſſe zur kümmerlichen Erhaltung des Lebens verſchaffen. Sie ſind übrigens, wie faſt allenthalben, in Wohnung und Kleidung äußerſt unrein, ſtets auf Betrug bedacht, und verfolgen ſich unter einander weit heftiger, als ſie von den Chriſten verfolget werden.

In Galizien wurden, gleich nach der öſtreichiſchen Beſitznehmung, verſchiedene Vorkehrungen gemacht, ihre Vermehrung zu verhindern. Jeder, der heurathen will, muß 20 Ducaten bezahlen; es darf ſich nirgends ein Jude aufhalten, der nicht ſein Steuerbuch vorzeigen kann; wenn der Pachter eines Wirthshauſes einen ſolchen, einen Bettel- oder abgeſchafften Juden beherberget, muß er 20 Ducaten Strafe geben; es ſind ihnen viele Gewerbe, gepachtete Mühlen, Brauereyen und Wirthshäuſer wieder entriſſen worden. Allein, noch nimmt man keine Abnahme ihrer Anzahl wahr. Die meiſten Wirthshäuſer und alle kleine Pachtungen ſind noch in ihren Händen; und ob gleich alle Stimmen darin vereinigt ſind, daß die große Anzahl der Juden, bey ihrer jezigen Verfaſſung, eine Haupturſache des ſchlechten Zuſtandes dieſer Provinz ſey: ſo läßt ſich doch nicht eine baldige Abänderung mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen. Allenthalben ſieht man zwar in den Städten eine große Menge armer Juden; allein der Aufwand der mittlern und reichen, den ſie in den prächtigſten Stoffen, mit Sammet, Seide, Pelzwerk, mit Gold, Silber und Edelſteinen machen, ſezt jeden Fremden, der des Anblickes nicht gewohnt iſt, in Erſtaunen. Beſonders iſt dieſer Luxus in Brody, Lemberg und Jaroslaw, im höchſten Grade übertrieben. In dieſen Städten treibt der Jude auch beynahe alles. Er iſt Kaufmann, bauet Schiffe, fährt ſelbſt zu Waſſer nach Warſchau, Danzig, Elbing, u. ſ. w.

Hrn. Commiſſ. Hanſen geogr. und ſtatiſt. Nachr. von den Königr. Galizien und Lodomerien, in Hrn. Pred. Zöllner's Leſebuch für alle Stände, 4. Th. Berl. 1783, 8. S. 197, fgg.

In Weſt-Preußen ſind in dem Landvogteygerichte Marienburg keine Juden, wohl aber in den fünf übrigen, und am häufigſten in dem Landvogteygerichte Schneidemühl. Ihre Menge erhellet ungefähr aus der Anzahl der gebornen Kinder, deren im J. 1778,

504 waren. Sie haben öffentliche Religionsübung. In Oſt-Preußen wohnen auch Juden, inſonderheit iſt in Königsberg eine anſehnliche Judenſchaft. Hier haben ſie auch alle gottesdienſtliche Freyheit.

Im ruſſiſchen Reiche, ſind die Juden von der Kaiſerin Eliſabeth, durch die Ukaſe von 1745, des Landes verwieſen worden. Wenn auch die Beſchuldigung, daß ſie viel Geld außer Landes und nach Sibirien geſchafft haben, nicht triftig ſeyn ſollte, ſo iſt vielleicht an und für ſich ſchon ein beſonderer Haß zwiſchen beyden Nationen.

In Schweden, wurden die Juden im vorigen Jahrh. unter Carl XI. zwar ausgeſchloſſen; man hat aber in neuern Zeiten von dieſer Strenge nachgelaſſen, und duldet ſie. Ihre Zahl aber iſt ſehr geringe. Nach dem Beyſpiele verſchiedener Länder, vorzüglich der kaiſerl. königlichen, in welchen die jüdiſche Nation, ſeit einigen Jahren, größere Begünſtigungen der bürgerlichen Freyheit erhalten hat, als jemals, bewilligte K. Guſtav III. im J. 1782, der jüdiſchen Nation in ſeinen Staaten Freyheiten, welche aber, ſo wie mehrere Einrichtungen dieſes vortrefflichen Königes, in Deutſchland ganz unbekannt geblieben ſind. Dieſe königl. ſchwediſche Verordnung iſt nicht allein den beſondern Verhältniſſen dieſer Monarchie ſehr angemeſſen, ſondern ſcheint auch auf eine ſehr glückliche Art die wahre Mittelſtraße zwiſchen den Rechten und Freyheiten chriſtlicher und jüdiſcher Bürger zu treffen. Auch aus dieſem Geſichtspuncte verdient ſie die Aufmerkſamkeit eines jeden Politikers. Der verdienſtvolle Hr. Prof. Hauſen, in Frankf. an der Oder, hat dieſelbe im 1. St. ſeiner reichhaltigen Staatsmaterialien, Deſſau 1783, gr. 8. S. 87, fgg. zuerſt mitgetheilt. Sie lautet folgendergeſtalt.

Se. königl. Majeſtät von Schweden Duldungsedict, zum Beſten der Juden, die ſich in den königl. Landen niederlaſſen wollen.

Wir Guſtav der Dritte, von Gottes Gnaden der Schweden, Gothen und Wenden König u. ſ. w. thuen hiemit kund und zu wiſſen:

§. 1. Ein jeder fremder Jude ſoll ſogleich, oder ſpäteſtens binnen 8 Tagen nach ſeiner Ankunft im Reiche, ſich bey dem Befehlshaber desjenigen Ortes, wo er zuerſt anlanget, melden, und demſelben ſeinen Paß abliefern, wie auch die Anzeige und Beweiſe von ſeinen Geſchäften und Abſichten. Dieſe Beweiſe müſſen von den Judenälteſten desjenigen Ortes, wo ſein letzter Aufenthalt geweſen, ausgefertiget, und von dem Magiſtrate des Ortes beſtätigt ſeyn. Kömmt ein Jude in das Reich ohne Paß und eben genannte Zeugniſſe, oder mit ſolchen, die nicht als zuverläſſig befunden werden, oder auch nicht zum Vortheil des Juden lauten, ſo haben die königl. Befehlshaber des Ortes das Recht, ihn ſogleich wieder des Landes zu verweiſen. Iſt aber der Jude mit gehörigen Beweiſen verſehen, ſo wird er alsbald von dem Befehlshaber mit einem Paſſe nach den drey für die jüdiſche Nation privilegirten Städten, die Wir nachher nennen werden, verſehen. Unter dieſen drey Städten kann ſich der Jude eine wählen, welche er will. Uebrigens ſoll in dem Paſſe ausdrücklich bemerket ſeyn, daß der Inhaber deſſelben, während ſeiner Reiſe, weder in den Städten, noch auch auf dem Lande, irgend einen Handel treiben darf.

§. 2. Nach der Ankunft des Juden in der privilegirten Stadt, muß er nach verfloſſenen 6 Wochen ſich bey dem Magiſtrate melden, ob er ſich daſelbſt niederlaſſen, oder aus dem Reiche wieder entfernen will. In dem erſten Falle wird §. 8. dieſer Verordnung beſtimmt, wie ſich der Jude weiter zu verhalten habe, um einen Schutzbrief zu erlangen, damit er als ein angeſeſſener Mann ſeine Handlung treiben könne. Will er aber nach einer andern privilegirten Stadt, oder gar außer Landes ſich begeben, ſo wird er von der Obrigkeit mit dem gehörigen Reiſepaſſe verſehen, worin ihm jedoch aller Handel

del auf ſeiner Reiſe verboten wird. Während der Zeit der 6 Wochen, und überhaupt, bis er ſeinen Schutzbrief erhalten hat, wird ihm aller Handel, und zwar bey 50 Rthlr. Species Strafe, verboten.

§. 3. Gleichermaßen müſſen diejenigen Juden, welche vor Bekanntmachung dieſer Verordnung in das Land kommen, aber noch nicht mit dem gehörigen Schutzbriefe verſehen ſind, ſich in Stockholm bey dem Reichsrath und Oberſtatthalter, in den übrigen Oertern aber bey dem nächſten Landshauptmann melden, und die erforderlichen Beweiſe beybringen. Dieſes ſoll binnen 6 Wochen, nach Bekanntmachung dieſer Verordnung geſchehen, worauf die §. 2. feſtgeſetzten Vorſchriften bey den fremden Juden, auch in Anſehung ihrer, Statt finden ſollen.

§. 4. Jeder Obrigkeit wird ausdrücklich aufgegeben, ein wachſames Auge zu haben, daß kein fremder Jude, der nicht mit den gehörigen Zeugniſſen verſehen iſt, ſich in das Reich, es ſey unter welchem Vorwande es immer wolle, herein ſchleiche.

§. 5. In folgenden drey für die jüdiſche Nation privilegirten Städten, als: Stockholm, Gothenburg, und Norrköping, ſey es der Judenſchaft erlaubt, allen für ſie gehörigen Handel, ſowohl im Großen als Kleinen, zu treiben, doch den letzten nicht anders, als in offenen Buden, aber nicht mit Herumlaufen in den Häuſern und auf den Straßen.

§. 6. Die Juden, welche im Großen handeln, haben das Recht Fabriken anzulegen, an Schiffsarbeiten und Bauten, wie auch an Handlungsſocietäten Antheil zu nehmen, inſonderheit den Handel mit Wechſeln, Actien, und andern öffentlichen Papieren zu treiben; ſo wie es ihnen auch unverboten bleibt, Lieferungen zu unternehmen. Bey allen dieſen Geſchäften ſollen ſie, ſo lange ſich ſelbige rechtſchaffen und zur allgemeinen Zufriedenheit aufführen, mit einheimiſchen Großhändlern gleiche Privilegia genießen.

§. 7. Ein jeder Jude kann ſich übrigens mit der Malerey, mit Graviren, Petſchaftſtechen, Schleifen der Diamante und Edelſteine, Verfertigung optiſcher Gläſer, mathematiſcher und mechaniſcher Inſtrumente, Zeichnen, Nähen, Lack verfertigen, Federn und Kork

ſchneiden, und dergleichen Arbeiten, die nicht zu einem Handwerke gehören, beſchäftigen und ernähren, ſo wie er nur immer will.

§. 8. Will nun ein Jude ſich auf die §. 2. vorgeſchriebene Art in einer der für die jüdiſche Nation privilegirten drey Städte niederlaſſen, ſo muß er ferner dem Magiſtrate ein reines Capital von 2000 Speciesthalern, entweder baar, oder in gültigen Wechſeln, nachweiſen. Wenn dieſes von dem Magiſtrate gehörig und ohne Anſtand unterſuchet worden, ſo ſoll der Magiſtrat binnen 14 Tagen, nach geſchehener Anſuchung, und bey großer Verantwortung, nicht ſpäter, dem Juden einen Schutzbrief ausfertigen, in welchem man ihm erlaubt, ſich als einer der Angeſeſſenen in einer der Städte niederzulaſſen

§. 9. Wenn aber die im Lande gebornen oder erzogenen Juden oder Judenſöhne einen Schutzbrief verlangen ſollten, ſo ſoll der Magiſtrat ſeine, von den Judenälteſten zu erhaltende, Beweiſe annehmen, deren Zuverläſſigkeit unterſuchen, und, wenn nichts dabey zu erinnern iſt, ihm, nach §. 8., den Schutzbrief ausfertigen, wenn er ein reines Capital von 1000 Rthlr. Species nachweiſen kann.

§. 10. Der Rabbiner, welcher mit dem Beyfall des kön. Commerzcollegii zu der Synagoge berufen wird, ſoll von der Schuldigkeit, ein Capital mit in das Land zu bringen, befreyet ſeyn.

§. 11. Ehe der Jude ſeinen Schutzbrief erhält, ſoll er bey der Stadtcaſſe, ein für allemal, er handle nun im Großen oder im Kleinen, 100 Rthlr. Species erlegen; für die übrigen §. 7, aber genannten Handthierungen nur 50 Rthlr. Species; übrigens muß derſelbe ebenfalls alle diejenige Auflagen erlegen, welche die Bürger der Stadt entrichten, und, zur Sicherheit derſelben, wenigſtens eine ſechsjährige Caution machen; ehe und bevor dieſes nicht geſchehen iſt, kann ihm der Schutzbrief nicht gegeben werden.

§. 12. Aller Kleinhandel mit Victualien, Wein, Branntwein, Bier und Medicin, wird den Juden ausdrücklich verboten.

§. 13. Auch ſoll ihnen nicht erlaubt ſeyn, öffentliche Jahrmärkte, außer in den Städten, wo ſie ſich niedergelaſſen haben, zu beſuchen.

§. 14. Eben alſo wird ihnen bey derjenigen Strafe, die in folgendem §. feſtgeſetzt worden, verboten, Handwerke zu treiben. Wollen Judenkinder ſelbige erlernen, ſo muß es bey Chriſten geſchehen, doch ſollen ſie niemals eigene Werkſtätten errichten können.

§. 15. Schlachten, Brauen, Brodbacken und den Weinhandel im Kleinen treiben, iſt zwar den Juden, zu ihren eigenen und zu den Bedürfniſſen ihrer Glaubensgenoſſen erlaubt, keinesweges aber für andere, die keine Juden ſind. Handelt einer dawider, ſo giebt er das erſtem l 10, das zweytemal 20 Thaler Species Strafe, und zum drittenmale iſt er ſeiner Nahrung und Schutzbriefes verluſtig.

§ 16. Bey eben dieſer Strafe wird ihnen verboten, ſich mit der Läuterung des Goldes und Silbers abzugeben.

§ 17. Wenn ein Jude Geld verfälſcht, ſo wird er nach den Geſetzen geſtraft; und hat er das Leben nicht verwirkt, ſo wird er doch alsbald aus dem Lande verwieſen.

§. 18. Um ſowohl den Juden ihre Religionsübung zu erleichtern, als auch, damit ſie ſich unter einander im Handel hülfliche Hand leiſten können, ſollen in oben genannten drey privilegirten Städten für ſie bequeme Gegenden ausgeſuchet werden, wo ſie in eigenen Häuſern oder zur Miethe wohnen, ihre Fabriken anlegen, und offene Gewölber haben können. Hiebey iſt den Juden, die im Großen handeln, erlaubt, eigene Magazine, in welcher Gegend der Stadt ſie wollen, zu unterhalten. Eben alſo kann jeder Jude, der das Vermögen hat, ſich, in welcher Gegend der Stadt er will, ein Haus kaufen, um hier zu wohnen und ſeine Nahrung zu treiben.

§. 19. Auf dem Lande ſoll kein Jude herum reiſen, Handel oder Handwerk zu treiben, bey 50 Rthlr. Species Strafe; wer dabey betroffen wird, ſoll ſogleich, unter ſicherer Verwahrung, nach dem Orte, wo er anſäſſig iſt, gebracht werden. Für einen Judendiener oder Judenſohn bezahlt der angeſeſſene Jude, dem er angehört, dieſe Strafe, ſo wie die Reiſe- und andere Unkoſten.

Hat der Schutzjude ſelbſt das Geſetz übertreten, ſo bezahlt er ähnliche Strafe; und kann derſelbe ſie nicht herbey ſchaffen, ſo wird ſie von den übrigen Schutzjuden des Ortes beygetrieben.

§. 20. Nach der Handlungs- und Nahrungsfreyheit, welche den Juden vergönnet wird, ſollen ſie von der Obrigkeit des Ortes zu jährlichen Abgaben taxiert werden. Ein jeder Hausvater muß für die Abgaben derer, die in ſeinen Dienſten ſind, ſtehen; hierunter ſollen aber bloß die gerechnet werden, welche er beſtändig in ſeinem Dienſte und Handel gebraucht, und die mit ihm in einem Hauſe wohnen. Um aber allen Mißverſtändniſſen und Unordnungen vorzubeugen, wird den Magiſtraten der drey für die Juden privilegirten Städte anbefohlen, an ihre Obrigkeit jährlich, nach aufgenommener Seelenliſte des ganzen Landes, eine genaue Tabelle über den jüdiſchen Handel und über die Abgaben einzugeben. Die Ausſage der Juden wird hierauf von derſelben Obrigkeit gefordert, und mit dieſer Liſte verglichen. Alsdann wird feſtgeſetzt, wie viel die ganze Judenſchaft entrichten ſoll. Dieſe Summe repartiret nachher die Judenſchaft unter ſich, übergiebt die Liſte davon der Obrigkeit, und der Magiſtrat bleibt nachher für die wirkliche Entrichtung der Abgaben verpflichtet.

§. 21. Es iſt den Juden erlaubt, in den drey privilegirten Städten eine Synagoge zu unterhalten, und dabey einen Rabbiner nebſt den übrigen Bedienten anzuſetzen. Sie können auch den Vorſtehern der Synagoge einen Titel und Rang geben, welchen ſie wollen.

§. 22. Die Juden können ſich bloß mit ihren Glaubensgenoſſen, nicht aber mit andern Religionsverwandten, verehlichen. Ein Ehepaar muß vorher 6 Rthlr. Species entrichten, und, ehe die Ehe vollzogen wird, dem Magiſtrate die Quittung über dieſe Summe zeigen. Dafür ſind die Juden von der Werbeverordnung freygeſprochen und ausgenommen.

§. 23. Keiner von den Juden, welche ſeit Bekanntmachung dieſer Verordnung in das Land kommen, noch auch diejenigen, welche bereits in dem Lande gewohnt haben, haben die Freyheit, einen ſchwediſchen Unterthan in ihren Dienſt zu nehmen; dagegen ſie von ihren eigenen Leuten oder von andern Nationen ſo viele Bediente hal-

halten mögen, als ſie nur wollen, jedoch unter der Bedingung, daß der Hausvater für ſeine Untergebene, in Anſehung der Uebertretung dieſes Geſetzes, verpflichtet iſt.

§. 24. Es ſey den Juden nicht erlaubt, an Sonn- und Feſttagen ihre Gewölber zum Handel zu öffnen, oder auch andere Beſchäftigungen vorzunehmen, die den Chriſten zum Aergerniß gereichen können, und dieſes bey Strafe, welche das Geſetz wider die Entheiligung des Sabbathes verordnet. Auch ſoll kein Jude ſeinen Untergebenen von einer andern chriſtlichen Nation verhindern, dem Gottesdienſte ſeiner Religion beyzuwohnen, noch auch ihm an Sonn- und Feſttagen andere Arbeiten auflegen, als die, welche ſchwediſche Dienſtboten an dieſen Tagen zu verrichten pflegen.

§. 25. Wenn ein Jude ſtirbt, muß ſolches bey der Polizeyobrigkeit der Stadt gemeldet werden, ehe die Leiche hinaus geführet wird. Es ſoll auch den Juden in jeder von den drey benannten Städten ein beſonderer Begräbnißplatz angezeiget werden, den ſie ſich aber ſelbſt zum Gebrauch einrichten mögen.

§. 26. Ueber des Verſtorbenen hinterlaſſenes Vermögen muß von den Judenälteſten ein genaues Verzeichniß gemacht werden, und muß ſolches, bey 10 Rthlr. Species Straf, in Stockholm an das Pupillencollegium, und in Gothenburg und Norrköping an den dortigen Magiſtrat abgeliefert werden, wobey man die gewöhnlichen Procente entrichtet.

§. 27. Die Judenſchaft kann ſelbſt die Vormünder ernennen, welche über des Verſtorbenen Vermögen und deſſen unmündige Kinder, während ihrer Unmündigkeit, die Aufſicht haben; doch müſſen dieſe Vormünder dem Magiſtrate namentlich angezeiget werden.

§. 28. Ueber die Ehen, ſo wie über die Gebornen und Verſtorbenen, ſollen die Judenälteſten zwey Tabellen halten, und jährlich an den Magiſtrat abliefern, und zwar nach einem Formular, welches ihnen das Commerzcollegium hiezu geben wird. Die eine Tabelle bleibt im Archiv der Stadt, die andere bekömmt das Commerzcollegium.

§. 29.

§. 29. Alle Erbſchaftsſtreitigkeiten der Juden ſollen bey ihren eigenen Gerichten, und bey keinen andern, abgethan werden.

§. 30. Entſteht eine Streitigkeit zwiſchen einem Chriſten und Juden, und man kann ohne Eid die Wahrheit nicht heraus bringen, ſo ſoll der Jude, nachdem die gehörige Prüfung vom Richter voran gegangen iſt, den Eid in der Synagoge, bey Anweſenheit des Richters, nach dem jüdiſchen Formular, ablegen. Wird er auf einem falſchen Eide betroffen, es ſey gegen einen Chriſten oder gegen einen andern Juden, ſo ſoll er, außer der Strafe, welche das Geſetz dem Meineide zuerkennt, auch des Landes verwieſen werden.

§. 31. Da die Juden alle die öffentliche Sicherheit und Schutz, wie die übrigen ſchwediſchen Unterthanen, haben: ſo iſt es auch ihre Pflicht, in allen Stücken den ſchwediſchen Geſetzen, der Regierungsform und dieſer Verordnung Gehorſam zu leiſten, und wird ihnen nochmals auf das allerſtrengſte befohlen, der chriſtlichen Gemeine, weder in Worten noch auch in der That, im geringſten zu nahe zu treten.

§. 32. Auf den Fall, wenn ein Jude, der entweder großes Vermögen beſitzt, oder irgend eine Abſicht hätte, die dem Lande außerordentlich nützlich wäre, oder gar den Grund zu neuen Einrichtungen im Handel legen wollte, ſo kann er ſeine Projecte und Verlangen dem königl. Handelscollegium zur Beurtheilung überreichen. Dieſem ſteht frey, einen ſolchen Juden Sr. kön. Maj. beſonders zu empfehlen, um ihm beſondere Vortheile und Gerechtſamen außer denen zu verſchaffen, welche in dieſer Verordnung für die Judenſchaft insgemein ſind feſtgeſetzt worden.

Stockholm, am 27ſten May 1782.

Auf Allerhöchſten Sr. königl. Majeſtät
Special-Befehl.

Guſtav Celſing.

In Dänemark werden die Juden nur in einigen Städten geduldet, unter welchen Koppenhagen die vornehmſte iſt, wo 137 Familien wohnen, welche ihre

Syna-

Synagogen haben. Im vorigen Jahrhundert war ihre Anzahl in dieſem Königreiche ſtärker, als jetzt. Sie wurden unter Friedrich III. im J. 1651 aus dem Königreiche verbannet, Christian V. aber hob dieſes Verbot im J. 1684 wieder auf. Außer Koppenhagen, und einigen Handelsplätzen, vorzüglich in Altona, Rendsburg und Glückſtadt, wohnen ſie nur einzeln im Lande (*).

Sonderbar iſt es, daß in Dänemark ſich ſo wenige Juden befinden, da dieſer Staat ſchon lange die ſeltene Ausnahme einer menſchlichern Behandlung derſelben macht. König Christian IV. und ſeine Nachfolger haben den wenigen in ihren Staaten befindlichen Hebräern den Bürgerbrief ertheilt, und ſie den Bürgereid abſchwören laſſen. Auch ſo gar des Bürgerrechtes von Koppenhagen, welches ſeit der eingeführten Souverainität von 1660, den Adel einſchließt, ſind ſie nicht unfähig. Bis zu Ende der Regierung K. Friedrich IV. haben die Juden anſehnliche Bedienungen bekleidet. Ein Widerſpruch gegen die ertheilten Bürgerrechte iſt, daß die Hebräer zu keinem Handwerke zugelaſſen werden. Auch in Norwegen duldet dieſelbe Regierung, welche ſich in Dänemark ſo menſchlich beweiſet, ſie nicht.

In dem Fürſtenthume Oſtfriesland, befanden ſich, im Jahr 1780, 269 Juden, welches beſonders von dem anſehnlichen Handel, vornämlich in den Städten Aurich, Emden, Eſens und Norden, herrührt. Bey dem Antritte der königl. Regierung in dieſem Fürſtenthume, mußte die emder Judenſchaft das königl. freye Geleit ſuchen, welches ſie auch gegen Erlegung 200 Rthlr.

(*) Von der Verfaſſung der Juden in Altona, Rendsburg, Glückſtadt, und andern Orten, ſ. Matthäi Beſchreib. der Kirchenverfaſſung der Herzogthümer Schleswig und Holſtein, wo aber irrig geſagt wird, daß die Juden in Altona erſt im J. 1771 das Recht einer Gemeine erhalten hätten. Seit Erbauung dieſer Stadt wohnen daſelbſt portugieſiſche Juden, und ſind wirkliche Bürger, womit auch das Recht des öffentlichen Gottesdienſtes verbunden iſt. Nur war bis 1771 die Gemeine zu klein, um eine eigene Synagoge zu halten; auch erhielt ſie in dieſem Jahre neue Zuſätze ihrer Freyheiten. S. Anmerkungen zu dieſer Schrift, von J. C. U. Altona, S. 28.

Rthlr. gleich baar zum Antritt, und gegen jährliche 12 Rthlr. Schutzgelder, auf 20 Jahre erhielten. Diejenigen, welche ſich zum Beytrage ſolcher Gelder verſtanden, wurden für vergleitete Juden aufgenommen, ihnen darüber Scheine ertheilet, und dieſelben in einer beſondern Deſignation aufgeführet; die übrigen aber mußten das Land räumen. Gedachter emdiſcher Judengeleitsbrief, iſt in den J. 1753, und 1773, erneuert worden. Hiernach iſt zwar der Landesfürſt von dem Genuſſe der von den in der Stadt Ringmauern zu Emden wohnenden Juden herrührenden Geleitsgefälle ausgeſchloſſen, und dieſe dem Magiſtrate zugeeignet, welche, gedachtermaßen, in 120 Rthlr. jährlich beſtehen, es mögen viele oder wenige Familien daſelbſt befindlich ſeyn, das Recht der Vergleitung ſelbſt aber ſteht allein dem Landesfürſten zu, und hat jeder Jude für das Recht, oder die Erlaubniß zur Anſetzung, ein gewiſſes Geldquantum, pro recognitione, zu erlegen, welches halb zur königl. combinirten Domänen- und Kriegscaſſe, die andere Hälfte aber zur emdiſchen Stadtkämmerey fließt. Für die Schutzbriefe der übrigen Juden in Oſtfriesland wird, ſtatt der in den andern königl. Provinzen zu erlegenden Chargencaſſengebühren, jederzeit eine Recognition zur oſtfrieſiſchen königl. Domänen- und Kriegscaſſe bezahlet, die nicht fixirt iſt, ſondern von jedem freywillig offeriret, und nach vorgängiger königl. Genehmigung entrichtet zu werden pflegt.

(Hrn. Fiſchbach) Hiſtoriſche polit. geogr. ſtatiſt. und militäriſche Beyträge, die kön. preußiſche und benachbarte Staaten betr. 1. Th. Berl. 1781, 4. S. 1,0.

Vor alten Zeiten ſind die Juden aus der Churmark zu verſchiedenenmalen, und zuletzt im J. 1572, wegen der ſehr ungerechten Beſchuldigung, daß der Jude **Lippold** den Churfürſt Joachim II. ſollte vergiftet haben, vertrieben worden. Churfürſt **Friedrich**

Wi-

Wilhelm der Große, gab, unter d. 21 May 1671, (*) 50 Judenfamilien die Erlauniß, ſich, gegen ein gewiſſes Schutzgeld, in der Churmark niederzulaſſen; doch wurde ihnen keine Synagoge verſtattet, ſondern nur erlaubt, in ihren Häuſern ihr Gebet zu verrichten. Im J. 1697 erhielten ſie durch den Schutzjuden Rieß von dem Churfürſten **Friedrich III.** die Erlauniß, gegen Erlegung einer gewiſſen Summe Geldes ad pias cauſas, eine öffentliche Synagoge zu haben, wozu der Hofjude **Liepmann** ein kleines Haus erbauete. Dieſe Familien vermehrten ſich nach und nach, ſo, daß unter König **Friedrich I.** im J. 1700, 112 Judenfamilien (**) in der Reſidenzſtadt befindlich waren. In eben dieſem Jahre bekam die Judenſchaft die Erlaubniß, auf dem von ihnen erkauften Platze die jetzige größere und ſchönere Synagoge zu bauen, welche im J. 1714 eingeweihet wurde. Im J. 1703 wurde den Juden ernſtlich bey Leib- und Lebensſtrafe befohlen, daß ſie aus dem Gebete, welches ſich anfängt: die Alenu Leſchebeach, die Worte: ſchehem coreim umiſtachavim lehevel varik, umitpallelim le lo Joſchia, (d. h. die ſich beugen und niederfallen vor dem was nichtig und eitel iſt, und beten zu dem der nicht helfen kann,) die ſie, wie verſichert wurde, von Jeſu verſtänden, und bey welchen ſie ausſpieen, und von dem Orte, wo ſie ſtänden, wegſprängen, weglaſſen ſollten. Dieſes Verbot wurde 1710, 1716, 1717, und 1730 wiederholt. Nach und nach iſt mehrern Judenfamilien in Berlin und in andern Städten der Mark zu wohnen erlaubt worden. Sie genießen nicht nur als Unterthanen den königlichen Schutz, ſondern haben auch freye Religionsübung in öffentlichen und Privatſynagogen,

(*) S. Mylius Corp. Conſt. March. 5. Th. 5. Abth. S. 121.
(**) S. Verordnungen v. 25. Jan. 1700, in Mylius, Th. 5. S. 131.

gogen, beſondere Armenanſtalten, und ihre eigene Begräbnißplätze. Bey dem Antritte der Regierung K. **Friedrich Wilhelm**, wurde der Judenſchaft ihr Privilegium, unter d. 20 May 1714, (*) erneuert. In dieſem Privilegium werden 129, damals in den Reſidenzſtädten anſäſſige Schutzjudenfamilien namentlich angeführet. Unter d. 29. Sept. 1730 (**) wurde das erſte Generalprivilegium und Reglement für die Judenſchaft in allen kön. Ländern gegeben. Das neueſte Generalprivilegium iſt v. 17. Apr. 1750, (***) in welchem, und einigen nachher ergangen Reſcripten, die Art, wie ſich Judenfamilien in den königl. Ländern anſetzen können, und wie ſie ſich zu verhalten haben, feſtgeſetzt iſt, wie ich in der weiter unten folgenden Abhandlung, das Judentoleranzweſen betreffend, zu zeigen Gelegenheit haben werde. Jetzt beſteht die Judenſchaft in Berlin aus ungefähr 4 bis 500 Familien. Am Ende des J. 1774, waren in Berlin 3958, und im J. 1777, 4245 jüdiſche Köpfe. Jeder Hausvater hat die Freyheit, eines ſeiner Kinder im Lande ſich ſetzen und heurathen zu laſſen, auch, unter gewiſſen Bedingungen, ein zweytes Kind; doch haben verſchiedene der reichen Häuſer Hauptprivilegien für ihre ſämmtliche Kinder. Die Juden leben größtentheils von dem Handel. Die reichſten Häuſer haben verſchiedene nützliche Fabriken und Manufacturen angelegt; ſie haben auch Antheil an den hieſigen Handlungscompagnien, und führen anſehnliche Wechſelbanken. Die übrigen treiben einen Ausſchnitthandel mit allerley Waaren, und dürfen offene Läden haben, wobey viele zugleich Lotteriecollecteurs ſind. Es giebt auch unter ihnen vereidete Bancomäkler.

Mit

(*) S. Mylius, Th, 5, S. 157.

(**) Eb. daſ. S. 193.

(***) S. Edictenſamml. für die Jahre 1756 bis 1760, S. 118

Mit Wolle, mit rohen Häuten, gefärbtem Leder, ro-hem Tobak, Holz, Wein und Hökerwaaren zu handeln, iſt ihnen im Generalprivilegium verboten; auch dür-fen ſie keine Bräuhäuſer halten, noch zünftige Hand-werke treiben. Die freyen Künſte ſind ihnen zwar erlaubt, aber ſie ſcheinen keine ſonderliche Neigung dazu zu haben; doch giebt es unter ihnen einige Maler, Stempelſchneider und Petſchierſtecher. Ja-cob **Abraham**, und deſſen Sohn **Abraham Abramſon**, ſind als Stempelſchneider berühmt. Sonſt muß man von der berliniſchen Judenſchaft rühmen, daß unter derſelben verſchiedene Gelehrte, viele Leute von Ge-ſchmacke, und Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften, angetroffen werden. Ein **Moſes Mendelsſohn**, D. **Bloch**, (welcher ſich inſonderheit durch ſeine mit aus-nehmendem Fleiße bearbeitete ökonomiſche Naturge-ſchichte der Fiſche berühmt gemacht hat,) D. **Herz**, **Weſſely**, und u. a. m. ſind als aufgeklärte und gelehrte Schriftſteller dieſer Nation berühmt und beliebt, ſo wie es auch der vor einigen Jahren geſtorbene D. **Hirſchel** war. Und überhaupt hat die Ausbreitung freyerer Kenntniſſe der Religion, die ſo erſtaunliche Ausdehnung der Toleranz, und des Hervordringens jenes philoſo-phiſchen Geiſtes, der die letzte Hälfte unſers jetzigen Jahrhundertes ſo ſehr von allen übrigen Jahrhunder-ten der Welt unterſcheidet, auch unter den Juden eine ſehr große Revolution veranlaßt, und die Aufklärung ganz außerordentlich befördert; und faſt getraue ich mir zu behaupten, daß die Erkenntniß der Wahrheit und das helle Licht der Philoſophie in wenigerer Zeit mehr Eingang gefunden und ſich ſchneller unter ihnen verbreitet hat, als verhältnißmäßig unter den Chriſten. Dieſes hat natürlicherweiſe ſehr viel Veränderung in Abſicht ihrer Ceremonien, Denkungsart und Sitten hervor gebracht. Inſonderheit machen das Erzie-

und anderer Spiele ꝛc. Eben eine ſolche Geſellſchaft iſt unter dem Frauenzimmer.

4. **Die Stiftung zum Unterhalt der Dürftigen,** verſorget die Hausarmen mit Brod, Feuerung, u. ſ. w. Es ſind 18 Hausväter aus verſchiedenen Familien beſtellt, bey denen die Armen, welche die Wohlthaten dieſer Stiftung genießen wollen, ſich zu melden haben. Dieſe zeigen es den Caſſieren der Stiftung an, ohne daß ſie nöthig haben, die Namen der Dürftigen anzugeben, und erhalten für dieſelbe, nach Verhälniß der Haushaltung und der Anzahl der Kinder, wöchentlich das nöthige Brod, und jährlich das zur Feuerung nöthige Brennholz. Es wird ihnen aber ſolches nicht in natura gegeben, ſondern ſie bekommen gewiſſe Zeichen, wofür ſie bey beſtimmten Bäckern für jedes Zeichen ein Zweygroſchenbrod, und bey den Holzverwaltern das darauf angezeigte Holz erhalten; wobey ihnen auch die Koſten, nämlich das Fuhr- und Hauerlohn, gereicht wird. Wöchentlich werden an 200 ſolche Brodzeichen ausgegeben. An Brennholz bekömmt die Haushaltung ½ bis 1 Haufen jährlich. Ihren Fond hat dieſe Stiftung: 1) von einem wöchentlichen Beytrage mildthätiger Perſonen; 2) von freywilligen Geſchenken in der großen Synagoge, auch andern religiöſen Verſammlungen; 3) von einigen Capitalien, die der Stiftung zum Beſten geſchenkt, und beſtändig auf Intereſſen ausgethan worden ſind; 4) vornämlich aber von einem ausgebreiteten Handel mit Oſterzucker. Dieſen Zucker laſſen die Vorſteher, zum Gebrauche der jüdiſchen Nation an Oſterfeyertägen, in den Zuckerſiedereyen in Berlin verfertigen, und verkaufen denſelben an ihre Mitbrüder, größtentheils außerhalb Landes, nach Polen, Böhmen, Oſtreich, u. a. m. zum Beſten dieſer milden Stiftung. Sowohl die Vorſteher, als die Caſſiere der Stiftung ſind angeſehene Hausväter aus der Gemeine, die ihrem Amte unentgeldlich vorſtehen.

5. **Eine Geſellſchaft die für den Unterricht in der Religion ſorgt.** Alle Kinder werden unentgeldlich unterwieſen, wozu Lehrer und Aufſeher beſtimmet ſind.

6. **Eine Geſellſchaft, die den Armen Hemden und andere nothwendige Kleidungsſtücke reicht.**

7. **Eine Geſellſchaft, die, auf eine ſinnreiche Weiſe, den Armen Gutes thut, ohne daß es Jemand erfährt,** wodurch man ihm alſo die Schamröthe erſparet. Wenn Jemand

mand Trauer bekömmt, da er, vermöge des Geſetzes, die erſten 7 Tage nicht ausgehen darf, oder wenn deſſen Frau in den Wochen liegt, und er alſo ſchwerere Ausgaben hat, werden ihm von einem Vorſteher der Geſellſchaft zwey Büchſen zugeſchickt, wovon die eine voll Geld iſt, und die andere ſo viel enthält, als dem dürftigen Hausvater zugedacht iſt. Zur zweyten wird ihm der Schlüſſel verſiegelt zugeſchickt. Der Arme nimmt aus der zweyten heraus, ſo viel er bedarf, legt den Reſt in die erſte Büchſe, und ſendet ſie dem Vorſteher zu. Der Reiche nimmt ebenfalls das Geld aus der zweyten Büchſe heraus, und legt es in die erſte, thut auch nach Belieben ein Allmoſen hinzu. Da die Büchſe nun im ganzen Jahre nur einmal geöffnet wird, ſo erfährt Niemand, wer heraus genommen, oder wer hinzu gelegt hat. Dieſe Geſellſchaft hält übrigens noch gottesdienſtliche Zuſammenkünfte.

8. **Die Begräbnißgeſellſchaft**, die ſich mit dem Begraben und Reinigen der Todten beſchäftiget. Der Arme bezahlt nichts, weder für die Grabſtelle, noch für die Todtenkleider; der Reiche, nach Belieben. Dieſe Geſellſchaft theilt auch, im Winter, Holz und Geld an die Armen aus.

9. **Ausſtattung der armen Mädchen.** Jährlich werden 3 Mädchen ausgeſtattet; jede bekömmt 2 bis 300 Rthlr. Auch genießen arme Mädchen aus der Provinz dieſe Wohlthat; doch erhalten ſie nicht ſo viel, als einheimiſche. Dieſe Geſellſchaft verleihet Zinn und andere Geſchirre auf Hochzeiten ꝛc. gegen ein billiges Leihgeld, welches zu ihren wohlthätigen Abſichten verwendet wird.

10. **Die Heurathsgeſellſchaft**, beſteht aus 200 armen und reichen Hausvätern. Wenn einer ſeine Tochter verheurathte, erhält er von jedem Mitgliede 1 Rthlr., ſo daß er, 8 Tage nach der Hochzeit, von dem Vorſteher der Geſellſchaft 200 Rthlr. bekömmt. Doch dürfen jährlich nur 8 verheurathet werden. Auch darf jeder Hausvater nur 1 Tochter einkaufen, und ſie muß das 10te Jahr nicht überſchritten haben.

11. **Eine Geſellſchaft, welche armen Studierenden** monatlich ein Gewiſſes reichet.

12. **Eine Freyſchule für 24 arme Kinder.** Bemittelter Hausväter Kinder werden gegen ein Billiges aufgenommen.

Hieher gehört auch 13. die Freyſchule bey Hrn. Benjam. Veitel Euphraim Manufactur von brabanter Spitzen, worin die darin arbeitenden Kinder, ſie ſeyn Juden oder Chriſten, im Leſen und Schreiben unentgeldlich unterrichtet werden.

In Böheim, inſonderheit in deſſen Hauptſtadt Prag, waren die Juden ſeit dem 10ten Jahrh. ſehr zahlreich geworden: es war alſo erſchrecklich für ſie, als die Königin Maria Thereſia unter d. 19. Dec. 1744 den Befehl ausgehen ließ, daß am letzten Jänner des nächſten Jahres kein Jude mehr in Prag, und am Ende des Junius 1745 keiner mehr in ganz Böheim zu finden ſeyn, noch ſich ſonſt anderswo in ihren Erblanden niederlaſſen ſolle. Die prager Juden mußten auch wirkich am Ende des Maymonates den Wanderſtab ergreifen, und giengen größtentheils in andere Länder. Als aber die Königinn im Jun. ihren Befehl der Verbannung der Juden aus ihren Erblanden wiederrief, ertheilte ſie auch denjenigen, welche ſchon aus Böheim entwichen waren, Erlaubniß, dahin zurück zu kommen. Der wohlthätigen Verordnungen des jetzigen Kaiſers Joſeph, wegen der Judenſchaft in Prag, wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

Hauptſitze der Juden in Deutſchland, ſind die Städte Hamburg, Altona, und Frankfurth an Mayn, und die Hofmark Fürth.

Nach Hamburg ſind im J. 1612 die erſten portugieſiſchen Juden gekommen, und daſelbſt aufgenommen worden; nachher haben ſich auch hochdeutſche und polniſche Juden hier niedergelaſſen. Dieſen Juden legt man zur Ehre bey, daß ſie die ſpaniſche Handlung in Gang gebracht haben, weswegen von ihnen auch Mäkler aufgenommen werden; und als man einſt die Judenauflage erhöhen wollte, und vornämlich die portugieſiſchen Juden die Stadt zu verlaſſen Anſtalt machen, ſuchte man ſie, nebſt ihrem Gelde und Vermögen, zu behalten. Der Magiſtrat hat zwar zu verſchiedenen Zeiten die Freyheit der Juden einzuſchränken geſucht,

ſucht, und es kam 1648 ſo weit, daß man ihnen befahl, die Stadt zu räumen, bis auf einige wenige, die man an der Börſe als Geldwechsler und Mäkler gebrauchen konnte. Unter den portugieſiſchen Juden in Hamburg war Manuel Texeira im größeſten Anſehen. Er war Reſident der Königin Chriſtina von Schweden, und hatte nicht nur eine koſtbare Caroſſe, ſondern auch viele Chriſten zu Aufwärtern. Der berühmte Schudt hatte ihn 1684 gekannt, und geſehen, daß die ganze Wache vor ihm ins Gewehr getreten, wenn er vorbey gefahren iſt. Die Königinn war ihm außerordentlich gewogen. Als ſie 1667 im Hamburg ankam, wollte ſie ſich des prächtigen Quartieres, welches der Magiſtrat für ſie hatte zurecht machen laſſen, nicht bedienen, ſondern kehrte bey dieſem Juden ein. Die zahlreiche Judenſchaft in Hamburg hat keinen öffentlichen Gottesdienſt, Begräbnißplatz, Synagoge und Rabbi, ſondern ſie halten Privatandachten und Schulen: was zum öffentlichen Gottesdienſte gehört, finden ſie in Altona, welches, ihnen nahe genug iſt. Vor einigen Jahren waren ſie nahe an der Erlaubniß eine Synagoge zu bauen, die Bürgerſchaft wollte aber nicht darin ſtimmen, ob ſie gleich gern eine beträchtliche Summe der Krämmerey bewilliget hätten. Die Rathsverordnung, welche 1710 in Anſehung der Juden gemacht wurde, gebietet ihnen: 1) ſtill zu leben, ſich an der Chriſten Feyertägen eingezogen zu halten, und ihnen kein Aergerniß zu geben; 2) keinen Chriſten zur Annehmung ihrer Religion zu reizen; 3) keinen 13 oder 14jährigen von ihrer Nation an der Annehmung der chriſtl. Religion zu hindern, noch denſelben erblos zu machen; 4) bey Leib, Leben und Güterverluſt die chriſtl. Religion weder mündlich noch in Schriften zu läſtern; 5) bey ihrem häuslichen Gottesdienſte (denn der öffentliche iſt iſt ihnen, erwähntermaßen, nicht verſtattet,) weder den Talmud noch andere ihnen unter Chriſten verbotene Bücher zu leſen, auszulegen, oder darüber zu disputiren, ſondern nur die Pſalmen, die Bücher Moſis, die Propheten, und andere als unverfänglich vorgezeigte Gebetformeln, und die zur Beförderung des Guten gereichenden Schriften zu leſen, zu beten und zu ſingen, ſich des lauten Rufens und des Blaſens auf Hörnern und Poſaunen zu enthalten, noch am Sabbathabend die Lampen an ſolchen Orten aufzuhängen, wo ſie von außen leicht geſehen werden können; 6) ihre Todten am Tage des

Abſterbens ohne Gepränge auszuführen, und an einem chriſtlichen Feſttage erſt nach der Nachmittagspredigt, mit Vorwiſſen des präſidirenden Bürgermeiſters, und mit Erlegung eines Gewiſſen an die Kämmerey; 7) keine chriſtliche Ammen, Mägde- und Bediente zu halten, wenigſtens dieſelben nicht an der öffentlichen und Hausandacht zu hindern, noch ihnen an den Feſttägen der Chriſten ungebührliche Arbeiten anzumuthen, ſich ſelbſt aber bey chriſtlichen Kirchenübungen des Eindringens auf Kirchhöfe zu enthalten; 8) wiſſentlich geſtohlnes Gut nicht zu kaufen, noch Geld darauf zu leihen, bey Verluſt der Waare, des Geldes, und der Strafe; 9) ſich des übermäßigen Wuchers, bey Verluſt von Capital und Zinſen, zu enthalten; 10) ihre Obligationen dergeſtalt einzurichten, daß die Capitalſumme allein, und die Zinſen beſonders regiſtriret werden; 11) Obligationen und Contracte nicht auf Pfänderverfall einzurichten; 12) jungen Bürgern, die unter Vormündern ſtehen, oder notoriſchen Verſchwendern, keine Obligationen oder Wechſel abzuſchwätzen, wofür die Valuta nicht völlig vergnüget iſt, bey Verluſt des Capitales und der Zinſen, und bey Strafe; 13) ſich ehrbar, ohne Pracht, zu kleiden; 14) der Bürger ordinäre und extraordinäre Abgaben zu tragen; 15) ſich Schutz und Hülfe in ihren Gerechtſamen gegen Jedermann zu verſprechen. 16) In ihren Betſtunden ſoll ſie Niemand ſtören. 17) Gegen ſie darf kein Muthwille auf der Straße verhänget werden. 18) Unter dem Prätexte des Jagens und Viſitirens der Aemter ſoll ohne Vorwiſſen der Obrigkeit an keinen Juden auf der Straße und in ſeiner Wohnung ein gewaltſamer Angriff geſchehen. 19) Sollten ſie was wider der Aemter Privilegien unternehmen, werden dieſe geſchützet, doch alles an ordentlicher Stelle bey den Amtspatronen, oder bey dem Amtsgerichte, mit Erwartung des Beſcheides. 20) Den Juden iſt kleiner Handel und Handarbeit erlaubt, welche den Aemtern nicht nachtheilig ſind; aller Hökerey aber ſollen ſie ſich enthalten. 21) Weil die portugieſiſchen Juden den ſpaniſchen Handel in die Stadt gebracht haben, ſollen ſie unter die Mäklerordnung mit aufgenommen werden. 22) Die Alten der Juden ſollen den Unmündigen Vormünder bey dem präſidirenden Bürgermeiſter ausbitten, welche nebſt den Alten für Erhaltung ihres Vermögens Sorge tragen. 23) In allen geiſt- und weltlichen Fällen,

Fällen, ſo hier ausdrücklich nicht benannt ſind, ſoll es der Juden halber bey der Stadt Statuten, des Reichs, und der Stadtpolizeyordnung, ſo weit jene nach dieſer Stadt Verfaſſung Statt findet, auch gemeinen kaiſerlichen Rechten, ſein Verbleiben haben; denſelben ſoll auch zugeſtanden ſeyn, in Ehe-, Teſtaments- und Erbſchaftsſachen nach dem moſaiſchen Geſetze zu verfahren, doch in den 3. B. Moſ. 18, verbotenen Heurathsgraden, welche unter den Chriſten Blutſchande iſt, dürfen ſie ſo wenig, als wegen der Vielweiberey, Scheidebriefe, oder Ehetrennungen, etwas verfügen, indem ſie in bürgerlichen Sachen der Stadt Jurisdiction unterworfen ſind. 23) Weil die Erfahrung bezeuget, daß die hochdeutſchen Juden von verſchiedenen Orten ſich gleichſam truppweiſe anhero verſammeln, und niederlaſſen, auch verſchiedener Sorten und Qualitäten ſind, ſo, daß man ſie ſchwerlich Mann für Mann taxiren kann: ſo ſollen ſich unter ſie ſich ſelbſt taxiren, wie viel ein jeder von ihnen zu dem mit der Stadt accordirten Quanto jährlich geben müſſe, welches denn, dafern es nicht richtig einkäme, per executionem beygetrieben; wenn aber auch von ein und andern derſelben ſolche Contributionen durch Execution nicht zu erhalten, die übrigen zwar ſolch rückſtändiges Quantum bezahlen, dergleichen nothdürftige Juden aber ſo fort aus der Stadt geſchaffet werden ſollen.

Die **hamburger**, **altonaer** und **wandsbecker** Juden ſtehen in Verbindung mit einander, haben zu **Altona** ihre vornehmſte Synagoge und ihren Begräbnißplatz, und eben daſelbſt wohnt auch ihr Oberrabbi, dazu jetzt bloß ein Deutſcher, und kein Pole mehr, gewählet wird. Im Anfange des 17ten Jahrh., als die Juden Erlaubniß bekamen, ſich zu **Wandsbeck** (1 kleine Stunde Weges von Hamburg,) wohnhaft niederzulaſſen, und eine Synagoge zu erbauen, wurden ſie im Hamburg noch nicht geduldet, und in Altona waren noch gar keine, daher wuchs die Judengemeine in Wandsbeck ſtark an. Nun aber ſind hier nur noch wenige Familien; hingegen in Altona, wo ſie mit den Chriſten gleiches Bürgerrecht genießen, ſind ſie deſto zahlreicher.

In **Frankfurth am Mayn**, findet man ſie ſchon im 13te Jahrh.; ſeit 1462 aber bewohnen ſie eine abgeſonderte Gaſſe an den Ringmauern der Stadt, welche nach der Außerſeite der Stadt, mit ſtarken Mauern umgeben iſt,

Hat der Schutzjude ſelbſt das Geſetz übertreten, ſo bezahlt er ähnliche Strafe; und kann derſelbe ſie nicht herbey ſchaffen, ſo wird ſie von den übrigen Schutzjuden des Ortes beygetrieben.

§. 20. Nach der Handlungs- und Nahrungsfreyheit, welche den Juden vergönnet wird, ſollen ſie von der Obrigkeit des Ortes zu jährlichen Abgaben taxiert werden. Ein jeder Hausvater muß für die Abgaben derer, die in ſeinen Dienſten ſind, ſtehen; hierunter ſollen aber bloß die gerechnet werden, welche er beſtändig in ſeinem Dienſte und Handel gebraucht, und die mit ihm in einem Hauſe wohnen. Um aber allen Mißverſtändniſſen und Unordnungen vorzubeugen, wird den Magiſträten der drey für die Juden privilegirten Städte anbefohlen, an ihre Obrigkeit jährlich, nach aufgenommener Seelenliſte des ganzen Landes, eine genaue Tabelle über den jüdiſchen Handel und über die Abgaben einzugeben. Die Ausſage der Juden wird hierauf von derſelben Obrigkeit gefordert, und mit dieſer Liſte verglichen. Alsdann wird feſtgeſetzt, wie viel die ganze Judenſchaft entrichten ſoll. Dieſe Summe repartiret nachher die Judenſchaft unter ſich, übergiebt die Liſte davon der Obrigkeit, und der Magiſtrat bleibt nachher für die wirkliche Entrichtung der Abgaben verpflichtet.

§. 21. Es iſt den Juden erlaubt, in den drey privilegirten Städten eine Synagoge zu unterhalten, und dabey einen Rabbiner nebſt den übrigen Bedienten anzuſetzen. Sie können auch den Vorſtehern der Synagoge einen Titel und Rang geben, welchen ſie wollen.

§. 22. Die Juden können ſich bloß mit ihren Glaubensgenoſſen, nicht aber mit andern Religionsverwandten, verehlichen. Ein Ehepaar muß vorher 6 Rthlr. Species entrichten, und, ehe die Ehe vollzogen wird, dem Magiſtrate die Quittung über dieſe Summe zeigen. Dafür ſind die Juden von der Werbeverordnung freygeſprochen und ausgenommen.

§. 23. Keiner von den Juden, welche ſeit Bekanntmachung dieſer Verordnung in das Land kommen, noch auch diejenigen, welche bereits in dem Lande gewohnt haben, haben die Freyheit, einen ſchwediſchen Unterthan in ihren Dienſt zu nehmen; dagegen ſie von ihren eigenen Leuten oder von andern Nationen ſo viele Bediente hal-

halten mögen, als ſie nur wollen, jedoch unter der Bedingung, daß der Hausvater für ſeine Untergebene, in Anſehung der Uebertretung dieſes Geſetzes, verpflichtet iſt.

§. 24. Es ſey den Juden nicht erlaubt, an Sonn- und Feſttagen ihre Gewölber zum Handel zu öffnen, oder auch andere Beſchäftigungen vorzunehmen, die den Chriſten zum Aergerniß gereichen können, und dieſes bey Strafe, welche das Geſetz wider die Entheiligung des Sabbathes verordnet. Auch ſoll kein Jude ſeinen Untergebenen von einer andern chriſtlichen Nation verhindern, dem Gottesdienſte ſeiner Religion beyzuwohnen, noch auch ihm an Sonn- und Feſttagen andere Arbeiten auflegen, als die, welche ſchwediſche Dienſtboten an dieſen Tagen zu verrichten pflegen.

§. 25. Wenn ein Jude ſtirbt, muß ſolches bey der Polizeyobrigkeit der Stadt gemeldet werden, ehe die Leiche hinaus geführet wird. Es ſoll auch den Juden in jeder von den drey benannten Städten ein beſonderer Begräbnißplatz angezeiget werden, den ſie ſich aber ſelbſt zum Gebrauch einrichten mögen.

§. 26. Ueber des Verſtorbenen hinterlaſſenes Vermögen muß von den Judenälteſten ein genaues Verzeichniß gemacht werden, und muß ſolches, bey 10 Rthlr. Species Straf, in Stockholm an das Pupillencollegium, und in Gothenburg und Norrköping an den dortigen Magiſtrat abgeliefert werden, wobey man die gewöhnlichen Procente entrichtet.

§. 27. Die Judenſchaft kann ſelbſt die Vormünder ernennen, welche über des Verſtorbenen Vermögen und deſſen unmündige Kinder, während ihrer Unmündigkeit, die Aufſicht haben; doch müſſen dieſe Vormünder dem Magiſtrate namentlich angezeiget werden.

§. 28. Ueber die Ehen, ſo wie über die Gebornen und Verſtorbenen, ſollen die Judenälteſten zwey Tabellen halten, und jährlich an den Magiſtrat abliefern, und zwar nach einem Formular, welches ihnen das Commerzcollegium hiezu geben wird. Die eine Tabelle bleibt im Archiv der Stadt, die andere bekömmt das Commerzcollegium.

§. 29.

§. 29. Alle Erbſchaftsſtreitigkeiten der Juden ſollen bey ihren eigenen Gerichten, und bey keinen andern, abgethan werden.

§. 30. Entſteht eine Streitigkeit zwiſchen einem Chriſten und Juden, und man kann ohne Eid die Wahrheit nicht heraus bringen, ſo ſoll der Jude, nachdem die gehörige Prüfung vom Richter voran gegangen iſt, den Eid in der Synagoge, bey Anweſenheit des Richters, nach dem jüdiſchen Formular, ablegen. Wird er auf einem falſchen Eide betroffen, es ſey gegen einen Chriſten oder gegen einen andern Juden, ſo ſoll er, außer der Strafe, welche das Geſetz dem Meineide zuerkennt, auch des Landes verwieſen werden.

§. 31. Da die Juden alle die öffentliche Sicherheit und Schutz, wie die übrigen ſchwediſchen Unterthanen, haben: ſo iſt es auch ihre Pflicht, in allen Stücken den ſchwediſchen Geſetzen, der Regierungsform und dieſer Verordnung Gehorſam zu leiſten, und wird ihnen nochmals auf das allerſtrengſte befohlen, der chriſtlichen Gemeine, weder in Worten noch auch in der That, im geringſten zu nahe zu treten.

§. 32. Auf den Fall, wenn ein Jude, der entweder großes Vermögen beſitzt, oder irgend eine Abſicht hätte, die dem Lande außerordentlich nützlich wäre, oder gar den Grund zu neuen Einrichtungen im Handel legen wollte, ſo kann er ſeine Projecte und Verlangen dem königl. Handelscollegium zur Beurtheilung überreichen. Dieſem ſteht frey, einen ſolchen Juden Sr. kön. Maj. beſonders zu empfehlen, um ihm beſondere Vortheile und Gerechtſamen außer denen zu verſchaffen, welche in dieſer Verordnung für die Judenſchaft insgemein ſind feſtgeſetzt worden.

Stockholm, am 27ſten May 1782.

Auf Allerhöchſten Sr. königl. Majeſtät Special-Befehl.

Guſtav Celſing.

In Dänemark werden die Juden nur in einigen Städten geduldet, unter welchen Koppenhagen die vornehmſte iſt, wo 137 Familien wohnen, welche ihre Syna-

Synagogen haben. Im vorigen Jahrhundert war ihre Anzahl in dieſem Königreiche ſtärker, als jetzt. Sie wurden unter Friedrich III. im J. 1651 aus dem Königreiche verbannet, Chriſtian V. aber hob dieſes Verbot im J. 1684 wieder auf. Außer Koppenhagen, und einigen Handelsplätzen, vorzüglich in Altona, Rendsburg und Glückſtadt, wohnen ſie nur einzeln im Lande (*).

Sonderbar iſt es, daß in Dänemark ſich ſo wenige Juden befinden, da dieſer Staat ſchon lange die ſeltene Ausnahme einer menſchlichern Behandlung derſelben macht. König Chriſtian IV. und ſeine Nachfolger haben den wenigen in ihren Staaten befindlichen Hebräern den Bürgerbrief ertheilt, und ſie den Bürgereid abſchwören laſſen. Auch ſo gar des Bürgerrechtes von Koppenhagen, welches ſeit der eingeführten Souverainität von 1660, den Adel einſchließt, ſind ſie nicht unfähig. Bis zu Ende der Regierung K. Friedrich IV. haben die Juden anſehnliche Bedienungen bekleidet. Ein Widerſpruch gegen die ertheilten Bürgerrechte iſt, daß die Hebräer zu keinem Handwerke zugelaſſen werden. Auch in Norwegen duldet dieſelbe Regierung, welche ſich in Dänemark ſo menſchlich beweiſet, ſie nicht.

In dem Fürſtenthume Oſtfriesland, befanden ſich, im Jahr 1780, 269 Juden, welches beſonders von dem anſehnlichen Handel, vornämlich in den Städten Aurich, Emden, Eſens und Norden, herrührt. Bey dem Antritte der königl. Regierung in dieſem Fürſtenthume, mußte die emder Judenſchaft das königl. freye Geleit ſuchen, welches ſie auch gegen Erlegung 200 Rthlr.

(*) Von der Verfaſſung der Juden in Altona, Rendsburg. Glückſtadt, und andern Orten, ſ. Matthäi Beſchreib. der Kirchenverfaſſung der Herzogthümer Schleswig und Holſtein, wo aber irrig geſagt wird, daß die Juden in Altona erſt im J. 1771 das Recht einer Gemeine erhalten hätten. Seit Erbauung dieſer Stadt wohnen daſelbſt portugieſiſche Juden, und ſind wirkliche Bürger, womit auch das Recht des öffentlichen Gottesdienſtes verbunden iſt. Nur war bis 1771 die Gemeine zu klein, um eine eigene Synagoge zu halten; auch erhielt ſie in dieſem Jahre neue Zuſätze ihrer Freyheiten. S. Anmerkungen zu dieſer Schrift, von J. C. U. Altona, S. 28.

Rthlr. gleich baar zum Antritt, und gegen jährliche 120 Rthlr. Schutzgelder, auf 20 Jahre erhielten. Diejenigen, welche ſich zum Beytrage ſolcher Gelder verſtanden, wurden für vergleitete Juden aufgenommen, ihnen darüber Scheine ertheilet, und dieſelben in einer beſondern Deſignation aufgeführet; die übrigen aber mußten das Land räumen. Gedachter emdiſcher Judengeleitsbrief, iſt in den J. 1753, und 1773, erneuert worden. Hiernach iſt zwar der Landesfürſt von dem Genuſſe der von den in der Stadt Ringmauern zu Emden wohnenden Juden herrührenden Geleitsgefälle ausgeſchloſſen, und dieſe dem Magiſtrate zugeeignet, welche, gedachtermaßen, in 120 Rthlr. jährlich beſtehen, es mögen viele oder wenige Familien daſelbſt befindlich ſeyn, das Recht der Vergleitung ſelbſt aber ſteht allein dem Landesfürſten zu, und hat jeder Jude für das Recht, oder die Erlaubniß zur Anſetzung, ein gewiſſes Geldquantum, pro recognitione, zu erlegen, welches halb zur königl. combinirten Domänen- und Kriegscaſſe, die andere Hälfte aber zur emdiſchen Stadtkämmerey fließt. Für die Schutzbriefe der übrigen Juden in Oſtfriesland wird, ſtatt der in den andern königl. Provinzen zu erlegenden Chargencaſſengebühren, jederzeit eine Recognition zur oſtfrieſiſchen königl. Domänen- und Kriegscaſſe bezahlet, die nicht fixirt iſt, ſondern von jedem freywillig offeriret, und nach vorgängiger königl. Genehmigung entrichtet zu werden pflegt.

(Hrn. Fiſchbach) Hiſtoriſche polit. geogr. ſtatiſt. und militäriſche Beyträge, die kön. preußiſche und benachbarte Staaten betr. 1. Th. Berl. 1781, 4. S. 1,0.

Vor alten Zeiten ſind die Juden aus der Churmark zu verſchiedenenmalen, und zuletzt im J. 1572, wegen der ſehr ungerechten Beſchuldigung, daß der Jude Lippold den Churfürſt Joachim II. ſollte vergiftet haben, vertrieben worden. Churfürſt Friedrich

Wi-

Wilhelm der Große, gab, unter d. 21 May 1671, (*) 50 Judenfamilien die Erlauniß, ſich, gegen ein gewiſſes Schutzgeld, in der Churmark niederzulaſſen; doch wurde ihnen keine Synagoge verſtattet, ſondern nur erlaubt, in ihren Häuſern ihr Gebet zu verrichten. Im J. 1697 erhielten ſie durch den Schutzjuden Rieß von dem Churfürſten **Friedrich** III. die Erlauniß, gegen Erlegung einer gewiſſen Summe Geldes ad pias cauſas, eine öffentliche Synagoge zu haben, wozu der Hofjude **Liepmann** ein kleines Haus erbauete. Dieſe Familien vermehrten ſich nach und nach, ſo, daß unter König **Friedrich** I. im J. 1700, 112 Judenfamilien (**) in der Reſidenzſtadt befindlich waren. In eben dieſem Jahre bekam die Judenſchaft die Erlaubniß, auf dem von ihnen erkauften Platze die jetzige größere und ſchönere Synagoge zu bauen, welche im J. 1714 eingeweihet wurde. Im J. 1703 wurde den Juden ernſtlich bey Leib- und Lebensſtrafe befohlen, daß ſie aus dem Gebete, welches ſich anfängt: die Alenu Leſchebeach, die Worte: ſchehem coreim umiſtachavim lehevel varik, umitpallelim le lo Joſchia, (d. h. die ſich beugen und niederfallen vor dem was nichtig und eitel iſt, und beten zu dem der nicht helfen kann,) die ſie, wie verſichert wurde, von Jeſu verſtänden, und bey welchen ſie ausſpieen, und von dem Orte, wo ſie ſtänden, wegſprängen, weglaſſen ſollten. Dieſes Verbot wurde 1710, 1716, 1717, und 1730 wiederholt. Nach und nach iſt mehrern Judenfamilien in Berlin und in andern Städten der Mark zu wohnen erlaubt worden. Sie genießen nicht nur als Unterthanen den königlichen Schutz, ſondern haben auch freye Religionsübung in öffentlichen und Privatſynagogen,

(*) S. Mylius Corp. Conſt. March. 5. Th. 5. Abth. S. 121.
(**) S. Verordnungen v. 25. Jan. 1700, in Mylius, Th. 5. S. 131.

gogen, beſondere Armenanſtalten, und ihre eigene Begräbnißplätze. Bey dem Antritte der Regierung K. Friedrich Wilhelm, wurde der Judenſchaft ihr Privilegium, unter d. 20 May 1714, (*) erneuert. In dieſem Privilegium werden 129, damals in den Reſidenzſtädten anſäſſige Schutzjudenfamilien namentlich angeführet. Unter d. 29. Sept. 1730 (**) wurde das erſte Generalprivilegium und Reglement für die Judenſchaft in allen kön. Ländern gegeben. Das neueſte Generalprivilegium iſt v. 17. Apr. 1750, (***) in welchem, und einigen nachher ergangen Reſcripten, die Art, wie ſich Judenfamilien in den königl. Ländern anſetzen können, und wie ſie ſich zu verhalten haben, feſtgeſetzt iſt, wie ich in der weiter unten folgenden Abhandlung, das Judentoleranzweſen betreffend, zu zeigen Gelegenheit haben werde. Jetzt beſteht die Judenſchaft in Berlin aus ungefähr 4 bis 500 Familien. Am Ende des J. 1774, waren in Berlin 3958, und im J. 1777, 4245 jüdiſche Köpfe. Jeder Hausvater hat die Freyheit, eines ſeiner Kinder im Lande ſich ſetzen und heurathen zu laſſen, auch, unter gewiſſen Bedingungen, ein zweytes Kind; doch haben verſchiedene der reichen Häuſer Hauptprivilegien für ihre ſämmtliche Kinder. Die Juden leben größtentheils von dem Handel. Die reichſten Häuſer haben verſchiedene nützliche Fabriken und Manufacturen angelegt; ſie haben auch Antheil an den hieſigen Handlungscompagnien, und führen anſehnliche Wechſelbanken. Die übrigen treiben einen Ausſchnitthandel mit allerley Waaren, und dürfen offene Läden haben, wobey viele zugleich Lotteriecollecteurs ſind. Es giebt auch unter ihnen vereidete Bancomäkler. Mit

(*) S. Mylius, Th. 5, S. 157.

(**) Eb. daſ. S. 193.

(***) S. Edictenſamml. für die Jahre 1756 bis 17'0, S. 118

Mit Wolle, mit rohen Häuten, gefärbtem Leder, rohem Tobak, Holz, Wein und Hökerwaaren zu handeln, iſt ihnen im Generalprivilegium verboten; auch dürfen ſie keine Bräuhäuſer halten, noch zünftige Handwerke treiben. Die freyen Künſte ſind ihnen zwar erlaubt, aber ſie ſcheinen keine ſonderliche Neigung dazu zu haben; doch giebt es unter ihnen einige Maler, Stempelſchneider und Petſchierſtecher. **Jacob Abraham**, und deſſen Sohn **Abraham Abramſon**, ſind als Stempelſchneider berühmt. Sonſt muß man von der berliniſchen Judenſchaft rühmen, daß unter derſelben verſchiedene Gelehrte, viele Leute von Geſchmacke, und Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften, angetroffen werden. Ein **Moſes Mendelsſohn**, D. **Bloch**, (welcher ſich inſonderheit durch ſeine mit ausnehmendem Fleiße bearbeitete ökonomiſche Naturgeſchichte der Fiſche berühmt gemacht hat,) D. **Herz**, **Weſſely**, und u. a. m. ſind als aufgeklärte und gelehrte Schriftſteller dieſer Nation berühmt und beliebt, ſo wie es auch der vor einigen Jahren geſtorbene D. **Hirſchel** war. Und überhaupt hat die Ausbreitung freyerer Kenntniſſe der Religion, die ſo erſtaunliche Ausdehnung der Toleranz, und des Hervordringens jenes philoſophiſchen Geiſtes, der die letzte Hälfte unſers jetzigen Jahrhundertes ſo ſehr von allen übrigen Jahrhunderten der Welt unterſcheidet, auch unter den Juden eine ſehr große Revolution veranlaßt, und die Aufklärung ganz außerordentlich befördert; und faſt getraue ich mir zu behaupten, daß die Erkenntniß der Wahrheit und das helle Licht der Philoſophie in wenigerer Zeit mehr Eingang gefunden und ſich ſchneller unter ihnen verbreitet hat, als verhältnißmäßig unter den Chriſten. Dieſes hat natürlicherweiſe ſehr viel Veränderung in Abſicht ihrer Ceremonien, Denkungsart und Sitten hervor gebracht. Inſonderheit machen das Erzie-

hungsinſtitut, und die Armenanſtalten der berliniſchen Judenſchaft alle Ehre.

Das jüdiſche Erziehungsinſtitut in Berlin, hält alle halbe Jahre ein großes Examen, in welchem die Zöglinge, in Gegenwart einiger älteſten der Gemeine, öffentlich von ihren Fortſchritten im Schreiben, Rechnen, in der Geographie, der deutſchen, hebräiſchen und franzöſiſchen Sprach, und im Zeichnen, Proben ablegen. Dieſes Inſtitut, welches, ſowohl ſeinem Endzwecke als ſeiner Einrichtung nach, das erſte, und eins der beſten dieſer Nation iſt, iſt im J. 1779 errichtet worden, erhält ſich bey einem geringen Fond bloß von der freywilligen Beyſteuer wohlthätiger und edel denkender Perſonen, und iſt unter der Aufſicht des jungen Hrn. Itzig und Friedländer in Zeit von 3 Jahren ſo weit gediehen, daß bereits im J. 1782, 68 Knaben theils unentgeldlich, theils für ſehr geringe Bezahlung, den Unterricht darin genoſſen, und zu geſitteten, brauchbaren, dem Nebenmenſchen und dem Staate nützlichen Männern gebildet wurden.

Die jüdiſchen Armenanſtalten in Berlin, ſind überhaupt gut eingerichtet. Verſchiedene unter uns noch ganz unbekannte Anſtalten verdienen das größte Lob und Nachahmung. Es giebt, zur Schande der Chriſtenheit, noch ſeynwollende Chriſten genug, welche die Juden für den Abſchaum des menſchlichen Geſchlechtes, für eine Bürde eines jeden Staates, u. ſ. w. halten. Vielleicht kann es zur Verminderung des Haſſes gegen dieſe mit Unrecht verachtete und angefeindete Nation, etwas beytragen, wenn ich hier die Gutherzigkeit und edle Wohlthätigkeit bekannt mache, mit welcher dieſe Nation ihre Arme verſorget; wobey nicht zu vergeſſen iſt, daß die Juden zu manchen Almoſenſammlungen und Collecten, die den Chriſten zu gute kommen, das ihrige freywillig beytragen.

Die Juden haben theils öffentliche Armenanſtalten für die ganze Gemeine, theils eine Anzahl freywilliger wohlthätiger Geſellſchaften, welche zum Theil mit der Religion verbunden ſind, und die Verſorgung der Armen als eine gottesdienſtliche Handlung verrichten. Es ſind der Armenanſtalten, wohlthätigen Geſellſchaften und Stiftungen, ungefähr 20 unter der hieſigen Judenſchaft, von welchen ich aber

aber nur die vornehmſten anführen werde, ſo wie ſie Hr. Nicolai in ſeiner Beſchreib. v. von Berlin, 1779, 8. S. 500, fgg. angiebt. Die Einkünfte derſelben und der übrigen Stiftungen, ſind: monatliche Beyträge, Geſchenke durch Vermächtniſſe, Armenbüchſen, Einkaufgelder in die Geſellſchaften, Leihgeld für gewiſſe Geſchirre u. ſ. w.

1. Allgemeine Armenanſtalt, oder Allmoſen, welche von der Gemeine jährlich an verarmte Mitbürger und Wittwen ausgetheilet werden; ferner Allmoſen, welche den fremden Armen an den Thoren gereichet werden. Am Roſenthaler Thore ſteht ein der Gemeine gehöriges Haus, wo die Fremden auf allgemeine Koſten, beſonders am Sabbath und in den Feyertägen, vornämlich aber in den Oſterfeyertägen, geſpeiſet werden.

2. Das Lazareth, wozu die Gemeine Eſſen und Trinken giebt, die andern Unkoſten aber nur zum Theil trägt, da das übrige von der folgenden Geſellſchaft getragen wird. Sie nehmen auch fremde Kranke auf.

3. Eine Geſellſchaft, welche für die Pflege der Kranken aus der Gemeine überhaupt Sorge trägt. Sie beſteht aus 100 und mehrern Mitgliedern. Wer darin eintreten will, bezahlt ein Weniges an Eintrittgeld, und es wird der jüdiſchen Gemeine für eine Ehre gehalten, darin aufgenommen zu werden. Die Geſellſchaft hält ihren eigenen Arzt und Wundarzt, 8 männliche und 12 weibliche Krankenwärter. Sie hat Kleidungsſtücke, Betten und Erfriſchungen beſtändig vorräthig. So bald Jemand in der Gemeine krank wird, und es dem Vorſteher anzeigt, muß dieſer ſich täglich zweymal zu ihm begeben, und für des Kranken Bequemlichkeit ſorgen. Wenn die Krankheit zunimmt, müſſen ihn, außer dem Krankenwärter, Tag und Nacht immer zu 2 Stunden, zwey der Mitglieder, welche durch das Loos gezogen werden, beſuchen, (anſteckende Krankheiten ausgenommen,) und zu ſeiner Geneſung alles mögliche beytragen, ihm zum Tode vorbereiten, ſein Teſtament beſorgen helfen, u. ſ. w. Für alles dieſes bezahlt der Arme nichts, der Reiche nach Belieben in die Caſſe der Geſellſchaft. Sie befleißigen ſich überdies der Reinigkeit der Sitten, ſo wie z. B. keiner in die Geſellſchaft aufgenommen wird, der eines Betruges gegen ſeinen Nächſten, (Juden oder Chriſten,) oder des Meineides ſchuldig befunden iſt. Die Mitglieder enthalten ſich des Kartenſpieles

und anderer Spiele ꝛc. Eben eine ſolche Geſellſchaft iſt unter dem Frauenzimmer.

4. **Die Stiftung zum Unterhalt der Dürftigen**, verſorget die Hausarmen mit Brod, Feuerung, u. ſ. w. Es ſind 18 Hausväter aus verſchiedenen Familien beſtellt, bey denen die Armen, welche die Wohlthaten dieſer Stiftung genießen wollen, ſich zu melden haben. Dieſe zeigen es den Caſſieren der Stiftung an, ohne daß ſie nöthig haben, die Namen der Dürftigen anzugeben, und erhalten für dieſelbe, nach Verhälniß der Haushaltung und der Anzahl der Kinder, wöchentlich das nöthige Brod, und jährlich das zur Feuerung nöthige Brennholz. Es wird ihnen aber ſolches nicht in natura gegeben, ſondern ſie bekommen gewiſſe Zeichen, wofür ſie bey beſtimmten Bäckern für jedes Zeichen ein Zweygroſchenbrod, und bey den Holzverwaltern das darauf angezeigte Holz erhalten; wobey ihnen auch die Koſten, nämlich das Fuhr- und Hauerlohn, gereicht wird. Wöchentlich werden an 200 ſolche Brodzeichen ausgegeben. An Brennholz bekömmt die Haushaltung ½ bis 1 Haufen jährlich. Ihren Fond hat dieſe Stiftung: 1) von einem wöchentlichen Beytrage mildthätiger Perſonen; 2) von freywilligen Geſchenken in der großen Synagoge, auch andern religiöſen Verſammlungen; 3) von einigen Capitalien, die der Stiftung zum Beſten geſchenkt, und beſtändig auf Intereſſen ausgethan worden ſind; 4) vornämlich aber von einem ausgebreiteten Handel mit Oſterzucker. Dieſen Zucker laſſen die Vorſteher, zum Gebrauche der jüdiſchen Nation an Oſterfeyertägen, in den Zuckerſiedereyen in Berlin verfertigen, und verkaufen denſelben an ihre Mitbrüder, größtentheils außerhalb Landes, nach Polen, Böheim, Oſtreich, u. a. m. zum Beſten dieſer milden Stiftung. Sowohl die Vorſteher, als die Caſſiere der Stiftung ſind angeſehene Hausväter aus der Gemeine, die ihrem Amte unentgeldlich vorſtehen.

5. **Eine Geſellſchaft die für den Unterricht in der Religion ſorgt.** Alle Kinder werden unentgeldlich unterwieſen, wozu Lehrer und Aufſeher beſtimmet ſind.

6. **Eine Geſellſchaft, die den Armen Hemden und andere nothwendige Kleidungsſtücke reicht.**

7. **Eine Geſellſchaft, die, auf eine ſinnreiche Weiſe, den Armen Gutes thut, ohne daß es Jemand erfährt,** wodurch man ihm alſo die Schamröthe erſparet. Wenn Jemand

mand Trauer bekömmt, da er, vermöge des Geſetzes, die erſten 7 Täge nicht ausgehen darf, oder wenn deſſen Frau in den Wochen liegt, und er alſo ſchwerere Ausgaben hat, werden ihm von einem Vorſteher der Geſellſchaft zwey Büchſen zugeſchickt, wovon die eine voll Geld iſt, und die andere ſo viel enthält, als dem dürftigen Hausvater zugedacht iſt. Zur zweyten wird ihm der Schlüſſel verſiegelt zugeſchickt. Der Arme nimmt aus der zweyten heraus, ſo viel er bedarf, legt den Reſt in die erſte Büchſe, und ſendet ſie dem Vorſteher zu. Der Reiche nimmt ebenfalls das Geld aus der zweyten Büchſe heraus, und legt es in die erſte, thut auch nach Belieben ein Allmoſen hinzu. Da die Büchſe nun im ganzen Jahre nur einmal geöffnet wird, ſo erfährt Niemand, wer heraus genommen, oder wer hinzu gelegt hat. Dieſe Geſellſchaft hält übrigens noch gottesdienſtliche Zuſammenkünfte.

8. Die Begräbnißgeſellſchaft, die ſich mit dem Begraben und Reinigen der Todten beſchäftiget. Der Arme bezahlt nichts, weder für die Grabſtelle, noch für die Todtenkleider; der Reiche, nach Belieben. Dieſe Geſellſchaft theilt auch, im Winter, Holz und Geld an die Armen aus.

9. Ausſtattung der armen Mädchen. Jährlich werden 3 Mädchen ausgeſtattet; jede bekömmt 2 bis 300 Rthlr. Auch genießen arme Mädchen aus der Provinz dieſe Wohlthat; doch erhalten ſie nicht ſo viel, als einheimiſche. Dieſe Geſellſchaft verleihet Zinn und andere Geſchirre auf Hochzeiten ꝛc. gegen ein billiges Leihgeld, welches zu ihren wohlthätigen Abſichten verwendet wird.

10. Die Heurathsgeſellſchaft, beſteht aus 200 armen und reichen Hausvätern. Wenn einer ſeine Tochter verheurathte, erhält er von jedem Mitgliede 1 Rthlr., ſo daß er, 8 Tage nach der Hochzeit, von dem Vorſteher der Geſellſchaft 200 Rthlr. bekömmt. Doch dürfen jährlich nur 8 verheurathet werden. Auch darf jeder Hausvater nur 1 Tochter einkaufen, und ſie muß das 10te Jahr nicht überſchritten haben.

11. Eine Geſellſchaft, welche armen Studierenden monatlich ein Gewiſſes reichet.

12. Eine Freyſchule für 24 arme Kinder. Bemittelter Hausväter Kinder werden gegen ein Billiges aufgenommen.

Hieher gehört auch 13. die Freyſchule bey Hrn. Benjam. Veitel Euphraim Manufactur von brabanter Spitzen, worin die darin arbeitenden Kinder, ſie ſeyn Juden oder Chriſten, im Leſen und Schreiben unentgeldlich unterrichtet werden.

In Böheim, inſonderheit in deſſen Hauptſtadt Prag, waren die Juden ſeit dem 10ten Jahrh. ſehr zahlreich geworden: es war alſo erſchrecklich für ſie, als die Königin Maria Thereſia unter d. 19. Dec. 1744 den Befehl ausgehen ließ, daß am letzten Jänner des nächſten Jahres kein Jude mehr in Prag, und am Ende des Junius 1745 keiner mehr in ganz Böheim zu finden ſeyn, noch ſich ſonſt anderswo in ihren Erblanden niederlaſſen ſolle. Die prager Juden mußten auch wirkich am Ende des Maymonates den Wanderſtab ergreifen, und giengen größtentheils in andere Länder. Als aber die Königinn im Jun. ihren Befehl der Verbannung der Juden aus ihren Erblanden wiederrief, ertheilte ſie auch denjenigen, welche ſchon aus Böheim entwichen waren, Erlaubniß, dahin zurück zu kommen. Der wohlthätigen Verordnungen des jetzigen Kaiſers Joſeph, wegen der Judenſchaft in Prag, wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

Hauptſitze der Juden in Deutſchland, ſind die Städte Hamburg, Altona, und Frankfurth an Mayn, und die Hofmark Fürth.

Nach Hamburg ſind im J. 1612 die erſten portugieſiſchen Juden gekommen, und daſelbſt aufgenommen worden; nachher haben ſich auch hochdeutſche und polniſche Juden hier niedergelaſſen. Dieſen Juden legt man zur Ehre bey, daß ſie die ſpaniſche Handlung in Gang gebracht haben, weswegen von ihnen auch Mäkler aufgenommen werden; und als man einſt die Judenauflage erhöhen wollte, und vornämlich die portugieſiſchen Juden die Stadt zu verlaſſen Anſtalt machen, ſuchte man ſie, nebſt ihrem Gelde und Vermögen, zu behalten. Der Magiſtrat hat zwar zu verſchiedenen Zeiten die Freyheit der Juden einzuſchränken geſucht,

ſucht, und es kam 1648 ſo weit, daß man ihnen befahl, die Stadt zu räumen, bis auf einige wenige, die man an der Börſe als Geldwechsler und Mäkler gebrauchen konnte. Unter den portugieſiſchen Juden in Hamburg war Manuel Texeira im größeſten Anſehen. Er war Reſident der Königin Chriſtina von Schweden, und hatte nicht nur eine koſtbare Caroſſe, ſondern auch viele Chriſten zu Aufwärtern. Der berühmte Schudt hatte ihn 1684 gekannt, und geſehen, daß die ganze Wache vor ihm ins Gewehr getreten, wenn er vorbey gefahren iſt. Die Königinn war ihm außerordentlich gewogen. Als ſie 1667 im Hamburg ankam, wollte ſie ſich des prächtigen Quartieres, welches der Magiſtrat für ſie hatte zurecht machen laſſen, nicht bedienen, ſondern kehrte bey dieſem Juden ein. Die zahlreiche Judenſchaft in Hamburg hat keinen öffentlichen Gottesdienſt, Begräbnißplatz, Synagoge und Rabbi, ſondern ſie halten Privatandachten und Schulen: was zum öffentlichen Gottesdienſte gehört, finden ſie in Altona, welches, ihnen nahe genug iſt. Vor einigen Jahren waren ſie nahe an der Erlaubniß eine Synagoge zu bauen, die Bürgerſchaft wollte aber nicht darin ſtimmen, ob ſie gleich gern eine beträchtliche Summe der Krämmerey bewilliget hätten. Die Rathsverordnung, welche 1710 in Anſehung der Juden gemacht wurde, gebietet ihnen: 1) ſtill zu leben, ſich an der Chriſten Feyertägen eingezogen zu halten, und ihnen kein Ärgerniß zu geben; 2) keinen Chriſten zur Annehmung ihrer Religion zu reizen; 3) keinen 13 oder 14jährigen von ihrer Nation an der Annehmung der chriſtl. Religion zu hindern, noch denſelben erblos zu machen; 4) bey Leib, Leben und Güterverluſt die chriſtl. Religion weder mündlich noch in Schriften zu läſtern; 5) bey ihrem häuslichen Gottesdienſte (denn der öffentliche iſt iſt ihnen, erwähntermaßen, nicht verſtattet,) weder den Talmud noch andere ihnen unter Chriſten verbotene Bücher zu leſen, auszulegen, oder darüber zu disputiren, ſondern nur die Pſalmen, die Bücher Moſis, die Propheten, und andere als unverfänglich vorgezeigte Gebetformeln, und die zur Beförderung des Guten gereichenden Schriften zu leſen, zu beten und zu ſingen, ſich des lauten Rufens und des Blaſens auf Hörnern und Poſaunen zu enthalten, noch am Sabbathabend die Lampen an ſolchen Orten aufzuhängen, wo ſie von außen leicht geſehen werden können; 6) ihre Todten am Tage des

Abſterbens ohne Gepränge auszuführen, und an einem chriſtlichen Feſttage erſt nach der Nachmittagspredigt, mit Vorwiſſen des präſidirenden Bürgermeiſters, und mit Erlegung eines Gewiſſen an die Kämmerey; 7) keine chriſtliche Ammen, Mägde- und Bediente zu halten, wenigſtens dieſelben nicht an der öffentlichen und Hausandacht zu hindern, noch ihnen an den Feſttägen der Chriſten ungebührliche Arbeiten anzumuthen, ſich ſelbſt aber bey chriſtlichen Kirchenübungen des Eindringens auf Kirchhöfe zu enthalten; 8) wiſſentlich geſtohlnes Gut nicht zu kaufen, noch Geld darauf zu leihen, bey Verluſt der Waare, des Geldes, und der Strafe; 9) ſich des übermäßigen Wuchers, bey Verluſt von Capital und Zinſen, zu enthalten; 10) ihre Obligationen dergeſtalt einzurichten, daß die Capitalſumme allein, und die Zinſen beſonders regiſtriret werden; 11) Obligationen und Contracte nicht auf Pfänderverfall einzurichten; 12) jungen Bürgern, die unter Vormündern ſtehen, oder notoriſchen Verſchwendern, keine Obligationen oder Wechſel abzuſchwätzen, wofür die Valuta nicht völlig vergnüget iſt, bey Verluſt des Capitales und der Zinſen, und bey Strafe; 13) ſich ehrbar, ohne Pracht, zu kleiden; 14) der Bürger ordinäre und extraordinäre Abgaben zu tragen; 15) ſich Schutz und Hülfe in ihren Gerechtſamen gegen Jedermann zu verſprechen. 16) In ihren Betſtunden ſoll ſie Niemand ſtören. 17) Gegen ſie darf kein Muthwille auf der Straße verhänget werden. 18) Unter dem Prätexte des Jagens und Viſitirens der Aemter ſoll ohne Vorwiſſen der Obrigkeit an keinen Juden auf der Straße und in ſeiner Wohnung ein gewaltſamer Angriff geſchehen. 19) Sollten ſie was wider der Aemter Privilegien unternehmen, werden dieſe geſchützet, doch alles an ordentlicher Stelle bey den Amtspatronen, oder bey dem Amtsgerichte, mit Erwartung des Beſcheides. 20) Den Juden iſt kleiner Handel und Handarbeit erlaubt, welche den Aemtern nicht nachtheilig ſind; aller Hökerey aber ſollen ſie ſich enthalten. 21) Weil die portugieſiſchen Juden den ſpaniſchen Handel in die Stadt gebracht haben, ſollen ſie unter die Mäklerordnung mit aufgenommen werden. 22) Die Alten der Juden ſollen den Unmündigen Vormünder bey dem präſidirenden Bürgermeiſter ausbitten, welche nebſt den Alten für Erhaltung ihres Vermögens Sorge tragen. 23) In allen geiſt- und weltlichen Fällen,

Fällen, ſo hier ausdrücklich nicht benannt ſind, ſoll es der Juden halber bey der Stadt Statuten, des Reichs, und der Stadtpolizeyordnung, ſo weit jene nach dieſer Stadt Verfaſſung Statt findet, auch gemeinen kaiſerlichen Rechten, ſein Verbleiben haben; denſelben ſoll auch zugeſtanden ſeyn, in Ehe-, Teſtaments- und Erbſchaftsſachen nach dem moſaiſchen Geſetze zu verfahren, doch in den 3. B. Moſ. 18, verbotenen Heurathsgraden, welche unter den Chriſten Blutſchande iſt, dürfen ſie ſo wenig, als wegen der Vielweiberey, Scheidebriefe, oder Ehetrennungen, etwas verfügen, indem ſie in bürgerlichen Sachen der Stadt Jurisdiction unterworfen ſind. 23) Weil die Erfahrung bezeuget, daß die hochdeutſchen Juden von verſchiedenen Orten ſich gleichſam truppweiſe anhero verſammeln, und niederlaſſen, auch verſchiedener Sorten und Qualitäten ſind, ſo, daß man ſie ſchwerlich Mann für Mann taxiren kann: ſo ſollen ſich unter ſie ſich ſelbſt taxiren, wie viel ein jeder von ihnen zu dem mit der Stadt accordirten Quanto jährlich geben müſſe, welches denn, dafern es nicht richtig einkäme, per executionem beygetrieben; wenn aber auch von ein und andern derſelben ſolche Contributionen durch Execution nicht zu erhalten, die übrigen zwar ſolch rückſtändiges Quantum bezahlen, dergleichen nothdürftige Juden aber ſo fort aus der Stadt geſchaffet werden ſollen.

Die hamburger, altonaer und wandsbecker Juden ſtehen in Verbindung mit einander, haben zu **Altona** ihre vornehmſte Synagoge und ihren Begräbnißplatz, und eben daſelbſt wohnt auch ihr Oberrabbi, dazu jetzt bloß ein Deutſcher, und kein Pole mehr, gewählet wird. Im Anfange des 17ten Jahrh., als die Juden Erlaubniß bekamen, ſich zu **Wandsbeck** (1 kleine Stunde Weges von Hamburg,) wohnhaft niederzulaſſen, und eine Synagoge zu erbauen, wurden ſie im Hamburg noch nicht geduldet, und in Altona waren noch gar keine, daher wuchs die Judengemeine in Wandsbeck ſtark an. Nun aber ſind hier nur noch wenige Familien; hingegen in Altona, wo ſie mit den Chriſten gleiches Bürgerrecht genießen, ſind ſie deſto zahlreicher.

In **Frankfurth am Mayn**, findet man ſie ſchon im 13te Jahrh.; ſeit 1462 aber bewohnen ſie eine abgeſonderte Gaſſe an den Ringmauern der Stadt, welche nach der Außerſeite der Stadt, mit ſtarken Mauern umgeben

iſt,

iſt, wovon die drey Eingänge mit drey Thoren verſehen ſind, welche nicht nur des Abends, ſondern auch an ihren und der Chriſten Feyertägen, verſchloſſen werden. Dieſe Gaſſe hat überhaupt 195 hohe und tief gehende Häuſer, die ungemein ſtark bewohnt ſind, ſo, daß man auf jedes Haus ſicher 34 Bewohner, und alſo im Ganzen 6630 rechnen kann. Die Juden verhalten ſich überhaupt zu den chriſtlichen Einwohnern, wie 1 : 5¾, und zu denen in Frankfurth, wie 1 : 4¾. (*) Sie haben hier zwey Synagogen. Sie gehörten im 14ten Jahrh., wo Aberglaube und Tyranney ſie für kaiſerliche Kammerknechte erklärte, halb der Stadt, und zur Hälfte dem Kaiſer zu. Von Kaiſer Carl IV. wurden ſie darauf, im J. 1372, der Stadt völlig verkauft, ohne daß man das Eigenthumsrecht des Kaiſers an dieſen unſchuldigen Leuten, abſehen oder begreifen kann. Vor und nach der Zeit litten die Juden hier, bey verſchiedenen beſondern Veranlaſſungen, die ſchrecklichſten Verfolgungen, und wurden endlich in vorgedachte einzige Gaſſe eingeſperret, wo ſie noch jetzt auf einander gepackt wohnen. Zum Theil ſind ſie aber an dieſer engen Wohnung ſelbſt Schuld. Denn um der Schätzung zu entgehen, drängen ſie ihre Familien ſo ſchrecklich zuſammen, daß man ſie kaum überſehen kann. Der Magiſtrat in Frankfurth iſt übrigens nicht verbunden, über 500 jüdiſche Familien in der Stadt zu laſſen; hingegen ſteht ihm frey, ſo viele Juden gegen Schutzgeld aufzunehmen, als er will. Sie bezahlen alle halbe Jahr ihre Schatzung, alle Jahre ihren Grundzins, alle 3 Jahre ein gewiſſes für ihre Stätigkeit, und müſſen überdies jedesmal zu Neujahr dem Rathe zu Frankfurth ein Geſchenk an Gewürz, und in der Meſſe dem Bürgermeiſter 20 Rthlr. an Gelde überbringen. Ferner muß eine jede Perſon unter den Juden, welche am Sonn- und Feyertage zum Thore heraus und wieder hinein will, 1 Gulden bezahlen. Sie dürfen zwar ihre Buden nicht mit der offenen Seite nach der Gaſſe zu richten; dem ungeachtet haben ſie, in der nahe bey ihrer Gaſſe gelegenen Fahrgaſſe und Predigergaſſe, viele Läden und Waarenſtuben, in den Häuſern der Chriſten, wo ſie im möglichſten Detail verkaufen. Ueberhaupt näh-

(*) J. A. Behrends Einwohner in Frankfurth am Mayn, in Abſicht auf ſeine Fruchtbarkeit, Mortalität und Geſundheit geſchildert, Frf. M. 1771, 8. S. 5 f.

nähren ſich die Juden hier, wie an den mehreſten Orten, vom Wechſelnegoce und vom Detailhandel. Den fremden Juden aber iſt es nicht erlaubt, Geld auszuleihen, wenn es auch geſucht wird, viel weniger heimlich oder öffentlich Wechſel - oder andere Geldgeſchäfte zu treiben. Letztere müſſen auch für jede Nacht, welche ſie in Frankfurth zubringen, am Thore 6 Kreuzer erlegen.

Handbuch für Kaufleute, Lpz. 1784. gr. 8. S. 100, fgg.

In der Hofmark Fürth in Franken iſt eine zahlreiche Judenſchaft, welche eine große Synagoge und eine eigene Buchdruckerey hat.

Von den Juden in Holland, iſt oben ſchon geredet worden.

In England ſind ungefähr 10,000 Juden, und ſie dürfen daſelbſt auch Landgüter kaufen. In London haben ſie 2 Synagogen. Sie genießen hier völlige Religionsfreyheit, beſitzen nun ihr Vermögen in Sicherheit und Ruhe, müſſen aber, vermöge einer Acte von 1702, für ihrer Kinder, welche Chriſten geworden ſind, Erziehung und Unterhalt ſorgen. Sie gehen wie die Gentlemens, und tragen keine Bärte, aber Degen. Man theilt ſie in deutſche und portugieſiſche ab, die einander haſſen und jede ihre beſondere Synagoge haben. Die deutſchen ſind nicht ſo reich, als die portugieſiſchen, aber die eifrigſten in der Religion.

In Italien iſt der Zuſtand der Juden ſehr verſchieden. In Rom mögen ſie wohl 10,000 Seelen betragen; ſie müſſen aber, ſeit des Papſtes Paul IV. Zeit in einem abgeſonderten und eingeſchloſſenen Platze (il Ghetto) beyſammen wohnen, ſich durch einen rothen Lappen auf dem Hute und Kopfe unterſcheiden, und alle Sonnabend 100 Männer und 50 Weiber in das ihrem Wohnorte nahe Oratorium della ſantiſſima Trinita zur Anhörung einer Predigt ſchicken, bey welcher die Männer, ſo wie in den Synagogen, die Hüte auf dem Kopfe haben. In dieſen ſo genannten Juden-

denpredigten wird die Bibel zum Grunde gelegt; es iſt aber an der Kirche ein Befehl angeſchlagen, daß keiner, als ein Jude, den Predigten beywohnen ſolle, daher auch die Thür bewacht wird. P. Gregorius XIII. hat dieſelben verordnet. (*) Zu Ancona haben ſie auch eine Synagoge, und tragen auch am Hute ein Stück rothes Tuch. Nirgends in Italien aber genießen die Juden größere Freyheiten, als zu Livorno, daher dieſe Stadt das Paradies der Juden genannt wird.

Als ſie in Portugal und Spanien vertrieben wurden, nahmen die Großherzoge einen Theil auf. Man zählt ihrer jezt über 20000. Sie wohnen in einer beſondern Gegend der Stadt, welche wohl gebauet iſt. Die Fenſter und Balcons ſind meiſtens mit Gittern verſehen, hinter welchen ſich die Weiber aufhalten, ohne geſehen zu werden. Ueberhaupt leben dieſe hier auf ſpaniſchem Fuße. Sie kommen ſelten zum Vorſchein, und tragen, wenn ſie ausgehen, einen Schleier vor dem Geſichte. Sie wohnen in den hintern Zimmern des Hauſes, wohin die Fremden nie kommen. Großherzog Ferdinand I. nahm die Juden dergeſtalt in ſeinen Schuz, daß man ſcherzweiſe ſagte: er verzeihe leichter, wenn man ihn ſelbſt, als wenn man einen Juden beleidige. Er erlaubte ihnen, einen eigenen Magiſtrat zu haben, der gewiſſe Dinge, als: Vormundſchaftsſachen, Kauf- und Verkaufcontracte, bis auf eine gewiſſe Summe unter ihnen ausmachen kann. Bey ſo groſſen Vortheilen darf man ſich nicht wundern, daß ſich ſo viele Juden nach Livorno gewandt haben. Sie beſitzen zum Theil große Reichthümer, und haben viele Schiffe in der See.

Ihre

(*) Roma antica e moderna, T. I. p. 306, f. Steph. Schulzens Reiſen, Th. 3, S. 256, f.

Georg Wilhelm, Herzog zu Braunſchweiglüneburg, gab 1689 zu Zelle eine Verordnung heraus, wie die Schutzjuden von der chriſtl. Religion zu unterrichten wären, in welcher er verordnete und wollte, daß die Prediger an jedem Orte, wo ſich Juden aufhielten, dieſelben jährlich wenigſtens einmal vor ſich fordern, und ihnen die Lehrſäze der chriſtl. Religion gründlich vortragen ſollten; den Juden aber gebot er, bey Verluſt des Schuzes, vor den Predigern zu erſcheinen.

Ihre Synagoge iſt eine der ſchönſten in Europa. Der mittelſte Gang hat zwey Nebenſeiten, die auf Säulen ruhen, und oben iſt eine mit Gittern verſehene Gallerie, wo die Weiber dem Gottesdienſte beywohnen. In der Mitte des Schiffes ſteht eine marmorne Tribune mit vielen Pulten, um die Bücher darauf zu legen, und an den Ecken ſind 4 große ſilberne Leuchter mit 7 Armen befeſtigt. Dieſes iſt der Platz für die Sänger und den Rabbi. Am Ende des Schiffes ſteht hinter Vorhängen ein großer Schrank, worin ſie ihre Bücher der h. Schrift, den Talmud, und andere zum Gottesdienſte nöthige Sachen aufbewahren. Sie beſtehen meiſtens aus Rollen, und ſind in den reichſten Zeugen eingewickelt. Eines der vornehmſten Bücher, und welches nur an hohen Feſttägen gebraucht wird, iſt unten mit Glocken verſehen, welche, wenn es abgerollet wird, klingen, wobey die ganze Verſammlung ſich ehrfurchtsvoll bezeigt. Ueber dem Eingange lieſet man eine Inſchrift zum Andenken des Kaiſers Franciscus, welcher den Juden im J. 1739 ihre Privilegien confirmirt hat.

In Venedig ſind die Juden ſehr zahlreich, und haben 7 Synagogen, tragen aber zum Kennzeichen einen rothen Hut. In allen Städten Italiens, in welchen Juden ſind, müſſen ſie an einem Orte beyſammen wohnen, und ein Kennzeichen tragen; ſie haben aber öffentlichen Gottesdienſt, der den evangeliſchen Chriſten nicht verſtattet wird.

In Frankreich werden noch hin und wieder, insonderheit in Elſas und in Lothringen, Juden geduldet, man erlaubt ihnen aber keinen öffentlichen Gottesdienſt. Von den heimlichen Juden in Spanien und Portugal, iſt oben ſchon geredet worden.

So gar nach Amerika ſind aus Europa Juden gekommen. Zu Newport auf Rhodeisland, welche Inſel zu Neuengland gerechnet wird, haben ſie eine Synagoge; in der Stadt Neuyork auch eine. Auf der Inſel Jamaika haben ſie zu Kingston 2 Synagogen, und ſind daſelbſt reiche Leute. In Surinam ſind viel portugieſiſche und deutſche Juden, und haben

da-

daſelbſt 3 Synagogen. Sie ſind zuerſt aus Cayenne dahin gekommen.

Jacob Adair, in ſeiner 1775 zu London eingedrückten Hiſtory of the American Indians, particularly thoſe nations adjoining to the Miſſiſipi, Eaſt-and Weſt Florida, Georgia, South - and North - Carolina and Virginia, will die nordamerikaniſchen einheimiſchen Völker von den Iſraeliten herleiten, welche in die aſſyriſche Gefangenſchaft geführt worden, und aus Nordaſia hieher gekommen wären. Die vornehmſten Gründe ſeiner Meinung ſind, weil ſie ſich in Stämme theilen, deren jeder ſein Oberhaupt hat, weil ſie nur einen Gott verehren, und denſelben Jao-hi-wa (ſoll Jehova ſeyn,) nennen, oder vielmehr bey einer gewiſſen gottesdienſtlichen Feyerlichkeit dieſe 4 Sylben nach einander gedehnt und mit Zwiſchenräumen ausſprechen; weil ſie Gott für ihren König, und ſich für das liebe Volk deſſelben halten; weil ſie gute und böſe Geiſter glauben, und weil zwiſchen ihrer Sprache und der hebräiſchen eine merkliche Aehnlichkeit ſey. Allein, dieſe und andere Gründe laſſen ſich leicht und hinlänglich wiederlegen, haben auch den wichtigen Gegengrund wider ſich, daß ſelbſt nach Adair's Berichte, dieſe Völker nicht nur die Beſchneidung nicht beobachten, ſondern ſogar verächtlich von derſelben urtheilen

Hrn. D. C. R. Büſching Geſchichte der jüdiſchen Religion Berl. 1779. 8. S. 175, fgg.

Schickſale der Juden unter fremden Völkern, eine Skize. Deſſau und Lpz. 1783. 2 und 1 viert. Bog.

Ein Volk, welches vor 3000 Jahren eine anſehnliche Rolle ſpielte, welches ein Stück von Arabien als Eigenthum beſaß, von eigenen Königen beherrſcht wurde, und Geſetze hatte, wovon die hauptſächlichſten uns zur Richtſchnur dienen, weil es gute Geſetze ſind; dieſes Volk ſchmachtet jetzt in einer allgemeinen Abhängigkeit. Ueberall trifft man es, erwähntermaßen, unter Chriſten, Muhammedanern und Heiden zerſtreut an. Ueberall lebt es unterdrückt und verachtet; bald wird es verfolgt, bald geduldet, bald ein wenig empor gehoben, bald wieder durch Einſchränkungen gedemüthiget, je nach dem eines oder das andere mit dem

Vortheile der Regierung, unter welcher es lebt, über-ein zu ſtimmen ſcheint. Alle ſolche abwechſelnde Widerwärtigkeiten haben die Geduld dieſer armen Nation nicht ermüdet. Der Stolz, das Volk zu ſeyn, zu dem ſich Gott ehedem beſonders herab ließ, unterſtützt ihren Muth, und einzelne kleine Vortheile unterhalten ihren Wetteifer. Sie hält ſich wegen der Verachtung, worin ſie größtentheils lebt, durch ſtille Gegenverachtung ſchadlos. Der Chriſt iſt in ihren Augen eben ſo elend, und verdient eben ſo viel Mitleiden, als der Jude in den Augen des Chriſten. Sie erfüllen großentheils eine Menge von abenteuerlichen, beſchwerlichen, zum Theil koſtbaren, Geſetzen und Vorſchriften ihrer Rabbinen mit Genauigkeit, indem ſie ſich bey allem Zwange, den ſie auf allen Seiten leiden, mit der Erwartung tröſten, daß einſt die Ankunft des Meſſias alles wieder gut machen werde. Zu dieſer wichtigen Erwartung trägt jeder Jude das Seinige treulich bey. Er macht ſich Rechnung, daß er ſo leicht, wie ein anderer, Vater des Meſſias werden könnte; in dieſer Abſicht zeuget er Söhne und Töchter. Es findet ſich aber, zum Unglück, unter ſeinen Söhnen, kein einziger, dem er die Regierung eines ſo weitläuftigen Reiches, wie die Herrſchaft über die ganze Welt ſeyn wird, anvertrauen könnte. Dem ungeachtet fährt er fort zu hoffen, daß, was er nicht vermochte, ſeine Nachkommen einſt zu Stande bringen werden. Aus dieſem Bewegungsgrunde verheurathet er ſeine Kinder ſehr zeitig, um wenigſtens Großvater des Meſſias zu werden, da er die Sache auf keinem nähern Wege haben konnte. Auf ſolche Art vermehrt ſich dieſes Volk, trotz allem Drucke, unter welchem es ſeufzet, überall faſt ſtärker, als jede andere Nationen.

Ob die Juden einem Staate nützlich oder ſchädlich, und ob ſie in demſelben zu dulden ſeyn, oder nicht, iſt eine Frage, worüber die Meinungen der ſta-

ſtatiſtiſchen und polizeyverſtändigen Gelehrten ſehr getheilt ſind. Indem einige die Juden vertheidigen, und ſie, weil ſie der Bevölkerung zu ſtatten kommen und eine induſtrioſe Nation ſind, für nützlich, oder wenigſtens für unſchädlich halten, wenn ſie durch die Geſetze in Schranken gehalten werden: ſo giebt es hingegen andere, die den Juden wegen ihres Wuchers, ihrer Betriegereyen, Verhehlung der Diebſtähle, und ihres großen Haſſes wider die Chriſten, ſolche harte Vorwürfe machen, daß man allerdings glauben ſollte, ſie wären die ſchädlichſten Leute für einen chriſtlichen Staat. Allein, wenn man dieſe Vorwürfe näher unterſuchet, ſo wird man finden, daß einestheils dieſelben ihnen mit Unbilligkeit gemacht werden, anderntheils aber daß die Juden, wenn ſie ſchädlich ſind, an ſich ſelbſt nicht Schuld daran haben, ſondern daß die Schuld an der ſchlechten Beſchaffenheit der Geſetze liegt, die aus Mangel der Aufſicht und der gehörigen Einrichtung nicht beobachtet werden.

Daß es nicht viele Juden geben ſollte, die mit Recht des Wuchers, der Betriegereyen, der Verhehlung der Drebſtähle, u. d. gl. beſchuldiget werden, iſt nicht zu läugnen. Soll oder kann man aber deswegen von einer ganzen Nation ein allgemeines nachtheiliges Urtheil fällen, ohne eine offenbare Unbilligkeit zu begehen? Giebt es denn nicht auch viele ehrliche und rechtſchaffene Leute unter den Juden? Daß die meiſten Juden Wucher treiben, iſt wahr. Allein, warum erlauben ihnen die Geſetze ſelbſt, daß ſie ſo hohe Zinſen nehmen dürfen? Würden nicht viele Chriſten ſolche auch nehmen, wenn es ihnen enlaubet würde? Machen ſich einige Juden wirklicher Betriegereyen und Verfälſchungen ſchuldig, ſo liegt es gewiß wiederum an der Schläfrigkeit, Unachtſamkeit und Sorgloſigkeit derjenigen, welche für die Aufrechthaltung der Geſetze wachen ſollen. Verſteht man aber unter den

Be-

Betriegereyen, daß ſie Einfältige zu berücken, und ſchlechte Sachen theuer zu verkaufen ſuchen; daß ſie für Kleidungen und Mobilien ein Spottgeld geben, und ſolche wieder hoch an den Mann zu bringen wiſſen: ſo dürfen die Chriſten, die dergleichen Handel treiben, den Juden nichts vorwerfen, indem ſie ſo gut, wie dieſe, glauben, ihren Vortheil hierin ſo hoch treiben zu können, als es ihnen möglich iſt. Es iſt dieſes gleichſam die natürliche Folge in dieſen Arten der kleinen Gewerbe. Eben ſo ſind die Geſetze, und nicht die Juden, daran Schuld, wenn dieſe das gute Geld aus dem Lande ſchaffen, und ſchlechtes dagegen einſchleppen; wenn ſie die Münzen beſchneiden, gute Münzen einſchmelzen, das Bruchſilber einkaufen und an fremde Münzſtätte liefern, u. d. gl. m. Denn ſo bald die Geſetze dergleichen Unordnungen dulden, die freylich einem Lande äuſſerſt nachtheilig ſind, ſo werden ſie geſchehen, es mögen Juden in dem Lande befindlich ſeyn, oder nicht. Man richte demnach das Judentoleranzweſen nur nach vernünftigen Grundſätzen ein, und ſchreibe ihnen ſcharfe Geſetze vor, was für Arten der Nahrung und Gewerbe ſie treiben, und wie ſie ſich dabey verhalten ſollen; man laſſe es aber auch nicht an der bloßen Vorſchrift bewenden, ſondern mache ſolche Anſtalten, daß die Geſetze aufrecht erhalten, und auf das genaueſte befolget werden: ſo wird ſich zeigen, daß die Juden kein ſo ſchädliches Volk für den Staat ſeyn, als viele ſich einbilden. Und da es bloß auf die Regierung ankömmt, ob ſie dieſe Leute dem Staate nützlich machen will, welches ſie um ſo leichter bewerkſtelligen kann, da ſie über dieſelben weit freyere Hände hat, als in vielen Ländern über andere Claſſen und Ordnungen der Unterthanen die Grundgeſetze und Verfaſſungen des Staates nicht erlauben: ſo iſt kein Grund vorhanden, warum man die Juden, ſo lange ſie ſich den vor-

geſchriebenen Geſetzen gemäß betragen, nicht im Lande dulden ſollte.

Alles, was man den Juden vorwirft, iſt auch durch die politiſche Verfaſſung, in der ſie jetzt leben, bewirkt, und jede andere Menſchengattung, in dieſelben Umſtände verſetzt, würde ſich gewiß eben derſelben Vergehungen ſchuldig machen. Denn jene übereinſtimmende Eigenheiten der Denkart, der Geſinnungen und Leidenſchaften, die man bey dem größern Theile der einzelnen Glieder einer Nation findet, und die man ihren beſtimmten Character nennt, ſind nicht unterſcheidende und unabänderliche Eigenſchaften einer ihnen eigenen urſprünglichen Modification der menſchlichen Natur, ſondern, wie man in unſern Zeiten anerkannt hat, theils des Himmelsſtriches, der Nahrungsmittel rc. theils und vornämlich aber der politiſchen Verfaſſung, in der ſich eine Nation befindet. Wenn alſo der Jude in Aſia von dem in Deutſchland unterſchieden iſt, ſo wird man dieſes für eine Folge der verſchiedenen phyſiſchen Situationen anſehen müſſen; wie er aber in Krakau, wie in Cadiz, des Betruges im Handel rc. angeklaget wird: ſo muß dieſes eine Folge der gleichen Drückung ſeyn, die er an den entfernteſten Enden von Europa erfährt. Die Beſchuldigung, daß die jetzigen Juden mit eben dem ſchwärmeriſchen Haſſe die Chriſten verabſcheuen, mit dem einige ihrer Vorfahren vor 18 Jahrhunderten Chriſtum kreuzigten, verdient keine ernſthafte Beantwortung. Nur in dem Zeitalter der Barbarey konnte man die ſpäten Nachkommen in Frankreich und Deutſchland noch zur Rechenſchaft eines Vergehens ziehen, welches vor ſo vielen Jahrhunderten an der aſiatiſchen Küſte des mittelländiſchen Meeres von ihren vermutheten Vorfahren war begangen worden. Freylich hat ſich die ungeſellige Abneigung der beyden religiöſen Geſellſchaften, die einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben, ſtärker erhalten, als

der

der Philoſoph nach einem ſo langen Zeitraume und bey ſo fortſchreitender Aufklärung vermuthen und wünſchen möchte. Dieſes war aber nur der Fehler der Regierungen, welche die trennenden Grundſätze der Religion nicht weiſer zu mildern gewußt, und nicht vermocht haben, in der Bruſt des Juden und des Chriſten ein Gefühl des Bürgers anzufachen, welches die Vorurtheile beyder längſt hätte verzehren müſſen. Dieſe Regierungen waren chriſtliche: und wir können alſo, wenn wir unparteyiſch ſeyn wollen, den Vorwurf nicht von uns ablehnen, daß wir zu den ungeſelligen Geſinnungen beyder Parteyen das meiſte beygetragen haben. Wir waren immer die herrſchenden; uns lag es daher ob, dem Juden menſchliche Gefühle dadurch einzuflößen, daß wir ihm Beweiſe der unſrigen gäben; wir mußten, um ihn von ſeinen Vorurtheilen gegen uns zu heilen, die eigenen zuerſt ablegen. Wenn dieſe alſo noch jetzt den Juden abhalten, ein guter Bürger, ein geſelliger Menſch zu ſeyn; wenn er Abneigung und Haß gegen den Chriſten fühlt; wenn er ſich durch die Geſetze der Redlichkeit gegen ihn nicht ſo, wie ſeine Glaubensgenoßen, gebunden glaubt: ſo iſt dies Alles unſer Werk. Seine Religion gebietet ihm dieſe Vergehungen nicht; aber die Vorurtheile, die wir ihm eingeflößt haben, und noch immer bey ihm unterhalten, wirken ſtärker als die Religion. Wir ſind der Vergehungen ſchuldig, deren wir ihn anklagen; und die ſittliche Verderbheit, in welche dieſe unglückliche Nation jetzt durch eine fehlerhafte Politik verſunken iſt, kann kein Grund ſeyn, die fernere Fortdauer der letztern zu rechtfertigen. Dieſe Politik iſt ein Ueberbleibſel der Barbarey der verfloſſenen Jahrhunderte, eine Wirkung des fanatiſchen Religionshaſſes, die, der Aufklärung unſerer Zeiten unwürdig, durch dieſelbe längſt hätte getilget werden ſollen.

Die öftern Auflehnungen der Juden wider die römiſche Herrſchaft, die hartnäckige Vertheidigung ihrer Freyheit und ihrer Hauptſtadt, der wüthende Nationalhaß, mit dem ſie gegen ihre ſiegende Feinde kämpften, veranlaßten freylich, nebſt der allgemeinen Sitte der damaligen Kriege, daß der Zerſtörer von Jeruſalem die noch übergebliebenen Einwohner größtentheils als Sclaven wegführte und verkaufte. Die weiſe und gelinde Politik der römiſchen Monarchen erlaubte aber nicht, daß die Härte dieſer Behandlung weiter als auf die Schuldigen ausgedehnet wurde. Die ſchon vor der Zerſtörung von Jeruſalem in dem römiſchen Reiche zerſtreueten Juden wurden bey der vollkommenen Religionsfreyheit, und bey allen denen bürgerlichen Rechten, die ſie vorher genoſſen hatten, erhalten, und wir finden die Geſetze ſowohl der heidniſchen als der erſten chriſtlichen Kaiſer durchgehends dahin arbeiten, ihnen dieſe Rechte zu ſichern, und ſie vor den Verfolgungen des unerleuchteten Religionshaſſes der Chriſten zu ſchützen. Sie hatten die Erlaubniß, nach ihren eigenen Geſetzen zu leben. Nur bey Capitalverbrechen wurden ſie vor die römiſchen Gerichte gezogen, bey kleinern Vergehungen aber, in den Streitigkeiten unter ſich, entſchieden ihre eigene Richter und Vorſteher, (Ethnarchae, Majores). Die erſten dieſer Vorſteher aus ihrer eigenen Nation, die Ethnarchen, hatten eine beynahe gar nicht beſchränkte Gewalt. Der Kaiſer Claudius gab allen Juden die Rechte, welche bisher die alexandriniſchen nur allein genoſſen hatten, und befahl ausdrücklich, daß ſie in allen, auch den griechiſchen Städten, völlig gleiche Freyheiten mit den übrigen Bürgern genießen ſollten. Die jüdiſche Religion hatte ſich eine Art von Achtung vor allen übrigen, welche damals im römiſchen Reiche geduldet wurden, erworben. Ihre Patriarchen, welchen die höchſte Gewalt in allen geiſtlichen Sachen über-

überlaſſen war, erhalten in den römiſchen Geſetzen die ehrenvolleſten Benennungen. Bis zum J. 418 konnten die Juden zu allen bürgerlichen und Kriegsaemtern gelangen, und da ihnen letztere für das Künftige vom Kaiſer **Honorius** verſchloſſen wurden, ſo geſchah es doch mit der ausdrücklichen Aeuſſerung, daß die gegenwärtig unter der Armee dienenden Juden in derſelben bleiben könnten, und daß dieſe Verordnung ihnen durchaus nicht zum Nachtheil oder Vorwurf gereichen ſolle. Auch wurde durch eben dieſes Geſetz beſtätigt, daß alle, welche ihre Geburt und eine edlere Erziehung dazu berechtigten, auch ferner, wie vorhin, zu bürgerlichen Bedienungen und zur Advocatur zugelaſſen werden ſollten. Die Verfügungen über ihren Handel und Gewerbe waren gleichfalls den Juden allein überlaſſen, und den Obrigkeiten war verboten, ſich in dieſelben zu miſchen.

Der ungeſtörte Beſitz dieſer Freyheiten während eines Zeitraumes von mehr als 4 Jahrhunderten, iſt ein ſicherer Beweis, daß die Juden ſich derſelben nicht unwürdig machten, und der ihnen verliehene unbeſchränkte Genuß aller Rechte der Bürger läßt nicht zweifeln, daß ſie auch alle Pflichten derſelben erfüllten, daß ſie durch ihre Treue, ihre Ergebenheit für den Staat und ihre Betriebſamkeit, das Wohlwollen und die beſondere Vorſorge der Monarchen verdienten. Die Geſchichte beſtätigt alſo hier das Urtheil der uneingenommenen Vernunft, daß die Juden eben ſo gut, wie alle andere Menſchen, nützliche Glieder der bürgerlichen Geſellſchaft ſeyn können. An dieſer Wahrheit würde man gewiß nie gezweifelt haben, wenn man nie die weiſen Grundſätze der römiſchen Regierung verlaſſen, und dieſe Nation dadurch mit der Geſellſchaft feſter verbunden hätte, daß man ſie alle Vortheile derſelben hätte genießen laſſen. Gewiß würden die Juden aufgeklärter und weniger verdorben ſich erhalten ha-

haben, wenn nicht in der folgenden Zeit fanatiſche Kirchenväter ſchwache Monarchen verleitet hätten, die weiſen Verordnungen ihrer Vorgänger aufzuheben, und als einen Beweis ihres Eifers für die Religion der Liebe es anzuſehen, wenn ſie die anders denkenden lieblos behandelten. Chryſoſtomus war einer der eifrigſten und beredteſten Verfolger der Juden; er hielt zu Antiochia ſechs Reden wider ſie, und wahrſcheinlich war es ſein Einfluß am Hofe des Kaiſers Arcadius, der deſſen Geſetz bewirkte, wodurch die bisherige Autonomie der Juden (die Freyheit und das Recht, ſich nach eigenen Geſetzen zu regieren,) völlig aufgehoben wurde, ſie in allen bürgerlichen Streitſachen den römiſchen Geſetzen und Richtern unterworfen wurden, und nur die Erlaubniß erhielten, ſich dem Ausſpruche ihrer Vorſteher, als Schiedsrichter, zu unterwerfen, deſſen Execution indeſſen auch den römiſchen Obrigkeiten aufgegeben war.

In den folgenden Zeiten wurde der Zuſtand der Juden durch immer härtere Geſetze noch mehr verſchlimmert. Ihr Patriarchat wurde, zwiſchen den Jahren 415 und 422, aufgehoben, nur die Erhaltung aller Synagogen wurde ihnen verſtattet, und die Erbaunng neuer bey den härteſten Strafen unterſagt. Nicht nur war ihnen verbothen, irgend Jemand zu ihrem Glauben, den ſie doch auch für göttlich hielten, zu bekehren; nicht nur konnte ein Jude kein Kind, welches die Religion ſeiner Väter verlaſſen hatte und zu der begünſtigten übergegangen war, enterben, ſondern die Härte gieng ſo weit, daß ſo gar das größte Verbrechen eines bekehrten Kindes gegen ſeine unbekehrte Eltern dieſe nicht einmal berechtigte, demſelben den Pflichttheil zu entziehen. Dieſes Geſetz, das dem natürlichen Gefühle der Gerechtigkeit widerſprach, mußte rechtſchaffene jüdiſche Eltern eben ſo ſehr betrüben,

als

als es dem Chriſtenthume nur den Uebergang der Verruchteſten dieſer Nation ſicherte.

Endlich wurde auch den Gliedern derſelben alle Fähigkeit, bürgerliche Ehre zu erwerben, und um das gemeinſchaftliche Vaterland ſich verdient zu machen, genommen. Sie wurden aller Würden und Bedienungen im Staate unfähig erklärt; nur an den Laſten der bürgerlichen Geſellſchaften ſollten ſie Theil nehmen, aber an keinem der Vortheile, die für jene ſonſt zugeſtanden waren. Als Zeuge konnte ein Jude nur dann in den Gerichten auftreten, wenn er gegen ſeinen Glaubensgenoſſen ausſagte, aber von dem Verbrechen eines Rechtgläubigen galt ſein Wort nichts, wohl aber des Letztern Zeugniß gegen Jenen. Die Juden wurden, von nun an, zu den niedrigſten und ſchlechteſten Menſchen gerechnet, (1) deren Schickſal und äuſſeres Verhältniß eben ſo unglücklich und verworfen ſeyn ſollte, als ſie, nach der Einbildung oder dem Vorgeben ſchwacher Fürſten und fanatiſcher Prieſter, ihre Seelen muthwillig machen wollten.

In dieſem Zuſtande befand ſich die jüdiſche Nation, als die verſchiedenen nordiſchen Völker in das römiſche Reich einfielen, und in den Provinzen deſſelben eigene neue Staaten errichteten. Da die freygebornen Römer, und die andern urſprünglichen Bewohner derſelben von ihren neuen Beherrſchern faſt als Sclaven behandelt wurden, ſo mußten die ſchon von dieſen ſo ſehr verachteten Juden natürlich eine noch härtere Begegnung von Barbaren erfahren, die keine andere Tugend, als die kriegeriſche, kannten, welche bey jenen längſt ganz vertilgt war. Die Religion der überwundenen Römer wurde bald die der Sieger, und dieſe wußten ihren Eifer für dieſelbe nicht beſſer auszudrü-

(1) Homines viliſſimos, extremae conditionis, nennen ſie die Geſetze.

drücken, als daß ſie die unglückliche Nation verfolgten, die noch ſtandhaft immer ſich weigerte, einen Glauben anzunehmen, welchen Gothen, Vandalen und Franken ſo leicht mit dem Glauben ihrer Väter tauſchten. Da auch allmählich das römiſche Recht zu hohem Anſehen in den neu geſtifteten Staaten gelangte, ſo blieben deſſen harte Verfügungen in ihrer Kraft, und wurden durch die eingeſchränkten Erklärungen der Ausleger, die gehäſſigen Beſchuldigungen der immer unwiſſenden Geiſtlichen, und das Vorurtheil des Alterthumes, noch immer drückender gemacht. Noch in neuern Zeiten haben Rechtsgelehrte aus den römiſchen Verordnungen folgern wollen, daß die Juden aller Rechtswohlthaten unfähig wären; ja, ſie haben ſich nicht geſcheuet zu behaupten, daß der chriſtliche Mörder eines Juden nicht mit der gewöhnlichen Strafe, des Mordes zu belegen ſey. (2)

Wenn dieſe unmenſchliche und unpolitiſche Grundſätze auch noch in aufgeklärten Zeiten ſich erhalten können: ſo iſt es natürlich, daß ſie bey jenen rohern Nationen mit noch größerer Gewalt ſich äuſſerten, da die ausſchließenden Geſinnungen ihrer Geſellſchaften, die Abneigung gegen die Fremden und Ueberwundenen, die Verachtung nicht kriegeriſcher Menſchen, die Vorurtheile des Aberglaubens ſich zu ihrer Verſtärkung vereinigten.

(2) Die Beneficia SCti Macedoniani; reſtitutionis in integrum, inventarii, ceſſionis bonorum, ſollen, nach dieſen harten Auslegern, den jüdiſchen Bürgern nicht zu ſtatten kommen; ihre Weiber ſollen bey Concurſen nicht ihren Brautſchatz zuvörderſt heraus bekommen, u. ſ. w. Mehrere ſolche ungereimte Folgerungen, die auch dem Buchſtaben des römiſchen Geſetzes widerſprechen, findet man bey dem erleuchteter denkenden v. Senkenberg geſammelt in ſeiner Comment. de iuribus ac privilegiis dotium illatorumque in concurſu creditorum, in ſpecie quoad mulieres Judaeas, S. 71.

Unter allen Nationen, welche die jetzigen Staaten von Europa geſtiftet haben, hat keine härtere Geſetze gegen die Juden gegeben, als die Weſtgothen, welche gerade darauf arbeiteten, dieſe nach ihrem Ausdrucke verabſcheuungswürdige Secte (deteſtanda ſecta) ganz zu vertilgen. (3) Durch ihre Verordnungen wurde den Juden verboten, ihren Sabbath und ihr Oſterfeſt zu feyern, ſich nach dem moſaiſchen Geſetze zu verheurathen, nach demſelben Speiſe und Trank zu beſtimmen, und die Beſchneidung auszuüben. Nicht einmal ein getaufter Jude ſollte gegen einen Chriſten zeugen, ſondern erſt die ihren Glauben erprobte Nachkommen deſſelben wären fähig, über ein chriſtliches Verbrechen auszuſagen. Auf die Uebertretung aller dieſer Geſetze wurde entweder die Hinrichtung durch Juden ſelbſt, die Steinigung, oder lebendige Verbrennung, geſetzt. Der Sclave eines Juden, der ein Chriſt wurde, erhielt ſogleich die Freyheit. Geſchenke von einem Juden zu nehmen, war unterſagt. Die Prieſter waren beſonders angewieſen, auf die Beobachtung dieſer Geſetze zu halten, die Vergehungen der Juden zu unterſuchen und zu ſtrafen, und alles gegen ſie zu verfügen, was ihrer Rechtgläubigkeit gut dünken möchte. Die weltlichen Richter durften durchaus keine Unterſuchung wider einen Juden ohne Beyſeyn und Theilnehmung eines Biſchofes, oder eines von ihm dazu bevollmächtigten Geiſtlichen, anſtellen, weil man ihnen mehr ketzeriſche Menſchenliebe zutrauete, oder auch ſie fähiger hielt, von den Juden durch Beſtechungen gewonnen zu werden. Ein Geiſtlicher, der hierin etwas verſah, wurde zu der Strafe eines dreymonatlichen Bannes und Bezahlung von 1 Pfund Gold, verdammet; und die letztere Strafe war auch dem-

(3) Man findet dieſe Verordnungen in Lege Wiſigothorum, L. XI!, Tit. 2 & 3. in Geo giſch Corp. Jur. Germ. Antiq. S. 2155, fgg.

demjenigen Richter gedrohet, der bey Execution der prieſterlichen Urtheile gegen die Juden ſich ſäumig bewies. Die Geſetze der Franken waren etwas weniger hart wider die Juden, welche, nach demſelben, zu den Domänen der Könige gehörten, und Servi fiscales genannt wurden. So wie ſie dadurch zu beſondern Dienſten und Abgaben an die Könige verbunden wurden, und auch unſtreitig zu der geringſten Claſſe der Unterthanen gehörten, ſo genoſſen ſie doch auch gerade durch dieſe Einrichtung den beſondern Schutz der Regenten.

Zu dieſen allen jetzt angeführten Gründen kam noch einer, welcher beſonders dazu beytrug, den Hebräern ein unmildes Schickſal in den Staaten des Mittelalters zu bereiten. Da die Juden von allen Wegen, die zur bürgerlichen Ehre führen, ausgeſchloſſen waren, ſo betraten ſie natürlich deſto eifriger diejenigen, welche zum Gewinn leiten. Und ihre Bemühungen auf denſelben wurden ihnen ſehr erleichtert, da ihnen zwar, wie ich weiter unten zeigen werde, der Beſitz liegender Güter und der damals ſehr wenig einträgliche Ackerbau unterſagt, dagegen aber der Handel und alle Geldgeſchäfte ihnen faſt allein überlaſſen waren. Die Juden brachten aus dem römiſchen Reiche noch mehr Kenntniſſe und Cultur herüber, als die herrſchenden Nationen in dem erſten Zeitalter der neuen Staaten beſaßen. Sie wurden nicht durch rohe Sitten und Fehden verwildert, nicht durch ſcholaſtiſche Mönchsphiloſophie und Aberglauben aufgehalten. Wenn man die Kenntniſſe des damals arabiſchen Spaniens gegen die Kenntniſſe des rechtgläubigen Europa vergleicht, ſo wird es ſehr warſcheinlich, daß es eine Zeit gab, wo die größte europäiſche Aufklärung bey den Beſchnittenen gefunden wurde. Die Juden befanden ſich damals in Spanien in ſehr blühenden

Um-

Umſtänden, (4) und ſetzten dieſes Land mit dem übrigen Europa in mehr Verbindung, als ſonſt geweſen ſeyn würde. Dieſe Verbreitung der Nation durch faſt alle Theile der damals bekannten Erde, ihre engere Verbindung unter einander, ſo wie ihre größere Cultur und Kenntniß, mußten ihnen nothwendig Vorzüge im Handel vor den herrſchenden Nationen des chriſtlichen Europa geben, deren edlerer Theil ſich den Handel zur Schande rechnete, und deren mittlere Stände theils aus Unkunde, theils aus Furcht vor den Räubereyen des Adels erſt in ſpätern Zeiten erhebliche Handelsunternehmungen wagten. Die Seltenheit und Unſicherheit derſelben mußte ihren Gewinn erhöhen, und die Juden waren durch ihre Geſchicklichkeit fähig, allmählich Reichthümer zu erwerben, die ein Gegenſtand des Neides der Fürſten und des Volkes, von jenen unter einigem religiöſen Vorwande, von dieſem mit durch die Prieſter befeuerter und geheiligter Wuth, ihnen abgenommen wurden. Die Juden müßten keine Menſchen geweſen ſeyn, wenn ſie diejenigen, welche ſie ſo ungerecht verfolgten, nicht wieder gehaßt hätten, und wenn ihnen ihre uralte Lehre, eben weil ſie ihnen ſo viel Kummer verurſachte, nicht noch lieber geworden wäre. Sie ſuchten die thätigen Drückungen ihrer Feinde wenigſtens mit heimlichen Beweiſen ihres Haſſes zu vergelten; ſolche, wie etwa die öftern Anklagen der Schriftſteller des mittlern Zeitalters bemerken, daß die Juden an den Feſten, welche die Chriſten an traurige Begebenheiten erinnerten, ſich durch Freudenbezeigungen, und an den entgegen geſetzten, durch Trauerkleider, auszeichneten. Auch iſt es der menſchlichen Natur ganz gemäß, daß ſie vielleicht zuweilen an einzelnen Chriſten,

(4) Der Talmud wurde daſelbſt, auf Befehl des Regenten, in das Arabiſche überſetzt.

ſten, die Grauſamkeit, die ſie erfuhren, gerächt haben; und eben ſo kann es ſeyn, daß ſie Chriſtenkinder, die ihnen in die Hände fielen, durch die Beſchneidung zu dem Glauben einweihten, welcher ihnen der heiligſte ſchien, obgleich eine ſolche gezwungene Beſchneidung in den Geſetzen der jüdiſchen Religion verboten iſt. Ganz nothwendig aber wurde der Wucher und ein unmäßiger Gewinn bey einer Nation hervor gebracht, die nicht mit Sicherheit einen mäßigen ſuchen, und das erworbene genießen konnte.

Wenn dieſe Vergehungen der Juden nicht ganz unwarſcheinlich ſind, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie von den Mönchen (faſt den einzigen Annaliſten jener Jahrhunderte,) ſehr übertrieben (5) worden ſind, und daß

(5) So gewiß es iſt, daß die Beſchuldigungen von Brunnenvergiften, Durchſtechen geweiheter Hoſtien, Kreuzigen der Kinder, völlig erdichtet, und andere ſehr übertrieben worden ſind, ſo läßt ſich doch wohl begreifen, wie man ſich von dieſen Ungereimtheiten in jenen Zeiten leicht überzeugt habe, da dieſelben faſt noch bis auf die unſern ſich erhalten können. Noch im J. 1682 und 1692 mußte der Pfalzgraf Chriſtian Auguſt von Pf. Sulzbach, durch öffentliche Mandate das Volk warnen, den nach genauer Unterſuchung ganz falſch befundenen Gerüchten, daß die Juden Chriſtenkinder aufgefangen hätten, nicht zu glauben. Und noch im J. 1752 entſtand in der polniſchen Woiwodſchaft Kiow das Gerücht, die Juden hätten das Kind eines Edelmannes am Oſterfeſte grauſam ermordet, welches durch ein wundervolles Bluten des Leichnames entdeckt, und von den Juden ſelbſt eingeſtanden ſeyn ſollte. Man findet dieſe Geſchichte ganz umſtändlich erzählt in Ulrichs Samml. jüdiſcher Geſchichten, S. 291, aber auch eben daſelbſt die entſchiedene Falſchheit der ganzen Anklage bemerkt. Noch befremdender iſt es, daß der Verf. einer erſt im J. 1779 gedruckten Schrift: Obſervations d'un Alſacien ſur l'affaire preſente des Juifs d'Alſace, es hat wagen können, von allen jenen fabelhaften Ungereimtheiten, als von bewieſenen Thatſachen der Geſchichte zu reden. Dieſer Schriftſteller bemüht ſich, mit einem unſers Zeitalters und einer aufgeklärten Nation höchſt unwürdigen Fanaticismus, die Verfolgung gegen die Juden zu predigen; er häuft die unphiloſophiſchſten Beſchuldigungen gegen dieſelben, um zu beweiſen, daß ſie im Staate nicht geduldet werden müßten, und wiederholt die Lügen der Mönche finſterer Zeiten mit gläubiger Zuverſicht, ſo wie er die Unmenſchlichkeiten, welche man gegen die Juden

daß ſie, allemal durch die Drückungen der herrſchenden Nation hervor gebracht, dieſe nie rechtfertigen können. Indeſſen trugen ſie doch durch die natürliche Gegenwirkung bey, die Erbitterung zu vermehren, und den Zuſtand der Juden noch unglücklicher zu machen.

Nie hat eine Nation während eines ſo langen Zeitraumes ſo grauſame und unmenſchliche Verfolgungen erdulden müſſen. Wenn irgend ein phyſiſches Unglück entſtand, ſo wurden die Juden für die unglückliche Urſache gehalten, die den erzürnten Himmel gereizt habe, und ihre blutige Vertilgung war das Mittel ihn zu verſöhnen. (6) Wenn eine Seuche oder Hungersnoth die Menſchen aufrieb, ſo hatten ſie die Juden durch Vergiftung der Brunnen bewirkt, und ohne Beweiſe dieſes ungereimten Vorgebens, wurden ſie vom wüthenden Pöbel ermordet, oder mit gerichtlicher Form verbrangt und hingerichtet. Wenn ein Krieg unglücklich ablief, ſo hatte es die Verrätherey der Hebräer bewirkt, und ſtatt der Feinde wurden wehrloſe Unſchuldige getödtet. Wenn die Regenten und ihre Großen Geld bedurften, ſo mußten die Juden es ihnen leihen, und wenn ſie nicht bezahlen wollten, ſo wurden dieſe Schulden für ungültig erklärt, und wohl gar die unglücklichen Gläubiger aus dem Lande verbannet. (7)

Die

begangen hat, an die kein Mann von Gefühl ohne Abſcheu zurück denken kann, mit einer Art von Billigung erzählt und gleichſam zum Muſter aufſtellt.

(6) Das auffallendſte Beyſpiel dieſer Verblendung, mit der man alles öffentliche Unglück den Juden beymaß, iſt wohl die Beſchuldigung, daß ſie Königs Carl VI. von Frankreich, Wahnſinn bewirkt haben ſollten; und deshalb alle, welche nicht Chriſten werden wollten, das Land verlaſſen mußten. S. *Villaret* und Meuſel Geſch. von Frankreich, bey dem J. 1393.

(7) So erklärte K. Carl IV. im J. 1347 die Burggrafen von Nürnberg, und 1360 zwey böheimiſche Edelleute von Capital und Zinſen frey, die ſie den Juden ſchuldig waren. Im J. 1390 ließ K. Wenzel ſo gar einen offenen Befehl in das

Reich

Die hohen Abgaben, welche die Juden entrichten mußten, und die tyranniſche Willkühr, mit der man ſie des Ihrigen beraubte, machten, daß man dieſelben allmählich als eine Quelle der Finanzen anſah. Und nur aus dieſer Rückſicht wurden ſie des Schutzes der Regenten gewürdiget, und von dem völligen Untergange gerettet, weil dieſe ſowohl in den fränkiſchen als andern Reichen die Juden als ihr beſonderes Eigenthum, als eine Domäne anzuſehen anfingen. In ganz Deutſchland gehörten ſie allein dem Kaiſer, deſſen Kammerknechte ſie genannt wurden, und an den ſie beſondere Abgaben entrichten mußten. Schon in den ältern Zeiten findet man von den carolingiſchen und den folgenden Kaiſern hievon Beyſpiele, obgleich ſeltener, weil die Juden erſt ſeit dem 10 und 11ten Jahrh. ſich in größerer Menge in Deutſchland zeigen. K. Friedrich II. iſt der erſte, bey dem man die Benennung Servi camerae findet. Judaei, heißt eine Stelle bey *Petr. de Vineis*, L. 6, c. 12. omnes & ſinguli, degentes ubique per terras noſtrae iurisdictioni ſubiectas, chriſtianae legis & imperii praerogativa ſervi ſunt camerae noſtrae ſpeciales. Die Kaiſer maßten ſich ſo gar zuweilen die Herrſchaft über die Juden in der ganzen chriſtl. Welt an, welches eine Folgerung aus dem Vorurtheile der mittlern Zeit war, daß Carl der Große und ſeine Nachfolger unmittelbar in die Stelle und alle Rechte und Gewalt der römiſchen Kaiſer getreten wären, und alſo dadurch auch die Herrſchaft über die Juden erhalten hätten. Der Schwabenſpiegel drückt dieſes ganz deutlich Cap. 146, §. 4, ſo aus: „Die Juden gab der Küng Titus zu eigen in des Küngs Kammer, davor ſollen ſie noch des Riches Knecht

Reich gehen, nach welchem alle Fürſten, Grafen, Freyen, Herren, Ritter, Knechte, Bürger und andere Unterthanen, die im Lande Franken wohnen, von allen Judenſchulden an Capital und Zinſen frey und ledig ſeyn ſollten.

Knecht ſin und er ſoll ſy auch ſchirmen.“ Dieſe Behauptung wird nicht ſo ſonderbar ſcheinen, als daß K. Albrecht I. gegen König Philipp IV. von Frankreich ſie wirklich geltend machte, und daß die franzöſiſchen Rechtsgelehrten ſelbſt für das Recht des Kaiſers ſprachen. Der König gehorchte auch dieſem Ausſpruche, aber mit ſophiſtiſcher Grauſamkeit. Er ließ die Juden ihres ganzen Vermögens, das er für ſich behielt, berauben, und verjagte ſie nackend über die Gränzen ſeines Reiches nach Deutſchland. Hier behaupteten die Kaiſer das Recht, Juden zu halten, als eine ihnen ausſchließlich zuſtehenden Befugniß, die nur ihre ausdrückliche Erlaubniß den einzelnen Reichsſtänden beylegen konnte. Indeſſen verliehen ſie dieſes Recht beſonders an die neugeſtifteten Bisthümer, mit eben der Freygebigkeit, mit welcher ſie mehrere Theile ihrer Einkünfte verſchenkten und veräußerten. (8) So wie die Kaiſer hiedurch ihr ausſchließendes Recht über die Juden behaupteten, ſo beſtraften ſie auch ſehr oft die gegen dieſelben unternommenen Verfolgungen des Volkes, oder die Stände, welche ſie drückten und verjagten. So gab Heinrich IV. den Juden, welche man zur Taufe gezwungen hatte, das Recht wieder, zu ihren alten Glauben zurück zu kehren, und zugleich zog er die Güter der ermordeten Juden für ſich ein, und beſtrafte diejenigen, welche ſich in den Beſitz derſelben unrechtmäßig geſetzt hatten. Wie das Recht Juden zu haben, ſo bewilligten die Kai-

(8) Köhler giebt mit Unrecht, in ſeiner Reichshiſtorie S. 146, ein ſolches kaiſerliches Privilegium von K. Albrecht I. von 1301. an Conrad Wildgrafen zu Dhaun, als das erſte der Art, an. K. Otto I. ſchenkte ſchon ſeine Rechte über die Juden der Domkirche zu Magdeburg, im Jahr 965. wovon die Urkunde ſich in Meibom's Script. rer. germ. T. I. p. 749, findet. Eine Menge anderer Beyſpiele von dieſen, nach und nach allen Arten der Reichsſtände und auch dem Adel verliehenen Privilegien, hat Pfeffinger im Vitr. illuſtr. T. 3. p. 1276, fgg. geſammlet.

Kaiſer auch einzelen Reichsſtänden das entgegen geſetzte, ihnen nie Juden aufdringen zu wollen. (9) Dieſes beweiſet alſo, daß die Kaiſer den Juden auch wohl wider Willen der Reichsſtände in deren Gebiethe den Aufenthalt verſtattet haben, und daß dieſe ſie nicht eigenmächtig vertreiben konnten. Vermuthlich aber iſt dieſes Privilegium ſeltener geſucht worden, weil ſowohl die Landesherren, als die Städte, großen Vortheil von den Juden durch die Abgaben, den Handel, und die willkührliche Drückung derſelben, hatten. Daher ſetzten ſich viele Fürſten allmählich, auch ohne kaiſerliche Verleihung, in den Beſitz dieſes Rechtes, und ſo wie die landesherrlichen Rechte überhaupt zunahmen, befeſtigten ſie ſich in demſelben immer mehr. Indeſſen wurde dieſe Anmaßung von den Kaiſern oft geahndet. Nur die goldene Bulle machte hierin eine Abänderung, da ſie auch den ſämtlichen Churfürſten einen geſetzmäßigen Mitbeſitz dieſes bisherigen kaiſerlichen Reſervatrechtes zuerkannte. Denn obgleich K. Carl IV. noch im J. 1347. ausdrücklich erklärt hatte, „daß alle Juden mit Leib und mit Gut in unſere Kammer gehören und in unſrer Gewalt ſeyn, daß Wir damit thun und laßen mögen, was Wir wollen:“ ſo beſtätigte er doch durch die goldene Bulle den Churfürſten das Recht, Juden zu halten, auf immer, ſo wie ſie es vorlängſt und rühmlichſt hergebracht hätten. Wenn gleich die Beſtimmung dieſes Reichsgrundgeſetzes nur auf die Churfürſten eingeſchränkt iſt, ſo kann doch deshalb nicht bezweifelt werden, daß auch die übrigen Fürſten und Reichsſtände, welche durch beſondere Verleihung dieſes Recht erhalten hatten, auch noch ferner im Beſitz deſſelben blieben.

Viel-

(9) Man findet ein Paar Beyſpiele eines ſolchen, den Reichſtädten Ulm und Nürnberg von den K. Maximilian I. und Maximilian II. ertheilten Privilegien, in Ayrers und Jungs Tract. de iure recipiendi Judaeos, S. 64, bemerkt.

Vielmehr wurde es in der folgenden Zeit immer noch mehr ein Theil der Landeshoheit, theils durch fernere kaiſerl. Privilegien, theils durch die Erhaltung eines unbeſtrittenen Beſitzſtandes. Oft wurden die Kaiſer auch durch ihre Bedürfniſſe veranlaſſet, dieſes Recht und die Einkünfte deſſelben an die Stände, und beſonders die Reichsſtände, entweder auf immer oder nur auf gewiſſe Zeiten zu verpfänden. (10) Auch der mittelbare Adel erhielt oft das Recht, Juden zu halten, von den Kaiſern. (11) Die Verfaſſung blieb bis zum J. 1548; und noch im J. 1510. unterſagte K. Maximilian I. dem Grafen zu Oettingen, in ſeinem Lande Juden zu haben. Durch die Reichspolizeyordn. von 1548. Tit. 20. wurde aber das Recht, Juden zu halten, als ein eigenthümlicher Vorzug aller Reichsſtände anerkannt. „Setzen, ordnen und wollen Wir, (heißt dieſe in der neuern R. P. O. von 1577. Tit. 20. wiederholte Verfügung,) daß führohin Niemand Juden anzunehmen oder zu halten geſtattet werden ſoll, dann denjenigen, die von Uns und dem heyligen Reich Regalia haben, oder inſonderheit derhalben privilegirt ſeyn.“ Nach dieſem Geſetze iſt alſo nun das Recht, Juden zu halten, unſtreitig ein Theil der Landeshoheit, und darf keiner derſelben weiter einen Beweis deſſelben führen. Auch iſt durch die Vorſchriften des weſtphäliſchen Friedens (Art. 5. §. 26.) und der kaiſerl. Wahlcapitulation (Art. 10. §. 4.) wegen Nichtwiedereinlöſung der Reichspfandſchaften, der Beſitzſtand derjenigen

 Stände,

(10) So überließ K. Carl IV. der Stadt Frankfurt die dortigen Juden, im J. 1349, wiederkäuflich für 152,000 Pf. Heller, und K. Leopold hob im J. 1681. das Recht des Wiederkaufes auf. S. *Ettling* de Judæorum Moeno-Francofurt. conditione, S. 11.

(11) So heißen noch jetzt 4 dem Schenk zu Schweinsberg nach einem Privilegium K. Ludwig IV. gehörigen Juden: römiſche Bürger. *Gatzert* Tr. de iurib. Judæorum, S. 9.

Stände, welche das Recht, Juden zu halten, zuerſt durch Verpfändung erworben haben, auch noch von neuem befeſtiget worden. (12) Aber noch bis jetzt wurde in keinem der deutſchen Staaten dieſes Recht ſo politiſch genutzet, wie geſchehen ſeyn würde, wenn man den Juden die Rechte aller übrigen Bürger verliehen, und ihrer Induſtrie, zu ihrem eigenen und des Staates Vortheil, freye Aeuſſerung geſtattet hätte. Noch in allen, ſo wie in den übrigen europäiſchen Ländern, ſind mehr oder weniger Spuren der Barbarey der finſtern Jahrhunderte in der Judenverfaſſung übrig geblieben.

Ueber die bürgerliche Verfaſſung der Juden, von Chriſt. Wilh. Dohm, 1 Th, Berl. und Stett. 1783. 8. S. 37, fgg.

Heut zu Tage iſt demnach, erwähntermaßen, das Recht, Juden im Lande aufzunehmen, zu dulden, und ſie, nach Beſchaffenheit der Umſtände, wieder aus dem Lande zu ſchaffen, ein Stück der Landeshoheit, und ſteht dieſes Recht in unſerm deutſchen Reiche (13) allein den Fürſten und Ständen deſſelben zu, ſo, daß ohne deren beſondere Einwilligung, Privilegium

(12) Kaiſer Carl V. hat außer dem, daß er die Rechte der Stände, in Abſicht der Juden genauer beſtimmte, auch durch beſondere Privilegien v. J. 1530. den Zuſtand der Juden im deutſchen Reiche zu ſichern und zu verbeſſern geſucht. Nach denſelben iſt beſonders verboten, ſie zur Taufe zu zwingen, mit neuen Zöllen zu belegen ꝛc. Man findet dieſe Freyheitsbriefe in *Limnæi* jur. publ. To. IV, S. 501, fgg.

(13) Es findet dieſes auch in andern Staaten, welche mit dem deutſchen Reiche in keiner Verbindung ſtehen, Statt. Daher heißt es in dem königl. preuß. Reglement, wie es mit dem Toleranzweſen in Anſehung der Juden und der von denſelben an die königl. Caſſen abzugebenden Schutzgelder und andern Gebühren im Erzherzogthum Schleſien, excluſ. der beyden Städte Breslau und Glogau, gehalten werden ſoll, von 2 Dec. 1751. §. 18. „Se. königl. Majeſtät declariren ferner „hiebey allergnädigſt, wie Sie, vermöge des Allerhöchſt „Deroſelben allein competirenden landesherrlichen Toleranz„regalis, keinem Magiſtrat, Landſtand oder Grundherrſchaft „geſtattet werden, eigenmächtig ſo wenig Juden aufzunehmen, als zu expelliren“ ꝛc.

gium oder Conceſſion, kein Vaſall oder keine Stadt ſich dieſes Recht anmaßen darf. (14)

In Anſehung der Polizeymaßregeln, Anſtalten und Einrichtungen bey dem Toleranzweſen, pflegt man zuweilen die Juden in drey Claſſen einzutheilen. Zu der erſten Claſſe rechnet man die ordentlichen Schutzjuden, oder diejenigen, die unter der feſtgeſetzten Anzahl derjenigen Juden ſtehen, welche in einer Stadt aufgenommen worden ſind, und darin geduldet werden ſollen, und welche allein die Befugniß haben, ein Kind anzuſetzen, und auf ihr Recht zu verheurathen. Dieſe Befugniß iſt es hauptſächlich, die ſie von andern Juden unterſcheidet. In der zweyten Claſſe befinden ſich die auſſerordentlichen Schutzjuden, welche auf lebenslang geduldet werden, aber nicht befugt ſind, ein Kind anzuſetzen, noch an ihrem Orte auf ihr Recht zu verheurathen. Zu dieſen gehören diejenigen, die eines ordentlichen Schutzjuden Wittwe geheurathet, oder ſonſt eine Conceſſion erhalten haben, wie auch die Wittwen und übrigen Kinder von der Familie eines ordentlichen Schutzjuden, worauf bereits ein Kind angeſetzt iſt; wie auch die öffentlichen Bedienten bey der Judenſchaft, als: Rabbinen, Beyſitzer, Cantor ꝛc. Die dritte Claſſe begreift die fremden Juden in ſich, die in das Land nur ab= und zureiſen. Nach dieſem dreyfachen Unterſchiede werden nun die Juden auch auf verſchiedene Art behandelt.

Dieſer Unterſchied iſt in den kön. preußiſchen Staaten geſetzlich gemacht worden.

(14) Churf. brandenburgiſche Verordn. daß die Unterobrigkeiten ohne churfürſtliche Vergleitung keinen Juden aufnehmen ſollen, v. 25 Jul. 1696. Königl. preußiſches Reſcript wegen Vergleitung der Unterobrigkeiten, v. 1. Aug. 1703. Reſcript, daß die Univerſität zu Halle keinen Juden recipiren ſoll, vom 21. Jun. 1707.

Revidirtes Generalprivilegium und Reglement für die Judenſchaft im Königr. Preußen, der Chur- und Mark Brandenburg, den Herzogthümern und Fürſtenthümern Magdeburg, Cleve, Hinterpommern, Croſſen, Halberſtadt, Minden, Camin und Mörs, und den Graf- und Herrſchaften Mark, Ravensberg, Hohenſtein, Tecklenburg, Lingen, Lauenburg und Bütow, vom 17. Apr. 1750. (im Nov. Corp. Conſtit. March. Th. 2, S. 118, fgg. §. 5.

In Breslau hat man auf dieſen Unterſchied, wiewohl mit einiger Abänderung, ebenfalls Bedacht genommen.

Declaration, welchergeſtalt das in der Hauptſtadt Breslau überhand genommene unnütze Judenvolk, a dato publicationis, binnen zwey Monaten gedachte Stadt räumen, einige zum Münzweſen nöthige wohlberüchtigte jüdiſche Familien aber geduldet, und denſelben mit einigen wenigen Speciebus von Waaren der Handel al groſſo, keinesweges aber mit offenen Laden, verſtattet werden ſoll. v. 6. May 1744.

Bey der übrigen Judenſchaft in den ſchleſiſchen Städten hat man nur den Unterſchied unter Stammjuden und eigenen Wirthen, oder Dienſtboten von andern oder fremden Juden, angenommen.

S. die dem ſchon angeführten ſchleſiſchen Judentoleranzreglement v. 2 Dec. 1751. beygefügte Inſtruction für die Judentoleranzämter, §. 2.

In andern Ländern macht man keinen andern Unterſchied, als zwiſchen den im Lande tolerirten Schutzjuden, und den fremden.

Es iſt als ein allgemeiner Grundſatz anzunehmen, daß man denen Juden, welche man im Lande dulden will, nur in Städten, keinesweges aber auf dem Lande und in den Dörfern zu wohnen verſtatte. Denn wenn gleich die Polizey im Stande iſt, die Juden dem Staate nützlich zu machen, ſo iſt doch auch gewiß, daß hiezu eine ganz beſondere Aufſicht erfodert wird. Da die Juden größtentheils ſehr liſtig und verſchlagen ſind, ſo würde, wenn ſie in Dörfern wohnen dürften, zu befürchten ſeyn, daß ſie die einfältigen Bauern bald in ihr Garn locken, und ſie auf alle mögliche Art ausſaugen und bedrücken dürften, welches man auch ſchwerlich würde verhindern können, weil die Anſtalten zur beſtändigen guten und ge-

genauen Aufſicht auf dem Lande ſich nicht ſo bequem, wie in den Städten, machen laſſen. Man findet auch Beyſpiele, daß man dieſem Grundſatze gefolgt iſt, und die Wohnung der Juden auf den Dörfern geſetzlich verboten hat.

Königl. preuß. Reſcript, daß den Juden nicht erlaubt ſeyn ſoll, auf den Dörfern zu wohnen, v. 16. Oct. 1706. in Mylius Corp. conſtit. mach. 5 Th. 5 Abth. 3 Cap. No. 23. Col. 150.
Reſcript; daß weder auf dem Lande, noch von einem Particulier, Juden vergleitet werden ſollen, v. 21. Nov. 1703.; eb. daſ. 3. Th. Col. 584.
S. auch das angeführte Generalprivileg. und Reglement für die Judenſchaft, §. 33.

Ja, nach dem Reſcript an die königsbergiſche, pommeriſche und neumärkiſche Kammer, die Judenfamilien an kleinen Oertern betreffend, v. 9. Aug. 1753. (in Mylius Corp. conſt. march. 1. Th. Col. 563,) ſollen die Juden ſo gar in den kleinen Städten, ſonderlich in denen, die mitten im Lande belegen, und wo die Juden ganz unnöthig und vielmehr ſchädlich ſind, bey aller Gelegenheit und nach aller Möglichkeit daraus weggeſchaffet, und hauptſächlich nur in den kleinern, nach den polniſchen Gränzen zu belegenen, Städten gelaſſen werden.

Doch kann es auch Fälle geben, wo man die Duldung der Juden auf dem Lande nicht ganz und gar aufheben kann. Es können ſich z. B. einige Provinzen finden, wo die Vaſallen und Grundherrſchaften, wegen Mangel der chriſtlichen Pächter, ihre Bierbrauereyen und Branntweinbrennereyen nicht anders als durch Verpachtung an Juden, nützen können, daher man ihnen auch die Erlaubniß dazu nicht wohl abſchlagen kann; doch pflegt man dergleichen Pachtjuden dadurch in gehörigen Schranken zu halten, daß man ihnen nicht geſtattet, neben ſolchen gepachteten Nahrungen, einen andern Handel, es ſey mit welchen Waaren es wolle, zum Nachtheil der Städte zu treiben.

Dergleichen Verfaſſung findet in Schleſien Statt, wo ſowohl in den oberſchleſiſchen, als in verſchiedenen nächſt

an der polniſchen Gränze gelegenen niederſchleſiſchen Kreiſen, dergleichen Pachtjuden verſtattet werden.

S. das angeführte Reglement wegen des Judentoleranzweſens in Schleſien, §. 9.

In Ländern, wo die Accise eingeführt iſt, dürfen die geduldeten Juden auch nur in ſolchen Städten wohnen, wo die Accise vorhanden iſt, um dadurch die Unterſchleife und den Schaden, den die landesherrlichen Claſſen dadurch leiden würden, zu verhindern. Ja, viele Städte haben durch beſondere Privilegien die Freyheit erhalten, keine Juden bey ſich aufnehmen zu dürfen, daher ſie denn auch billig damit verſchonet werden.

Alſo ſollen nach den verneuerten Privilegien der markgräfl. brandenburgiſchen Hauptſtadt Culmbach vom 2 May 1713. §. 42. die Juden ſich daſelbſt nicht niederlaſſen, einkaufen oder anbauen, es geſchehe, unter was für Namen und Prätext es wolle. Ein gleiches hat man auch in Alterlang und Neu- oder Chriſtianerlang, im Fürſtenthume Culmbach eingeführt.

Corp. Conſt. Brand. Culmbac. P. 2. T. 2. S. 680.

Imgleichen in Neuſtadt an der Aiſch.

Reſcript, die Purificirung der Stadt Neuſtadt an der Aiſch von der allda wohnenden Judenſchaft betreffend, v. 7. Aug. 1739.

In Augsburg dürfen keine Juden wohnen. In Ulm müſſen die Juden jede Stunde, die ſie in der Stadt zubringen wollen, bezahlen; nur etliche wenige Familien haben darin mehr Freyheit.

In einigen Städten dürfen die Juden nur in einem gewiſſen Theile der Stadt wohnen; wie z. B. in Berlin, nur in dem berliner Viertel; in Rom in einem abgeſonderten und engen Platze; in Livorno, in einer beſondern Gegend der Stadt; ſ. oben, S. 382. Zuweilen nur in einer einzigen Straße, wie z. B. in Frankfurt am Mayn; ſ. oben, S. 379, f.

Ob gleich die Furcht, welche man ehemals hatte, daß die Judenſtraßen oder Judengaſſen, (Fr. Juiverie, Derjenige Theil einer Stadt, welcher den Juden zu bewohnen angewieſen iſt, oder doch ehedem angewieſen war, wird die

Ju-

Judenſtadt, im mittlern Lat. Judaearia, Juderia, Judaica, Juzataria, Judaiſmus, ſo wie die Gaſſe oder Straße, welche von Juden bewohnt wird, Judengaſſe oder Judenſtraße genannt,) einem Orte die Peſt zuziehen möchten, ungegründet war, indem der ſtarke Geruch der gemeinen Juden, ihrer Häuſer und Kleider, von ihrem beſtändigen Gebrauche des Knoblauches herrührt, dieſer aber ein Verwahrungsmittel wider die Peſt iſt, und die Juden auch Honig an vielen Speiſen genießen: ſo iſt doch immer ſchädlich; wenn viele Juden, davon ein großer Theil eine ſitzende Lebensart führt, in einer feuchten und engen Straße beyſammen wohnen, wie im Frankfurt am Mayn, wo beynahe 7000 Juden in ſolcher Straße von 195 Häuſern beyſammen wohnen. Daß keine anſteckende Krankheiten daſelbſt graſſiren, rührt, theils von dem Genuſſe des Knoblauches und Honiges, theils aber und am meiſten von der Lebensart, die der Judenpöbel hat. Große Handelsjuden bleiben oft den ganzen, ja den größten Theil des Tages in ihrer dumpfigen Gaſſe; der Pöbel hingegen iſt in einer beſtändigen Activität, und läuft vom Morgen bis in den Abend unter den Chriſten in der reinen Luft herum, handelt und lebt vom Profit. Daher iſt dieſer geſchäftige Theil geſund, der andere aber kränklich, zu welchem noch die Kinder, die jüdiſchen Damen, und die gelehrten Juden, gehören, deren letztern nicht wenige ſind, die beſtändig über den Talmud ſitzen, und des Jahrs kaum einmal aus der Gaſſe kommen. Die Folge dieſer Lebensart iſt, daß nirgends mehrere Einwohner mit den Hämorrhoiden geplagt ſind, als in der Judengaſſe, und daß die Krätze, Geſchwüre und Fiſteln hier ihren ewigen Sitz aufgeſchlagen haben.

Behrends Einwohner in Frankfurt ꝛc. S. 103, f.

Daß an manchen Orten, wie z. B. in Rom und Ancona, die Juden, um ſich von den Chriſten zu unterſcheiden, auf dem Hute einen Fleck von hellrothem Tuche tragen müſſen, iſt bereits oben angemerkt worden. In Venedig müſſen ſie rothe Hüte oder gelbe Ringe auf den Mänteln tragen.

Als einen zweyten allgemeinen Grundſatz hat man angenommen, daß man die bereits im Lande befindlichen

lichen Juden zwar dulden, ſie aber nicht allzu ſehr ſich einniſten und vermehren laſſen müſſe. Auf dieſem Grundſatze beruhen alle Maßregeln und Anſtalten, wodurch man ihre Aufnahme und Verheurathung einzuſchränken ſucht. Dieſer Grundſatz fließt zwar aus der faſt allenthalben angenommenen Meinung her, daß die Juden wegen ihres Wuchers und Betriegerey ſchädliche Leute ſeyn, und daß folglich ihrem Wucher und Betriegerey leichter zu ſteuern ſey, je weniger Juden ſich im Lande befinden; wie denn auch die Verhinderung ihrer allzuſtarken Vermehrung im Lande den Grundſätzen der Bevölkerung, als welcher die Juden, nach ihren gottesdienſtlichen und ſittlichen Begriffen, durch ihr Heurathen ſehr zu Statten kommen würden, nicht gemäß zu ſeyn ſcheint. Allein, dieſer Grundſatz iſt, dem ungeachtet, gar wohl zu vertheidigen. Es iſt ſchon oben erwähnet worden, daß die Juden unter einer ſehr genauen Aufſicht gehalten werden müſſen, wenn ſie die Geſetze beobachten ſollen, die ihnen wider den Wucher und Betriegerey vorgeſchrieben worden ſind. Die Juden werden von Jugend auf zum Handel erzogen; und da ſie gemeiniglich viel Witz und Verſtand haben, ſo lernen ſie die Vortheilchen bey dem Handel gar bald. Sie haben eben ſo wohl, wie die chriſtlichen Handelsleute, den Grundſatz angenommen: Vom Profit muß der Menſch leben; nur daß die Juden von dieſem Profit allzu ausgedehnte Begriffe haben, in welchen ſie auch zum Theil von den Geſetzen ſelbſt geſtärket werden; wiewohl auch viele chriſtliche Krämer den Juden hierin nichts nachgeben; denn der Handel iſt ſchon an ſich ſelbſt eine ſehr gefährliche Klippe, woran die Redlichkeit leicht Schiffbruch leiden kann. Da nun, wie geſagt, die meiſten Juden handeln, und dabey durch die Gewinnſucht geleitet werden, ſo muß es natürlicherweiſe der Polizey weit größere Mühe verurſa-

chen, wenn ſie eine große Menge Juden in den gehö- rigen Schranken erhalten ſoll, als wenn nur eine ganz mäßige Anzahl derſelben ihrer Aufſicht anvertrauet iſt.

Was den Punct der Bevölkerung betrift, ſo iſt gar nicht zu läugnen, daß die Juden dazu nicht wenig beytragen würden. Allein, wollen wir denn den Staat dermaßen mit Judenfamilien anfüllen, daß vor dieſel- ben die Chriſten nicht mehr aufkommen können? Wo eine Judenfamilie wohnt und ſich nährt, da kann auch eine Chriſtenfamilie Nahrung finden, und dieſer ge- bührt doch mit Recht der Vorzug. Es kömmt nicht bloß auf die Menge der Menſchen im Staate an, ſon- dern darauf, welche Menſchen dem Staate am nützlich- ſten ſind; und hier haben die Chriſten wieder den Vor- zug vor den Juden. Nun kann zwar die Polizey die Juden zu nützlichen Leuten bilden, wenn ſie will; al- lein, die Chriſten ſind es ſchon, und bleiben es vor- züglich vor ihnen. Es bleibt demnach der Grundſatz, daß man die Juden im Lande nicht allzu ſtark anwach- ſen und ſich vermehren laſſen müſſe, allemal vernünf- tig; obgleich einem kleinen Fürſten, der ſich nicht um eine große Armee bekümmern darf, ſondern der nur für gute Einnahme und weiſe Ausgaben ſeiner Ge- fälle zu ſorgen hat, der Rath gegeben wird, (15) alle ſonſtige Anſtalten zur Vertreibung und Verminderung der Juden zu unterlaſſen, weil das Judendepartement ihm etwas anſehnliches eintragen, und ſeine fürſtliche Caſſe, ohne die Juden dabey zu Grunde zu richten, gewiß erhöhen würde.

Dieſem zweyten Grundſatz zu Folge, pflegt man ein für allemal feſtzuſetzen, wie viel ordentliche Schutz = oder Stamm = und Handelsjuden mit ihrer Familie in jeder Stadt wohnen und geduldet wer- den

(15) Von Hrn. Präſid. Philippi, im vergrößerten Staat, Cap. 6, S. 152.

den ſollen, welche Anzahl dann niemals vermehret wird.

Königl. preuß. Generaljudenprivilegium, §. 5, n. 3.

Nach der Declaration wegen der Judenſchaft zu Breslau, §. 1 und 10, ſollen in dieſer Stadt nur 12, Handel und Wandel treibende Juden etablirt ſeyn. Außer dem aber ſind in Ober- und Niederſchleſien, die daſelbſt im J. 1751. recipirt und wohnhaft geweſenen Juden beybehalten worden, und ſollen, ſo lange ſie ſich eines redlichen und unbeſcholtenen Betragens befleißigen, keine Betriegereyen ausüben, und durch ein dem Publicum nachtheiliges Verhalten des königlichen Schutzes ſich nicht unwürdig machen, ferner geduldet und geſchützet werden. Für das Künftige aber ſollen in Niederſchleſien und der Grafſchaft Glatz, an ſolchen Orten, wo bisher keine Juden geweſen, desgleichen in Oberſchleſien, an denen Orten, welche ein Jus prohibendi haben, auch von nun an gar keine, in den übrigen Städten und Dörfern aber, worin bisher Judenfamilien und Perſonen die Toleranz gehabt, keine neue ohne Vorwiſſen und Approbation der Kammer recipiret werden.

Schleſiſches Judentoleranzreglement, v. 2. Dec. 1751, §. 1.

Ein jeder dieſer ordinären Schutz- oder Stammjuden bekömmt ein Privilegium, (einen Schutzbrief, eine Conceſſion, jüd. Quiumim,) welches er aber zuvörderſt nur für ſeine Perſon genießt: doch hat er die Freyheit, ſeine Kinder bey ſich zu behalten, ſo, daß dieſe, ſo lange er lebt, ſeinen Schutz mit genießen; doch dürfen dieſelben keine beſondere Handlung vor ſich führen. (16) Eben ſo werden auch die an jedem Orte eingeborne, verarmte und abgelebte Aeltern gleich den Kindern, bey jeder Familie geduldet.

Formular einer Conceſſion

für einen Schutzjuden, zu Anſetzung ſeines Sohnes.

Nachdem Se. königl. Maj. in Preußen ꝛc. Unſer allergnädigſter Herr, aus bewegenden Urſachen reſolvi-

(16) Königl. preuß. Generaljudenprivilegium, §. 5. n. 3. Breslauiſches Judenreglem. §. 16. 17.

ſolviret haben, dem hieſigen Schutzjuden *N. N.* die Erlaubniß zu ertheilen, daß er ſeinen Sohn *N. N.* allhier als einen *ordinair*en Schutzjuden *etablir*en dürfe: Als wird bemeldetem *N. N.* hiemit, und kraft gegenwärtiger Conceſſion, geſtattet, ſich als ein *ordinair*er Schutzjude allhier niederzulaſſen, und allen erlaubten Handel und Wandel zu treiben. Wornach die churmärk. Kriegs- und *Domainen*-Kammer, und der hieſige Magiſtrat ſich allerunterthänigſt zu achten, und dem *Impetranten*, wenn er ſich nach Vorſchrift des General-Judenreglements, bey Vermeidung der darin verordneten Strafe, leidlich verhält und aufführet, dabey gebührend zu ſchützen haben. *Signatum* Berlin. . . .

(L. S.)

Friderich.

Nur dieſen privilegirten Schutzjuden iſt erlaubt, ein einziges von ihren Kindern zu verheurathen, und auf der Aeltern Schutzbrief anzuſetzen. Es muß aber dieſes Kind, welches angeſetzt werden will, ein gewiſſes feſtgeſetztes Vermögen, (17) worunter jedoch das täg-

(17) Nach dem königl. preuß. Generaljudenprivil. §.. 5. n. 2. ſoll das eine Kind, welches auf der Aeltern Schutzbrief angeſetzt werden will, ein Vermögen von 1000 Rthlr. beſitzen. Und n. 14, wird vorgeſchrieben, daß der Beweis des Vermögens dergeſtalt geführt werden ſoll, daß ein Paar Judenälteſten, welche mit den Intereſſenten nicht verwandt, noch ſonſt bey der Sache intereſſirt ſind, nebſt dem Rabbi, das Vermögen, und worin es beſteht, unterſuchen und deutlich anzeigen, ſodann darüber auf Pflicht und Gewiſſen unter ihrer eigenhändigen Unterſchrift ein Zeugniß ertheilen, und darauf der ſich verheurathende oder anzuſetzende, den nach jüdiſchen Geſetzen und Gewohnheit einzurichtenden Formulare und dabey üblichen Ceremonien vorgeſchriebenen Eid vor der Obrigkeit jedes Ortes ablegen, und damit das angegebene Vermögen, ſamt deſſen wirklichen Eigenthum, beſtärken.

Nach

tägliche Hausgeräth und Kleidung, nebſt ungewiſſen Schulden, nicht mitgerechnet werden, (18) erweislich im Vermögen haben. Ein ſolches angeſetztes Kind darf aber bey Lebzeiten des Vaters weder Wechſel ſchließen, noch eine ſeparate Wirthſchaft oder Handel, am wenigſten aber ein beſonderes Famulitium führen. (19) Auch darf das angeſetzte eine Kind, ſo lange der Vater lebt, kein Kind wieder anſetzen. (20) Alle übrige Kinder aber müſſen unverheurathet bleiben, oder, wenn ſie bey Lebzeiten des Vaters heurathen, ſich aus der Stadt begeben, und können nicht bey dem Vater bleiben, wenigſtens keinen Handel treiben. Wenn jedoch das zweyte und dritte Kind ein anſehnliches Vermö-

Nach dem breslauiſchen Judenreglement, §. 15, iſt das Vermögen wenigſtens auf 2000 Rthlr. beſtimmt. Das ſchleſiſche Judentoleranzreglement aber verordnet, §. 6, daß kein fremder Jude, der ein eigenes Gewerbe treiben, oder eine Pachtung übernehmen will, aufgenommen werden ſolle, wenn er nicht, woſern der Anzug auf dem Lande geſchieht, wenigſtens 200 Rthlr. bey einer Stadt aber 3 bis 500 Rthlr. nach der Größe derſelben und dem Erkenntniſſe der Kammer, eigenthümlich an Vermögen zu beſitzen erweislich machen kann.

Nach dem markgräfl. brandenburg-onolzbachiſchen Judenprivilegium, v. 20 Mart. 1717. Tit. I. §. 5, ſoll derjenige Jude, welcher in der fürſtl. Reſidenz aufgenommen werden will, wenigſtens 1000 Gulden, derjenige aber, welcher ſich in einer Landſtadt niederläßt, 500 Gulden Vermögen beſitzen, und ſolches durch Atteſtationen von dem Ober- und Amtbarnoſſen, wofür dieſe aber zu antworten haben, erweislich machen, oder wo noch ein Zweifel daran geſetzt würde, ſoll der zu recipirende Jude ſein einbringendes Vermögen gar beſchwören. Und um wegen deſſen Vermögenszuſtandes noch mehrere Gewißheit zu haben, ſollen die Vorſteher der Judenſchaft ſchuldig ſeyn, bey der angeordneten Judendeputation 2 Jahre nacheinander, nach der Reception eines neuen Schutzjuden, ſchriftlich anzuzeigen, ob und wie hoch derſelbe in der Anlage ſtehe; indem derjenige, welcher in der Anzeige ſeines Vermögens falſch befunden wird, ohne Nachtheil mit Zurücklaſſung der erlegten Conceſſionsgeldern und Gebühren, des Schutzbriefes verluſtig ſeyn und ausgeſchaffet werden ſoll.

(18) Königl. preuß. Gen. J. Priv. §. 5, n. 2.
(19) Bresl. Judenreglem. §. 17.
(20) Königl. preuß. Gen. J. Priv. a. ang. O.

mögen zuſammen bringen, pflegt man ihnen ein beſonderes Privilegium zur Aufnahme unter die auſſerordentlichen Schutzjuden nicht zu verſagen. (21)

Keinem ordentlichen Schutzjuden wird erlaubt, ſeinem angeſetzten Kinde bey Lebzeiten ſeinen Platz abzutreten; es müßte denn ein alter Vater ſeinen Handel ganz niederlegen und ſich des Gebrauches ſeiner Rechte begeben wollen; in welchem Falle jedoch um die Erlaubniß angehalten, und, wenn dieſe erfolgt, die Renunciation von dem Vater ad Acta gegeben werden muß. (22)

Wenn ein ordentlicher Schutzjude bey ſeinem Leben einen Sohn oder eine Tochter angeſetzt und verheurathet hat, ſo darf er von der einmal getroffenen Wahl hernach nicht wieder abgehen. Im Fall das angeſetzte Kind, ohne wieder Kinder zu hinterlaſſen, bey des Vaters Lebzeiten mit Tode abgeht, wird dem Vater an deſſen Statt ein anderes Kind in ſeinen Handel dergeſtalt mit aufzunehmen verſtattet, daß ſolches nach ſeinem Abſterben in ſeine Stelle trete. Wenn aber während dieſes anderweitig angeſetzten Kindes Leben der Vater ſtirbt, und jenes gleichfalls ohne Kinder abgeht: ſo können die übrigen Kinder weder auf des verſtorbenen Vaters noch Bruders Privilegium weiter, ohne eine anderweitige landesherrliche Conceſſion, angeſetzet werden. Auch können auf der verſtorbenen Großältern Privilegium keine Enkel ſich anſetzen, wenn ihr Vatter oder Mutter ſich wegbegeben hat. (23)

Stirbt ein Vater, und die Kinder ſind noch nicht angeſetzt, oder unmündig, oder abweſend, ſo müſſen im erſten Falle, ſie ſelbſt, oder ihre Vormünder, binnen

(21) Eb. daſ. §. 5, n. 4. wo ſolches Vermögen auf 10000 Rthlr. beſtimmet wird.

(22) Eb. daſ. §. 5, n. 5.

(23) Eb. daſ. §. 5, n. 6.

nen 3 Monaten, im letztern Falle aber binnen Jahr und Tag, wegen Conſervation des väterlichen Privilegii ſich bey der Kammer melden, und ſolches ad Acta verzeichnen laſſen, dergeſtalt, daß, wenn ſolches nicht geſchehen iſt, ſie kein ferneres Recht an ihres Vaters Privilegium haben, weiter ſodern noch genießen ſollen. Hat der Vormund aber hiebey etwas verſehen, ſo bleibt dem Kinde, nach deſſen Beſcheinigung, bis es 25 Jahre erreicht hat, ſein Schutzrecht zu ſuchen, doch vorbehalten. (24)

Wenn ein ordinärer Schutzjude ſtirbt, ſo fällt alsdann das Privilegium auf ſein älteſtes Kind; (25) deſſen Brüder und Geſchwiſter aber können keinen weitern Schutz zum Handel darauf genießen. Iſt bey dem Abſterben des Schutzjuden noch kein Kind angeſetzt, ſo bleibt der Wittwe, im Namen des Schutzkindes, der Platz zur Anſetzung ſo lange offen, bis ſolche erfolgt, und kann, wenn ein Sohn vorhanden iſt, keine Tochter alsdann angeſetzet werden, es wäre denn, daß der Bruder zum Vortheil der Schweſter renunciiret hätte, und bereits großjährig ſey, oder der Vater vor ſeinem Abſterben en faveur der Tochter disponiret hätte. Es muß ſich aber die Wittwe, wegen Erhaltung des Rechtes ihres Schutzkindes, bey der Kammer gehörig melden, und ſolches ad Acta verzeichnen laſſen. (26)

Den

(24) Eb. daſ.

(25) Eb. daſ. §. 5, n. 4.

Nach dem Bresl. Judenreglem. §. 15, ſind dieſe Privilegia allerdings perſonalia, und keinesweges auf die Familien gerichtet, und ſollen daher mit dem Abſterben des Impetranten ungültig ſeyn. Wenn jedoch eines aus des verſtorbenen Privilegiati Kindern ſich wohl aufgeführt, ſeines Leumuthes und Wandels halber gute Zeugniſſe hat, auch wenigſtens 2000 Rthlr. erweißlich beſitzt: ſo ſoll im ſolchen Falle das nachgelaſſene Kind, vor andern, zu Erlangung des väterlichen Privilegii admittiret werden

(26) Königl. preuß Gen. J. Priv. §. 5, n. 7.

Nach

Den Wittwen ordinärer Schutzjuden, welche keine Kinder aus erſter Ehe haben, wird zwar verſtattet, ſich wieder zu verheurathen; allein, eine ſolche Wittwe bekömmt mit ihren künftigen Manne nur einen Platz unter den extraordinären Schutzjuden, es wäre denn, daß die Wittwe das Privilegium ſelbſt erhalten, und darauf ihren Mann geheurathet hätte, dieſer aber ohne Kinder verſtorben wäre; denn in dieſem Falle kann ſie ihr habendes Recht auch auf einen zweyten Mann bringen. (27)

Ein Verwandter kann niemals auf eines ordinären Schutzjuden Privilegium angeſetzet noch angenommen werden, weil die Privilegien ſich nicht auf die Verwandten erſtrecken. Wenn aber Jemand keine Kinder, und doch ein anſehnliches Vermögen hinterläßt, welches auf einen Fremden außerhalb Landes fallen und weggezogen werden dürfte, muß er, wenn er etwa einen andern an Kindes Statt annehmen will, ſich dieſerhalb gehörig melden, und darauf die landesherrliche Reſolution und Einwilligung gewärtigen. (28)

Keinem ordinären Schutzjuden iſt erlaubt, über ein Jahr lang, es wäre denn, daß er ſeines Commercii halber ohne Veränderung des Domicilii abweſend wäre, ohne erhaltene beſondere Erlaubniß ſich außerhalb ſeiner ordentlichen Heimath beſtändig aufzuhalten; und wenn ja dazu einer die Erlaubniß erhalten, ſo ſoll ſelbige nicht beſtändig, noch über 3 Jahre dauern; der

Jude

Nach dem bresl. Judenregl. a. ang. O., ſoll in dem Falle, wenn der abſterbende Privilegiatus eine Wittwe, welche den Handel zu continuiren im Stande iſt, und 2000 Rthlr. in Vermögen hat, nachläßt, dieſelbe, ſo lange ſie nicht ad ſecunda vota ſchreitet, den Genuß des Privilegii vorzüglich vor dem Kinde und allen andern haben; und ſollen, zu Vermeidung der jüdiſchen Propagation, ſo viel immer möglich, fremde Juden excludiret werden.

(27) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 5, n. 9.

(28) Eb. daſ. §. 5, n. 10.

Jude aber zu allen und jeden, ſowohl öffentlichen als andern bey der Judengemeine ſeines Domicilii vorkommenden Abgaben, ſeiner Abweſenheit ungeachtet, ſchlechterdings beytragen, oder des Privilegii verluſtig erkläret werden. Auch ſoll kein Jude an zwey Orten, unter dem Vorwande, zu den Anlagen zu contribuiren, Schutzbriefe, und den Effect, an zwey Orten Kinder anſetzen zu können, genießen; es wäre denn, daß ſolches zum Beſten einer oder der andern Familie beſonders erlaubet würde. (29)

Außer den ordinären Schutz- oder Stammjuden, ſind noch verſchiedene andere Juden, denen man zwar den Schutz im Lande nicht verſagen kann, weil eines Theils jene ohne dieſe bey ihrer gottesdienſtlichen und ſittlichen Einrichtung nicht fortkommen, andern Theils aber dieſe ohne Beyhülfe und Unterſtützung von jenen nicht leben können. Weil man doch aber auch bey dieſen extraordinären Schutzjuden obgedachten Grundſatz beobachten muß, wenn man den Endzweck, den man ſich dabey vorgeſetzt hat, nämlich die Verhinderung der allzu großen Vermehrung der Juden, erreichen will: ſo pflegt man auch zu beſtimmen, wie es mit dieſen extraordinären Schutzjuden gehalten werden ſolle. Zu dieſen werden zuvörderſt die öffentlichen Bedienten oder Officianten der Judenſchaft gerechnet, und man ſetzt, wie viel derſelben in jeder Stadt, wo Juden ſind, gehalten werden ſollen.

Alſo ſollen z. B. in den königl. Reſidenzien Berlin folgende geduldet werden: 1 Rabbi oder Vice-Rabbi; 4 Beyſitzer; 1 Ober- und 1 Unter-Cantor mit ſeinen Baſſiſten und Discantiſten, welche letztere aber unverehelicht ſeyn müſſen; 4 Klepper, davon der eine dem Polizey-Directorio, zu Anmeldung der fremden Juden, täglich aufwarten muß; 2 Schulbediente bey der Synagoge; 6 Todtengräber, welche zugleich

(29) Eb. daſ. §. 7.

zugleich bey der Gemeine mit aufwarten; 1 Kirchhofwächter; 3 Kollers; 3 Fleiſchhacker; 1 Scharrnſchreiber nebſt deſſen Controlleur; 3 Bäcker und 1 Garkoch; 1 publiker Geſetzſchreiber; 2 Thorſteher mit einem Gehülfen; 2 Lazarethaufwärter; 1 Medicus; 1 Badebedienter mit 1 Badefrau; 1 Federviehmäſter; 8 Krankenwärter; 2 hebräiſche Buchdrucker; 2 Mädchenſchulmeiſter, ſo beweibet. Dieſe, und nicht mehrere, ſollen, jedoch mit Approbation der Kammer, von den Judenälteſten ſelbſt beſtellet, auch, ſo viel möglich, einheimiſche arme Judengenoſſen dazu angelehret und genommen werden.

An andern Orten in den kön. preußiſchen Landen, ſollen dieſe publike Bediente, nach Proportion der jüdiſchen Gemeine, jedoch nicht über 2 Todtengräber, in kleinen Städten aber, oder wo wenig Juden vorhanden ſind, nicht mehr als 1 Todtengräber und 1 Koller, erlaubt ſeyn; und dieſe Proportion ſoll auch wegen der Schulmeiſter, welche aber unverheurathet ſeyn, nicht über 3 Jahre an einem Orte bleiben, noch im geringſten handeln müſſen, beobachtet werden. Zu Unterweiſung der Judentöchter, werden in Berlin, Königsberg, Halberſtadt, Halle und Frankfurt an der Oder, auch Stargard in Pommern, 2 publike, und in andern Städten, wenn über 10 Judenfamilien darin ſind, 1 beweibter Schulmeiſter, in den übrigen Orten aber dergleichen gar nicht, zugelaſſen.

Kön. pr. Gen. J. Privil. §. 3.

In Breslau werden, auſſer 1, oder, der Nothdurft nach, 2 ruſſiſchen und 3 polniſchen Mäklern, oder ſo genannten Schameſen, folgende Officianten geduldet: 1 Rabbiner; 1 Schulmeiſter; 1 Schuldiener; 1 Schulſänger; 2 Beſchneider; 4 Krankenwärter, als: 2 männliches und 2 weibliches Geſchlechts; 2 Tauchweiber; 2 Todtengräber; 1 Fleiſchhacker mit den ihm in ſeinem Privilegio geſtatteten Gehülfen, und 3 Garköche, welche zugleich mit Koſcherwein handeln können, ihre Garküche aber in den angewieſenen Häuſern etabliren müſſen.

Bresl. Judenreglem. §. 18.

Alle dieſe Officianten müſſen ſich aller Art von Handel dergeſtalt gänzlich enthalten, daß, wenn ſie ſich darauf, es ſey für ſich, oder andere, wenig oder viel, was für Waare es auch ſey, betreten laſſen, ſie, auſ-

ſer dem Verluſte ihres Toleranzbriefes, auch ſofort das erſtemal mit 100 Rthl., oder falls ſie ſolches nicht hätten, mit Landesverweiſung, oder anderer ſchweren Strafe, beleget werden ſollen. Wie dann auch zugleich derjenige, in deſſen Namen oder auf deſſen Geheiß, oder zu deſſen Beſten der Handel geſchehen iſt, gleicher Geſtalt mit 100 Rthlr. Geldſtrafe beleget werden ſoll.

Eb. daſ. §. 20.

Die fürſtl. heſſencaſſeliſche Judenordn. v. 12. Jan. 1749, verbiethet den Rabbinen und jüdiſchen Officianten, ebenfalls allen Handel.

Zu den extraordinären Schutzjuden werden hienächſt noch gerechnet: das zweyte und dritte oder die übrigen Kinder eines ordinären Schutz- oder Stammjuden, welche auf das väterliche Privilegium nicht angeſetzet werden können, wofern ſie nämlich nach des Vaters Tode ein beſonderes Privilegium erhalten haben. Dann ſo lange als der Vater lebt, haben ſie deſſen Schutz mit zu genießen, dürfen aber keinen beſondern Handel vor ſich führen.

Kön. pr. Gen. J. Privil. §. 5, n. 3. 4.

Ferner: die Wittwen eines ordentlichen Schutzjuden, wenn das Schutzkind bereits angeſetzt worden iſt; denn wenn dieſes noch nicht geſchehen iſt, bleibt der Wittwe, im Namen des Kindes, der Platz zur Anſetzung ſo lange offen, bis ſolche erfolgt iſt.

Eb. daſ. §. 5, n. 7.

Jngleichem: die Wittwen der ordinären Schutzjuden, welche keine Kinder aus erſter Ehe haben, und einen andern Mann heurathen, da dann Mann und Weib unter die Zahl der außerordentlichen Schutzjuden gehören. Denn es wird einer ſolchen Wittwe das anderweitige Heurathen nicht verwehret, es muß aber der zweyte Mann ein Schutzgenoß aus dem Lande, und kein fremder Jude, ſeyn; es wäre denn, daß ſie darthun könnte, daß ſie durch eine Verheurathung an einen

nen auswärtigen ein anſehnliches Vermögen in das Land zöge; in welchem Falle darüber angefraget, und die Einwilligung nachgeſuchet werden muß. Eben ſo wird auch denen Wittwen, welche Kinder haben, das Heurathen zwar erlaubt, es darf aber nicht zum Nachtheil der Kinder aus erſter Ehe geſchehen, und bekömmt ſolche Wittwe, ſo bald das erſte Kind aus erſter Ehe angeſetzt iſt, mit ihrem zweyten Manne, nur einen Platz unter den außerordentlichen Schutzjuden.

Eb. daſ. §. 5, n. 9.

Obgedachte publike Bedienten, ſo wie die privilegirten Petſchierſtecher, Brillenmacher, optiſche Glasſchleifer, Maler, und andere, welche ſich mit einer den Juden erlaubten Profeſſion ernähren, oder von der Judengemeinde Unterhalt bekommen, dürfen nicht nur keinen andern Handel, als ihr erlerntes Gewerbe, treiben, ſondern ſie werden auch nicht anders, als außerordentliche Schutzjuden, angeſehen und angeſetzet; mithin können ſie in ihr Privilegium kein Kind aufnehmen, es wäre dann, daß dieſelben zugleich, oder vorhin, ein Privilegium als Ordinarii erhalten, und ſich wegen Alters, oder anderer Urſachen halber, mit zu den publiken Bedienten hätten gebrauchen laſſen, oder ſich darunter begeben hätten, wo ſie denn, zu Vermeidung aller Unrichtigkeit, unter den Ordinariis mit aufgeführet, und unter den Bedienten aber nur remiſſive angeſetzet werden.

Eb. daſ. §. 5, n. 12.

Weil ein außerordentlicher Schutzjude kein Kind anſetzen kann, ſo iſt er auch nicht im Stande oder befugt, ſeinem Kinde den Platz abzutreten; noch weniger aber ſteht ihm, noch einen ordinären Schutzjuden, frey, mit ſeinem Privilegio zu handeln, und ſolches für Geld oder Schulden, ohne landesherrlichen Conſens, an einen andern zu cediren, wofern er nicht deſſelben verluſtig werden will.

Eb. daſ. §. 5, n. 5.

Die Kinder vergleitet geweſener, verſtorbener oder ſo herunter gekommener, und ſonſt ſo beſchaffener Juden, daß ſie kein Recht zur Anſetzung haben, oder das erforderliche Vermögen nicht beſitzen, werden zwar, wie deren Wittwen geduldet; wenn ſie aber zu mannbaren Jahren kommen, dürfen ſie ſich durchaus, und bey Vermeidung der Austreibung nicht unterſtehen, vor ſich ſelbſt zu handeln, ſondern ſie ſollen entweder andern vergleiteten Juden dienen, oder ſich von dem Orte wegbegeben, und anderwärts unterzukommen ſuchen, oder auch ſich auf ſolche Sachen legen, daß ſie, ſtatt abgehender öffentlicher jüdiſcher Bedienten, angenommen werden können, damit man deſto wenigere Fremde dazu aufzunehmen nöthig habe.

Eb. daſ. §. 5, n. 16.

Wenn man Juden im Lande unter gewiſſer Einſchränkung dulden will, ſo muß man ihnen auch die Annehmung der nöthigen Domeſtiken und Bedienten verſtatten, indem ſie ohne dieſelbe weder ihren Handel noch ihre Haushaltung beſtreiten können. Weil aber unter dem Vorwande des Famulitii ſich viele Unordnungen bey dem Judenweſen einſchleichen können, indem mancher Schutzjude, um nur viele fremde Juden mit guter Manier in das Land zu bringen, die Anzahl ſeines Geſindes zum Schein vermehren kann, oder ſich auch wohl fremde Juden für dergleichen Geſinde ausgeben, dadurch einen Eingang in das Land bekommen, und alſo Gelegenheit finden können, ihre heimliche Practiken zu treiben, dieſes alles aber den angenommenen guten Grundſätzen gerade zuwider läuft: ſo ſieht man leicht ein, daß man auch dieſes Famulitii wegen gewiſſe Maßregeln ergreifen müſſe, um jene Unordnung möglichſt zu verhindern.

Alſo werden den in Breslau 12 privilegirten Handelsjuden, jedem ins beſondere, nicht mehr als 4, dem Rabbiner 3, allen und jeden übrigen Schutzjuden aber nur 2 Perſonen,

ſonen, welche alle unverheurathet ſeyn müſſen (30), zum Famulitio verſtattet. Keinem dieſer Bedienten aber ſoll vergönnet werden, einigen Handel, er ſey ſo klein und mit was für Waaren als er wolle, ſo wenig für ſich als für ſeine Herrſchaft, weder öffentlich noch heimlich, zu führen, dergeſtalt, daß, wenn derſelbe darauf betreten wird, ſeine Herrſchaft in eine unnachbleibliche Strafe von 100 Ducaten verurtheilet, der Contravenient aber mit Landesverweiſſung oder anderer arbitrāren nachdrücklichen Strafe beleget, und dagegen, ſo bald nur der Handel erwieſen, und mithin das Corpus delicti klar iſt, ſo wenig von Seiten des Dienſtherren, als des Dienſtbothen, in Anſehung der Strafe, irgend einige Entſchuldigung nicht angenommen werden ſoll. Doch iſt dem Juden erlaubt, durch ſeinen Dienſtbothen, auf Verlangen dieſer oder jener Herrſchaft, eine ausdrücklich begehrte Waare derſelben zu zuſenden (31).

Die angeführte heſſencaſſeliſche Judenord. verordnet §. 4, daß in den Städten die Juden über 2, und auf dem Lande über 1 Domeſtiken nicht halten, auch jeder Hausvater für ſie haften ſoll; und §. 8, will ſie auch, daß die Dienſtbothen nicht für ſich handeln, noch mit ihrem Brodherren in Gemeinſchaft ſtehen ſollen.

Knechten, Mägden und andern Domeſtiken, wird zu heurathen gar nicht geſtattet, ſondern ſo bald ſie ſolches unternehmen, dürfen ſie nicht weiter geduldet werden. (32) Wenn jedoch ein jüdiſcher Knecht, der das feſtgeſetzte Vermögen beſitzt, und um die Conceſſion und den Schutz anhält, eines andern Schutzjuden

(30) In den andern ſchleſiſchen Orten iſt nachgelaſſen, daß ein im Lande wohnhafter Jude einen fremden beweibten Juden als Famulum annehmen kann, nur muß er es ſowohl bey dem Landrathe, als Toleranzamte, anmelden, bey Strafe von 4 Rthlr. für jeden Monat, welcher darunter verſäumet worden iſt. Geht ein ſolcher beweibter fremder Jude nachher aus dem Dienſte, ſo darf demſelben die Treibung eines eigenen Gewerbes im Lande nicht geſtattet werden, wofern er ſich nicht zu dem beſtimmten Vermögen qualificiret, auch bey der Kammer die Toleranz geſucht und erhalten hat; außer dem ſoll derſelbe angehalten werden, ſich wieder aus dem Lande zu begeben. Schleſiſches Judenreglem. §. 7.

(31) Bresl. Judenreglem. § 23.

(32) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 5, n. 13.

Tochter heurathen will, ſo wird ihm ſolches zwar verſtattet, er darf aber eher nicht heurathen, bis er nicht wirklich 3 Jahre außerhalb der Stadt, wo er gedient hat, geweſen iſt, und, daß ſolches geſchehen ſey, bey der Kammer richtige Zeugniſſe beygebracht hat, damit den Beſchwerden, daß dergleichen Knechte ihrer geweſenen Herren Kunden an ſich zögen, dadurch vorgebeuget werde. (33)

Damit auch die Unordnung, daß andere Juden, als zum Famulitio dieſes oder jenes gehörig ſind, ſich ausgeben, und unter dem Präterte allerley Practiken treiben, vermieden werde, ſo muß in Breslau jeder privilegirter oder mit einem Toleranzbriefe (34) verſehener Jude im Januar jedes Jahres bey dem Judenamte ſeine Domeſtiken in Perſon ſtellen, deren Namen, Statur und Alter, annotiren laſſen, und darf dieſelben, ohne geſchehene Anzeige an das Judenamt, in dem Laufe deſſelben Jahres nicht abſchaffen, oder andere an ihre Stelle annehmen, damit man ſolche alle kennen möge. (35)

Nach der Judenordn. für die churfürſtl. ſächſiſche Reſidenzſtadt Dresden, v. 15. Sept. 1772, (welche in Hrn. Prof. Beckmann Samml. auserleſ. Landesgeſetze ꝛc. 1. Th. Frf. M. 1783, 4. S. 320, fgg. befindlich iſt,) §. 3. hat derjenige Jude, der eine Veränderung mit ſeinen jüdiſchen Bedienten vornimmt, ſolche, nach Maßgabe des Mandates v. 16 Aug. 1746, bey dem Gouvernement, damit ihm auf dieſen Fall ein neuer Bediente von eben dem Geſchlechte, als die abgegangene Perſon geweſen, paſſiren könne, unverzüglich anzuzeigen, allda die neu anzunehmenden, in der vorigen Stelle tretenden Perſonen ſelbſt vorzuſtellen, und fernern Beſcheides zu gewarten. Im 5. §. wird keinem jüdiſchen Hausvater erlaubet, mehr dann 2 jüdiſche Be-

(33) Eb. daſ. §. 5, n. 11.

(34) In Schleſien bekommen die Stamm- und Handelsjuden Privilegia, dieſ jüdiſchen Bedienten und andere Juden aber Toleranzbriefe von der Kammer.

(35) Bresl. Judenreglem. §. 24.

Bediente als Knechte oder Mägde zu führen, alſo daß ſelbige unverehlicht ſeyn und wirklich in des Hausvaters Lohn und Brod ſtehen müſſen, widrigenfalls der oder diejenige, die in den Dienſten des Hausvaters, der ſie angiebt, nicht befindlich, wenn er auch außer dem 2 wirkliche Bediente nicht hätte, nicht geduldet, ſondern ſofort ausgeſchaffet, und der Hausvater, welcher den Mißbrauch verhänget, um 50 Rthlr. geſtrafet werden ſoll. Im 6 §. wird den Kindern und Angehörigen, ingl. den Bedienten des privilegirten Hausvaters, die fernere Unterhaltung von Bedienten, wie ſolches zeithero häufig geſchehen, bey 50 Rthlr. Strafe auf jeden Contraventionsfall, ſchlechterdings unterſaget. Nach §. 7, ſind alle übrigen Anverwandte eines jüdiſchen Hausvaters anders nicht in deſſen Conceſſion begrieffen, als daß, ſtatt eines jeden, ein Bedienter, und wenn deren 2 ſind, beyde Bediente wegfallen, nur den Fall ausgenommen, da ein jüdiſcher Hausvater ſeine Mutter, Schwiegermutter, oder unverehlichte Schweſtern, allerſeits ohne Kinder, oder ganz unvermögende Anverwandten, die ihrer Leibesumſtände halber zu einigem Gewerbe nicht tüchtig ſind, in ſeiner Koſt hätte, welchenfalls er ſolche mit dem Bedientenquanto bey der Perſonenſteuer verrechten mag, jedoch ſelbige ſpeciatim auf der Conceſſion bemerken zu laſſen ſchuldig iſt.

Daß die Juden ſich der Chriſten nicht zu Knechten und Mägden bedienen ſollen, findet man in verſchiedenen Verordnungen vorgeſchrieben; (36) es wollen aber ſolches einige Schriftſteller nicht billigen. Es iſt auch an vielen Orten erlaubt. (37)

Da die Juden geduldet werden, ſo müſſen ſie auch Häuſer haben, in welchen ſie wohnen können. Es kömmt hier aber auf die Frage an: ob den Juden die Ac-

(36) Markgräfl. brand. culmbachiſche Polizeyordn. Tit, 37, §. 1. Heſſencaſſeliſche Judenordn. §. 9.

(37) S. Siegm Jac. Baumgartens von der theologiſchen Facultät zu Halle approbirtes Bedenken von gewiſſenhafter Duldung der Juden und ihres Gottesdienſtes unter den Chriſten, und über Chr. Wilh. Chriſtliebs kurzen Auszug aus dem Selichot oder jüdiſchen Bußgebethen, Halle, 1748, 4. Eſtors bürgerl. Rechtsgelehrſ. der Deutſchen, §. 4698. und 4699.

Acquirirung eigenthümlicher Häuſer zu verſtatten ſey, oder ob man ſie anhalten ſolle, in Chriſtenhäuſern zur Miethe zu wohnen? An vielen Orten ſchreibt man den Juden hierunter nichts vor, ſondern ſie haben die Freyheit ſich eigene Häuſer anzuſchaffen, oder bey den Chriſten ſich einzumiethen. An andern Orten hat man dieſe Freyheit eingeſchränkt.

In den kön. preuß. Landen, ſollen die Schutzjuden, welche keine eigene Häuſer haben, auch, ohne beſondere vorher erlangte Conceſſion, keine kaufen, ſondern, wenn ſolches heimlich geſchieht, der Kauf an ſich null und nicht ſeyn. In Berlin ſoll es bey der im Jahre 1748 befundenen Zahl von 40 eigenthümlichen Judenhäuſern bleiben, und ſelbige niemals vermehret werden. (38) Ehe und bevor von ſolchen 40 Häuſern, worunter jedoch die publiken Häuſer, als: Synagoge, Schule ꝛc. nicht begriffen ſind, eines nicht wieder an einen Chriſten verkauft wird, ſoll keinem Juden ein neuer Hauskauf verſtattet, die Beſitzer der Häuſer auch ſolche Leute ſeyn, die bey extraordinärer Einquartirung die Soldaten zu logiren oder auszumiethen im Stande ſind, und ſolches jederzeit bey jedem neuen Kaufe von den Aelteſten nachgewieſen und atteſtiret, auch, wenn hienächſt ſich ſolches anders befinden ſollte, ſie dafür nachdrücklich beſtrafet, das Haus auch, auf Anzeige der Serviscommiſſion vom Magiſtrate ſofort ſubhaſtiret und an einen Chriſten verkauft werden. Wofern auch ein Jude ein Haus kaufen möchte, welches höher in der Servisanlage ſtände, als der jüdiſche Verkäufer des vorigen Hauſes ehemals Servis errichtet hat, ſo ſoll auf das neue Haus der bisherige Servis vor wie nach bleiben, und abgetragen werden, und der jüdiſchen Anlage ſolches accresciren. In den Provinzialſtädten ſoll es nach Proportion der Judenfamilien, in ſo weit ſie noch nicht auf darüber erhaltene landesherrliche Conceſſion im Beſitze derſelben ſind, und bis auf 5 Familien ein Haus, und ſo weiter nach Anzahl der Familien, zu kaufen nachgegeben ſeyn. Wo aber in einer Provinzialſtadt

(38) Nach dem Generaljudenprivilegio, §. 28. Doch hat der König nachher aus beſonderer Gnade, die Anzahl der Häuſer mit 30 vermehret. S. Edict v. 11. Nov. 1763, in der Editenſamml. für die Jahre 1761 bis 1765, Col. 1121.

ſtadt noch keine Juden angeſetzt ſind, ſoll auch ſolches ferner nicht, noch weniger ein Haus eigenthümlich zu beſitzen, ohne landesherrliche eigenhändige Verordnung erlaubet werden.

Wenn ein berliniſcher Schutzjude ein Haus kauft, iſt er gehalten, für 300 Rthlr. Porzellan (halb in Golde, den Fr. d'or à 5 Rthlr., und halb in Courant,) aus der königl. Porzellanmanufactur zu nehmen, und außer Landes zu ſchicken.

In dem Brandenburg-Anſpachiſchen, wird den Juden zwar verſtattet, ſich eigene Wohnungen anzuſchaffen; ſie ſollen aber keine neu gebauete Chriſtenhäuſer ohne des Landesfürſten Vorwiſſen und Bewilligung, wie auch keine nahe an der Kirche oder auf dem Markte ſtehende Häuſer erkaufen und beſitzen.

Markgräfl. brandenb. onolzbachiſche Judenordn. Tit. 4, §. 12.

Wüſte und neue Stellen zu bebauen, wird in den königl. preußiſchen Landen den Juden, wo ſie geduldet werden, nach vorgängiger Unterſuchung und darüber enthaltenen Verordnung von der Kammer, erlaubet; ſie ſollen aber nirgends Freyhäuſer; auch keine öffentliche Wirthshäuſer, noch Brauhäuſer ſich eigenthümlich anſchaffen, noch dergleichen oder andere weder unter dem Vorwande einer darauf erworbenen Hypothek, Ceſſion oder andern Contractes, käuflich oder wiederkäuflich an ſich bringen, noch miethsweiſe bewohnen. Wenn ſich auch ein Jude hinter einen Chriſten ſtecken, und demſelben in der Abſicht Geld vorſtrecken ſollte, daß er, der Chriſt, ein etwa zum Kauf ſtehendes den Juden anſtändiges Haus käuflich erſtände, und hernach dem Juden vermittelſt heimlichen Contractes einräumte, ſolches Haus alſo in der That aus chriſtlichen Händen brächte; ſo ſoll der Jude des auf ſolche Weiſe dem Chriſten vorgeſtreckten Capitales verluſtig, und ſolche halb dem potsdamſchen groſſen Waiſenhauſe, halb aber dem Denuncianten, zufallen, und gegeben werden.

Kön. preuß. Gen. J. Privil. §. 28.

Landgüter hingegen wird den Juden zu erkaufen und zu beſitzen in Deutſchland mehrentheils nicht geſtattet. (39) An einigen Orten wird ihnen nicht einmal zugelaſſen, um ausgeborgter Gelder willen ſich die Nutzungen der Felder oder Wieſen der Unterthanen, anſtatt der Zinſen. verſchreiben und einweiſen zu laſſen, bey Verluſt des Vorlehens und der Zinſen, ſo oft einer hiewieder handelt. (40) Wie denn überhaupt die deutſchen Rechte der Juden verbieten, ſich Bona immobilia cum pacto antichretico verſchreiben zu laſſen. (41) Doch können die Juden im Anſpachiſchen ſich Hypothecam bonorum immobilium verſchreiben laſſen, ſofort in Prioritäts und Concursfällen der in den gemeinen Rechten verſehenen Wirkung theilhaftig werden, dafern nur die Schuld vor Amt, unter welchem der Debitor angeſeſſen iſt, protokolliret und in das Schuldbuch eingetragen, und der Schuldner nebſt ſeinem Weibe (deren Einwilligung entweder durch die Unterſchrift, oder andere rechtserweisliche Mittel, nothwendig und als ein Eſſentialſtück bey ſolchen Contracten zu achten iſt, dergeſtalt, daß in deſſen Ermangelung der ganze Handel null und unbindig ſeyn ſoll,) vorher vernommen und unterſuchet, woher die Schuld rühre, und ob kein wucherlicher Contract vorher gegangen ſey, und das Anlehn zu deren Nutzen an-

(39) Kön, preuß. Gen. J. Priv. §. 28. Herzogl. meklenburgiſcher Erbvergleich v. 18. Apr. 1755., Art. 20, §. 377. Fürſtl heſſencaſſeliſche Judenordn. §. 29.

Die fürſtl. bambergiſche Verordn. v. J. 1708, §. 9, erlaubt den Juden liegende Güter, an Höfen, Feldern oder Wieſen, zu beſitzen; ſ. Hoffer's Beytr. zum Policeyrecht, S. 440. Es giebt aber auch Staaten in Deutſchland, wo die Juden eigenthümliche Aecker und Wieſen ungehindert beſitzen können.

(40) S. gedachte bambergiſche Verordn. a. ang. O.

(41) Kön. preußiſches Reſcript, den Juden keine Häuſer cum pacto antichretico zu verſchreiben 2c. v. 24. May 1702.

angewendet worden iſt. (42) Man geſtattet zuweilen nicht einmal, daß die Juden Bauer- und Gärtnerſtellen pachten dürfen. (43)

Im J. 1777 gab die Geſchichte des Hrn. **Calmer** in Frankreich zu merkwürdigen Bewegungen unter den Polizeygelehrten Anlaß. Es befand ſich nämlich unter der Verlaſſenſchaft des verſtorbenen Herzoges von Chaulnes, welche 1777 öffentlich verkauft wurde, die Herrſchaft Pequigni. Sie wurde von Hrn. **Liefmann Calmer**, einem Iſraeliten von der Synagoge zu Paris, erſtanden. Mit den Anhänglichkeiten dieſer Herrſchaft iſt das Recht verknüpft, zu verſchiedenen Pfründen zu ernennen, welche, als Stiftungen von den vorigen Beſitzern darauf ruhen. Eines dieſer geiſtlichen Lehen wurde erlediget, und Hr. **Calmer**, als Erbleben, und Gerichtsherr von Pequigni, bediente ſich ſeines Rechtes, einen Prieſter einzuſetzen. Hieraus ärgerte ſich der Biſchof zu Amiens, in deſſen Kirchſprengel die Herrſchaft Pequigni begriffen iſt. Er glaubte, daß die Beſtellung eines chriſtlichen Pfarrherren, durch einen Anhänger der Secte Samaria, nicht gültig ſeyn könne. Der Streit wuchs zur Erkenntniß des Parlamentes zu Paris. Dieſes erklärte die Handlung des Beſitzers von Pequigni für befugt, und beſtätigte die geſchehene Ernennung. Dieſer Vorfall gab zu unendlichen Discuſſionen unter den Rechtsgelehrten und Staatslehrern in Frankreich Gelegenheit. Man hat pro und contra geſtritten und geſchrieben. Man hat ſich im Witze erſchöpft, um den **van Eſpen**, die **Bartolus** mit den **Bignons**, den **Talons** und **Seguiers** zu vergleichen. Man hat genau bewieſen, daß das Jus patronatus ein Theil der oberherrlichen Gerichtbarkeit ſey; daß dieſer Vorzug einem Beſchnittenen nicht zukommen könne; daß gegenwärtiger Fall einer der intereſſanteſten ſey, welche die Grundſäulen der Staatsverfaſſung des Königreiches antaſten, u. ſ. w. Was man auch bey dieſer Gelegenheit von dem Rechte der Monarchen, vor dem Unterſchiede der geiſtlichen und bürgerlichen Toleranz angeführt hat: ſo iſt richtig, daß der König von Frankreich dem Sohne Juda das Recht zur Pfründe zu ernennen, nicht nehmen konnte, ohne

(42) Onolzbachiſche Judenordn. Tit. 4, §. 12.

(43) Schleſ. Judentoleranzregl. §. 12.

ohne in ihm das Recht aller Kirchenpatronen im ganzen Königreiche zu violiren, und folglich eine der weſentlichſten Conſtitutionen des Staates zu verwirren. In ſo fern das Patronatrecht, den beſten Grundſätzen einer geſunden Staatslogik zu Folge, nicht ein Affect der Perſon, noch weniger ſpeculativer Meinungen, ſondern ein Beſtandtheil des Beſitzes iſt, ſo konnte der König dem Gerichtsherrn von Pequigni daſſelbe nicht entziehen, ohne ihn an ſeinem Eigenthume zu verletzen. Uebrigens wäre die Ausſchließung des Hrn. Calmer zu einer Zeit wie die gegenwärtige iſt, wo eine aufblühende Erleuchtung den glücklichen Geiſt der Toleranz eingeführt und bis auf eine gewiſſe Stufe erhoben hat, von einem gefährlichen Beyſpiele geweſen; es wäre zu befürchten geweſen, daß dieſes Beyſpiel dem unter der Ueberwältigung kämpfenden Fanaticismus einen Sieg darreichen würde. Unter andern Schriften, welche die Rechtsſache des Hrn. C. erweckt hat, hat ſich eine Abhandlung in Deutſchland, u. d. T. **Der Jude mit patriotiſchen Augen betrachtet**, Frf. 1778, 8. ausgezeichnet, deren Theorem iſt: daß der Jude dem Landesherren werden könne, was ihm ein Chriſt iſt. Der Verfaſſer hat ſeine meiſte Grundſätze aus dem Proceſſe des Hrn. Calmer genommen, welcher von einem der geſchickteſten Advocaten in Paris, Hrn. **Courtin**, geführt wurde. Die Angelegenheit des Beſitzers von Pequigni ſcheint zwar nicht die mindeſte Verbindung mit dem Intereſſe der Reichsfürſten in Deutſchland zu haben; indeſſen hat der Verfaſſer aus dieſem Vorfalle den Anlaß gezogen, den Regenten Deutſchlandes die Adoption der Juden, als einen der wichtigſten und geheimſten Gegenſtände ihrer Staatskunſt, zu empfehlen.

Selbſt die Miethung der Chriſtenhäuſer iſt den Juden nicht allemal ihrer Willkühr überlaſſen, und man findet verſchiedene Einſchränkungen dabey. Zuweilen iſt verordnet worden, daß die Juden bey Chriſten nicht wohnen ſollen, (44) da man hingegen an andern Orten Geſetze antrifft, welche verlangen, daß in de=

(44) Fürſtl heſſencaſſeliſche Judenordn. §. 9. Man hat hierin den Principiis Juris canonici, Can. nullus, Can. omnes, Cauſa 28. quæſt. 1. gefolget.

denen Chriſtenhäuſern, wo lauter Juden ſind, wenigſtens eine Chriſtenfamilie mit wohnen ſolle. (45)

Die Juden verlangen zuweilen das Recht zu haben, daß der chriſtliche Eigenthümer des Hauſes, worin ſie zur Miethe wohnen, ſolche Hausmiethe, wenn gleich die Miethzeit zu Ende geht, dem jüdiſchen Miethmanne nicht aufkündigen dürfe, um das Haus etwa um einen höhern Zins an einen andern Juden zu vermiethen. Die Juden haben, in dieſer Abſicht, unter ſich die Gewohnheit eingeführt, und werden vermittelſt eines heimlichen Bannes unter ſich dazu angehalten, daß, wenn ein Jude aus eines chriſtl. Eigenthümers Hauſe ziehe, ſodann ein anderer Jude deſſen gehabte Zimmer oder Läden, vor Ablauf eines Jahres, oder länger, nicht wieder miethen dürfe. Die Juden wollen dadurch verhindern, daß ſie ſich einander ihre an die Quartiere und Läden einmal gewöhnte Kunden nicht entziehen ſollen. Allein, da dieſe Gewohnheit höchſt unvernünftig und ſchädlich iſt, indem ſie den Eigenthümer die Hände bindet, und das Recht nimmt, ſein Haus um eine höhere Miethe an einen andern zu verlaſſen, dadurch aber derſelbe großen Schaden leidet, weil die Zimmer alsdann eine lange Zeit leer bleiben und ihm nichts einbringen, und er dem ungeachtet die auf dem Hauſe liegenden Laſten und Abgaben immer fort tragen muß: ſo wird dieſe ſchädliche Gewohnheit billig abgeſchaffet und verboten.

Kön. preußiſches Reſcript wegen Ausmiethung eines des andern Juden in ſeinem bisherigen Quartier und Laden, v. 5. Sept. 1760.

Da die Juden ſich ſehr frühzeitig zu verheurathen pflegen, an ſich ſelbſt aber ein fruchtbares Volk ſind

(45) Ordre, daß die Juden keine Häuſer weiter kaufen, auch in denen Chriſtenhäuſern, wo lauter Juden ſind, wenigſtens eine Chriſtenfamilie mit wohnen ſolle, d. d. 19. Febr. 1724, ſt. in Mylius Corp. Conſt. March. 2 Th. 1. Abth. No. 45, Col. 190.

ſind, und mehrentheils mehr Kinder in der Ehe erzeugen, als die chriſtlichen Eheleute aufweiſen können: ſo würde alle Einſchränkung bey deren Toleranz nicht hinreichend ſeyn, ihre allzu ſtarke Vermehrung im Lande zu verhindern, wenn man ihnen nicht auch zugleich in Anſehung ihrer Verheurathung nöthige Gränzen ſetzte, und ſolche gehörig einzuſchränken ſuchte.

In den kön. preußiſchen Staaten ſoll, nach dem General-Juden Privil. §. 5, n. 13, keinem Juden, eine Heurath verſtattet, noch einige Erlaubniß, ſich auf eine oder andere Art anzuſetzen, gegeben, noch derſelbe eher getrauet werden, als bis von der Krieges- und Domänenkammer eine gründliche Unterſuchung mit Zuziehung des Officii Fiſci deshalb geſchehen, und darüber ein den feſtgeſetzten Grundſätzen gemäßes Gutachten, wobey zugleich die wahren Umſtände des anzuſetzenden Juden wegen ſeines erforderten Vermögens, nebſt deſſen Beweiſe, in genaue Betrachtung zu ziehen ſind, ertheilet, und darauf ein Privilegium oder Conceſſion ausgefertiget worden. Zu welcher Unterſuchung die jedesmaligen Judenälteſten, welche das Vermögen und die Aufführung eines jeden Juden am beſten kennen, und für beydes reſponſable ſeyn müſſen, gezogen werden ſollen. Ehe ſolche erfolget, ſollen weder die Chargenjura, (46) noch Traugelder angenommen, am wenigſten aber durch bloße Erlegung der ſonſt geordneten Chargengelder, Jemand angeſetzet, oder auf den erhaltenen Trauſchein, ohne daß er ſein Privilegium oder Conceſſion vorgezeigt habe, von dem Rab-

(46) Chargenjura werden in den kön. preußiſchen Staaten diejenigen Gelder genennet, welche von allen Bedienungen, Penſionen, geiſtlichen Beneficiis, Standeserhöhungen, Dispenſationen, Avancements, Gnadenſachen, vom Jure incolatus, u. ſ. w. wenn nicht eine königl. Dispenſation erfolgt, entrichtet werden müſſen.

Rabbi, oder wem derſelbe ſolches aufträgt, bey 1000 Rthlr. Strafe, welche der jedes Ortes confirmirte Rabbi, als welcher dafür ſtehen, und ohne deſſen Wiſſen und Willen niemand, am wenigſten ein fremder Rabbi, eine Trauung in Berlin verrichten muß, getrauet, auch derjenige, welcher ſich daſelbſt hat trauen laſſen, ſeines Schutzrechtes verluſtig erkläret werden; immaßen durch Erlegung der Chargengelder allein ſich niemand zur Heurath legitimiren kann. Auch darf die Trauung nicht eher geſchehen, als bis, der Gewohnheit und den jüdiſchen Geſetzen nach, die Tnoim oder Eheſtiftung mit Conſens der Aelteſten und des Rabbi, wenn es in Berlin geſchieht, zwiſchen den Verlobten zu Stande gebracht und wirklich abgefaſſet worden iſt; und dieſes ebenfalls bey 1000 Rthlr. Strafe. (47)

Es iſt auch bereits oben erinnert worden, daß nur die ordentlichen Schutzjuden das Recht haben, ein Kind anzuſetzen und auf ihr Recht zu verheurathen, wenn das vorgeſchriebene Vermögen dargethan werden kann; und daß die andern Kinder, wenn ſie ſich verheurathen, fort müſſen, und nicht bey dem Vater bleiben, wenigſtens keinen Handel treiben dürfen. Wenn jedoch die zweyten und dritten Kinder reicher Juden 10000 Rthlr. zuſammen bringen, ſollen dieſelben um ein beſonders Privilegium ſich gehörigen Ortes melden. (48)

Auch iſt im Vorhergehenden ſchon angemerket worden, daß den Wittwen der ordentlichen Schutzjuden, die keine Kinder aus erſter Ehe haben, aber ſich doch gern wieder verheurathen wollen, ſolches nicht anders nachgegeben werde, als daß ſie mit ihrem künftigen Manne einen Platz unter den auſſerordentlichen

(47) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 5, n. 13.
(48) Eb. daſ. §. 5, n. 4.

chen Juden erhalten und der künftige zweyte Mann ordentlicher Weiſe ein Schutzgenoß aus dem Lande, und kein Fremder, ſey; es wäre denn, daß ſie dociren könnten, daß ſie durch eine Verheurathung an einen Auswärtigen ein anſehnliches Vermögen in das Land zögen, wo alsdann die Wittwe deshalb gehöriges Ortes anfragen, doch aber, wie ſonſt in allen Fällen geſchieht, die 30 Rthlr. Chargen = Jura erlegen muß. Wie denn auch, gegen Erlegung dieſer Gelder, denen Wittwen, welche Kinder haben, das Heurathen verſtattet wird. (49)

Diejenigen, welche ihren Sohn oder ihre Tochter verheurathen und anſetzen wollen, müſſen eine ſolche Schwiegertochter oder Schwiegerſohn erwählen, welche ein gutes Vermögen haben, und zu deren Anſetzung und Mitgiften die Aeltern ſich nicht erſt um ihr eigenes Vermögen bringen dürfen. Wie denn überhaupt kein berliniſcher Schutzjude und deſſen Kinder, ſie ſeyn männliches oder weibliches Geſchlechts, wenn ſie ſich in Berlin anſetzen wollen, ſich anders, als an einen berliniſchen Schutzjuden oder deſſen Kind, oder doch wenigſtens aus einer der königl. Provinzen gebürtigen, verheurathen dürfen. (50)

Auch iſt jeder Schutzjude gehalten, wenn er ſein erſtes Kind verheurathet und anſetzt, ſo wie bey einem Hauskaufe, für 300, und wenn er ein zweytes Kind verheurathet und anſetzt, für 500 Rthlr. Porzellan aus der königl. Porzellanmanufactur zu nehmen, und auſſer Landes zu ſchicken.

Knechten, Mägden und andern Domeſtiken, wird das Heurathen gar nicht geſtattet, ſondern ſo bald ſie ſolches unternehmen, ſollen ſie nicht weiter geduldet werden. (51)

Wenn

(49) Eb. daſ. §. 5, n. 9.
(50) Eb. daſ. §. 5 n. 11.
(51) Eb. daſ. §. 5, n. 13.

Wenn ein oder anderer der Kinder eines wirklichen Schutzjuden ſich durch eine Heurath aus der Fremde glücklich machen, und ein anſehnliches Vermögen in das Land bringen könnte, ſoll, nach deſſen Erweis, auch dazu Erlaubniß geſuchet und dem Befinden nach ertheilet werden. (52)

Wenn ein fremder Jude, welcher auſſerhalb den königl. Landen wohnet, eine Judentochter heurathen, und ſich mit derſelben nach ſeiner Heimath ſodann begeben will, derſelbe kann, weil er keinen Schutz in den königl. Landen verlanget, noch durch die Tranung erhält, auch ohne einen Trauſchein von dem Rabbi getrauet werden; es muß aber derſelbe ſodann nach vollzogener Heurath nicht länger, als 6 Wochen, an dem Orte, wo die Schwiergerältern wohnen, wenn er aber keine Schwiegerältern daſelbſt hat, nicht länger, als 14 Tage, verbleiben, ſondern nach ſolcher Zeit ſich unverzüglich an den Ort, wo er wohnen will, auſſer Landes hin begeben. In Entſtehung deſſen aber muß der fremde Jude, nach Verfließuug ſolcher Zeit, täglich einen Speciſducaten zum Behuf des potsdammiſchen Waiſenhauſes erlegen, und ſolchen zu Berliu an das Polizeydirectorium, in andern Städten aber an die Magiſträte zur Berechnung bezahlen. (53)

Im Bayreuthiſchen, iſt den Juden das gewöhnliche frühe Heurathen unterſaget, und keinem Mannsbilde vor dem 25ſten, keiner Jüdinn aber vor dem 20ſten Jahre die Verehelichung verſtattet. (54) Eben dieſes findet auch im Heſſencaſſeliſchen Statt, und die verheuratheten Kinder werden ohne Schutz über 4 Wochen bey ihren Aeltern nicht geduldet. (55)

(52) Eb. daſ. §. 5, n. 11.
(53) Eb. daſ. §. 5, n. 13.
(54) Markgräfl. brandenburg-culmbachiſches Ausſchreiben, v. 7. Feb. 1733.
(55) Fürſtl. heſſencaſſeliſche Judenordn. §. 8.

Um den Wucher und die Betriegereyen bey den Juden zu verhindern, iſt kein beſſeres Mittel, als ihnen diejenigen Arten der Nahrung, welche ſie treiben ſollen, ſo wie die Waaren, mit welchen ihnen der Handel verſtattet ſeyn ſoll, ausführlich vorzuſchreiben, zugleich aber auch ſolche Anſtalten der Aufſicht zu machen, damit man ſich die Beobachtung der Geſetze von ihnen, ſo viel möglich, verſprechen könne. Die Einrichtungen in den kön. preußiſchen Staaten haben auch in dieſem Stücke viel vorzügliches an ſich, daher ich kein Bedenken tragen darf, ſie hier ebenfalls hauptſächlich zum Grunde zu legen.

Was nun erſtlich die Gewerbe und Nahrungsarten, welche den Juden auſſer ihrem gewöhnlichen Handel zu verſtatten ſind, betrifft: ſo kann man hierbey nicht wohl eine Generalregel feſtſetzen, ſondern es hängt hier das meiſte blos von den Umſtänden des Landes oder der Provinz ab; und es können die Umſtände erfordern, daß man oft in einer Provinz den Juden eine gewiſſe Nahrungsart verſtatten muß, die man ihnen in einer andern Provinz nicht zulaſſen kann.

1. Ordentlicher Weiſe wird den Juden die Bier-Brauerey-Nahrung nicht erlaubet; daher ſie Brauhäuſer weder eigenthümlich anſchaffen, oder käuflich und wiederkäuflich an ſich bringen, noch miethweiſe bewohnen dürfen. (56) Wenn ſich jedoch Gegenden finden, wie z. B. in verſchiedenen an der polniſchen Gränze gelegenen niederſchleſiſchen, ſo wie in den oberſchleſiſchen Kreiſen, wo es an chriſtlichen Leuten mangelt, an welche die Bierbrauereyen verpachtet werden könnten; und dann viele Vaſallen und Herrſchaften, wenn man ihnen ſolche Verpachtung an Juden nicht geſtatten wollte, keinen geringen Nachtheil an ihren Ein-

(56) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 11. und 28.

Einkünft n leiden, mithin auſſer Stand kommen würden, ihre Steuercontingente der Nothdurft nach gehörig abzuführen: ſo iſt ſolches ein Fall, wo eine Ausnahme von der Regel Statt findet, und die Verpachtung der Bierbrauereyen an Juden erlaubet wird. (57) Doch iſt ſolchen Pachtjuden überhaupt verboten, neben der Pachtnahrung einen andern Handel, es ſey womit es wolle, zum Nachtheil der Städte zu treiben. (58)

2. Das Branntweinbrennen wird ordentlicher Weiſe den Juden gleichfalls nicht geſtattet. Doch erlaubt man, daß vergleitete Juden und deren Kinder das Branntweinbrennen bey denen von Adel, Beamten und andern, auf dem Lande verrichten, (59) oder Branntweinbrennereyen pachten können. (60)

3. Weil die Juden an ihren Sabbathen und Feſttagen kein Geld angreifen dürfen, das Bier und den Branntwein aber bey den chriſtlichen Schenken gleich bezahlen müſſen: ſo wird ihnen zwar erlaubt, Bier und Branntwein unter ſich zu verſchenken, ſie müſſen aber in Berlin dazu vier in verſchiedenen Gegenden wohnende Juden ausmachen, und bey dem Polizeydirectorio dahin vereiden laſſen, keinen, als nur Juden, davon etwas zu verkaufen, auch das Bier und den Branntwein von Chriſten zu nehmen, keinesweges aber ſelbſt zu brauen oder zu brennen. (61) In Schleſien iſt die Pachtung des Branntweinſchankes den Juden jederzeit erlaubt geweſen. (62)

4. Die Verpachtung der den Vaſallen oder Städten zuſtehenden Privatzölle oder Mauthen an Juden,

(57) Schleſiſches Judentoleranzregl. §. 9.
(58) Eb. daſ. §. 12.
(59) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 11.
(60) Schleſ. Judentoleranzregl. §. 9.
(61) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 15.
(62) Schleſ. Judentoleranzregl. a. ang. O.

den, wird, weil bey denſelben die Plackerey der Juden faſt unvermeidlich iſt, nicht verſtattet. (63)

5. Der Weinhandel, ſo wohl en gros, als en detail, wie auch der Weinſchank, wird den Juden nicht zugelaſſen; doch erlaubt man ihnen, zu ihrem eigenen Gebrauche, den ſo genannten Kauſcherwein und Meth auswärts kommen, und einer dem andern etwas abzulaſſen, den Meth auch ſelbſt zu brauen. (64) In Schleſien wird die Verpachtung des Wein- und Methſchankes an Juden verſtattet. (65)

6. Eben ſo wird in Schleſien auch die Verpachtung der Bäckereynahrung erlaubet, wie auch 7. der Schlachtnahrung. Doch ſoll bey dieſen beyden Verpachtungen darauf geſehen werden, daß darunter gegen die Landesgeſetze (66) zum Nachtheil der Städte nichts vorgehe; mithin ſoll in ſolchen Fällen, wenn dieſe Nahrungen erſt angefangen werden wollen, oder eine nahe gelegene Stadt das Meilenrecht hat, und der Verpachter ſeine dagegen habende Gerechtigkeit nicht hinlänglich juſtificiren kann, die Confirmation verweigert werden, und die Landräthe ſind verpflichtet, bey Einſendung der Contracte darauf zu attendiren, und in dem Berichte mit anzuführen, ob und warum gegen eine ſolche Verpachtung ex hoc capite keine Bedenklichkeit vorkomme. (67)

In den übrigen kön. preußiſchen Staaten wird das Schlachten den Juden in ſo weit zu ihrer eigenen Conſumtion verſtattet, daß ſie ein Stück Vieh auf den Märkten einkaufen, aber bey chriſtlichen Schlächtern durch einen ſo genannten Koller, doch was das große Vieh

(63) Eb. daſ.
(64) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 15.
(65) Schleſ. Judentoleranzregl. a. ang. O.
(66) Und zwar das Edict. wegen der Handwerker auf dem Lande in Schleſien, v. 10. Dec. 1748.
(67) Schleſ. Judentoleranzregl. §. 12.

Vieh betrifft, nicht anders als in den öffentlichen Schlachthäuſern, wo dergleichen vorhanden ſind, ſchlachten, und wenn der Schnitt gerathen iſt, dasjenige, was ſie davon gebrauchen, davon nehmen, das übrige aber den chriſtl. Schlächtern zum Verkauf laſſen, auch ſowohl in dieſem Falle, als auch wenn der Schnitt nicht gerathen ſollte, vorher mit dem Schlächter wegen des Preiſes, wofür er das Fleiſch behalten wolle, handeln können. Selbſt aber ſollen ſie, bey Verluſt des gekollerten Viehes, zum Vortheil der Armen, kein Fleiſch an jemand davon ablaſſen oder verkaufen. Doch iſt im Cleviſchen, Märkiſchen, Mindenſchen und Halberſtädtiſchen, wie auch in Preußen, den Juden das Schlachten unter gewiſſen Bedingungen noch bis jetzt nachgelaſſen. (68)

8. Bauer- und Gärtnerſtellen dürfen die Juden nicht pachten, (69) wie ſie denn, bereits erwähnter Maßen, keine Land- und Feldgüter beſitzen ſollen.

9. Auch ſollen keine ganze Viehnutzungen an Juden verpachtet werden. (70) Sie ſollen auch nicht mit einländiſchem Vieh handeln, auch nicht Vieh auf dem Lande oder einländiſchen Jahrmärkten einkaufen, und in die Stadt bringen, bey Confiscation des Viehes, welches ſie eingekauft haben und herein bringen wollen; doch ſind auch die Schlächter ſchuldig, ihnen contractmäßig genugſames und gutes Fleiſch zu liefern. Hingegen wird ſowohl den einheimiſchen als

 auch

(68) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 19. In Deutſchland gibt es verſchiedene Staaten, inſonderheit unter den kleinern, wo den Juden das Schlachten zum Verkauf, ſowohl an Juden als Chriſten, erlaubet wird. Es iſt dieſes zuweilen ein gutes Mittel, die chriſtlichen Schlächter zur Raiſon zu bringen, wenn dieſe ſich keine Taxen vorſchreiben laſſen wollen, und ſich den Polizeyanſtalten widerſetzen.

(69) Schleſ. Judentoleranzregl. §. 12.

(70) Eb. daſ. §. 9.

auch ausländiſchen Handelsjuden frey gegeben, mit Partien Horn- oder andern Vieh, welches ſie von auswärtigen Landen herein bringen, die Städte und Meſſen im Lande, zu Beförderung des Viehhandels und der Zufuhre, zu betreiben. (71)

In Anſehung der Verpachtungen überhaupt iſt in Schleſien feſtgeſetzt, daß keinem Juden, weder fremden noch einheimiſchen, der Bier- und Branntwein Urbar, Wein-Meth-Bier- und Brantweinſchank, Backen und Schlachten, oder andere dergleichen Nutzung, verpachtet werden, noch der errichtete Pacht gültig ſeyn ſoll, wenn nicht der Contract davon bey der Krieges- und Domänenkammer zur Confirmation eingereicht worden iſt, und ſind die Verpächter inſonderheit verpflichtet, die Contracte getreu, und mit Inſerirung aller dabey errichteten Bedingungen, beſonders des Pachtquantum, wie ſie wirklich geſchloſſen worden ſind, einzureichen, ohne daß etwas dabey ſimuliret oder verhehlet werde, bey ſonſt zu gewärtigender Suspenſion des Urbares für die im Contracte exprimirte Pachtzeit. Weil auch die verſchiedenen Pachttermine, wenn der Pacht den Anfang nimmt, in der Determinirung und Berechnung der Toleranzgebühren, allerley Confuſion und Schwierigkeit verurſachen können, ſo iſt ausdrücklich verordnet, daß alle Pachtcontracte, die Verpachtung mag auf ein oder mehrere Jahre geſchehen, von Trinitatis bis Trinitatis, angefertiget, und nicht anders, als auf ſolche Weiſe, confirmiret werden ſollen; ratione temporis aber, auf wie lange die Contracte zu ſchließen, ſoll es zwar Sr. kön. Majeſt zu aller Zeit frey ſtehen, nach vorkommenden Umſtänden pro utilitate publica dieſe oder jene Arten der Verpachtungen generaliter aufheben, oder darunter andere Modalitäten vorſchreiben zu

(71) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 13.

zu mögen, da denn den geſchloſſenen Pachtcontracten dadurch von ſelbſt derogiret wird; auſſer dem aber ſind die Pachtcontracte für die darin exprimirte Zeit gültig, doch ſollen dieſelben nicht länger, als höchſtens auf 3 Jahre, geſchloſſen werden, und wenn nach deren Verlauf der Pacht continuiret, ſoll darunter aufs neue Confirmation geſuchet werden. Wenn nun der Contract einmal bey der Krieges- und Domänenkammer exhibiret und confirmiret, mithin der davon zu entrichtende Toleranzcanon determiniret worden iſt, ſteht ſo wenig dem Dominio, als den Pachtjuden, frey, von ſolchem Canon abzugehen, und iſt das Dominium oder der Verpachter ſchuldig, wenn er gleich dem Juden den Pacht wieder abnehmen wollte, oder wenn der Pachter mit Tode abginge, oder der Pacht ſonſt auf andere Weiſe ceſſirte, die Bezahlung des feſtgeſetzten Canon für das currente Jahr, in welchem die Veränderung geſchieht, zu präſtiren, maßen die kön. Caſſe ſich allein wegen eines einjährigen Canon jederzeit an den Verpachter hält, welcher ſich dagegen bey dem Pachter proſpiciren muß. Es kömmt auch dem erſtern nicht zu Statten, wenn gleich in dem Contracte die Clauſel enthalten iſt, daß der Verpachter wegen der Toleranzgebühren nicht reſponſable ſeyn, ſondern der Pachter allein dafür haften ſolle, als welche Clauſel pro non adjecta gehalten wird, weil Se. königl. Maj. die Verpachtungen an Juden unter keiner andern Bedingung, als ſolcher, daß die Verpächter, ſie mögen ſeyn wer ſie wollen, ſchlechterdings für die richtige Abführung der Schutzgelder haften müſſen, geſtatten, daher dieſelben keine andere Judenpächter annehmen müſſen, als von denen ſie wegen der richtigen Bezahlung des Toleranzgeldes, nebſt ihrem Pachte, genugſame Sicherheit bekommen können.

Dieſe ganze Einrichtung hat den Endzweck, daß man eines Theils aus den Pachtcontracten den ſichern Fuß entnehmen könne, um die Toleranzgelder nach den Pachtnutzungen gehörig beſtimmen zu können; andern Theils aber die landesherrlichen Caſſen wegen richtiger Abführung dieſer Toleranzgelder in Sicherheit zu ſetzen. Zugleich aber kann die Kammer dabey allemal wahrnehmen, ob die Vaſallen zu ſolchen Pachtungen auch Juden annehmen, denen es nicht gebührt, und weshalb ſie die Erlaubniß nicht nachgeſuchet haben.

10. Die Handwerke und gemeine Profeſſionen werden faſt überall zunftmäßig getrieben; und aus dieſem zunftmäßigen Verhältniſſe iſt gefolget, daß nur hier und da Meiſter, Geſellen und Jungen, auf eine gewiſſe Anzahl eingeſchränkt ſind. Nach dem Reichsſchluſſe v. J. 1731, können zwar die Landesherren und Obrigkeiten in dieſem Stücke wider die Handwerksordnungen nach eigener Willkür verfahren; es ſind aber die Umſtände vieler kleinen Städte und Oerter alſo beſchaffen, daß man von ſelbſt eher auf die Verminderung, als Vermehrung der Handwerksſtätte zu ſehen hat. Wenn alſo gleich die den Juden vermeintlich anklebende Anrüchtigkeit, deren Begriff die ehrbaren Handwerker noch nicht vergeſſen haben, kein Hinderniß in den Weg legte, ſo würde doch diesfalls mit den Juden um ſo weniger fortzukommen ſeyn, da vielmals ſchon die chriſtlichen Unterthanen ſich die vorerwähnten Einſchränkungen gefallen laſſen müſſen. Es iſt daher bisher verordnet geweſen, daß die Juden kein bürgerliches Handwerk treiben ſollen, und eben deswegen hat man ihnen, wie ich bereits gemeldet habe, das Bierbrauen und Branntweinbrennen, als bürgerliche Nahrungen verboten. Doch geſtattet man ihnen ſolche Gewerbe, wovon keine Profeſſionsverwandte und privilegirte Zünfte ſich finden, z. B. das Petſchierſtechen; es müſſen aber die Petſchierſtecher ſich bey jedes Ortes Obrigkeit eidlich verbinden, daß ſie keine

keine falſche Acciſezoll- und andere landesherrliche Siegel, noch weniger aber Münzſtämpel, ſie mögen von dem landesherrlichen oder anderer Potentaten Gepräge ſeyn, bey Strafe der Karre und gänzlichem Verluſte des Schutzes, ſtechen oder verkaufen wollen. Ferner iſt ihnen geſtattet: das Mahlen, optiſche Gläſerdiamanten- und Steinſchleifen, Gold und Silberſticken, weiße Waaren ausnähen, Krätzewaſchen, u. d. gl. (72)

11. Eben dieſen Grundſatz häget man auch gemeiniglich in Anſehung der Manufacturen und Fabriken, und will ſolche den Juden gleichfalls nicht geſtatten, ſie müßten denn dazu beſondere landesherrliche Conceſſionen erlangt haben. (73)

Ich

(72) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 11.

(73) Eb. daſ. a. ang. O.

In Berlin und Potsdam ſind viele Juden, welche Manufacturen treiben. S. Nicolai Beſchreib. von Berlin und Potsdam.

Im 11 und 12 St. des hamb. polit. Journals, v. J. 1781, ſchreibt der Verf. von den Fabriken in Stralſund ſehr unrichtig und unbeſtimmt. Nachdem ſie alle hergezählet worden, wird geſagt: „nach einer neuen Verfügung ſollen die Manufacturen nnd Fabriken künftig inſonderheit durch Juden unterhalten werden.“ Hieraus ſollte mancher glauben, daß die Abſicht ſey, die Manuf. und Fabriken mit Ausſchließung der übrigen Einwohner den Juden in die Hände zu geben, welches doch nichts weniger als wahr iſt. Was ihm aber zu dieſer Nachricht hat Anlaß geben können, iſt folgendes. Nachdem einige Juden, welche ſonſt im Lande überall nicht geduldet worden ſind, ſich in dem letzten Kriege in Stralſund niedergelaſſen, und ſich ſeitdem anſehnlich vermehrt haben, iſt man darauf bedacht geweſen, ſie nicht nur dem gemeinen Weſen weniger ſchädlich, ſondern auch, ſo viel möglich nützlich zu machen. Es wurde ihnen daher von dem General-Statthalter, des Fürſten von Heſſenſtein Durchl im J. 1777 auferlegt, nicht bereits gangbare Manufacturen und Fabriken zu übernehmen, ſondern vielmehr ſolche, die entweder gar nicht eingeführt ſind, oder doch von keinem andern Einwohner gegenwärtig betrieben werden, einzurichten. Sie verpflichteten ſich daher bey Verluſt des Schutzes, eine Zuckerſiederey,

Ich werde von dieſer Materie, der den Juden zu verſtattenden Manufacturen und Fabriken, wie auch Profeſſionen und Handwerke, weiter unten ein Mehreres ſagen.

12. Die Geldgewerbe, wohin der Handel mit Bruchgold und Silber, das Gold- und Silberſchmelzen und Scheiden, das Geldausleihen ſowohl auf Pfänder als Verſchreibungen, und hauptſächlich das ganze Wechſelnegotium, gehören, können den Juden, welche im Lande geduldet werden, zwar nicht wohl verſaget werden; man muß aber, wenn ſie dieſe Gewerbe nicht dem Lande zum Schaden treiben ſollen, dieſelben dergeſtalt einſchränken und unter genauer Aufſicht halten, daß ſie nicht ſchädlich werden können. Bey dem Münzweſen kann man die ſo genannten Münzjuden, welche die Münzen mit dem Bruchgolde und Silber verſorgen, nicht entbehren; ſie ſind alſo dabey ſo nöthig als nützlich. Es kömmt bey allen dieſen Gewerben auf die gute Beſchaffenheit der Geſetze, auf eine ſcharfe Aufſicht und auf die rechte Einrichtung, an. Wenn dieſe Stücke gehörig beſorget werden, können die Juden bey dieſen Gewerben dem Staate ſo leicht keinen Schaden und Nachtheil zuziehen.

In dieſer Abſicht iſt in den kön. preußiſchen Landen verordnet, daß die Juden das Gold- und Silberſchmelzen und Scheiden, bey Leib- und Lebensſtrafe, anders nicht, als auf den landesherrlichen Münzen, vornehmen ſollen. (74) Gleich Strafe und

dereyen, Wollenmanufactur und Seifenſiederey, binnen gewiſſer Zeit anzulegen, andere Manufacturen und Fabriken aber ſind nicht in ihren Händen, noch ihnen zu betreiben geſtattet worden. 29 St. der Greifsw. u. crit. Nachr. v. J. 1782, S. 231.

(74) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 12.

Kön. preußiſche Verordnung, wonach ſich die Juden wegen deß Gold- und Silberſchmelzens in der Mark Brandenburg richten ſollen, v. 24 Sept. 1718, ſt. in Mylii Corp. Conſt. March. 4. Th. 1. Abth. 5. Cap. No. 101, S. 1342.

und die Confiscation iſt auf das Aufkaufen des alten Goldes und Silbers, es ſey geſchmolzen oder ungeſchmolzen, wie auch der Krätze und Teſte, um es auſſer Landes wieder zu verkaufen, geſetzt, weil ſolches in die landesherrlichen Münzen gegen Bezahlung geliefert werden ſoll. (75) Diejenigen Juden, welche ſich gelüſten laſſen, gute goldene und ſilberne Münzen umzuſchmelzen, zu beſchneiden, oder gar auſſer Landes zu führen, oder ſchlechte verrufene einwechſeln, umſetzen, damit wuchern, und ſich ſolcher im Handel und Wandel äuſſern, ſollen, ohne Anſehung der Umſtände, erſtlich des Schutzes in allen königl. Landen verluſtig ſeyn, und überdies an Habe und Gut, auch nach Befinden an Leib und Leben geſtrafet werden. (76) Weil aber alle dieſe Geſetze, ſo ernſtlich und ſcharf ſie auch ſind, ohne Wirkung bleiben würden, wenn es dabey an der gehörigen Aufſicht fehlte, ſo wird gemeiniglich in ſolchen Geſetzen ſowohl den Kammern, als auch allen im Lande befindlichen Ober- und Niederinſtanzen, Obrigkeiten, den ſämmtlichen Land- und Steuerräthen, Magiſtráten, Accifezoll- und Poſtbedienten, imgleichen dem Officio Fiſci ernſtlich eingeſchärfet, gegen die Contraventionen auf das genaueſte Acht geben und invigiliren zu laſſen. Da nun allen und jeden Obrigkeiten, Collegien und Bedienten, dieſe Aufſicht anbefohlen iſt, und derjenige unter ihnen ſich einer ſchweren Verantwortung und Beſtrafung unfehlbar ausſetzen würde, welcher dergleichen Unterſchleife und Contraventionen in Erfahrung brächte und nicht ſogleich anzeigte, dieſes aber den Juden gar nicht unbekannt iſt: ſo werden dieſe durch die vorausſehende gewiſſe Entdeckung ihrer böſen Streiche, und

(75) Davon findet man viele königl. preußiſche Mandate, im Art. Gold, im XIX. Th. S. 466, f. angeführt.

(76) Dieſe Verbote finden ſich in ſehr vielen königl. preußiſchen Münzedicten, inſonderheit in dem v. 13 Oct. 1742.

und durch die Furcht der darauf geſetzten ſchweren Strafe, von der Uebertretung der Geſetze kräftigſt abgehalten. In Anſehung der verbotenen Ausfuhre des Goldes, Brand- und Bruchſilbers, oder Pagamentes, des Teſtes, Krätze und Schliches, ſollen beſonders die Poſtzoll- und Acciſebedienten auf die Unterſchleife genau Acht haben, bey vorkommenden verdächtigen Umſtänden das zu verſendende anhalten, alles genau unterſuchen, und die Uebertreter zur gebührenden Strafe anzeigen. Damit auch, unter dem Vorwande, als ſollte das Pagament zur Münze nach andern königl. Erblanden geſandt werden, keine Defraudationen vorgehen mögen, ſo iſt dergleichen Ausfuhre nach andern königl. Provinzen ebenfalls verboten, wenn nicht zuvor darüber bey der Kammer mit Benennung des auszuſendenden Quanti gehörige Anzeige geſchehen, und von derſelben ein Freypaß darauf ertheilt worden iſt.

Die andere Art der jüdiſchen Geldgewerbe beſteht in Geldausleihen ſowohl auf Unterpfänder, als auch Schuldverſchreibungen. Auch in Anſehung dieſer Gewerbe kann man die preußiſchen Einrichtungen als gute Muſter anſehen; denn man hat dem Wucher und den Betriegereyen der Juden, wozu ihnen ſonſt dieſes Gewerbe die beſte Gelegenheit darbietet, mit vieler Sorgfalt zu ſteuern geſucht.

Die Juden dürfen von keinem Unterofficier und Soldaten Pfänder annehmen, oder etwas kaufen, wo ſie nicht genug verſichert ſind, daß ſolche deren rechtmäßiges Eigenthum, auch keine Montirungsſtücke, ſind, und ſollen ſich allenfalls darüber einen Schein von dem Commandeur der Compagnie vorzeigen laſſen.

Ueberhaupt müſſen die Juden bey allem Verſetzen und Verkaufe wohl verſichert ſeyn, daß die Pfänder nicht geſtohlen, oder von jungen Leuten ihren Aeltern, oder

oder von ungetreuem Geſinde ihrer Herrſchaft heimlich entwandt und verſetzt worden ſind, weshalb ſie ſich bey den Aeltern oder der Herrſchaft jedes Mal erkundigen müſſen. Widrigenfalls ſollen diejenigen Juden, deren Frauen oder Geſinde, dergleichen angenommene Pfänder nicht nur dem Eigenthümer unentgeldlich heraus geben, ſondern, wofern ſie Wiſſenſchaft gehabt, und deſſen rechtlich überführet worden, daß das Pfand geſtohlen oder heimlich entwandt ſey, ſollen ſolche Pfandinhaber, gleich denjenigen, welche wiſſentlich geſtohlene Sachen gekauft haben, (77) angeſehen, und nicht nur vor ſich, ſondern auch vor ſeine Kinder, wenn ſolche ſchon angeſetzt ſind, alles Schutzes verluſtig gehen, die Schutzbriefe caſſiret, er mit den Seinigen aus dem Lande geſchaffet, auch in ſolcher Familie Stelle keine andere wieder angeſetzet, über dies auch der Uebertreter angehalten werden, den völligen Werth der geſtohlenen oder verhehlten Sachen dem rechten Beſitzer, wie dieſer es allenfalls beſchwören möchte, zu bezahlen. Wenn er aber ſolches nicht thun kann, ſoll, über dem caſſirten Schutzbrief und fortgeſchafften dazu gehörigen Familie, die ſämmtliche Judenſchaft des Ortes ex officio angehalten werden, den Werth der geſtohlenen oder verhehlten Sachen in ſubſidium baar und ohne alle Wiederrede dem beſtohlenen Eigenthümer zu bezahlen. Daher die Juden ſelbſt ſich unter einander genau zu beobachten und wahrzunehmen, auch wenn ſie einen oder andern der Ihrigen auf unrichtigem Wege betreffen, ſolchen ſofort gehörigen Orts anzuzeigen haben; und iſt demnach die Judenſchaft, inſonderheit die Aelteſten, ſchuldig, um allem Verdruſſe und Schaden vorzubeugen, diejenigen Diebeshehler und anderes liederliches Geſinde unter ih-

(77) Nach dem königl. Edict wegen des Betragens der Juden in Anſehung geſtohlener Sachen, v. 15 Jän. 1747.

ihnen, welches dieſelben entdecken, weg und aus dem Lande zu ſchaffen, worunter ihnen auf ihre Angabe alle hülfliche Hand geleiſtet werden ſoll.

Wenn aber die Pfänder durchgehends ihre Richtigkeit haben, und die darauf geborgten Gelder zu des Pfandeinſetzers Händen gekommen, oder mit deſſen Zufriedenheit an einen andern Gläubiger deſſelben bezahlet worden ſind: ſo ſoll, wenn zur Einlöſung deſſelben keine gewiſſe Zeit beſtimmet worden iſt, der Pfandinhaber, welcher das Geld darauf geliehen hat, befugt ſeyn, ſolches Pfand nach Verlauf eines Jahres, und nachdem ſolches dem Einſetzer, wenn er anders zur Stelle iſt, bey Ablauf des Jahres zur Einlöſung zuvörderſt wieder angeboten worden iſt, zu verkaufen und loszuſchlagen. In demjenigen Falle aber, wenn eine gewiſſe Zeit zur Einlöſung des Pfandes verabredet iſt, folglich die verfließende Einlöſungszeit den Schuldner ſtatt des Gläubigers erinnert, und der Pfandeinſetzer nach Ablauf derſelben keine Anſtalt zur Einlöſung machet, alsdann ſteht dem Pfandinhaber frey, mit Verkauf des Pfandes zu verfahren; doch muß ſolches mit Vorwiſſen der Ober- oder Untergerichte, worunter der Pfandgeber gehört, und nachdem ſolches die zur Taxation eidlich beſtellten Taxatores gewürdiget haben, entweder dem Gläubiger in des dazu berufenen Schuldners Beyſeyn, wenn er aber nicht erſcheint, auch bey deſſen Ausbleiben für die Taxe zugeſchlagen, oder falls er es nicht dafür annehmen wollte, wie ſonſt gewöhnlich, gerichtlich durch einen Anſchlagezettel feil geboten, an den Meiſtbietenden verkauft, der bisherige Pfandinhaber, ſammt den Gerichts- und Taxationsgebühren, welche doch ganz geringe anzuſetzen ſind, daraus bezahlet, und was nach Abzug des darauf geliehenen Capitales, Intereſſen und Unkoſten, übrig bleibt, dem Pfandeinſetzer oder deſſen Erben zurück gegeben, wenn die aber beyde nicht zu

finden ſind, der Ueberſchuß gerichtlich deponiret, und ſolches durch den öffentlichen Wochenzettel bekannt gemacht werden.

Damit aber bey Ablöſung des Pfandes von dem Pfandeinſetzer ein mehreres an Pfand nicht abgefordert werden könne, als er eingeſetzet hat, ſo ſoll ein jeder Schutzjude, welcher Geld auf Pfand ausleihet, ſchuldig ſeyn, ein ordentliches Pfandbuch zu halten, darein er durch den Pfandeinſetzer ſelbſt, oder einen, den er dazu geſtellet, und zwar in deutſcher Sprache und deutſcher Schrift, einſchreiben laſſen muß, wer der Pfandeinſetzer ſey, wobey er, wenn er ſeinen eigentlichen Namen nicht kund werden laſſen will, ſtatt deſſen ſich einiger willkürlichen Buchſtaben bedienen mag, ſodann, was für Stücke er eigentlich verpfändet, es ſey denn, daß ſolche in des Juden Gegenwart verſiegelt übergeben worden, was er, wenn es in Silber, goldenen oder ſilbernen Münzen und Medaillen oder Juwelen beſteht, für Probe und Sorten zum Pfande eingeſetzt, wie hoch er ſolches äſtimirt, wie viel Geld er darauf empfangen, und wie viel Intereſſen er zu geben verſprochen, auch an welchem Tage und Jahre ſolches alles geſchehen ſey. Damit aber ſolches Pfandbuch jederzeit öffentlichen Glauben habe, ſo ſoll ſolches von dem Stadtſchreiber eingerichtet, durch und durch paginiret, auf das erſte Blatt von dem Stadtſchreiber unterſchrieben, auf das letzte Blatt aber mit Faſſung eines Fadens, womit ſolches eingenähet oder eingebunden iſt, mit dem ordinären Stadtſiegel geſiegelt, an Gebühren aber dafür weiter nichts, als 6 Sgr., von dem Stadtſchreiber gefordert noch genommen werden.

Wegen des niedergelegten Pfandes ſelbſt aber ſollen die Verleiher gehalten ſeyn, dem Pfandeinſetzer aus dem Pfandbuche eine Abſchrift unter ihrem Namen auszuſtellen, oder, wenn ſie ſelbſt nicht ſchrei-

ben können, die Abſchrift von einem andern, oder dem Einſetzer ſelbſt, nehmen laſſen, und nur ihre Namen, oder ein Zeichen, oder ihr Petſchaft, darunter ſetzen; auf welche Weiſe es auch zu halten iſt, wenn mit dergleichen verſetzten Pfändern etwas veränderliches vorfällt, als: da nur ein Theil das darauf erhaltenen Geldes, oder die Zinſen von einer gewiſſen Zeit bezahlet werden, welches allezeit ebenfalls auch in das Pfandbuch zu notiren, und Abſchrift davon zu ertheilen iſt.

Welcher Jude als Gläubiger dieſes nicht beobachtet, ſondern unterläßt, und ſolches angezeiget wird, ſoll ſeines Darlehens verluſtig, und das Pfand unentgeldlich heraus gegeben werden (78), das eigentliche Creditum aber dem Fiscus verfallen ſeyn; und ſoll die Obrigkeit, ſonderlich bey entſtehenden Klagen, die Pfandbücher nachſehen, und die Uebertreter dieſer Verordnung in gehörige Strafe nehmen (79).

Was die Intereſſen und Zinſen betrifft, welche die Juden in den kön. preußiſchen Landen zu nehmen berechtigt ſind, ſo ſollte ehedem der Jude, wenn er Gelder auf Wechſel ausleihet, und der Wechſel unter oder auf 12 Monate geſtellet wird, 12 pro Cent Zinſen zu nehmen befugt ſeyn (80); wenn es aber ein Capital von 100 Rthlr. und darüber betrifft, und ſolches über 1 Jahr lang zinsbar ſtehen ſoll, derſelbe bey Verluſt des Capitales und der ſämmtlichen Zinſen, nicht mehr als 8 pro Cent nehmen; und mehr als letztere ſollten auch aldann nicht genommen werden, wenn ein

(78) In Anſehung dieſer Vorſchrift, iſt, dem Verlaute nach, eine mildernde Abänderung, bey der gelindern und tolerantern Denkungsart heutiger Zeiten, im Werke.

(79) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 24, 25, 26; und im §. 27 wird zugleich verordnet, und bey Verluſt des Pfandes verboten, daß die Juden die verſetzten Stücke weder ſelbſt gebrauchen, noch Andern zum Gebrauch verleihen ſollen.

(80) Nach dem königl. Edict v. 24 Dec. 1725.

ein Jude auf Pfand oder Hypothek bis 100 Rthlr. leihet; wenn er aber thalerweiſe auf Pfandgeld ausleihet, ſollte er zwar, wenn das darauf geliehene unter 10 Rthlr. iſt, wöchentlich vom Thaler 1 Pfennig Zins aber durchaus nicht noch einiges Einſchreibegeld nehmen, doch ſollte das Darlehen nicht länger als auf 1. Jahr ſtehen (81). Es iſt aber dieſes hernach (82) geändert, und verordnet worden, daß die Juden, wenn ſie Geld ohne Pfand auf Zinſen ausleihen, es mag auf Wechſel oder Obligationen ſeyn, es mag die Summe 100 Rthlr. oder darüber, betragen, es mag das Capital auf ein oder mehrere Jahre ausgethan werden, nicht mehr als 7, und auf Pfänder nur 6 pro Cent, wenn ſie aber thalerweiſe Geld ausleihen, und das Anlehen in 10 Rthlr. und darunter beſteht, nicht mehr als einen halben Pfennig vom Thaler wöchentlich, nehmen ſollen (83).

In andern deutſchen Staaten hat man den Wucher der Juden gleichfalls zu ſteuern geſucht. Im Heſſencaſſeliſchen dürfen die Juden von großen ausgeliehenen Summen über 20 Rthlr. nicht mehr als 6 pro Cent Intereſſen nehmen, ſich anſtatt der Geldzinſen keine Früchte, Garn u. d. gl. geben laſſen; bey allen Auslehnungen über 20 Rthlr. ſoll die ganze Summe, in Gegenwart der Obrigkeit des Ortes, dem Entlehner baar ausgezahlet, auch die Schuldverſchreibung mit ihrer Unterſchrift und beygedrucktem Amtsſiegel ausgefertiget werden. Wenn die Summe unter 20 Rthlr. iſt, darf der Jude 8 pro Cent nehmen, in welchem Falle auch Privathandſchriften, welche von einen Paar Zeugen mit unterſchrieben worden ſind, gelten. Unerlaubte Cesſiones actionum ſollen nach den Reichsſatzungen geſtrafet werden. Die Juden müſſen alle Contracte und Handlungen in ihrem alleinigen Namen ſchließen, und keine Gefährde brau-

(81) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 27.
(88) Durch das königl. Edict v. 13 Jan. 1755.
(83) Dieſer halbe Pfennig Intereſſe vom Thaler wöchentlich, iſt daſelbſt auch den Chriſten verſtattet worden. Es beträgt ſolches noch etwas weniges über 9 pro Cent.

brauchen. Sie dürfen auch, wenn ſie mit Auswärtigen contrahiren, keinen heſſiſchen Bürger oder Selbſtſchuldner mit einführen. Sie ſollen, wenn geſtohlene oder verdächtige Sachen an ſie kommen, ſogleich davon Anzeige thun.

Fürſtl. heſſencaſſeliſche Judenordn. §. 22 — 26

In dem Stifte Fulda, iſt, nach den Edicten vom 12 Jun. 1723, und 4 Mart. 1727, verordnet, daß die nicht bey Gericht oder Amt angezeigten Contracte und heimlich ausgefertigten Verbriefungen, ohne Unterſchied des Betrages, null und nichtig ſeyn ſollen. Weil aber dieſem nicht nachgelebet wurde, ſo wurde anderweit befohlen, daß bey allen und jeden Contractſcheinen, Obligationen, ſchriftlichen Verbrief- und Verſicherungen, wie ſie Namen haben, nicht nur die angebliche Berechnung gerichtlich vorgenommen, niedergeſchrieben, und in die Judicialausfertigung, mit Anmerkung des Gerichtsprotokolles, ordentlich inſeriret, ſondern auch bey allen vorkommenden Liquidationen oder verneuernden Obligationen, die Grundurſache deutlich angemerket und mit fortgeſchrieben, imgleichen die Schuld in quanto & quali beſonders benennet, hauptſächlich aber dahin geſehen werden ſolle, daß der Anatocismus unterbleibe, d. i. Wucher über-Wucher, und Zins von Zins den Schuldigern nicht abgefordert und aufgerechnet werde.

Decret v. 9 Mart. 1728. Koffers Beyträge, S. 450.

Im Bambergiſchen ſoll keine Schuldverſchreibung, die ſich über 10 Gulden beläuft, und bey den Juden ertheilet wird, als gültig angeſehen und darauf erkennet werden, ſie wäre denn von der ordentlichen Amtsobrigkeit ausgefertiget worden. Ueberdies ſollen die Juden ihre an Chriſten ausgeliehene Gelder oder ausgeborgte Waaren in ihre Bücher deutſch eintragen (84), wenn ſie anders damit einen Beweis bey der Obrigkeit führen wollen. Dafern die ausgeborgten Waaren eine beträchtliche Summe auswerfen, ſoll man ſelbige nicht über ein Jahr ausſtehen laſſen, oder im widrigen Falle es der Obrigkeit anzeigen, welche zu vernehmen hat, ob der Schuldner deſſen geſtändig ſey oder nicht, da dann im erſten Falle dem Borger ſogleich ein Auszugszettel zur künftigen Nachricht behändiget werden ſoll. Wenn die

(84) Dieſes letztere hat ſchon die Reformat. Polit. de a. 1577, Tit. 20, §. 3, verordnet.

die eingeſetzten Pfänder in verglichener oder von Rechtswegen gebührender Zeit nicht gelöſet werden, ſollen ſolche durch rechtliches Erkenntniß der Obrigkeit, und zwar, ſo hoch ſelbige hinaus zu bringen ſind, verkaufet und alsdann der Ueberreſt dem Schuldner zurück gegeben werden.
Fürſtl. bambergiſche Verordn. v. J. 1705, §. 2, 4, 5 u. 6.

Im Anſpachiſchen, wenn ein Chriſt mit einem Juden handelt, und die Bezahlung Zug vor Zug geſchieht, und keine unbewegliche Güter darunter begriffen ſind, der Handel aber nicht über 50 Rthlr. betrifft, ſoll, ſolchen Handel bey den Aemtern protokolliren zu laſſen, kein Theil gehalten ſeyn (85). Wenn hingegen zwiſchen einem Chriſten und Juden ein Handel über unbewegliche und liegende Güter vorgeht, und die Bezahlung auch Zug vor Zug geſchieht, und wenn auch ſolcher nicht über 50 Rthlr. betrifft, und des Chriſtenweib mit ſolchem unbeweglichen Güternhandel zufrieden iſt, und ihren Widerwillen und Widerſpruch nicht binnen 8 Tagen, da ſie es erfährt, oder da ſie dabey geweſen iſt, nicht bey der Handlung bezeiget: ſo ſoll jedoch ſolcher Handel beym Amt protokolliret werden. Wenn auch zwiſchen einem Chriſten und Juden auf Borg oder auf Friſten gehandelt wird, und die Summe über 75 Fl. beträgt, oder in dem Handel, Kauf oder Tauſch, Häuſer, Aecker, Wieſen, Weinberge, Waldungen, Weiher, u. d. gl. unterpfandsweiſe verſchrieben werden, oder zwiſchen Bürgern, welche nicht Handlung oder Krämerey treiben, oder auch zwiſchen Bauern und Juden, die Contracte nach und nach öfters geſchehen, daß zwar die Summe auf einmal nicht größer, aber, wenn die zu verſchiedenen Malen gemachten Schulden zuſammen gerechnet werden, oder wenn ſonſt beyde Theile mit einander abrechnen, die bewilligte Zahl der 75 Fl. überſchreitet: ſo ſoll, bey vorkommenden Prioritäts- und Concursfällen und gerichtlichen Klagen, der Jude es auf ſeine Gefahr haben, und gewärtig ſeyn, daß, nach den ergangenen Ausſchreiben, v. 21 Nov. 1699, und

(85) Im Bayreuthiſchen hingegen ſind die zwiſchen Chriſten und Juden errichteten Contracte und Handlungen, wenn ſie einzeln oder wiederholt und coniunctim am Werthe mehr als 20 Fl. fränkiſch betragen, unkräftig, und ziehen gegen die Chriſten keine Verbindlichkeit nach ſich, wenn ſie nicht mit gehörigen Umſtänden ad Protocollum bey Amt angezeigt worden ſind. Corp. Conſt. Culmbac. P. 2, To. 1, p. 190.

9 Oct. 1721, keine Verſchreibung oder Obligation aller Judengläubiger gültig ſeyn, oder darauf eine Hülfe Rechtens erkannt werden, wenn nicht ſolche Schulden vor Amt, unter welchem der Debitor angeſeſſen iſt, protokolliret und in das Schuldbuch eingetragen, und der Schuldner nebſt ſeinem Weibe (deren Einwilligung entweder durch die Unterſchrift oder andere rechtserweisliche Mittel nothwendig und als ein Eſſentialſtück bey obgemeldeten Contracten zu achten iſt, dergeſtalt, daß in deſſen Ermangelung der ganze Handel null und unbindig ſeyn ſoll,) vorher vernommen und unterſucht, woher die Schuld rühre, und ob kein wucherlicher Contract vorgegangen und das Anlehen zu deren Nutzen angewendet worden. Gleichwie aber dieſe Protokollirung der Schulden keinen andern Effect hat, als daß damit die Liquditåt der Schuld erwieſen werden könne; alſo müſſen die Schutzjuden, wenn allenfalls mit einem Schuldner es zum Concurs und Schuldaustheilung kommen dürfte, ſich dahin proſpiciren, daß, wo die Ober- und Aemter nach dem emanirten Civilitar die Schuldſumme zu conſentiren nicht Macht haben, ſelbige wegen künftiger Priorität in Concursfällen den landesherrlichen Specialconſens bey dem fürſtl. Hofrath gebührend auswirken. Sodann iſt das ehemalige Ausſchreiben, v. 21 Nov. 1699, wiederholet worden, daß kein Schutzjude, bey Vermeidung ſchwerer Strafe, den Unterthanen mit dem Bedinge Geld vorſtrecken ſolle, daß derſelbe anſtatt der Bezahlung ihnen ihre zu hoffen habende Moſte und neue Weine, auch wohl die Früchte und das Gras auf den Feldern und Wieſen um einen ſehr geringen Preis überlaſſen ſollen: ſondern die Juden ſollen ſich mit der Reſtitution ihres vorgeliehenen und bey Amt protokollirten Geldes ſammt den erlaubten Zinſen begnügen laſſen; es wäre denn, daß der Debitor mit Geld nicht aufkommen könnte, welchenfalls ſonach der creditirende Jude, mit Einverſtändniß des Schuldners, mit Moſt, Wein, und Früchten, nach dem jedesmahligen Werthe ſich bezahlt machen darf.

Markgräfl. onolzbachiſche Judenordn. Tit. 9.

Den Schutzjuden iſt im Anſpachiſchen die Zinsnehmung bey den chriſtlichen Unterthanen, über das ſonſt landübliche Quantum von geringen und nicht über 50 Rthlr anlaufenden Capitalien, auf nachgeſetzte Weiſe und Maße zugeſtanden worden, daß, nach Inhalt des Judenprivil. v. 6 Mart. 1705,

1705, 1) das Capital aus lauter baarem Gelde, zu Abtragung herrſchaftlicher Schuldigkeiten, oder Beförderung andern augenſcheinlichen Nutzens, vorgeliehen, und 2) dem Capital keine Waare beygeſchlagen, auch 3) bey einem Schuldner nur ein ſolches Capital gemachet, und mehr nicht als 4) ein Pfennig Zins von 1 Rthlr. wöchentlich, und ſolcher länger nicht, als 2 Jahre lang, genommen werde. Wenn aber das Capital über 2 Jahre ſtehen bliebe, ſoll der creditirende Jude, nach Ausgang der 2 Jahre, ſo von Zeit des dargezahlten Geldes an zu rechnen, entweder landläufige Zinſe nehmen oder wenn der ſchuldige Unterthan das aufgekündigte Capital nicht zahlen wollte oder könnte, ihn, den Schuldner, vor Amt und ſeiner ordentlichen erſten Inſtanz, behörig zu verklagen, und alſo in mora zu conſtituiren ſchuldig ſeyn, auch ſolcher Debent in liquiden Sachen zu Abzahlung Capitals und Zinſens allenfalls executive angehalten werden; es ſey denn, daß der Schuldner aus erweislichen und kundbaren zugeſtoßenen Unglücksfällen, als: Feuerſchäden an Gebäuden, Wetterſchlag an den Feldfrüchten, namhaften Mißwachs und Viehſterben ꝛc: die gemachte Schuld nicht abführen könnte, auf welchen Fall der darleihende Jude das Capital noch ein Jahr gegen reichende 6 Gulden pro Cent, dem Debenten zu laſſen gehalten ſeyn, imgleichen auch der Jude, wenn eine ſolche Schuld zur Klage kömmt, ſodann und a dato der Klage an, nach dem diesfallſigen Ausſchreiben, v. 22 Febr. 1712, mehrere Zinſe nicht, als 6 pro Cent, nehmen ſoll. 5) Sollen alle ſolche Anlehen beydes von dem Darleiher und Debenten, wie oben erwähnet, vor Amt in loco contractus, zu deſſen Protokollirung und Ertheilung ſchriftlichen förmlichen Conſenſes, zu beyder Theile Sicherheit und Abwendung aller Circumventionen angezeiget; übrigens aber 6) von allen andern über 75 Fl. anſteigenden Vorlehen das geringſte nicht über obgedachte landübliche Zinſe an ſo genannten Präſent = Recompensgeldern, Getreide, Vieh u. d. gl. gebunden oder zugelaſſen werden

Markgräfl. onolzbachiſche Judenordn. Tit. 9.

Nach den Reichsgeſetzen (86), ſoll kein Chriſt hinführo einem Juden ſeine Action und Forderung gegen einen andern Chri-

(86) S. Reichsabſchied de a. 1551, §. 79. Polizeyordn. de a. 1577 Tit. 20.

Chriſten abkaufen, oder ein Jude als Schuldglaͤubiger einem andern Chriſten ſolche Actionen und Forderungen in einigen Weg cediren, oder einiges contractweiſe zuſtellen, bey Verluſt ſolcher Forderung. Dieſer allgemeinen Verordnung gemaͤß, ſind viele beſondere Landesgeſetze ertheilt worden (87). Einige Rechtsausleger halten dergleichen Verordnungen fuͤr unbillig, weil ſie mit der den Juden auch nur einſchraͤnkungsweiſe zugeſtandenen Freyheit zu handeln nicht beſtehen koͤnnten (88). Ja, andere behaupten ſo gar daß die Verordnung ſolcher Reichsgeſetze auſſer Obſervanz waͤren, und daher nach dem reichskammergerichtlichen Gebrauche ein Jude ſeine Forderung an einen Chriſten gar wohl cediren koͤnne (89).

Bey allen dieſen guten Verordnungen muß man ſich billig verwundern, daß man den Juden noch immer erlaubt, hoͤhere Intereſſen zu nehmen, als ſonſt den Chriſten nirgends geſtattet wird. Es iſt gar nicht abzuſehen, aus was fuͤr zureichenden Gruͤnden ſolche Geſetze gegeben worden ſeyn. Daß dergleichen hohe Intereſſen dem Nahrungsſtande gar nicht vortheilhaft ſeyn koͤnnen, bedarf keines Beweiſes. Und eben aus dieſer Urſache hat man ſie den Chriſten verboten. Warum ſoll man denn eine dem Nahrungsſtande ſo nachtheilige Sache den Juden verſtatten? Sollen dieſe ein beſonderes Recht haben, dem Nahrungsſtande Scha-

(87) Dahin unter andern, auſſer der angefuͤhrten bambergiſchen Verordn. v. J. 1705, §. 3, gehoͤrt: Rechtliches Erkenntniß, daß die von einem Juden geſchehende Ueberweis- oder Abtretung ſeiner bey Chriſten habenden Schuldforderungen richtig ſey, im Corp. Conſt. Brand. Culmb. P 2. To. 1, p. 272. Des h. roͤm. Reichs ohnmittelbar-freyer Ritterſchaft der echs Ort in Franken erneuert-vermehrt- und confirmirte Ordnungen und Privilegien, S. 120.

(88 Puffendorf in Obſervation. jur. univerſi, To. 2, Obſ. 158.

(89) Z. B. der Freyherr v. Cramer, in den wetzlariſchen Nebenſtunden, Th. 3, S. 108. S. auch *J. H. Boehmeri* diſſ. de ceſſione nominis a Judæo in Chriſtianum facta, rata & irrita, Frf. 1718. In Sachſen wird ſolches auch nicht obſerviret. S. *Carpzov.* L. 5. Reſp. 38. & P. 2, C. 35, D. 45 *Schilter* ad Pand. Ex. 30, §. 77. *Stryck* de jur. & act. non ceſſibil. C. 1, §. 3.

Schaden zu thun? Was helfen die Anſtalten und Maßregeln wieder den Wucher der Juden, wenn man ihnen durch die Verſtattung höherer, als landüblicher, Intereſſen ſelbſt dazu die Hand bietet?

Man hat zwar dem übertriebenen Wucher der Juden, durch Verordnungen, wie hoch die Zinſen von ihren Anlehen ſich belaufen dürfen, vorzubauen geſucht; ſie wiſſen aber beſonders in Ländern, wo ihnen der Handel mit Grundſtücken erlaubt iſt, die Wirkung dieſer Geſetze meiſterlich zu vereiteln. Der Landmann, welcher in der Noth ſteckt, und Geld vom Juden aufnehmen will, der es ihm um die vorgeſchriebenen 6 oder 7 pro Cent nicht leihet, muß dieſem einen Acker, z. B. um 100 Rthlr. baares Geld verkaufen, und von ihm gleich wieder um 150 Rthlr. auf 3 oder 4 Jahresfriſten zu bezahlen, rückkäuflich annehmen, wodurch der Jude nicht nur ein gerichtliches Unterpfand erhält, ſondern auch ſein Darlehen öfters auf 15 bis 18 pro Cent nutzet. Dieſes iſt die nachtheiligſte aller jüdiſchen Operationen für den Landmann, und es wäre zu wünſchen, daß ſolche bey Ausfertigung neuer Judenſchutzbriefe beherziget werden möchte.

Was das **Wechſelnegotium** der Juden betrifft, welches ihnen gemeiniglich aller Orten geſtattet wird: ſo iſt bekannt, daß man überall vorgeſchriebene Wechſelordnungen findet, die gemeiniglich mit vieler Vorſicht und Behutſamkeit abgefaſſet ſind. Nach ſolchen Wechſelordnungen müſſen ſich denn auch vornehmlich die Juden richten. Beſonders iſt ihnen aller Betrug auf das nachdrücklichſte verboten; und wenn ein Jude nicht baares Geld, ſondern andere Sachen auf Wechſel angiebt, oder ſonſt betrieget; wird er zuweilen ſeiner Forderung verluſtig, und mit Staupenſchlägen aus dem Lande gejaget (90); und wenn er zu der Verfallzeit einen neuen und höhern Wechſel, als der erſte geweſen iſt, von dem Chriſten erzwingt, oder eine Diſcre-

(90) S. kön. preuß. diesfallſiges allgemeines Edict, v. 3 Apr. 1726, und deſſen Declaration v. 7 Jan. 1745, wie auch General-Judenprivil. §. 27.

cretion über die Zinſen nimmt, oder übermäßige Zinſen ſich voraus zahlen läßt, ſoll, in den preußiſchen Landen, die Schuld, in ſo weit ſie richtig iſt, an die Armencaſſe des Ortes verfallen, und der Jude ſammt ſeiner Familie ſeines Judenprivilegii verluſtig ſeyn (91).

Ob Juden in Wechſeln nach Kaufmannsart zu handeln, oder ſonſt ſich verbindlich zu machen, erlaubt ſey, iſt eine Frage, deren Bejahung heutiges Tages keinem Zweifel unterworfen iſt, da nicht allein die Erfahrung lehrt, daß ſie an denen Orten, wo Wechſelhandlung getrieben wird, ja ſo gar an einigen Orten noch eher, als die Chriſten, wechſelfähig werden, wie denn z. B. nach der churpfälziſchen W. O. Art. 8, die Juden ſich ſchon nach zurück gelegtem 15ten Jahre in das Wechſelnegotium einlaſſen dürfen. Eben ſo wenig iſt auch daran zu zweifeln, daß die Juden in allen Wechſelnegotien, worein ſie ſich auf eine oder die andere Art einlaſſen, nach dem ſtrengen Wechſelrechte verbunden werden, ſo gar, daß ſie auch an verſchiedenen Orten, als: zu Leipzig, Frankfurt am Mayn, Braunſchweig, Augsburg, Breslau, den churbrandenburgiſchen und pfälziſchen Landen, ſchuldig ſind, am Verfalltage dem Chriſten ohne einige Erinnerung das Geld in das Haus oder Gewölbe zu bringen; in deſſen Entſtehung aber, daß von den Chriſten wegen nicht geſchehener Zahlung proteſtiret werde, gewärtigen; wie nicht weniger in Hamburg auf Sicht an ſie lautende Wechſelbriefe an ihrem Sabbathe oder andern ihren Feſttagen, da ſie ankommen, zu acceptiren ſchuldig ſind, ob ſie gleich mit andern Wechſeln und Anforderungen an dieſen Tagen nicht beſchweret werden ſollen (92). Und ob gleich, vorerwähntermaßen,

(91) Kön. preuß. Wechſelordn. v. 30 Jan. 1751, Art. 20.
(92) Hamburgiſche Wechſelordn. Art. 13.

ßen, in den Reichsgeſetzen den Juden bey Verluſt der Action ernſtlich unterſagt iſt, ihre gegen einen Chriſten habende Actionen einem andern Chriſten zu cediren: ſo iſt doch ſolches Verbot, wegen des Nachtheiles, den der Handel darunter leiden würde, auf die Wechſelbriefe ſo wenig, als auf andere ganze liquide Schulden anzuwenden, um ſo mehr, da, was die irregulären Wechſel betrifft, wenn ja einiger Wucher oder ſonſt ein Betrug dabey vorgegangen ſeyn ſollte, dem Wechſelſchuldner unbenommen bleibt, deswegen die Reconvention anzuſtellen.

13. Weil bey dem Waarenhandel verſchiedene Waaren vorkommen, deren Güte und Aufrichtigkeit man nicht ſofort äuſſerlich beurtheilen kann, und bey welchen die Juden ihre Verfälſchungen und Betriegereyen anwenden dürften: ſo pflegt man in Ländern, wo die Polizey gut eingerichtet iſt, dergleichen Waaren den Juden zu verbieten, und ihnen dagegen diejenigen vorzuſchreiben, mit welchen zu handeln ihnen nur erlaubt ſeyn ſoll. Was man dieſerwegen in den königl. preußiſchen Staaten weislich verordnet hat, beſteht in Folgendem.

Den berliniſchen Juden iſt verboten, mit Wollmanufacturen und deren Verlage ſich abzugeben, oder mit roher Wolle und wollenem Garne, ohne beſondere landesherrliche Conceſſion, zu handeln. Sie ſollen, nach dem diesfallſigen königl. Edict, v. 24 Apr. 1737, in den hieſigen Reſidenzien keine Wolle, es ſey einheimiſche oder ausländiſche, Scher- Rauf- oder Gärberwolle kaufen, kein Geld darauf leihen, oder gegen Waare annehmen, noch auf eine oder andere Art, es habe Namen wie es wolle, einige Wolle an ſich bringen, Verkehr damit treiben, ſolche ſpinnen laſſen, Juden oder Chriſtenfabrikanten halten, ſolche mit Wolle oder geſponnenem wollenen Garne verlegen, und wollene Waaren ſelbſt verfertigen, We-

berſtühle kaufen, von den Fabrikanten annehmen, oder Geld darauf leihen; wiedrigenfalls ſoll nicht nur die Wolle, das geſponnene wollene Garn, oder die daraus verfertigten Waaren, wie auch die Weberſtühle und das übrige Handwerkszeug confiſciret, ſondern auch der Jude, bey welchem dergleichen gefunden werden, oder deſſen, jedoch ohne Weitläufigkeit oder Form von Proceß, nur einigermaßen überzeuget wird, wegen ſolcher Uebertretung der Geſetze, andern zum Exempel, dem Befinden gemäß nachdrücklich und unnachbleiblich beſtrafet werden; als worauf die Kammer, Magiſtråte, und das Officium Fiſci, mit allem Ernſt und Nachdruck halten und dafür allenfalls ſtehen ſollen. Doch bleibt, die Sterbe- und Märzfelle aufzukaufen, und die Wolle von dieſen Fellen abzubringen, frey; ſie müſſen aber, bey unnachbleiblicher exemplariſchen Beſtrafung, die bewolleten Felle und die Wolle nicht auſſer Landes bringen, ſondern an die Fabrikanten einländiſcher Städte verkaufen (93).

Ferner ſollen die Juden mit rohen Rind- und Pferdehäuten, noch auch mit rohem oder gefärbtem Leder, es habe Namen wie es wolle, auch nicht mit fremden wollenen Waaren, nicht weiter handeln, als ihnen ſolches nachgelaſſen iſt, und hernach weiter unten angezeiget werden wird. Auf ſolchen Fall aber ſollen ſie dennoch durchaus kein Waarenlager damit halten, noch dergleichen etwa überkommenes Leder auſſer den Jahrmärkten feil haben; und die Acciſenkammern müſſen ihnen ſolche nicht eher folgen laſſen, bis die Einbringer deſſelben die erforderte Beſchaffenheit durch bindige Zeugniſſe erweiſen, oder allenfalls eidlich bestärket haben. Wiewohl in denjenigen Provinzen, worunter dieſerwegen, beſonderer Umſtände halber, etwas mehreres durch landesherrliche höchſt eigenhändig un-

(93) Kön. preuß. Gen. J. Privil. §. 14.

unterſchriebene Ordres nachgegeben worden, es auch dabey ſodann noch zur Zeit ſein Verbleiben hat (94).

Was die Specerey- und Gewürzwaaren betrifft, weil ſolche nach der Judenreligion ganz rein und von keinen Würmern bekrochen ſeyn müſſen, ſo iſt ihnen zwar erlaubt, dergleichen Specerey- und Gewürz- auch andere zur Speiſe dienliche Waaren, welche durch Würmer verunreiniget werden können, als: Roſinen, Mandeln, Reiß, Senf, Kümmel, Anieß, u. d. gl. für andere Juden einzukaufen, welches ſich auch in Anſehung anderer Victualien, als: Graupen, Grütze, Mehl ꝛc. welches miethig werden kann, und alsdann von ihnen nicht zu gebrauchen iſt, verſteht. Doch müſſen die Victualien auf öffentlichem Markte, und nicht weiter als zu eigenem Gebrauche, von ihnen gekaufet werden. Auch dürfen die Juden nicht mit unfabricirten Toback handeln, noch weniger letztern ſelbſt fabriciren, auch ohne beſondere Conceſſion keine Hökerwaaren, als: Häringe, Butter, Käſe, eingewäſſerten Stockberger- oder Klippfiſch, Schollen, Salz, Seife, Lichter, Eyer, Schmeer, Hirſe Linſen, allerley Grütze, Gerſtengraupen, Rüben, Erbſen, Getreide im Einzelen, Gartenwerk, Obſt, u. d. gl. führen (95).

Hingegen iſt den Juden erlaubt, mit folgenden Waaren zu handeln, als: Drap d'or, Drap d'argent, reichen Stoffen, und Bändern, ein- und ausländiſchen geſtickten Waaren, in der berliniſchen königl. Gold- und Silbermanufactur fabricirten Treſſen, Touren, Points d'Eſpagne, Gold- und Silberfaden und Cantillen, desgleichen mit Juwelen Bruchgold und Silber, Lingors, alten Taſchenuhren, u. d. gl. Ferner: mit Geldwechſeln und Pfändern, Geldmäkeln, Auf- und

(94) Eb. daſ. §. 16.
(95) Eb. daſ. §. 17.

und Verkauf von Häuſern und Gütern für andere Leute; wie auch, mit allerley brabantiſchen, holländiſchen ſchleſiſchen und churſächſiſchen, weißen und ſeidenen Waaren, Kanten, Neſſeltuch, und ganz weißen einländiſchen groben Futterkattun, einländiſcher Leinwand, weißen Zwirn, Tafel- und Tiſchzeug, ganz und halb, ſonderlich auch einländiſchen ſeidenen Waaren, auch mit aus- und einländiſchen ungefärbten gar gemachten Leder, mit einländiſchem Sammet, mit allerley im Lande fabricirten ganz und halb wollenen und baumwollenen Waaren, ſie haben Namen wie ſie wollen; dergleichen mit den im Lande fabricirten Kattunen und Zitzen; ferner mit Pferden, rohen Kalb- und Schaffellen, Federn, Perücken, Menſchen- auch Kamel- und Pferdehaaren, Talg, Wachs und Honig, polniſchen Waaren, rohem und noch unverarbeitetem Pelzwerk, aber keinen neu verfertigten Kürſchnerwaaren, in den Städten, wo Kürſchner wohnen, es wäre denn daß ſie den Kürſchner, von welchem ſie die verfertigten Waaren zum Handel erkauft haben, ſofort benennen könnten; wie auch mit Thee, Kaffee, Chocolate, und fabricirten aus- und einländiſchen Schnupf- und Rauchtoback. So ſteht ihnen auch noch frey, mit allerley alten Kleidern, alten und gebrauchten Meublen, Haus- und Küchen-Geräthe, und überhaupt mit allem denjenigen, was ihnen oben nicht generaliter und ſpecialiter verboten iſt, wenn es auch hier nicht ſpecificiret, noch eigentlich benannt worden iſt, zu handeln, zu ſtutzen und ſonſt zu verkehren; doch alles dieſes nicht anders, als in den Häuſern und ihnen ordentlich zugeſtandenen Läden und Buden (96).

Denjenigen Schutzjuden, welche beſondere landesherrliche Conceſſionen haben, in den Städten, wor-

(96) S. daſ. §. 18.

worin ſie vergleitet ſind oder wohnen, offene Läden und Buden zu haben; mithin ihre Waaren an dem Orte wo ſie wohnen, oder auch auf öffentlichen Meſſen und Jahrmärkten ſtück- oder ellenweiſe zu verkaufen, iſt zwar noch ferner erlaubet worden; ſie müſſen aber ſo wenig auf einländiſchen Meſſen und auf Jahrmärkten, wie ſie ſich ſonſt zum Nachtheil der chriſtlichen Kaufleute verſchiedentlich anmaßen wollen, viel weniger aber an denen Orten, wo ſie wohnen, mehr als jeder eine Bude oder einen Kramladen öffnen und darin verkaufen, oder durch die Ihrigen verkaufen laſſen; wie denn auch keinem Juden frey ſteht, an einem andern Orte, als wo er wohnt, in den königl. Landen, auſſer Meß- und Jahrmarktzeiten, da ihnen auf dem Markte eine abſonderliche Bude zu haben erlaubt iſt, eine offene Bude und einen Kramladen zu halten.

Zu Breslau beſonders, ſollen die privilegirten Juden keinesweges, auch nie und zu keiner Zeit, auſſer in Meſſen und Märkten, wo es jedem erlaubt iſt, offene Läden zu haben, noch weniger en detail oder à la Minuta, am allerwenigſten aber mit allerley Waaren handeln; vielmehr ſollen dieſelben ſchuldig und bey ſchwerer Strafe verbunden ſeyn, ſich mit folgenden Speciebus begnügen zu laſſen, und, auſſer Meß- und Jahrmarktzeit, bloß und allein damit, und ſonſt mit irgend einem mehrern nicht, und zwar vorhin beſagter maßen al groſſo zu negotiiren, als nämlich: 1. Mit Pfandleihen und Wechſeln; 2. Juwelen, ächten Korallen, goldenen und ſilbernen Uhren, Doſen, und andern dergleichen Bijouterien; 3. reichen und ſchweren Stoffen, Bändern, Schabracken, goldenen und ſilbernen Treſſen und Spitzen, doch daß von den letztern nicht unter $\frac{1}{2}$ Pfund, oder 50 Ellen, verkaufet werde; 4. berliniſchen und andern in den königl. Landen fabricirten, keinesweges aber fremden, und aus-

län-

ländiſchen, oder ſchleſiſchen ſeidenen und wollenen Zeugen; 5. allerley feinen Kanten; 6. rohen und rauchen Häuten, doch daß dieſelben, zum Nachtheil der einländiſchen Gärber und Landesnothdurften, nicht auſſer Landes geführet werden; 7. jüdiſchen Büchern; 8. Pferden; 9. alten Kleidern und Meublen; 10. Petſchierſtecherarbeit; 11. und endlich mit Koſcherwein und dergleichen Waaren, welche die Juden von Chriſten nicht kaufen dürfen.

Weil aber die meiſten der jetzt erwähnten Waaren nicht zum currenten Handel gehören, mithin die Juden, daraus ihre Subſiſtenz ehrlicher Weiſe zu nehmen, oder ihren jährlichen Canonem und gemeine Laſten zu tragen, ſchwerlich im Stande ſind: ſo iſt ihnen, als ein Præcipuum vor Fremden, die Meſſen und Märkte beziehenden Juden, vor der Hand und bis zu landesherrlicher Wiederrufung, verſtattet worden, daß ſie 3 Tage vor Anfang, und 3 Tage nach Ende derſelben, mit allen in der Meſſe und den Märkten verſtatteten Waarenhandel treiben können und mögen. Doch müſſen ſie ſich, ſo wie andere fremde, zur Meſſe und Markt ſich einfindende Juden, ratione des Minutirens, an das Meßreglement auf das genaueſte binden.

Derjenige privilegirte Schutzjude, welcher ſich gelüſten läßt, entweder ſelbſt oder durch die Seinigen, irgend einige andere, als oben ſpecificirte Waaren, wie z. B. leichte Seidenwaaren, Taffete, Gros de Tours, ausländiſche wollene oder oſtindianiſche Waaren, auſſer der Meß- und Marktzeit, einzeln oder en gros zu verkaufen, ſoll, wenn er der That überführt iſt, das erſtemal, nebſt Confiscation der Sorte der Waaren, wovon er gegen die Verordnung verkauft hat, mit 100 Ducaten Geldſtrafe, zum Beſten des landesherrlichen Fiſcus, belegt, und, bey fernerer Uebertretung, ipſo facto ſeines ganzen Privi-

legii

legii verluſtig ſeyn. (97) Auch ſollen dieſe Juden, außer Markt- und Meßzeiten, dergleichen Waaren, als ihnen außer dieſer Zeit zu debitiren nicht vergönnet iſt, keinesweges einbringen; und wenn ſie ja dergleichen einführen ſollten, ſollen dieſelben von der Douane verſiegelt, und eher nicht, als gegen die Meſſe und den Markt, eröffnet werden. Wenn aber die Juden die Jahrmärkte in den Landſtädten mit allerley Waaren beziehen wollen, ſollen alsdann, auf geſchehene Anzeige, die etwa zwiſchen Meſſen und Märkten erhaltenen neuen und verſiegelten Waaren von der Douane entſiegelt und revidiret, nach der Retour aber ſofort, und bis zu der Meſſe oder dem Markte, wieder verſiegelt werden und bleiben. (98)

Im Bambergiſchen wird den Juden der Handel mit folgenden Waaren verſtattet, als: mit Kramwaaren an Tüchern, deſſen die Elle über 12 Batzen werth iſt, es wäre denn, daß ſie die geringeren Tücher von den einländiſchen Tuchmachern mit den gewöhnlichen Zeichen ſtückweiſe erhandelt hätten; dann an Hüten, deren einer auch über 12 Batzen werth iſt, oder da die geringeren von einländiſchen Hutmachern erkauft worden; ferner Sammet, Seide, Taffet, Strümpfen, allerley Bändern, guten Handſchuhen, goldenen, ſilbernen, wollenen, leinenen Spitzen, Borten, Leinwand, Barchent, Cölniſch, Zwillich, alten Kleidern; imgl. mit Gold- und Silbergeſchmeide, Sackuhren, Pfanden, Ringen, Kleinodien, Perlen, Wechſel, Pferden, Rindvieh, doch mit keinem gemäſteten, Lein- und Rüböhl, Bruchzinn, Meſſing, Kupfer und Wollen, doch daß dieſe letztere vier Sorten in der Wage abgewogen, und den reſp. Kandelgießern, Kupferſchmieden und Tuchmachern, das Einſtandrecht darauf gelaſſen werden ſoll.

Hingegen iſt ihnen verboten, daß ſie mit keinerley Getreide, grünem oder dürrem Obſt, Samenwerk, Saffran, Süßholz, Schmalz, Hopfen, rohen Häuten, Leder, gemeinem

(97) Kön. preuß. Declaration wegen des Judentoleranzweſens zu Breslau, §. 11 — 14.

(98) Eb. daſ. §. 25, 26.

nem Pelzwerk, Gewürz, Unſchlitt, Hanf, Wein, Stahl und Eiſen, Wagen- und Räderholz, unter einerley Prätert handeln, oder ſolcherley Waaren aufkaufen, eintauſchen, oder an Schulden annehmen, noch auch ſonſt ſich gelüſten laſſen ſollen, das Jahr hindurch in Bamberg und auf dem Lande offene Märkte und Stände zu bauen und aufzurichten.

Bambergiſche Verordn. v. J. 1708. §. 7. 8.

Die anſpachiſchen Geſetze verordnen nur überhaupt, daß die dortigen Schutzjuden an ihrer Hanthierung und Nahrung von niemand verhindert noch beeinträchtiget werden ſollen. Die Erkaufung der rohen Häute wird ihnen dergeſtalt überlaſſen, daß ſie mit unſchutzbaren und fremden Juden deswegen in keine Gemeinſchaft treten, und wenn ſie rohe Häute von den Scharfrichtern und Fallmeiſtern erhandeln, dieſe vorher den Handwerkern, welche dergleichen rohe Häute bearbeiten, anzubieten wären.

Markgräfl. onolzbachiſche Judenordn. Tit. 8.

Da das Hauſiren in und außer den Städten überhaupt eine höchſt ſchädliche und zu vielen Unordnungen und Bevortheilungen Anlaß gebende Sache iſt: ſo iſt ſolches ſowohl den Chriſten, als auch Juden, verboten, wie ich im XXII. Th. S. 476 — 505, gezeigt habe. Hr. Prof. **Hoffer**, in ſeinen Beyträgen zum Polizeyrecht, S. 443; hält zwar dafür, daß für kleine Städte, wo man vielmals wenig mehr kaufen und verkaufen könnte, als auf dem Lande, das Hauſiren der Juden doch ſeinen Nutzen hätte, vornämlich in dem Falle, wenn man alte Sachen abzuſetzen gedächte, welches bey den Chriſten mit weit größerm Schaden zu geſchehen pflegte. Dieſes Verhältniß ſchiene manchem Geſetzgeber unbekannt geweſen zu ſeyn, welcher von einer mit allen Bequemlichkeiten verſehenen Stadt aus, wider das Handeln und Hauſiren der Juden Befehle ertheilt. Allein, meines Erachtens, ſind dieſe Befehle allemal vernünftig und gegründet. Denn ob man gleich jenen Nutzen nicht läugnen kann, ſo iſt derſelbe doch viel zu klein und geringe, als daß

man deshalb die, wegen des in vieler Rückſicht weit größern Schadens, welchen das Hauſiren verurſachet, ſo nothwendige Gebung ſolcher Befehle dawider, unterlaſſen ſollte. Unter dem Vorwande alte Sachen bey den Leuten in den Häuſern zu kaufen, könnte alles dasjenige von den Juden ausgeübet werden, was das Hauſiren ſchädlich macht. Und dieſes iſt die Urſache, warum man obigen kleinen Nutzen nicht in Betrachtung ziehen kann, ſondern das Hauſiren, inſonderheit außer den Jahrmärkten, den Juden ſchlechterdings unterſagen muß. Wer alte Sachen abſetzen will, hat in den Jahrmärkten Gelegenheit genug dazu.

An einigen Orten iſt den Juden der Holzhandel unterſagt, ſ. Th. XXIV. S. 776.

Bey der den Juden verſtatteten Handlung, hat die hohe Landespolizey ihr Augenmerk hauptſächlich auf die Verhütung der vorſetzlichen und betrieglichen Bankerotte der Juden zu richten. Die Bankerotte der Handelsleute überhaupt, ſie mögen Chriſten oder Juden ſeyn, haben einen ſo ſchädlichen Einfluß in die Commercien und Gewerbe, daß die Aufmerkſamkeit der Landespolizey hier niemals zu groß ſeyn kann. Exemplariſche und harte Beſtrafungen werden gemeiniglich als das beſte Mittel, dergleichen Bankerotte zu verhindern, angeſehen; und wenn man hiebey ſtandhaft iſt, und die angedroheten Strafen ohne Nachſicht vollſtrecken läßt, ohne ſich daran durch ſcheinbare Vorſtellungen einer Unſchuld, oder durch vorgegebene und bemäntelte Unglücksfälle irre machen zu laſſen, ſo hat dieſes Mittel auch noch allemal eine gute Wirkung gethan. Was inſonderheit die Juden betrifft, ſo pflegt man zu verordnen, daß, wenn ein Schutzjude einen im geringſten verdächtigen Bankerott machet, und ſich außer Stand befindet, ſeine Gläubiger zu befriedigen, derſelbe nebſt allen denjenigen, welche unter ſeinem Schutzbriefe ſtehen, oder daher ange-

angeſetzt ſind, des Schutzes verluſtig gehen, ſein Schutzbrief gänzlich caſſiret werden, und dergeſtalt erloſchen ſeyn ſoll, daß derſelbe auch nicht einmal mit einer andern und neuen Judenfamilie beſetzt werden darf; (99) doch, wenn bey vorkommenden dergleichen Fällen ſich beſondere Umſtände finden, die einige Milderung verdienen möchten, ſolche alsdann an den Landesherrn berichtet, und darüber Reſolution eingeholet, (100) dagegen aber auch von den Juſtizcollegiis kein bankerottirter Jude unter keinerley Vorwande, ohne landesherrliche eigenhändige Diſpenſation von der darauf geſetzten Strafe, die ſich zuweilen auch auf die Verſagung eines ehrlichen Begräbniſſes erſtreckt, befreyet werden ſoll. (1) Wenn indeſſen ein ſolcher fallit gewordener und verſchuldeter Jude ſtirbt, und deſſen Aeltern oder Erben für ſein ehrliches Begräbniß nicht Rath ſchaffen, noch auch deshalb ſo bald annehmliche Caution ſtellen können, wozu ſie zuvörderſt mit allem Ernſte anzuhalten ſind, ſoll der verſtorbene Jude zwar begraben, doch aber deſſen Aeltern oder Erben zu Bezahlung desjenigen, was der verſtorbene Jude ſchuldig geblieben iſt, durch promte Execution angehalten werden; und ſind die Judenälteſten angewieſen, darauf genaue Attention zu nehmen, und wenn ſich einiger Verdacht zu dergleichen vorſetzlichen Bankerott ereignet, es in Zeiten am gehörigen Orte anzuzeigen. (2)

An

(99) S. die diesfallſigen königl. preußiſchen Edicte vom 14. Jun. 1715. 4 Feb. 1723. 20 May 1736. 25 Dec. 1747. und Generaljudenprivil. §. 10.

(100) S. königl. preuß. Edict, v. 23 Jan. 1749. und Gen. J. Priv. a. ang. O.

(1) Königl. preuß. Verordn. wegen der Banquerouts der Juden, v. 2 Dec. 1755.

(2) Königl. preuß. Edictum declaratorium v. 24 Dec. 1730. und Gen. J. Priv. a. ang. O.

An denen Orten, wo man die Juden duldet, iſt ihre eigene gottesdienſtliche Einrichtung eine nothwendige Folge der Duldung, welche das Gewiſſen chriſtlicher Regenten und Obrigkeiten keinesweges verletzen kann. Doch bedienen ſich chriſtliche Regenten billig auch, in Anſehung der Juden, ihrer landesherrlichen Gewalt und Aufſicht, welche ihnen über alle gottesdienſtliche Geſellſchaften und Religionspartheyen in dem Staate zukömmt, um ihnen in ihren Religions- und Kirchenſachen gehörigen Gränzen zu ſetzen, damit ſie die ihnen verſtattete Freyheit nicht zu weit ausdehnen und mißbrauchen können. Hingegen muß man auch die Gränzen ſolcher Gewalt nicht überſchreiten, weil dieſes ſonſt einen unrechtmäßigen Gewiſſenszwang ausmachen würde. Inſonderheit muß man ſich hüten, die Bekehrung der Juden durch gewaltſame Mittel zu befördern. Man würde ſehr irren, wenn man aus dem Rechte, die Juden im Lande zu dulden, ſofort berechtigt zu ſeyn glauben wollte, die Juden zu Anhörung chriſtlicher Predigten (ſ. oben, S. 381, f.) und zu Leſung und Anſchaffung chriſtlicher Lehrbücher und Streitſchriften, und alſo mit Gewalt zu Annehmung der chriſtlichen Religion nöthigen zu dürfen. Es iſt weit billiger, wenn man die Juden bey ihren üblichen Gebräuchen und Ceremonien ſchützet, und ihnen, in dieſer Abſicht, Synagogen, Schulen und Begräbnißplätze verſtattet, damit ſie ihren Gottesdienſt ungeſtört verrichten, und ihre Kinder in ihrem Glauben erziehen laſſen können. Ihre Bekehrung aber muß man ihrer eigenen innerlichen Ueberzeugung überlaſſen. Von der Judenbekehrung werde ich weiter unten wieder ſprechen.

Eigenmächtiger Weiſe dürfen die Juden keine Synagogen und Schulen anlegen und erbauen, ſondern es wird dazu die landesherrliche Conceſſion und Erlaubniß erfordert. Dieſe Conceſſion müſſen die

Juden zuweilen mit ſchwerem Gelde bezahlen, welches auch gar nichts unbilliges iſt. Haben die Juden in einer Stadt noch keine Synagoge und Schule, und wird ihnen die Erbauung derſelben verſtattet, ſo pflegt ihnen entweder ein an einem abgelegenen Orte der Stadt noch unbebaueter Platz dazu angewieſen zu werden, oder wenn ein ſolcher Platz mangelt, müſſen ſich die Juden dazu bequeme Häuſer mit obrigkeitlichem Conſenſe von Chriſten kaufen, und dieſelben zu ſolchem Endzwecke einrichten. Wenn in dieſem letztern Falle bisher Steuern, Grundzinſen u. d. gl. auf ſolchen Häuſern gehaftet haben, muß die fernere Entrichtung derſelben die Judenſchaft gemeiniglich übernehmen, ob gleich mit dieſen Häuſern eine ſolche Veränderung in Anſehung des Gebrauches vorgeht; denn dieſerhalb darf das Steuercataſtrum der Stadt keinen Ausfall leiden. Zuweilen verſtattet man den Juden auch nur, daß ſie ſich in einem oder andern derer Wirthshäuſer, die den Fremden außer den Meſſen und Märkten ankommenden Juden zu ihrem Abſteigequartier angewieſen ſind, einen Sahl zur Synagoge miethen dürfen. (3)

Zuſammenkünfte von Privatbetſtunden mit Verſammlung vieler andern Juden in ihren Häuſern zu halten, pflegt an einigen Orten nicht erlaubt zu werden, weil ſolches nicht allein aller guten Ordnung zuwieder läuft, ſondern auch der Gemeine anſtößig iſt, und ihrer gottesdienſtlichen Verſammlung in der Synagoge vielen Eintrag thut. Und wenn es ja mit landesherrlicher Bewilligung geſchieht, ſo pflegt man zu beſtimmen, wie viel ſolcher Betſtunden, und in welchen Straßen ſolche zu halten, verſtattet ſeyn ſolle; wo alsdann dergleichen Betſtunden für alte, abge-

lebte

(3) Königl. preuß. Declaration wegen der Juden zu Breslau, §. 31.

lebte und kränkliche Leute, nebſt Kindern unter 12 Jahren, weil ſolche zur Winterszeit nicht wohl nach der Synagoge gehen können, von Michaelis bis Oſtern in gewiſſen, von den Judenälteſten dazu beſtimmten Häuſern in den angewieſenen Straßen von einem Schulmeiſter gehalten, dabey aber keine andere Ritus, Ceremonien und Handlungen, als nur diejenigen, welche bey dem Beten unumgänglich nöthig ſind, gebrauchet, und zugleich, was in der Synagoge für die armen Juden und ſonſt geſammelt wird, beygetragen, auch die Zuſammenkünfte jedesmal in einem Hintergebäude, oder an einem ſolchen Orte, wo den Nachbarn und ſonſt dem Publicum durch überlautes Geſchrey keine Ungemächlichkeit entſtehen kann, gehalten werden ſollen. (4)

Den Juden iſt allenthalben verboten, auf die chriſtliche Religion zu ſchmähen. Beſonders ſollen ſie, wie ich bereits oben, S. 369, erwähnt habe, in den kön. preußiſchen Landen, bey Leib- und Lebensſtrafe, und gänzlicher Verbannung der Judenſchaft aus dem Lande, das jüdiſche Gebeth, welches ſich anfängt: Alenu Jeſchabbeach, nicht mißbrauchen, ſich gewiſſer verdächtigen Worte in demſelben, und des Ausſpeyens uud Hinwegſpringens dabey, ſo wie anderer Gebete von gleicher Art, wie auch aller ungebührlichen Ausſchweifungen bey ihren Feſten, inſonderheit dem ſogenannten Hamans- oder Purimfeſte, enthalten. (5)

Die Juden hoffen ohne Grund, daß ihr ehemaliger Tempel zu Jeruſalem werde wieder erbauet, und der Gottesdienſt nach Moſes Geſetze wieder hergeſtellet werden. Jetzt ſtellen ſie ihre öffentliche gottesdienſtliche Verſammlungen, da, wo ſie ihnen verſtattet werden, in ihren Synagogen

(4) Kön. preuß. Verordn. v. 2 Febr. 1745, und Gen. J. Priv. §. 30.

(5) Gen. J. Priv. a. ang. O.

gogen an. Sie richten ſich nach der Vorſchrift des Rabbi Moſche des Sohnes Maimon, welcher im J. 1101. oder 1105. geſtorben iſt, und die Glaubenslehren der jetzigen Juden, welche den Talmud annehmen, in 13 Artikel zuſammen gefaſſet hat, welcher ein jeder Jude, wenn er auch ſonſt nichts wiſſen ſollte, lernen muß. (6) Dieſer verlangt, daß, wo ſich 10 Juden, welche 13 Jahre und 1 Tag zurück gelegt haben, aufhalten, ſie, wenn es ihnen erlaubt iſt, ein Haus zum gemeinſchaftlichen Gebet beſtimmen ſollen, welches Beth Hakeneſet genannt wird. In der Synagoge haben die Weiber ihren abgeſonderten Ort. Ein Kaſten, in welchem die Geſetzrolle verwahret wird, ver-

(6) Ein jeder Artikel fängt mit den Worten an: Ich glaube mit einem vollkommenen Glauben. Der übrige Inhalt iſt:

1. Daß Gott der Schöpfer, Regierer und Erhalter aller Creaturen ſey, daß er alles gemacht habe, mache, und machen werde in Ewigkeit.
2. Daß Gott der Schöpfer der einzige, und nichts ihm gleich ſey, und er allein unſer Gott geweſen ſey, noch ſey, und bleiben werde in Ewigkeit.
3. Daß er kein körperliches Weſen ſey, keine körperliche Eigenſchaft an ſich habe, und daß kein körperliches Weſen mit ihm verglichen werden könne.
4. Daß Gott der Schöpfer der Erſte und Letzte ſey.
5. Daß man ihn allein anbeten müſſe, und außer ihm niemand.
6. Daß, was die Propheten geredet und gelehret haben, lauter Wahrheit ſey.
7. Daß die Lehren und Weiſſagungen Moſes wahr ſeyn, und daß er der Vater aller Weſen ſey, die vor und nach ihm geweſen, und ſeyn werden.
8. Daß das ganze Geſetz, ſo wie es heutiges Tages in unſern Händen iſt, dem Moſes von Gott ſelbſt gegeben worden ſey.
9. Daß dieſes Geſetz niemals werde verändert, noch von Gott ein anderes Geſetz werde gegeben werden.
10. Daß Gott alle Werke, ja alle Gedanken der Menſchen kenne, wie Pſ. 33, 15. geſchrieben ſteht.
11. Daß Gott diejenigen, welche ſeine Gebote halten, belohnen, aber die Uebertreter derſelben beſtrafen werde.
12. Daß der Meſſias noch kommen werde; und wenn er gleich lange ausbleibt, ſo will ich doch ſo lange auf ihn hoffen, bis er kömmt.
13. Daß die Todten werden auferſtehen, zu der Zeit welche dem Schöpfer gefallen wird, deſſen Name hochgelobet ſey ewiglich!

vertritt die Stelle der Bundeslade. In der Mitte ſteht der Leſeſtuhl, auf welchen die Geſetzrolle gelegt wird. Die Synagogen haben ihre Vorſteher. In denſelben geſchieht nicht nur das Morgen- und Abendgebet, und die gottesdienſtliche Verſammlung am Sabbath und an den Feſttagen, ſondern auch die Eidesleiſtung. Sie behalten in denſelben ihre Hüte auf. Von den Synagogen in Berlin, Amſterdam und Livorno, ſ. oben, S. 369, 342, f. und 383.

Der jüdiſche Gottesdienſt geſchieht täglich zweymal, und zwar ſoll allemal des Abends, die tägliche Betſtunde, $\frac{5}{4}$ Stunden vor Sonnenuntergang geſchehen, des Morgens aber vor Sonnenaufgang. Doch geſchieht des Abends dieſes nur im Winter; im Sommer aber, wenn die Tage lang ſind, geht das Abendgebet gewöhnlich um 7 oder 8 Uhr an.

Am Morgen des Tages vor dem Sabbath, kauft ein jeder Hausvater Fiſche und Mehl zu Brod auf den Sabbath; und weil die Seelen am Sabbath ſich aus dem Fegefeuer wegbegeben dürfen, fangen ſie denſelben gern etwas früh an: damit die Seelen deſto eher zur Erquickung in das Waſſer gehen können. Die Lichter werden von den Weibern angezündet, welche auch den Segen darüber ſprechen. Am Sabbath laſſen ſie das Eſſen durch Chriſten, oder andere die nicht Juden ſind, vom Feuer nehmen, auch durch eben dieſelben die Lichter putzen, und des Abends in den Synagogen anzünden. In den Synagogen wird gebetet, und ein Abſchnitt aus dem Geſetze vorgeleſen.

Der erſte Tag eines jeden neuen Monates, Roſch Chadoſch, wird nur als ein halber Feyertag angeſehen, doch faſten die frömmſten Juden den Tag vorher, und die Weiber können ihn als einen ganzen Feyertag begehen. In den Synagogen wird der 18te Pſalm geſungen, und aus 4 Moſ. 28, 11 — 16. geleſen, oder gebethet.

Der Montag und Donnerstag in jeder Woche, werden auch für halbe Feyertage gehalten, weil man die Leſung des Geſezes über 3 Tage nicht anſtehen laſſen müſſe, und an denſelben werden in den Synagogen, außer den gewöhnlichen Morgengebeten, noch einige andere gebetet. Fromme Juden faſten auch wohl an dieſen beyden Tagen. Sie haben auch noch andere Faſttage außer den ältern, wie ich hernach melden werde.

Das Neujahr der Feſte der Juden, iſt von den bürgerlichen Neujahre unterſchieden, und fängt mit dem Monathe Niſan an, welcher in unſern März fällt.

Das erſte Feſt iſt das **Paſſahfeſt**, welches ſie **Peſach** nennen. Die Zurüſtung zu denſelben beſteht vornämlich darin, daß ſie den nächſt vorhergehenden Sabbath, welcher der große genannt wird, beſonders heilig halten, von Weizenmehl dünne ungeſäuerte Kuchen, welche ſie **Matzen** oder **Matzenkuchen** (Matzos) nennen, (7) mit vielen Ceremonien ba-

(7) Die Matzen ſind ganz dünn gewirkte und mit vielen kleinen Löchern verſehene, ganz hart gebackene Kuchen, welche aus Weizenmehl bereitet werden. In Deutſchland allein muß eine erſtaunende Menge Weizen dazu verbraucht werden: Bloß die Juden zu Wisbaden und Idſtein, im Rheingau zu Mayns und Flörsheim, haben jährlich 120 Malter, das Malter zu 143 Pfund, nöthig. Der Weizen wird dreymal aufgeſchüttet, und von 143 Pfund Weizen bleiben 108 Pfund Mehl übrig. In der Zeit, da gemahlen wird, darf niemand in die Mühle, es ſey denn ein Jude dabey, und die Juden helfen allemal im Beyſeyn des Müllers mahlen. Nichts von geſäuertem Brod darf in dieſer Zeit weder oben noch unten in der Mühle ſeyn. Alle, die mit Mehl umgeben, müſſen ſich waſchen, wenn ſie was gegeſſen haben. Nicht ein Korn Weizen darf alsdann in der Mühle zerbiſſen, oder nur in den Mund genommen werden, widrigenfalls das ſämtliche vorhandene Mehl als unrein angeſehen wird Ehe das Matzenmehl aber gemacht wird, muß die Mühle ſehr gut gereiniget und geſtellet werden. Die Juden haben ihren eigenen Trichter, Beutelkäſtchen, Zarge, und das Mehl und Kaſten werden mit Tüchern beſchlagen. Wenn ein einziges Körnchen ganzer Weizen im Teige gefunden wird, darf der ganze Teig nicht gebraucht werden. Der Weizen wird von den Juden gewöhnlich ſelbſt gekauft. Für das Rentermalter Matzenmehl zu 143 Pfund, wird im Naſſauiſchen 7 und ein halber Gulden, und im Rheingau 8 Gulden bezahlt. Dem Müller wird vom maynzer Malter Weizen 1 Kumpf Weizen und 1 Kumpf Kleyen als Malter für ſein laufendes Geſchirr und Bemühung gegeben. Der Kumpf Weizen wiegt 11 bis 12 Pfund, und der Kumpf Kleyen 5 Pfund. Wenn das Mehl verfahren wird, muß allemal ein Jude mit zugegen ſeyn, und Acht haben, daß daſſelbe nicht unterweges verunreiniget werde. Es giebt aber ſowohl unter den Juden, als bey andern Religionsverwandten, ſo genannte ſtarke Geiſter, welche, wenn ſie allein ſind, ſich über das Pünctliche ſehr weit hinaus ſetzen. So geſchah es vor Oſtern 1780. daß ein Fuhrmann mit Matzenmehl vor einem Wirtshauſe ſtille hielt, wo inzwiſchen ein Schwein etliche Säcke aufriß, und mit ſeinem Rüſſel Mehl aus den Säcken holte. Der Jude machte in der Stille die Säcke

backen, alles Geſchirr ſorgfältig reinigen und alles geſäuerte Brod in den Häuſern zuſammen ſuchen und verbrennen. Am 14ten des Monats Niſan müſſen alle Erſtgeborne faſten, und am Abend dieſes Tages fängt das Feſt an, welches 8 Tage währet, und ſich alſo er am 22ſten endigt; doch ſind nur die 2 erſten und 2 letzten rechte Feyertage; die 4 mittlern werden Chol hamoed, d. i. gemeine Tage des Feſtes, genannt, an welchen unterſchiedene Geſchäfte ausgerichtet werden dürfen. Die Feyer dieſes Feſtes, welche von der im Geſetze befohlenen ſehr verſchieden iſt, ſchreibt, ſo wie die Feyer aller übrigen Feſte, der Talmud vor. Nach dem Ende des erſten Tages des Peſach, oder von der zweyten Oſternacht an, werden 49 Tage bis zum Feſte der Wochen gezählt, und dieſes heißt das Omer zählen, oder das Zählen der Tage bis zu der Aernde. Ein jeder Jude muß alle Tage, und alle daraus entſtehende Wochen, bis auf den 49ſten, ſtehend zählen, und eine gewiſſe Formel dabey ſprechen.

Das Feſt der Wochen (Chag Schebhuos,) welches alſo am 50ſten Tage nach dem Peſach einfällt, wird zwey Tage lang gefeyert; und weil der zweyte Tag zum Gedächtniß der Geſetzgebung dient, ſo ſtreuen ſie Gras in den Häuſern, und in der Synagoge ſtellen ſie grüne Bäume auf.

Der 17te Tag des Monates Tamus, iſt ein allgemeiner Faſttag, weil an demſelben die Geſetztafeln zerbrochen ſeyn ſollen, das Opfer im erſten Tempel aufgehört hat, Jeruſalem zum zweytenmal zerſtört, und das heilige Geſetzbuch verbrannt worden iſt.

Am 9ten Tage des Monates Ath, iſt abermal ein allgemeiner Faſttag, wegen der letzten Zerſtörung des Tempels.

Das bürgerliche Neujahr (Roſch Haſchana) fängt mit dem Monate Tisri an, welcher in unſern Sept. fällt; ſie kündigen es aber ſchon einen Monat vorher durch das Blaſen mit einem (Bocks- oder Widder-) Horne an, damit die gottesdienſtlichen Juden ſich durch Faſten und Bußübun-

Säcke wieder zu, und das Mehl wurde als Matz glücklich verzehrt.

Chr. Fr. Habel Beyträge zur Naturgeſch. und Oek. der naſſauiſchen Länder, Deſſau 1784. gr. 8. S. 68, f.

Siehe auch Th. IV. S. 761.

ſtungen dazu bereiten können. Am Tage vor dem neuen Jahre baden ſie ſich im fließendem Waſſer. An dem Neujahrstage ſelbſt, wird in den Synagogen etwas aus dem Geſetze und aus den Propheten geleſen, auch mit einem Horne geblaſen, und nach dem Mittagseſſen werfen ſie ihre Sünden in den Fluß oder Bach, welcher ihnen der nächſte iſt. Sie feyern auch noch den zweyten Tag des neuen Jahres. Der dritte Tag eben dieſes Monats Tisri, iſt ein feyerlicher Feſttag wegen der Ermordung des Gedalja (2 Kön. 25, 26. Jer. 41, 10. 43, 7.) Am 10ten Tage eben dieſes Monates fällt das Verſöhnungsfeſt ein, welches die Juden Jom Kippur, d. i. den langen Tag, nennen. Früh Morgens nach verrichtetem Gebete, ſchlachten die Mannsperſonen Hähne, und die Frauensperonen Hühner, für ihre Sünden, ſprechen dabey eine Gebetsformel aus, und ſchlagen die ſterbenden Hähne oder Hühner unter derſelben dreymal um ihr Haupt. Die Hühner werden noch vor Abend gegeſſen. Es iſt aber dieſer Gebrauch nicht allenthben gewöhnlich. Sie geben Almoſen, auch einander mit ledernen Riemen 40 Streiche auf den hintern Theil des Leibes, bethen und brennen während der 24 Stunden des Verſöhnungstages Licht, noch anderer Gebräuche nicht zu gedenken.

Am 15ten Tage des Monates Tisri, iſt das Laubhüttenfeſt (Succos,) welches 8 oder vielmehr 9 Tage lang gefeyert wird, doch ſo, daß nur die 2 erſten und 3 letzten, ganze, die 4 mittlern aber halbe Feyertage ſind. Der 9te Tag heißt Geſetzfreude (Simchas Thorah,) weil an demſelben die Leſung des Geſetzes geendiget, und nun wieder von vorn angefangen wird. Sie wohnen an dieſem Feſte unter freyen Himmel in Hütten, welche ſie von grünen Zweigen machen, und inwendig, ſo gut ſie können, ſchmücken.

Am 25ſten Tage des Monates Kislev, welcher in unſern Dec. fällt, iſt das Kirchweihfeſt (Channucah,) welches Judas der Maccabäer verordnet hat (1 Maccab. 4.) Es wird 8 Tage gefeyert, und auch das Feſt der Lichter genannt, weil des Abends heilige Lichter entweder von Wachs oder Oehl angezündet werden, und, ſo lange ſie dauern können, brennen bleiben, bey welchen aber keine Arbeit geſchehen darf, ſondern zu häuslichen Verrichtungen muß ein anderes Licht angezündet werden. Alle Abend wird ein Licht mehr angezündet, als an dem vorhergehenden. An dieſem

Freu-

Freudenfeſt macht man ſich ſo viel Vergnügen als man haben kann.

Am 10ten des Monates Thebet, iſt ein allgemeiner Faſttag, wegen der Belagerung und Eroberung der Stadt Jeruſalem durch Nebucadnezar.

Der 13te Tag des Monathes Adar, welcher in unſern März fällt, iſt ein Faſttag, welcher das Faſten Eſther genannt wird; und am 14 und 15ten wird das Feſt Purim mit Fröhlichkeit begangen, weil Haman's Anſchlag zur Ermordung der Juden mißlungen iſt. (Buch Eſther 9, 20. 21.) Wenn die Geſchichte in der Synagoge abgeleſen wird, machen die Kinder, ſo oft der Name Haman vorkömmt. durch Hammer- und Klöppelſchläge großes Geräuſch. In dieſem Feſte wird viel Almoſen gegeben, und es iſt das letzte im Kirchenjahre.

Die wichtigſten ehemaligen gottesdienſtlichen Handlungen der Juden, die Opfer, haben mit dem Tempel aufgehört. Sie glauben, daß die Stelle derſelben theils durch Herleſung der ehemaligen Opferverordnungen und Gebräuche, (nach Hoſea 14, 3.) theils durch ein gewißes Gebet, erſetzet werde.

Die Gelübde theilen ſie in heilige und verbindliche Gelübde ab. Unter jenen verſtehen ſie diejenigen, welche ſich auf heilige Sachen beziehen, als: wenn Jemand etwas an die Synagogen verehren will; unter dieſen aber diejenigen, durch welche ſich Jemand zu etwas verpflichtet, welches bloß auf ſeine Perſon geht, als: etwas erlaubtes zu unterlaſſen.

An denen Orten, wo ſie Synagogen oder Schulen haben, verrichten ſie in denſelben, nach vorher gegangenem Händewaſchen, (8) das Morgen- und Abend- oder vielmehr Weſpergebet gemeinſchaftlich, und nach verſchiedenen Formeln. Solches Gebet kann nicht geſchehen, ohne daß man den Arba Canphos anlegt, und die Tephillin oder Denk-

(*) Der Jude muß in allen nachgeſetzten Fällen die Hände waſchen, nämlich: wenn er des Morgens aufſteht, wenn er vom heimlichen Gemache kömmt, aus dem Bade geht, die Nägel abſchneidet, die Schuhe mit den Händen abzieht, ſich am bloßen Leibe kratzet, einen Todten anrührt und bey demſelben weg geht, nach geleiſteter ehelichen Pflicht, und wenn er eine Laus getödtet hat.

Denkzettel, theils an den Arm, theils an den Kopf, befeſtiget.

Das Arba Canphos iſt ein viereckiges, vorn über die Bruſt, und hinten über die Schultern hinab hängendes Mäntelchen, welches an den 4 Ecken mit Franſen von wollenen Fäden verſehen, und ehedem ſo lang geweſen iſt, daß dieſe auf der Erde nachſchleppten. Die Phariſäer trugen daſſelbe ehemals beynahe ſo lang, als das Oberkleid ſelbſt. Insgemein aber ſind es nur 2 kurze viereckige Stücke Tuch oder Seidenzeug, welche oben durch 2 Bänder alſo zuſammen gebunden ſind, daß man gemächlich den Kopf durchſtecken kann, zu beyden Seiten aber bleiben ſie offen, da denn eines dieſer kurzen viereckigen Stücke über die Bruſt, und das andere über den Rücken hinab hängt, welches der Jude, wenn er es nur bey dem Gebete anlegt, über das Oberkleid wirft, ſonſt aber unter demſelben über dem Hemde zu tragen pflegt. (9) An jeder der 4 Ecken, ſind Zizis, d.i. Franſen oder Zotten, von gezwirnten doppelten wollenen Fäden, welche nach der Anzahl der Bücher Moſes, mit 5 Knöpfen verſchlungen ſind, und ungefähr ½ Elle lang herunter hangen. Man gründet dieſe Arba Canphos auf 4 Moſ. 15, 38. 39. 5 Moſ. 22, 12. Der Aberglaube in Anſehung derſelben iſt groß. (10) Sie werden von einigen der kleine Tallis, im Gegenſatze des großen Tallis (Tallis gedol,) oder Schulmantels, genannt, welcher ein großes wollenes oder ſeidenes Tuch iſt, mit welchem die Mannsperſonen in der Synagoge den Kopf ſo bedecken, daß die 4 Enden deſſelben vorn um die Bruſt herab hangen, und daß eine jede der 4 Ecken auch Zizis hat.

Als

(9) Dieſes Arba Canphos iſt von wollenem oder auch ſeidenem Zeuge verfertiget, und dem Juden bey dem Gebete ſo nöthig, daß er eher ſeinen Tallis oder Schulmantel, als ſein Arba Canphos entbehren kann.

(10) Die Rabbinen erklären das Gebot von den Zizis für ſo wichtig, als alle Gebote des Geſetzes zuſammen genommen. Denn ſie ſagen, wer es fleißig halte, der erfülle das ganze Geſetz, welches ſie auf folgende Weiſe heraus bringen. Das Wort in der einfachen Zahl ציצית enthält an Zahlbuchſtaben 600, dazu 8 Fäden und 5 Knöpfe gerechnet, ſind 613, und ſo viel Gebote giebt es; alſo hält derjenige alle 613 Gebote welcher das Gebot von den Zizis wohl beobachtet.

Als das zweyte nöthige Stück zu ihrem Gebete ſind auch Tephillin, d. i. lederne Denkzettel mit ledernen Riemen, nöthig, die auf 5 Moſ. 6, 6. 8. gegründet werden, davon ſie einen vor dem Gebete an dem bloßen linken Arm bis an die Hand, und den andern an die Stirn, binden. Jener heißt Tephillin Schel Jad, dieſer Tephillin Schel Roſch. Beyde werden von ſchwarzen Kalbleder gemacht, doch mit dem Unterſchiede, daß derjenige, welcher zur Stirn gehört, und zwiſchen beyden Augen am Ende der Hirnſchale zu ſitzen kömmt, aus 4 Fächern, Fig. 1760 a), derjenige aber, welcher der Hand gewidmet iſt, nur aus einem, Fig. 1760 b), beſteht. In dem erſten von den 4 Fächern, welches gegen die rechte Hand ſteht, findet ſich die Stelle 5 Moſ. 11, 13 — 21, in dem zweyten 5 Moſ. 6. 4 — 9, im dritten 2 Moſ. 13, 11 — 16, und im vierten 2 Moſ. 13, 1 — 10. Der Denkzettel, den ſie auf dem linken Arme tragen, und der nur aus einem einzigen Fache beſteht, iſt mit eben dieſen Worten ausgefüllet, welche jene 4 Zettel in ſich enthalten, nur mit dem Unterſchied, daß ſie hier nur auf ein einziges Pergamentblättchen, welches in 4 Felder abgetheilt iſt, geſchrieben ſind, da man hingegen zu dem Denkzettel des Hauptes 4 beſondere Zettel, nach der Anzahl der Fächer, haben muß, welche ſie dergeſtalt zuſammen wickeln, daß ſie an dem Orte, wo die Zeile ſich endiget, anfangen, damit, wenn man ſie wieder aufmacht, ſogleich die Anfangsworte in die Augen fallen. Dieſe zuſammengerollte Pergamentzettel pflegen ſie in anderes Pergament, und ſonderlich in diejenigen Stücke einzuwickeln, welche ſie davon abgeſchnitten haben, ſolche alsdann mit Kuh- oder Kälberhaaren, die aus dem Schwanze gezogen, und vorher wohl gewaſchen und gereiniget ſind, zu umwinden, und nur an den Enden mit den Fingern zuſammen zu drehen, auch wohl einige Haare davon hervor ſtehen zu laſſen, damit man ſehen könne, daß ſie כשר (recht gemacht) ſind. Dieſes Leder wird wieder unter Beobachtung beſonderer Ceremonien, mit Ochſen- Kuh- oder Kälberſehnen, oder, in deren Ermangelung, mit zarten Riemen von Kalbspergament zuſammen genähet. Endlich haben die Juden bey dem Gebete auch einen Gürtel um den Leib.

Fig. 1761, iſt die Abbildung eines Juden mit den jetzt beſchriebenen Kleidungsſtücken. a, Tallis. b, Haupttephillin. c, Gürtel. d, Arba Canphos. e, Zizis. f, Hand-

Handtephillin, wie der Jude ſie bey dem Gebete um Hand und Arm gebunden hat.

So bald ein Jude 13 Jahre und 1 Tag alt iſt, muß er anfangen die Tephillin zu gebrauchen, doch nur an Werktagen, aber nicht am Sabbath oder andern Feſttagen, weil dieſe ſie ſchon von andern Völkern hinlänglich unterſcheiden, da hingegen die Denkzettel ihnen an andern Tagen bey dem Gebete zum Unterſcheidungszeichen dienen ſollen. Sie gedenken ſich auch, daß die Thephillin den Namen Gottes שדי (Schadai) in ſeinen 3 Buchſtaben abbilden. Das öffentliche Gebeth geſchieht in hebräiſcher Sprache, und man wendet dabey ſein Geſicht nach der Gegend der Welt, wo Jeruſalem liegt.

Zu den gottesdienſtlichen Handlungen kann man auch nicht nur das Küſſen der Geſetzrolle, oder vielmehr ihres Umſchlages, ſondern auch die 3 Handlungen in Anſehung derſelben, welche Gelilah, das Auf- und Zuwickeln, Ezchajim, das Holz des Lebens (nämlich halten,) und Hagbohoh, die Aufhebung, genannt werden, rechnen, zu deren Verrichtung das Recht, durch ein geringes Geld für die Armen, erkauft wird.

Unter den Gebräuchen der Juden, iſt die Beſchneidung die vornehmſte, für welche zwar der 8te Tag nach der Geburt feſtgeſetzt iſt, die aber doch, wegen wichtiger Urſachen, dergleichen Schwächlichkeit der Kinder, und Feſttage, ſind, aufgeſchoben werden kann. Sie geſchieht gemeiniglich in der Synagoge, mit verſchiedenen Gebräuchen, unter welchen dieſer beſonders anzumerken iſt, daß für den Propheten Elias ein Stuhl hingeſetzt wird, als ob er gegenwärtig wäre, und daß der Mohel (Beſchneider) nicht nur ein wenig von der Vorhaut abſchneidet, ſondern auch das übrig bleibende Stück von einander reiſſet: welches den Kindern unnöthiger Weiſe Schmerz verurſachet. Weil Moſes verſtattet hat, daß das neue Geſchlecht der Iſraeliten, welches während des Aufenthaltes in der Wüſte geboren wurde, unbeſchnitten blieb: ſo iſt es eine unter den Juden ſehr gemeine Meinung, daß die Beſchneidung nicht ſo nothwendig ſey, daß ſie nicht in wichtigen Fällen ganz unterbleiben, oder daß die Unterlaſſung derſelben nicht entſchuldiget werden könnte. Joſeph (11) erzählt, daß der König von Adia-

(11) *Antiquit.* lib. 20. c. 2.

Adiabene Izates die jüdiſche Religion angenommen, und geglaubt habe, daß er ſich nothwendig beſchneiden laſſen müſſe; allein, eben derſelbe Ananias, durch welchen er zum Judenthum war gebracht worden, habe es aus einer politiſchen Urſache nicht zugeben wollen, ſondern geſagt, der König könne den wahren Gott ohne Beſchneidung verehren, wenn es ihm gefällig ſey, das Judenthum anzunehmen; denn dieſe Verehrung Gottes ſey wichtiger, als die Beſchneidung. Zur Zeit des Kaiſers Hadrian durften die Juden ſich nicht beſchneiden (ſ. oben, S. 306:) und in Portugal und Spanien halten ſich die heimlichen Juden auch davon diſpenſirt.

Ihre übrige gottesdienſtliche und größtentheils abergläubiſche Gebräuche, können hier nicht angeführt werden, weil die Menge derſelben überaus groß iſt. Die Urſachen und Beweisgründe für dieſelben, welche entweder im Talmud, oder von ſpätern Rabbinen angeführet werden, ſind mehrentheils ſo ſchlecht, daß ſie zum Lachen bewegen. Die Juden fangen nun ſelbſt nach gerade an, ihre eigene Religion zu verachten, und den talmudiſchen Unſinn, als abergläubige Volksmährchen, und als närriſche Träumereyen, die nur je eines Menſchen Kopf verwirren könnten, zu verſpotten. Ihre Ceremonien ſcheinen ihnen nun ſelbſt ein drückendes Joch ohne Sinn, Zweck und Menſchenverſtand zu ſeyn, und die ſchwere Befolgung der Verbindlichkeiten ihres Geſetzes ſind ihnen unerträgliche Forderungen einer überſpannten aſiatiſchen Einbildungskraft, ohne Abſicht zur Erlangung irgend einer Vollkommenheit, oder eines ſichtbaren Genuſſes von Wohlfahrt und Glück. Dieſer philoſophiſche Geiſt, welcher ſich immer mehr und mehr unter dieſer Nation verbreitet, und ſie die Wahrheit von dem Irrthume unterſcheiden lehrt, macht, daß ſie auch jetzt ſchon viel freyer und zwangloſer in Sitten, in Lebensart und in der Beobachtung ihrer jüdiſchen Gebräuche ſind, als jemals; und der Luxus, welcher jetzt mit ſo vieler Gewalt die Reichen beherrſcht, trägt ungemein viel dazu bey, dieſe feinere Lebensart noch mehr zu befördern. Die wohlthätige Wirkung einer uneingeſchränkten Toleranz, die allgemeine Verträglichkeit aller Secten, und das ſo mächtige Beyſpiel aller Stände, hat hiebey einen erſtaunlichen Einfluß, und wirkt mehr als alle Bekehrungen dieſes ſonſt ſo hartnäckigen Volkes je wirken können. Die gefälligen Sitten der Chriſten,

ſten, die ſich immer mehr und mehr durch den franzöſiſchen Ton verbeſſern, d. h. ſich gefälliger und beliebter machen, reitzen ſie ungemein, und die Mode, welche das ganze menſchliche Geſchlecht beherrſcht, hat für ſie ſo viel Annehmlichkeit, daß ihre Macht alle Religionsſcrupel überwiegt.

In den meiſten deutſchen, und inſonderheit den preußiſchen, Staaten, giebt es eigentlich zwey Secten unter den Juden, wovon ſich die eine die polniſche, oder die rechtgläubige, und die andere die deutſche, oder die denkende, nennet. Die polniſche Secte hält ſtrenge an den Geſetzen ihrer Väter, iſt in Sitten rauh und zum Theil noch ungebildet, und, wie man leicht denken kann, in ihren Begriffen von der Religion äußerſt eingeſchränkt, und devot, folglich gegen die andere Partey ſehr intolerant. Die deutſche iſt in ihren Urtheilen frey, in ihrer Lebensart ziemlich zwanglos, und aufgeklärt und helldenkend in den Begriffen von der Religion; ſie iſt das, was die portugieſiſchen Juden ungefähr in Amſterdam gegen die holländiſchen ſind.

Wenn man nun unterſucht und fragt, welches denn eigentlich die Religion des aufgeklärten Theiles der Judenſchaft ſey, welcher jene elende Fratzen des Talmuds und die albernen Träumereyen der Rabbinen verachtet: ſo kann man nichts anders antworten, als der Deismus und die natürliche Religion. Wie könnte auch ein Jude eine andere Religion durch Nachdenken ſich bilden, als dieſe allein, da ſie das Reſultat ſeiner Aufklärung und ſeines Verſtandes iſt? Sie vereinigt ſich alſo nur in ſo fern mit der chriſtlichen, als ſie mit den Grundſätzen der Moral derſelben überein kömmt; weiter aber erſtreckt ſich dieſe Gleichheit nicht. Die Anzahl derſelben iſt in der That nicht unbeträchtlich, und ſie wäre zum Theil in Verbindung mit denen, die aus Liebe zu einer freyen und ungebundenen Lebensart ihre mächtige Vertheidiger und Anhänger ſind, vielleicht der Zelotenpartey ſchon überlegen, wenn nicht dieſe alle ihre Kräfte anſtrengte, die Austreibung dieſer ihnen ſo verhaßten Secte zu verhindern. Beſchäftigte ſich nicht der größte Theil dieſer Nation mit dem Handel, welcher beſtändig ihre Seelen vom ernſten Nachdenken abzieht, und nur auf die Speculation eines Erwerbes und Gewinnes richtet; hätten ſie unter ſich mehr Gelehrte und Künſtler, und trieben ſie mehr die Geſchäfte der ſitzenden Lebensart, ſo würde die Aufklä-

rung

rung dieſes Volkes, deſſen Seele ſonſt leicht etwas faßt und begreift, mit unglaublichen Schritten zur Vollkommenheit fortgehen. Indeſſen muß man ſich doch immer ſchon verwundern, daß die Aufklärung und Bildung ihres Verſtandes in ſo kurzer Zeit zu einem ſolchen Grade empor geſtiegen iſt.

Von dem Deismus unter den Juden in Berlin, ſ. Winkopp's Biblioth. für Denker und Männer von Geſchmack. 2 B. 1, St. Gera, 1783, gr. 8. S. 3, fgg.

Ein Paar Gebräuche oder Gewohnheiten der Juden muß ich hier noch anführen. Sie halten es für unrecht, am Sabbath zu reiſen; wenn ſie alſo auf einer Reiſe begriffen ſind, pflegen ſie dieſelbe am Sabbath zu unterbrechen, und an dem Orte, wo ſie ſich vor dem Anfange deſſelben befinden, zu bleiben. Solche ſtrenge Beobachter der hergebrachten Meinung ſind aber viele nicht, ſondern ſie reiſen auch am Sabbath, nennen es aber nur ein Spazieren, und glauben dadurch ihr Gewiſſen zu beruhigen.

Beyſpiele aus dem Oriente, hat Niebuhr, in ſeiner Reiſebeſchr. Th. 2, S. 382, f.

In Aſien, in den Gegenden des Euphrats und Tiger, ſind Oerter, wo die Leichname einiger von den alten jüdiſchen Propheten, auch anderer berühmten Männer, begraben ſeyn ſollen. Nach dieſen ſtellen die Juden, welche dazu Zeit und Gelegenheit haben, **Wallfahrten** an, werden aber oft von den auch dahin wallfahrenden Moslemin entweder verhindert, oder doch eingeſchränket. Zu dieſen Oertern gehören Kefil, wo das Grab des Propheten Heſekiel jährlich von viel 100 Juden beſucht wird; (12) Numa, wo der Prophet Jonas begraben ſeyn ſoll; (13) El Koſch, der vorgegebene Begräbnißort des Propheten Jonas, (14) und ein Ort unweit Niſſabin. (15)

Mehrere Nachrichten von den Gebräuchen der Juden, findet man in Eiſenmenger's entdeckten Judenthum, Schudt's jüdiſchen Merkwürdigkeiten, Burtorf's Judenſchule, Kirchner's jüdiſchen Ceremoniell, Bodenſchatz kirchlichen Verfaſſung der heutigen Juden, Selig's Buche, genannt der Jude, u. a. m.

(12) Niebuhr Reiſebeſchr. Th. 2, S. 263.

(13) Eb. daſ. S. 353.

(14) Eb. daſ. S. 354.

(15) Eb. daſ. S. 381.

Die Rabbinen ſind heutiges Tages der Juden gottesdienſtliche Perſonen und Lehrer; und dieſe haben von alten Zeiten her in ihren Schriften ſelbſt für ihre Ehre, und für das Anſehen ihrer Erklärungen des Geſetzes und häufigen Vorſchriften, geſorget. In Babylonien ſchrieb und nannte man einen ſolchen Mann רַבָּא Rabba, רַב oder רַב, Rab, auch Rovo, Rob; zu Jeruſalem ſchrieb und ſagte man רַבִּי. Ribbi, nach der Zerſtörung der Stadt aber iſt faſt überall gewöhnlich geworden, entweder Rav, oder Rabba, oder Rabbi zu ſagen; doch wird רַב Rab, für nicht ſo anſehnlich als רַבִּי, Rabbi oder Ribbi, רַבָּן. Rabban aber für die anſehnlichſte Benennung gehalten. In der vielfachen Zahl ſagt man רַבָּנִין, Rabbanin, und die Würde eines Rabbi wird רַבָּנוּת Rabanut genannt. Das Anſehen der Oberrabbinen, welche man an denen Orten, wo die Juden zahlreich ſind, antrifft, iſt groß.

Zu den gottesdienſtlichen Perſonen gehören auch die Vorſteher der Synagoge שְׁלִיחַ צִבּוּר (Schelíach Zibbor,) der סְגָן (Segen,) und der חַזָּן Chaſſan oder Vorſinger. Es wird auch unter dem Titel Cohen, d. i. Prieſter, Jemand ernannt, welcher an den Feſttagen des Morgens in der Synagoge den Segen ausſpricht, und bey welchem die erſtgebornen Kinder, wenn ſie Söhne ſind, gegen ein mehrentheils geringes Geld, ausgelöſet werden.

In Religions- und Kirchenſachen, ſind die Juden den Aelteſten und dem Rabbi unterworfen. Dieſe werden von einer gewiſſen Anzahl aus den Vermögendſten, Mittlern und Armen der Judenſchaft erwählet, welche vorher einen Eid ablegen müſſen, daß ſie keine dazu wählen wollen, welche der Gemeine vorzuſtehen nicht tüchtig ſind. Die Zahl der Aelteſten iſt beſtimmet, und pflegen ſelbige zuweilen alle 3 Jahre von neuem erwählet zu werden. Die Wahl des Rabbi und

und der Aelteſten muß jedesmal, innerhalb einer geſetzten Zeit, bey Vernichtigung der Wahl, dem vorgeſetzten Landescollegium gemeldet, und ſodann darüber die landesherrliche Confirmation geſuchet werden. Bey Erwählung der Aelteſten, wie auch der gelehrten Aſſeſſoren, Armenvorſteher und Caſſiere, ſoll dahin geſehen werden, daß keine nahe Blutsfreunde, z. B. Vater und Sohn oder Schwiegerſohn, noch auch zwey Brüder oder Schwäger im erſten Grade, zugleich dazu beſtellet werden, ſondern es ſollen dieſelben ſo wenig Connexion mit einander haben, als im gemeinen Leben möglich iſt. Auch ſoll, wo möglich, der Rabbi ein Fremder ſeyn, oder doch wenigſtens ſonſt keine Connexion mit der Gemeine haben. Wenn die Gemeine nach Verfließung der 3 Jahre einen oder zwey der bisherigen Aelteſten von neuem erwählen will, ſo müſſen erhebliche Urſachen deshalb angeführet werden, wenn ſolches nachgegeben werden ſoll.
Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 29.

Die Judenälteſten werden zu Führung ihres Amtes zuweilen mit einer beſondern Inſtruction verſehen. Wenn ſelbige und der Rabbi bemerken, daß unter der Judenſchaft etwas vorgeht, wobey des Landesherrn und des ganzen Staates Intereſſe verſieret, müſſen ſie ſolches ſowohl vor ſich, als auch auf Erfordern, bey Verluſt aller ihrer Rechte, offenbaren. Ohne Conſens der Aelteſten darf kein Schutzjude ſeinen Stand in der Synagoge an Jemaad, und niemals an einen Fremden, verkaufen oder vertauſchen. Wenn ſolches mit deren Vorwiſſen geſchieht, darf dem Veräußerer dieſes Standes dafür eher kein Geld ausgezahlet werden, bis er zuvörderſt ſein etwa reſtirendes Schutzgeld oder andere Præſtanda bezahlt hat, oder, dieſerhalb ſonſt Richtigkeit gemacht zu haben, nachweiſen kann. Wenn wegen der jüdiſchen Ceremonien und Kirchengebräuche ſonſt in der Gemeine Streitigkeiten in der

Synagoge ſelbſt vorfallen, ſollen ſolche durch den Rabbi und die Aelteſten erörtert und abgethan, die Uebertreter dem Befinden nach mit leidlichen Geldbußen von denſelben beleget, mit dem Banne aber und Geldſtrafen, welche über 5 Rthlr. betragen, ohne Vorwiſſen des Magiſtrates gegen Niemanden verfahren, noch weniger ſolche vom Rabbi, er ſey allein oder mit den Aelteſten, Jemanden auferleget werden. Der Rabbi und die Aelteſten ſollen keinen Juden, der etwa nicht nach ihrem Sinne iſt, mit dem heimlichen Banne belegen, ſondern derſelbe ſoll allezeit an ſich null und nichtig ſeyn.

Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 31. Nach der Declaration wegen der Juden zu Breslau, §. 21, ſoll der Rabbiner nicht befugt ſeyn, Faſten anzuordnen, oder den kleinen ſo wenig, als den großen Bann zu verhängen.

Weil man auch den tolerirten Juden verſtatten muß, ihre Leichen zu beerdigen: ſo pflegt man ihnen zu erlauben, außerhalb der Stadt einen Begräbnißplatz anzukaufen. Sie müſſen davon zuweilen einen gewiſſen jährlichen Canon an die Kammer entrichten; dagegen die privilegirten Juden für ſich und ihre Familie, für die Beerdigung weiter nichts zu entrichten haben. Wenn aber ein fremder Jude daſelbſt begraben ſeyn will, muß dafür jedesmal etwas gewiſſes an die landesherrliche Caſſe bezahlet werden. (16) An einigen Orten müſſen die Juden den Geiſtlichen die bey den Chriſten gewöhnlichen Jura Stolæ entrichten. (17) In

(16) Kön. preuß. Declaration wegen der Juden zu Breslau, §. 30.

(17) Markgräfl. brandenb. bayreutiſches Reſcript, daß das Land mit Recipirung der Juden verſchonet werden, von den im Lande gebornen Judenkindern aus jeder Familie nur ein einziger geduldet, die übrigen aber fortgeſchaffet werden, und jedes Haushalt Schutzgeld geben, die Bettel=Juden das Almoſen vor den Thoren bekommen, und bey Hochzeiten, Beſchneidung und Leichen, die Juden den Geiſtlichen die bey den Chriſten gewöhnlichen *Jura Stolæ* entrichten ſollen, d. d. 12. Jul. 1715, ſt. im Corp. Conſt. Culmb. Th. 2, S. 271.

Re=

In der ſchwediſchpommeriſchen Hauptſtadt Stralſund, werden ſeit dem J. 1762 einige jüdiſche Familien geduldet, und haben die Erlaubniß, Gott nach ihrer Weiſe zu verehren. Aber ſie hatten kein Plätzchen, wo ſie ihre Todten zur Ruhe bringen könnten, ſondern mußten ſie 5 bis 6 Meilen weit in das Meklenburgiſche ſchaffen, welches mit vielen Unköſten verknüpft, und des Winters bey ſtarker Kälte und ſchlimmen Wegen, ſo wie des Sommers bey großer Hitze, für die armen Leute äußerſt beſchwerlich war. Ein edel denkender Mann, der Kammerrath und Kaufmann Gieſe zu Stralſund, verſtattete ihnen, auf Veranlaſſung ſeiner Gattinn, auf ſeinem 1 Meile von Stralſund entlegenen Gute, Niederhof, einen Platz neben ſeinem Luſtgarten, wohin ſie ſeitdem ihre Todten unentgeldlich begraben dürfen. Hr. Conr. **Fröbing** in Hannover, hat, bey Erzählung dieſer Geſchichte, in ſeinen Beytr. zu einer Biblioth. fürs Volk, 2 B. Hannov. 1784, 8. S. 68, gedachten Gieſe mit Recht in dem Art. guter Menſchen aufgeführt, und ich mache es mir zur Pflicht, deſſen rühmliches Andenken auch bey dieſer Gelegenheit zu erneuern.

Dem Rabbi und den Aelteſten wird keine eigentliche Juriſdiction zugeſtanden, daher ſie ſich in bürgerlichen Rechtsſachen kein Erkenntniß und keine Rechtsverabſcheidung anmaßen dürfen, ſondern es müſſen die Rechtsſachen an ihr ordentliches Juſtizforum verwieſen werden. Doch verſtattet man in den kön. preußiſchen Landen, in Sachen, da Juden mit Juden zu thun haben, und die in ihre Ritus einſchlagen, als: die jüdiſchen Ehepacten und deren Gültigkeit bey Concurſen, Rechtscognition in Succeſſionsfällen, die bloß nach den moſaiſchen Geſetzen bey ihnen entſchieden werden müſſen, wie auch andere gerichtliche Handlungen, wegen Teſtamente, Inventarien, Beſtellung der Vormünder ꝛc. dem Rabbi und den

Reſcript, daß, wenn fremde Juden in den hochfürſtl. Landen copulirt oder begraben werden, die *Jura Stolæ* gebührend zu entrichten ſind, *d. d.* 7. Oct. 1729, eb. daſ. S. 273.

It. wegen der *Jurium Stolæ, d. eod. d.* eb. daſ.

den gelehrten Aſſeſſoren eine Art von rechtlicher Cognition, wiewohl nur per modum arbitrii, wovon den Partheyen, wenn ſie damit nicht zufrieden ſind, allezeit frey bleibt, ohne daß ihnen deshalb ein kurzes Fatale laufe, ad Judicem ordinarium per modum ſimplicis querelæ zu provociren; und müſſen der Rabbi und die Aſſeſſoren zugleich dafür ſtehen, wenn ſie bey Inventarien, Theilungen, Beſtellung der Vormünder ꝛc. nicht legal verfahren. Der Juden Eheſtiftungen ſollen, wenn ſolche von den ſo genannten Beglaubten mit unterſchrieben worden ſind, und die Intereſſenten dieſelbe durch den bey ihnen üblichen Mantelgriff vollzogen haben, für gültig angeſehen werden, ohne daß die Unterſchrift des Rabbi allezeit nöthig ſey. (18)

Ritualgeſetze der Juden, betreffend, Erbſchaften, Vormundſchaftsſachen, Teſtamente und Eheſachen, in ſo weit ſie das Mein und Dein angehen. Entworfen von dem Verf. der philoſophiſchen Schriften, Hrn. Moſes Mendelſohn, auf Veranlaſſung und unter Aufſicht R. Hirſchel Lewin, Oberrabbiners zu Berlin, Berl. 1778. 8. 19. B.

Nach der bereits angeführten Judenordn. für Dresden, §. 15. verbleibt es, in Abſicht auf die Gerichtbarkeit, welcher die Juden unterworfen ſind, bey der zeitherigen Obſervanz. Auch iſt der beym Gouvernement verpflichtete jüdiſche Dolmetſcher bey den Gouvernementsgerichten Recht zu leiden ſchuldig. Dahingegen iſt den Juden in bürgerlichen Rechtsſachen, wenn auch ſelbige lediglich unter Juden verſiren, an ihre hieſigen oder andere, abſonderlich auswärtige Rabbiner zu recurriren, und von ſolchen einen Ausſpruch zu erholen, ſchlechterdings und bey einer Geldſtrafe von 10 bis 50 Thlr., nach Befinden der Umſtände, auch, wenn ſie ſich an auswärtige Rabbiner gehalten, bey Verluſt der Conceſſion für die Hausväter, oder der Ausſchaffung für Bediente, unterſaget.

Der

(18) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 31.
Kön. preuß. Circulare, daß die Juden gegen die Aelteſten Achtung haben, und ſie von denſelben in gewiſſe Strafe genommen werden können, d. d. Berl. d. 22. May 1775, ſ. in der Edictenſamml. v. J. 1775, No. XXIII.

Der Juriſdiction der Rabbinen, wird weiter unten wieder Erwähnung geſchehen.

Was das Forum der Juden betrifft, ſo ſtehen ſie, in Criminal- und Civilſachen, unter den Juſtizcollegiis, in Berlin unter dem Kammergerichte, (19) und in Breslau unter dem Magiſtrate, (20) an andern Orten unter der Regierung. In allen übrigen Sachen aber, welche die Annehmung und Verheurathung der Juden, die Ausfertigung ihrer Privilegien und Conceſſionen, die Wegſchaffung der unvergleiteten und ſonſt nicht zu duldenden Juden, ihre Abgaben, u. d. gl. betreffen, gehören ſie zum Reſſort des höchſten Landescollegii, oder, wie es in den kön. preuß. Landen heißt, des Generaldirectorii, (21) und der demſelben ſubordinirten Kammern. Und ſoll die Kammer alle Jahre mit den Judenälteſten eine Zuſammenkunft anſezen, und Nachfrage halten, wie ſie ihr Amt verwaltet haben, und ob ſie dem Generaljudenprivilegio und andern landesherrlichen Verordnungen nachleben; wo dann der Tag dieſer Zuſammenkunft in der Synagoge vorher bekannt gemacht werden ſoll, damit diejenigen von der Judenſchaft, welche gegründete Beſchwerungen haben, es ſey warum es wolle, auch ſonderlich wegen der Anlagen, alsdann ihre Nothdurft vorbringen, und ſolche dem Befinden nach abgethan und geändert werden können. (22)

Die berliniſchen Juden ſtehen wegen Gewinnung ihres Schuzes, wegen ihrer Präſtationen, Nahrung, Verheurathung, und ihres übrigen Verhaltens, unter der churmärkiſchen Kriegs- und Domänenkammer. Wegen Klagen

(19) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 32.

(20) Declaration wegen der Juden zu Breslau, §. 33.

(21) Gen. J. Priv. §. 32. und diesfallſige königl. Declarationen v. 15. Febr. und [illegible] Apr. 1743, und 12. Mart. 1750.

(22) Gen. J. Priv. a. ang. O.

gen und Juſtizſachen, wurde d. 23 Nov. 1708 (23) eine beſondere **Judencommiſſion** errichtet. Dieſe wurde bey der neuen Einrichtung des Kammergerichtes mit demſelben vereiniget, ſo, daß jezt die hieſigen Juden, in der erſten Inſtanz, unter dem erſten Senate des Kammergerichtes ſtehen. Als Judencommiſſion, gehören für dieſes Collegium die Rechtsſachen ſämmlicher hieſigen Juden, in ſo fern ſie nicht die Summe von 100 Rthlr. überſteigen, oder nicht eine wechſelmäßige Klage zum Grunde haben, in welchen beyden Fällen, die Juden bey dem zweyten Senate des Kammergerichtes belanget werden müſſen. Die Streitigkeiten der Juden unter ſich, können auch von dem hieſigen **Oberlandrabbiner** nach jüdiſchen Gewohnheiten geſchlichtet werden. Sein Spruch wird zwar für rechtskräftig gehalten, doch gilt derſelbe nur als ein ſchiedsrichterlicher Spruch, und können die Parteyen, wenn ſie ſich nicht dabey beruhigen wollen, die Sache an das Kammergericht bringen; auch ſteht die Vollſtreckung der Execution demſelben nicht zu, ſondern er muß den ordentlichen Richter der Juden dazu verlangen. (24)

Im J. 1775 ernannte der König die bisherigen Aelteſten der berliniſchen Judenſchaft, **Daniel Itzig** und **Jacob Moſes**, zu immerwährenden **Oberälteſten** der Judenſchaft in ſämmtlichen königl. Landen. Dieſe müſſen nicht nur, wenn der König an ſämmtliche unter deſſen Schutz ſtehende Juden etwas befiehlt, ſolchen an gehörigen Ort zuſchicken, und für deſſen Befolgung ſorgen, ſondern auch alle Aelteſten in den Provinzen müſſen ſowohl, was ihre Abgaben betrifft, als auch ihre übrige gemeinſchaftliche Geſuche bey Hofe, an dieſe Oberälteſten gelangen laſſen. Von dieſen wird auch alle übrige Einrichtung gefordert.

Bisher habe ich von den privilegirten Juden, welche im Lande geduldet werden, gehandelt, und ich komme nun auf die fremden Juden. Dieſe ſind entweder ſolche, welche in anderer Herren Landen wohnen, und nur ihrer Gewerbe oder Hanthierungen halber, oder auch wohl bloß um zu betteln, in unſer Land kom-

(23) Siehe in Mylius 2 Th. 2ter Abth. S. 353.
(24) Edictenſamml. a. d. J. 1756 bis 1760, Col. 259.

kommen, oder durch daſſelbe reiſen. Oder es werden diejenigen Juden in einer Stadt als fremde angeſehen, die aus einer andern Stadt oder Provinz, welche aber doch der Botmäßigkeit eben deſſelben Regenten unterworfen iſt, dahin kommen. In Anſehung dieſer beyden Arten fremder Juden hat man nun ebenfalls eigene Vorkehrungen treffen müſſen.

Alſo ſoll, in Berlin, außerhalb den Jahrmärkten, kein nicht nach Berlin gehöriger Jude, er mag auch gleich ſonſt in den königl. Landen vergleitet ſeyn, oder nicht, mit andern Waaren, als mit Bruchgold und Silber, in dieſe Stadt gelaſſen werden, und eben ſo wenig auch außerhalb den Jahrmärkten kein dergleichen auswärtiger Jude männliches oder weibliches Geſchlechts. Doch ſind die Rabbinen und Gelehrten, welche keinen Verkehr haben, ausgenommen. Auch wird es dem fremden Juden verſtattet, wenn derſelbe ſich ſtehenden Fußes durch ein Atteſt der Judenälteſten legitimiren kann, daß er als ein Negotiant hoher Potentaten, oder wegen eines zu Berlin habenden, und ihn ſelbſt und unmittelbar angehenden Proceſſes, oder um daſelbſt Waaren einzukaufen, dahin kömmt oder durchreiſet, oder auch zu den Feſttägen, Hochzeit, Beſchneidung, und Beſuch ſeiner Freunde ſich einfinden kann. In dieſen vier letzten Fällen wird er aber doch längſtens über 8 Tage in der Stadt Berlin nicht geduldet; und wofern er über dieſe Zeit daſelbſt bleibt, nachdem er bey dem Polizeydirectorio eine fernere Dilation geſucht und erhalten hat, muß er, für jeden der übrigen Tage ſeines daſigen Aufenthaltes, einen Ducaten an Golde für das potsdamiſche große Waiſenhaus erlegen. Solche Dilation ſoll inſonderheit denjenigen ohne Schwierigkeit ertheilet werden, welche Waaren in Berlin einzukaufen Willens ſind, und ſich binnen dieſer Zeit zu expediren nicht im Stande ge-

geweſen, oder auch die bloß zum Beſuch ihrer Anverwandten dahin gekommen ſind.

Von denen vier Kleppern, welche der Judenſchaft in Berlin zugeſtanden worden ſind, muß täglich einer bey dem Polizeydirectorio aufwarten, ſich daſelbſt alle Morgen einfinden, und demſelben die fremden Juden an eben dem Tage, da ſie ankommen, anmelden, und einen ordentlichen täglichen Rapportzettel, worin die angekommenen und weggegangenen Juden aufgeführt ſind, abgeben. Den fremden Juden aber muß dieſer jüdiſche Aufwärter von obgedachter Verordnung wegen ihres Aufenthaltes Nachricht ertheilen.

Alle fremde Juden, die nicht etwa mit der der Poſt, Extrapoſt oder eigenem Fuhrwerke, ſondern zu Fuße oder geritten kommen, dürfen in Berlin und in andern großen Städten, nur durch gewiſſe benannte Thore herein und heraus paſſiren, auch ordentlicherweiſe nicht eingelaſſen werden, als wenn ſie ein Atteſt oder einen Paß vorzeigen, wo ſie herkommen, und was die Urſache ihrer Reiſe und Anherokunft ſey; welches letztere, in Ermangelung des Paſſes oder Atteſtes, ſie dem Aufwärter mündlich anzeigen müſſen, welcher es alsdann dem Rapportzettel einverleibet.
Kön. pr. Gen. J. Privil. §. 20, 21.

In Breslau ſind die vorher ſchon gebräuchlich geweſenen Thorſteher wieder eingeführet worden. Dieſe müſſen ſich den ganzen Tag an denjenigen Thoren, durch welche alle fremde Juden allein ein- und heraus paſſiren dürfen, befinden. Sie ſollen keinen Juden, der bekanntlich und berufenermaßen von Praktiken, Mäkeley oder andern unerlaubten Dingen Profeſſion macht, und überhaupt keinen fremden Juden einlaſſen, welcher nicht wenigſtens 50 Rthlr. Geld bey ſich hat, und ſolches darzeigt, oder aber Waaren zum Verkauf wirklich einbringt. Kein Thorſchreiber darf ohne

Bey-

Beyſeyn der Thorſteher einen Juden einlaſſen; zu dem Ende müſſen leztere ſich von Oſtern bis Michaelis, bis Abends um 8 Uhr, von Mich. bis Oſtern aber bis 6 Uhr, des Morgens hingegen mit dem Thoraufſchluſſe am Thore aufhalten; und nach dieſen geſetzten Stunden wird kein Jude mehr in die Stadt eingelaſſen.

Wenn ein ankommender Jude, um herein gelaſſen zu werden, ſich legitimiret hat, muß der Thorſteher demſelben, und zwar jedem beſonders, ein Billet ertheilen, worauf der Name, Alter, Kleidung, die Summe des bey ſich habenden Geldes, oder die Benennung der Waaren, auch Tag und Stunde ſeiner Ankunft, verzeichnet iſt. Mit dieſem Billet begiebt ſich der Jude ſelbſt in Perſon ſofort nach der Ankunft, wofern er aber gegen Abend angekommen iſt, den andern Morgen früh, zu dem beſtellten Commiſſarius, und läßt ſein Billet ſtämpeln, der Commiſſarius aber notiret den Inhalt deſſelben in ſein Journal. Auf dieſes Billet nun wird dem Inhaber verſtattet, außer Meß- und Marktzeit, 3 Tage, länger aber nicht, in der Stadt zu bleiben. Die beſonders dazu angenommenen Aufſeher müſſen von Morgen bis in die Nacht auf den Gaſſen umher gehen, und alle ihnen zu Geſicht kommende nicht privilegirte Juden um ihren Zettel befragen. Wenn nun nach Verlauf gedachter 3 Tage, ein Jude von dem Aufſeher noch angetroffen wird, muß dieſer ihn mit zu dem Commiſſarius oder dem Judenamte gehen heiſſen, wo er, nach erſtattetem Berichte an die Kammer, und von derſelben eingelangtem Deciſo ſeines Ungehorſams halber mit nachdrücklicher Geldſtrafe beleget, oder, in deſſen Ermangelung, empfindlich am Leibe geſtrafet wird. Weigert ſich der Jude, mit dem Aufſeher zu gehen, oder entläuft ihm; ſo wird er, wenn er dennoch ertappet wird, auf exemplariſche Art, und allenfalls mit dem Staupenſchlage, gezüchtiget. Es wird dagegen ſchlechterdings keine

Aus-

Ausflucht attendiret. Und wenn er auch vorgeben ſollte, als hätte er ſein Negotium binnen den 3 Tägen nicht vollenden können, denn wenn ſolches nicht durch ein ſchriftliches und beſiegeltes Atteſt eines bresslauiſchen wohlberüchtigten Kaufmannes, mit welchem er zu negotiiren hat, erweiſen kann, ſo wird auch darauf nicht im geringſten reflectiret. Ehe der fremde Jude nach Verlauf der 3 Tage wieder abreiſet, muß er ſich bey dem Commiſſarius angeben, damit derſelbe ſeinen Abzug ſowohl in das Journal, als auf des Juden Billet notiren, und nach der täglich von den Thorſtehern ihm einzureichenden Deſignation, ob und welcher Jude abgegangen oder eingekommen iſt, collationiren könne, ob der Jude auch zu rechter Zeit wieder abgereiſet ſey. Wie dann auch die Aufſeher Morgens und Abends bey dem Commiſſarius Rapport erſtatten, imgleichen die Schames anzeigen müſſen, wenn ſie bemerkt haben, daß ein Jude über die gebührende Zeit ſich in der Stadt aufgehalten hat.

In Meß- und Marktzeiten iſt jedem fremden Juden erlaubt, ſich einzufinden, und dieſelbe Zeit über in Breslau aufzuhalten; doch wird ihnen kein längerer Aufenthalt, als längſtens 4 Tage nach der Meſſe, oder 2 Tage nach dem Markte, verſtattet.

Die polniſchen Juden, welche zum Handel in Breslau eintreffen, ſind von allen dieſen Verordnungen ausgenommen. Selbige haben die völlige uneingeſchränkte Freyheit, ſich in ſo ſtarker Anzahl und ſo oft einzufinden, auch ſich ſo lange aufzuhalten, als ihre Handelsnothdurft und Geſchäfte es erfordern. Doch damit in ihrem Gefolge, und unter dem Prätexte einer Zugehörung, andere von bloßer Mäkeley lebende Juden ſich nicht mit einſchleichen mögen, darf ein ſolcher polniſcher jüdiſcher Handelsmann mehr nicht, als einen Mäkler mitbringen, muß auch denſelben wieder mit ſich zurück nach Polen nehmen; und wird ſolchem

Mäkler nicht verſtattet, ſich vor den Thoren der Stadt ſo lange aufzuhalten, bis ein anderer polniſcher Jude kömmt; weil er ſich ſonſt mit dieſem gleichergeſtalt einſchleichen, und alſo in fraudem legis zu Treibung ſeiner Praktiken doch die mehreſte Zeit in der Stadt ſeyn würde.

Damit man im Stande ſey, allenfalls durch Viſitation zu eruiren, ob irgend Juden vorhanden ſeyn, welche ſich heimlich einpracticiret, oder über die Gebühr aufgehalten haben, und dieſelben zur gebührenden Strafe gezogen werden können: ſo darf kein Bürger in der Stadt und den Vorſtädten, außer Meß- und Marktzeiten, bey 20 Rthlr. Strafe, einen fremden Juden in ſein Haus einnehmen, ſondern es ſind 4 Wirthshäuſer eigens beſtimmt, in welchen zu ſolcher Zeit die fremden Juden allein logiren ſollen.

Ein jeder in oder außer Meß- und Marktzeiten einkommender Jude, ausgenommen die polniſchen Handelsjuden, als die von allen Beſchwerden gänzlich befreyet ſind, muß ſofort bey der Entrée 1 Rthlr. erlegen, welchen der Thorſteher erhebt, in ſein Journal notiret, und alle Abend dem Commiſſarius abliefert, dieſer aber davon monatlich einen Extract der Kammer überreicht und jährlich Rechnung ablegt.

Declaration wegen der Juden zu Breslau, §. 2. 3. 5—8.

Außer den beyden Städten Breslau und Glogau, hat man in Schleſien, kön. preußiſchen Antheils, in Anſehung der fremden Juden folgende Einrichtung gemacht:

Alle fremde Juden ohne Unterſchied, welche über 15 Jahre alt ſind, männliches und weibliches Geſchlechts, welche ſich zu Verrichtung ihrer Angelegenheiten, oder zu Treibung einigen Gewerbes, außer Jahrmarktzeiten in Schleſien einfinden, müſſen pro rata temporis ihres Aufenthaltes, von dem Tage an, da ſie in das Land kommen, täglich dem königl. Ae-

rario an Toleranz 3 Kr., und an Perſonalacciſe 1 Kr. entrichten. Dieſer Abgabe ſind auch alle in den übrigen kön. preußiſchen Landen vergleitete Juden, wenn ſie nach Schleſien kommen, unterworfen.

Hingegen ſind von dieſer Abgabe befreyet: 1. Alle in dem preußiſchen Schleſien wohnende Juden, wenn ſie ſich an denen Orten, welche ſie extra locum domicilii bereiſen, dieſerhalb durch einen Toleranzbrief oder ein Atteſtat des colligirenden Toleranzamtes legitimiren; wiedrigenfalls ſie dieſe Gebühren ebenfalls entrichten müſſen.

2. Die im öſtreichſchleſiſchen Antheile wohnenden Juden, wenn ſelbige ſich dieſerhalb mit gültigen Atteſtaten von Magiſtråten oder Grundherrſchaften derjenigen Orte, wo ſie wohnen, legitimiren; dahingegen die Juden aus Böhmen, Mähren, und andern öſtreichiſchen Provinzen, dieſer Abgabe unterworfen ſind.

3. Alle polniſche Juden, welche wahre Kaufleute ſind, mit Waaren aus Polen wirklich in das Land kommen, ſolche vernegotiiren, Landwaaren dagegen ausführen, und ſich auf einmal nicht länger, als 14 Täge, im Lande aufhalten. Imgleichen die polniſchen Juden, welche mit Pferden und Vieh die ſchleſiſchen Viehmärkte beſuchen. Diejenigen Juden aber, welche nicht als wahre polniſche Kaufleute anzuſehen ſind, und ſich pro forma nur in den polniſchen Gränzſtädten aufhalten, keine polniſche Waaren einführen, ſondern mit Mäklereyen und anderm Handel in Schleſien ihr Gewerbe treiben, und das Geld dafür außer Landes ſchleppen, und von einem Orte zum andern herum reiſen, müſſen die tägliche Toleranz- und Perſonalacciſe, gleich andern fremden Juden, entrichten.

4. Zu Jahrmarktzeiten ſind alle fremde Juden an dem Orte, wo der Jahrmarkt gehalten wird, und wäh-

währendem Markte, in favorem commercii, von ſolcher Abgabe frey; ſo wie alle fremde Juden, welche nach den breslauiſchen Meſſen und Märkten, imgleichen nach Frankfurt an der Oder auf die Meſſen, oder auch nach andern Märkten der ſchleſiſchen Städte reiſen, wenn ſie ſich im Lande auf der Route, oder unter Weges an einem Orte außer dem Meß- oder Marktorte, nicht länger als etliche Stunden, eine Nacht, oder höchſtens nur 24 Stunden, aufhalten, und daſelbſt keinen Handel treiben; im Fall ſie aber unter Weges an einem Orte länger, als 24 Stunden, ſich aufhalten, oder binnen den 24 Stunden wirklich einen Handel treiben, müſſen ſie die Tagegebühr abführen.

Schleſ. Judentoleranzregl. §. 20.

5. Werden alle fremde Juden mit ſolcher Abgabe verſchonet an dem Feſte des jüdiſchen kleinen Neujahres, an dem großen Neujahre, an dem Lauberhüttenfeſte, und zwar in jedem ſolcher großen Feſte einen ganzen Tag über, auch bey dem zweyten Feſte des Abends zuvor. Auch ſind ſie den erſten und letzten Tag des Paſſah- oder Oſterfeſtes davon frey.

6. Endlich genießen ſolche Freyheit die auswärtigen jüdiſchen Hebammen, welche an der Gränze den jüdiſchen Weibern in Kindesnöthen zu aſſiſtiren, in das Land kommen.

Eb. daſ. a. ang. O.

In den acciſebaren Städten, wo Thorſchreiber ſind, darf kein fremder Jude, wenn er gleich keine Waaren bey ſich führt, zur Stadt einpaſſiren, ohne ſich bey dem Thorſchreiber zu melden. Dieſer ertheilt demſelben einen Tagegroſchenzettel, und zwar auf jede Perſon, wenn ſie gleich beyſammen einkommen, einen beſondern. Mit dieſem giebt ſich der Jude bey dem Acciſe- oder Zollamte an, und wenn er auspaſſiren will, entrichtet er den Tagegroſchen. Solchen em-

pfängt und atteſtiret der Einnehmer. Wenn der Jude auspaſſiret, legitimiret er ſich mit dieſem Zettel, und der Thorſchreiber ſetzt darunter, wenn er auspaſſiret. Denſelben Zettel behält der Jude zu ſeiner Legitimation, und der Thorſchreiber behält eben dergleichen ausgefüllten Zettel in ſeinem Zettelbuche zur Controlle des Manuales des Einnehmers; und wenn der Jude ſpäter auspaſſiret, als er den Tagegroſchen entrichtet, weiſet ihn der Thorſchreiber damit zurück an den Einnehmer, welcher auf den Zettel den Nachtrag hinzu ſetzt.

An denen Orten, wo keine Thorſchreiber ſind, müſſen die einkommenden Juden ſich unmittelbar bey dem Acciſeamte melden, und die Acciſecontrolleurs müſſen ein beſonderes Regiſter führen, und darin die Namen der eingekommenen Juden, mit Beyſetzung des Tages, wenn ſie eingekommen und wieder abgegangen ſind, aufzeichnen. Eben dieſes wird auch von denen Orten, wo keine Acciſe= ſondern nur Zollämter befindlich ſind, oder wo die Einnahme von einer Magiſtratsperſon beſorget wird, beobachtet; nur müſſen daſelbſt die Collectores das beſondere Regiſter ſelbſt, und dergeſtalt accurat führen, daß ſolches mit dem Palletbuche ganz genau harmonire.

Damit auch an denen Orten, wo keine Thorſchreiber ſind, die Juden ohne Entrichtung der Gebühren nicht fortgehen, müſſen die Collectores von denſelben ein Pfandgeld zur Sicherheit einlegen laſſen, und ſolches in dem Regiſter und auf dem Zettel mit notiren, welches bey dem Ausgange aber reſtituiret wird. An denjenigen Orten aber, wo Thorſchreiber befindlich ſind, wird kein Pfand eingeleget, weil dieſelben acht geben müſſen, daß kein Jude ohne Entrichtung des Tagegroſchens auspaſſire.

Derjenige Jude, welcher die zu erlegende Gebühr zu vertuſchen ſucht, muß für jeden Tag, den er verſchweigt,

ſchweigt, 1 Thaler an Strafe erlegen; wie denn derſelbe auch an dem Tage, da er abgefertiget wird, verreiſen, oder ſich aufs neue melden muß. Wofern aber die Collectores ſelbſt bey Berechnung der erlegten Gebühren einige Unrichtigkeit begehen, müſſen dieſelben für jeden Tag, zum erſtenmal 1 Thlr., zum zweytenmal 2 Thlr. Strafe erlegen; und zum drittenmal werden ſie mit der Caſſation, oder auch nach Befinden noch härter, beſtrafet.

Die Gebühren werden von dem Tage an, da die Juden in das Land kommen, gerechnet; und ſind die Juden ſchuldig, den colligirenden Aemtern die Tage richtig anzuzeigen, welche ſie auf der Reiſe im königlichen Schleſien zugebracht haben, oder welche zu der Zurückreiſe, ſo weit ſelbige durch Schleſien geht, erforderlich ſind, wovon die Collectores ſodann die Gebühr ebenfalls entrichten laſſen, und ſolche in dem Paſſirzettel mit exprimiren, wogegen für ſolche Tage an andern Orten, wenn die Erlegung durch ſolche Paſſirzettel erwieſen wird, die Gebühr nicht weiter abgeführet werden darf.

Die Filialreceptores ſenden am 25ſten des Quartalmonates das eingehobene Geld nebſt dem Regiſter an das colligirende Amt, welches aus dieſem und aus ſeinen Palletbüchern und Regiſtern quartaliter einen Extract in duplo verfertiget, und davon eines unmittelbar an die Kammer, und das andere an den dazu angeſtellten Hauptrendanten mit dem Gelde, und zwar d. 2ten des Monates nach dem Quartalmonate, einſendet. Wenn in einem Quartale keine Gelder eingekommen ſind, wird nur ein Atteſtat an die Kammer, und das andere an den Hauptrendanten zur geſetzten Zeit überſandt.

Nach Ablauf des Jahres wird von jedem colligirenden Amte die Jahrsrechnung angefertiget, welche die Kreiscalculatores mit den Palletbüchern und Re-

giſtern revidiren und atteſtiren, worauf, und wenn ſolches geſchehen iſt, dieſelben in duplo nebſt den Belegen an die Kammer eingeſandt werden. Von jedem colligirenden Amte werden an Douceur pro Rthlr., 2 Ggr. abgezogen, welche auch die Filialreceptores genießen; es wird aber ſodann von dem Hauptamte wegen der bey dem Filiamte eingekommenen Gelder weiter nichts abgezogen.

Inſtruction, wie es mit Colligirung des ſo genannten Tagegroſchens von den fremden Juden in Schleſien, breslauiſchen Departements, excluſ. der Stadt Breslau, gehalten werden ſoll, v. 26. Dec. 1748.

Im Heſſencaſſeliſchen werden die fremden unverdächtigen Juden nur auf kurze Zeit, und mit Vorwiſſen der Obrigkeit, in den Feſtungen aber keiner ohne obrigkeitlichen Schein über Nacht geduldet. In der Reſidenzſtadt Caſſel mußten ehedem die fremden, ſo wie auch die im Lande in Schutz ſtehenden Juden, für jede Nacht, welche ſie darin blieben, einen Ducaten bezahlen (25); welches aber dahin abgeändert worden iſt, daß ein inländiſcher Schutzjude für jede Nacht einen Leibzoll von 4 Ggr., ein ausländiſcher Jude aber für jede Nacht 8 Ggr. bezahlen ſoll (26); doch ſind die mit der Poſt ankommenden, und mit der folgenden wieder abreiſenden Juden, ſo wie diejenigen, welche Märkte beſuchen, und zwar letztere 4 Tage lang, davon befreyet (27).

Im Anſpachiſchen, iſt einem jeden unverdächtigen fremden Juden zu paſſiren und zu repaſſiren erlaubt; er muß aber bey der erſten Zollſtätte einen Zollzettel mit 5 Kreuzer löſen, und ſolchen an den übrigen Zollſtätten unentgeldlich unterſchreiben laſſen, wodurch er 14 Tage frey iſt. Die Schutzjuden im Lande dürfen bey Strafe keinen fremden, auch unverdächtigen, Juden, ohne Vorbewußt des Amtes, mehr als eine Nacht beherbergen. Wenn außer Landes wohnende Juden bey Hochzeiten, Beſchneidungen und Begräbniſſen, ſich einfinden, ſo geben ſie nur den erſten Tag den

(25) Fürſtl. heſſencaſſeliſche Judenordn. v. 12. Jan. 1749, §. 6.

(26) Vermöge Ausſchreibens fürſtl. heſſencaſſeliſcher Rentkammer, v. 8. Jan. 1751.

(27) Fürſtl. heſſencaſſel, Judenordn. a. ang. O.

den gewöhnlichen Leibzoll, und ſind ſodann 8 darauf folgende Tage frey (28).

Das Umherſtreifen der Bettel- oder ſo genannten Schnurrjuden wird in Ländern, wo eine gute Polizeyverfaſſung iſt, ſchlechterdings nicht geduldet. In den kön. preußiſchen Staaten dürfen gar keine Betteljuden eingelaſſen werden, ſondern müſſen ſofort an der Gränze zurück gewieſen werden (29). Wofern ſich dennoch ein Betteljude durch und bis an die Reſidenz Berlin ſchleicht, wird er ſogleich in das am roſenthaler Thore ſtehende Armenjudenhaus gebracht, ihm daſelbſt ein Almoſen gereichet, und er, ohne weiter in die Stadt gelaſſen zu werden, Tages darauf wieder aus dem Thore gewieſen. Und wenn ſich dergleichen Juden zu Feſtzeiten in Menge in Berlin einfinden, wird von dem Gouvernement an das Judenarmenhaus ein Unterofficier mit einigen Mann geſetzt. Wofern aber einige gekehrte Juden darunter ſind, welche in die Stadt wollen, müſſen die Judenälteſten oder Vorſteher dieſelben in Berlin dem Polizeydirectorio, in den übrigen Städten aber dem Polizeybürgermeiſter zuvörderſt anzeigen, und Erlaubniß dazu erlangen (30). An andern Orten begnüget man ſich damit, daß man die

(28) Markgräfl. onolzbachiſche Judenord. Tit. 3.

(29) Kön. preuß. Edict, die Juden, welche nicht vergleitet ſind und betteln, nicht zu dulden, v. 17. Oct. 1712, ſt. in Mylii Corp. Conſt. March. 5. Th. No. 30, S. 151.

Renovirtes Edict wegen Abhaltung der fremden Betteljuden, d. d. 3. Jan. 1737, eb. daſ. No. 56, S. 202.

Erneuertes und geſchärftes Edict, daß in den kön. geſamten Landen gar keine Betteljuden mehr eingelaſſen, ſondern ſofort an der Gränze zurück gewieſen werden ſollen, d. d. 9. Sept. 1738, eb. daſ. No. 57, S. 203.

Schleſiſche Inſtruction wegen Colligirung des Tagegroſchens, §. 10.

Nach der heſſencaſſel. Judenordn. §. 5, ſoll auch kein Betteljude im Lande geduldet werden.

(30) Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 22.

Betteljuden nicht in die Stadt einläſſet; ſondern ihnen das Almoſen vor den Thoren reichen läſſet (31).

Die Juden ſind nicht ohne Urſache ehedem Kammerknechte genannt worden (ſ. oben, S. 400); denn es iſt zu vermuthen, daß man damals, eben ſo gut, wie jetzt, verſtanden hat, dieſelben zu einem ergiebigen Fond der landesherrlichen Kammereinkünfte zu machen. Und vielleicht haben die damaligen Kameraliſten mit unſern heutigen gleiche Grundſätze dabey angenommen. Heutiges Tages wird auf den freywilligen Aufenthalt der Juden unter den Chriſten, und daß es ihr eigener Wille iſt, daß ſie Fremdlinge unter uns ſeyn wollen, ein Grundſatz gebauet, nach welchem bey den, den Juden aufzulegenden Kameralabgaben auf eine genaue Billigkeit und gerechte Proportion eben keine Rückſicht zu nehmen wäre. Und daher ſoll es kommen, daß das jährliche Kopfgeld, welches die Juden entrichten mußten, faſt allenthalben auf Reiche und Arme unter ihnen gleich ſtark ſeyn, und man es den armen Juden überlaſſe, ob ſie durch Beyſteuer der reichen, oder auf andere Art daſſelbe aufbringen können (32). Allein, wider die Richtigkeit dieſes Grundſatzes läſſet ſich noch gar vieles einwenden; und es giebt auch, wie ich bald zeigen werde, verſchiedene Staaten in Deutſchland, wo man ſolchen Grundſatz nicht angenommen, ſondern, bey Einrichtung der jüdiſchen Abgaben, den Ort ihrer Wohnung, die Art ihres Gewerbes, die Beſchaffenheit ihres Standes, ihr Alter, und andere Umſtände, in Betrachtung gezogen hat, ſo, daß man daſelbſt bey den meiſten Abgaben der Juden noch eine ziemlich billige und gerechte Proportion antrifft. So viel iſt indeſſen nicht zu läugnen, daß die Ju-

(31) Markgräfl. brandenb. culmbachiſches dießfallſiges Reſcript v. 12. Jul 1715.

(32) v. Juſti Staatswirthſchaft, 2. Th. §. 255.

Juden, überhaupt betrachtet, an den meiſten Orten mit weit ſchwereren Abgaben beleget ſind, als die chriſtlichen Unterthanen des Landes. Dieſes hält auch gar nichts unbilliges in ſich. Denn einstheils legen ſich die wenigſten Juden auf Manufacturen, Fabriken, oder Profeſſionen, wo ſie ſich von ihrer eigenen Hände Arbeit nähren könnten, ſondern ihre meiſten Gewerbe und Nahrungsarten ſind ſo beſchaffen, daß der Fleiß und Schweiß der Chriſten ihnen dabey zum Gewinne dient; anderntheils geben die Juden ihre Abgaben aus freyem Willen. Es wird nirgends ein Jude gezwungen, im Lande zu bleiben. Wollen die Juden die ihnen auferlegten Abgaben ſich nicht gefallen laſſen, ſo ſteht ihnen frey, ſich fort zu begeben und einen andern Ort zur Wohnung zu ſuchen; ſo bald ſie ſich aber erklären, ſich im Lande etabliren zu wollen, ſo bald willigen ſie auch ganz ungezwungen in die Abgaben, welche ihnen auferleget werden. Hiezu kömmt, daß die Juden zur Beſchützung des Landes nichts beytragen, ſondern dadurch, daß die chriſtlichen Einwohner und Unterthanen den Soldatenſtand zum Schutz des Landes übernehmen, zugleich mit beſchützet werden. Da ſie nun alſo gewiſſermaßen einen größern Schutz genießen, als jene, welche dazu ſelbſt das Ihrige beytragen: ſo iſt es auch billig, daß ſie dagegen größere Abgaben übernehmen, um dadurch den chriſtlichen Unterthanen die Aufbringung der ſtarken Koſten, welche der Schutz des Landes erfordert, in etwas zu erleichtern. Ueberdies erfordern die Grundſätze einer weiſen Regierung, daß den Juden größere Abgaben auferleget werden, als den chriſtlichen Unterthanen. Schwere und ſtarke Abgaben ſind der Bevölkerung ſehr hinderlich. So ſehr nun weiſe Regenten, die ihr Augenmerk auf dieſen wichtigen Punct richten, ihre chriſtliche Unterthanen damit verſchonen werden, ſo weislich werden ſie ſich derſelben bedienen, um die

allzu ſtarke Vermehrung der Juden, als welche dem Lande allemal ſchädlich iſt, zu verhindern. Die Abſicht der Bevölkerung darf ſich niemals bis auf die Juden erſtrecken. Siehe oben, S. 410, f.

Von dem Zinſe und andern Abgaben, welche die Juden an die Römer entrichten mußten, habe ich bereits oben, S. 309, fgg. gehandelt.

Den Juden kömmt ihre Aufnahme und Erlangung des Schutzes faſt allenthalben ziemlich hoch zu ſtehen, und ſie müſſen zuweilen ihren Schutzbrief und die Conceſſion theuer bezahlen. Im Anſpachiſchen wird dabey auf den Ort, wo ſie wohnen wollen, Rückſicht genommen, weil an einem Orte immer mehr für ſie zu verdienen iſt, als an einem andern. Nebſt dem gewöhnlichen Herren- und Kanzelleytax und den übrigen Deputations- und Kanzelleyjuribus, muß der neu zu recipirende Jude in der fürſtlichen Reſidenzſtadt 60, in einer Landſtadt 50, und in einem Marktflecken oder Dorfe 25 Thaler, für den Schutzbrief und die Conceſſion ſogleich baar entrichten.

Markgräfl. brandenb. onolzbachiſche Judenordn. Tit. 1, §. 6.

In den königl. preußiſchen Staaten pflegt man die Privilegien- und Receptionsgelder, oder, wie ſie hier heißen, Chargenjura, bey jedesmaliger Reception eines Juden erſt zu beſtimmen, nachdem vorher über deſſen Vermögen und übrige Umſtände Unterſuchung angeſtellet worden iſt.

Wenn bey der Landesregierung eine Veränderung vorgeht, müſſen gemeiniglich die Juden ſich ihre Privilegien von dem neuen Regenten confirmiren laſſen, und ſie pflegen alsdann neue Schutzbriefe, ſtatt der zurück gegebenen alten, zu bekommen. Dafür müſſen ſie dann abermal ihr ſchuldiges Opfer bringen, welches mehrentheils den Namen eines Don gratuit erhält, und von der ganzen Judenſchaft gemeinſchaftlich erleget wird; wo dann dieſelbe auch unter ſich ſelbſt,

was ein Jeder dazu beyzutragen hat, die Repartition macht, jeder aber muß hernach für ſich die Kanzelleyjura für die Expedition des neuen Schutzbriefes entrichten.

Ein jeder Schutzjude muß jährlich ein gewiſſes Schutzgeld, welches man auch Kopfgeld, Toleranzgeld, Toleranzcanon ꝛc. zu nennen pflegt, dem Landesherren entrichten. Wo man den Landſtänden, Vaſallen und Magiſträten nicht geſtattet, Juden bey ſich eigenmächtig aufzunehmen, da pflegt man ihnen auch nicht zu erlauben, von denjenigen Juden, die ſie mit landesherrlicher Einwilligung bey ſich aufgenommen haben, ein eigentliches Schutzgeld zu fordern und zu erheben, ſondern es wird ihnen nur nachgelaſſen, für die Erlaubniß, auf ihrer Jurisdiction Grund und Boden zu wohnen, einen billigen jährlichen Zins von ihnen zu erheben, ſo, wie ſie ſich darüber mit ihnen vergleichen können.

Von dem Schutzgelde iſt ordentlicherweiſe kein Schutzjude befreyt; doch pflegt man den Schul- und öffentlichen Bedienten, Todtengräbern, Wehmüttern, u. d. gl. weil alle dieſe gemeiniglich keinen Handel treiben dürfen, eine Befreyung davon, ſo wie auch von andern jüdiſchen öffentlichen Abgaben, zu verſtatten. Selbſt die ſo genannten Hofjuden oder Hoffactore, welche einige vornehme geiſt- und weltliche Mediatſtände in Schleſien mit landesherrlichem Conſens bey ſich auf- und annehmen, müſſen das Schutzgeld und die übrigen jüdiſchen Präſtationen an die landesherrlichen Caſſen, auf gleichem Fuße, wie die andern Juden, abführen.

Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 6.
Schleſ. Judentoleranzreglem. §. 19.

In den kön. preußiſchen Staaten ſoll, wegen Aufbringung des Schutzgeldes und anderer publiken Abgaben, der Modus collectandi allezeit nach dem befun-

denen Vermögen eingerichtet werden; und wie ſorgfältig man dabey eine billige und gerechte Proportion beobachte, iſt aus der desfalls in Schleſien getroffenen Einrichtung zu erſehen.

Die beyden Städte Breslau und Glogau haben ihre eigene Verfaſſung. Außerdem iſt in Schleſien in jedem Kreiſe in einer Stadt, wo es ſich nach der Situation der verſchiedenen Diſtricte und ohne Beſchwerde der contribuirenden Juden am füglichſten hat thun laſſen, ein ſo genanntes Toleranzamt angeordnet, und dabey der Acciſe- oder Zolleinnehmer des Ortes zum Rendanten der Toleranzgelder des Kreiſes beſtellet worden. Ein jedes Toleranzamt muß zu Anfange jedes Jahres die Claſſification der ſämtlichen, unter demſelben ſtehenden Juden, nach der vorgeſchriebenen Inſtruction, anfertigen, und das Claſſificationsprotokoll an die Kammer einſenden. Dieſe formiret aus demſelben die Specialtoleranzetats, ſetzt in denſelben den Canon bey jedem Individuum feſt, und fertiget jedem Amte ſeinen Etat, nebſt den an die tolerirten Juden abzugebenden gedruckten Toleranzzetteln, zu. Nach dieſem Etat caſſiret ſodann jedes Amt die Toleranzgelder in den feſtgeſetzten Quartalterminen, gegen Ausſtellung der gedruckten Quittungen, ein, und ſendet ſie an die angewieſene Hauptcaſſe. Von den nach dem Etat eingegangenen Toleranzgeldern iſt jedem Amte verſtattet, von einem jeden Reichsthaler 3 Ggr. an Douceur für die Claſſification der Juden, Beytreibung der Gelder, und Aufſicht über das Judenweſen, abzuziehen. Das übrig bleibende Quantum fließt in die landesherrlichen Caſſen, worüber jeder Rendant die Specialrechnung führt, und welche er zur geſetzten Zeit an die Kammer zur Juſtification einſendet.

Schleſiſches Judentoleranzreglem. §. 17.

Was nun die Principia regulativa (33) betrifft, welche man in Anſehung der Toleranzgelder angenommen hat, und nach welchen man bey der Claſſification der Juden verfährt: ſo beſtehen dieſelben in folgenden.

1. Müſ-

(33) Solche ſind in der dieſem Judentoleranzreglement angehängten Inſtruction, wonach die Judentoleranzämter bey Claſſification der Juden zu verfahren haben, enthalten.

1. Müſſen die Toleranzcollectoren bey jedem Juden zuverläſſig zu eruiren trachten, wie ſtark deſſen Familie iſt, nämlich: Mann, Frau, Söhne und Töchter über 15 Jahre, Söhne und Töchter unter 15 Jahren, Knechte und Mägde über oder unter 15 Jahren. Inſonderheit müſſen ſie ſich auch befleißigen, das von denſelben treibende verſchiedentliche Gewerbe genau zu erforſchen.

2. Die zu claſſificirenden Juden ſind entweder Stammjuden und eigene Wirthe, oder Dienſtboten von andern, und die erſtern haben entweder eine gewiſſe Nahrung und Urbar gepachtet, oder treiben ſonſt einiges Gewerbe.

3. Die Pachtjuden, welche eine gewiſſe Geldpacht an das verpachtende Dominium zu entrichten haben, müſſen ſich legitimiren, daß ihre Contracte an die Kammer eingeſendet und von derſelben ratihabiret worden ſind.

4. Bey jedem Judenwirthe, der auf dem Lande wohnet, kömmt eine dreyfache Präſtation vor, aus welcher der Toleranzcanon zu formiren iſt, nämlich: der Toleranzimpoſt, die Perſonalacciſe, und die Contribution oder Nahrungsſteuer.

5. Denen Juden, welche in acciſebaren Städten wohnen, werden nur die beyden erſtern Präſtationen angeſetzt, und ſie bleiben von der dritten frey, weil ſie ſtatt deſſen die Conſumtionsacciſe und den Servis entrichten.

6. In Anſehung des Toleranzimpoſtes wird der Unterſchied beobachtet, ob der Jude einen Urbar und Nahrung gepachtet hat, oder ob er ſonſt ein eigenes Gewerbe treibt. Bey den Pachtjuden wird der Toleranzimpoſt nach dem im confirmirten Contracte exprimirten Pachtquanto reguliret, und wird derſelbe nach Verſchiedenheit dieſes Quanti von allen Pächtern ohne Unterſchied nach folgender Anweiſung angeſetzt.

Von

Von dem Pacht-Quanto von Fl.	bis	Fl.	Soll gegeben werden	An Toleranz-Impoſt. Fl.	An Contribution oder Nahrungs-Steuer. Fl.	Kr.
10	—	25	— — — — —	4	1	20
26	—	50	— — — — —	8	2	40
51	—	75	— — — — —	12	4	—
76	—	100	— — — — —	14	4	40
101	—	200	— — — — —	16	5	20
201	—	300	— — — — —	18	6	—
301	—	400	— — — — —	21	7	—
401	—	500	— — — — —	24	8	—
501	—	600	— — — — —	27	9	—
601	—	700	— — — — —	30	10	—
701	—	800	— — — — —	33	11	—
801	—	900	— — — — —	36	12	—
901	—	1000	— — — — —	39	13	—
1001	—	1100	— — — — —	42	14	—
1101	—	1200	— — — — —	45	15	—
1201	—	1300	— — — — —	48	16	—
1301	—	1400	— — — — —	51	17	—
1401	—	1500	— — — — —	54	18	—
1501	—	1600	— — — — —	57	19	—
1601	—	1700	— — — — —	60	20	—
1701	—	1800	— — — — —	63	21	—
1801	—	1900	— — — — —	66	22	—
1901	—	2000	— — — — —	69	23	—

7. Wegen der Juden, welche keine Pacht haben, ſondern ein eigenes Gewerbe treiben, ſind folgende fünf Claſſen gemacht worden.

I. Claſſe.

	Geben jährlich			
	Fl	oder	Rthl.	Ggr.
I. Claſſe. Dahin gehören diejenigen, welche mit Wechſeln, Juwelen, ſeidenen Zeugen, feinen Spitzen und Tüchern, und andern koſtbaren Waaren handeln; ingl. welche als Capitaliſten anzuſehen ſind, — — —	24		16	—
II. Claſſe. Diejenigen, welche mit Büchern, Leder, Getraide, Kattun, Leinwand, Roß und Vieh handeln; ingl. die Goldſchmiede, Sticker und Rabbiner, — — — —	18		12	—
III. Claſſe. Diejenigen, welche mit gemeinen Judenſpitzen und Povelwaaren handeln, — — — —	14		9	8
IV. Claſſe. Diejenigen, welche mit alten Kleidern, wälſchen Früchten und allerley geringen Waaren handeln; wie auch die gemeinen Mäkler, —	10		6	16
V. Claſſe. Dahin gehören alle übrige geringere Gewerbe, welche unter obige vier Claſſen nicht füglich gebracht, aber auch als Dienſtboten nicht angeſetzet werden können, — —	5		3	8

8. Die unverheuratheten Juden, welche dergleichen Gewerbe treiben, wie vorher ſpecificirt iſt, werden, nach Beſchaffenheit derſelben, unter obige Claſſen ebenfalls gerechnet, aber um 3 Gulden weniger, als die verheuratheten, angeſetzet.

9. Die jüdiſchen Wittwen, wenn ſie Pachtungen, Krämerey oder Handlung treiben, oder von ihren Capitalien leben, bezahlen den Toleranzimpoſt, wie die unverheuratheten.

10. Mit der zweyten Präſtation, nämlich der Perſonalacciſe, wird es dergeſtalt gehalten, daß bey jedem Stammjuden oder Judenwirth, für den Mann, die Frau, und jedes Kind, welches über 15 Jahre alt iſt, männliches oder weib-

weibliches Geſchlechts, individualiter jährlich 6 Gulden oder 4 Rthlr. angerechnet werden. Hat ein Jude ſeinen Schwiegerſohn mit deſſen Frau bey ſich, müſſen von beyden gleichfalls 8 Rthlr. entrichtet werden.

11. Von der dritten Präſtation, der Nahrungsſteuer, welche die Juden auf dem Lande zu entrichten haben, iſt feſtgeſetzt, daß den Judenpächtern der dritte Theil von dem Toleranzimpoſt zur Nahrungsſteuer angeſetzt werden ſoll, wie aus der bey No. VI. angeführten Tabelle zu erſehen iſt.

Von den übrigen Gewerbejuden wird jährlich gegeben:

	Rthl	Gr.
Ein Bäcker — — — —	4	—
Ein Schlächter — — — —	4	—
Wenn aber ein Jude dieſe Nahrung mit in ſeinem Pachtquanto hat, nur die Hälfte, mithin — — — —	2	—
Ein Krämer — — — 3, 4, 5 bis	6	—
Ein Häusler, welcher ein eigenes Haus hat	1	12
Ein Häusler, welcher zur Miethe wohnt	—	18
Die übrigen, welche nicht ſpecialiter benannt ſind, — — — — 2 bis	3	—

12. Was die Dienſtboten betrifft, ſo kommen bey denſelben nur 2 Präſtationen vor, nämlich der Toleranzimpoſt, und die Perſonalacciſe. Der Toleranzimpoſt wird nach den Claſſen gerechnet, und entrichten jährlich:

	Rthl	Gr.
Die Branntweinbrenner, Branntweinſchenken, Branntweinknechte, Pottaſchenbrenner, welche bey den Beſtandsjuden in Dienſten ſtehen	2	—
Die Præceptores durchgehends —	2	—
Andere Dienſtboten bey den Pachtjuden, wie auch den Gewerbejuden		
der erſten Claſſe — — —	2	—
der zweyten Claſſe — — —	1	8
der dritten Claſſe — — —	1	—
der vierten Claſſe — — —	—	16

An Perſonalacciſe erlegen jährlich:

	Rthl	Gr.
Die Branntweinbrenner, Branntweinſchenken, Branntweinknechte und Pottaſchenbrenner, welche bey den Beſtands- und andern Pachtjuden in Dienſten ſtehen, für jede Perſon —	2	—
Iſt der Dienſtbote verheurathet, zahlt die Frau auch — — — — —	2	—
Deren Kinder, ſo über 15 Jahre alt, erlegen nur — — — — —	—	16
Alle übrige geringe Dienſtboten bey den Wirthen — — — — —	—	16

Und müſſen die Juden, bey welchen ſie in Dienſten ſtehen, dieſe Abgaben nebſt ihnen zugleich entrichten.

13. Die Branntweinbrenner, Branntweinſchenken, Pottaſchenbrenner und andere jüdiſche Bediente, welche nicht bey jüdiſchen Pächtern dienen, ſondern von den Dominiis ſelbſt in ihren Dienſten gebrauchet werden, werden nicht als Dienſtboten claſſificiret, ſondern müſſen, wenn ſie nicht Pächter ſind, gleichwohl den Toleranzimpoſt und die Perſonalacciſe, wie die Gewerbejuden, wenigſtens nach der letzten Claſſe, entrichten.

14. Da auch ein Jude eine Pachtung, und übendies noch ein anderes ſeparirtes Gewerbe hat, wird von jeder ſolcher beſondern Nahrung der Toleranzimpoſt nach dem Ausſatz der Claſſe angeſetzet. Wenn jedoch der Bier- und Branntweinurbar in einer Summe gepachtet iſt, wird der Toleranzimpoſt allein nach dem ganzen Quanto der Pacht gerechnet. Die Perſonalacciſe ceſſiret bey dem zweyten Gewerbe, das Nahrungsgeld von demſelben aber wird nur mit der Hälfte des geringſten Satzes, ſo ein anderer giebt, welcher dergleichen Gewerbe allein treibt, aufgeführet.

15. Derjenige Pachtjude, deſſen Name im Contract exprimirt iſt, wird nach den Umſtänden des Pachtquanti claſſificiret; läſſet aber derſelbe durch ſeinen Sohn, Vater, Bruder, oder andere Befreunden, die Pachtung adminiſtriren, ſo müſſen dieſelben die Præſtanda, nach den Sätzen, als Dienſtboten beſonders abführen.

16. Die

16. Die Dominia, welche etwas an einen Juden verpachten, ſind ſchuldig, für den davon zu entrichtenden Canon zu ſtehen; auch muß überhaupt jede Obrigkeit für die unter ihr befindlichen Juden haften, und dieſelben nicht eher, als bis ſie ihren Canon berichtiget haben, abziehen laſſen.

17. Den jüdiſchen Unterpächtern der königl. Aemter, daſern ſie nicht die Exemtion beſonders von der Kammer erhalten, wird der Toleranzimpoſt nur auf die Hälfte angerechnet, die übrigen Præſtanda aber müſſen ſie völlig abführen.

18. Jedes Toleranzamt muß von der Claſſification ſeines Kreiſes ein Protokoll aufnehmen, und ſolches, nebſt einer nach dem unten folgenden Schema eingerichteten Tabelle, längſtens medio Maji an die Kammer einſenden. In dem Protokolle werden bey jedem Juden die Präſtationen nach der Vorſchrift, und den bey jedem vorkommenden Umſtänden, angeſetzt. Im Fall der heraus kommende Canon von dem vorigen merklich differiret, und zweifelhaft iſt, ob der Jude den höhern Canon werde aufbringen können, oder auch nach des Juden Vermögen zu urtheilen ſteht, daß er den vorigen höhern Canon wohl ferner abtragen könne, ſo wird davon im Protocoll pflichtmäßige Meldung gethan.

Das Protokoll wird nach folgendem Schema eingerichtet.

Actum

Actum N. N. den = =

Nachdem bey der pro $17\frac{52}{53}$ anbefohlenen Claſſification die Umſtände ſämmtlicher unter dieſes Toleranzamt gehörigen Juden genau unterſuchet worden: als ſind dieſe Juden nach deren Befund folgender Geſtalt claſſificiret worden.

	Rtlr	Gr	Pf.
Beuthen.			
1. Iſaac Löbel, Handelsjude mit feinen Stoffen, und Capitaliſt, aus derſelben Stadt gebürtig, alt 39 Jahr, verheurathet, hat 1 Sohn über 15 Jahr, und 2 Töchter unter 15 Jahren, 1 Knecht und 1 Magd über 15 Jahren.			
An Toleranz — — — — 16 Rt. — Gr.			
Perſonal = Acciſe für ihn — 4 Rt. — Gr.			
pro uxore — 4 = — =			
pro filio über 15 Jahr — 4 = — = 12 = — =			
Für einen Knecht und eine Magd an Toleranz 4 Rt. — Gr.			
Perſonal=Acciſe 1 Rt. 8 Gr. 5 = 8 =	33	8	—
Biskowitz.			
2. Hirſchel Elias, Brantweinarrendator, gebürtig aus N. alt 20 Jahr, hat 2 Jahr daſelbſt gewohnet, nebſt ſeinem Weibe und 1 Magd, exerciret daneben das Backen und Schlachten, giebt, vermöge Contractes, 400 Rthlr. Pacht.			
An Toleranz für die Pacht — 14 Rt. — Gr.			
Perſonal = Acciſe pro ſe 4 Rtl. pro uxore 4 Rtl. 8 = — =			
Nahrungsſteuer — — — 4 = 16 =			
Toleranz für Backen und Schlachten — — — 3 = 8 =			
Nahrungsgeld dito — — 4 = — =			
Toleranz für 1 Magd — — 2 = — =			
Perſonal = Acciſe für dieſelbe — = 16 =	36	16	—
Latus	70	—	—

	Rtlr	Gr	Pf.
Transport	70	—	—
3. Joachim Jacob, Branntweinbrenner bey demſelben, gebürtig von N. alt 16 Jahr, iſt verheurathet, ohne Kinder.			
An Toleranz — — — 2 Rthlr. 16 Gr.			
An Perſonal-Acciſe pro ſe & uxore — — — — 4 ; — ;	6	16	—
Bujakow.			
4. Moſes Joſeph, Bier- und Branntweinarrendator, aus N. hat 18 Jahre daſelbſt gewohnt, alt 51 Jahr, auf 100 Fl. arrendiret, hat bey ſich ſein Weib und 3 Töchter unter 15 Jahren, 1 Magd über 15 Jahren, hat dabey eine Krämerey.			
Toleranz als Arrendator — — 9 Rthlr. 8 Gr. — Pf.			
Perſonal-Acciſe pro ſe & uxore — 8 ; — ; — ;			
Nahrungsſteuer 3 ; 2 ; 8 ;			
Toleranz als Krämer — — — 3 ; 8 ; — ;			
Nahrungsſteuer 1 ; 12 ; — ;			
Toleranz für die Magd — — 2 ; — ; — ;			
Perſonal-Acciſe für dieſelbe — — — ; 16 ; — ;	27	22	8
5. David Moſes daſelbſt, Branntweinbrennerknecht, gebürtig in loco, ledig, alt 20 Jahr.			
An Toleranz — — — 2 Rthlr. 16 Gr.			
An Perſonal-Acciſe — 2 ; — ;	4	16	—
Latus	109	6	8

Camin.

	Rtlr	Gr	Pf.
Transport	109	6	8

Camin.

6. Joachim Joſeph, Bier- und Branntweinpachter aus Mähren gebürtig, 1½ Jahr daſelbſt wohnhaft, 29 Jahr alt, gibt 50 Fl. Pacht, hat bey ſich ein Weib und 1 Sohn unter 15 Jahren, keine Magd.

				Rtlr	Gr	Pf.
Toleranz — —	5 Rthlr.	8 Gr.	— Pf.			
Perſonal-Acciſe pro ſe & uxore —	8 ⸗	— ⸗	— ⸗			
Nahrungsſteuer	1 ⸗	19 ⸗	4 ⸗	15	3	4
Summa				124	10	—

Schema zur Tabelle.

Conſignation der Juden und deren pro 17$\frac{5}{5}\frac{8}{8}$ repartirten Toleranzgelder im N. Kreiſe.

No.	Namen der Oerter.	Anzahl der Juden.
1.	Beuthen — — — — — —	7
2.	Biskowitz — — — — —	5
3.	Bujakow — — — — —	7
4.	Camin — — — — —	3
	rc. rc. rc.	

NB. Die Oerter werden nach dem Alphabete aufgeführet.

Oerter des Kreiſes wo die Juden wohnen.	No.	Namen des Stamm-Juden.	Deſſen Condition und Gewerbe	Geburts-Ort.	Alter. Jahre	Wie lange er daſelbſt wohnhaft. Jahre	Iſt verheurathet.
Beuthen.	1.	Iſaac Löbel.	Handels-Mann und Capitaliſt	Beuthen.	39	—	verheur.
Biskowitz.	2.	Hirſchel Elias.	Pachter, Bäcker und Schlächter.	N. N.	20	2	verheur.
	3.	Joachim Jacob.	Brannt-wein-Brenner.	N. N.	16	—	verheur.
Bujakow.	4.	Moſes Joſeph.	Arrendator und Kramer.	N. N.	51	18	verheur.
	5.	David Moſes.	Brannt-wein-brenner-Knecht.	Bujakow	30	—	—
Camin.	6.	Joachim Joſeph.	Pachter.	Mähren.	29	1½	verheur.

Iſt ledig.	Kinder. Ueber 15 Jahr. Söhne	Kinder. Ueber 15 Jahr. Töchter	Kinder. Unter 15 Jahr. Söhne	Kinder. Unter 15 Jahr. Töchter	Geſinde an Knechten und Mägden über 15 Jahr.	Hat arrendiret. Rtlr	Der Canon iſt geweſen pro $17\frac{51}{52}$ Rt	Gr	Pf	Der Canon wird zahlen pro $17\frac{52}{53}$ Rt	Gr	Pf	Ratione des Abganges u. Zuwachſes.	Soll nach dem Decreto Cameræ erlegen. Rtlr	Gr	Pf
—	1	—	—	2	2	—	33	8	—	33	8	—		33	8	—
—	—	—	—	—	1	400	36	16	—	36	16	—		36	16	—
—	—	—	—	—	—	—	6	16	—	6	16	—		6	16	—
—	—	—	—	3	1	$66\frac{2}{3}$	27	22	8	27	22	8		27	22	8
ledig.	—	—	—	—	—	—	4	16	—	4	16	—		4	16	—
—	—	—	1	—	—	$33\frac{1}{3}$	15	3	4	15	3	4		15	3	4
—	—	—	—	—		—	—	—	—	—	—	—	—	124	10	—
	1	—	1	5	4											

19. Der Canon wird alle Quartal bezahlet. Kein Magiſtrat oder Grundherrſchaft darf einem Juden geſtatten, im laufenden Jahre von dem Orte, wo er zum Etat gebracht iſt, wegzuziehen, bevor er nicht wegen bezahlten Toleranzcanonis für das ganze Jahr, oder daß das Toleranzamt gegen den Abzug nichts zu erinnern habe, ſich ausgewieſen hat; widrigenfalls die königl. Caſſe bemächtigt iſt, wegen des unberichtigten Rückſtandes an das Dominium oder die Grundherrſchaft ſich zu halten, und von derſelben den Reſt erſetzen zu laſſen. Es muß auch ein einmal claſſificirter Jude, wofern nicht von der Kammer, aus unterſuchten und erheblich befundenen Urſachen, die Verminderung zugeſtanden wird, den völligen Toleranzcanon für das laufende Jahr zur neuen Claſſification entrichten, ob er gleich nachher ein anderes geringeres Gewerbe anfangen wollte; tritt er aber in eine größere Pacht, ſo iſt er ſchuldig, nach Proportion des größern Pachtquanti, den höhern Canon über den Etat zu erlegen.

20. Wird bey jeder Claſſification unterſuchet, ob ein oder anderer Jude in dem abgewichenen Jahre ſich ſchon daſelbſt aufgehalten, und dafür keinen Canon abgeführt habe, da denn zugleich notiret wird, wie viel derſelbe als einen Reſt zu bezahlen hat.

Da man, wie in dem Vorhergehenden gezeigt worden iſt, den Juden nicht zu geſtatten pflegt, ſich nach eigenem Gefallen zu verheurathen, ſondern dieſelben die landesherrliche Einwilligung dazu nachſuchen müſſen; ſo müſſen ſie auch gemeiniglich dafür gewiſſe Conceſſions- oder Traugelder entrichten. Die Wittwen, welche zur zweyten Ehe ſchreiten, müſſen, in den kön. preuß. Landen 30 Rthlr. Chargenjura dafür erlegen.

Kön. pr. Gen. J. Privil. §. 5, n. 9.

In Breslau müſſen die Juden für den Trauſchein 10 Rthlr. entrichten.

Declarat. wegen der Juden zu Breslau, §. 30.

An einigen Orten müſſen die Juden von dem Platze, wo ſie mit landesherrlicher Einwilligung eine Syna-

goge

goge oder Schule angeleget haben, jährlich einen gewiſſen Canon oder Grundzins entrichten. Eben dieſes geſchieht auch von ihrem Begräbnißplatze. Alſo müſſen die Juden in Breslau einen jährlichen Canon von 25 Rthlr. entrichten; dagegen die daſigen tolerirten Juden, nebſt ihrem Famulitio, bey vorfallenden Begräbniſſen weiter nichts entrichten; wenn aber ein fremder Jude daſelbſt begraben ſeyn will, muß für ſolche Leiche 5 Rthlr. zur landesherrlichen Caſſe erleget werden.

Eb. daſ. a. ang. O.

An einigen Orten, wie im Bayreuthiſchen, müſſen die Juden die Jura ſtolæ bey ihren Hochzeiten, Beſchneidungen und Leichen, an die Geiſtlichkeit der Chriſten entrichten, wovon oben die Landesgeſetze angeführt worden ſind. Sonſt hat die Frage: **Ob die Juden die *Jura ſtolæ* zu bezahlen angehalten werden mögen? Jo Mich. Fr. Lochner,** in ſeinen Otiis, in der 8 Penſée, S. 141, f. bejahet.

Zuweilen müſſen die Juden von dem Gewinne des aus den von ihnen er- und verhandelten eigenen und lehnbaren Gütern gelöſeten Kaufſchillinges dem Landesherrn einen gewiſſen Theil unter dem Namen einer Profit-Nachſteuer entrichten.

Ehedem waren die Schutzjuden im Anſpachiſchen dazu verbunden; es iſt ihnen aber ſolches nachgelaſſen, und dagegen verordnet worden, daß ſie, an ſtatt derſelben, von einem Tagewerke eigener Wieſen 1 Fl. 15 Kr. und von einem Morgen eigenen Ackers 1 Fl. von einem Tagewerke Lehenwieſen aber 45 Kr. und von einem Morgen Lehenacker 30 Kr. rheiniſcher Währung, als ein Surrogat entrichten ſollen. Die fremden ausherriſchen Juden aber müſſen, bey vorkommenden Fällen, dieſe Profitnachſteuer noch abführen.

Markgräfl. brandenb. onolzbachiſche Judenordn. Tit. 8, §. 9. u. 10.

Wenn man zuweilen mit Zumuthungen hervor tritt, wobey man keine andere Urſache angeben kann, als die Loskaufung von der Zumuthung, welche man

man ſchon voraus ſieht: ſo ſcheint man den oben angeführten Grundſatz, nach welchem bey den jüdiſchen Abgaben auf eine genaue Billigkeit und gerechte Proportion keine Rückſicht zu nehmen ſey, wirklich angenommen zu haben.

Alſo ſoll die anſpachiſche Judenſchaft jährlich am 20 Nov. 3000 Fl. entrichten, um dadurch von der Annahme der aus den fürſtl. Marſtällen ausgemuſterten Pferde, für ein ihr beſtimmtes gewiſſes Quantum, befreyt zu bleiben.

Eb. daſ. Tit. 7.

In den kaiſerl. königl. Erblanden haben die Juden, unter dem jetzigen Kaiſer, nach dem Inhalte der Verordnungen in den Jahren 1781 und 782, welche ich weiter unten anführen werde, die Freyheit erhalten, Handwerke und freye Künſte zu treiben, wodurch dieſe Nation gewiß dem Staate nützlich werden kann.

In Wien werden alle Abgaben unter dem Namen Toleranz oder Toleranzgeld begriffen, die nach dem Vermögen und den Geſchäften eines jeden Individuum geſchätzet und aufgeleget werden. Auf gleiche Weiſe wird mit einem jüdiſchen Ankömmlinge aus den kaiſerl. Provinzen, oder aus einem andern Staate, verfahren, welcher ſich unter gewiſſen Bedingungen anſäſſig macht. Nur diejenigen ſind von allen Abgaben befreyet, welche daſelbſt ſtudiren; doch müſſen dieſe, der Ordnung wegen, ſich bey der Regierung melden. Ein aus den Provinzen ankommender kann den Schutz in Wien erlangen, ſo bald er einen hinlänglichen Grund angibt, daß der Satat durch dieſes Etabliſſement etwas dabey gewinnt. Ein Arzt, Barbier oder Künſtler wird ohne alle Unterſuchung aufgenommen, er mag ein Einheimiſcher oder ein Ausländer ſeyn, ſo bald er mit Atteſtaten der Univerſität, und der Letzte mit Zeugniſſen einheimiſcher Meiſter verſehen iſt. Dieſe zahlen nachher keine Toleranz, ſondern ſind den Bürgern gleich, ſo viel es die Abgaben betrifft; ein

auswärtiger jüdiſcher Kaufmann aber kann weder in Wien, noch an einem andern Orte, den Schutz erhalten, wenn er ihn nicht entweder erheurathet, oder eine Fabrik anlegt, oder ſonſt nützliche Vorſchläge macht und ausführt.

In Mähren contribuiren alle Juden insgeſammt jährlich 85,000 Fl. in Böheim, 107,500 Fl. in Prag beſonders zahlt die einzelne Judengemeine ebenſo viel, nämlich 107,500] Fl. hingegen genießt ſie auch beſondere Rechte. Sie hat ihr eigenes Gefängniß, ein eigenes Rathhaus, woſelbſt ein Chriſt gegen den Juden zuerſt auftreten muß, von da er nachher appelliren kann. Ihre Rechtspflege geht nach den Landesgeſetzen, und den beſondern k. k. Verordnungen; ein Jude gegen einen Chriſten aber muß bey dem Magiſtrate ſein Recht ſuchen.

In Trieſt, als einem Freyhafen, ſind die Juden, in Anſehung der Abgaben, den Chriſten vollkommen gleich. Einige ſind im Beſitz der Landgüter, denen es ſchon die Kaiſerinn Maria Thereſia, zugeſtanden hat; jetzt aber iſt das Recht dazu allgemeiner und auf alle Glieder der Gemeine ausgedehnt worden.

In der gefürſteten Grafſchaft Görz, im öſtreichiſchen Friaul, ſind ſie ſchon einer beſondern, aber nur mäßigen Abgabe unterworfen. Hier iſt der Ort, wo man zuerſt im Nov. 1783 anfing, einem iſraelitiſchen Jünglinge den noch ganz neuen Weg, als Practicant in der politiſchen Kanzeley zu arbeiten, zu eröffnen.

Hrn. Nicolai Beſchreib. einer Reiſe durch Deutſchl. und die Schweiz, im J. 1781. 3 Band, Berl. und Stett. 1784, gr. 8. in den Beylagen, S. 30, f.

Auſſer den eigentlichen jüdiſchen Abgaben, ſind die Juden auch zu Entrichtung verſchiedener gemeinen Abgaben, welche auch den chriſtlichen Unterthanen obliegen, verbunden. Beſitzen die Juden eigenthümliche Häuſer, ſo müſſen ſie den darauf haftenden Grundzins, Servis = Feuerſocietäts = und andere

Gelder, nachdem es die Verfaſſung des Landes mit ſich bringt, entrichten; ſo wie die Steuern und Abgaben von ihren Aeckern und Wieſen.

Wo die Acciſe eingeführt iſt, da müſſen ſie dieſelbe ebenfalls entrichten, wie auch die Zölle, Mauthen, Fähr- und Brücken-Gelder; ſie pflegen aber in dergleichen Perſonal- und Waarenabgaben den Chriſten gleich gehalten zu werden.

Declarat. wegen der Juden zu Breslau, §. 34.

In Anſehung des Perſonal- oder Leib-Zolles hat man die Juden bisweilen ſehr erniedrigend behandelt. Laut eines alten Zollverzeichniſſes wurden, nach Sinner's Reiſebeſchreibung durch das weſtliche Schweitzerland, bey der Brücke zu Thiele, von einem Fußgänger nicht mehr als 1 Denier, für einen Eſel hingegen 30 Deniers, und eben ſo viel für einen Juden, bezahlt. Der Mauleſel bezahlte nur 15 Deniers, und jedes andere Thier nicht mehr als 1 Denier. Die Herabwürdigung zum Langohr mußte gewiß für den Juden nicht weniger kränkend ſeyn, als die Erhöhung des Zolles.

Mit wahrem Vergnügen zeige ich hier das Edict des Königes von Frankreich an, welches die Juden in Abſicht des Zolles künftighin nicht mehr als Vieh, ſondern als Menſchen, behandelt wiſſen will. Ein wichtiger Schritt in dieſem Lande, das bisher an den meiſten Orten ſo verworfene Geſchlecht der Juden den übrigen Einwohnern des Landes etwas näher zu bringen! Hier iſt das Edict Ludwig's XVI.

„Wir haben bey Durchgehung der Zollrubriken erſehen, daß in den Zolltarifen, beſonders Unſerer Provinz Elſaß, die Juden beym Eintritt in die Stadt Strasburg zu einem Leibzoll tarirt ſind, der ſie dem Viehe gleich ſetzt. Da es nun Unſerer Denkungsart, welcher Wir alle Unſere Unterthanen ohne Unterſchied theilhaftig zu machen befliſſen ſind, höchſt widrig iſt, gegen irgend einen derſelben eine Auflage exiſtiren zu laſſen, welche den Stand des Menſchen

ſchen ſchändet, ſo haben Wir eine ſolche hiemit abſchaffen wollen.

Wir ordnen und verfügen alſo mit dieſem Unſern gegenwärtigen immerwährenden und unwiederruflichen Edict, daß die Juden künftig in allen Unſern Landen, und namentlich beym Ein- und Ausgang Unſerer Provinz Elſaß und Stadt Strasburg, von aller Leibesabgabe, Tranſit, Gewohnheit, und allen andern Auflagen dieſer Art, befreyet ſeyn ſollen, jedoch für ihre Perſon allein. Dieſe Abgaben mögen nun zu den Domänen Unſerer Krone, oder Städten, Gemeinden, geiſt- oder weltlichen Herren, oder Partikularen, gehören, ohne Ausnahme, unter welch einem Titel ſie ſolches auch beſitzen oder anſprechen mögen. Wir verbieten allen Einnehmern, Commis oder Vorgeſetzten zu Einziehung der Abgaben und Zölle, irgend einen Zoll oder Abgabe von der Perſon der Juden oder Jüdinnen bey hoher Strafe abzufordern, was auch für Zolltarife oder andere dagegen exiſtiren mögen, ſo Wir hiemit alles abgeſchafft haben wollen; Uns vorbehaltend, die Stadt Strasburg wegen Abſchaffung dieſes Perſonaljudenzolles nach Billigkeit zu entſchädigen. Verſailles, d. 12 Jan. 1784."

Zieht ein Jude aus dem Lande mit ſeiner Familie und Habſeligkeiten, ſo iſt er das Abzugsgeld zu bezahlen ſchuldig, und z. B. in Schleſien mit 10 pro Cent, wenn er nur 1 Jahr und 6 Wochen im Lande gewohnt hat; doch werden diejenigen Juden nicht darunter verſtanden, welche nur als Domeſtiken im Lande ſich aufgehalten haben, wenn ſie gleich verheurathet ſind. (34) In den übrigen kön. preußiſchen Staaten ſoll denen Juden, welche aus dem Lande wegziehen wollen, und die

(34) S. diesfallſiges ſchleſiſches *Circulare* v. 17 Dec. 1748.

die alsdann ihren Schutzbrief abgeben müſſen, im Fall ſie nicht etwa ein großes im Lande erworbenes Vermögen von fünf und mehr tauſend Rthlr. beſitzen, wegen des Abſchoſſes nicht abgefordert werden; (35) welches auch in Anſehung des zweyten Kindes Statt haben ſoll, in ſo fern es aus dem Lande weg muß, wenn auch das Vermögen noch größer iſt. Im Fall ſie aber eine Erbſchaft aus dem Lande holen, müſſen ſie davon den Abſchoß entrichten, als dazu, was ſie vorhin an Mitgiftgeldern empfangen haben, conferiren.

Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 5, n. 15.

Unter der Judenſchaft fallen, in gewiſſen Fällen wo es ihre Gebräuche mit ſich bringen, ein und andere Geldſtrafen, vor, in welche der Uebertreter von dem Rabbiner und den Judenälteſten condemniret wird. Dieſe Strafen ſind zuweilen auch eine kleine Quelle der landesherrlichen Toleranzeinkünfte. Alſo ſollen in den kön. preußiſchen Staaten von dergleichen fallenden Geldſtrafen, und den täglichen 2 Rthlr. welche ein im Bann ſtehender vermögender Jude, ſo lange der Bann nicht aufgehoben iſt, erlegen muß, zwey Drittel der Generalſtrafcaſſe, und ein Dritttel der jüdiſchen Armencaſſe zufließen, auch zu dem Ende jährlich eine richtige Specification davon, welche vom Rabbi und Aelteſten unterſchrieben, und jedes Mal zu Ende des Decembers überreichet, auch wenn nichts gefallen iſt, dennoch ſolches angezeiget werden muß, bey dem Magiſtrate in Berlin, und in den Provinzen den Kriegs- und Domänenkammern, doppelt eingegeben werden.

Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 31.

Da-

(35) Dieſes kömmt mit der Meinung derjenigen überein, welche behaupten, daß die Juden in Anſehung ihres beweglichen Vermögens von der Nachſteuer zu befreyen wären, weil ſie ohnedem jährlich ein ziemlich ſtarkes Schutzgeld geben müßten.

Damit die Schutzgelder und andere jüdiſche Abgaben in den geſetzten Terminen richtig in die landesherrlichen Caſſen eingehen, und dabey kein Ausfall entſtehe, pflegt man nicht allein in caſu moræ ſogleich mit der Execution hinterher zu ſeyn, ſondern man verbindet auch wohl die ganze Judenſchaft einer jeden Provinz, für die Bezahlung in ſolidum zu haften.

Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 8.

Was die Abgaben der fremden Juden betrifft, ſo iſt bereits oben (S. 495,) gezeigt worden, daß an einigen Orten, wie z. B. in Breslau, der fremde Jude bey ſeiner Ankunft in die Stadt 1 Rthlr. Entreegeld, an andern Orten in Schleſien für jeden Tag 3 Kr. an Toleranz, und 1 Kr. Perſonalacciſe, welche 4 Kr. die Tagegebühren genennet werden, in Berlin für jeden Tag, den ſie über die bewilligte Zeit daſelbſt bleiben, 1 Ducaten, in andern Ländern aber, wie im Anſpachiſchen, Heſſencaſſeliſchen ꝛc. den Leibzoll, entrichten muß; von welchem letztern er jedoch frey iſt, wenn er zu Begräbniſſen, Beſchneidungen und Hochzeiten reiſet.

Heſſencaſſeliſche Verordn. v. 11. Febr. 1734.

Auſſerdem müſſen die fremden Juden, welche Handlung treiben, und die Meſſen und Jahrmärkte beſuchen, die an einigen Orten eingeführte Handlungs- und Loſungs-Acciſe entrichten. Dabey wird der fremde Jude in Berlin ſo angeſehen, als wenn er für 50 Rthlr. in den andern königl. preußiſchen Landſtädten aber, als wenn er für 25 Rthlr. eingebrachte Waaren wirklich verloſet hätte; da er denn, er mag viel oder gar nichts verloſet haben, dennoch von reſp. 50 oder 25 Rthlr. Waaren die Loſungsacciſe erlegen, was er aber etwa darüber verloſet, jederzeit tarifmäßig verſteuern, ſolches alſo allemal getreulich anzeigen muß, widrigenfalls er in Confiſcation ſeines ganzen Krames verfallen ſeyn ſoll.

Kön. preuß. Gen. J. Priv. §. 23.

Im

Im türkiſchen Reiche ſind die Juden einer beſondern Auflage unterworfen. Im vorigen Jahrhunderte geriethen einige Juden in Conſtantinopel mit verſchiedenen Türken daſelbſt in einen Streit über das zukünftige Leben. Die erſtern behaupteten, ihre Nation wäre die einzige, welche an jenem Tage zum Beſitze des Paradieſes gelangen würde; worauf die Türken fragten: „Wenn dieſem, eurer Meinung nach, ſo iſt, ſo ſagt uns doch, wo werden wir denn bleiben“? Die Juden hatten die Dreiſtigkeit nicht, zu ſagen, daß die Türken gänzlich davon ausgeſchloſſen ſeyn würden, ſondern antworteten nur: „Ihr werdet euern Platz auſſer den Gränzen des Paradieſes bekommen, und von ferne unſerer Glückſeligkeit zuſehen“. Dieſer ſonderbare Streit kam vor den Großvezier, welcher, da er bey dem geringſten Vorwande die Juden mit mehrern Abgaben zu drücken ſuchte, dieſe Gelegenheit ergriff, und ſagte: „Weil denn dieſe S.. uns unſern Aufenthalt auſſer den Mauern des Paradieſes anweiſen, ſo iſt es billig, daß ſie uns mit Gezelten verſorgen, damit wir nicht unter freyem Himmel liegen dürfen“. Zu gleicher Zeit befahl er, daß die Juden in dem ganzen türkiſchen Reiche, auſſer dem gewöhnlichen Tribute jährlich noch eine Summe zu Beſtreitung der Koſten für die Gezelte des Groß-Sultanes aufbringen ſollten; und dieſe Auflage müſſen ſie noch bis auf den heutigen Tag entrichten.

Iſt das Judentoleranzweſen einmal in eine gute Verfaſſung geſetzt worden, ſo iſt das Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß es auch beſtändig in derſelben erhalten werde. Die Judenordnungen müſſen allenthalben auf das genaueſte befolget werden. Ohne Vorwiſſen der Kammer muß keine Veränderung mit den Juden vorgenommen, die an jedem Orte beſtimmte Anzahl der Judenfamilien und öffentlichen Bedienten,

ten, und ihrer eigenthümlichen Häuſer nicht vermehret, ohne landesherrliche Conceſſion keine neue Juden zugelaſſen, am wenigſten aber unvergleitete Juden geduldet werden. Hierauf müſſen nicht allein die obern und untern Polizeybedienten beſtändig genau und ſorgfältig Achtung geben, ſondern die Kammer muß auch von Zeit zu Zeit zuverläſſige Nachricht erhalten, wie es um das Judenweſen im Lande ſtehe, und ob den Geſetzen und Vorſchriften allenthalben eine gehörige Genüge geleiſtet werde. Dieſe Nachricht ſucht man in den kön. preußiſchen Staaten den Kammercollegien auf die Art zu verſchaffen, daß in jeder Provinz die Commiſſarii loci in Anſehung der acciſebaren Städte, die Landräthe aber in Anſehung des platten Landes, alle Vierteljahr, oder jährlich zu Anfange jedes Jahres, über den Zuſtand des Judenweſens ihres Departements eine nach der Vorſchrift eingerichtete Tabelle, deren Formular ich hier ſub lit A. beyfüge, an ihre vorgeſetzte Kammer einſenden müſſen.

Die Erhaltung der Juden unter ſo häufigen und ſchweren Verfolgungen, welche Millionen derſelben aufgerieben haben, und die nichts deſto weniger erfolgte Austreibung derſelben durch alle große Theile des Erdbodens, welche wahrſcheinlicher Weiſe noch immer zunehmen wird, machen dieſe Nation ſehr merkwürdig; denn keine andere hat ſolche Schickſale gehabt, als die jüdiſche. **Warburton** (36) urtheilte hart, wenn er meinte, daß die Juden, ſo lange ſie nicht Chriſten würden, auch nicht fordern könnten, in einem chriſtlichen Staate als Bürger aufgenommen zu werden, weil der Allmächtige ſie dazu verdammet habe, ohne Vaterland und Bürgerſchaft unſtät und flüchtig auf dem

(36) In ſeiner divine legation of Moſe, in der Anrede an die Juden, welche auf die Zueignungsſchrift des 2ten Theils folgt.

dem Erdboden zu leben. Es iſt ſehr viel gewagt, die Abſichten Gottes ergründen zu wollen; und etwas das der Menſchenliebe entgegen iſt, kann gewiß nicht dazu gehören. Die Juden ſind eine fruchtbare Nation; es iſt aber die Meinung eines neuern Schriftſtellers (37) nicht unwahrſcheinlich, daß die jüdiſche Nation ſeit der Zerſtörung Jeruſalems im erſten Jahrhunderte, groſſen Theils von römiſchen Soldaten, und von unzähligen andern unehelichen Kindern, welche durch die Beſchneidung zu Juden gemacht wurden, herrühre. Sie hat auch nicht bloß in uralten Zeiten viele Proſelyten gemacht, unter welche ſo gar Könige waren, als: Izates König von Adiabene, (ſ. oben, S. 481,) und der letzte König der Hamyariten in Jemen, welcher ſich im J. 502 nach Chriſti Geburt, aus Verzweiflung in das Meer ſtürzte. Daß die Vorfahren der ſchwarzen Juden auf der Küſte Malabar ſolche Proſelyten geweſen ſeyn, iſt oben, S. 347, f. bereits angezeiget worden; und vielleicht haben die Juden unter den Negern in Loango (S. 350, f.) einen gleichen Urſprung.

Weit größer aber iſt die Anzahl derjenigen Juden, welche entweder aus Ueberzeugung, freywillig und alſo auch aufrichtig, oder gezwungen, um dem Tode zu entgehen, und alſo nur äuſſerlich, entweder die chriſtliche oder die muhammedaniſche Religion angenommen haben, und noch annehmen. Es iſt unter den chriſtlichen Theologen eine ſehr gemeine Meinung, welche inſonderheit in England viele Freunde gehabt hat, und noch hat, daß noch die ganze jüdiſche Nation die chriſtliche Religion annehmen werde; (38) es ſind auch unter

(37) Steph. Schulz, in ſeinen Reiſen, Th. 3. S. 33, in der Anmerk.

(38) Das Wichtigſte, was für dieſe Meinung geſagt worden iſt, hat M. Sam. Benj. Fehr, in ſeinem 1753 gedruckten Verſuch einer Abhandlung von der noch bevorſtehenden merk-nürdigen Bekehrung der Juden, geſammelt.

l t a b

ben Familien u . 17 . .

Das Famulitium beſteht aus			Hat Anverw… noch bey ſ…		An wen ſolches bezahlet.	Ob er außer-dem noch etwas abführen muß, worin ſolches beſtehe, und an wen.	Ob eine Synagoge an dem Orte ſey.	Wie viel Judenfamilien ferner an dem Orte, ohne Nachtheil der chriſtlichen Commercianten wohnen zu können geurtheilet werde.
Præceptoribus.	Knechten.	Mägden.	Männlichen Geſchlecht	W… ch… Geſchlecht				

dem Erdboden zu leben. Es iſt ſehr viel gewagt, die Abſichten Gottes ergründen zu wollen; und etwas das der Menſchenliebe entgegen iſt, kann gewiß nicht dazu gehören. Die Juden ſind eine fruchtbare Nation; es iſt aber die Meinung eines neuern Schriftſtellers (37) nicht unwahrſcheinlich, daß die jüdiſche Nation ſeit der Zerſtörung Jeruſalems im erſten Jahrhunderte, groſſen Theils von römiſchen Soldaten, und von unzähligen andern unehelichen Kindern, welche durch die Beſchneidung zu Juden gemacht wurden, herrühre. Sie hat auch nicht bloß in uralten Zeiten viele Proſelyten gemacht, unter welche ſo gar Könige waren, als: Izates König von Adiabene, (ſ. oben, S. 481,) und der letzte König der Hamyariten in Jemen, welcher ſich im J. 502 nach Chriſti Geburt, aus Verzweiflung in das Meer ſtürzte. Daß die Vorfahren der ſchwarzen Juden auf der Küſte Malabar ſolche Proſelyten geweſen ſeyn, iſt oben, S. 347, f. bereits angezeiget worden; und vielleicht haben die Juden unter den Negern in Loango (S. 350, f.) einen gleichen Urſprung.

Weit gröſſer aber iſt die Anzahl derjenigen Juden, welche entweder aus Ueberzeugung, freywillig und alſo auch aufrichtig, oder gezwungen, um dem Tode zu entgehen, und alſo nur äuſſerlich, entweder die chriſtliche oder die muhammedaniſche Religion angenommen haben, und noch annehmen. Es iſt unter den chriſtlichen Theologen eine ſehr gemeine Meinung, welche inſonderheit in England viele Freunde gehabt hat, und noch hat, daß noch die ganze jüdiſche Nation die chriſtliche Religion annehmen werde; (38) es ſind auch unter

(37) Steph. Schulz, in ſeinen Reiſen, Th. 3. S. 33, in der Anmerk.

(38) Das Wichtigſte, was für dieſe Meinung geſagt worden iſt, hat M. Sam. Benj. Sehr, in ſeinem 1753 gedruckten Verſuch einer Abhandlung von der noch bevorſtehenden merkwürdigen Bekehrung der Juden, geſammelt.

l t a b

ben Familien u . 17 . .

Das Famulitium beſteht aus			Hat Anverw… noch bey ſ…		An wen ſolches bezahlet.	Ob er außerdem noch etwas abführen muß, worin ſolches beſtehe, und an wen.	Ob eine Synagoge an dem Orte ſey.	Wie viel Judenfamilien ferner an dem Orte, ohne Nachtheil der chriſtlichen Commercianten wohnen zu können geurtheilet werde.
Præceptoribus.	Knechten.	Mägden.	Männlichen	W… ch… Geſchlecht				

dem Erdboden zu leben. Es iſt ſehr viel gewagt, die Abſichten Gottes ergründen zu wollen; und etwas das der Menſchenliebe entgegen iſt, kann gewiß nicht dazu gehören. Die Juden ſind eine fruchtbare Nation; es iſt aber die Meinung eines neuern Schriftſtellers (37) nicht unwahrſcheinlich, daß die jüdiſche Nation ſeit der Zerſtörung Jeruſalems im erſten Jahrhunderte, groſſen Theils von römiſchen Soldaten, und von unzähligen andern unehelichen Kindern, welche durch die Beſchneidung zu Juden gemacht wurden, herrühre. Sie hat auch nicht bloß in uralten Zeiten viele Proſelyten gemacht, unter welche ſo gar Könige waren, als: Izates König von Adiabene, (ſ. oben, S. 481,) und der letzte König der Hamyariten in Jemen, welcher ſich im J. 502 nach Chriſti Geburt, aus Verzweiflung in das Meer ſtürzte. Daß die Vorfahren der ſchwarzen Juden auf der Küſte Malabar ſolche Proſelyten geweſen ſeyn, iſt oben, S. 347, f. bereits angezeiget worden; und vielleicht haben die Juden unter den Negern in Loango (S. 350, f.) einen gleichen Urſprung.

Weit gröſſer aber iſt die Anzahl derjenigen Juden, welche entweder aus Ueberzeugung, freywillig und alſo auch aufrichtig, oder gezwungen, um dem Tode zu entgehen, und alſo nur äuſſerlich, entweder die chriſtliche oder die muhammedaniſche Religion angenommen haben, und noch annehmen. Es iſt unter den chriſtlichen Theologen eine ſehr gemeine Meinung, welche inſonderheit in England viele Freunde gehabt hat, und noch hat, daß noch die gauze jüdiſche Nation die chriſtliche Religion annehmen werde; (38) es ſind auch unter

(37) Steph. Schulz, in ſeinen Reiſen, Th. 3. S. 33, in der Anmerk.

(38) Das Wichtigſte, was für dieſe Meinung geſagt worden iſt, hat M. Sam. Benj. Lehr, in ſeinem 1753 gedruckten Verſuch einer Abhandlung von der noch bevorſtehenden merkwürdigen Bekehrung der Juden, geſammelt.

l t a b

ben Familien u . 17 . .

Das Famulitium beſteht aus			Hat Anverw… noch bey ſ…		An wen ſolches bezahlet.	Ob er außerdem noch etwas abführen muß, worin ſolches beſtehe, und an wen.	Ob eine Synagoge an dem Orte ſey.	Wie viel Judenfamilien ferner an dem Orte, ohne Nachtheil der chriſtlichen Commercianten wohnen zu können geurtheilet werde.
Præceptoribus.	Knechten.	Mägden.	Männlichen Geſchlecht	W… ch…				

dem Erdboden zu leben. Es iſt ſehr viel gewagt, die Abſichten Gottes ergründen zu wollen; und etwas das der Menſchenliebe entgegen iſt, kann gewiß nicht dazu gehören. Die Juden ſind eine fruchtbare Nation; es iſt aber die Meinung eines neuern Schriftſtellers (37) nicht unwahrſcheinlich, daß die jüdiſche Nation ſeit der Zerſtörung Jeruſalems im erſten Jahrhunderte, groſſen Theils von römiſchen Soldaten, und von unzähligen andern unehelichen Kindern, welche durch die Beſchneidung zu Juden gemacht wurden, herrühre. Sie hat auch nicht bloß in uralten Zeiten viele Proſelyten gemacht, unter welche ſo gar Könige waren, als: Izates König von Adiabene, (ſ. oben, S. 481,) und der letzte König der Hamyariten in Jemen, welcher ſich im J. 502 nach Chriſti Geburt, aus Verzweiflung in das Meer ſtürzte. Daß die Vorfahren der ſchwarzen Juden auf der Küſte Malabar ſolche Proſelyten geweſen ſeyn, iſt oben, S. 347, f. bereits angezeiget worden; und vielleicht haben die Juden unter den Negern in Loango (S. 350, f.) einen gleichen Urſprung.

Weit größer aber iſt die Anzahl derjenigen Juden, welche entweder aus Ueberzeugung, freywillig und alſo auch aufrichtig, oder gezwungen, um dem Tode zu entgehen, und alſo nur äuſſerlich, entweder die chriſtliche oder die muhammedaniſche Religion angenommen haben, und noch annehmen. Es iſt unter den chriſtlichen Theologen eine ſehr gemeine Meinung, welche inſonderheit in England viele Freunde gehabt hat, und noch hat, daß noch die gauze jüdiſche Nation die chriſtliche Religion annehmen werde; (38) es ſind auch un-

ter

(37) Steph. Schulz, in ſeinen Reiſen, Th. 3. S. 33, in der Anmerk.

(38) Das Wichtigſte, was für dieſe Meinung geſagt worden iſt, hat M. Sam. Benj. Lehr, in ſeinem 1753 gedruckten Verſuch einer Abhandlung von der noch bevorſtehenden merkwürdigen Bekehrung der Juden, geſammelt.

l t a b

ben Familien u . 17 . .

Das Famulitium beſteht aus			Hat Anverw… noch bey ſ…		An wen ſolches bezahlet.	Ob er außerdem noch etwas abführen muß, worin ſolches beſtehe, und an wen.	Ob eine Synagoge an dem Orte ſey.	Wie viel Judenfamilien ferner an dem Orte, ohne Nachtheil der chriſtlichen Commercianten wohnen zu können geurtheilet werde.
Præceptoribus.	Knechten.	Mägden.	Männlichen Geſchlecht	W…				

dem Erdboden zu leben. Es iſt ſehr viel gewagt, die Abſichten Gottes ergründen zu wollen; und etwas das der Menſchenliebe entgegen iſt, kann gewiß nicht dazu gehören. Die Juden ſind eine fruchtbare Nation; es iſt aber die Meinung eines neuern Schriftſtellers (37) nicht unwahrſcheinlich, daß die jüdiſche Nation ſeit der Zerſtörung Jeruſalems im erſten Jahrhunderte, groſſen Theils von römiſchen Soldaten, und von unzähligen andern unehelichen Kindern, welche durch die Beſchneidung zu Juden gemacht wurden, herrühre. Sie hat auch nicht bloß in uralten Zeiten viele Proſelyten gemacht, unter welche ſo gar Könige waren, als: Izates König von Adiabene, (ſ. oben, S. 481,) und der letzte König der Hamyariten in Jemen, welcher ſich im J. 502 nach Chriſti Geburt, aus Verzweiflung in das Meer ſtürzte. Daß die Vorfahren der ſchwarzen Juden auf der Küſte Malabar ſolche Proſelyten geweſen ſeyn, iſt oben, S. 347, f. bereits angezeiget worden; und vielleicht haben die Juden unter den Negern in Loango (S. 350, f.) einen gleichen Urſprung.

Weit gröſſer aber iſt die Anzahl derjenigen Juden, welche entweder aus Ueberzeugung, freywillig und alſo auch aufrichtig, oder gezwungen, um dem Tode zu entgehen, und alſo nur äuſſerlich, entweder die chriſtliche oder die muhammedaniſche Religion angenommen haben, und noch annehmen. Es iſt unter den chriſtlichen Theologen eine ſehr gemeine Meinung, welche inſonderheit in England viele Freunde gehabt hat, und noch hat, daß noch die ganze jüdiſche Nation die chriſtliche Religion annehmen werde; (38) es ſind auch unter

(37) Steph. Schulz, in ſeinen Reiſen, Th. 3. S. 33, in der Anmerk.

(38) Das Wichtigſte, was für dieſe Meinung geſagt worden iſt, hat M. Sam. Benj. Lehr, in ſeinem 1753 gedruckten Verſuch einer Abhandlung von der noch bevorſtehenden merkwürdigen Bekehrung der Juden, geſammelt.

l t a b

ben Familien u . 17 . .

Das Famulitium beſteht aus			Hat Unverw… noch bey ſ…		An wen ſolches bezahlet.	Ob er außerdem noch etwas abſühren muß, worin ſolches beſtehe, und an wen.	Ob eine Synagoge an dem Orte ſey.	Wie viel Judenfamilien ferner an dem Orte, ohne Nachtheil der chriſtlichen Commercianten wohnen zu können geurtheilet werde.
Præceptoribus.	Knechten.	Mägden.	Männlichen Geſchlecht	W… c…				

ter den Chriſten ſelbſt in neuern Zeiten verſchiedene Anſtalten gemacht worden, dieſe große Bekehrung der Juden zu befördern. Denn auf dieſelbe zielen nicht nur die oben S. 381, f. angeführten Judenpredigten in Rom, und die Verordnungen evangeliſcher Fürſten, was die Prediger ihrer Länder zur Erleuchtung der Juden thun ſollen; (39) ſondern auch Veranſtaltungen, die eine ausgebreitetere Abſicht haben. Dergleichen iſt die callenbergiſche in Halle, deren Geſchichte kürzlich folgende iſt.

Ein rechtſchaffener Prediger in Gotha, Namens Johann **Müller**, ſchrieb zum Nutzen durchreiſender Juden, mit welchen er Umgang pflog, erſt einen Brief von der Verſöhnung durch Chriſtum, den er auf ſeine Koſten in jüdiſch-deutſcher Sprache drucken ließ, und hernach ein kleines Buch in eben dieſer Sprache, welches er **Licht am Abend**, ſich ſelbſt aber als den Verfaſſer **Johanan Kimchi** nannte. Dieſes Buch bekam 1727. **Joh. Heinr. Callenberg**, Prof. in Halle, welcher die Koſten zum Druck ſammelte, ja auf den Rath des Doctors der Arzneywiſſenſchaft **Frommann**, welcher aus einem Juden ein Chriſt geworden war, jüdiſch-deutſche Buchſtaben anſchaffte, worauf **Frommann** ſelbſt Setzer des Buches ward. Nun war Callenberg darauf bedacht, das Buch unter die Juden zu bringen, und ſeine Freunde riethen ihm, dafür zu ſorgen, daß ein Paar der jüdiſchen Sprache gut kundige Candidaten der Theologie, nach der Anweiſung, welche **Joh. Cph. Wagenſeil** gegeben hatte, herum reiſeten, ſich mit den Juden von der Religion liebreich unterredeten, und das Buch unter denſelben austheilten. Es wurde ihm 1730. aus Wien M. **Wiedmann**, aus dem Herzogthume Würtemberg, empfohlen, welcher ſchon

(39) Außer der oben S. 382, in der Anm. erwähnten Verordnung Herzogs Georg Wilhelm zu Braunſchweig-Lüneburg, gehört K. Friedrich's I. von Preußen Edict v. 28. Aug. 1703. hieher, in welchem es heißt: „Wie Wir dann hiemit inſonderheit die Geiſtlichen und Seelſorger ermahnt haben wollen, ſo oft ſie Gelegenheit dazu erſehen, ſich zu bemühen, wie ſie dieſes ungläubige Volk mit Sanftmuth gründlich überzeugen, und dem Meſſia unſerm Herrn zuführen mögen.“

ſchon 2 Jahre lang aus innerm Triebe auf eigene Koſten herum gereiſet war, und ſich mit Juden unterredet hatte. Callenberg gab ihm Bücher, und ein anderer Candidat, Namens Manitius, bekam Luſt, deſſelben Reiſegefährte zu werden. Als dieſes bekannt wurde, fanden ſich wohlthäthign Perſonen, welche an Callenberg freywillige Beyträge ſchickten, von welchen er den reiſenden Candidaten nothdürftiges Reiſegeld geben, auch von Zeit zu Zeit mehrere Bücher zum Unterricht der Juden drucken laſſen konnte. Im J. 1736 geſellte ſich auch der Cand. Stephan Schulz zu dieſen reiſenden Candidaten, und in die Stelle der abgehenden traten nachher andere. Sie haben den größten Theil von Deutſchland, Böheim und Schleſien mit gerechnet, auch Holland, England, Helvetien, Italien, Dänemark, Preußen, Polen und Ungern, durchreiſet, ſind in Conſtantinopel, Kleinaſia, Syrien, Paläſtina und Aegypten, geweſen, und haben vorher, um ſich den ſicherſten Weg nach Aſia zu bahnen, auch Stockholm und St. Petersburg beſucht. Allenthalben, wo ſie Juden antrafen, haben ſie ſich mit denſelben über die jüdiſche und chriſtliche Religion unterredet, und vielerley Bücher unter ihnen ausgetheilt. Die Regierung dieſer noch fortdauerden Anſtalt, übergab D. Callenberg, im J. 1760 dem geweſenen Miſſionar, damaliger Prediger zu St. Ulrich in Halle, Steph. Schulz, und dieſer 1776., nicht lange vor ſeinem Tode, dem Prediger in Halle, Hr. Juſt Iſrael Beyer, welcher auch im Anfange des Jahrs 1777, kön. preußiſche Beſtätigung ſeines Directorates dieſer Miſſion erhielt. (40) Dieſe Anſtalt iſt bisher nicht ohne Nuzen geweſen, etwas großes aber hat ſie nicht ausrichten können.

Die evangeliſche Brüderunität, hat in Holland vor und nach 1740. verſucht, ob ſie den daſigen Juden das Evangelium anpreiſen, und aus denjenigen, welche ſich

(40) Die Nachrichten, welche Callenberg von dieſen Bemühungen, die Juden zu belehren, unter veränderten Titeln herausgegeben hat, betragen 9 Octavbände. Sie ſind nachher von Schulzen fortgeſezt worden; und ſeit 1777. giebt Hr. Beyer dergleichen heraus. Schulz ließ 1760. eine kurze Nachricht von dieſer zum Heil der Juden — errichteten Anſtalt, auf 3 u. e. h. Bog. drucken; dergleichen auch in Beyers Vorrede zu dem 2ten Stück ſeiner fortgeſetzten Nachricht ꝛc. ſteht.

ſich unterrichten und taufen ließen, eine eigene Gemeine errichten könne; ſie glaubt aber wahrgenommen zu haben, daß die Zeit, etwas großes unter den Juden auszurichten, noch nicht vorhanden ſey.

Dav. Cranzens alte und neue Bücherhiſtorie, S. 321. 428. 628.

Der Probſt, Jo. Eph. Harenberg, und der Bürger und Stärkmacher Gotth. Ringerecht Frommann, ein Chriſt aus den Juden, machten 1757. durch eine gedruckte Nachricht bekannt, daß ſie eine Anſtalt zur Unterweiſung, Verpflegung und Beſchäftigung ſolcher alten und jungen aus den Juden, welche die chriſtl. Religion annehmen wollten, zu errichten gedächten, und bäten ſich milde Beyträge zu derſelben aus; ſie iſt aber nicht zu Stande gekommen.

Die Nachricht davon ſt. im 1. Th. Nov. Act. Hiſt. eccleſ. S. 851, 893.

Man darf ſich nicht verwundern, daß die Anzahl der Juden, welche ſich jährlich zu der chriſtl. Religion bekennen, nicht größer iſt. Das Leben der meiſten die ſich Chriſten nennen, iſt gar zu anſtößig, und der leichtſinnige Mißbrauch des Namens Jeſu, den die Juden täglich hören, zu groß. Die Theologie der chriſtlichen Parteyen, (ich meine nicht das Evangelium,) hat Lehrſätze, an welchen ſich nachdenkende Juden ſtoßen, und ſtoſſen müſſen. (41) Ein getaufter Jude wird von den Juden ſehr gehaſſet, und mit den ärgſten Schimpfnamen beleget; denn er wird nicht nur Minn (Ketzer,) ſondern auch ein geſchmadelter, Meſchummed, (ein auf ewig vertilgter,) Epikores (Epikurus,) Kopper-beyker (ein Bundbrüchiger,) ein Gotteslåſterer, welchee verdiente, daß man ihm

(41) In der römiſchkatholiſchen Kirche kömmt noch dieſes hinzu, daß ein Jude vor der Taufe, ſich einen Schutzpatron, entweder aus den Engeln, oder aus den Menſchen, erwählen muß, nach welchem er genannt wird, als: Michael, Gabriel, Petrus, Paulus ꝛc.

die Zunge aus dem Halſe ſchnitte, und noch auf eine andere Weiſe genannt. Es iſt ſchwer, daß ein ſchon etwas bejahrter Jude den nöthigen Lebensunterhalt findet. Anderer Urſachen nicht zu gedenken.

Der Mangel des Lebensunterhaltes iſt eines der Haupthinderniſſe, wodurch die in den chriſtlichen Ländern wohnenden Juden, von der Annehmung des Chriſtenthumes zurück gehalten werden. Wir müſſe[n] uns dieſe Tauſende von Iſrael, die unter uns zerſtreuet leben, in Anſehung der Religion, nicht durchgängig als undenkende Köpfe und gefühlloſe Gemüther vorſtellen. Ich glaube vielmehr, und mit ihnen von Chriſten gehaltene Unterredungen haben es mehrmals entdeckt, daß ein großer Theil von ihnen zweifelt, das Unzulängliche, Thörichte, Widerſprechende ſeines Gottesdienſtes einigermaßen einſieht, bey den Chriſten einen feſtern Grund des Glaubens und der Hoffnung vermuthet, und ſich nicht enthalten kann, über die Feſſeln der Unvernunft und des rabbiniſtiſches Geiſtes, die er trägt, heimlich zu ſeufzen. Ich glaube ſo gar, daß bey vielen etwas mehr als nur Zweifel, daß eine aus Nachdenken und Einſicht entſtandene überwiegende Neigung zum Chriſtenthum ſey. Allein, was ſieht der redliche Jude, welcher ſeinen Religionszweifeln abhelfen, oder ſeine Neigung zum Chriſtenthum befriedigen zu können wünſcht, vor ſich? Armuth und Mangel, und einen von Juden und Chriſten verlaſſenen Zuſtand. Jene werden ihn von ſich ausſtoßen, dieſe ihm nicht trauen. Oder, wenn er auch das Glück hat, unter Letztern einige zu finden, die ſich ſeiner annehmen wollen, ſo ſind dieſe doch allein ſelten vermögend, ihn von der äußerſten Dürftigkeit zu ſchützen. Er ſelbſt, als Jude von dem gewöhnlichen ordentlichen Nahrungswege entfernt, und von allen Zünften ausgeſchloſſen, hat außer dem Wucher, wenn er ja noch demſelben nachzugehen Gelegenheit gehabt hat, nichts gelernt, wodurch er ſich ſeinen künftigen Unterhalt verſchaffen könnte. Eine ſo finſtere Ausſicht erſchreckt ihn. Er wendet ſeine Augen davon ab, verſchließt ſeine Zweifel tief in ſeiner Bruſt, und erſtickt geſchwinde jeden erleuchtenden Gedanken, aus Furcht, daß er ihn zu weit treiben, und zu einem Entſchluſſe nöthigen möchte, der ihn um ſeinen ganzen zeitlichen Wohlſtand bringen würde. Wäre es denn nicht möglich, dieſes

ſes Hinderniß, welches dem Uebergange ſo vieler Juden zum Chriſtenthum im Wege liegt, dem Mangel der leiblichen Verſorgung, wegzuräumen?

Nach dem Vorſchlage des fürſtl. waldeckiſchen Conſiſtorialr. Hrn. Steinmetz, in No. 15 des leipz. Int. Bl. v. J. 1773, S. 156, iſt dazu nöthig, daß Mittel gefunden werden, wodurch der Proſelyt auf eine anſtändige und dem gemeinen Beſten zuträgliche Art ſeinen Unterhalt finde, junge, rüſtige aber arme Leute von dieſem Volke, eine Handthierung, Kunſt oder Wiſſenſchaft erlernen, Alte und Schwächliche durch einen ihren Bedürfniſſen angemeſſenen jährlichen Zuſchuß vor der Furcht zu darben geſchützet werden. Zur Erreichung dieſes Zweckes wäre eine Vereinigung mehrerer, eine Geſellſchaft, nöthig. Die Geſellſchaft müßte, wofern Deutſchland die Ehre und den Segen der Einrichtung einer ſolchen Anſtalt haben ſoll, in einer von unſern angeſehenſten Städten, Frankfurt, Hamburg, Nürnberg, Augsburg, Berlin, Leipzig ꝛc. ihren Hauptſitz nehmen. Hier verabredeten ſich die zu einem ſo großen und dem Geiſte des Chriſtenthumes ſo anſtändigen Zweck, als die Beförderung der Erkenntniß Chriſti unter den Juden iſt, erweckten Männer, über den ganzen zu errichtenden Plan, und machten, nach reifer Ueberlegung, die Abſicht und Grundgeſetze einer ſolchen Societät bekannt, wodurch auch auswärtige zur Theilnehmung an derſelben eingeladen würden. Hier wäre die Direction des ganzes Werkes, deren anweſende Glieder an gewiſſen dazu angeſetzten Tagen zuſammen kämen, um das Beſte der Anſtalt gemeinſchaftlich zu überlegen. Die Mitglieder der Societät beſtänden aus Anweſenden und Abweſenden, und beyde wieder aus beytragenden und correſpondirenden Mitgliedern. Ein jährlich, oder alle 3 Jahre, gewählter Präſident dirigirte das Werk, und ein oder mehrere Secretarien führten die Correſpondenz und das Protokoll bey der Verſammlung. Die beytragenden Mitglieder wären diejenigen, die ſich edelmüthig entſchlöſſen, von ihrem Vermögen, den Fond dieſer Geſellſchaft zur Beſtreitung der zur Verſorgung der Proſelyten nöthigen Koſten, errichten, erhalten und vergrößern zu helfen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß, wenn erſt einmal eine ſo verehrungswürdige Societät ſich bekannt gemacht und ihren feſten Sitz genommen hätte, alsdann auch Verehrer der Religion und Menſchenliebe unter den Großen, Angeſehenen, Reichen

und Vermögenden dieſer Welt ſich finden würden, die geneigt wären, durch thätige Hülfe und Liebesgaben ein ſo löbliches Vorhaben zu unterſtützen. Die Geſellſchaft ſorgte in der Nähe und Ferne, nach dem Umfange ihres Wirkungsvermögens, für die Aufnahme eines jeden jüdiſchen Proſelyten, den ſie der Aufnahme fähig und würdig erkennte, für den Unterricht, für die nöthigen Bücher, und, bey erkannter Armuth deſſelben, für ſeinen Unterhalt, für ſeine Wohnung und Kleidung, für die Mittel und Gelegenheiten etwas Nützliches zu erlernen, und überhaupt für alles, was die Natur und Abſicht einer ſolchen Anſtalt erforderte. Sie könnte in ihren allgemeinen Statuten gewiſſe Geſetze in Anſehung derjenigen machen, von welchen ihre Proſelyten zur Aufnahme und Beſorgung empfohlen würden, und welche doch keine beytragende Mitglieder wären. Dieſe könnten durch ein beſonderes Geſetz verbunden werden, zumal wenn es ganze Gemeinen, Conſiſtoria und Obrigkeiten wären, bey der Aufnahme eines ſolchen Proſelyten entweder einen freywilligen oder beſtimmten Beytrag zu thun, damit die allgemeine Caſſe oder Societät durch überhäufte, von ſo vielen Orten her geſchehene Empfehlungen nicht erſchöpfet würde.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Proſelyten an allen Orten, wo ſie ſich angeben, wie bisher, zum Unterricht angenommen würden; es wäre denn, daß die Geſellſchaft vermögend wäre, ſolche Anſtalten zu errichten, wodurch ein großer Theil von ihnen entweder in dem Hauptſitze der Geſellſchaft, oder doch an mehrern dazu beſtimmten Oertern untergebracht werden könnte. In dem erſten Falle übernähme die Geſellſchaft durch ihre correſpondirende auswärtige Mitglieder, die Beſorgung ihres Unterhaltes, in ſo weit es nöthig wäre, entweder ganz, oder durch Beytrag einiger Almoſen.

Die erwachſenen Juden, welche Chriſten werden, ſind gemeiniglich entweder Rabbinen, oder gemeine Leute. Die letzten ſind oft Betrieger, und die erſten ſehr ſtolz. Es giebt aber auch unter beyden Claſſen redliche und beſcheidene Leute; und ohne in die ältern Zeiten zurück zu gehen, ſo zeigen uns die neueſten Zeiten Beyſpiele, daß ſolche zu der chriſtl. Religion getre-

tretene Juden vortreffliche Nachkommen gehabt, die ſich als gelehrte und rechtſchaffene Männer allgemeine Werthſchätzung erworben haben, von welchen ich mit Hochachtung die Aebte **Jeruſalem**, **Reſewitz** und **Frommann**, nenne.

Man hat aber doch wegen der Unlauterkeit der Urſachen und Abſichten, die ſich bey vielen getauften Juden hervor gethan haben, wegen des ſchädlichen Müſſigganges, in welchem andere als Bettler herum geirret ſind, und aus andern Gründen hin und wieder für nöthig gefunden, in Anſehung ſolcher Proſelyten aus den Juden etwas zu verordnen. Dahin gehört die herzogl. braunſchweigiſche Verordn. v. 13 Jul. 1768., daß kein Jude getauft werden ſolle, der ſich nicht vorher zu einer gewiſſen Lebensart entſchloſſen habe, und daß alſo ſein Vorſatz ſich taufen zu laſſen, von Predigern nicht nur an das herzogl. Conſiſtorium, ſondern auch an die geheime Rathsſtube berichtet werden ſolle. Es gehören auch dahin zwey aus dem kön. preuß. geheimen Staatsrathe ergangene Befehle. Der erſte, v. 20 Jul. 1774, gebiethet, daß kein Jude zum Unterricht in der chriſtl. Religion eher angenommen werden ſolle, als bis man von ſeinem vorhergehenden unſträflichen Lebenswandel ſichere Nachricht eingezogen, und darüber glaubwürdige Zeugniſſe empfangen habe. Der zweyte, von 1778., verordnet: daß, wenn jüdiſche Kinder und Dienſtboten zu der chriſtl. Religion übergehen wollen, die Zeugniſſe ihrer Aeltern und Herrſchaften von ihren bisherigen Wandel, auch von den Aelteſten jedes Ortes, nach vorher angeſtellter Erkundigung, unterſchrieben, und alsdann, für glaubwürdig angeſehen werden ſollen. Wenn aber die Zeugniſſe von einer ſchlechten Aufführung oder Handlung reden, ſollen diejenigen, welche dieſelben ausſtellen, beſondere Fälle davon angeben, und die Gerichte, wenn da-

dabey etwas bedenkliches iſt, ſich näher darnach erkundigen.

Hr. geh. Rath Dohm hat in ſeinem vortrefflichen Werke über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, (42) wovon im dem (1783) Jahre eine neue verbeſſerte Auflage, in Berlin, im 8. heraus gekommen iſt, verſchiedene Mittel in Vorſchlag gebracht, wodurch die Juden ſittlich und politiſch beſſer, als ſie jetzt ſind, werden können, und er verdient ſowohl wegen ſeines ſo gut ausgeführten Planes, als auch wegen ſeiner ungezwungenen Beſcheidenheit, allgemeine Hochachtung. Es hat derſelbe auch bereits durch ſeine menſchenfreundliche Unternehmung, auf die Billigkeit und Vortheile einer bürgerlichen Verbeſſerung der Juden aufmerkſam zu machen, ſeiner Abſichten eine, nämlich mehrere einſichtsvolle Männer zur Prüfung und weiterer Erörterung ſeiner Gedanken zu veranlaſſen, vollkommen erreicht. Vielleicht gewähren ihm auch bald die weiſeren Regenten unſers Zeitalters das belohnende Vergnügen, ſeine Vorſchläge und Wünſche nach und nach realiſirt zu ſehen. Wenigſtens dürfte die Zeit, da man künftig den Juden durchgängig freye bürgerliche Rechte geſtatten wird, nun für die aufgeklärteſten Länder nicht mehr fern ſeyn; und jeder Fürſt, der ſich der erſte hierin zu ſeyn beeifert, kann dadurch, wenn er ſonſt nichts hervorſtechendes gethan hat, ſeinen Namen in der Geſchichte unſterblich machen. Ich werde zuerſt des Hrn. g. R. Dohm Vorſchläge ſelbſt, im Zuſammenhange anführen, und ſodann einige dagegen gemachte Ein-

(42) Wir haben auch eine franzöſiſche Ueberſetzung dieſes Werkes von Hrn. Prof. Bernoulli, u. d. T. De la reforme politique des Juifs, par Mr. C. G. *Dohm*, trad. de l'allemand. à Deſſau, 1782, 8.

Einwendungen, nebſt ihrer Beantwortung hinzu fügen.

Um die Juden zu glücklicheren und beſſeren Gliedern der bürgerlichen Geſellſchaft zu machen, müßten ſie 1) vollkommen gleiche Rechte mit allen übrigen Unterthanen erhalten. Sie ſind fähig, die Pflichten derſelben zu erfüllen, und dürfen alſo auf gleich unparteyiſche Liebe und Vorſorge des Staates gerechten Anſpruch machen. Keine beſchimpfende Unterſcheidung müßte ferner geduldet, kein Weg des Erwerbes den Juden geſperret, keine andere als die gemeinen Auflagen von ihnen gefordert werden. Alle im Staat übliche Abgaben müßten auch von ihnen entrichtet, aber ihre bloße Exiſtenz nicht mit einem Schutzgelde erkaufet, die Erlaubniß ſich zu nähren nicht beſonders bezahlet werden. Es verſteht ſich, daß nach den gleichen Grundſätzen der Billigkeit auch alle in manchen Staaten ietzt beſtehende Einrichtungen zum ausſchließenden Vortheil der Juden aufhören müßten, welche nur zuweilen ein abgedrungenes Gefühl des Mitleidens hervor gebracht hat, das bey einer gerechten Verfaſſung nicht mehr Statt finden kann. Wenn den Juden kein Weg des Erwerbes mehr verſchloſſen iſt, ſo wird billig ihnen allein auch keiner von allen übrigen Bürgern mehr verſtattet werden können. Wenn die Regierung gut gefunden hat, den Zinsfuß feſtzuſetzen, ſo wird auch der Jude ihn nicht überſchreiten, und keine andere als die landüblichen Intereſſen nehmen dürfen. Wenn den Privatperſonen überall unterſagt, oder nur unter gewiſſen Bedingungen erlaubt iſt, auf Pfänder zu leihen, ſo werden die Juden gleiche Geſetze beobachten müſſen.

2) Da es beſonders die auf den Handel eingeſchränkte Beſchäftigung der Juden iſt, welche ihrem ſittlichen und politiſchen Character eine nachtheilige Richtung gegeben hat: ſo würde die vollkommenſte

Freyheit der Beſchäftigungen und Mittel des Erwerbes eben ſo ſehr der Gerechtigkeit, als der menſchenfreundlichen Politik, die Juden zu brauchbaren und glücklichen Gliedern der Geſellſchaft zu bilden, angemeſſen ſeyn. So gar dürfte es zu Erreichung dieſes großen Zweckes dienlich ſeyn, wenn die Regierung (doch ohne Zwang,) die Juden vorerſt von der Beſchäftigung des Handels abzuleiten, und den Einfluß deſſelben dadurch zu ſchwächen ſich bemühete, daß ſie ihnen mehrere Veranlaſſungen und Reitzung gäbe, diejenige Art des Erwerbes vorzuziehen, welche am meiſten einen entgegen geſetzten Geiſt und Geſinnungen einzuflößen fähig iſt; nämlich die Handwerke. Die ſtillſitzende Lebensart, und der ruhige Fleiß, den dieſe fordern, iſt dem unruhigen Umherſchweifen des handelnden Juden; dieſer ruhiger Genuß des Gegenwärtigen und Zufriedenheit mit Wenigen, ſeinen Hoffnungen von der Zukunft, ſeiner Begierde nach Gewinn, ſeinen Rechnungen auf immer ſchwankende Procente, entgegen geſetzt. Zugleich wird die harte Arbeit, gröbere und ſtärkere Nahrung des Handwerkers auch auf ſeine phyſiſche Conſtitution einen vortheilhaften Einfluß haben; die mechaniſchen Geſchicklichkeiten werden neue Fähigkeiten entwickeln; die immer gleiche Arbeit, der mäßige Wohlſtand, werden dem Hebräer unſerm ordentlichen Bürger und Einwohner der Städte mehr nähern. Auch würde der Uebergang zu den Handwerkern noch der leichteſte für den großen Haufen der Juden ſeyn, da er keine weitere Ausbildung des Verſtandes, kein zu beträchtliches Vermögen fordert. Immer alſo würde die Regierung ihre große Abſicht am ſicherſten erreichen, wenn ſie vorzüglich die Juden zu Handwerken ermunterte. Mit Recht könnte ſie von einem jüdiſchen Vater, der mehrere Söhne hätte, fordern, daß er wenigſtens einen derſelben zum Handwerke beſtimmte; könnte verord=

ordnen, daß nicht über eine gewiſſe Zahl jüdiſcher Kaufleute an einem Orte wohnten, oder daß wenigſtens die über dieſelbe verſtatteten eine beſondere Abgabe entrichteten, welche wieder zur Belohnung und Ermunterung angehender geſchickter jüdiſcher Handwerker angewandt werden könnte. Auch würde es ſicher von Nutzen ſeyn, wenn jeder ſich neu niederlaſſende jüdiſche Handwerker als ein dem Staate neu geworbener nützlicher Bürger, ungefähr wie ein Coloniſt behandelt würde, und gewiſſe Freyjahre von Abgaben ꝛc. erhielte. In denen Ländern, wo die Induſtrie durch jährliche Belohnungen ermuntert wird, würde auch das beſte Probeſtück jüdiſcher Geſchicklichkeit und Fleißes auf eine ſolche Ermunterung und öffentliches Lob vorzüglichen Anſpruch zu machen berechtigt ſeyn. Auch der Vater, welcher mehrere Kinder zu Handwerkern erzogen und als ſolche etablirt hätte, würde einer Befreyung von Abgaben, oder irgend eines andern Vorzuges werth ſeyn. Freylich iſt zu vermuthen, daß die Zünfte ſich der Aufnahme der Juden widerſetzen würden. So lange eine allgemeine Aufhebung derſelben noch, wie wir neuerlich in Frankreich an Türgo'ts Beyſpiel geſehen haben, zu viele Hinderniſſe finden dürfte; und ſo lange die Verbreitung und der Zuſammenhang der Zünfte durch mehrere Staaten es nicht rathſam macht, ihre Verfaſſung zu verändern, und wider dieſelbe ihnen neue Glieder aufzudringen: ſo lange würde man auch die Zünfte nicht zwingen dürfen, Juden aufzunehmen, nur würde die Regierung ſich dadurch nicht abhalten laſſen müſſen, ſo vielen jüdiſchen Handwerkern, als ſich anböten, völlig gleiche Rechte, als den zünftigen, gegen dieſelben Abgaben zu verleihen, und ihnen zu erlauben, für Jeden zu arbeiten. Vielleicht würde dieſes überhaupt das ſicherſte und gelindeſte Mittel ſeyn, die für unſere jetzige Staaten unſtreitig nicht mehr

paſ-

paſſenden ausſchließenden Rechte der Zünfte weniger nachtheilig für den Staat zu machen, wenn ſie zwar in ihrer ganzen Verfaſſung bey ihren Rechten, Würden und Gebräuchen gelaſſen, aber auch neben ihnen allen fleißigen Bürgern erlaubt würde, von ihrer, wenn gleich nicht zunftmäßig erprobten, Geſchicklichkeit zu leben.

3) Auch mit den Ackerbau ſich zu nähren, müßte den Juden nicht verwehrt ſeyn. Wenn in einem Lande nicht etwa der Ankauf der Güter überhaupt auf gewiſſe Claſſen der Einwohner eingeſchränkt worden iſt, (eine Einrichtung, welche immer die nachtheilige Folge hat, den Geiſt des Erwerbes und der Induſtrie zu ſchwächen, und den Werth der Grundſtücke herunter zu ſetzen!) ſo müßten auch die Juden davon nicht abgehalten werden, ſonſt aber wenigſtens bey Pachtungen völlig gleiche Rechte genießen. Indeſſen würde man von der Beſchäftigung des Ackerbaues im Groſſen, nicht eben ſehr erhebliche Vortheile in Abſicht der bürgerlichen Verbeſſerung dieſer Nation erwarten, weil dieſe Beſchäftigung, bereits erwähnter Maßen, zu viel Aehnliches mit dem Handel hat, und zu ſehr den Geiſt der Speculation und des Gewinnes nährt. Nicht ſowohl zu großen Güterbeſitzern und Pächtern, (wozu ohnedies nur wenige das Vermögen haben,) als vielmehr zu eigentlichen ſelbſt arbeitenden Bauern, müßten die Juden ermuntert werden. Das Geld, welches man in vielen Staaten auf Coloniſten wendet, würde in manchen Fällen gewiß beſſer angeleget werden, wenn man für daſſelbe einheimiſchen betriebſamen Juden kleine noch ungebauete Stücke Landes und Wohnungen anwieſe, und ſie bey den erſten Auslagen für den Ackerbau unterſtützte. Auch dürfte es vielleicht zuträglich ſeyn, den Geiſt dieſer Beſchäftigung bey der Nation von neuen zu beleben, wenn man bey den jüdiſchen Pächtern oder Beſitzern großer Güter es zur

Be-

Bedingung machte, daß ſie dieſelben mit einer gewiſſen Anzahl jüdiſcher Knechte bearbeiteten.

Einige haben auch den Vorſchlag gethan, daß man den Juden ganz abgeſonderte Diſtricte und Orte anweiſen, und ſie daſelbſt von den übrigen Unterthanen getrennt erhalten möchte, welches, wie man glaubt, die trennenden Religionsgrundſätze mildern, und, wenn den Juden auch die obrigkeitlichen Stellen überlaſſen wären, den Trieb der öffentlichen Ehre und Gemeingeiſt hervor bringen würde. Allein, es dürfte wohl nicht rathſam ſeyn, hiedurch die religiöſe Trennung noch merkbarer, und vermuthlich auch dauernder, zu machen. Die Juden würden unter ſich ſelbſt zu ſehr beſchränkt, in ihren Vorurtheilen gegen die Chriſten, und dieſe gleichfalls in den ihrigen, geſtärket werden. Oefterer Umgang und die Theilung völlig gleicher Laſten und Vortheile des Staates wird die ungeſelligen Grundſätze beyder am ſicherſten abſchleifen. Die Judengaſſen und die beſchränkten Wohnungen derſelben in vielen Städten, gehören noch zu den Ueberbleibſeln der ehemaligen harten Grundſätze.

4) Jede Art des Handels ſollte zwar den Juden unverwehrt ſeyn, aber keine müßte ihnen ausſchließſen überlaſſen, und zu keiner müßten ſie durch Ermunterungen und Vorzüge vor andern geleitet werden. Durch die Begünſtigung der Handwerke und des Ackerbaues müßten die Juden vielmehr von dem Handel mehr entfernet werden, und in der Abſicht, den Einfluß dieſer ſo lange einzigen Beſchäftigung zu ſchwächen, würde es nicht zu mißbilligen ſeyn, wenn wenigſtens in der erſten Zeit die Zahl der handelnden Juden etwas beſchränket, oder durch einige Auflagen erſchweret, und dadurch ein Fond zur Ermunterung anderer Beſchäftigungen in der Nation gegründet würde.

Eine in verſchiedenen Staaten ſchon eingeführte nützliche Einrichtung würde auch die ſeyn, wenn die Juden verpflichtet wären, ihre Handelsbücher in der Landesſprache und nicht in der hebräiſchen, zu führen. Die Communication mit chriſtlichen Kaufleuten, würde dadurch erleichtert, und die Entſcheidung bey Streitigkeiten über dieſe Bücher von den ordentlichen Richtern wenigern Schwierigkeiten unterworfen ſeyn. Jeder Betrug und Hintergehung im Handel müßte den Juden als das ſchändlichſte Verbrechen wieder den ſie nun mit gleicher Güte umfaſſenden Staat, vorgeſtellet, mit den härteſten Strafen, und vielleicht mit Ausſchließung auf eine Zeit oder auf immer von den bewilligten Freyheiten, geahndet werden.

5) Jede Kunſt, jede Wiſſenſchaft müßte auch dem Juden, wie jedem andern freyen Menſchen offen ſtehen. Auch er muß ſeinen Geiſt, ſo weit er vermag, ausbilden: auch ihn müſſen ſeine entwickelte Talente zur Unterſcheidung, Ehre und Belohnungen leiten. Die wiſſenſchaftlichen Anſtalten des Staates müſſen auch von den Juden genutzet werden können, und jede Art der Anwendung ſeiner Geſchicklichkeiten muß bey ihm keine andere Einſchränkungen, als bey andern Gliedern der Geſellſchaft, finden.

Eine andere Frage iſt, ob man ſchon jetzt in unſern Staaten die Juden zu öffentlichen Aemtern zulaſſen könnte? Allerdings, ſcheint es, würde man billig den Juden, wenn ſie alle Rechte der Bürger genießen ſollten, auch nicht verwehren können, ſich um die Ehre dem Staate zu dienen, zu bewerben, und falls ihre Anſprüche durch Fähigkeit unterſtützet würden, auch ſie zu denſelben zulaſſen müſſen. Indeſſen dürfte wohl bey den nächſten Generationen die Fähigkeit ſich noch nicht ſo häufig zeigen, und dem Staate auch nicht ſo ſehr daran gelegen ſeyn, ſie bey ihm zu entwickeln. In den meiſten Ländern iſt gar kein Mangel

gel an geſchickten Bedienten, und ohne Zuthun der Regierung ſind deren noch immer genug, welche, zu öffentlichen Aemtern ſich fähig zu machen, ſich bemühen. Zu einer Art derſelben werden Gelehrſamkeit und früh erworbene Kenntniſſe erfordert, die in der jetzigen gewöhnlichen Erziehung des Juden ſchwerer erworben werden. Zu andern gehört eine gewiſſe Entfernung von allem Verdachte der aus Gewinnſucht entſtehenden Vergehungen, die bey den jezigen und nächſtkünftigen Juden auch nicht immer Statt finden dürfte. Der noch zu kaufmänniſche Geiſt der meiſten Juden wird beſſer durch ſtarke körperliche Arbeiten, als durch die ſtillſitzende des öffentlichen Bedienten, gebrochen werden; und für den Staat, wie für ihn ſelbſt, wird es in den meiſten Fällen beſſer ſeyn, wenn der Jude mehr in der Werkſtätte und hinter dem Pfluge, als in den Kanzelleyen arbeitet. Der beſte Mittelweg würde vermuthlich ſeyn, wenn man die Juden, ohne ſie zu ermuntern, auch nicht abhielte, die Kenntniſſe, welche zum Dienſt des Staates leiten, ſich zu erwerben, und wenn man ſie in denen Fällen, da ſie ſich vorzüglich fähig bewieſen, auch gebrauchte, wäre es auch nur, um dem ohne Zweifel noch lange herrſchende Vorurtheile entgegen zu arbeiten.

Sechſtens, müßte es ein beſonderes angelegenes Geſchäft einer weiſen Regierung ſeyn, für die ſittliche Bildung und Aufklärung der Juden zu ſorgen, und dadurch wenigſtens die kommenden Geſchlechter einer mildern Behandlung und des Genuſſes aller Vortheile der Geſellſchaft empfänglicher zu machen. Zwar müßte ſich der Staat um ihren Religionsunterricht weiter nicht bekümmern, als etwa nöthig wäre, zu verhindern, daß nicht ungeſellige Geſinnungen wider die Andersdenkenden durch ihn fortgepflanzet würden. Aber er könnte dafür ſorgen, daß neben den geheiligten Lehren ſeiner Väter auch der Verſtand der Juden

durch

durch das helle Licht der Vernunft, der Erkenntniß der Natur und ihres großen Urhebers erleuchtet, und ſein Herz durch die Grundſätze der Ordnung, Rechtſchaffenheit, der Liebe aller Menſchen und der großen Geſellſchaft, in der er lebt, erwärmet würde; er könnte dafür ſorgen, daß auch der Jude früh zu denen Wiſſenſchaften, die ſein künftiger Beruf mehr oder weniger erfordert, angeleitet würde. Dieſes müßte entweder in den jüdiſchen Schulen geſchehen, oder wenn ihnen zunächſt noch Lehrer und Fonds fehlen dürften, ſo würde den Juden erlaubt werden müſſen, ihre Kinder in die chriſtlichen Schulen (die zum Religionsunterricht beſtimmten Stunden ausgenommen,) zu ſchicken. Und da manche Juden vielleicht durch ihre Vorurtheile abgehalten werden dürften, von dieſer Erlaubniß Gebrauch zu machen, müßten ſie ſo gar angehalten werden, nach der künftigen Beſtimmung ihrer Kinder, ſie in gewiſſe Lehrſtunden zu ſchicken. Dasjenige Departement der Regierung, welchem die Aufſicht über öffentliche Erziehung (ein Geſchäft, welches allemal dem Staate, nicht einer beſondern Religionsparthey, gehört!) anvertrauet iſt, müßte dieſelbe künftig auch über die jüdiſche ausdehnen, und nur der Religionsunterricht davon eine Ausnahme machen. In Abſicht aller übrigen Kenntniſſe aber müßten die jüdiſchen Schulen den beſten chriſtlichen gleichförmig eingerichtet, oder die Theilnehmung der jüdiſchen Kinder an dieſen von jenem Departement beſtimmet, auch von ihm die Vorſorge getroffen werden, daß die zärtliche Gewiſſenhaftigkeit jüdiſcher Aeltern nie Ableitung von dem Glauben ihrer Väter in den chriſtlichen Schulen befürchten dürfte. (43) Unſtreitig würde es auch zur

(43) Akademiſche Rede, über die politiſche Erziehungsfrage: ob es nicht aus Menſchenliebe räthlich, oder aus Staatsklugheit nothwendig ſey, die in einem Staate ſich befindende jüdiſche Nation an den allgemeinen und öffentlichen Erziehungsanſtalten Theil

zur Ausbildung des ſittlichen und bürgerlichen Characters der Juden nützlich ſeyn, wenn die Regierung dafür ſorgte, daß in den Synagogen, neben dem unbeſchränkt gelaſſenen Religionsunterrichte, auch nicht weniger die reinen und heiligen Wahrheiten der Religion und Sittenlehre der Vernunft, und beſonders auch das Verhältniß aller Bürger zum Staate, und die Würde der Pflichten gegen denſelben, gelehret würde.

7) Mit der ſittlichen Verbeſſerung der Juden müßte aber dann auch die Bemühung, den Chriſten ihre Vorurtheile und ihre liebloſe Geſinnungen zu benehmen, im gleichem Schritte gehen. Früh in der Jugend müßten ſie ſchon belehret werden, die Juden wie ihre Brüder und Mitmenſchen zu betrachten, die auf einem andern Wege das Wohlgefallen Gottes zu erhalten ſuchten; einem Wege, den ſie zwar irrig für den richtigen hielten, den aber, wenn ſie ihn mit Rechtſchaffenheit des Herzens befolgten, die Gottheit ſelbſt ſich gefallen lieſſe, über den alſo die Menſchen nicht hadern, ſondern vielmehr durch Liebe ſie zur Ueberzeugung von noch mehrerer Wahrheit leiten müßten. Dieſe dem Geiſte der Menſchenliebe und des ächten Chriſtenthumes ſo gemäße Grundſätze ihren Gemeinen recht oft zu wiederholen, müßten die Prediger angewieſen werden; und wie leicht wird es ihnen ſeyn, dieſe Anweiſung zu befolgen, wenn der Geiſt der Liebe, welcher in dem Gleichniſſe von dem Samariter herrſcht, ihr Herz erfüllt, und wenn ſie, wie die Apoſtel Chriſti lehren, daß Jeder aus allem Volke, der Recht thut, (wenn er auch nicht recht glaubt,) Gott angenehm ſey!

8) Ein

Theil nehmen zu laſſen; oder im Weigerungsfall ſie denſelben durch Zwangsmittel zu unterwerfen. Abgeleſen d. 29 Sept. 1781 in dem großen Hörſale des kurmainziſchen Gymnaſiums, bey der öffentlichen Austheilung der Preiſe von Conr. Ladrone. Frf. 1782, 8. 2 B. e. vjert, B.

8) Ein wichtiger Theil des Genuſſes aller Rechte der Geſellſchaft würde auch dieſer ſeyn, daß den Juden an allen Orten eine völlig freye Religionsübung, Anlegung von Synagogen, und Anſtellung von Lehrern, auf ihre Koſten, verſtattet würde. Dieſe Freyheit müßte nur in beſondern Fällen, allenfalls aus dem Polizeygrunde, eingeſchränket werden, wenn eine eigene Synagoge einer kleinen Judengemeine zu koſtbar fallen, und die Unterhaltung zu vieler Lehrer, die eines Jeden zu dürftig machen würde; ſo wie aus gleichem Grunde auch oft chriſtlichen Gemeinen eigene Lehrer und Kirchen verſagt ſind. Die Verſorgung ihrer Armen könnte entweder, wie bisher, ohne Zuthun der Regierung, den Juden allein überlaſſen werden, oder ſie müßten zu dem allgemeinen Fond dieſer Anſtalten verhältnißmäßig beytragen, und deren Vortheile genießen. Und auch in jenem Falle würde die obrigkeitliche Aufſicht der jüdiſchen Armen- und Krankenhäuſer nützlich ſeyn, um für die geſundeſte und vollkommenſte Einrichtung derſelben, ſo wie für die nützlichſte Anwendung der dazu beſtimmten Gelder, zu ſorgen. So wie jede kirchliche Geſellſchaft, müßte auch die jüdiſche das Recht der Ausſchließung auf gewiſſe Zeiten, oder auf immer, haben. Um die Ausübung dieſes Ausſchließungsrechtes dürfte ſich der Staat um ſo weniger bekümmern, da daſſelbe nie über irgend eine religiöſe Geſellſchaft hinaus gehen und in der politiſchen durchaus keine Wirkungen haben muß, und da das ausgeſtoßene Glied jeder Kirche ein ſehr nützlicher und geachteter Bürger ſeyn kann. Ein Grundſatz des allgemeinen Kirchenrechtes, welcher in unſern Zeiten nie mehr bezweifelt werden ſollte! Nach demſelben dürfte die Obrigkeit aber einem Rabbi nie geſtatten, einen ſolchen Bann über ein Glied ſeiner Gemeine auszuſprechen, der daſſelbe von allem Umgange mit ſeinen übrigen Glaubensgenoſſen außerhalb der Sy-

Synagoge ausſchließt, ihn bey denſelben herab ſetzt, ſeine Geſchäfte unterbricht, oder ihn gar der Verfolgung des Pöbels überliefert. Auch Geldſtrafen ſcheinen bey Uebertretung der vermeinten Gebote des Himmels nicht ſchicklich zu ſeyn. Der Mißbrauch, welcher von der Gewalt des Rabbi bey Auflegung dieſer Strafen gemacht werden kann, und auch wirklich oft gemacht iſt, (44) macht die beſtändige Aufſicht der Regierung über die Ausübung dieſer Gewalt nothwendig. Nie darf dieſe in dem übertretenden Juden den Menſchen und den Bürger ſtrafen; nur Ausſchlieſſung von der kirchlichen Geſellſchaft uud den Wohlthaten derſelben, darf die Folge einer Verletzung ihrer Vorſchriften ſeyn.

9) Sowohl die chriſtlichen Geſetze Moſes, welche ſich nicht auf Paläſtina, und die ehemalige gerichtliche und gottesdienſtliche Verfaſſung beziehen, als auch die durch mündliche Ueberlieferung erhaltenen, werden von den Juden für Gebote Gottes von immerwährender Verbindlichkeit gehalten. Auch verſchiedene Erklärungen dieſer Geſetze und Argumentationen aus denſelben von berühmten jüdiſchen Lehrern, haben bey der Nation ein geſetzliches Anſehen erhalten. Wenn man ihnen alſo einen vollkommenen Genuß der Rechte der Menſchheit bewilligen will, ſo iſt es nothwendig, ihnen zu erlauben, daß ſie nach dieſen Geſetzen leben und gerichtet werden. Sie werden hiedurch von den übrigen Bürgern des Staates nicht mehr getrennet, als eine Stadt oder Gemeine,

(44) Ein neues ſehr merkwürdiges Beyſpiel einer ſolchen, Abſcheu und ſtrengſte Ahndung verdienenden rabbiniſchen Tyranney in Altona, iſt in der Schrift des Hrn. Cranz: Ueber den Mißbrauch der geiſtlichen Macht und der weltlichen Herrſchaft in Glaubensſachen, Berlin, 1782, 8. umſtändlich beſchrieben; uud es hat wirklich dieſe Schrift die Aufmerkſamkeit der Regierung auf dieſen Gegenſtand geleitet, und eine Unterſuchung jenes Vorfalles veranlaßet.

welche nach beſondern Statuten lebt; und die Erfahrung ſowohl in den erſten Zeiten des römiſchen Reiches, als auch in manchen neuern Staaten, hat auch ſchon gelehrt, daß von der den Juden verſtatteten Autonomie keine unbequeme oder nachtheilige Folgen zu befürchten ſeyn. Wird es hiebey auch gleich nicht nothwendig erfordert, die Rechtspflege nach dieſen Geſetzen durch Richter aus der Nation ſelbſt verwalten zu laſſen: ſo wird doch dieſes derſelben allemal angenehmer ſeyn, und auch dadurch manchen Schwierigkeiten begegnet werden, die aus der Urkunde der jüdiſchen, ſehr verwickelten, und viele hebräiſche und rabbiniſche Sprachkenntniſſe erfordernden Rechtsgelehrſamkeit bey chriſtlichen Richtern entſtehen dürften. Es ſcheint daher zuträglicher zu ſeyn, wenn man in allen Privatſtreitigkeiten der Juden, mit Juden, ihren eigenen Richtern die Erkenntniß in erſter Inſtanz, dabey aber den Juden allenfalls erlaubte, auch bey den ordentlichen chriſtlichen Richtern ihre Klagen anzubringen. Dieſe aber ſowohl als die höhern Inſtanzen, an welche von der Entſcheidung des jüdiſchen Richters appellirt würde, müßten natürlich nach keinen andern, als jüdiſchen, Geſetzen (45) entſcheiden, weil ſonſt, wenn dieſe nach dem gemeinen Rechte ſprechen wollten, eine große Verwirrung unvermeidlich wäre, und der Kläger allemal den unbilligen Vortheil hätte, ſeine Klage nur bey dem Richter anzubringen, deſſen Entſcheidung er ſich die günſtigſte vermuthete. Auch könnte man den jüdiſchen Richtern wohl (wie in Anſpach- und Bayreuthiſchen, im Elſaß, und in andern Ländern geſchieht,) die Geſchäfte der Notarien übertragen, und unter Aufſicht der ordentlichen Obrigkeit, ihnen die Beſtimmungen der Erbſchaf-

(45) Chriſtliche Richter werden ſich von denſelben am beſten aus den oben, S. 488, angeführten Ritualgeſetzen der Juden ꝛc. unterrichten können.

ſchaften nach dem moſaiſchen Geſetze, Beſtellung der Vormünder ꝛc. überlaſſen.

Aus den angeführten Gründen, und wegen der Unordnungen, die nicht zu vermeiden ſind, wenn man die Juden doch nicht hindern kann, ihre Streitigkeiten heimlich von Richtern ihrer Nation inn- oder außerhalb Landes entſcheiden zu laſſen, hat man ihnen ſchon lange in verſchiedenen Staaten in ihren Privatſtreitigkeiten unter ſich, die erſte Inſtanz mit mehr oder weniger Einſchränkungen verſtattet. In einigen wird der jüdiſchen Richter Erkenntniß nur bloß als ein ſchiedsrichterliches angeſehen, (z. B. im Heſſendarmſtädtiſchen, wo die jüdiſchen Richter auch nur in Streitigkeiten, welche nicht über 20 Fl. betragen, geſtattet werden; ſ. *Gazert* Tr. de Jur. Jud. S. 58,) ſo wie dieſes auch das ſpätere römiſche Recht (L. 8. Cod. de Judæis) beſtimmet. In den churbraunſchweigiſchen Landen iſt dem Landrabbiner zwar eine concurrente Erkenntniß mit den Untergerichten zugeſtanden, doch mit der Beſtimmung, daß von demſelben eine Klage nicht per appellationem, ſondern per provocationem & reductionem cauſæ an den Richter der erſten Inſtanz gebracht werden kann, (ſ. Böhmers Electa Juris Civilis, Th. 3, S. 440,) welches aber die nachtheilige Folge hat, die Proceſſe zu verlängern, und den Parteyen größere Koſten zu verurſachen. Im Elſas haben die Juden das unbeſchränkte Recht der erſten Inſtanz, und nach dem Ausſpruche des Obergerichtes zu Metz müſſen die chriſtlichen Richter auch allemal nach jüdiſchen Rechten entſcheiden. (ſ. Fiſchers diſſ. de ſtatu & jurisdictione Judæorum ſecundum Leges Romanas, Germanicas, Alſaticas, S. 109.) In den Meklenburg-ſchweriniſchen Landen haben ſie 1763 die Erkenntniß in erſter Inſtanz nach den von ihnen ſelbſt geſammelten Geſetzen erhalten. (ſ. *Trendelen árg* de Judæis ſecundum Jus Mecklenburgicum, S. 22.) In den Fürſtenthümern Bareuth und Onolzbach haben die Landrabbiner ſeit 1759 und 1760 in allen Civilſtreithändeln unter Juden (worunter ausdrücklich auch Injurienſachen begriffen ſind,) ausſchließlich die Erkenntniß in erſter Inſtanz, und iſt allen andern Gerichten verboten darin zu ſprechen; die Appellation geht an die Regierung. Die den Juden dem Anſcheine nach günſtigſte Verfügung dieſer Art iſt die von dem bamb[illegible]ſchen Domcapitel in Abſicht ſeines Antheiles an dem F[illegible]ken

Fürth, (wo die Juden ſo zahlreich ſind,) welche den jüdiſchen Rabbinen und Vorſtehern in allen Streitigkeiten unter Juden, (nur diejenigen, welche die vogteyliche und herrſchaftliche Jurisdiction betreffen, ausgenommen,) die ausſchließliche Erkenntniß ohne weitere Appellation geſtattet, (ſ. Fiſcher, a. ang. O. S. 82.) Dieſes den jüdiſchen Richtern ertheilte Vorrecht, ſcheint dem wahren Vortheile der Nation gar nicht gemäß, und daher nicht nachahmungswürdig zu ſeyn. Die Rechte der Parteyen müſſen offenbar in Gefahr kommen, wenn ſie, wider alle Analogie der Juſtizverfaſſung, der unabhängigen Willkür nur eines Richters überlaſſen werden.

Eine nach dieſen Grundſätzen eingerichtete Verfaſſung würde, wahrſcheinlicherweiſe, die Juden unter die nützlichſten Glieder der Geſellſchaft einführen, und zugleich dem mannichfaltigen Uebel abhelfen, welches man ihnen angethan, und deſſen ſich ſchuldig zu machen, man ſie gezwungen hat.

Hr. geh. R. **Dohm** führt einige Einwürfe an, welche man vielleicht der Ausführung dieſer Vorſchläge entgegen ſetzen dürfte. „Die Landesherren würden „an ihren Einkünften verlieren, wenn ſie den Juden „gleiche Rechte mit den übrigen Unterthanen verleihen, „und die größern Abgaben derſelben nachlaſſen woll„ten." Dieſer Einwurf iſt nur von einem ſehr beſchränkten Kameraliſten zu erwarten, nicht aber von dem, der das Ganze der Staatswirthſchaft überſieht, die wahre Natur der Abgaben kennt, und weiß, daß das richtig verſtandene und bleibende Intereſſe des Regenten nie mit dem Wohl der Unterthanen im Widerſpruch ſtehen könne. Freylich wird die kleine Revenüe der herrſchaftlichen Kammer aufhören, die man jetzt von den Juden erpreßt, und ſie zwingt, durch heimlichen drückenden Wucher, oder durch Betrug, von den übrigen Unterthanen wieder zu erpreſſen. Denn nothwendig muß nur auf dieſe der größte Theil der den Juden aufgelegten Abgaben fallen, da ſie gar keine

natürliche, und nur wenig künſtliche Producte hervor bringen dürfen, ſondern bloß von der Ueberbringung derſelben aus einer Hand in die andere leben, und ihr jetziger Handel vielleicht nur in ſeltenen Fällen wirklich fremdes Geld in das Land bringt. Die Abgabe, welche man von demſelben jetzt die Juden entrichten läßt, wird unſtreitig von denen Vortheilen weit überwogen werden, welche der Genuß bürgerlicher Rechte durch die vermehrte Bevölkerung, Induſtrie und Conſumtion hervor bringen muß. Sicher wird, nach einer nicht langen Zeit, ſchon die baare Revenüe, welche eine nothwendige Folge dieſer Vortheile ſeyn muß, diejenige überſteigen, welche man bey der jetzigen drückenden Verfaſſung von den Juden erhält.

Eben ſo wenig wird man, bey reifem Nachdenken dem Einwurfe: „daß die den Juden verſtattete Freyheit ſie, zum Nachtheil der Chriſten, zu ſehr vermehren, und dieſer Nahrung Abbruch thun dürfte," einiges Gewicht beylegen können. Wenn die Juden nur gleiche Freyheit ſich zu nähren, ihre Talente und Induſtrie zu äußern, aber durchaus keine ausſchließliche Rechte, Monopolien ꝛc. erhalten, und wenn jeder Betrug, deſſen ſie ſich ſchuldig machen, ſtrenge beſtraft wird: ſo kann nur größere Geſchicklichkeit, Betriebſamkeit, Fleiß und Sparſamkeit, den arbeitenden Juden das Uebergewicht über die arbeitenden Chriſten geben; und wenn dieſes ſeyn ſollte, ſo laßt uns nur bedauern, daß ſo nutzbare Fähigkeiten ſo lange verhindert worden ſind, ſich zu entwickeln, und uns freuen, brauchbarere Bürger, als bisher, zu erhalten. Aber wahrſcheinlich wird dieſes nie der Fall ſeyn. Wenn die Juden bis jetzt nur auf wenige Nahrungswege eingeſchränkt geweſen ſind, ſo haben ſie in dieſen natürlich mehr und in die Augen fallendere Betriebſamkeit, als die auf alle vertheilte Chriſten, bewieſen; wenn ſie ſo gar in einigen Gewerben vorzüg-

liche Begünſtigung genoſſen haben, ſo hat dieſes freylich den Chriſten nachtheilig ſeyn müſſen. In Polen, deſſen Beyſpiel man hier am meiſten aufzuführen pflegt, liegt der Grund in der beſondern, unförmlichen Verfaſſung dieſes Staates. In allen andern Ländern, wo es einen freyen Bürger- und Bauerſtand giebt, wird die Zulaſſung der Juden zugleich freyer Aeußerung ihrer Induſtrie keine andere Folge, als vielleicht die vortheilhafte, haben, den Chriſten neuen Wetteifer einzuflößen, und zu gleicher Betriebſamkeit und Sparſamkeit ihnen Reitz zu werden. So wenig wie man von Coloniſten Nachtheil für die alten Einwohner eines Landes befürchten darf; ſo wie die durch ſie vermehrte Bevölkerung vielmehr allgemeine Vermehrung von Induſtrie und Wohlſtand zur Folge haben muß: ſo darf man auch von der Bürgeraufnahme der Juden nur gleich wohlthätige Folgen erwarten.

Erheblicher ſcheint die Bedenklichkeit: „daß man „den Juden doch am Sonntage keine lärmende und „ſich öffentlich äußernde Arbeit geſtatten könne, daß „ſie alſo bey Beobachtung ihres Sabbathes zwey Arbeitstage in der Woche verlieren, daher zu Ackerbau „und Handwerken weniger geſchickt ſeyn dürften.“ Der natürlichen Billigkeit nach ſollte die auf gewiſſe Zeiten wegen des Gottesdienſtes feſtgeſetzte Unterbrechung der Arbeit bloß nach den religiöſen Grundſätzen der Bürger beſtimmet werden, und kein Theil derſelben ſollte es einem andern (kleinern oder größern kann hier eigentlich nichts entſcheiden,) verargen, wenn er nur die ihm heiligen Tage feyerte. Eine Entfernung Lärm machender Arbeit von den gottesdienſtlichen Verſammlungsörtern jeder Partey, wäre alles, was man verlangen könnte. Nach den herrſchenden Begriffen indeſſen, und nach einem gewiſſen Wohlſtande, den die weit zahlreichere Religionsgeſellſchaft allenfalls fordern zu können ſcheint, würde frey-

freylich den Juden nicht verſtattet werden können, am Sonntage ihren Acker zu beſtellen, als Schmiede oder auf eine andere Geräuſch machende Art zu arbeiten. In der That ſind aber der Arbeiten von dieſer Beſchaffenheit nicht ſo ſehr viele; mehrere Handwerke erfordern beſtändig nur eine ſtille häusliche Beſchäftigung, und in allen übrigen findet ſich dieſelbe auch, welche eben ſo unanſtößig auf den Sonntag verleget werden könnte, als jetzt die Juden an demſelben unter ſich handeln, und, ſo wie man es ſo gar den Chriſten nicht unerlaubt hält, ihre Correſpondenz und andere Geſchäfte an dieſem Tage zu beſorgen. Es iſt ein Vorzug der chriſtlichen Religion, daß ihre Begriffe vom Sonntage mit edlerer Freyheit mehr auf das Weſentliche hinleiten, und die geſellſchaftliche Thätigkeit nicht ſo ſehr unterbrechen, als die ſtrengere der jetzigen Juden. Wenn dieſe auch dadurch, ſo wie durch die ganz billige Forderung die chriſtliche Sonntagsfeyer nicht nur lärmendes Geräuſch zu ſtören, in ihrer Induſtrie etwas gehindert und zurück gehalten würden: ſo iſt dieſes eine Unbequemlichkeit ihrer Religion, um die ſich der Staat nicht bekümmern, und deren Erleichterung er nur ihnen ſelbſt überlaſſen darf. Sie werden dieſelbe vermuthlich eben ſo gut finden, als ſie ſchon jetzt manche Colliſionen ihres Sabbathes mit ihren Geſchäften zu überwinden wiſſen. (46)

Der erhebliche Grund, aus dem man die Unfähigkeit der Juden zu völlig gleichen Rechten mit den übrigen Bürgern des Staates folgern könnte, iſt wohl dieſer, daß man glaubt: „die Juden würden durch „ihre Religion abgehalten, Kriegsdienſte zu thun, „weil dieſe ihnen, am Sabbath zu fechten und weite

(46) An großen Handelsorten, z. B. in Berlin, fällt der Hauptpoſttag auf den Sonnabend, da die Juden keine Briefe ſchreiben und verſiegeln dürfen; ſie beſorgen aber dieſes ſchon am Freytage.

„Märſche unterſage, auch die Juden bey der Armee „nicht ihre gottesdienſtliche Zeiten und Gebräuche ge„hörig abwarten könnten. Jeder Bürger, ſetzt man „hinzu, muß im Nothfalle zur Vertheidigung des „Staates ſich gebrauchen laſſen; eine zahlreiche Nation „kann keine Befreyung von dieſer wichtigen, für die „ganze Erhaltung des Staates ſo nothwendigen Pflicht „verlangen, und eine Religion, welche die Erfüllung „derſelben ihren Verehrern unterſagt, iſt mit dem „Wohl der Geſellſchaft unverträglich. Wenigſtens „werden die Verehrer derſelben mit höheren Abgaben, „den Schutz, den ſie nur erhalten, aber zu dem ſie „nicht mitwirken, bezahlen, und nicht alle Vorrechte „der Geſellſchaft genießen müſſen, der ſie ihre Ver„theidigung im Falle der Noth verſagen; beſonders „wird man ihnen nicht den Beſitz liegender Gründe „verſtatten können, damit, wenn die Juden ſich ver„mehrten und bereicherten, nicht einmal der größte „Theil des Bodens an Leute komme, die im Falle ei„nes Angriffes ihn verlaſſen, und auch alle ihre übri„ge Mitbürger der äußerſten Gefahr ausſetzen wür„den.“ (47) Um dieſen Einwurf gehörig zu würdigen, kömmt alles darauf an, ob die Vorausſetzung: daß den Juden durch ihr Religionsgeſetz der Kriegsdienſt am Sabbath unterſaget werde, gegründet ſey oder nicht? Einer der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Kenner dieſes Geſezes, Hr. Ritter **Michaelis**, (48) hat auf eine überzeugende Art bewieſen, daß der von Moſes eingeſezte Sabbath ein Tag der Erholung, Ruhe und Vergnügens geweſen ſey, an dem der Gottesdienſt wahrſcheinlich nicht ſowohl in Unterricht, als Lobgeſängen, frohreligiöſen Tänzen, Gaſtma=

(47) S. Hrn. Ritter Michaelis moſaiſches Recht, Th. 4. S. 129—138; und *Gruber*, oder *Culemann* de Judæo Milite, Hal. 1723.

(48) S. Deſſen moſ. Recht, Th. 4, S. 112, ſqq.

malen und geſelligem Vergnügen; beſtand. Nur ſclaviſche Dienſtbarkeit (die durch das Herkommen und den Sprachgebrauch ſchon beſtimmt genug war,) wurde von Moſes am Sabbath verboten; aber dieſer weiſe Geſetzgeber war entfernt, den zu einem allgemeinen Vergnügen beſtimmten Tag dadurch zu einem peinlichen für gewiſſenhafte Befolger ſeiner Lehre zu machen, daß er ſie zu völliger Unthätigkeit verdammt, oder gezwungen hätte, aus der Kenntniß aller Gattungen von Arbeit ein beſonderes Studium zu machen, und bey jeder Bewegung eine Sünde zu wittern. Wenn die jetzigen Juden einer ſo ängſtlichen Feyer ihres Ruhetages unterworfen ſind, ſo liegt die Urſache hievon darin, daß Moſes Geſetze nicht ganz auf das nördliche Klima paſſen, vorzüglich aber haben ſie dieſe Unbequemlichkeiten ihren ſpätern Rabbinen zu danken, die mit ſophiſtiſcher Kunſt aus dem ſimpeln, und nur auf das Vergnügen ſeines Volkes zielenden Geſetzen Moſis ganz wider den Geiſt derſelben, ängſtliche und einſchränkende Vorſchriften heraus erklärt haben. Der große Urheber derſelben war beſonders weit davon entfernt, ſeiner von ihm ſelbſt zum Kriege angeführten Nation, eine ungereimte Unterbrechung deſſelben am Sabbath zu gebieten. Ein Gebot, welches der geſunden Vernunft widerſpricht, das Volk, von dem es befolget würde, zum Raube jedes Feindes machen müßte, und bey dem unmöglich ein Staat eine wahre Fortdauer haben könnte; ein ſolches Gebot kann unmöglich in einem Geſetzbuche ſich finden, welches einem göttlichen Urſprunge beygemeſſen wird, und welches einen bleibenden Staat gründen ſollte. Es findet ſich auch keine Spur von demſelben in dem moſaiſchen Geſetze; und bis auf die Zerſtörung des erſten Tempels finden wir nie bemerkt, daß die Juden in ihren vielen Kriegen ſich am Sabbath der Vertheidigung gegen ihre Feinde, oder des Angriffes der-

derſelben, enthalten hätten. Nicht eher bis die Juden aus dem perſiſchen Reiche in ihr Land zurück kamen, enſtand der ſonderbare Gedanke bey einigen zu ängſtlich gewiſſenhaften, daß die Vertheidigung am Sabbath unerlaubt ſey, und ihr Gott ſie ſchon durch ein Wunder retten werde. Da die Nation über 400 Jahre unter fremden Völkern gelebt, und keinen Krieg gehabt, hatte ſie das ſonſt bekannte Verhältniß deſſelben zu ihrem Sabbathe verlernt. Als in deſſen bey dem erſten Falle, da dieſer ſchwärmeriſche Grundſatz wirklich ausgeübt wurde, die göttliche Hülfe ausblieb, und die am Sabbath ſich nicht wehrenden Juden von dem Feinde niedergemacht wurden; (49) ſo wurde jener mit ihrer Erhaltung unverträgliche Grundſatz dahin beſtimmet, daß zwar der Angriff nicht, aber wohl die Vertheidigung, erlaubt ſey. **Pompejus** ſoll, wie **Joſeph** (50) erzählt, durch Benutzung dieſes Vorurtheiles Jeruſalem erobert haben, da er am Sabbath die Belagerten gar nicht angreifen, dagegen aber dicht an den Mauern Belagerungsthürme bauen und das Geſchütz herbey führen ließ. Es iſt indeſſen ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe fanatiſche Meinung nur die Meinung einzelner Perſonen, aber nie Lehre der ganzen Nation war, und daß ein großer Theil derſelben den urſprünglichen Begriffen von der Beſtimmung des Sabbathes getreu geblieben ſey. Denn ſonſt lieſſe es ſich nicht erklären, wie die Juden an den Kriegen ſowohl der griechiſchen Monarchen, als der Römer, einen ſo öftern und ihnen ſo rühmlichen Antheil hätten nehmen können, den die Geſchichte bemerkt. Schon unter **Alexander's** des Großen Armee nahmen ſehr viele Juden freywillig Dienſte. Unter den Pto-

(49) Dieſe Begebenheit wird 1 Maccab. 2, und von Joſeph. L. 12, c. 6, erzählt.

(50) Antiq. Lib. 14, c. 18.

Ptolomäern erwarben ſie ſich in Aegypten durch ihre Kriegsdienſte die vorzüglichſte Gewogenheit dieſer Regenten, und das Vertrauen, daß nur Juden die wichtigſten Feſtungen übergeben wurden. Eben dieſes wird von den macedoniſchſyriſchen Königen bemerkt. Auch unter der römiſchen Herrſchaft von den Zeiten des **Pompejus** an, erwarben die Juden durch ihre Kriegsdienſte Zutrauen und Belohnungen. Cäſar ſelbſt gab ihnen das Lob, daß ſie vorzüglich in einer Schlacht wider den **Mithridates** den Sieg bewirkt hätten, und mehrere Privilegien und ruhmvolle Erklärungen des römiſchen Senates ſind die unwiederleglichen Beweiſe der Tapferkeit und Treue, die ſie in den Kriegen bewieſen haben. (51) Auch **Antonius** bediente ſich jüdiſcher Truppen; und die, welche **Herodes** ihm zur Hülfe zuführte, beſtanden aus 5 Cohorten Römern und 5 Cohorten Juden. (52) Eben ſo gewöhnlich waren die Kriegsdienſte dieſer Nation unter den heidniſchen und erſten chriſtlichen Kaiſern, bis endlich im J. 418 der K. **Honorius** die Juden für unfähig erklärte, im Kriege zu dienen, und damit ein Vorurtheil gründete, welches er ſelbſt nicht ohne einige Bedenklichkeiten zu äußern wagte, welches aber in den folgenden Zeiten tief genug gewurzelt iſt, und jetzt nicht ohne Mühe ausgerottet werden dürfte. Vermuthlich iſt den Juden dieſes Vorurtheil nicht unlieb geweſen, und vielleicht mögen ſie ſelbſt zur Erhaltung deſſelben mitgewirkt haben. (53) Genug, daß

(51) Joſeph führt ſie, in Antiquit. Lib. 14, c. 14—17, umſtändlich an.

(52) Joſeph, Lib. 14, c. 27. 28.

(53) Es iſt dieſes faſt aus einer Stelle des Joſeph's (Ant. L. 14, c. 17.) zu vermuthen, nach welcher der Hohepriester Hyrcanus dem römiſchen Generale Dolabella vorſtellen ließ: wie ſeine Nation nicht fähig ſey, Kriegsdienſte zu thun, da das Geſez, am Sabbath zu fechten, und große Märſche zu thun, unterſage; und auch damit wirklich ein befreyendes

daß das älteſte moſaiſche Geſetz den Kriegsdienſt am Sabbath nicht unterſagt, und daß die Juden, ſeit ſie von andern Staaten beherrſcht worden ſind, bis in das 5te Jahrhundert, ununterbrochen die Pflichten der Bürger auch hier erfüllt und Kriegsdienſte geleiſtet haben. Dieſes hätten ſie gewißlich nicht thun können, wenn ihnen das Fechten am Sabbath wäre unterſagt geweſen. Was alſo ein ſo ehrwürdiges Beyſpiel ihrer Vorfahren entſchieden hat, was das älteſte Geſetz verſtattet, was die geſunde Vernunft und die Pflicht der Selbſterhaltung befiehlt, das müſſen und werden auch die heutigen Juden ſich nicht unterſagt halten. Wie in griechiſchen und römiſchen Armeen, werden ſie auch in den unſern kämpfen; und die Beobachtung ihres Sabbathes und übrigen gottesdienſtlichen Gebräuche wieder ſo gut, wie ehemals, mit dem Kriegsdienſte zu vereinigen lernen.

Der zweyte Theil des vortrefflichen Dohmiſchen Werkes entſtand bloß durch mancherley Einwendungen verſchiedener Gelehrten, welche größtentheils die Möglichkeit, den Juden gleiche Rechte mit den übrigen Bürgern eines Staates ertheilen zu können, bezweifeln. Der einſichtsvolle Hr. Verf. erörtert dieſe Einwendungen mit vielem Scharfſinn, und weiß, die oft ſehr erheblichen Schwierigkeiten, die man der Ausführung ſeines Vorſchlages entgegen ſetzt, theils ganz zu heben, theils ſehr zu verringern. Auch haben ihm einige verdienſtvolle Männer, die ſeine Unterſuchungen weiter fortgeführt, ſie genauer beſtimmet und berichtiget haben, (54) zu neuem Nachdenken Stoff gegeben, wo-

endes Reſcript des Dolabella bewirkte. Es iſt offenbar, daß dieſes Vorgeben mit den öftern vorher erwähnten Kriegsdienſten der Juden in geradem Wiederſpruche ſteht, ſo wie auch in der letzten Belagerung Jeruſalems die Juden ohne allen Unterſchied der Tage gefochten haben.

(54) Dahin gehören inſonderheit der Anhang, welchen Hr. Moſes Mendelsſohn, in ſeiner weiſen Vorrede zu Manaſſeh

wodurch dieſes philoſophiſchpolitiſche Werk ungemein viel gewonnen hat.

Die Schriftſteller, welche über den erſten Theil dieſes Werkes Anmerkungen geliefert haben, ſind: Michaelis, Moſes Mendelsſohn, Schwager, Diez, und verſchiedene Ungenannte. Der Verf. hat dieſe Anmerkungen ſeinem zweyten Theile vorgeſetzt, damit die Leſer deſto mehr im Stande ſeyn können, Wahrheit und Irrthum zu überſehen, zu prüfen und zu berichtigen; und hat alsdann die verſchiedenen Einwürfe in verſchiedene Claſſen abgetheilt, unter welchen er ſie einzeln unterſucht, und ihnen auf eine ſehr befriedigende Art begegnet.

„Die Gründe," ſagt Hr. D.. „welche man überhaupt einer allgemeinen Gleichmachung der Juden „mit andern Bürgern des Staates entgegen geſetzt hat, „ſind folgende:

1. Jeder Staat beſteht urſprünglich aus den Landeigenthümern, die nur allein auf die Rechte und uneingeſchränkten Wohlthaten der bürgerlichen Geſellſchaft Anſpruch machen können. Die Juden ſind nur aufgenommene fremde Flüchtlinge, die Schutz, aber nicht Rechte verlangen können. Wollte man ſie den ältern, einheimiſchen Gliedern der Geſellſchaft gleich machen, ſo würden ſie ſich zu ſehr vermehren und dieſe verdrängen. Unſere meiſte gegenwärtige Staaten ſind von erobernden Völkern geſtiftet worden; die alten Einwohner derſelben können alſo nicht mehr Rechte verlangen, als ſie bey der Eroberung beſaßen.

Ich halte mit dem Hrn. Verf. dafür, daß dieſer Einwurf auf nicht genug entwickelten Begriffen von der Natur und dem Weſen einer bürgerlichen Geſellſchaft,

ſeh Rettung der Juden geliefert hat, und die Anmerkungen van J. E. U. (Hrn. Prof. und D. Unzer,) welche zu Altona heraus gekommen ſind.

ſchaft, von ihrem Zwecke und Intereſſe, und dem wahren Wohl ihrer Glieder, beruhe. Urſprünglich beſteht freylich der Staat nur aus denen, welche das Eigenthum des Landes, indem er errichtet iſt, beſitzen, oder Rechte an daſſelbe erworben haben; daher ſollte auch billig derjenige Stand, welcher das ſicherſte, dauerndſte und urſprüngliche Eigenthum, nämlich Landeigenthum, beſitzt, als der erſte im Staate angeſehen werden. Dieſe Verhältniſſe aber haben ſich durch die allmählichen Erweiterungen der Majeſtätsrechte und durch allzu großes Nachgeben der eigentlichen Glieder des Staates nach und nach geändert, ſo, daß ein geſchickter Staatskünſtler dazu gehört, die verunſtalteten Bruchſtücke des alten Staatskörpers wieder zuſammen zu ſetzen, um eine vollkommene Aehnlichkeit zwiſchen dem, was er war, und jetzt iſt, wieder herzuſtellen. Doch das würde eine zu weitläufige Unterſuchung erfordern, als hier Statt finden könnte. So viel iſt indeſſen gewiß, daß jene wahre urſprüngliche Glieder eines Staates diejenigen nicht von ihm ausſchließen, welche ſich durch einen wirklichen oder ſtillſchweigenden Vertrag verbindlich machen, die allgemeine Glückſeligkeit befördern zu helfen. Die Beförderung derſelben giebt ihnen aber auch ihrerſeits das Recht, ſelbſt daran Theil zu nehmen; und es iſt alſo höchſt unbillig, wenn man ſie davon ausſchließt, ja höchſt unzweckmäßig, weil das höchſte Wohl einer Geſellſchaft und aller ihrer Glieder in der nach allen Verhältniſſen eines Landes größtmöglichſten Zahl ſeiner Bewohner beſteht. Nur durch dieſe wird die vollkommenſte Cultur des Bodens, ſo wie des Geiſtes, bewirket, und die Geſellſchaft im Stande geſetzt, alle ihre Zwecke von außen und innen zu erfüllen, Sicherheit, Wohlſtand, und überhaupt Glückſeligkeit im möglichſt höchſten Grade zu erreichen. Je mehr Menſchen, deſto mehr und vervielfältigte Nahrungs-

wodurch dieſes philoſophiſchpolitiſche Werk ungemein viel gewonnen hat.

Die Schriftſteller, welche über den erſten Theil dieſes Werkes Anmerkungen geliefert haben, ſind: Michaelis, Moſes Mendelsſohn, Schwager, Diez, und verſchiedene Ungenannte. Der Verf. hat dieſe Anmerkungen ſeinem zweyten Theile vorgeſetzt, damit die Leſer deſto mehr im Stande ſeyn können, Wahrheit und Irrthum zu überſehen, zu prüfen und zu berichtigen; und hat alsdann die verſchiedenen Einwürfe in verſchiedene Claſſen abgetheilt, unter welchen er ſie einzeln unterſucht, und ihnen auf eine ſehr befriedigende Art begegnet.

„Die Gründe," ſagt Hr. D., „welche man über„haupt einer allgemeinen Gleichmachung der Juden „mit andern Bürgern des Staates entgegen geſetzt hat, „ſind folgende:

1. Jeder Staat beſteht urſprünglich aus den Landeigenthümern, die nur allein auf die Rechte und uneingeſchränkten Wohlthaten der bürgerlichen Geſellſchaft Anſpruch machen können. Die Juden ſind nur aufgenommene fremde Flüchtlinge, die Schutz, aber nicht Rechte verlangen können. Wollte man ſie den ältern, einheimiſchen Gliedern der Geſellſchaft gleich machen, ſo würden ſie ſich zu ſehr vermehren und dieſe verdrängen. Unſere meiſte gegenwärtige Staaten ſind von erobernden Völkern geſtiftet worden; die alten Einwohner derſelben können alſo nicht mehr Rechte verlangen, als ſie bey der Eroberung beſaßen.

Ich halte mit dem Hrn. Verf. dafür, daß dieſer Einwurf auf nicht genug entwickelten Begriffen von der Natur und dem Weſen einer bürgerlichen Geſell-

ſchaft,

ſeh Rettung der Juden geliefert hat, und die Anmerkungen van J. C. U. (Hrn. Prof. und D. Unzer,) welche zu Altona heraus gekommen ſind.

ſchaft, von ihrem Zwecke und Intereſſe, und dem wahren Wohl ihrer Glieder, beruhe. Urſprünglich beſteht freylich der Staat nur aus denen, welche das Eigenthum des Landes, indem er errichtet iſt, beſitzen, oder Rechte an daſſelbe erworben haben; daher ſollte auch billig derjenige Stand, welcher das ſicherſte, dauerndſte und urſprüngliche Eigenthum, nämlich Landeigenthum, beſitzt, als der erſte im Staate angeſehen werden. Dieſe Verhältniſſe aber haben ſich durch die allmählichen Erweiterungen der Majeſtätsrechte und durch allzu großes Nachgeben der eigentlichen Glieder des Staates nach und nach geändert, ſo, daß ein geſchickter Staatskünſtler dazu gehört, die verunſtalteten Bruchſtücke des alten Staatskörpers wieder zuſammen zu ſetzen, um eine vollkommene Aehnlichkeit zwiſchen dem, was er war, und jetzt iſt, wieder herzuſtellen. Doch das würde eine zu weitläufige Unterſuchung erfordern, als hier Statt finden könnte. So viel iſt indeſſen gewiß, daß jene wahre urſprüngliche Glieder eines Staates diejenigen nicht von ihm ausſchließen, welche ſich durch einen wirklichen oder ſtillſchweigenden Vertrag verbindlich machen, die allgemeine Glückſeligkeit befördern zu helfen. Die Beförderung derſelben giebt ihnen aber auch ihrerſeits das Recht, ſelbſt daran Theil zu nehmen; und es iſt alſo höchſt unbillig, wenn man ſie davon ausſchließt, ja höchſt unzweckmäßig, weil das höchſte Wohl einer Geſellſchaft und aller ihrer Glieder in der nach allen Verhältniſſen eines Landes größtmöglichſten Zahl ſeiner Bewohner beſteht. Nur durch dieſe wird die vollkommenſte Cultur des Bodens, ſo wie des Geiſtes, bewirket, und die Geſellſchaft im Stande geſetzt, alle ihre Zwecke von außen und innen zu erfüllen, Sicherheit, Wohlſtand, und überhaupt Glückſeligkeit im möglichſt höchſten Grade zu erreichen. Je mehr Menſchen, deſto mehr und vervielfältigte Nahrungs-

wege

Wege, deſto mehr Schärfung der Induſtrie, mehr Aufklärung, mehr Benutzung aller phyſiſchen und politiſchen Vortheile, welche Boden und Lage darbieten, deſto mehr Kraft äußern Anfällen zu widerſtehen, deſto mehr Ruhe und Feſtigkeit der innern Einrichtungen. Jeder Staat muß alſo ſtets bemüht ſeyn, die Zahl ſeiner Bürger ſowohl durch die natürliche Vermehrung der Eingebornen, als durch willkommene Aufnahme der fremden, die ſich ihm anſchließen, unaufhörlich bis zu dem höchſten Maße, welches ſeine phyſiſche Beſchaffenheit und ſeine Lage erlauben, zu vergrößern. Dieſes aber kann er nur alsdann, wenn er allen Eingebornen und Fremden den vollkommenſten und freyeſten Genuß aller Rechte der Bürger verſtattet. Ausſchließende Vorzüge und Rechte einer gewiſſen Claſſe ſind allemal mehr oder weniger Hinderniß der Bevölkerung, und mithin des zu erreichenden möglichſt größten Wohlſtandes. Dieſe Freygebigkeit gegen Fremde iſt kein Unrecht für die alten Einwohner, d. h. für die Bürger des Staates, deren Vorfahren ſchon ſeit einem gewiſſen Zeitraume in dieſem Lande wohnten; ſie iſt die Wohlthat für ſie, und für die Regierung iſt es Pflicht, dieſe Wohlthat zu erweiſen. In eben dem Verhältniſſe, wie die Zahl ihrer Mitbürger ſich vermehrt, erhalten auch dieſe ältern Einwohner mehr Mittel ſich zu nähren, ihren Wohlſtand zu erweitern, ihr Leben ſich bequemer und angenehmer zu machen. Der Werth ihrer Arbeit wird erhöhet, ihr Erfindungsgeiſt geweckt, ihre Einſicht, ſo wie ihre Stärke, vermehret.

Bey gleichen Religionsverwandten hat man, in republikaniſchen Verfaſſungen ausgenommen, ſchon lange nicht mehr auf den Unterſchied zwiſchen urſprünglichen Beſitzern und den Fremdlingen Rückſicht genommen. Man ertheilte Fremdlingen die nämlichen Rechte; ja, man geſtattete ihnen ſo gar, wie den Eingebornen, ei-

nen Antheil von Regierungsrechten, ohne daß man es unbillig gefunden hätte. Veräußerte ein Eingeborner ſein Grundſtück, auf welchem dieſes Vorrecht unter gewiſſen Bedingungen haftete, an einen Fremdling, ſo trat dieſer in alle Rechte des Veräußerers, wenn er ſonſt die erforderlichen Eigenſchaften dazu hatte. Und auf dieſe Art wurden die Grundgeſetze der Verfaſſung nicht einmal gekränkt. Es fiel Niemanden ein, dieſe ſeine erlangte Rechte, unter dieſen Umſtänden, ſtreitig zu machen. Wurde ein Fremdling von gleicher Religion, ohne in gewiſſe Eigenthumsrechte zu treten, in einem Staate aufgenommen, ſo erhielt er, wenn er ſich darum bewarb, die völligen Rechte eines Bürgers, und er gieng mit den Eingebornen des Landes in allem zu gleichen Theilen.

Fremde Religiosverwandte von andern chriſtlichen Secten, welche von der ſo genannten herrſchenden geduldet werden, erlangen ja ebenfalls in manchen Staaten beträchtliche bürgerliche Freyheiten, wenn man ſie auch nicht ganz den übrigen Bürgern gleich ſetzt. Dieſe Einſchränkung iſt freylich unbillig; und es wäre immer Auszeichnung und Einſchränkung genug, wenn man ſie von Regierungsrechten ausſchlöße, bis endlich eine richtigere Einſicht von dem größern Vortheile des allgemeinern Genuſſes dieſer Rechte ſich verbreitete, und die Aufhebung dieſer Einſchränkungen beförderte.

Wenn nun chriſtlichen Fremdlingen, ohne daß man dadurch urſprünglichen Landeigenthümern, oder denen, die einen Anſpruch darauf haben, zu nahe zu treten, glaubt, die Rechte eines eingebornen urſprünglichen Bürgers ertheilt: ſo iſt nicht einzuſehen, warum die Juden, in Rückſicht auf die angeführten Gründe, von dieſen Rechten ausgeſchloſſen ſeyn ſollen. Können Fremdlinge, die nicht Juden ſind, auf die Rechte und uneingeſchränkten Wohlthaten der bür-

gerlichen Geſellſchaft Anſpruch machen, und ſie wirklich erhalten, ſo beruhet der ganze gemachte Einwurf auf keinem feſten Grunde, und es kann folglich unmöglich aus dieſem Grunde dargethan werden, daß die Juden allein von den Rechten der bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden müßten. Ich behaupte vielmehr mit Hrn. **Dohm**, daß im Lande geborne Juden noch ein näheres Recht auf die uneingeſchränkten Wohlthaten der bürgerlichen Verfaſſung haben, als andere Fremdlinge. „Die Naeur ſelbſt," ſagt Hr. **Iſelin**, in ſeiner Abh. über die Annahme von Bürgern in republikaniſchen Handelsſtädten (55): „ſpricht jedem Menſchen auf dem Boden, wo er gebo„ren und erzogen worden iſt, ein Recht zu, welches ihm „die Geſetze des Staates in ſeinem ganzen Umfange ver„ſichern, nicht ſchmählern ſollen." Es kömmt dieſes ſo ſehr mit dem natürlichen Begriffe von bürgerlicher Verfaſſung überein, daß es nicht einmal als eine Wohlthat, ſondern als eine Billigkeit anzuſehen iſt, ſolchen eingebornen Fremdlingen in ihrem Vaterlande, das Recht ſeiner übrigen Kinder zu ertheilen. Die Natur hat keine Stiefkinder, und der Staat gründet ſich auf ihre Geſetze. Sie weiß nichts von National- oder Religionshaß; ſie umfaßt die ganze große Menſchenfamilie mit gleicher Liebe, mit gleicher Vorſorge; und wenn Staaten von ihrer urſprünglichen Verfaſſung abwichen, ſo iſt es nicht ihr Werk. Schon die Billigkeit erfordert es, eingebornen Fremdlingen die bürgerlichen Rechte in ihrem ganzen Umfange zu ertheilen; aber nicht bloß die Billigkeit, ſondern auch die Staatsklugheit verlangt es. Hr. D. hat daher ſehr Recht, wenn er ſagt: „Dieſe Freyheit (in Rückſicht „auf Beſitzungen, Beſchäftigungen und Nahrungs„wege,) vorzüglich allen im Lande Gebornen zu bewil-

(55) S. Ephem. der Menſchh. 1780, 1. B. S. 156.

„ligen, erfordert ſowohl die natürliche Billigkeit, als „auch der größere Vortheil, der von ihnen zu erwar= „ten iſt. Sie kennen das Land, ſind an Klima, Bo= „den, Sitten, Lebensart gewöhnt, und paſſen alſo „beſſer in die Geſellſchaft, von der ſie Daſeyn und Er= „ziehung erhalten haben.“ Dieſe nämliche Wahr= heit führt Iſelin a. ang. O. noch weitläuftiger aus, und ſie iſt ſo beſtändig, daß ſie kaum bezweifelt werden kann. Es haben alſo die im Lande gebornen Juden vorzüglich Anſprüche auf die Rechte der übrigen Land= bewohner, obgleich daraus keinesweges folgt, daß fremde Juden ganz davon auszuſchließen ſeyn. Man behandle ſie nur als Menſchen, und ſie werden bald menſchliche Geſinnungen gegen ihre Mitbürger anneh= men. Man bezeige ſich wohlthätig gegen ſie, und be= drohe ſie mit dem Verluſte dieſer Wohlthaten, wenn ſie ſich derſelben unwerth machen. Ihr eigenes Inter= eſſe wird auf die Art zu denken und zu handeln ihrer einzelnen unnützen oder ſchädlichen Mitglieder Auf= merkſamkeit erregen, und den erſprießlichſten Ein= fluß haben.

Der Einwurf, daß die Rechte der ſo genannten äl= tern Einwohner die im Lande gebornen Juden von ih= ren bürgerlichen Freyheiten ausſchließen, ſcheint alſo gehoben zu ſeyn. Ich gehe nun mit Hrn. D. zu dem zweyten Einwurfe fort.

2. Die Juden können nie unſern Staaten als völlig gleiche Glieder derſelben einverleibet und als dieſe behandelt werden, ſo lange ſie ein Geſetz beobachten, welches, ſeiner ganzen Einrichtung nach, beſtimmt iſt, ſie als eine für ſich beſtehende Nation von allen übrigen Völkern zu trennen, ſo lange ſie Vorurtheile und wenigſtens Erklärungen ihres Geſetzes beybehalten, welche eine ſolche Tren= nung verewigen, ſo lange ſie durch äußere Unter= ſcheidung in der Lebensart ſich abſondern. Wer

nicht

nicht mit andern iſst und trinkt, kann ihnen nicht völlig gleich werden. Auch ſelbſt ihr zu lebhaftes, unruhiges Temperament paſſet nicht für unſer Klima, und für feſte, bindende Beſchäftigungen. Ueberdies nähren die Juden noch immer die Hoffnung eines eigenen beſondern Reiches, und erwarten einen Retter, der es auf den Trümmern der übrigen errichten ſoll. Sie können alſo nie treue Bürger unſerer Staaten werden; ſie ſind keiner wahren patriotiſchen Theilnehmung und Bürgertugend fähig, ſondern immer unſichere Unterthanen, die mit fanatiſcher Sehnſucht den Augenblick erwarten, da ſie als offenbare Rebellen ſich zeigen dürfen. Jeder einzelne Jude nährt den ſtolzen Gedanken in ſeiner Bruſt, vielleicht einſt Vater des rächenden Heilandes und Königes zu werden. Wenigſtens kann dieſe Schwärmerey von unruhigen Köpfen benutzet, und allemal dem Staate gefährlich werden.

Dieſer Einwurf iſt, dem erſten Anſcheine nach, allerdings wichtig, wenn man ſich nämlich die Juden immer ſo denkt, wie ſie jetzt ſind. Aber ſo werden, ſo können ſie nicht bleiben, wenn man aufhört ſie zu zwingen, ſich immer als ein von allen übrigen Erdbewohnern getrenntes Geſchlecht in ſich zu vereinigen; Lehren und Gebräuche mit deſto wärmerer Anhänglichkeit zu umfaſſen, je mehr die übrige Welt ſie ihnen zu entreiſſen ſich verſchworen hatte. „Werden die Juden," fährt Hr. D. fort. „menſchlich und wie an„dere Glieder der Geſellſchaft behandelt, ſo darf man „nicht zweifeln, daß ihre religiöſe Anhänglichkeit in „eben dem Maße abnehmen werde, in welchem ſie „durch bürgerliche ſich feſter an den Staat verbinden. „Man darf hier ſicher auf die immer ſich gleiche Na„tur des Menſchen vertrauen. Die Juden werden „von ſelbſt das Läſtige, Unbequeme und Unangenehme

„auffallender äußerer Unterſcheidungen, gehemmter „politiſcher Thätigkeit fühlen, und ſie werden ſchon „ſehen, wie ſie dieſer Feſſeln ſich entledigen.“ Ich bin hierin völlig der Meinung des Hrn. D. Freylich werden alsdann die Juden aufhören, ſolche Juden zu ſeyn, wie ſie jetzt ſind. Aber was geht das den Staat an, wenn ſie nur gute Bürger werden! Dieſes iſt der Hauptgrundſatz des Hrn. D., auf welchem ſein ganzer Plan beruhet, und er ſcheint mir vollkommen richtig zu ſeyn. Dem Staate muß es genug ſeyn, wenn die Juden durch beſſere Behandlung dahin gebracht werden, ihre Vorurtheile abzulegen, um ihre religiöſe Meinungen aber muß er ſich nicht bekümmern; ſie mögen nun ihr Religionsſyſtem nach ihren neuen bürgerlichen Verhältniſſen umbilden, oder Bekenner der reinen Vernunftreligion werden, oder zu einer der chriſtlichen Parteyen übergehen, oder auch eine neue bilden. Wahrſcheinlich dürften nur die erſtern Wege von dem größern Theile der Juden vorgezogen werden; und von dieſer Wahl wären auch wohl die meiſten Vortheile für den Staat zu erwarten.

Daß die Religion der Juden, wenn ſie auch nicht bis zur natürlichen ſich reinigen ſollte, doch wenigſtens nach und nach ſich ſo weit modificiren würde, um alle nachtheilige Einflüſſe auf bürgerliche Verhältniſſe zu verlieren, beweiſet die Geſchichte aller Religionen, welche durch die äußere Lage, in der ſich ihre Bekenner befanden, und die Fortſchritte der übrigen Cultur derſelben, ſolche Umwandlungen erfahren haben. Auch die chriſtliche Religion liefert hievon ein auffallendes Beyſpiel. Ehe ſie von den Beherrſchern und dem größten Theile im römiſchen Reiche angenommen wurde, und nur der Glaube einer kleinen verachteten Secte war, wurden auch von ihren größten Lehrern ſittliche Grundſätze behauptet, die mit dem Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft ganz unverträglich waren,

und die eine Vermuthung, daß die Chriſten nie ganz brauchbare Glieder derſelben werden könnten, rechtfertigten. Dieſe Grundſätze aber verloren ſich allmählich, als der größere Theil der Bürger ſich taufen ließ. Merkwürdig iſt es, daß gerade eben die Vorwürfe, welche man jetzt den Juden macht, auch von den Gegnern der Chriſten, ſo lange dieſe noch nicht die größere Zahl ausmachten, gebraucht wurden, um zu beweiſen, daß das Chriſtenthum mit dem Zwecke und Wohl des Staates unverträglich ſey. So wenig auch noch die Schriften der Gegner unverfälſcht erhalten ſind, ſo finden wir doch ſelbſt beyden älteſten und angeſehenſten Lehrern der erſten Chriſten, und in den Vertherdigungsſchriften gegen jene Gegner, Beweiſe genug, daß dieſe Vorwürfe nicht ungegründet waren.

Iſt irgend ein religiöſer Grundſatz ſowohl dem Intereſſe der Menſchheit überhaupt, als beſonders der bürgerlichen Geſellſchaft, gerade zuwider, ſo iſt es unſtreitig der, wenn irgend eine Partey von der Wahrheit ihrer Meinungen ſich ſo feſt überzeugt hält, daß ſie nicht nur deshalb alle Andersdenkende mit Verachtung und Abneigung betrachtet, ſondern dieſelben ſo gar verdammet, und die Glückſeligkeit des künftigen Lebens, das Wohlgefallen der Gottheit ausſchließlich nur an ihre Ueberzeugungen geknüpft glaubt. Verachtung und Abneigung gegen Andere, das Gefühl eigener hoher Vorzüge und ausgezeichneter Wohlthaten der Gottheit, ſind unſtreitig wichtige Fehler der Juden; aber das Verdammen aller Andersdenkenden, und die damit verbundene aufdringende Bekehrungsſucht, haben ſie ſich nie zu Schulden kommen laſſen, vielmehr iſt dieſem ſchon der ausſchließende Geiſt ihrer nur für ſie beſtimmten Nationalreligion entgegen. Die chriſtl. Religion aber hat faſt zu allen Zeiten dieſen fürchterlichen Lehrſatz behauptet, und aus ihm die ge-

gewaltſame Ausbreitung des allein ſeligmachenden Glaubens, und die abſcheulichſte Intoleranz und Inquiſition, allerdings logiſch richtig gefolgert. Ich weiß ſehr wohl, daß dieſe ſchreckliche Verirrung nicht in dem Geiſte des Stiſters der chriſtl. Religion war, und ich erkenne es, daß nichts unbegreiflicher ſey, als der Uebergang von der liebevollen, duldenden, friedſamen Lehre ſeines Stiſters, zu den Scheiterhaufen, die man ihm zu Ehren angezündet, und zu den Verdammungsurtheilen, die man über alle diejenigen ausgeſprochen hat, die tauſend Jahre vor ihm und tauſend Jahre nach ihm, ſeinen Namen nicht hörten, ſeine auf dieſe oder jene Art erklärte und vorgeſtellte Lehre nicht glauben konnten.

Bey allen mit dem Wohl der Geſellſchaft durchaus unverträglichen ältern chriſtlichen Lehren, haben doch nun ſchon ſeit Jahrhunderten die Chriſten ſich in Staaten vereiniget, ohne in ihren bürgerlichen Pflichten durch die Befolgung jener Lehren gehindert zu werden. Und eben dieſes muß denn auch der Fall mit dem Glauben der Juden ſeyn. So wie die ungeſelligen Vorurtheile der Chriſten, die Abneigung vor bürgerlichen Dienſten und Würden, die Demuth, die nur zu kirchlichen Aemtern ſich allenfalls zwingen läßt, die Pflicht keine Kriegsdienſte zu thun, die abſcheuliche Lehre einer geheiligten Deſertion, das göttliche Verbot der Todesſtrafen; ſo wie alle dieſe Lehren (die Grundſätze der Verfolgung ausgenommen,) ganz verſchwunden ſind, ſo werden auch der Juden ihre Vorurtheile ſich verlieren, wenn man nur einmal zu Gliedern der Geſellſchaft ſie erhoben hat, und nicht mehr ſie zwingt, die hartnäckige Anhänglichkeit an ihre ererbte Lehren als das einzige Intereſſe anzuſehen, welches ſie in der Welt haben. Aber freylich muß die bürgerliche Verbeſſerung der ſittlichen und religiöſen vorgehen.

Der

Der Gedanke, daß die Juden noch immer einen Retter erwarten, der ſie aus ihrem bisherigen Elende erlöſen, ein eigenes Reich für ſie errichten und andere Nationen ihnen unterwerfen ſoll, darf uns auch gewiß nicht für die Ruhe unſerer Staaten beſorgt machen. Die Chriſten haben von den älteſten Zeiten an gleichfalls eine glänzendere Wiederkunſt des Meſſias erwartet, der alle übrige Staaten zerſtören und ein irdiſches tauſendjähriges Reich für ſeine treueſten Anhänger errichten würde. Die Regierungen haben wohl immer das ſicherſte Mittel in Händen, allen aus dieſer religiöſen Chimäre zu befürchtenden Revolutionen zuverläſſig zuvor zu kommen. Die Idee eines Heilandes und Retters ſezt einen Zuſtand des Elendes und der Unterdrückung voraus, aus welchem die Juden gerettet und erlöſet werden ſollen. Man verwandle alſo nur dieſen Zuſtand in Glück und Wohlſtand; man mache die gegenwärtige Lage angenehm; man knüpfe dadurch die Herzen der Unterthanen an den Staat: ſo werden ſie nicht mehr verlangen, gerettet zu werden. Der ſicherſte Weg, den Aufruhr ganz zu verhindern, iſt, gut zu regieren. Wenn auch einmal ein Schwärmer oder täuſchender Volksverführer ſich der Meinung des verſprochenen Heilandes bedienen, und dadurch Unruhen erregen ſollte, ſo ſind die Anſtalten unſerer jezigen Staaten einer ſolchen Unternehmung zu ſehr zuwider, als daß man einige ernſtliche Folgen befürchten dürfte.

Das aſiatiſche Temperament wird die Juden ebenfalls nicht abhalten, gute Glieder der Geſellſchaft zu werden. Sie lebten ja ehemals in ihrem aſiatiſchen Vaterlande ganz vom Ackerbau, und ihr ganzer Staat war auf denſelben gegründet. Unſere heutige Juden haben ihr hitziges Temperament, ihre Liebe zum Herumſchweifen und Müßiggange gewiß nicht aus Aſien mitgebracht, ſondern durch die politiſche Lage, in der

 ſie

ſie ſich ſeit Jahrhunderten in Europa befinden, unter uns und durch uns erhalten. Iſt dieſe verändert, ſo kann man ſicher erwarten, daß das Klima, in welchem unſere Hebräer wirklich ſich befinden, und nicht dasjenige, in welchem ihre Vorfahren vor 2000 Jahren lebten, ihren Character beſtimmen werde. Sie ſind längſt Europäer geworden, und nur ihre beſtändige Verheurathungen unter ſich, uud die gleichförmige Beſchäftigung haben ihnen noch gewiſſe characteriſtiſche Eigenheiten und eine Nationalphyſionomie erhalten, die ſich, wenn ſie erſt unter die übrigen Menſchen ſich zerſtreuen, und allmählich das Unterſcheidende ihrer Meinungen und Gebräuche ablegen, auch verlieren werden. Auch die Ungeſelligkeit, welche manche dieſer Gebräuche hervor gebracht haben, wird, wahrſcheinlicherweiſe, nicht von ewiger Dauer ſeyn. Und dieſes muß allerdings geſchehen, wenn die Juden ganz gleiche Glieder der Geſellſchaft werden ſollen.

3. Die Juden bleiben, ſo lange ſie ihr Geſetz beobachten, immer unfähig zu Kriegsdienſten. Auch wenn ſie die Erklärung einzelner Gelehrten annähmen, nach welchen die Vertheidigung, aber nicht der Angriff, am Sabbath erlaubt iſt, (ſ. oben, S. 556) würden ſie doch ſehr ſchlechte Soldaten ſeyn. Hiezu kömmt noch ihre Abſonderung im geſellſchaftlichen Leben von andern Glaubensgenoſſen, ihre Lehre von unreinen Speiſen, ihr Verboth weiter Märſche und anderer Arbeit am Sabbath, alſo auch des Exercirens, ihre Ungewohnheit zu körperlichen Beſchwerden und Arbeiten, auch ſelbſt die fehlende körperliche Größe. Alle dieſe Umſtände machen, daß die Juden entweder gar nicht, oder doch nicht ſo gute Soldaten, wie andere, ſeyn können. Sie würden alſo in Kriegszeiten ſich zu ſehr vermehren, allmählich zum Beſitz des Landes kommen, deſſen vormalige Eigenthümer für das Vaterland geſtor-

ben wären, und endlich den Staat, der zu nachſichtig ſie aufgenommen, verächtlich und wehrlos gegen ſeine Nachbarn machen. Durch bloße höhere Abgaben läßt ſich dieſes nicht heben. Denn es giebt Fälle, wo Geld nicht Menſchen aufwiegt, und man käme dadurch wieder in den vorigen Zirkel, und müßte eingeſtehen, daß Bürger, welche nicht die Geſellſchaft, zu der ſie gehören, vertheidigen, keine Bürger, wie andere, ſeyn, nicht gleiche Rechte verlangen können, und drückende Unterſchiede ſich gefallen laſſen müßten.

Mir ſcheint dieſer Einwurf nicht ſo wichtig zu ſeyn, als Hrn. Dohm, welcher doch ſelbſt durch ſeine gründliche Widerlegung zeigt, daß er nur wichtiger zu ſeyn ſcheint, als er iſt. Er würde es allerdings wirklich ſeyn, wenn alle unſere Staatsverfaſſungen ſo beſchaffen wären, wie die ſchweizeriſchen, und wenn in der Natur der Juden ein unüberwindliches Hinderniß läge, welches ſie auf immer zum Kriege unfähig machte. Da nun aber beydes nicht Statt findet, ſo kann hieraus auch kein erheblicher Einwurf gezogen werden, daß die Juden nicht fähig wären, eben ſo nützliche Bürger zu werden, als andere Menſchen. Zum Theil iſt auch dieſer Einwurf ſchon mit dem vorigen widerleget worden. Man laße ſie nur an allen Rechten und Wohlthaten der bürgerlichen Verfaſſung Theil nehmen, ſo werden ſie, zwar nicht ſogleich, und nicht alle auf einmal, aber gewiß nach und nach, ihre Vorurtheile ablegen, und ihre religiöſe Meinungen nach ihrer Lage und ihren Verhältniſſen modificiren. Dieſe Vorausſetzung iſt, wenn man die Geſchichte der Cultur des menſchlichen Verſtandes unterſucht, ſehr pſychologiſch richtig; und bey Widerlegung des vorigen Einwurfes haben wir ja geſehen, daß die chriſtliche Religion ein auffallendes Beyſpiel davon liefert. Sollten nicht die Juden den Staat, der ihnen alle bür-

liche Rechte ertheilte, lieben lernen, und allen Verbindlichkeiten ſich unterziehen, welche dieſe erlangte Rechte ihnen auflegen, da ſie ſich oft nicht einmal entſchließen können, ein Land zu verlaſſen, wo ſie nicht einmal geduldet, und noch über dies den größten Gefahren unterworfen ſind? Es iſt bekannt, daß ſich in Portugal noch eine beträchtliche Anzahl von heimlichen Juden befindet, die, aller Verfolgungen ungeachtet, ſich nicht entſchließen können, ein ſo ungerechtes Vaterland zu verlaſſen, und die Vortheile aufzugeben, die ſie etwa von ihrem Incognito zu ziehen wiſſen; die ſich lieber für Chriſten halten laſſen, und ihrer Sicherheit wegen, wo ſie nicht anders können, den chriſtlichen Gebräuchen unterwerfen. Dieſes geſchmeidige Nachgeben beweiſet nicht wenig, daß die Juden, ihrer eingewurzelten Vorurtheile und ihres natürlichen oder angenommenen Haſſes gegen die Chriſten ungeachtet, ſich nach ihren potitiſchen Verhältniſſen zu modificiren wiſſen. Dazu kömmt, daß eine beſſere Erziehung der Judenkinder, für welche der Staat Sorge tragen müßte, neben der politiſchen Nothwendigkeit und der moraliſchen Ueberzeugung, daß ſie keine Rechte ohne Verbindlichkeit im Staate erlangen können, ſehr viel zu Ausrottung ihrer Vorurtheile beytragen würde. Bey ſorgfältiger Entwickelung und Bildung ihres Verſtandes, würden ſie bald natürliche Religionsgrundſätze von angenommenen unterſcheiden lernen; einſichtsvolle Judenlehrer würden ihnen bald darthun, daß viele falſche und natürliche Lehrſätze von kurzſichtigen oder boshaften Rabbinern in ihre Religion eingeſchoben worden ſeyn; Beyſpiele aus der Geſchichte anderer Religionen würden ihnen das deutlich machen; und ſo würde ſich ihr Religionsſyſtem nach und nach ſimplificiren oder abändern.

Die Einwendung, daß ſie zu körperlichen Beſchwerden und Arbeiten nicht geſchickt ſeyn, und daß es

ihnen

ihnen an der gehörigen Größe mangle, iſt noch unbilliger. Man laſſe ihnen nur mehr Freyheit, mehr erwerben und ſich beſſer nähren zu können, ſo werden ſich die Kräfte ſchon einfinden. Ueber dies weiß ich eben nicht, ob die Juden von Natur insgeſammt weit ſchwächer ſind, als andere Menſchen. Und auf die Größe kömmt doch bey dem Militärdienſte auch nicht alles an; geſezt auch, die Juden wären überhaupt kleiner, als das angenommene Maß, welches aber ebenfalls noch nicht erwieſen iſt. Soll übrigens ihre Unfähigkeit nicht ſowohl in der Beſchaffenheit des Körpers, als in der Ungewohnheit liegen, ſo hat dieſer Grund noch weniger zu bedeuten. Der ſchwächſte Menſch wird durch harte Arbeiten ſtark, ſo wie der Froſtige nach und nach mehr Kälte ertragen lernt, wenn er ſich ihr mehr ausſezt. Und wozu kann ſich nicht der Menſch überhaupt gewöhnen!

Einwendungen dieſer Art ſind nur wichtig, wenn ſie ſich auf abſolute Unmöglichkeiten gründen; und auf ſolche gründen ſich alle dieſe nicht. Wir können Beweiſe aus der Geſchichte anführen, daß Juden die Waffen ergriffen haben, ohne ſich an ihre Geſetze zu kehren, und ohne durch kurze Statur, Schwäche und Ungewohnheit, daran verhindert worden zu ſeyn. Hr. D. hat einige Beyſpiele hievon auch aus der neuern Geſchichte geſammelt. Im J. 1648 vertheidigten die Juden Prag wider die Schweden, und 1686 vertheidigten ſie Ofen wider die Oeſtreicher. In Lithauen waren ſie wenigſtens ehemals dem allgemeinen Aufgebote, ſo gut wie andere, unterworfen. In Surinam, wo auch Juden das Recht haben, Plantagen zu beſitzen, ſind alle freye Einwohner in 12 Compagnien Landmiliz eingetheilt, wovon eine bloß aus Juden beſteht. In der merkwürdigen Schlacht v. 5. Aug. 1781, zwiſchen den Engländern und Holländern, befand ſich auf der Flotte der leztern ein portugie-

tugieſiſcher Jude, welcher mit ausnehmender Tapferkeit focht. Dieſes Beyſpiel reitzte noch mehrere ſeiner Glaubensgenoſſen, welche dem Staate, der ihnen vor allen andern bürgerliche Rechte bewilligt hatte, ihre Theilnehmung an ſeinem Wohl beweiſen wollten. Eine beträchtliche Anzahl derſelben entſchloß ſich freywillig, auf der Flotte zu dienen, und erhielt von dem Oberrabbi in Amſterdam eine ausdrückliche Billigung dieſes Vorhabens. Er ertheilte ihnen ſeinen Segen, und nur dieſe Vorſchrift, daß ſie den Sabbath und alle andere Geſetze und Religionsgebräuche beobachten ſollten, in ſo fern es die Umſtände und der Dienſt erlauben würden. Ich dächte, dieſe einzelne Beyſpiele wären hinlänglich, und es würden ſich ihrer noch wohl mehrere auffinden laſſen. „Jetzt,“ ſagt Hr. D. mit Recht, „können die Juden freylich keine Kriegsdienſte leiſten, weil die Unterdrückung, in der ſie ſo lange gelebt haben, den kriegeriſchen Geiſt und perſönlichen Muth bey ihnen erſtickt, und ihre religiöſe Speculationen auf ſo ungeſellige Paradoxen geleitet hat. Sie hatten ſeit anderthalb Jahrtauſend kein Vaterland; wie könnten ſie alſo für daſſelbe fechten und ſterben? Aber, ich bin überzeugt, daß ſie dieſes mit gleicher Fähigkeit und Treue, wie alle andere, thun werden, ſo bald man ihnen ein Vaterland gegeben hat.“

Geſetzt nun aber auch, die Juden würden noch eine geraume Zeit nach erhaltenen Bürgerrechte zu Kriegsdienſten unfähig ſeyn: hinderte dieſes deswegen bey unſern gegenwärtigen Staatsverfaſſungen die Annehmung derſelben zu Bürgern? Meines Erachtens, keinesweges, ohne dem Grundſatze zu nahe zu treten, daß kein Jude völliger Bürgerrechte fähig iſt, wenn er nicht völlige Bürgerpflichten erfüllen, und den Staat, ſo gut wie andere, vertheidigen will. Ich habe ſchon vorhin geſagt, daß, wenn unſere jetzige

Staatsverfaſſungen alle ſo beſchaffen wären, wie die ſchweizeriſchen, wo es keine ſtehende und beſoldete Armeen giebt, ſondern jeder Bürger und Unterthan, der die Waffen zu tragen vermag, geborner Soldat iſt, und ſich dieſer Pflicht nicht entziehen kann, die Juden freylich nicht die Bürgerrechte genießen könnten, wenn ſie ſich von dieſer Bürgerpflicht ausſchlieſſen wollten. Aber alle unſere übrige Staatsverfaſſungen ſind von anderer Beſchaffenheit. Wir haben ſtehende und beſoldete Heere, die für unſere Freyheit und unſer Vermögen wachen und fechten, indeſſen wir andere Bürger des Staates unſere Gewerbe und Geſchäfte ruhig abwarten, und ein angenehmes und friedliches Leben führen können. Wir ſelbſt haben alſo, dieſer Einrichtung zu Folge, nicht nöthig, die Waffen für unſer Vaterland zu führen; aber wir müſſen verhältnißmäßig zur Aufrechthaltung des ſtehenden und bleibenden Heeres beytragen. Es gehört nicht hieher, zu unterſuchen, welche Einrichtung die beſſere ſey, die ſchweizeriſche oder die unſrige? Wir müſſen ſie nehmen, wie ſie bey uns iſt und ſeyn muß, und nach dieſer ihrer Beſchaffenheit ſehe ich nicht ein, warum die Juden nicht auf gleichen Fuß mit uns ſtehen könnten. Wären ſie wirklich Anfangs noch unfähig, Kriegsdienſte zu leiſten, oder wären ihnen ihre Geſetze darin hinderlich, ſo laſſe man ſie doch wie die übrigen Bürger des Staates an der Beſoldung derer, die in unſerm Namen die Waffen führen, Theil nehmen. Was Hr. D. hierüber ſagt, iſt die natürlichſte Auskunft, die man über dieſen Punct treffen kann. „Wäre der Jude ſelbſt, wie dieſes Anfangs der Fall ſeyn dürfte, unfähig, die Verbindlichkeit zu Kriegsdienſten zu erfüllen, ſo müßte er entweder eine verhältnißmäßige Abgabe erlegen, oder, wenn dem Staate das Geld nicht den Werth eines Menſchen hätte, ſeinen Mann ſtellen, und dieſer, könnte man wohl mit

Recht

Recht verlangen, dürfte kein Landskind ſeyn.“ Vermuthlich verſteht hier Hr. D. gewöhnlich keine beſondere Abgabe, die er vor andern Bürgern erlegen müßte, ſondern verlangt ſie nur dann erſt, wenn Mannſchaft nöthig iſt, und er ſich nicht ſelbſt ſtellen will. Dergleichen Einrichtungen finden ja auch ſchon in andern Fällen Statt. Die dresdner Judenſchaft z. B. bezahlt bey jeder ſich ereignenden Feuersbrunſt, damit ſie nicht löſchen helfen dürfe, 10 Thaler, welche zu Prämien für die erſten Sprützen angewendet werden. In Deſſau ſieht man die Juden ſelbſt bey Löſchung der Chriſtenhäuſer eifrig arbeiten.

Nachdem nun Hr. g. R. **Dohm** die bisher angezeigten Einwürfe, welche man der Möglichkeit, die Juden zu völlig gleichen und nützlichen Gliedern der Geſellſchaft zu erheben, entgegen geſetzt, mit vielem Scharfſinn beantwortet hat, geht er zu einigen andern über, durch welche man zwar nicht dieſe Möglichkeit hat beſtreiten, aber die mit der Sache verbundenen großen, und die Ausführung ſeines Planes mehr oder weniger beſchränkenden Schwierigkeiten hat beweiſen wollen.

Dieſe Einwürfe ſind folgende:

1. Die Juden ſind zum Ackerbau nicht wohl fähig. Erſtlich haben wir in den meiſten europäiſchen Staaten nicht genug ungebauetes Land mehr, welches man ihnen dazu anweiſen könnte; und hätten wir es, ſo würde dieſes mit großen Vorſchüſſen für den Staat verbunden, und dieſe an die nachgebornen Söhne der jetzigen Bauern oder auch an fremde Chriſten beſſer verwandt ſeyn. Denn die Juden ſind auch an den unausgeſetzten Fleiß und die ſtarke Arbeit, welche der Ackerbau erfordert, nicht gewöhnt. Ihr Geiſt iſt dazu zu unruhig, und es fehlt ihnen an Leibesſtärke. Das Geſetz, welches ihnen nicht erlaubt, mit Chriſten zu eſſen,

würde einen jüdiſchen Landwirth nöthigen, entweder bloß chriſtliches oder bloß jüdiſches Geſinde zu wählen, und den armen Juden hindern, ſich als Knecht bey einem chriſtlichen zu vermiethen, und dieſes wäre doch ſehr nützlich, um die Nation nach und nach zu wirklicher eigener Feldarbeit zu gewöhnen. Auch läßt ſich keine Landwirthſchaft ohne die vortheilhafte Schweinzucht denken; womit ſoll der Jude ſein Geſinde ſpeiſen, wenn er kein Schweinfleiſch ihnen geben darf? Was ſoll er mit dem Fleiſche anderer Thiere machen, bey deren Schlachtung nicht der geſetzlich beſtimmte Schnitt beobachtet iſt? Alle dieſe Dinge müßten wenigſtens die Landwirthſchaft für einen Juden weit koſtbarer und ſchwieriger machen, als ſie es für den Chriſten iſt, und ihn alſo nöthigen, entweder ſeine Producte theurer im Preiſe zu halten, oder nicht ſo gut, wie dieſer, zu beſtehen.

Hr. D. verlangt nicht, daß man die Juden in dieſer, ſo wie in irgend anderer Abſicht, vorzüglich und vor andern begünſtigen möchte. Nur die Freyheit, Grundſtücke zu kaufen oder zu pachten und zu bearbeiten, iſt alles, was er glaubt, daß der Staat ihnen bewilligen müſſe, wenn er von ihnen gleiche Vortheile, wie von andern Bürgern, erwarten will. Bey einer ſolchen freyen Concurrenz darf man nicht befürchten, daß die Juden, welche des Landbaues noch ungewohnt ſind, und wenigſtens eine geraume Zeit, bis ſie nach und nach mehr umgebildet worden ſind, alle andere Beſchäftigungen ihm vorziehen werden, den Bauer von ſeinen Grundſtücken verdrängen möchten. Große jüdiſche Güterbeſitzer ſind, ſelbſt nach Hrn. D. Meinung, Anfangs nicht die vortheilhafteſten für den Staat; und um zu verhindern, daß nicht zu vieles Land an einzelne reiche Hebräer käme, ehe noch die Nation zu allen bürgerlichen Pflichten gereift wäre,

thut er den Vorſchlag, daß man jedem jüdiſchen Landbauer zur Pflicht machen ſolle, eine gewiſſe Anzahl jüdiſcher Knechte zu halten.

Nachtheil kann dem Ackerbaue durch Vergrößerung der Zahl derer, die ihn treiben können, auf keine Weiſe zugefügt werden. Der Werth liegender Gründe wird durch die vermehrte Concurrenz erhöhet, und die größere Zahl der Hänge leitet die Cultur zu höherer Vollkommenheit. Das den Juden ertheilte Recht, die Erde zu bauen, iſt alſo kein Unrecht, ſondern vielmehr eine Wohlthat für ihre Mitbürger. Was den Mangel an unbebautem Lande betrifft, ſo möchte dieſer wohl ebenfalls kein großes Hinderniß ſeyn, den Juden alle bürgerliche Rechte zu geſtatten. Wo iſt das Land, welches durchgängig ſo vortheilhaft angebauet wäre, daß Ackerbau und Viehzucht nicht zu einem weit beſſern Grade verbeſſert werden könnten: und wo iſt die Bevölkerung ſo groß, daß ſich die Einwohner von ihren Beſitzungen einander verdrängen, oder daß ein Theil von ihnen müßig iſt, ohne ſich nähren zu können? So weit iſt es noch in keinem Lande gekommen. Geſetzt aber, es wäre ſo, nun, ſo werden ſich die Juden zu andern Nahrungswegen wenden. Der Staat kann hiebey ruhig zuſehen; die natürlichen Verhältniſſe der Dinge thun hier alles. Doch ſo lange der Ackerbau noch einer weit größern Vollkommenheit und Erweiterung fähig iſt, darf man nicht befürchten, daß ein Staat der Hände für ihn ſo bald zu viel bekommen möchte.

Den Hinderniſſen, die man aus den jüdiſchen Religionsmeinungen auch beſonders für den Ackerbau erwartet, ſetzt Hr. D. wieder ſeine allgemeine Antwort entgegen. „Dieß iſt nicht Sache des Staates, ſondern bloß der Juden. Zwey Wege ſind immer ſeiner Wahl frey. Entweder der Jude leidet die Unbequemlichkeiten, die aus ſeinen Religionsmeinung fließen, iſt

iſt mit einem durch größern Aufwand verminderten Gewinne ſeines Fleißes zufrieden, ſchränkt ſich in ſeiner Lebensart und ſeinem Genuſſe mehr ein, und iſt dabey durch den Gedanken getröſtet, das heilige Geſetz ſeiner Väter treu befolgt zu haben; oder er modificirt das Geſetz nach ſeiner äußern Lage, und hört auf ein Jude, oder wenigſtens ein ſolcher, als er bisher war, zu ſeyn.“ Doch auch im erſten Falle werden die Schwierigkeiten nicht ſo ſehr läſtig ſeyn, als man ſich vorſtellt. Darf der Jude gleich kein Schweinfleiſch eſſen, ſo iſt ihm doch die Schweinzucht ganz unverboten. (56) Er kann auch das Schweifleiſch ſo, wie die ihnen verbotenen Theile anderer Thiere, zur Speiſung ſeines nicht jüdiſchen Geſindes gebrauchen; und hat vor einer bloß jüdiſchen Haushaltung ſo gar den Vortheil, letztere nutzen zu können. Die Schwierigkeit, ein gemiſchtes jüdiſches und chriſtliches Geſinde ſpeiſen zu müſſen, dürfte auch wahrſcheinlich nicht viel größer ſeyn, als ſie es in vermiſchten proteſtantiſch=katholiſchen Ländern iſt, wo der proteſtantiſche Landwirth ſeinem katholiſchen Geſinde an den wöchentlichen und übrigen vielen Faſttagen auch beſondere Speiſen bereiten laſſen muß. Das gemeinſchaftliche Eſſen der Chriſten und Juden iſt übrigens nicht verboten, wenn nur letztere ihre reine Speiſen haben.

Daß der Jude ſeine Producte in höherm Preiſe halten werde, dürfte die Folge dieſer größern Koſten wohl nicht ſeyn. Die Concurrenz der übrigen Landbauer wird dieſes nicht erlauben, und der Jude wird den größern Aufwand, den ſein Geſetz nothwendig macht, nur ſich ſelbſt anrechnen, und deſto ſparſamer leben, wozu er ohnedies ſchon gewöhnt iſt.

(56) S. Hr. Ritter Michaelis moſaiſches Recht, 4. Th. §. 202.

2. Die Juden ſind nicht wohl fähig, Handwerke zu erlernen und auszuüben, und die Schwierigkeiten, die ſich hiebey finden, ſcheinen kaum überwindlich.

Dieſer Einwurf iſt unter allen der wichtigſte, und er iſt es um ſo mehr, je feſter und tiefer die Hauptſchwierigkeit, auf die es hier ankömmt, in der Verfaſſung der meiſten unſerer Staaten gegründet iſt, und je gewiſſer doch die Beſchäftigung der Handwerke auf die gewünſchte Umbildung der Juden den glücklichſten und baldigſten Einfluß haben würde. Doch ſcheinen mir die Schwierigkeiten, die ſich in Rückſicht auf die Handwerksfähigkeit finden, keinesweges ganz unüberwindlich zu ſeyn.

Die Aufhebung der Zunftverfaſſung der Gewerke und Handwerke allein, würde zwar dieſe Schwierigkeiten nicht heben, obgleich die Beſtehung derſelben ſie ziemlich vermehrt. Ich bin mit Hrn. D. vollkommen überzeugt, daß ſie ſowohl den natürlichen Rechten der Glieder des Staates, als auch deſſen wahren Wohl, in gleichem Grade zuwieder ſind. „Mit Recht, ſagt er: kann man behaupten, daß die Zunfteinrichtung kein Gewerbe vollkommener gemacht, vielmehr oft gerade das Gegentheil hervor gebracht habe, und daß kein Grund dieſe Einſchränkuug bey gewiſſen Gewerben nothwendig erfordere, da andere nicht weniger ſchwere und verwickelte Künſte ohne ſie, gleiche, wo nicht höhere Vollkommenheit erreicht haben. Wo indeſſen die Aufhebung der Zünfte eine wirkliche Verletzung der Verfaſſung wäre, würde ich ſie eben ſo wenig billigen, als Hr. D. wo ſie es hingegen nicht wäre, würde ſie mir eine Wohlthat für den Staat zu ſeyn ſcheinen, ſie möchte nun auf einmal, oder, wo Verwirrungen zu befürchten wäre, nach und nach geſchehen. Letztere Art, in dieſer Sache zu verfahren, ſcheint mir in jedem Betrachte die vortheilhafteſte zu ſeyn,

ſeyn, weil alle Reformen, welche nach und nach verbreitet werden, an ſich leichter von Statten gehen, und überhaupt nicht ſo ſehr das Anſehen gewaltſamer Einrichtungen zu haben ſcheinen. Allmähliche Einſchränkungen, welche das Wohl des Staates verlangt, und einigen Mitgliedern geringe, vielleicht nur ſcheinbare Vortheile nimmt, um dadurch eine große Erweiterung der allgemeinen Glückſeligkeit zu veranlaſſen, ſind weder ungerecht noch unbillig; und es kömmt daneben immer noch darauf an, ob dieſe Einſchränkungen wirklich Einſchränkungen ſind. Es dünkt mich demnach, mit Hr. D. auf keine Weiſe unbillig zu ſeyn, wenn man die Zünfte nöthigte, auch Juden anzunehmen, da man es ebenfalls nicht für unbillig gehalten hat, ihre Vorurtheile wegen ſogenannter unehrlich gehaltener Menſchen zu unterdrücken. Der Staat kann alſo darauf dringen, ohne ungerecht zu ſeyn; er kann ſie mit Aufhebung ihrer Gerechtſamen bedrohen, wenn ſie ſich ſeiner Verfügung für die allgemeine Glückſeligkeit wiederſetzen. Wollte man ſie aber Anfangs nicht mit Zwang dazu anhalten, ſo könnte man den jüdiſchen Handwerkern das Arbeiten erlauben, ohne in eine Innung aufgenommen zu ſeyn, und ſie Anfangs, unter ſolchen Verhältniſſen, von einigen Abgaben befreyen, die ſie hingegen erlegen müßten, wenn die Zünfte ſich entſchließen wollten, ſie anzunehmen. Wollte man aber auch dieſes Mittel nicht einmal verſuchen, die Handwerker zur Annahme der Juden in ihre Innungen zu bewegen, ſo könnte man ſie immer unter denſelben Bedingungen, wie die übrigen, zu Freymeiſtern erklären. Für das Fortkommen der Juden würde mir nicht bange ſeyn. Ihre natürliche Sparſamkeit, und ihre Genügſamkeit mit einem auch nur kleinen Gewinne, würden ſie bewegen, den Preis ihrer Arbeiten niedriger zu ſetzen, und dieſer wohlfeilere Preis würde ihnen Arbeit genug zuziehen. Es läßt ſich dieſes um

ſo eher vermuthen, weil man in manchen Dingen ſchon jetzt mit Juden nicht ungern zu thun hat.

Zu Erlernung der Handwerke, die bey chriſtlichen Meiſtern freylich immer mit Schwierigkeiten verbunden bleiben wird, ob ſie ſchon allerdings Statt finden kann, ſchlägt Hr. D. auch vor, anfangs aus denen Ländern, wo die Juden ſchon jetzt Handwerke treiben, einige Meiſter zu verſchreiben, und durch ſie mehrere anziehen zu laſſen. Dieſes wird freylich nöthig ſeyn, und iſt immer noch mehr anzurathen, als die einheimiſchen Lehrlinge zu fremden jüdiſchen Meiſtern zu ſchicken.

Was das Wandern der Geſellen betrift, ſo müßte man freylich, um ſo mehr wenn die Juden nicht in die Innungen aufgenommen würden, Anfangs nicht mit Strenge darauf dringen, weil hiemit eben ſo viele und noch weit mehrere Schwierigkeiten verbunden ſind, als mit dem Unterrichte. Ueberhaupt mußte man Anfangs mehr um die Exiſtenz jüdiſcher Handwerker, als um ihre Verkollkommung, beſorgt ſeyn.

Eben ſo wenig muß man Anfangs auf eine völlige Gleichheit zwiſchen Juden und Chriſten in den bürgerlichen Vortheilen ſehen. Der Jude muß ſich einmal nach der Verfaſſung, den Sitten und Gebräuchen des Staates, deſſen Mitbürger er iſt, richten lernen. Er darf folglich auch am Sonntage keine lärmende und öffentliche Arbeiten verrichten, ob ihm gleich die Arbeit überhaupt nicht verboten werden kann. Hat er nur 5 Tage zu arbeiten, ſo wird er deſto fleißiger ſeyn, und ſich in proteſtantiſchen Ländern mit dem faſt durchgängig gewöhnlichen Müßiggange der chriſtlichen Handwerker am Montage, und in katholiſchen Ländern mit den der Arbeit hinderlichen Feyertagen tröſten.

So bald dem Staate eine bürgerliche Verbeſſerung der Juden wirklich am Herzen liegt, muß derſelbe alle mögliche billige Mittel anwenden, ſie zu Handwerken,

zum Ackerbau und zu andern unzünftigen Arbeiten zu leiten, und ſie hingegen vom Kleinhandel, ſo viel es ſich thun läßt, zu entfernen. Hr. D. ſchlägt in dieſer Abſicht vor, in den erſten Zeiten jeden Vater, welcher mehrere Söhne hätte, zu nöthigen, wenigſtens einen davon einer mechaniſchen Kunſt oder einem Handwerk zu widmen; und hält es für gut, auf dem Lande und in allen kleinen Städten, den Juden den Kleinhandel allmählich ganz zu verbieten, ſobald nämlich erſt diejenigen ausgeſtorben ſeyn werden, welche ſich nun einmal mit nichts anderm nähren können. Man ſuche nur dieſen Plan in Ausübung zu bringen, und es wird ſich dann ſchon finden, wo der Staat nachhelfen müſſe.

3. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß unter den Juden die Lehre von der Nichtverbindlichkeit eines Eides vor chriſtlichen Richtern oder überhaupt einem Chriſten abgelegt, wenn auch nicht allgemein, doch ſehr herrſchend ſey. Was Eiſenmenger hierüber ſagt, gehört nicht zu ſeinen ungerechten Klagen. Hieraus allein folgt ſchon das Unrecht, welches ein Staat ſeinen übrigen Bürgern durch Gleichmachung der Juden mit ihnen zufügen würde. Denn wer ſich berechtigt hält, die feyerlichſten Anrufungen des höchſten Weſens zu gebrauchen, und durch dieſelben jeden, der nicht mit ihm zu einer kirchlichen Geſellſchaft gehört, hintergehen zu dürfen, iſt für alle ſeine Nebenmenſchen gefährlich; ſchon der Verdacht einer ſolchen alle öffentliche Treue zerſtörenden Lehre muß immer mißtrauiſch gegen die Juden machen, und wird nie erlauben, ihnen gleiche Rechte mit denen zu bewilligen, die keine Verhältniß kennen, in denen ihre Lage vor dem Himmel ſelbſt gebilliget und geheiligt wäre.

Dieſer Einwurf iſt unbedeutend, ob er gleich einen Schein von Wichtigkeit hat. Hr. geh. R. Dohm wie-

wiederlegt ihn ſehr gut. Es iſt freylich nicht zu läugnen, daß auch Juden den Eid geringſchätzen; aber das thun auch Chriſten, und wir können den Juden keinen beſondern Vorwurf hierüber machen. Eiſenmenger's Beweiſe ſind zu ſchwach, als daß ſie Glauben verdienten; und Hr. D. ſtellt ſeine beyden Gründe, die er anführt, ſelbſt als offenbar grundlos dar.

1) Die Juden, ſagt er, haben ein gewiſſes Gebot, von ſeinen Anfangsworten: Col niddre genannt, welches ſie am großen Verſöhnungstage in der Synagoge abſingen, und durch welches alle falſche Gelübde und Schwüre ihnen erlaſſen und gänzlich aufgehoben werden.

2) Auch außer dieſem allgemeinen Entbindungstage kann auch ein jeder, den eines gethanen Gelübdes oder Eides gereuet, von einem Rabbinen, oder wenn dieſer nicht zu haben iſt, von drey gemeinen Männern deſſen entbunden werden, welches den auch vorzüglich in Abſicht der vor die Chriſten und Gerichte abgelegten Eide genutzet wird.

Eiſenmenger entkräftet aber dieſe Einwürfe ſelbſt wieder. Allerdings kann der Jude am großen Verſöhnungstage, oder auch ſonſt durch einen Rabbinen oder drey redliche Männer unter gewiſſen Umſtänden und bey bezeigter Reue entbunden und befreyet werden, von Gelübden und allen Arten der Schwüre, durch welche er bloß ſich ſelbſt zu irgend etwas verbunden hat, aber durchaus nicht von denen, welche ihn gegen irgend einen Dritten verpflichten; nicht von Eiden, bey denen irgend fremde Rechte und Vortheile intereſſirt ſind, ſie mögen nun vor Gerichte oder außer demſelben abgelegt ſeyn.

Dieſe natürliche auf dem Wortverſtande und dem Anſehen der größten jüdiſchen Lehrer beruhende Erklärung iſt der geſunden Vernunft, und dem natürli-

chen

chen Gefühle von Recht und Billigkeit gemäß. Hr. D. breitet ſich darüber hinlänglich aus, führt noch mehrere Einwürfe an, und beſtreitet ſie durch Anführung der größten Lehrer der Juden ſelbſt, und vorzüglich durch den verehrungswürdigen Moſes Mendelsſohn. Ich kann mich, um nicht allzu weitläuftig zu werden, nicht dabey aufhalten, ſondern führe nur ſo viel an, daß die jüdiſche Lehre vom Eide nichts enthalte, was einen den Chriſten abgelegten Eid den Juden auf einige Weiſe unverbindlicher, als einen andern, mache. Geſetzt aber auch, es wäre dem ſo, wie es doch nicht iſt, ſo würde durch die Belehnung der Juden mit den bürgerlichen Rechten, und durch die daraus erfolgende Umſchaffung der jüdiſchen Denkungsart, ein Mittel gehoben werden, welches die Chriſten bisher wahrſcheinlich mehr betroffen hätte, als ſie es künftig zu befürchten haben würden.

Uebrigens muß man von der Denkungsart einiger Juden nie auf die ganze Nation ſchließen, und nie von der jetzigen auf die künftige. Es iſt ſehr glaubwürdig, daß es Juden gebe, welche einen den Chriſten gethanen Eid für ungültig halten. Im Elſaß wurden vor einigen Jahren die Chriſten derſelben Meinung beſchuldiget, und von einem Vorgeſetzten belehret, daß es kein Verbrechen ſey, den Juden empfangene Darlehen abzuläugnen, und ſich falſche Quittungen machen zu laſſen. Aber wirft man darum dieſe Denkungsart den Chriſten überhaupt vor? Es giebt Chriſten genug, die einen Eid für ungültig halten, ſo bald ſie nur bey Leiſtung deſſelben etwas anders denken. Dieſe Gleichgültigkeit rührt von dem zu häufigen Gebrauche des Eides her; und es wäre allerdings zu wünſchen, daß Regenten auf dieſen wichtigen Gegenſtand ihr Augenmerk richten, und ein Uebel zu heilen ſuchen möchten, welches nur durch ſie geheilt werden kann.

Man ſollte überhaupt die Juden nicht ſo leicht zu gerichtlichen Eidſchwüren wider die Chriſten zulaſſen, weil die wenigſten ſich aus einem in ſolchem Falle begangenen Meineide ein Gewiſſen machen. Wenn es aber nicht anders ſeyn kann, ſo ſollte man doch bey abzulegendem Eide ſie nicht auf ſolche hebräiſche Bibeln die Finger legen laſſen, die von chriſtlichen Lehrern zum Drucke befördert ſind, als welche ſie nicht für gültig erkennen; ſondern auf eine geſchriebene Membran aus ihrer Synagoge, und inſonderheit auf eine ſolche, worauf das 27 Cap. des 5 B. Moſ. ſteht. Man müßte ihnen aber ſolche Worte durch einen Lehrer aus ihrer Schule vor Gerichte erſt erklären laſſen, und ſie hernach die Hände genau auf die Worte desjenigen Fluches, welcher auf die gerichtliche Anklage geht, z. B. auf den 17ten Vers ꝛc. legen heiſſen; bey welcher Umſtände Beobachtung der Jude ſchwerlich einen Meineid begehen wird.

In Sachſen, vornämlich aber in Leipzig, iſt den Juden ein beſonderer Eid, der nach ihrer Religion eingerichtet iſt, ohne daß ſie die Finger auf die Bibel legen, vorgeſchrieben.

Abr. Küſtner diſſ. de teſte Judæo. Lpſ. 1739. 4.

Wolfart tr. de Juramentis Judæorum. Frf. & Lpſ. 1748.

Lettera apologetica nell' occaſione di certo libro ſotto il titolo di diſſertazione della religione e del giuramento degli Ebrei, in Mantua, 1775. 4.

Phil. Jac. Heislers Beantwortung der Frage: ob die Zulaſſung eines Judeneides wieder einen Chriſten bedenklich ſey? Halle 1778. 4. 5 B.

Mit Widerlegung des letzten angeführten Einwurfes endiget der berühmte Hr. geh. R. Dohm den zweyten Band ſeines vortrefflichen Werkes, und macht zur Lieferung einer dritten Hoffnung, worin vorzüglich die Unterſuchung der Feyertage, des Kirchenrechtes, und der Autonomie der Juden vorkommen wird.

Um der jüdiſchen Nation ein beſſeres Schickſal zu verſchaffen, und ihre Glieder dem Staate nützlicher zu machen, iſt der große Kaiſer Joſeph II. den Regenten mit ſeinem Beyſpiele vorgegangen. Im May 1781. iſt folgende Ordnung ergangen:

Um die in Meinen Erblanden ſo zahlreichen Glieder der jüdiſchen Nation dem Staate nützlicher zu machen, als ſie bey den ihnen ſo ſehr beſchränkten Nahrungswegen, und auch nicht zulänglich verſtatteten, und eben deswegen ihnen überflüſſig geſchienenen Aufklärungsmitteln bisher nicht werden konnte: ſo wird der erſte zuträgliche Schritt, durch unvermerkte Beſeitigung ihrer Nationalſprache, bey dem einzigen Gottesdienſte ausgenommen, mit dem geſchehen können, daß ſie verhalten werden, alle ihre Contracte, Verſchreibniſſe, Teſtamente, Rechnungen, Handelsbücher, Zeugniſſe, kurz, alles was eine Verbindlichkeit in gerichtlichen oder außergerichtlichen Handlungen haben ſoll, in der gerichtsüblichen Sprache jedes Landes, bey Strafe der Nullität und Verweigerung der rechtlichen Aſſiſtenz, auszufertigen.

Den Anlaß und Urſache hiezu mögen vielerley Fälle geben, wo in gericht- und außergerichtlichen Handlungen Verwirrungen entſtanden ſind, man eigene Dolmetſcher hiezu halten mußte, und wegen der Verſchiedenheit ihrer Sprache, durch unzuverläſſige Verdolmetſchung, ihnen ſelbſt oft Nachtheil erwachſen ſeyn mag.

Hiezu wäre ihnen jedoch eine Friſt von 2 oder 3 Jahren, um in der Landesſprache den erforderlichen Unterricht einholen zu können, einzuberaumen; welcher dadurch ungemein befördert würde, wenn hiezu, bey der Hauptſynagoge jeden Landes, eine nach der Normallehrart eingerichtete Schule, unter der Leitung der ohnehin jeden Landes beſtehenden Schuldirection, jedoch ohne mindeſter Beirrung ihres Gottesdienſtes und Glaubens, eingeführet würde. Und ich wäre nicht ungeneigt, ihren Kindern die Frequentirung der ſchon beſtehenden öffentlichen Schulen nicht allein zu geſtatten, ſondern wären ſelbe auch dazu anzuhalten; und wo nöthig die erſten Jahre, und bis zu ihrer etwas vollkommenen Begründung, entweder aus den jüdiſchen Steuern und von Ehen beſtimmten Taxen, oder auch aus dem Schulfond, eine angemeſſene Summe zu dieſen heilſamen Geſchäfte zu verwilligen.

In den Hauptſtädten wären die Vermöglicheren auch nicht von höhern Schulen, und dort wo Univerſitäten ſind, von keinem Studio, die Theologie ausgenommen, auszuſchließen; und ſo wie ihnen hernach, gleich allen andern

Unterthanen, die Leſung aller nach den Cenſurgrundſätzen geſtatteten Bücher unbenommen wäre, ſo müßte dagegen die Einfuhre ihrer jüdiſchen Bücher von auswärts eingeſtellet, und ſo wie in Böhmen die Auflage ihrer Bücher in eigends dazu beſtimmten Buchdruckereyen unter der deswegen beſtehenden Cenſur eingeleitet, und überall eingerichtet werden. So wäre ihnen

1. Der Ackerbau, jedoch nur pachtweiſe, beſonders von unbearbeitetem und uncultivirtem Lande, auch cultivirte Grundſtücke, jedoch nicht unterthäniger Contribuenten, auf 20, 21, oder 24, oder mehrere Jahre, gegen dem zu überlaſſen, daß alle Ackerbauarbeiten auf dieſen gepachten Grundſtücken durch jüdiſche Hände zu geſchehen hätten; und wann ſie Chriſten würden, könnten ſie auch das Eigenthum derſelben geſetzmäßig erwerben.
2. Könnten ſie auch Fuhrleute abgeben.
3. Unter den Handwerken wären ſie zu Schuſtern, Schneidern, auch Maurern, Zimmerleuten, und welche ſonſt zur Führung eines Baues erforderlich ſind, bis zu Baumeiſtern, und Architekten, wenn ſie die Architektur mathematiſch erlernt hätten, zuzulaſſen.
4. Wenn ſie zeichnen können, ſind ſie zu Kunſttiſchlern, und dergleichen die Zeichenkunſt erfodernden Gewerben, zu gebrauchen, ihnen auch die freyen Künſte, als: Mahlerey, Bildhauerey ꝛc. zu erlauben.
5. Da ſie erfindſam ſind, und leicht Compagnien ſtiften, können ihnen alle Arbeiten, die in Fabriken geſchehen müſſen, und wozu beſondere und koſtbare Maſchinen erforderlich ſind, eingeſtanden; endlich auch
6. Alle jene Manufacturen, die als freye Arbeiten durch Geſetze erklärt ſind, als: Spinnen, Weben der linnen Waare, Taffetmachen u. d. gl. zu treiben geſtattet werden.

Uebrigens ſind auch alle demüthigende und den Geiſt niederſchlagende Zwangsgeſetze, die den Juden einen Unterſchied der Kleidung und Tracht, oder beſondere äuſſerliche Zeichen, auflegen, zu beſeitigen.

Wie nun dieſe Meine Abſicht, nach Unterſchied der Länderverfaſſung, und der für die Juden geeigneten Nahrungswege, in jedem Lande in Ausübung gebracht werden ſoll; wird jeder Landesſtelle, unter der Leitung der Kanzley,

ley, die gedeihlichſten Mittel anwenden. Ich verſehe mich ſowohl zu den Hof- als Landesſtellen, daß ſie ſich durch minder wichtige Anſtände nicht irre machen laſſen, in erheblichen aber, mit Erſtattung ihres Gutachtens, die weitere Belehrung einholen werden. Wie Ich denn auch alljährlich über den Fortgang der Sache die Berichte aus jedem Lande, und die Vorträge darüber, erwarte. Wien den 13 May 1781.

Joſeph II.

Um die vielen in Böheim befindlichen Juden dem Staate nützlicher zu machen, iſt, in eben dem Jahre, in der Stadt Prag folgende Verordnung öffentlich bekannt gemacht worden.

Se. kaiſerl. königl. apoſtoliſche Maj. haben über die vorgeſchlagenen Mittel und Wege, durch welche die hierländige Judenſchaft dem Staate nützlicher gemacht werden könne, mittelſt eines unterm 19 Oct. eingelangten höchſten k. k. Hofdecrets allergnädigſt zu entſchließen, und folgendes anzuordnen geruhet, daß, um ſie zu beſſerer Bildung und Aufklärung zu bringen.

1. Zu Beſeitigung ihrer Nationalſprache die Juden binnen einer Zeitfriſt von 2 Jahren gehalten ſeyn ſollen, alle ihre Contracte, Verſchreibungen, Teſtamente, Rechnungen, Handelsbücher, Zeugniſſe, und kurz alles, was eine Verbindlichkeit in gerichtlichen oder außergerichtlichen Handlungen haben ſoll, in der gerichtsüblichen Sprache des Landes, bey Strafe der Nullität und Verweigerung der obrigkeitlichen Aſſiſtenz, auszufertigen, folglich der einzige Gottesdienſt ausgenommen, zu bleiben habe, wobey ſelbe ſich ihrer Nationalſprache gebrauchen mögen. Um aber ſich des Erfolges deſto mehr zu verſichern, ſey das zuträglichſte Mittel, wenn bey den jüdiſchen Hauptſchulen eine nach der Normallehrart eingerichtete Schule unter der Leitung der ohnehin hierorts beſtehenden Schuldirection, jedoch ohne mindeſte Beirrung ihres Gottesdienſtes und Glaubens, eingeführet werde. Zu dieſem Ende ſollen

2. die

2. Die Juden, da, wo ſie ſchon eigene vorhin eingeführte Schulen haben, dazu verhalten werden, einige geſchickte Leute von ihren Glaubensgenoſſen, nach Erforderniß der Anzahl ihrer Schulen, in die Normal- und Hauptſchulen abzuſenden, damit ſie zu Lehrern und Schulmeiſtern gebildet werden mögen. Es ſey aber darauf zu ſehn, damit die Normallehrart in den jüdiſchen Schulen auch unfehlbar beobachtet werde, zu welchem Ende die Aufſicht über dieſe jüdiſche Normalſchulen ſo, wie die zu deren Errichtung zu geben habende Anleitung der ohnehin ſchon beſtehenden chriſtlichen Schuldirection mit der Weiſung aufzutragen ſey, daß dieſelbe den zweymaligen Winter- und Sommerprüfungen der jüdiſchen Normalſchüler beyzuwohnen, und nach Vernehmung der Judenſchaft die Schul- und Leſebücher, in ſo weit ſie die chriſtlichen nicht brauchen können, verfaſſen zu laſſen, zu Einflößung eines mehreren Vertrauens aber die Entwürfe zu dieſen ihren moraliſchen Vorleſebüchern von ihnen ſelbſt zur Approbation abzuverlangen, doch alles Anſtößige daraus hinweg zu ſtreichen, und überhaupt die Sittenlehre nach der philoſophiſchen Moral einzurichten; dahingegen in Abſicht auf die übrigen Gegenſtände der Rechtſchreibung, Sprachlehre, Erdbeſchreibung, Geſchichte und Meßkunſt, wegen der Gleichförmigkeit auch in den jüdiſchen Normalſchulen die gewöhnlichen Schulbücher zu gebrauchen, dabey aber ſich vor Einmengung in das Religionsfach und ihre Gebräuche der Andachten ſorgſamſt zu enthalten habe, um den Aeltern keinen Anlaß zu geben, ihre Kinder den Schulen zu entziehen und dieſe heilſame Vorſehung zu vereiteln.

3. Sey es bereits eine von Sr. Maj. wiederholt reſolvirte Sache, daß den Juden anbey erlaubt ſeyn ſolle, ihre Kinder auch in die chriſtlichen öffentlichen Schulen zum Unterrichte zu ſchicken, und müſſen da, wo Juden auf dem Lande nur einzelnweiſe, oder ſehr wenig beyſammen ſind, folglich ihre Kinder der Gelegenheit in jüdiſchen Schulen etwas zu erlernen, beraubt ſind, dieſelben angehalten werden, ihre Kinder zum Leſen, Schreiben und Rechnen, in die chriſtlichen Schulen zu ſchicken. Nicht weniger beſtehe auch der aller-

allerhöchſte Befehl, daß der jüdiſchen Jugend die Frequentirung der höheren Schulen auf allen erbländiſchen Univerſitäten erlaubt ſeyn ſoll. Ferner ſind

4. Die Juden, nach Maßgebung der allerhöchſten Reſolution, in Leſung der Bücher ſo, wie alle übrige Unterthanen, zu behandeln, und ſomit denſelben der Gebrauch aller, welche nach den Cenſurgrundſätzen geſtattet ſind, unbenommen; dahingegen werden ſie zur Einfuhre fremder Bücher, weil eine eigene jüdiſche Buchdruckerey in Prag vorhanden iſt, jedesmal de caſu in caſum die Erlaubniß beſonders anzuſuchen, und die fremden einführenden ſo, wie die in ihrer Buchdruckerey neu aufliegenden, der Cenſur zu unterwerfen haben.

Betreffend die Eröffnung der den Juden bisher beſchränkten Nahrungswege, ſo bewilligen Se. Maj. gnädigſt, daß a) den Juden an denjenigen Orten, wo ſie wirklich ſind und tolerirt werden, nicht aber überhaupt aller Orten im Lande, wo es ihnen beliebt, der Ackerbau, jedoch nur pachtweiſe, beſonders von unbearbeitetem und uncultivirtem Lande, auch cultivirte Grundſtücke, jedoch nicht unterthäniger Contribuenten, auf 20 und mehrere Jahre, gegen dem überlaſſen werden mögen, daß alle Ackerbauarbeiten auf dieſen gepachtetem Grundſtücken durch jüdiſche Hände zu geſchehen haben, wenn ſie aber Chriſten würden, ſie auch das Eigenthum derſelben geſetzmäßig erwerben können. Da aber dieſelben faſt noch durchaus des Ackerbaues unkundig ſind, ſo wird ihnen gnädigſt geſtattet, daß ſie wenigſtens die erſten Jahre zur hinlänglichen Unterrichtung in dem Feldbau chriſtliche Knechte, mit der Vorſicht jedoch, daß dieſe bey den Chriſten übernachten, halten dürfen; wie denn auch denſelben nicht verſchränkt wird, ſich das zu dem Ackerbau nöthige Zugvieh anzuſchaffen, und die Weide mit zu genieſſen, nicht weniger die zu ihrem Wirthſchaftstriebe erforderlichen Chaluppen zu bewohnen; doch letzteres allemal mit der Reſtriction, wenn dadurch die jüdiſchen Familien, die in dem anno decretorio jeden Orts fixirte Anzahl, nicht überſteigen. Eben ſo wird ihnen b) die Betreibung des Fuhrweſens gnädigſt erlaubt, ſo wie c) ihnen alle Handwerke und Profeſſionen, und deren Erlernung bey chriſtlichen Meiſtern geſtattet, deren Ausübung aber überhaupt nach deren bürgerlichen Gebräuchen und diesfalls eingeführten

ten Ordnungen zuzulaſſen iſt. Gleiche Bewandtniß hat es d) mit Ausübung der Malerey, Bildhauerey und andern freyen Künſten. e) Werden den Juden die Arbeiten in den Fabriken, wozu beſondere und koſtbare Maſchinen erforderlich ſind, ſo wie der Großhandel allergnädigſt verwilliget; dabey aber ſind ihnen keine andere Bedingniſſe oder Begünſtigungen, als den Chriſten, einzugeſtehen; auch iſt ihnen der Waarencommerzialhandel zu geſtatten, doch aber ſie nicht lediglich darauf mit Ausſchluß des Kleinhandels zu beſchränken, indem darin ihre Hauptnahrung beſteht, und ſie folglich bey deſſen Unterſagung zu Grunde gerichtet werden würden. f) Endlich gehört auch hieher die Betreibung aller jener Manufacturwaaren, die als freye Arbeiten durch Geſetze erklärt ſind, als: Spinnen, Weben der Leinwaaren, Taffet machen, u. d. gl.

Im J. 1782. ergieng folgende kaiſerl. königl. Verordnung wegen der Juden.

Wir Joſeph der zweyte, von Gottes Gnaden erwählter römiſcher Kaiſer ꝛc. Entbieten Jedermann Unſere Gnade, und geben Euch hiemit gnädigſt zu vernehmen: Von Antretung Unſerer Regierung an, haben Wir es einen Unſerer vorzüglichſten Augenmerke ſeyn laſſen, daß alle Unſere Unterthanen, ohne Unterſchied der Nation und Religion, ſo bald ſie in Unſern Staaten aufgenommen und geduldet ſind, an dem öffentlichen Wohlſtande, den Wir durch Unſere Sorgfalt zu vergrößern wünſchen, gemeinſchaftlichen Antheil nehmen, eine geſetzmäßige Freyheit genießen, und auf jeden ehrbaren Weg zu Erwerbung ihres Unterhaltes, und Vergrößerung der allgemeinen Aemſigkeit kein Hinderniß finden ſollten. Da nun mit dieſer Unſerer gnädigſten Abſicht, die gegen die jüdiſche Nation überhaupt in Unſern Erbländern, und insbeſondere zu Wien und in Niederöſterreich beſtehenden Geſetze, und ſo genannten Judenordnungen nicht durchaus zu vereinbaren ſind, ſo wollen Wir dieſelben Kraft gegenwärtigen Patents in ſo fern abändern, als es die Verſchiedenheit der Zeit und Umſtände nöthig machen.

1. Zwar geht Unſer höchſter Wille keineswegs dahin, der in Wien wohnenden Judenſchaft, in Beziehung auf die äußere Duldung, eine Erweiterung zu gewähren, ſon-

ſondern es bleibt auch in Hinkunft dabey, daß dieſelben keine eigentliche Gemeine unter einem beſondern Vorſteher ihrer Nation ausmachen, ſondern, wie bisher, eine jede einzelne Familie für ſich des Schutzes der Landesgeſetze, nach der ihr von Unſerer niederöſterreichiſchen Regierung ertheilten Duldung ruhig genießen ſollen; daß ihr kein öffentlicher Gottesdienſt, keine öffentliche Synagoge geſtattet werde; daß ihr hier eine eigene Buchdruckerey zu ihren Gebet- und andern hebräiſchen Büchern zu errichten, nicht erlaubt ſey; ſondern iſt ſie mit ihren nothwendigen Beſtellungen diesfalls an die hinreichend zureichende Buchdruckerey in Böheim anzuweiſen: wollte ſie aber jüdiſche Bücher aus fremden Ländern herein bringen, ſo iſt ſie verbunden, in jedem beſondern Falle, weil dießfalls das allgemeine Verbot entgegen ſteht, die Bewilligung anzuſuchen, und die fremden Bücher, gleich allen übrigen Unterthanen, der Cenſur zu unterwerfen.

2. Eben ſo haben Wir keinesweges zur Abſicht, durch dieſe neue Verordnung die Zahl der jüdiſchen Religionsgenoſſen, weder in Wien noch überhaupt in Unſern Staaten zu vergrößern, oder fremde ohne wichtige Urſachen, und beſondere für ſie ſprechende Verdienſte herein zu ziehen. Wir wollen vielmehr ausdrücklich, daß in Abſicht auf die Zahl und Art, wie ſie in Niederöſterreich und hier in Wien gegenwärtig geduldet werden, es unverändert verbleiben, und dort, wo niemals Juden anſäßig geweſen, auch künftig keinem, ſich anſäßig zu machen, zuſtehen ſoll; Wir hätten dann ſelbſt nach Umſtänden, und aus guten Urſachen, mit einem oder andern, eine Ausnahme zu machen, zuträglich befunden.

3. Nach dieſen beybehaltenen Schranken der Duldung, ſteht alſo auch künftig keinem Juden frey, aus andern Erbländern nach Wien zu kommen, um beſtändig hier zu bleiben, er habe dann dazu bey Unſerer niederöſterreichiſchen Regierung die Erlaubniß erhalten. Der ausländiſche Jude hingegen muß ſolche unmitttlbar bey Uns ſelbſt anſuchen.

4. Zu Bewirkung dieſer Erlaubniß hat einer und der andere das Gewerb, ſo er treiben, oder den Nahrungsweg, den er hier einſchlagen will, nebſt dem zu Un-

terſtützung ſeiner Beſchäftigung, und Erhaltung der hieſigen Toleranz erfoderlichen Vermögensſtande unverfälſcht auszuweiſen, zugleich der n. ö. Regierung anzuzeigen, was er für die ihm zugeſtandene Toleranz entrichten zu können glaube. Die Regierung wird alsdann den eigentlichen Betrag des Schutzgeldes, oder der ſogenannten Toleranz, dergeſtalt beſtimmen, daß derſelbe, je nachdem ſich die Umſtände des Tolerirten entweder verbeſſern, oder verſchlimmern, nach ihrer vorausgegangenen Beurtheilung, vermehrt oder vermindert werden kann.

5. Gegen Entrichtung dieſes Schutzgeldes iſt dann der Entrichtende zwar befugt, ſich mit ſeinem Weibe und denjenigen Kindern, die kein eigenes Gewerbe, keine abgeſonderte Handlung treiben, ſondern noch in ſeiner Verſorgung ſtehen, in Wien aufzuhalten, Unſers landesfürſtlichen Schutzes zu genießen, und die ſeiner Nation eröffnete Handlung zu treiben, oder die freygegebenen Nahrungszweige zu bearbeiten.

6. Es erſtreckt ſich aber dieſer Schutz nicht auf den Sohn eines tolerirten Hausvaters, der ſich verehlicht, und ſeine eigene Haushaltung zu machen anfängt; noch auf eine Tochter, die an einen hier noch nicht tolerirten, oder einen auswärtigen Juden vermählt würde. Von dergleichen Ehen wird jeder Vater ſtäts vorläufig die Anzeige zu machen, und der Sohn, wenn er hier verbleiben will, beſondere Toleranz, oder wenn er zum Hinwegziehen die Erlaubniß erhält, das Abfahrtsgeld zu zahlen haben. Für den noch nicht tolerirten Schwiegerſohn (Eidam) aber, der hier zu wohnen gedachte, muß, wofern er ein fremder Unterthan iſt, bey Uns, und iſt er ein erbländiſcher, bey der n. ö. Regierung die Erlaubniß bewirkt, oder falls die Verehlichung der Tochter an einen Fremden bewilliget werde, von der außer Landes gehenden Mitgabe gleichfalls das Abfahrtsgeld entrichtet werden.

7. Auf dem offenen Lande in Niederöſterreich zu wohnen, bleibt den Juden, wie vorhin, noch ferner unterſagt; es ſey dann, daß ſie irgend auf einem Dorfe, einem Markte; einer Landſtadt, oder allenfalls auf einem bisher noch unbebauten (öden) Grunde eine Fabrike errichten, oder ſonſt ein nützliches Gewerbe einführen wollten.

ten. In welchen Fällen ſie immer um die Erlaubniß bey der Regierung anzuſuchen haben; ihnen aber, nachdem ſie ſolche erhalten, auf dem Lande eben die Rechte und Freyheiten, wie ihren Religionsgenoſſen in der Reſidenz, zukommen. Es beſtehen demnach die Begünſtigungen, welche der jüdiſchen Nation durch gegenwärtige Abänderung, wodurch die lezte Judenordnung v. 5. May 1764 ganz außer Kraft geſezt wird, zufließen, in folgenden: Da Wir die jüdiſche Nation hauptſächlich durch beſſere Unterrichtung und Aufklärung ihrer Jugend, und durch Verwendung auf Wiſſenſchaften, Künſte und Handwerke, dem Staate nüzlicher und brauchbarer zu machen, zum Ziele nehmen:

8. So erlauben und befehlen Wir gnädigſt, den tolerirten Juden in jenen Orten, wo ſie keine eigene deutſche Schulen haben, ihre Kinder in die chriſtlichen Normal- und Realſchulen zu ſchicken, um in dieſen wenigſtens das Leſen, Schreiben und Rechnen zu erlernen. Und obſchon ſie in Unſerer Reſidenz keine eigentliche Synagoge haben, ſo geſtatten Wir ihnen dennoch, für ihre Kinder eine eigene normalmäßig eingerichtete, mit Lehrern von ihren Religionsgenoſſen beſezte Schule, auf ihre Koſten zu errichten, und zu dieſem Ende drey taugliche junge Leute auszuſuchen, welche ſie zum ordnungsmäßigen Unterrichte in der Normallehrart an die Normalſchuldirection anweiſen ſollen. Dieſe ihre künftige Normalſchule wird unter der nämlichen Oberaufſicht, wie alle andere hieſige deutſche Schulen, ſtehen; und ſoll, was derſelben nähere Einrichtung, vorzüglich in Anſehung moraliſcher Bücher, betrifft, das nöthige eheſtens an ſie erlaſſen werden. Nur wollen Wir ihnen vorzüglich zu erkennen geben, daß Wir, um ſie wegen ihrer Religionsübungen und Meinungen außer Beſorgniß zu ſetzen, geneigt ſind, die Entwerfung der moraliſchen Bücher ihnen ſelbſt zu überlaſſen, mit dem Vorbehalte jedoch, daß ſie dieſelben zur Ueberſehung und Beſtätigung der hieſigen Schuloberaufſicht zu überreichen haben.

9. In Anſehung der höheren Schulen, da ihre Beſuchung jüdiſchen Religionsgenaſſen niemals unterſagt geweſen,

ſen, wollen Wir dieſe Erlaubniß hier bloß erneuern und beſtätigen.

10. Zur Erleichterung ihres künftigen Unterhaltes, und Vorbereitung der nöthigen Erwerbungswege, geſtatten Wir ihnen gnädigſt, daß ſie von nun an alle Gattungen von Handwerken und Gewerben, hier und anderwärtig bey chriſtlichen Meiſtern, allenfalls auch unter ſich ſelbſt erlernen, und in dieſer Abſicht ſich bey chriſtlichen Meiſtern als Lehrjungen aufdingen, oder als Geſellen arbeiten, und jene (die chriſtlichen Gewerbsleute) ſie ohne Bedenken aufnehmen können; welches jedoch nicht dahin zu deuten iſt, als wollten Wir Juden und Chriſten hierin einen Zwang auflegen, ſondern Wir räumen beyden Theilen bloß die Freyheit ein, ſich hierüber nach Wohlgefallen unter einander einzuverſtehen.

11. Wir verleihen weiter hiemit der jüdiſchen Nation die allgemeine Befugniß, alle Gattungen von Gewerben, jedoch ohne Bürger- und Meiſterrecht, als wovon ſie ausgeſchloſſen bleiben, mithin nur, wie hier gewöhnlich iſt, auf freye Hand treiben zu können; und auch dann nicht eher, als bis ſie, gleich den Chriſten, in der Stadt die Bewilligung von dem hieſigen Magiſtrate, auf dem Lande von der n. ö. Regierung, erhalten haben, welche Behörden, nach Lage der Umſtände, dieſe Bewilligung ertheilen oder verweigern können, worüber dann Unſere vorgeſetzte Hofſtelle auf die Art, wie bey den von Chriſten angeſuchten Freyheiten geſchieht, die letzte Kenntniß nehmen wird. Die Malerey, Bildhauerey, und die Ausübung anderer freyen Künſte iſt denſelben gleichfalls, wie den Chriſten, überlaſſen.

12. So wie Wir den jüdiſchen Religionsgenoſſen auch unter allen unbürgerlichen Handlungszweigen vollkommen freye Wahl geben, und ſie berechtigen, ſich um die Befugniß der Großhandlung unter den nämlichen Bedingniſſen und mit eben den Freyheiten zu bewerben, wie ſie von Unſern chriſtlichen Unterthanen erhalten und getrieben werden.

13. Da die Anlegung von Manufacturen und Fabriken ihnen von je her erlaubt war, ſo ergreifen Wir hier bloß die Gelegenheit, indem Wir dieſe Erlaubniß ge-

wiſſer-

wiſſermaßen erneuern, ſie zu ſolchen gemeinnützigen Unternehmungen öffentlich aufzumuntern.

14. Wir geſtatten ihnen ferner, zu Unterbringung ihrer Capitalien und deren Sicherſtellung, auf liegende Güter oder ſogenannte Realitäten leihen zu dürfen, daß ſie jedoch, ſich dieſelben einſchätzen zu laſſen, nicht befugt ſeyn ſollen.

15. Bey ſo vielen der Judenſchaft eröffneten Erwerbungswegen, und dem dadurch entſpringenden mannigfaltigern Zuſammenhange mit den Chriſten, fordert die Sorgfalt für die Aufrechterhaltung des gemeinſchaftlichen Zutrauens, daß die hebräiſche und Hebräiſch mit Deutſch vermengte, ſogenannte jüdiſche Sprache und Schrift abgeſchaffet werde. Wir heben daher den Gebrauch derſelben in allen öffentlichen, in und außer gerichtlichen Handlungen ausdrücklich auf, ſtatt der ſich künftig der landesüblichen Sprache zu bedienen iſt; und um allen Ausflüchten und Einwendungen, als wäre eine ſo geſchwinde Folgeleiſtung nicht wohl möglich geweſen, vorzubeugen, ſo beſtimmen Wir eine Friſt von zwey Jahren, die vom Tage Unſers Patents an zu rechnen iſt, binnen welcher alle dieſerwegen nöthige Anordnungen und Vorkehrungen füglich getroffen werden können und ſollen. Wir erklären daher hiemit, alle nach dieſer Zeitfriſt in hebräiſcher Sprache verfaßte, oder auch nur mit hebräiſchen und jüdiſchen Buchſtaben geſchriebene Inſtrumente für ungültig und nichtig.

16. Um den tolerirten Juden in ihren Erwerbungswegen auch von Seiten des Dienſtvolkes eine Erleichterung zu verſchaffen, ſo wird ihnen führohin geſtattet, ſo viel jüdiſche oder auch chriſtliche Dienſtleute zu halten, als ihre Geſchäfte erfordern; doch ſind ſie verbunden, nicht wie ehemals, vierteljährig, ſondern jährlich, einen zuverläſſigen Meldzettel bey der Regierung einzureichen, worin nebſt den in der Verſorgung und väterlichen Gewalt ſtehenden Kindern und übrigen Hausgenoſſen, ſämtliche Dienſtboten mit Namen, Alter und Religion verzeichnet ſind. Die jüdiſchen Dienſtleute muß nicht nur jeder Hausvater bey ſich beherbergen, ſondern auch für ſie ſtehen, daß ſie keinen beſondern Handel treiben, der nichttolerirten Juden unterſagt iſt. Dabey erwarten Wir aber, daß ſie unter dem Vorwande, als wären es Dienſt-

leute, fremden Juden keinen Aufenthalt geſtatten, und durch einen ſolchen Unterſchleif Unſer Gebot übertreten werden, worüber ſie im Falle der Entdeckung ſcharf würden geſtraft werden.

17. Es verſteht ſich gleichwohl von ſelbſt, daß dergleichen jüdiſche Dienſtleute unverheurathet ſeyn, oder hätten ſie eine Familie, daß ihre Weiber, Männer, oder erwachſene Kinder, es ſey in dem nämlichen Hauſe oder bey andern jüdiſchen Haushaltungen in Dienſten ſtehen, oder eigene Gewerbe zu treiben berechtigt ſeyn müſſen, weil ihnen widrigens ohne tolerirt zu ſeyn, oder zu dienen, ſich hier aufzuhalten nicht geſtattet wird.

18. Durch gegenwärtige Verordnung laſſen Wir es von der bisherigen Beſchränkung auf beſtimmte Judenhäuſer abkommen, und erlauben den tolerirten Juden eigene Wohnungen ſowohl in der Stadt, als in den Vorſtädten, nach Willkühr zu miethen.

19. Nicht minder heben Wir die von fremden Juden bisher entrichtete Leibmaut gänzlich auf, und erlauben hiemit denſelben zu Betreibung ihrer Geſchäfte von Zeit zu Zeit den freyen Eintritt in Unſere Reſidenz, und zwar, ohne daß ſie künftig Koſt und Wohnung ledig bey tolerirten Juden oder jüdiſchen Garköchen zu ſuchen gezwungen, ſondern ihre Einkehr, Gewölber und Koſt für ihr Geld, wo ſie wollen, zu nehmen berechtigt ſind. Wir halten Uns jedoch gerechteſt vor, wegen Entſchädigung derjenigen, welche die Leibmaut der Zeit beziehen, von der Judenſchaft ein minder beſchwerliches Aequivalent einzuheben.

20. Weil Wir aber bereits erkläret, daß Wir die Zahl der anſäſſigen Judenfamilien hier nicht vergrößert haben wollen, ſo müſſen die herkommenden fremden Juden, gleich bey ihrer Ankunft ſich bey der n. ö. Regierung melden, ihre Geſchäfte und die Zeit, welche zu deren Vollendung nöthig iſt, anzeigen, auch hierüber die Beſtätigung, oder allenfalls eine andere Ausmeſſung von der Landesſtelle erwarten. Sobald dieſe Friſt verſtrichen, müſſen ſie entweder von hier abgehen, oder bey der Regierung um eine Verlängerung anſuchen. Diejenigen,

nigen, die ohne bewirkte Erlaubniß, oder über die ihnen beſtimmte Friſt ſich aufhalten, oder verbergen ſollten, werden aufgeſucht, gefänglich angehalten, und von hier abgeführet werden. Wir machen daher Unſerer n. ö. Regierung den gemeſſenen Auftrag, durch die Polizey auf die gewiſſe Abreiſe dieſer fremden Juden ein wachſames Auge zu haben, und befehlen, zur Erleichterung dieſer Aufſicht, von denjenigen Chriſten oder Juden, bey welchen fremde Juden ihre Wohnung nehmen werden, noch des nämlichen Tages die ohnehin vorgeſchriebene Anzeige an die Regierung zu machen.

21. Trägt es ſich, in Anſehung ſolcher Ankömmlinge, von ſelbſt nach, daß ſie im Handel und Wandel, und in Betreibung der Nahrungsgeſchäfte, den hieſigen Tolerirten nicht können gleich gehalten werden; daher ſie auch das Befugniß nicht haben, mit ſolchen Waaren zu handeln, die eigens hiezu berechtigten Handelsleuten und den hier tolerirten Juden allein zu führen erlaubt ſind. Wie dann ihnen ſowohl, als allen übrigen, das Hauſiren, d. i. Waaren von Haus zu Haus anbieten) in der Stadt und auf dem Lande allgemein, und bey Confiscirung der Waaren verboten iſt.

22. Hingegen iſt ſolchen Juden frey, zu Jahrmarktzeiten mit allen Waaren, die ſonſt einzuführen allgemein erlaubt ſind, außer der Marktzeit aber mit jenen zu handeln, welche jeder auswärtige Handelsmann zu verkaufen berechtigt iſt. Gleichfalls iſt Ihnen, wie Jedermann, geſtattet, erlaubte Waare zur Verſendung außer Landes anzukaufen, und dürfen auch ſie Beſtellungen aller hier einzuführen erlaubten rohen unbearbeiteten Materialien und Zugehör von Fabriken, und berechtigten Gewerbs- und Handelsleuten übernehmen; dabey aber haben ſie ſich wohl vorzuſehen, daß ſie keine geſtohlne Waaren, Fahrniſſe u. d. gl. an ſich löſen, oder wohl gar verhehlen helfen, worüber ſie in jedem Falle geſetzmäßig nach aller Strenge würden geſtraft werden.

23. Uebrigens werden hiemit noch die für die Juden ſonſt beſtandenen doppelten Gerichts- und Kanzleytaxen durchaus abgeſtellt; und

24. überhaupt alle bisher gewöhnliche Merkmale und Unterſcheidungen, als: das Tragen der Bärte, das Verbot an Sonn- und Feyertagen vor 12 Uhr nicht auszugehen, öffentliche Beluſtigungsörter zu beſuchen, u. d. gl. aufgehoben; im Gegentheil wird den Großhändlern und ihren Söhnen, ſo wie den Honoratioren, auch Degen zu tragen erlaubt.

25. Da wir nun, durch dieſe Begünſtigungen, die jüdiſche Nation in Abſicht auf ihre Nahrungswege, und den Genuß der bürgerlichen und häuslichen Bequemlichkeiten, andern fremden Religionsverwandten beynahe gleichſetzen: ſo weiſen Wir dieſelben zugleich zur genauen Beobachtung aller politiſchen bürgerlichen und gerichtlichen Landesgeſetze ernſtlich an, als an welche ſie, gleich allen übrigen Inſaſſen, gebunden, ſo wie in ihren Angelegenheiten in politiſchen und Rechtsvorfällen der Landesſtelle, der Ortsobrigkeit nach der jeder Behörde zuſtehenden Gerichtsbarkeit und Thätigkeit (Activität) unterworfen bleiben; und verſehen Wir uns zu ihrer Pflicht ſowohl, als zu ihrer Dankbarkeit, daß ſie dieſe unſere Gnade, und die ihnen daher zufließenden Freyheiten, nicht mißbrauchen, durch Ausſchweifungen und Zügelloſigkeit kein öffentliches Aergerniß geben, und die chriſtliche Religion nirgend irren, noch gegen dieſelbe und ihre Diener Verachtung zeigen werden, weil ein Frevel dieſer Art auf das ſtrengſte beſtraft, und dem, ſo ihn begangen, nach Beſchaffenheit der Umſtände, die Abſchaffung von hier und aus allen unſern Ländern zuziehen würde. Wien, d. 2. Jenner 1782.

Vorſchrift für die Gymnaſiallehrer über die Judenkinder in den k. k. Landen.

Da die Geſetzgebung den Judenkindern die Beſuchung der Gymnaſien und hohen Schulen erlaubt: ſo iſt ihre Abſicht, die Gelegenheiten zu Ausbildung einer Nation zu vermehren, der ſie eine erweiterte Duldung zu zugeſtehen für gut befunden hat. Dieſe Abſicht würde größtentheils vereitelt werden, wenn die Aeltern zu beſorgen hätten, daß ihre in die Gymnaſien geſchickten Kinder entweder Mißhandlungen ausgeſetzt ſeyn, oder in ihrer Religion irre gemacht werden möch-

möchten. Es werden daher die Lehrer angewieſen, die ſich bey ihnen meldenden Aeltern vor allem durch eigene anſtändige Begegnung, dann auch durch die Verſicherung zu beruhigen, daß in beyden Stücken durch höhere Vorſchrift für den Schutz ihrer Kinder zureichend vorgeſorgt ſey. Uebrigens werden ſie in Anſehung der Judenkinder folgendes zu beobachten haben.

1. Sind die Judenknaben, ohne irgend eine Ausnahme zu machen, gleich den Chriſtenkindern, in den lateiniſchen Schulen zu zulaſſen, ſobald ſie mit dem Zeugniſſe einer Normal- oder Hauptſchule ordnungsmäßig verſehen ſind. Jedoch ſollen die Aeltern erinnert werden, dafür zu ſorgen, daß ihre Kinder ſtets anſtändig und reinlich gekleidet, auch ohne alle äuſſere Unterſcheidungszeichen, welche den übrigen Knaben zu Spöttereyen Anlaß geben könnten, in der Schule erſcheinen. Dann aber
2. werden die Lehrer nicht nur durch eigenes unpartheyiſches und liebreiches Betragen ihren Schülern das Beyſpiel einer anſtändigen Begegnung und Verträglichkeit geben, ſondern auch die chriſtliche Jugend von Zeit zu Zeit hiezu ermahnen, und die dagegen handelnden mit in die Augen fallender Strenge beſtrafen.
3. Zwar ſind alle Gattungen von Kaufe, Verkaufe und Tauſche zwiſchen der Jugend in den Schulen unterſagt; die Lehrer werden jedoch zur beſondern Aufmerkſamkeit in dieſem Puncte bey den Judenknaben angewieſen, weil dadurch am erſten zu Unordnungen und Uneinigkeiten zwiſchen der Jugend beyderley Religionen Anlaß gegeben werden kann.
4. Weil der Anfang des Unterrichts mit einem Gebete gemacht wird, bey welchem die Juden anweſend zu laſſen, ſowohl wegen ihrer Religionsbegriffe, als wegen der Ehrerbietung, die wir den Sachen und Namen, die in den Gebeten vorkommen, zu erhalten ſchuldig ſind, nicht wohl ſchicklich ſeyn würde: ſo haben die Lehrer den Judenknaben vorzuſchreiben, daß ſie immer etwas ſpäter, als die chriſtlichen, und zwar erſt dermals in die Schule kommen, wenn das allgemeine Schulgebet bereits geendigt iſt. Aus eben dieſer Urſache ſind die jüdiſchen Schüler täglich vor dem gewöhnlichen Schlußgebete,

5. am Mittwoche und Samſtage aber ſtäts eine halbe Stunde vor dem Ende der Schule, und eigentlich bevor mit dem für dieſe Tage gewöhnlich beſtimmten Unterrichte in der Chriſtenlehre der Anfang gemacht wird, zu entlaſſen, überhaupt endlich
6. niemals zu berufen, oder zum Schulbeſuche an ſolchen Tagen zu verbinden, an denen entweder bey der chriſtlichen Jugend gottesdienſtliche Uebungen gehalten werden, oder auch bey den Juden eine Religionsfeyer einfällt.

Man macht wirklich jetzt in Wien, in Anſehung der Duldung der Juden, ſtarke Fortſchritte. In dem 1784ſten Jahre erhielt ein Jude die Freyheit, Miethkutſcher zu werden, und einem andern iſt das Privilegium, Bier und Wein zu ſchenken, ertheilt worden, welches erwarten läßt, daß man ihnen allmählich immer mehr einräumen werde.

Die Juden haben unter ſich im Handel und Gemeinſchaft mit Chriſten und Nichtjuden ein jüdiſch Rothwälſch (57), welches wir bey unſern deutſchen Juden Judendeutſch oder jüdiſch deutſch nennen. Es haben aber die Juden unter allen Nationen und Sprachen ſich ein ſolches Rothwälſch gemacht. Es beſteht daſſelbe aus einer Vermiſchung hebräiſcher und rabbiniſcher, auch willkührlicher Wörter mit den Landesſprachen, ſo, daß den erſtern die Endigung der Landesſprache gegeben wird, z. B. haſt du geganfet? haſt du geſtohlen? von dem hebräiſchen ganaf, ſtehlen. Gojen, Heiden, d. i. die keine Juden ſind.

Es giebt gewiſſe Krankheiten und Zufälle, welche der Nation der Juden mehrentheils eigen, und Fol-

(57) Unter Rothwälſch verſteht man überhaupt ein ſolches Sprachengemiſche, wodurch man dem Andern zur Noth ſeine Meinung zu verſtehen geben kann.

Folgen theils ihres Schickſales, ihrer Lebensart und Hanthierung, theils ihrer Mißbräuche ſind.

Ehe ich die einem jeden Alter beſonders eigenen Krankheiten anzeige, will ich zuvor einige allgemeine vorbereitende Urſachen derſelben bemerken, welche die einzelnen und beſondern Fälle begreiflicher machen. Zu dieſen allgemeinen Urſachen gehört zuvörderſt die bey dem größten Haufen der Juden wohnende äußerſte Armuth, und der daher entſtehende Mangel guter Nahrung und Bekleidung, wodurch ſie ſich vor den Widerwärtigkeiten der Witterung ſchützen und bewahren könnten. Man ſieht zuweilen ganze zahlreiche Familien im Elende herum irren, wo der gebeugte Vater mit einem Knäblein auf dem Rücken, die blaſſe Mutter mit einer Handvoll verroſteten Hausgeräthes ſagen können: Omnia mea mecum porto. Nirgend ſind ſie zu Hauſe, und öfters iſt der blaue Himmel, ein ſchattiger Baum, eine durchlöcherte Scheuer, ein Stall das Obdach und die Herberge, wo ihre von Hunger und Durſt entkräftete Glieder hinſinken, und in einem wohlthätigen Schlafe auf wenige Stunden ihr grauſames Schickſal vergeſſen. Nicht viel glücklicher ſind zum Theil die Judenfamilien, welche wirklich in Städten und Flecken unter dem Schutze einer Landesherrſchaft wohnen. Eben die Armuth, welche vielen auf dem Fuſſe nachfolget, iſt es, die öfters eine zahlreiche Familie in einem einzigen engen Wohnzimmer, woraus die friſche und geſunde Luft auf ewig verbannet iſt, in die gefährlichſten Krankheiten ſtürzen kann. Aus eben dieſer Quelle fließt bey vielen der Mangel guter und geſunder Nahrung, und die öfters aus lange erlittenem Hunger erfolgende Ueberladung des reizenden Magens. Der Mangel an weißer Wäſche iſt eine andere betrübte Folge der Armuth, und dieſer unterhält die Unreinlichkeit, ungeachtet das nach den jüdiſchen Geſetzen täglich oft wiederholte Waſchen dieſe Krank-

heits-

heitsurſache zu entfernen ſcheint. So iſt es auch nicht ſchwer zu begreifen, warum die meiſten dieſer Nation mager und lebendige Todtengeripppe ſind, woher die ſchwarzgelbe Farbe und die auſſerordentliche Empfindlichkeit ihres Nervenbaues entſpringt. Der unaufhörlich nagende Kummer, das beſtändige Nachſinnen auf den täglichen Lebensunterhalt, das marternde Schreckbild der in Zukunft durch das Alter abnehmenden Lebenskräfte, der Verluſt des Vermögens bey abſterbenden Capitalien ungültiger Wechſel, und endlich die zu ſchwer fallenden Auflagen und Abgaben ſind jene Plagen, und dieſem Geſchlechte beſonders eigene Leidenſchaften, welche den Nerven äußerſt nachtheilig ſind; und es iſt daher auch nicht zu bewundern, daß man bey den Juden ſo viele Nervenhypochondrien wahrnimmt, welche nach und nach in Melancholie ausarten. Daher entſteht die beſtändige Unruhe ihrer Seelenkräfte, ſo daß man Juden bemerkt, welche gleichſam in einem beſtändigen Delirio umher wandeln, ſich allerley Mienen und Geberden angewöhnen, immer mit ſich ſelbſt ſprechen, u. d. gl. m. Dieſe Empfindlichkeit der Nerven wird durch ihren Gottesdienſt ſelbſt unterhalten, weil ſie mit allen Leibes- und Seelenkräften das höchſte unendliche Weſen verehren und anbeten. Ihr überflüſſiges Kaſteyen, ihre heilige Geſetze geben bey Unvernünftigen Gelegenheit zu Mißbräuchen; und dieſe ſind alsdann die fruchtbaren Urſachen zu vielen Krankheiten.

Wir wollen nun mit unſern Betrachtungen, das Judenkind von ſeiner Geburt an, bis in das 6te oder 7te Jahr begleiten, und die nach der täglichen Erfahrung dieſem Alter gewöhnlichen Krankheiten, welche zum Theil Folgen einer nachläſſigen Erziehung ſind, anmerken.

Der Adler zeuget keine Tauben, ſagt Horaz. Die Kinder pflegen gemeiniglich mit dem Blute auch die

die Krankheiten ihrer Aeltern zu erben, und mit der Milch ſogar die Leidenſchaften der Mutter oder Säugammen einzuſaugen. Ich muß gleich bey dem Anfange dieſer Betrachtung einige Mißbräuche und Nachläſſigkeit der Schwangern rügen, welche großen Einfluß auf die künftige Geſundheit der Kinder haben können. Die Hochachtung, welche man bey den Iſraeliten für den ehelichen Ehrenſtand der Schwangerſchaft hat, verleitet viele Perſonen des andern Geſchlechtes zu Ausſchweifungen, welche ihnen und der Leibesfrucht nachtheilig werden können. Ich kann hier nicht mit Stillſchweigen übergehen, wie ſehr ſie in der Schwangerſchaft der ſitzenden Lebensart nachhängen, und dadurch ihre und des Kindes Nahrungsſäfte verderben, heilſame Ausleerungen hindern, und ſcharfes unreines Blut ſammeln. Wer auch nur mit einem flüchtigen Blicke den Stand der Schwangerſchaft überſieht, dem iſt es leicht zu begreifen, wie der Kreislauf des Blutes durch das Wachsthum der Gebärmutter gehindert wird; wie durch den Druck derſelben die natürlichen Verrichtungen der Verdauung ſowohl, als auch der Leibesöffnung, Unordnung und Schaden leiden. Werden nun dieſe Uebel durch den Mangel der Leibesbewegung nicht immer bedenklicher? Können ſich nicht unheilbare Verſtopfungen in dem Eingeweide des Unterleibes erzeugen, und dadurch ſchlechte Nahrung dem Kinde zubereiten? Dieſes unthätige Leben wird noch dadurch unterhalten, weil dieſe Nation ſo unglücklich iſt, in den meiſten Provinzen ſeines Aufenthaltes weder Acker- noch Feldbau, weder Handwerke noch Gewerbe treiben zu dürfen. Ich nehme hier die wenigen Weiber aus, welche durch den Handel ihren täglichen Unterhalt erwerben müſſen. Die meiſten hingegen bringen ihre Zeit mit Stillſitzen zu. Je mehr die Schwangerſchaft zunimmt, je weniger Bewegung machen ſie ſich, weil die Schwere des Leibes nach und nach

Eng-

Engbrüſtigkeit und Beſchwerde bey dem Gehen verurſachet.

So ſchädlich dieſer Mangel der Leibesbewegung iſt, ſo nachtheilig iſt ihre Nahrung. Es herrſcht bey den Juden, ſo wie unter den Chriſten, das ſchädliche Vorurtheil, daß eine Schwangere berechtigt ſey, ihrem Gelüſten nach allerley ungewohnten und ſchädlichen Speiſen blindlings zu folgen, unzeitiges Obſt ohne Unterſchied zu verſchlucken, und den Magen damit auf viele Tage zu verderben. Sind die Verdauungsſäfte deshalb ſtärker, weil ein Kind in der Gebärmutter den Nahrungsſaft mit ſeiner Mutter theilt? Sollte man nicht wegen unzähliger übeln Folgen, mit größſerer Sorgfalt in dieſem Stande auf ſeine Geſundheit und auf eine gute Lebensart ein wachſames Auge haben, da, wie ich ſchon vorhin angemerkt habe, wegen der Schwangerſchaft ſelbſt, wegen des ausgedehnten Leibes, die Folgen einer Unverdaulichkeit und eines überladenen Magens für Mutter und Kind tödtlich werden können? Erfahrung und Vernunft widerſprechen dieſen Vorurtheilen und Unordnungen, und lehren das gedeihliche Gegentheil. Erbſen, Linſen, Bohnen, und alle Arten der Nahrungsmittel, welche blähend ſind, ſind in der Schwangerſchaft gefährlich. Die Gefahren der Leckerbiſſen, und der vielen ſüßen, mit Mehl und Eyern bereiteten Speiſen, werde ich weiter unten bey der Kindererziehung zeigen. Eben ſo nachtheilig ſind die fetten Speiſen und der Mißbrauch der Gewürze. Aus eben dieſem Grunde haben auch die jüdiſchen Geſetze das Schweinfleiſch verboten. Alle dieſe Mißbräuche, Unordnungen und Gelüſten ſind in der Schwangerſchaft ſchädlich, und zum öftern die Urſache, warum ſchon Kinder wirkliche Krankheiten mit auf die Welt bringen. Die Erfahrung lehrt, daß Mütter, welche in der Schwangerſchaft unordentlich gelebt haben, entweder in dem Kindbette ſelbſt von der Natur mit

Krankheiten geſtrafet, oder nachher wegen ſchlechter Säfte untauglich werden, ihren Kindern eine belebende Muttermilch zu reichen. Eben aus dieſen Unordnungen entſtehen ſo viele böſe Brüſte, Verhärtungen in den Milchdrüſen, Eitergeſchwüre, unheilbare Cachexie, Bleichſucht, Gelbſucht, u. d. gl.

Wir wollen nunmehr ſowohl die phyſiſche als moraliſche Erziehung der Kinder, und die bey beyden herrſchenden Mißbräuche und Fehler, welche der künftigen Geſundheit nachtheilig werden können, betrachten. Kaum hat der Judenknabe das Licht der Welt erblickt, ſo fängt ſein Leiden ſchon an, welches ihm in der Zukunft bis ins Grab auf dem Fuſſe nachfolgt. Man könnte zwar hier glauben, daß ich die geſetzmäßige Beſchneidung in die Reihe der Krankheitsurſachen bey den Judenkindern ſetzen wollte. Allein man hat niemals Krankheiten nach dieſer, wiewohl ſchmerzhaften Operation bemerkt, vielmehr iſt dieſelbe für die Fortpflanzung überaus nützlich. Die Kinder der Juden ſind jedoch weit glücklicher, als die Kinder der Chriſten. Letztere werden öfters die Schlachtopfer liederlicher Säugammen, weil die Mütter zum Theil zu gemächlich ſind, ihre Kinder ſelbſt zu ſäugen, da hingegen die jüdiſchen Weiber dieſer natürlichen Pflicht getreuer ſind, und nur im äußerſten Nothfalle Säugammen annehmen. Dieſe ſo natürliche Pflicht hat, beſonders wenn die Mutter gute Säfte hat, oder wegen Armuth keinen Mangel leidet, auf die Geſundheit der Kinder großen Einfluß. Wenn wir aber andere Mißbräuche betrachten, welche bey der körperlichen Erziehung einſchleichen, und jene Wohlthat des Selbſtſäugens vereiteln, ſo werden ſich die Fragen, warum ſo viele Kinder mit Ausſchlägen, Würmern, Convulſionen, dicken Bäuchen ꝛc. in ihren erſten Lebensjahren befallen werden, bald auflöſen laſſen; und

es wird kein Räthſel mehr bleiben, woher die blaſſe Farbe der meiſten Judenkinder entſtehe. Ein großer Vortheil für die Geſundheit der Kinder iſt eine reine Luft, welche das zarte Gewebe ihrer Lungen ſtärket, die Ausdünſtung befördert, und durch einen unſichtbaren Einfluß alle Verrichtungen des Körpers vollkommener macht. Je mehr Menſchen in einem Zimmer wohnen und ſchlafen, deſto mehr wird dieſes belebende Element entkräftet und verunreiniget. Wie unglücklich ſind in dieſem Falle die kleinen Kinder! Viele Familien ſind in einem engen Wohnzimmer eingeſperret. Ihre Ausdünſtungen verderben die Luft, und ſie verſchlucken dieſelbe zugleich mit den Speiſen. Die durch die Menge der Menſchen ſchon entkräftete Luft wird noch mehr durch den Oehldampf verunreiniget. Ein zweyter Fehler der Erziehung, welcher eben ſo nachtheilig iſt, iſt dieſer, daß die Kinder von ihrer Geburt an, ohne Noth nicht entblößt liegen dürfen. Dieſe Gewohnheit hat, wegen Einflößung der Schamhaftigkeit, für die Zukunft ihren beſondern Nutzen. Man mißbraucht aber dieſe Vorſorge, und hüllet die kleinen Kinder, welche überdieß in den gewöhnlichen unvernünftigen Feſſeln gebunden da liegen, in warme Federbetten, und macht ſie gegen den Eindruck künftiger freyer Luft empfindlich. Es geſchieht öfters gar, daß man dieſelben in ihrem eigenen Unrathe liegen läßt. Die jüdiſchen Geſetze verbieten zwar die Entblöſſung des Hauptes, und die Juden können daher ihre Kinder nicht nach der heutigen Vorſchrift der Engländer erziehen. Iſt es aber eine geſetzmäßige Nothwendigkeit, den Kopf der Kinder mit dicken Hauben oder Mützen zu bedecken, wodurch die geringſte in den Säften verborgene Schärfe gegen dieſen ſo edeln Theil hingeleitet wird, und theils zu Ausſchlägen, theils zu Augenkrankheiten Gelegenheit giebt? Ich werde weiter unten gegen dieſe Mißbräuche Mittel

vor-

vorſchlagen, ohne die jüdiſchen Geſetze im geringſten zu verletzen. Ich empfehle übrigens für die Erhaltung der Kinder den täglichen Gebrauch kalter Bäder, an ſtatt der überflüſſigen Sorgfalt derſelben warm zu halten, weil der Kräze und andern Ausſchlägen und Hautkrankheiten dadurch vorgebeuget wird.

Nun iſt das Kind endlich ein Jahr alt, und hat öfters gefährliche Erſchütterungen ſeiner durch vorerwähnte Urſachen beſchädigten Geſundheit ausgehalten. Die Muttermilch wird ihm entzogen, und jezt muß daſſelbe das Schickſal der von alten Weibern hergebrachten Vorurtheile in Anſehung der Speiſen und Getränke erwarten. Viele Mütter geben ihren Kindern, ſtatt der Milch, einen von Lumpen, Zucker und Brod oder Biscuit zuſammen geſetzten ſo genannten Lutſcher oder Schlutzer, um das Kind, welches gar oft wegen der von Säure entſtandenen Leibſchmerzen weint, zu beſänftigen. Durch dieſen Leckerbiſſen, welcher bloß einer gemächlichen Faulheit und Nachläſſigkeit der Mütter ſeine Erfindung zu danken hat, vermehrt man die Urſache ihres Weinens. Das künſtliche Salz des Zuckers löſet den natürlichen Schleim in dem Magen und den Därmen auf, frißt nach und nach, ſo wie die ſauer gewordene Milch, die Nervenhaut der Därme an, und verurſachet grüne ſauer riechende Durchfälle; bisweilen entſtehen gar Ruhr und Convulſionen, woran viele Kinder ſterben. Eben ſo gefährlich iſt der von Milch und Mehl zubereitete Kinderbrey, welchem die ſich klug dünkenden Weiber bisweilen noch Butter beymiſchen, damit er nicht nur durch ſeine ſchleimige Eigenſchaft, ſondern auch durch das unverdauliche Fett, ſchade. Bey dieſen ſo fruchtbaren Krankheitsurſachen wächſt eine kleine Anzahl von Natur geſunder Kinder auf, und erreichen mit einem halb geſunden, von verſchiedenen Krankheiten erſchöpften Körper, das 4te, 5te und 6te Jahr. Wenn

alsdann, bey ſolchen vorbereitenden Urſachen, die Pocken und Maſern dieſe Kinder überfallen, ſind ſie gewiß der Gefahr mehr, als andere, unterworfen. In dieſen Krankheiten ſowohl, als bey dem Zahnen der Kinder, richten die alten Weiber mit ihren Hausmitteln und Vorurtheilen das größte Unheil an.

Kaum hat das Judenkind das 4te oder 5te Jahr erreicht, und das Wiederſinnige der körperlichen Erziehung ausgehalten, ſo wird daſſelbe ſchon dem Joche der ſittlichen Erziehung unterworfen, wodurch die Geſundheit und das Wachsthum der Kinder unendlich Schaden leiden, wenn ſolches nicht durch Vernunft der Vorgeſetzten unterſtützet wird. Pflanzen, welche man in Treibhäuſern zu einer unnatürlichen Reife zwingt, ſind gemeiniglich empfindlicher und ſchwächer, als diejenigen, welche dem natürlichen Triebe überlaſſen werden. Die geringſte rauhe Luft verdirbt ihre Blüthe, und macht die Blätter welk; ſelbſt die erzwungene Frucht verliert viel von dem natürlichen Geſchmacke. So hinkend dieſes Gleichniß iſt, ſo wahr iſt es, daß das frühe Anſtrengen der Seelenkräfte den Bau des Körpers, und beſonders der Nerven, ſchwächet. Untriegliche Erfahrungen bey Erwachſenen, welche ſich unmäßig den tiefſinnigen Wiſſenſchaften widmen, beſtätigen dieſe Wahrheit. Ihre Verdauung wird geſchwächt, ihr Körper nimmt ab, mit einem gelehrten Kopfe liegen dieſelben an der Kette der Hypochondrie, und öfters in der Blüthe der Jahre verwelkt ihre Geſundheit. Die Kindheit muß ſpielend, die Jugend lachend ſeyn, und erſt der Jüngling, deſſen Jahre ſchon nahe an das mannbare Alter gränzen, muß ernſthaft denken. Es ſey ferne, hiedurch den Nutzen der frühzeitigen ſittlichen Erziehung, wodurch Kinder in frühen Jahren zur Rechtſchaffenheit und Gottesfurcht gebildet, und von jenen Ausſchweifungen abgehalten werden, denen die lüſterne Jugend ſo ſehr

zu-

zugethan iſt, zu läugnen. Nur dieſes kann ich nicht billigen, daß gewiſſe Väter und Lehrmeiſter ſo ungeſtüm auf Erlernung ſchwerer Bücher und Sprachlehren dringen, und ſchon von dem Kinde verlangen, was kaum der völlig gebildete Jüngling zu thun im Stande iſt.

Ein jüdiſcher Jüngling iſt ein bedauernswürdiger Sclave, welcher entweder, durch die ſtrengſte ſittliche Erziehung, an den tiefſinnigſten und geheimnißvollen Auslegungen der h. Schrift angeſchmiedet iſt, oder ſchon in frühen Jahren die Beſchwerden eines unruhigen Handels prüfen und ertragen muß. Durch beyde Arten dieſer Dienſtbarkeit, wird die Geſundheit eines Jünglinges, deſſen körperliche Theile noch nicht gänzlich entwickelt ſind, geſchwächt.

In dem männlichen Alter herrſchen bey beyden Geſchlechtern Vorurtheile und Mißbräuche, obgleich die jüdiſchen Geſetze vielen ſich einſchleichenden Unordnungen vorgebeuget haben. Die Geſetze, welche das Volk der Juden von dem Urheber der Natur erhalten hat, faſſen, auſſer den beſondern göttlichen Abſichten, verſchiedene der Geſundheit ſehr erſprießliche Anordnungen und Verbote in ſich. Das gedeihliche Verbot des Schweinfleiſches, und aller aus dieſem Thiere zubereiteten Nahrungsmittel; das Verbot der ſchändenden Berauſchung, des ausſchweifenden und unmäßigen Beyſchlafes, und die heilſamen Anordnungen der öftern Faſttage, der Bäder und Reinigung bey dem weiblichen Geſchlechte, haben heilige Abſichten, und einen Einfluß ſowohl auf die Sitten, als auch die Erhaltung der Geſundheit und der Fortpflanzung. Dieſer ſo heilſamen Gebote ungeachtet, herrſchen zum Theil unter den Juden ſchädliche Mißbräuche, und Fehler in der Lebensordnung, welche ihre Geſundheit in Gefahr ſetzen. Ihre Nahrung iſt theils übermäſſig aus fetten, theils gewürzten Speiſen, ſehr oft

auch aus Zucker, zuſammen geſetzt. Eine Menge Hülſenfrüchte, Mehlſpeiſen, Zwiebeln, Knoblauch, und ſcharfer Käſe, wird von den Armen verzehrt. Bey vielen entzieht der Mißbrauch des Tobackrauchens, dem meiſtentheils von Sorgen ſchon ausgedörten Körper die ſo nützliche Quelle des Speichels, und legt den Grund zur Unverdaulichkeit und zu Verſtopfungen im Unterleibe. Eben ſo ſchädlich iſt der Genuß der vielen Kuchen. Was für Schaden der Mißbrauch der warmen und ſpirituöſen Getränke anrichte, iſt bekannt genug.

In dem Wochenbette der Judenweiber herrſchen ebenfalls die Vorurtheile der weiblichen Afterärzte, wie unter den Chriſten. Sie verbieten ſorgfältig die Fenſter zu öffnen, damit ja die Kindbetterin keine andere als verdorbene und faule Luft in ſich ziehe. Die Abänderung des Weißzeuges iſt, ihrem Urtheile nach, eine ſchädliche Unternehmung. Den Kaffee halten ſie für einen unvergleichlichen Trank bey den Kindbetterinnen, weil er die Leibesöffnung befördert und den Magen ſtärkt. Sehr viele der jüdiſchen Frauensperſonen ſind mit den Hämorrhoiden geplagt, und mit allerley Folgen der Cacherie behaftet. Wenn man aber ihre zum Theil ſchon beſchriebene Lebensart, den Mangel der Leibesbewegung, den Mißbrauch der warmen Getränke, den Genuß fetter, ſüßer und gewürzter Speiſen betrachtet, und zum Theil die Armuth bedenkt: ſo wird man die Quelle finden, woher dieſe viele Uebel entſpringen.

Die Erfahrung lehrt, daß der Kummer, der Mangel, die täglichen Sorgen in frühen Jahren, das Geſicht durch Runzeln entſtellen, und den ſchwärzeſten Bart vergrauen. Es giebt Juden, welche ſchon im 40ſten Jahre einem 60jährigen Alten gleichen. Der beſchwerliche Handel, das beſtändige Rennen und Laufen macht ſie ſteif und zu fernern Bewegungen ungeſchickt.

ſchickt. Doch iſt nicht zu läugnen, daß auch unter den Juden ſehr betragte Greiſe zu finden ſind. Selbſt ihre Geſetze verſprechen ein hohes Alter, weil ſie dem ſittlichen Leben vortheilhaft ſind. Man wird bey den Juden wenig Ausſchweifungen einer übermäßigen Liebe, wenige Weinſchwelger bemerken. Schon in der frühen Jugend wird ihren Kindern die Schamhaftigkeit und ein Haß gegen die Schwelgerey eingeflößet. Auch iſt die Kinderzucht bey ihnen weit ſtrenger, weil der Vater für die Untugenden und Fehler ſeines noch nicht 13jährigen Sohnes geſtraft, und als der Verbrecher angeſehen wird. Eben dieſe weiſe Anordnungen des moſaiſchen Geſetzes mäßigen die eheliche Beywohnung, und hindern die gar zu thieriſchen Wollüſte, welche manchen in frühen Jahren in das Grab bringen. Dieſes mag wohl die natürliche Urſache ſeyn, warum man hie und da ſehr alte Juden, beſonders wenn ſie in guten Glücksumſtänden ſind, antrifft. Die meiſten aber würden in ihrem Alter vor Armuth und Elend verſchmachten müſſen, wenn nicht das löbliche Geſetz der Bewirthung, und jene milde Stiftungen eines gemeinſchaftlichen Almoſens, eingeführt wären. Die in dieſem Alter gewöhnlichen Zufälle ſind eine frühe Blödſinnigkeit, beſtändige Schlafloſigkeit und Melancholie, heftige Glieder- und Steinſchmerzen; Schwäche des Geſichtes, oder völlige Blindheit, bey denen, welche ſich in der Jugend dem nächtlichen übermäßigen Studiren gewidmet haben, und endlich eine völlige Austrocknung und Auszehrung des Körpers.

Eine gute Lebensordnung in der Schwangerſchaft, iſt die Grundlage zu einer dauerhaften Geſundheit der Kinder. Fette und blähende Speiſen, wie auch warme und hitzige Getränke ſind den Schwangern ſchädlich. Es iſt ein lächerliches Vorurtheil, wenn man glaubt, das zeitige Obſt mäſte die Kinder im Mutterleibe.

leibe. Die beſtändige Ruhe des Körpers ſchadet der Mutter und dem Kinde; die Gemüthsruhe hingegen iſt beyden erſprießlich. Heftige Leidenſchaften ſind für Schwangere ein Gift, und tödten öfters die Kinder, noch ehe ſie anfangen recht zu leben. Der unmäßige Gebrauch der ehelichen Beywohnung in den erſten Monaten der Schwangerſchaft iſt eine Urſache unzeitiger Geburten und vorhergehender Blutflüſſe. Der Präſervationsaderlaß iſt im dritten Monate nöthiger, als in der Hälfte der Schwangerſchaft, wegen der Gefahr der abzulöſenden Nachgeburt.

Die gehörige Lebensordnung der Säugerin, muß die Geſundheit und das Wachsthum des Säuglinges befördern. Saure, fette und ſtark geſalzene Speiſen verderben die Milch; dieſe wird in dem Magen der Kinder ſauer, und verurſachet grüne Durchfälle, welche öfters in Convulſionen ausarten, und die Kinder in dem erſten Jahre hinweg raffen. Gut zubereitetes Gemüſe ohne Gewürz, weich geſottene Eyer, wohl ausgebackenes Brod, und Bier, welches weder zu jung noch zu alt iſt, ſind die beſte Nahrung für ſäugende Perſonen. Der ſo genannte Brey iſt jungen Kindern unverdaulich; dieſem ſind mit Fleiſchbrühe und Weißbrod zubereitete Suppen vorzuziehen. So nöthig aber gute Nahrung für Kinder iſt, ſo vortheilhaft iſt auch die unermüdete Sorgfalt für ihre Reinlichkeit, und das öftere Baden und Waſchen derſelben, und daß man ſie ſchon in den erſten Monaten an die freye und friſche Luft gewöhne. Das Geſetz, welches den Juden verbietet, den Kopf der Kinder bloß zu laſſen, können ſie ohne Furcht eines Nachtheiles für die Geſundheit befolgen; nur muß die Bedeckung von bloß einfacher Leinwand verfertiget werden, damit nicht dieſer zu Flüſſen ſehr geneigte Theil zu warm gehalten werde. Alle Wickelſchnüre und andere Kinderfeſſeln wünſchte ich verbannt zu ſehen. Die Luft in

den

den Schlafzimmern der Kinder muß täglich wenigſtens dreymal durch ein geöffnetes Fenſter erfriſchet werden; auch müſſen die Geſchirre und Behälter des Unrathes, ſo wie die unreinen Windeln, ſogleich aus dem Zimmer gebracht werden, damit nicht die Luft, welche ohnehin in kleinen Stuben unrein iſt, durch dieſe Ausdünſtungen noch ſchädlicher werde.

Die Entwöhnung der Kinder iſt der gefährlichſte Zeitpunct für ihre Geſundheit. Die beſten Suppen und Getränke ſind von den Eigenſchaften der Muttermilch weit entfernt. Man muß daher die ſchwachen Verdauungskräfte zu ſtärken ſuchen, und eine Nahrung erwählen, welche wenig zähen Schleim in dem Unterleibe anlegt, und jene fürchterliche Dickbäuche hervor bringt. Zu Erreichung der erſten Abſicht, muß man den Kindern ſo viel Leibesbewegungen in freyer und friſcher Luft geben, als ihr Alter ertragen kann. Dahin rechne ich das tägliche Fahren in hölzernen Wägen, das Reiten auf den bekannten Kinderpferden, das Laufen und die bewegenden Spiele in freyer Luft, ſelbſt zur Winterszeit. Die Nahrung vom 2ten bis ins 6te Jahr, muß ſehr mäßig und einfach ſeyn. Man muß ſie ſpielend aufwachſen, und dabey ſo ſtudiren laſſen, daß die Kräfte ihrer Seele nicht durch übermäßiges Anſträngen erſchöpfet werden.

Was die Lebensordnung der Erwachſenen betrifft, ſo rathe ich ihnen, in den Oſtertagen des nach ihren Geſetzen gebotenen ungeſäuerten Brodes, oder ſo genannten Matzens, ſich nur halb ſatt zu eſſen. Diejenigen, welche einen ſchwachen Magen haben, ſollten deſto vorſichtiger kauen, damit die Unverdaulichkeit dieſer Mehlſpeiſe durch den beygemiſchten Speichel gemindert werde.

An einigen Orten, inſonderheit in Italien, pflegen die Juden die alten wollenen Matratzen, welche durch langen Gebrauch zuſammen gedrückt und hart gewor-

den ſind, wieder aufzutrennen, die Wolle aus denſelben heraus zu nehmen, auf weidenen Hürden mit Ruthen zu ſchlagen, auszuſtäuben, und wieder in die Küſſen zu füllen, damit ſie weicher werden, und zu fernerm Gebrauch dienen können. Von dieſer ihrer Verrichtung haben ſie, wie Ramazzini meldet, in Modena großen Gewinn, ziehen aber auch zugleich durch dieſelbe ihrer Geſundheit großen Schaden zu. Denn wenn ſie dieſe alte, mit den menſchlichen Ausdünſtungen, oft auch mit Urin angefüllte, ſchmutzige Wolle ausklopfen und ſchlagen, ſo ziehen ſie den häßlichen Staub, welcher bey der Bearbeitung aus derſelben fährt, durch den Mund in ſich, und die Wirkungen deſſelben auf ihren Körper ſind, unter andern, beſonders ein heftiger Huſten, kurzer Athem und Erbrechen. Ich halte zwar keinesweges den Staub, welcher durch das Schlagen aus der alten Wolle gebracht wird, für unſchädlich, glaube aber gewiß, daß er alsdann viel ſchädlicher ſey, wenn mit ihm die in der Wolle trocken gewordenen Ausdunſtungen von den Körpern der Menſchen, die auf denſelben gelegen haben, vermiſcht ſind. Noch ſchädlicher muß dieſer Staub alsdann ſeyn, wenn er mit der Ausdunſtung kranker Menſchen, deren viele auf wollenen Matratzen ſterben, vermiſcht iſt.

An einigen Orten geſchieht das Sammeln der Lumpen, welche die Papiermüller zur Bereitung des Papieres anwenden, von den Juden. Wenn ſie mit ſolchen zuſammen gebrachten Lumpen nach Hauſe kommen, breiten ſie dieſelben aus einander, und ſortiren die feinern von den gröbern, und überhaupt die leinenen, ſeidenen und wollenen von einander, welche leztern ſie theils wegwerfen, theils auch an die Papiermacher, zu Bereitung des Löſchpapieres verkaufen. Die ſolchergeſtalt von einander abgeſonderten Lumpen werfen ſie in ihren Häuſern auf Haufen zuſammen, wo ſie wegen des Schmutzes und der Feuchtigkeit, die in ihnen

nen befindlich iſt, leicht warm werden und faulen. Wenn dieſe Haufen wieder aufgeriſſen, und die Lumpen in Säcke geſtecket und den Papiermüllern zugeführet werden, breitet ſich in den Häuſern, wo ſie gelegen haben, ein heftiger Geſtank aus, welcher, da er von den damit umgehenden Juden beſtändig eingezogen wird, nothwendig verſchiedene Krankheiten, als: Huſten, Keichen, Eckel und Schwindel, bey denſelben verurſachen muß.

Perſonen dieſer Art, welche ſich durch Lumpenſammeln, oder durch Reinigung und Auffriſchung der Matratzen, ihren Unterhalt erwerben, bedürfen ſolcher Mittel, welche den verſchluckten Unrath von unten ſowohl, als auch von oben, ausführen. Dergleichen ſind die aus Spießglas bereiteten Mittel, die mit Theriack bereiteten und andere Eſſige, auch der Theriak ſelbſt. Auch müſſen ſie, bey ihrer Arbeit, den Mund mit einer aus Eſſig und Waſſer bereiteten Miſchung ausſpühlen, auch das Geſicht und die Naſe verbinden, damit die in der Luft herum fliegenden unreinen Theilchen nicht ſo leicht Eingang in das Innere des Körpers finden mögen.

Bernh. Ramazzini's Abh. von den Krankheiten der Künſtler und Handwerker, neu bearbeitet und vermehrt von D. Jo. Chriſt. Gotfl. Ackermann. Stendal, 1780, 8. S. 232, fgg.
D. Elcan Iſaac Wolf von den Krankheiten der Juden. Seinen Brüdern in Deutſchland gewidmet. Mannh. 1777, 8. 6 B.

Jude, (Bettel=) ſ. oben, S. 501.
— — (Ewiger=) ſ. oben, S. 294.
— — (Geld=) } ſ. oben, S. 293.
— — (Hof=) }
— — (Korn=) ſ. oben, S. 293, und in K.
— — (Münz=) ſ. oben, S. 444.
— — (Pacht=) ſ. oben, S. 407, und 507, fgg.
— — (Schnurr=) ſ. oben, S. 501.
— — (Schutz=) ſ. oben, S. 405.

Juden=Aelteſte, ſ. oben, S. 319, und 484, fgg. Ober=Aelteſte, S. 490.

Juden=Apfel, Ital. Cedro all' Ebrea, Hebr. Eſrogem, iſt eine, im I. Th. S. 394, fgg. beſchriebene, Art der Cedratfrüchte, meiſtentheils länglich rund, und von gelblicher oder grünlicher Farbe, auch gemeiniglich dicker und ungleicher Schale, welche oberwärts einen oder zwey Eindrücke oder Einbiſſe haben, als wenn mit den Zähnen darin wäre gebiſſen worden. Die Juden ſind der Meinung, daß es die Frucht ſey, welche Vater **Adam** im Paradieſe gegen das Verbot Gottes genoß; daher ſie auch Adamsapfel oder Paradiesapfel genannt wird. Aus dieſem Grunde verbraucht dieſe Nation jährlich eine große Menge bey der Feyer ihres Lauberhüttenfeſtes. Die jüdiſchen Familien halten es zu dieſer Zeit für eine vorzügliche Ehre und Zierde, wenn ſie bey dieſem Feſte mit einem Apfel prangen können, welcher ſich durch ſchöne Proportion vor andern auszeichnet. Darunter verſtehen ſie hauptſächlich die Mittelgröße und gleiche Farbe, auch daß die obere Krone gerade und unbeſchädigt, und der Stiel vorwörts gekrümmt, und daß der Einbiß recht natürlich und gut gezeichnet ſey. Das Vaterland dieſer Früchte iſt die Gegend von Montenegro und Calabrien. Die meiſten kommen über Genua, Trieſte, Fiume, Bogliacco, Gorgnano ꝛc. Sie ſind in ganzen und halben Kiſten, von ungefähr 200 Stück gepackt. Jedes Stück iſt erſt in Papier, und ſodann in Werg mit Fäden umhüllt. Diejenigen, welche damit Handel treiben, laſſen, nach der Anzahl der Aepfel, eben ſo viele, entweder friſche, oder alte vorjährige Zweige, die mit Fäden umwickelt ſind, und von den Juden Chodes genannt werden, beylegen. Auſſer dieſen läßt man gemeiniglich noch beſonders die Hälfte oder zwey Drittel ſo viel Palmen, (hebr. Lullef,) als Früchte ſind, kommen. Bey dem Verkaufe

iſt

iſt alsdann gebräuchlich, daß derjenige, der nur einen Apfel kauft, einen Chodes, aber keinen Lullef erhält, es wäre denn, daß er ihn beſonders bezahlte. Derjenige, welcher 2 Aepfel kauft, bekömmt 2 Chodes und 1 Lullef, u. ſ. f. Die Häuſer, welche ſich mit dieſem Handelsartikel befaſſen, können da, wo eine zahlreiche Judenſchaft ſich befindet, und Mangel an dieſen Früchten iſt, einen anſehnlichen Gewinn machen. Es hat Zeiten gegeben, wo das Stück mit 5, 6 bis 20 und mehr Rthlr. bezahlt worden iſt. Hingegen können aber auch die, welche die rechte Zeit zum Abſatze verſäumen, einen anſehnlichen Verluſt leiden. Die Unkoſten auf dieſen Artikel ſind ſehr beträchtlich, wenn der Ort der Beſtimmung entfernt iſt. Sie werden gewöhnlich mit den Poſten verſchickt, da zwiſchen der Sammlung und der Zeit ihres Verbrauches öfters nur ein Zwiſchenraum von ein paar Wochen iſt. Wer ſie nun nach dem Lauberhüttenfeſte erhielte; könnte ſie für nichts weiter als für ordinäre Citronen verkaufen, und würde vielleicht nicht das Viertel der Koſten heraus bringen.

Schedel's Comtoirblatt, 8 St. v. J. 1782, S. 63, f.

Juden-Baum, Rhamnus Paliurus *L.*, ſiehe Kreutz-Dorn.

Juden-Bekehrung, ſ. oben, S. 469, und 529.

Juden-Bilz, im g. L., eine Art unangenehmer fahler Bilze, mit dünnen Stielen, welche gern im weißen Mooſe wachſen. Vermuthlich wegen der Aehnlichkeit ihrer Hüte mit den ehemaligen ſpitzigen Hüten der Juden.

Juden-Citronat, ſ. Th. VIII. S. 146.

Juden-Commiſſion, ſ. oben, S, S. 490.

Juden-Conceſſion, ſ. oben, S. 412. und 504.

Juden-Docke, Judendöckchen; ſ. Juden-Kirſche.

Juden=Dorn, eine Benennung, 1. des Rhamnus Paliurus *L.*; ſiehe Kreutz=Dorn. 2. Des im XXIX. Th. S. 191, beſchriebenen dornigen Jasmines, Lycium *Linn.*

Juden=Eid, ſ. oben, S. 584, fgg.

Juden=Feder, Flachsgras, Eriophorum *L.* ſ. Th. XIX. S. 750.

Juden=Fiſch, Fr. Poiſſon Juif, eine Benennung des im XXI Th. S. 345, fgg. beſchriebenen Hammerfiſches, Squalus Zygaena *L.* wegen der Aehnlichkeit ſeines Kopfes mit einem ehemaligen Kopfſchmucke der Juden in der Provence.

Juden=Gaſſe, ſ. Juden=Straſſe.

Juden=Geleit, ſ. Th. XVII. S. 107.

Juden=Genoß, (der) die Judengenoſſin, bey den ältern Juden und in der deutſchen Bibel, eine Perſon, welche die jüdiſche Religion angenommen hatte; nach dem Griech. ein Proſelyt.

Juden=Groſchen, ein Name derjenigen ältern ſächſiſchen Groſchen, welche im 15 und 16ten Jahrh. gepräget wurden, und von dem auf der einen Seite ſtehenden meißniſchen Helme, deſſen Zierrath ein Mannskopf mit einem Barte und ſpitzigen Hute iſt, Bartgroſchen hießen. Weil der gemeine Mann dieſen Helmzierrath für einen Judenkopf mit einem damals üblichen ſpitzigen Hute anſah, wurden ſolche Groſchen Judengroſchen, Judenhüte und Judenköpfe genannt. Siehe Bartgroſchen, im XX. Th. S. 120.

Eben dieſe Benennung führt an einigen Orten eine gewiſſe Auflage. So wurden z. B. in dem Herzogthume Neuburg, vor einigen Jahren die Juden ausgetrieben, zum Erſatz ihrer abgängigen Abgaben aber wurde den Unterthanen eine Auflage, unter dem Namen Judengroſchen aufgeleget.

Dieſe Auflage hat den Fehler, daß ſie den Vortheil und Nachtheil der Unterthanen nicht richtig bilanciret. Wenn noch ſo viele Juden in einem Staate ſind, ſteht es doch in der Macht eines klugen Mannes, ſich vor ihren Bevortheilungen zu hüten. Dieſem bringt alſo ihre Austreibung keinen Vortheil, da hingegen der Judengroſchen ſeine Abgaben wirklich vermehrt. Auch iſt zu befürchten, daß nach Ablauf etwa eines Jahrhundertes, die Bedeutung des Wortes Judengroſchen unbekannt werden, und alsdann die Regierung in die Verſuchung gerathen möchte, neben Beybehaltung jenes Gefälles, doch wieder Juden in den Schutz aufzunehmen; ſo wie an einigen Orten **Wegegeld** und **Chauſſeegeld** zugleich erhoben wird.

Einleit. in die Lehre von Auflagen. Nördling. 1778, 8. S. 85, f.

Juden-Harz, ſ. Juden-Pech.

Juden-Hut, der Hut eines Juden, beſonders die ehedem bey ihnen ſpitzige Art von Hüten; ſiehe kurz vorher, im Art. Judengroſchen. Figürlich führt dieſen Namen auch das im III. Th. S. 477, beſchriebene gemeine Springkraut, oder die gelbe Balſamine, Impatiens Noli me tangere *L.* weil die reifen Capſeln deſſelben einigermaſſen den ehemaligen Judenhüten gleichen. Auch die Judenkirſche wird an einigen Orten ſo genannt; ſ. dieſes Wort.

Juden-Jahr, ſ. Th. XXVIII. S. 608, fgg.

Juden-Juwelier, ſ. Juwele.

Juden-Kirſche. 1. Die Frucht des Judenkirſchbaumes, deſſen rothe Frucht einem Kopfe mit einem rothen Schleyer gleicht, dergleichen ehedem die Jüdinnen tragen mußten.

2. Auch die Kornelkirſche führt an einigen Orten dieſen Namen; ſ. dieſes Wort.

Der Judenkirſchbaum, oder die Judenkirſchſtaude, Alkekengi *Tourn.* Phyſalis *Linn.* gehört zu den Pflanzen mit 5 Staubfäden, und 1 Staubwege. Der kleine, fünfeckige, glockenförmige Kelch zeigt 5 ſpitzige Einſchnitte, und das radförmige Blumenblatt

eins

eine ganz kurze Röhre, aber einen breiten, gefalteten, und in 5 Spitzen ausgehenden Rand. Die 5 kurzen Staubfäden ſind mit den Staubbeuteln gegen einander gerichtet, und der Griffel endigt ſich mit einem kurzen Staubwege. Die kugelförmige Beere liegt in dem viel vergrößerten, aufgeblaſenen, fünfeckigen, verſchloſſenen und gefärbten Kelche, iſt in 2 Fächer abgetheilt, und enthält viele nierenförmige Samen. Hr. v. Linné hat 12 Arten, wovon die 8 erſtern bleibende oder ausdauernde, die übrigen aber Sommergewächſe ſind.

1. **Gemeine rothe Judenkirſchſtaude, Judendocke, Judendöckchen, Judendöcklein, Judenhütlein, Blaſenkirſche, Boberelle, Boborelle, Erdkirſche, Mönchskirſche, rother Nachtſchatten, Schlutten, rother Steinbrech, Steinkirſche, Teufelskirſche, Winterkirſche,** Alchakengi, Alchechengi, Alkekengi & Halicacabum *Offic.* Στρυχνον αλικακαβον *Dioſc.* Halicacabum ſ. Alkekengi vulgare *Park.* Solanum halicacabum *Trag. Matth. Lob.* Solanum vulgare *J. B.* Solanum veſicarium *Dod.* Solanum bacciferum ſ. veſicarium *C. B.* Halicacabum veſicarium *Camer.* Veſicaria *Cord.* Saxifraga rubra & IV. *Brunſ.* Phyſalis caule ſimplici annuo, foliis integerrimis geminatis, floribus ſolitariis *Dalib.* Phyſalis foliis coniugatis cordatis ſinuatis caule ramoſo *Hall.* Phyſalis radice perenni, foliis lanceolato-cordatis *Royen.* Phyſalis Alkekengi, foliis geminis integris acutis, caude herbaceo inferne ſubramoſo *Linn.* Fr. Alkekenge, Baguenaude, Ceriſe d'outre mer, Coquereille, Coqueret, Veſicaire. Man findet ſie in Japan, in Italien, in der Schweiz, auch in Deutſchland, an ſchattigen und etwas feuchten Orten, an Zäunen und alten Mauern, inſonderheit bey Weinbergen, wild. Die lange, kriechende, faſerige Wurzel breitet ſich weit aus, und treibt jährlich ungefähr 2 Fuß hohe, in wenig Zweige abgetheilte, etwas rauche und röthliche Stängel, an welchen die

lang

lang geſtielten Blätter auf eine beſondere, doch vielen zu dem Geſchlechte des Nachtſchattens gehörigen Pflanzen eigene Art ſitzen. Es entſpringen nämlich allemal 2 Stiele aus einem gemeinſchaftlichen Orte, mithin ſtehen 2 Blätter auf einer Seite; dieſe ſind ganz weich und haaricht anzufühlen; eyförmig zugeſpitzt, und nicht ausgezackt. Einige Schriftſteller eignen den Blättern eine herzförmige Geſtalt zu. Sie fangen ſchon am Stiele ſchmal an, werden nachher breiter, und laufen in eine Spitze aus; ſie ſind auch am Rande ſelten eingekerbt, gemeiniglich aber etwas ausgeſchweift. Aus dem Winkel der beyden Blätter treiben im Junius einzelne, geſtielte, weißliche Blumen, deren Kelch ſich immer mehr aufbläſet, und, wenn die Frucht, welche die Größe und Geſtalt einer anfangs grünen, hernach gelbrothen Kirſche hat, reif wird, welches vom Sept. bis in den Dec. geſchieht, wie dieſelbe, ganz blutroth wird. Die Beere iſt voll gelblichen Markes, mit etlichen platten runden Samenkörnchen vermiſcht.

Man kann die Pflanze ohne Mühe in den Gärten, theils ihrer Seltenheit und Artigkeit der Frucht, theils auch des Nutzens wegen, unterhalten, indem man den Samen im Frühlinge an einem ſchattigen feuchten Orte ausſäet, wo ſie ſich ungemein ſtark von ſelbſt durch die kriechende Wurzel vermehren wird.

Dieſe Pflanze iſt zwar in der natürlichen Ordnung der Nachbar vom Nachtſchatten und Tollkraute, aber in Anſehung der innern Beſtandtheile gar merklich von dieſen unterſchieden. Es iſt von derſelben bloß die Frucht oder Beere im Gebrauche. Sie hat anfänglich einen ſüß-ſäuerlichen Geſchmack, welcher zuletzt bitterlich wird. Dieſe Bitterkeit wird merklich vermehrt, wenn man zuvor den Kelch, welcher eine unangenehme Bitterkeit beſitzt, angegriffen hat, und nachher die Beere berührt.

Ge. Hier. Velſchii obſ. de fructibus halicacabi) ſ. ſolani veſicarii, dulcacidis, ſolo digitorum contactu leviſſimo amareſcentibus, ſt. in deſſen hecatoſtea I. obſervationum phyſ. medicar. Obſ. 9.

Die Beeren werden in Spanien, in der Schweitz und andern Ländern Europens, roh, oder mit Eſſig eingemacht, gegeſſen. Schon die Alten haben dieſer Frucht eine urintreibeude Eigenſchaft zugeſchrieben; zu welchem Ende die Bauern in der Pfalz dieſelben roh, zu ganzen Händen voll, eſſen. Als Arzeneymittel pflegt man ſie roh, zu 6 bis 12 Stück, oder mit Zucker eingemacht, oder in Wein, in dem man 3 bis 4 Beeren zerquetſcht hat, oder den Saft von ihnen, zu 1 Unze, zu nehmen. Man hat ſie wirkſam wider die Waſſerſucht, und als ein den Stein und Schleim, woraus der erſtere entſteht, treibendes Mittel befunden. (*) Ein Gewiſſer hat ſich die Gicht vertrieben, indem er bey jedesmaligem Mondeswechſel 8 Beeren aß, oder ſie zerquetſcht mit Wein trank, wodurch er den Abgang einer ſtinkenden Materie mit dem Urine bewirkte. (**) Den ausgepreßten uud inſpiſſirten Saft von ihnen, lobt ſchon **Dioſcorides**; welche Art des Gebrauches auch **Lewis** (***) rühmt. **Buchwald** hat den Wein, worin die Beeren geweicht worden, wider das Blutſpeyen, und **Wedel** im Blutharnen, empfohlen. In den Apotheken werden aus den Beeren Küchlein, Teochisci Alkekengi, oder de Halicacabo, de Veſicaria, und Diaphyſſalidon genannt, gemacht, welche wider das Brennen und Schneiden des Urins, in Nieren= Blaſen= und Harnröhrgeſchwüren, Eiter= und Bluthaͤrnen dienen. Durch ein Quent dieſer Küchlein, hat **Liſter** den Stein abgetrieben; (****) ſie ſind aber eine ſehr zuſammen geſetzte Ar=

(*) Berlin. Samml. 3 B. 5 St. S. 521, f.
(**) Ray, hiſt. To. I. p. 681.
(***) Mat. med. p. 27.
(****) Exerc. med. de calcul. S. 137, f. in Morton Opp. Vol. 4.

Arzeney, daß man zweifeln muß, ob man wirklich den Beeren dieſe Eigenſchaft zuſchreiben kann. Dieſe Schluttenküchlein rühren vom Meſues her. Man hat ſie auch mit Mohnſaft verſetzt. Man deſtillirt auch ein Waſſer von den Beeren, welches den Urin treibt, die Nieren, Harngänge und Blaſe von allem Schleim, Sand, Gries und Stein reinigt. Man findet auch in einigen Apotheken das Rob oder die Pulpa è baccis, desgleichen eine Tinktur oder Eſſenz daraus, wie auch den Spiritum ex ſucco fermentato extractum & deſtillatum, welche mit dem abgezogenen Waſſer von gleicher Wirkung ſind. Man hat den Rauch der auf Kohlen geworfenen Beeren äußerlich gegen Zahnſchmerzen gebraucht, und leichtgläubige haben ſich überredet, als ob aus den ſchmerzhaften und hohlen Zähnen Würmer abgiengen, wenn man ſich mit dieſen Beeren räucherte; man hat aber einen Theil des Samens, nämlich den künftigen Keim, welcher mit einer Schnellkraft aus den Samen hervor bricht, für Würmer angeſehen.

Mit der Wurzel läßt ſich Wein roth färben.

2. **Wirtelförmige Judenkirſchſtaude mit aufrechtſtehenden Zweigen**, Solanum ſomniferum; Phyſalis caule fruticoſo tereti, foliis ovatis integerrimis, floribus confertis *Royen.* Phyſalis ſomnifera, caule fruticoſo, ramis rectis, floribus confertis *Linn.* Dieſe immergrünende, niedrige Staude, wächſt in Mexiko, Spanien und Candien. Die aufrecht ſtehenden Aeſte ſind mit einem weißen wollichten Weſen bedeckt; die einander gegen über, zuweilen auch, wie bey der erſten Art, in gepaarter Zahl bey einander geſtellten Blätter, eyförmig, völlig ganz, weich und haaricht anzufühlen, und 3, 4 auch mehrere kleine Blumen am Blätterwinkel befeſtigt. Das Blumenblatt iſt grünlich oder blaßgelb, mehr glockenförmig, und nicht viel größer als der Kelch, dieſer aber, wenn die

Beere reif wird, mehr gelblich als roth. Die aus Samen auf dem Miſtbeete erzeugten Stöcke blühen öfters ſchon im erſten Jahre, ſind aber auch gemeiniglich im zweyten, vielleicht wegen ſchlechter Wartung, eingegangen. Sie wollen im Winter zugleich mäßige Wärme und auch freye Luft genießen, und mit dem Begießen ſorgfältig abgewartet ſeyn. Der Same erlangt ſelten bey uns ſeine völlige Reife, und die Vermehrung aus Zweigen ſchlägt ſelten nach Wunſch an.

3. Kleberige, kriechende Judenkirſchſtaude; kleine amerikaniſche Judenkirſche, Alkekengi bonarienſe; Phyſalis radice perenni, foliis cordatis obtuſis, *Royen* & *Gronov*. Phyſalis foliis cordatis integerrimis obtuſis ſcabris, corollis glabris *Linn*. Phyſalis viſcoſa, foliis geminis repandis obtuſis ſubtomentoſis, caule herbaceo ſuperne paniculato *Ejusd*. Dieſes niedrige, perennirende Gewächs, mit einer kriechenden Wurzel, iſt in Virginien und bey Bonarien zu Hauſe. An dem krautartigen oberwärts in Zweige ausgebreiteten Stängel ſitzen allemal 2 Blätter bey einander, welche faſt herzförmig am Rande ausgeſchweift, ſtumpf und etwas haaricht ſind. Die gelblichen Blumen zeigen ſich im Sommer einige Monate über, und ſind in der Mitte mit ſchmutzig gelben Flecken bezeichnet. Die Frucht iſt kleberig, und hat die Geſtalt einer umgekehrten Birn. Die Pflanze wird aus dem Samen auf dem Miſtbeete erzogen, und den Winter über im Glashauſe unterhalten.

4. Beugſame Judenkirſchſtaude mit gebogenen Aeſten, Phyſalis flexuoſa, caule fruticoſo, floribus confertis *Linn*. Ihr Vaterland iſt Oſtindien. Sie hat Stellung und äußeres Anſehen mit der zweyten Art gemein, auch ihre Blumen ſtehen ohne beſtimmte Ordnung in den Winkeln der Blätter. Ihr Kelch wird immer größer, und ſchließt ebenfalls die Beere ein; ihre Blumen aber ſind kleiner. Ihre

Zwei=

Zweige ſind ſehr gebogen, und ihre Blätter ſtehen gleichſam in 2 Reihen an den äußern Winkeln der Beugung.

5. Baumartige Judenkirſchſtaude, mit ſtaudigem Stängel, haarigen und eyrunden Blättern, und ziemlich einzeln ſtehenden Blumen mit umgerollten Kronen, Phyſalis foliis ovato-lanceolatis integerrimis oppoſitis, caule fruticoſo *Mill.* Phyſalis arboreſcens, caule fruticoſo, foliis ovatis piloſis, floribus ſubſolitariis, corollis revolutis *Linn.* Sie kommen von Campeche. Ihre Blätter haben einen ganz glatten Rand, und ſtehen einander gerade gegen über.

6. Curaſſaviſche Judenkirſchſtaude, mit ſtaudigem Stängel, und eyrunden und filzigen Blättern, Phyſalis curaſſavica, caule fruticoſo, foliis ovatis tomontoſis *Linn.* Sie wächſt in Curaſſao wild. Ihre Wurzel iſt ſtark und kriechend. Ihre Aeſte ſind ganz einfach, und gehen alle Jahre zu Grunde. Ihre Blätter ſtehen ganz einzeln. Man kann ſie aus den Wurzeln vermehren, welche man im Frühlinge theilt, und muß ſie im Winter in ein warmes Gewächshaus bringen.

7. Penſylvaniſche Judenkirſchſtaude, Phyſalis radice perenni, caule procumbente, foliis ovatis acute dentatis, petiolis longiſſimis *Mill.* Phyſalis penſylvanica, foliis ovatis ſubrepandis obtuſis nudiuſculis, floribus geminis, caule herbaceo *Linn.* Ihr Vaterland iſt Virginien. Ihre Wurzel treibt viele Stängel, welche bald danieder liegen, bald aufrecht wachſen, kaum 1 Schuh hoch werden, mit einem dunkeln Filze bekleidet, ziemlich gebogen und rundlich ſind, oder doch nur ſtumpfe Ecken haben, und ſich oben zunächſt an den Blumen in Aeſte zertheilen. Die Blätter ſind auf ihrer untern Fläche etwas filzig, und ſtehen wechſelweiſe und an den Blumen zu zwey. Ihre Stiele ſind nur halb ſo lang, als die Blätter

 ſelbſt.

ſelbſt. Die Blumenſtiele ſtehen einzeln in den Winkeln der Aeſte, und ſind etwas länger als die Blattſtiele. Der Blumenkelch iſt faſt cylindriſch und unten zugeſtumpft. Die Blumenkrone iſt gelb, und auf dem Boden dunkler. Die Staubfäden ſind gelb. Die Beere iſt kugelrund, roth, und von der Größe einer Erbſe.

8. Peruvianiſche haarige Judenkirſchſtaude, mit herzförmigen und glatträndigen Blättern, Phyſalis peruviana pubescens, foliis cordatis integerrimis *L.* Sie iſt bey Lima zu Hauſe. Der Stängel iſt hoch, aus einander geſperrt, mit ſehr feinen Haaren beſetzt, und, wie die Blätter, ſehr weich anzufühlen. Die Blumen hängen einzeln an ihren Stielen. Die Blumenkrone iſt gelb, und hat auf dem Boden zu beyden Seiten 5 braune Flecken, und einen zottigen Schlund.

Die vier folgenden Arten, welche Sommergewächſe ſind, werden auch in hieſigen Gärten auf dem Miſtbeete jährlich aus den Samen erzogen. Wenn die Pflanzen aufgegangen und 2 Zoll hoch ſind, muß man ſie in ein anderes mäßig warmes Miſtbeet ſetzen, ſie, bis ſie Wurzeln haben, begießen, und im Schatten halten, ihnen genug friſche Luft geben, und ſie im Jun. mit einem Klumpen Erde an der Wurzel in Töpfe oder in Rabatten von leichter Erde ſetzen. Die Pflanzen vermehren ſich auch zuweilen von ſelbſt durch die abgefallenen Beeren.

9. Eckige Judenkirſchſtaude, Alkekengi Chenopodii ſ. Capſici folio; Phyſalis angulata ramoſiſſima, ramis angulatis glabris, foliis ovatis dentatis *L.* Sie wächſt in beyden Indien, verbreitet ſich in ſehr viele, mit vorragenden Ecken beſetzte, oder viereckige, glatte Zweige mit eyförmigen, mehr oder weniger eingezackten Blättern. Die Einſchnitte des gelblichen Blumenblattes ſind mit einem dunkelgelben Flecken bezeichnet, und die Staubbeutel blau. Der

Kelch,

Kelch, wenn derſelbe die Frucht umgiebt, iſt weniger als bey andern Arten eckig, grünlichgelb, und mit purpurfarbigen Linien durchzogen.

10. Rauchkleberige Judenkirſchſtaude, Phyſalis pubescens ramoſiſſima, foliis villoſo - viſcoſis, floribus pendulis *L.* Sie wächſt in Virginien, treibt viele ausgebreitete, haarichte und mit knotigen Gelenken verſehene Zweige, haarichte, kleberige Blätter, und unterwärts hangende Blumen, deren Blumenblatt bey den Einſchnitten mit dunkelblauen Flecken bezeichnet iſt. Die Frucht iſt auch kleberig und rauch, und die Beere füllet den Kelch faſt ganz aus.

11. Kleine mit langen Fruchtſtielen verſehene Judenkirſchſtaude, Phyſalis minima ramoſiſſima, pedunculis fructiferis folio villoſo longioribus *L.* wächſt in Oſtindien an trocknen und wüſten Orten, und unterſcheidet ſich von den übrigen Arten vorzüglich durch die Fruchtſtiele, welche länger als die haarichten Blätter ſind.

12. Bereifte Judenkirſchſtaude, Phyſalis pruinoſa ramoſiſſima, foliis ſubvilloſis, pedunculis ſtrictis *L.* Ihr Vaterland iſt Amerika. Sie hat mit den drey vorhergehenden viel ähnliches. Die Zweige ſind rundlich, oberwärts platt und eckig und wollicht; die Blätter rauch und kleberig; die Winkel der Aeſte gleichſam mit einem grünen Reife belegt; die Blumenſtiele ſteif und aufgerichtet; die kleinen Blumen unterwärts gerichtet; das gelbliche Blumenblatt mit dunkel purpurfarbigen Flecken bezeichnet; die Staubbeutel blau, und die Fruchtkelche groß, fünfeckig, am Boden platt. Die Blätter und Zweige geben, wenn man ſie zerreibt, einen unangenehmen Geruch von ſich.

Juden⸗Kopf, ſ. Judengroſchen.

Juden⸗Krankheiten, ſ. oben, S. 602, fgg.

Juden⸗Leim, ſ. Judenpech.

Juden = Medaillen. Mit dieſer Benennung belegt man diejenigen Medaillen, die ein gewiſſer Jude zu Prag im vorigen Jahrhunderte, mit Beyhülfe eines halbgelehrten Chriſten verfertigt, und für ächte Münzen der Fürſten, die ſie vorſtellen, ausgegeben, darüber aber auch ſeinen Kopf verloren hat. Einige dieſer Medaillen enthalten Bildniſſe berühmter Perſonen, z. B. Kaiſers Conſtantin des Großen, Carl's des Großen, Heinrich's IV., Albrecht's I., König Philipp's des Schönen in Frankreich, der h. Eliſabeth, Landgraf Ludwigs VI. in Thüringen Gemahlin, u. a. m.; andere, moraliſche Vorſtellungen und Sinnbilder, z. B. des Glaubens, der Dankbarkeit, der Tapferkeit, der ehelichen Liebe, des Kinderſegens ꝛc. Da dergleichen Medaillen als große Seltenheiten aufgehoben werden, will ich einige derſelben beſchreiben.

I. Juden = Medaillen, welche Bildniſſe berühmter Perſonen enthalten.

1. Goldene Medaille auf die Kaiſerin Eleonora, K. Fridrich's III. Gemahlin. Fig. 1762. a) Die erſte Seite ſtellt die Kaiſerin Eleonora in majeſtätiſcher Geſtalt vor, nämlich ſitzend auf einem Throne, mit der Krone auf dem Haupte, und den Scepter in der rechten, und den Reichsapfel in der linken Hand haltend. Auf dem Rande ſteht dieſer Titel; LEONORA. FILIA. EDVARDI. REG.is. PORTVGAL.liæ FRID.erici III. IMPER.atoris VXOR. Auf der andern Seite iſt eine große vollblätterige Roſe abgebildet, mit der gedoppelten Randſchrift: VT ROSA. FLORES SPLENDORE. CORVSCO. PRAEFVLGET SIC. LEONORA. VIRTVTVM. AMATO. CHORO. PRAESTAT.

Die Medaille iſt ganz flach, doch ſehr fleißig und zierlich gemacht. Man trifft ſie auch in Silber an. Sowohl die einförmige Art des Stämpels, als die Figur der nachgeahmten Buchſtaben, zeigt in der Zuſammenhaltung, daß ſie zu denjenigen Medaillen gehöre, die ein gewinnſüchtiger jüdiſcher Goldſchmied gemacht, und die Welt damit hat anſetzen

ſetzen wollen, als wären ſie von der alten Zeit, in welcher die Perſonen, die ſie vorſtellen, gelebt haben. Allein, die Falſchheit offenbaret ſich gleich ſelbſt, ſowohl durch die ungewöhnliche Größe, und durch die darauf vorkommenden Bilder, als auch durch die Gleichförmigkeit der Mönchsſchrift, die ſich nicht zu ſelbigen Zeiten ſchickt.

2. Ein Goldſtück in Thalergröße, mit Kaiſer Carl's des Großen Bruſtbilde im kaiſerl. Ornate, und einem mit Lilien beſtreueten Mantel, mit der geſchloſſenen kaiſerl. Krone auf dem Haupte, und mit dem bloßen Schwerte in der Rechten, und mit dem Reichsapfel in der linken Hand. Die Umſchrift iſt: † CAROLVS. MAGNVS ROMAN. IMPER. ET. FRANCOR. R. Die andere Seite ſtellt die St. Marienkirche zu Aachen, mit 2 ſpitzigen Thürmen vor. Umher ſteht: FVNTATOR. TEMPLI. S. MARIE. VIRGINIS. AQVISGRANI.

Die geringſten Kenner der fränkiſchen Alterthümer wiſſen, daß K. Carl der Große keine Münzen von ſolcher Größe prägen, und daß er noch weniger ſein Bildniß auf ſelbige ſetzen laſſen; daß er ganz anders ausgeſehen, und ſich eines ganz andern Habites bedient hat; daß ſeine Krone anders geſtaltet geweſen iſt, und daß man damals von franzöſ. Lilien noch nichts gewußt hat. Die Abbildung der aacheniſchen Marienkirche iſt auch in der Geſtalt nach dem großen Brande, und nicht wie ſie gedachter Kaiſer aufgeführt hat. In dem Worte Funtator iſt ein orthographiſcher Fehler.

3. Ein Goldſtück in Thalergröße, auf deſſen einer Seite Kaiſer Heinrich's VI. Bruſtbild in römiſchen Habit, mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte, dem Reichsapfel in der linken Hand, und folgenden umſchriebenen Namen und Titel: HENRICVS. ROMANORVM. IMPERATOR. SEMPER. AVG. Die andere Seite präſentiret ſeiner Gemahlin Bruſtbild mit einer Zackenkrone auf dem Haupte, von welchem zu beyden Seiten ein Schleyer herab hängt, und mit der rechten Hand auf der Bruſt. Die Umſchrift iſt: CONSTANTIA. IMPERATORIS. CONIVNX. EX. CICILIA.

Die Figuren ſind zu ſauber und zierlich für damalige Zeit, mit welcher auch die vorgeſtellte Tracht und die Größe der Münze nicht überein kommen. Cicilia, an ſtatt Sicilia, lautet auch affectirt.

4. Ein Goldſtück mit dem gekrönten Bildniſſe der heil. Eliſabeth, Ludwig's VI. Landgrafen in Thüringen Gemahlin, und Königs Andreas in Ungarn Tochter, mit der Umſchrift: ELISABETHA FILIA ANDR. REG. VNGAR. OBIIT. MARB. AN. MCCXXXI. Auf dem Revers ſteht die von ihr geſtiftete Hoſpitalkirche zu Marburg, mit der Umſchrift: DISPERSIT. DEDIT. PAVP. IVST. EIVS. MANET. IN. SECVL. SECVLI.

Dergleichen wohlausgedachte Schaumünzen waren damals noch nicht üblich.

5. Ein Goldſtück von Kaiſer Carl IV. mit deſſen Sinnbilde. Fig. 1762. b) Die Hauptſeite zeigt des Kaiſers vorwärts ſtehendes Bildniß, mit zwo Händen, bis an den halben Leib, im völligen kaiſerl. Schmucke, mit der Reichskrone auf dem Haupte, dem Scepter in der rechten, und dem Reichsapfel in der linken Hand, ferner im Pluvial und der kreutzweiſe über der Bruſt zuſammen gelegten Stola, und dem umher ſtehenden Titel in alten gothiſchen Buchſtaben: D. G. CAROLVS. IIII. ROM. IMP. P.ius F.elix. AV-G.uſtus. GER.maniæ. BOHE.miæ. REX. Die Rückſeite enthält das kaiſerl. Sinnbild, nämlich einen gegen die rechte Seite ſtehenden Luchs, oder, wie es andere dafür anſehen, einen Pardel, mit dem zur linken Seite gekehrten Kopfe, wobey die inwendige Ueberſchrift: NVLLIVS PAVET OC-CVRSVM. In der äußerſten Umſchrift wird der auf der erſten Seite abgebrochene Titel fortgeſetzt: DVX. SILES. MARCHIO. MORAVI. LVSAT. COM. LVTZEMB.

Dieſes Goldſtück, wovon ſich das Original in dem kaiſerl. Münzkabinete zu Wien befindet, iſt offenbar untergeſchoben. Dem 14ten Jahrh. waren ſo anſehnliche und prächtige Medaillen noch völlig unbekannt; und weder die Prägeart, noch das darauf vorkommende Sinnbild, noch die Form der Buchſtaben, noch die Inſchrift ſelbſt, ſchicken ſich zu dem Zeitalter Carl's IV. Der Erfinder dieſes Sinnbildes ſtand in dem irrigen Wahne, daß die alte Landſchaft Luxenburg ihren Namen von den Luchſen, welche ſich vormals daſelbſt in den dicken Wäldern häufig aufhielten, bekommen habe, und daß man, weil der Kaiſer aus dem gr. luxemburgiſchen Hauſe abſtammete, demſelben einen Luchs zum Sinnbild gar ſchicklich zueignen könnte. So wenig aber der Luchs ſich zu der Abſtammung der Benennung von der Gr. Luxenburg ſchickt, eben ſo wenig reimt ſich

auch

auch die Ueberſchrift: Nullius Pavet occurſum, d. h. Er ſcheuet keines Anlauf, zu dem abgebildeten Luchs. Der Luchs iſt zwar ein reiſſendes, dabey aber gar ſchüchternes Thier, welches nur hinterliſtig und heimtückiſch, von hinten zu, auf die Hirſche, Rehe und Haſen ſpringt, und dieſelben zerfleiſcht, keinem Thiere aber muthig entgegen geht, und ſich mit demſelben in einem Kampf beherzt einläßt. Geſetzt aber, daß es wirklich wahr wäre, daß der Luchs muthig und unerſchrocken ſeinem Feinde unter die Augen trete, ſo kann doch K. Carl IV. hierin mit demſelben nicht verglichen werden, weil derſelbe gar nicht herzhaft ſeinen Widerwärtigen begegnet iſt, ſondern mehr eine Zaghaftigkeit, als einen Heldenmuth, bey allen ihm zuſtoßenden Gefährlichkeiten, von ſich hat blicken laſſen, worüber Köhler, im 18 Th. ſeiner Münzbeluſt. S. 238, fgg. nachzuleſen iſt. Endlich findet ſich auch in der Inſchrift dieſer Medaille ein offenbarer Fehler wider die Zeitrechnung, indem Carl darin Germaniæ Rex, ein König von Deutſchland, genennet wird, da doch erſt Kaiſer Maximilian I. dieſen Titel angenommen und geführt hat.

6. Ein Goldſtück in Thalergröße, mit den neben einander ſehenden Bruſtbildern K. Friedrich's III. und K. Maximilian's. K. Friedrich hat einen Pelzmantel an, und eine quergeſtreifte Haube auf dem Kopfe; K. Maximilian aber iſt in der Ordenstracht des goldenen Vließes. Der Titel iſt: D. D. FRIDERICVS. III. PAT. ET. MAXIMILIANVS. FIL. ROM. IMPP. Auf der andern Seite erſcheint der öſtreichiſche quadrirte Wappenſchild, über welchem zwey Engel den erzherzoglichen Hut halten, mit der Umſchrift: ILLVSTRISS. DOMVS. AVSTRIACAE. INSIGNIA.

Dieſe Medaille iſt augenſcheinlich von einer andern copirt, die mit gleichem Avers und Revers im J. 1531. gemacht worden iſt, auf der die Umſchriften aber etwas anders lauten; nämlich auf dem Avers ſteht: DIVI FRIDRICVS 3. PAT. ET MAXIMILIANVS. FILI. IMPER. ROMANI. und auf dem Revers: NOBILISS. AC ILLVSTRISS. DOMVS. AVSTRIACAE. INSIGNIA. AN. 1. 5. 31.

7. Ein Goldſtück in Thalergröße, Fig. 1762, c) worauf erſtlich K. Maximilian I. in kaiſerl. Ornate zu ſehen iſt, mit ſeiner geſchloſſenen Krone von 4 Bügeln auf dem

Haupte, in der rechten Hand den Scepter, und in der linken einen Palmzweig haltend, mit einer doppelten Umſchrift. Die äußere mit größern Buchſtaben heißt: MAXIM. I. FRID. III. FIL. ELECT. ROM. IMP. ANN. MCCCCLXXXV. Die innere mit kleinern Buchſtaben iſt: IVDICII. CAMER. IMPER. CONDITOR. Auf der andern Seite ſteht das Bildniß ſeiner erſten Gemahlin, der burgundiſchen **Maria**, in zierlicher Tracht, mit einer offenen königl. Krone, und der vorgebeugten rechten Hand, in welcher ein Schnupftuch iſt. Der Titel iſt: MARIA. CAR. BVRG. DVC. FILIA VNIC. IMPERATOR. VXOR.

Daß dieſe Gedächtnißmünze unter gedachtem Kaiſer nicht gemacht worden ſey, erhellet augenſcheinlich daraus, daß er im J. 1486 nur römiſcher König, und nicht Kaiſer, geweſen, ſondern dieſes erſt 1493. geworden iſt, und 1495. das Kammergericht geſtiftet hat. So war auch 1486. die burgundiſche **Maria** nicht mehr ſeine Gemahlin, ſondern ſchon 1482. geſtorben; als Kaiſer vermählte er ſich aber 1494. mit der mailändiſchen Prinzeſſin **Maria Blanca Sfortia.**

8. Ein Goldſtück, etwas kleiner, als das vorige, in der Größe eines Guldiners, auf deſſen Hauptſeite wieder das Bild K. **Maximilian's** I. in einem kaiſerl. Mantel, doch mit bloßem Haupte mit der Umſchrift: MAXIM. I. ROM. IMP. SEM. AVG. Auf der andern Seite iſt auch die burgundiſche **Maria**, gekrönt, doch in ganz anderer Bildung, Kleidung und Aufſatz, und ohne Hand. Der Titel iſt: MARIA. CAR. BVRGVND. FILIA. IMP. VXOR.

9. Medaille vom Kaiſer **Albert** II, und ſeiner Gemahlin **Eliſabeth**, Fig. 1762. d) Die erſte Seite enthält des Kaiſers Bildniß, bis auf den halben Leib, im links ſehenden Profil, geharniſcht, mit einer geſchloſſenen Krone auf dem Haupte in der rechten Hand den Scepter, und in der linken das etwas hervor ſtehende Schwert haltend, mit der Umſchrift in zierlich gemachten alten großen gothiſchen Buchſtaben: IMP. CAES. ALBERTVS. PI. FE. AVG. REX. GER. HVN. BOH. Die andere Seite präſentirt der Kaiſerin Bildniß bis auf den halben Leib, im rechtsſehenden Profil, in prächtiger Tracht und Schmuck, mit einem Schleyer und einer offenen Krone auf dem Haupte, in der rechten Hand eine Roſe, und in der linken ein Schnupftuch haltend, mit der Umſchrift von gleichmäßigen Buchſta-

ſtaben: ELISABETHA. ALBERTI. II. ROM. IMP. CONIVNX.

10. Ein Goldſtück von Thalergröße, welches auf der erſten Seite das Bruſtbild des Kaiſers Conſtantin des Groſſen, als eines großbärtigen Mannes vorſtellt, in einer Dalmatica, mit der geſchloſſenen Krone auf dem Haupte, in der rechten Hand ein Buch, in der linken den Scepter haltend, faſt wie K. Carl der Große und K. Maximilian I. auf den no. 2 und 7 beſchriebenen Goldſtücken. Oben zur Rechten erſcheint ein kleines mit Wolken umgebenes Kreuzchen. Inwendig umher ſtehen die Worte: SVC CRVCE. CRESCIT FIDES. Die äußere Umſchrift iſt: CONSTANTINVS M. IN. HOC. SIGNO. SVPERAVERAT. HOSTES. Auf der andern Seite ſteht in einer zierlichen Einfaſſung ein großes Kreuz in vollen Strahlen, um welches innen her die Worte: CHRISTI. CRVX. MEA. LVX. zu leſen ſind. Die äußere Umſchrift iſt: EST. ALIQVID. CHRISTI. PRO. CRVCE. FERRE. CRVCEM.

Da dieſe Medaille einen Lobſpruch vom Kreutze Chriſti, nebſt einer guten chriſtlichen Lehre, in ſich enthält, ſo dürfte daher leicht Jemand zweifeln, ob dergleichen von einem Juden könne gemacht worden ſeyn; allein, alle Erfindungen zu dieſen Medaillen kommen von einem Chriſten her, der jüdiſche Goldſchmied aber hat nur mit ſeiner künſtlichen Hand ihre Stämpel geſchnitten, und ſie gepräget.

11. Ein Goldſtück, von $6\frac{3}{4}$ Ducaten, zeigt auf der erſten Seite das links ſehende Bruſtbild K. Ludwig's XII, in Frankreich, mit einem übergeſtülpten Barrett, aus welchem die mit Lilien beſetzte Krone hervor raget, und mit der umgehängten Ordenskette. Die Umſchrift iſt: LVDOVICO XII. REGNANTE CÆSARE. ALTERO GAVDET OMNIS NATIO. Auf der andern Seite befindet ſich das rechts ſehende Bruſtbild der Königin Anna, ſeiner Gemahlin, mit einem Schleyer über dem Kopfe, auf welchem die Krone mit der Umſchrift: ANNA REGINA HAC VIVENTE OMNIS LÆTABATVR TERRA.

Dieſes Goldſtück iſt augenſcheinlich nach dem großen Medaillon von K. Ludwig XII. und ſeiner Gemahlin, mit welchen Luckius ſeiner Sylogen numismatum elegantiorum angefangen hat, gemacht.

12. Ein Goldſtück mit dem links ſehenden Bruſtbilde K. Carl's V. mit einer kleinen Haube auf dem Kopfe, in einem

einem mit Pelz breit aufgeſchlagenen Mantel, in der rechten Hand den Scepter, und in der linken den Reichsapfel haltend. Umher iſt deſſen Titel zu leſen: D. CAROLVS. V. ROM. IMP. SEMPER AVG. GERM. HISPAN. ET IN. REX. Die andere Seite ſtellt die kaiſerliche Deviſe vor, nämlich die 2 mit Kronen bedeckten Säulen des Hercules an der Gaditaniſchen Meerenge, zwiſchen welchen ein rechts ſehender Adler mit ausgeſpannten Flügeln ſteht. Ueber demſelben iſt die kaiſerliche Krone, und die Ueberſchrift: PLVS VLTRA. Umher ſteht der Vers: HERCVLIS EXCESSIT MAGNA VIRTVTE COLVMNAS.

13. Der ſo genannte jüdiſche Margarethenpfennig iſt ein Goldſtück von eben der Größe, wie das vom K. Albert II. und ſeiner Gemahlin Eliſabeth, (ſ. oben, S. 634, n. 9) und ſtellt auf der erſten Seite, in einer zierlichen Einfaſſung von Laub= und Blumenwerk die heil. Märterin und Jungfrau Magaris, im halben Leibe und rechts ſehenden Profil vor, welche in der rechten Hand ein zurück gelegtes Kreuz, und unter dem linken Arme ein Buch hält, mit der Umſchrift in alten gothiſchen Buchſtaben: MARGARIS. OPPETIIT. FIDEI. PRO. DOGMATE. MORTEM. Auf der andern Seite ſteht die heil. Jungfrau Margaretha, in eben dergleichen Einfaſſung, in rechts ſehendem Profil, mit der rechten Hand ein Buch vor ſich haltend, und in der linken einen Palmzweig führend. Die Umſchrift iſt: MARGARETHA. EST. FVLVO. LONGE. PRÆSTANTIOR. AVRO.

14. Ein Goldſtück auf K. Peter den Grauſamen in Caſtilien und Leon, mit der falſchen Jahrzahl 1398; Fig. 1762. e) Auf der erſten Seite iſt das königl. Bruſtbild im Profil, die linke Geſichtsſeite vorkehrend, zu ſehen, mit der Krone auf dem Haupte, langen Haare, bloßen Halſe, und mit einem Mantel angethan, in einer zierlichen Einfaſſung. Umher ſteht der Spruch, in alten auf gothiſche Art gemachten Buchſtaben, aus Pſ. 118, 7. DOMINVS. MICHI. ADIVTOR. ET. EGO. DISPICIAM. INIMICOS. MEOS. Die andere Seite enthält in gleichmäßiger Einfaſſung die ins Gevierte geſetztes Wappen von Caſtilien und Leon, umgeben von dem königlichen Titel: PETRVS. DEI. GRACIA. REX. CASTELLE. E.t. LEGIONIS. E. MCCCLXXXXVIII.

Die

Die Medaille wiegt 8½ Ducaten, iſt aber ſchlechtes Gold.

II. Juden=Medaillen mit moraliſchen Vorſtellungen und Sinnbildern.

1. Die Tapferkeitsmedaille mit dem Hector und der Bellona. Fig. 1762. f) Ein Goldſtück, in der Größe eines franzöſ. Guldens, welches 3 Ducaten wiegt. Die Hauptſeite ſtellt ein Bruſtbild im römiſchen Habit im Profil vor, mit vorgewandter rechten Geſichtsſeite, ſtarken Barte, und einem Helme auf dem Haupte. Der umſtehende lateiniſche Vers, in den gewöhnlichen reinlich und nett geſchnittenen gothiſchen Buchſtaben, zeigt folgendermaßen an, für wen man dieſen Mann erkennen und halten ſoll: HECTOR. PRO. PATRIA. MORIENS. NON. INTERIT. VNQVAM. Auf der andern iſt eine ſtehende Bellona mit dem Helme, Lanze und Schilde, befindlich, und der Umſchrift: IMMORTALIS. ERIT. VIRTVTEM. QVISQVIS. AMAT.

2. Die Glaubensmedaille mit dem Gotteslamme und dem h. Evangeliſten Johannes. Ein dünnes Goldſtück von 2 Kronen, recht ſchlechten Goldes, in Größe eines franzöſ. Guldens. Auf deſſen erſten Seite ſteht das völlige Bildniß des heil. Johannes des Täufers, mit einem Scheine um das bloße Haupt, und hält in der Linken ein Buch, auf welchen ein Lämmlein ſitzt, auf welches er mit der rechten Hand deutet, mit der Umſchrift: AGNVS. IS. EECE. DEI. QVI. TOLLIT. CRIMINA. MVNDI. Die andere Seite zeigt den h. Evangeliſten Johannes, ſitzend, ſchreibend, und nach dem ſich mit hellen Strahlen öffnenden Himmel ſchauend; zu ſeinen Füßen ſteht ein mit den Flügeln ſich aufhebender und ihn anblickender Adler, mit der Umſchrift: SIC. AQVILA. IN. SOLEM. CERNIT. VELVT. ALTA. JOHANNES.

3. Die Eheſtandsmedaille mit Braut und Bräutigam; Fig. 1762. g) Ein Goldſtück von Thalergröße, welches auf der einen Seite Braut und Bräutigam vorſtellt, die vor einem Altare einander die Hände geben. Der Bräutigam iſt mit dem Kranze, und die Braut mit einer Krone geſchmückt. Die Umſchrift: IVNGIMUS. OPTATAS. SVB. AMICO. FOEDERE. DEXTRAS. Auf der andern Seite ſtehen folgende Worte in einem Roſenkranze ein=

eingefaßt: VXOR. CASTA. EST. ROSA. SVAVIS. Umher ſteht der Spruch Sir. 26, 21: SICVT. SOL. ORIENS. DEI. SIC. MVLIER. BONA. DOMVS. EIVS. ORNAMENTVM.

4. Die Dankbarkeitsmedaille mit dem jungen Storche, der den alten trägt. Ein Goldſtück von 6 Ducaten. Die erſte Seite zeigt einen fliegenden jungen Storch, welcher den alten auf dem Rücken trägt, mit dem inwendig umher geſetzten Lemma: GRATIA. GRATIAM. PARIT. In dem äußern Rande iſt zu leſen: AD. PRATVM. GENITOREM GRATA. CICONIA. DEFERT. Auf der andern Seite befindet ſich die bekannte Geſchichte von dem Knechte, der einem Löwen den Dorn aus dem Fuße zieht, und von ihm nachher lebenslang begleitet worden iſt. Umher ſteht: SANANTI SESE SERVO LEO GRATVS VBIQVE EST.

5. Die Kinderſegensmedaille, Fig. 1762. h) Auf der erſten Seite erſcheint die von ihrem Sohne, dem Cupido, umarmte Venus, in zierlicher Einfaſſung, mit der Umſchrift in großen Mönchsbuchſtaben: DVLCIBVS INSERVIT NATIS VENVS ALMA CREANDIS. Die andere Seite zeigt einen in den durch die Sonnenſtrahlen entzündeten Flammen ſich erneuerten Phönix, mit der Umſchrift: VT PHOENIX FLAMMA SIC NOS RENOVAMVR AMORE.

Juden-Nadel, ſ. Judenſtein.

Juden-Nuß, Judennüßchen, ein Name, welchen an einigen Orten die Klappernüſſe oder Pimpernüſſe führen; ſiehe Pimpernuß.

Juden-Pappel, Gemüſepflanze, Corchorus *Linn.* ſ. Muspflanze.

Juden-Pech, Judenharz, Judenleim, Aſphalt, Bergpech, Erdpech, Erdharz, Erdſchwefel, Aſphaltum, Aſphaltus, Karabe, Sodomae, Bitumen ſolidum coagulatum *Waller.* Pix montana dura fragilis nitida *Woltersd.* Bitumen Aſphaltum friabile atrum *Linn.* oder Bitumen Judaicum vulgo, (weil es am häufigſten in dem Lande der ehemaligen Juden am todten Meere gefunden wird,) Bitumen babylonicum, oder Gummi funerum,

rum, & Mumia quorundam (weil die Aegypter ihre Leichname damit balſamirten.) Fr. Aſphalte, Bitume de Judée, Karabe de Sodome, Gomme de funerailles, Mumie, iſt ein dunkel purpurfarbiges, oder vielmehr ſchwarzes, entweder von der Sonne, oder dem Feuer, oder der Zeit ausgekochtes und getrocknetes Bergfett, oder ein Erdharziger Körper, von glattem Anſehen und Bruche, und von einiger harten Conſiſtenz, zerreiblich, ſchwer, glänzend, dem gemeinen Peche gleich, ſchwimmt auf dem Waſſer oben, entzündet ſich leicht, und verbreitet einen ſtarken harzichten Geruch, inſonderheit wenn es warm wird oder brennt*. Man hat von demſelben zweyerley Gattungen, nämlich: 1. mineraliſches oder gegrabenes Judenpech, L. Aſphaltum foſſile, Fr. Aſphalte mineral oder foſſil. Solches ſitzt an Steinen, Bergen, und der Erde feſt, und iſt das eigentlich ſo genannte Piſaſphaltum oder Piſſaſphaltum. Dergleichen findet man in dem Thale Sydin in Aſien, nahe bey dem alten Babylon, in einem ganz damit angefüllten Bergwerke; wie auch zu Val de travers, in der Grafſchaft Neuſchatel in der Schweitz, welches aber weniger glänzend, und mehr mit Erde vermiſcht iſt, als das babyloniſche, und eine dunkelbraune, dem gebrannten ziemlich gleichende Farbe hat, ferner in Schweden in Oeland, in der Dannemorsgrube, wie auch im Niederelſaß, und an einigen andern Orten in Europa. So lange dieſes Erdpech noch flüſſig iſt, wird es Bergtheer, L. Maltha genannt, und quillt alsdann ſehr häufig aus der Erde, und dient zu Wagenſchmier. Eine ſolche Quelle von Erdpech iſt das ſo genannte Neidelbad in der Schweitz, deſſen Scheuchzer Hydrogr. S. 311, gedenkt.

* Avertiſſement ſur une graiſſe, tirée des mines d'Aſphalte, que l'on peut ſubſtituer aux mêmes uſages que le vieux oing, c'eſt-à-dire, pour la graiſſage des voitures, machines, moulins &c. ſt. im *Nouvelliſte oecon, & litter.* Tom. III. p. l. m. de Nov. & Dec, 1754, S. 25 — 27,

2. Flieſ=

2. Fließendes Judenpech, Aſphaltum aquis innatans, welches auf dem Waſſer ſchwimmend gefunden wird, von welchem es alsdann geſammelt, und, da es im Anfange ſo weich und kleberig iſt, daß man Mühe hat, es von denen Orten, wo es ſich angeſetzt hat, wieder abzubringen, entweder an der Sonne, oder am Feuer, getrocknet wird, da es mit der Zeit ſo hart, und noch härter wird als Pech. Dergleichen Waſſer, wo man das Judenpech antrifft, findet man verſchiedene; als da ſind: a) das todte Meer in Syrien, auf dem es wie ein ſchwärzliches Fett ſchwimmt, und von den Arabern geſammelt, und an ſtatt des Theeres, deſſen ſich die Europäer bedienen, zu Betheerung ihrer Schiffe gebraucht wird, und von dem Orte, wo es herkömmt, ſyriſches Judenpech heißt; b) verſchiedene große Seen in China; und c) einige Seen in Amerika.

Das Judenpech ſteigt von dem Boden des todten Meeres, welches daher Aſphaltſee (Lacus aſphaltites) genannt wird, in die Höhe. Schwallart (*) ſagt, es quelle von dem Grunde auf, nicht anders als ein ſiedend Waſſer. Daniel, Abt des Kloſters des heil. Saba, hat dem Jeſuiten Nau (**) erzählt, daß es nicht allezeit vorhanden ſey, zu gewiſſen Zeiten aber komme es auf die Oberfläche des Waſſers, und ſammle ſich auf derſelben bisweilen zu Stücken, die ſo groß als ein Schiff wären, und welche von dem Winde an das Ufer getrieben würden, wo ſie ſich manchmal in viele Stücke zertheilten. Arvieux (***) berichtet, daß, wenn das Waſſer vom Winde ſtark bewegt werde, es das Erdpech aus- und an das Ufer werfe. Dieſes ſey ſchwarz, zerbrechlich, und gleiche dem ſchwarzen Peche. Es ſey voll von Schwefel, entzündet ſich leicht, und gebe einen ſtarken Geruch. Man glaube, es ſteige vom Grunde der See

(*) In ſeiner Pilgerfahrt in das heilige Land, im 2. Th. des Reyßbuchs des heilgen Lands, S. 313.

(**) S. deſſen Voyage nouveau de la terre Sainte, S. 378.

(***) Merkwürdige Nachrichten von ſeinen Reiſen, Th. 2, S. 162.

See auf. Shaw (*) gibt eine noch genauere Nachricht davon. Man hat ihm erzählt, es werde dieſes Aſphalt zu gewiſſen Zeiten in Geſtalt großer halber Kugeln, von der See aufgehoben; ſo bald ſie auf die Oberfläche kämen, und die Luft unmittelbar darauf wirke, zerplatzten ſie mit großem Dampfe und Getöſe, wie etwa der Pulvis fulminans der Chymiſten. Dieſes aber trage ſich nur nahe an dem Ufer zu. Das Pech ſey mit Schwefel vermiſcht, der mit dem gemeinen natürlichen Schwefel ganz überein komme, hingegen das Pech laſſe ſich zerreiben, ſey ſchwerer als Waſſer, dunkel und glänzend wie Agat, und ſtinke, wenn man es reibe oder aufs Feuer werfe. **Egmond van der Nyenburg**, (**) welcher dieſes Pech nicht auf und bey dem See, ſondern zu Jeruſalem geſehen hat, berichtet, man habe es ihm erzählt, daß es am häufigſten auf der Südſeite des Sees gefunden werde. Dieſes Pech ſammeln die Araber, liefern dem türkiſchen Befehlshaber zu Jeruſalem einen Theil davon, und verkaufen das übrige, verpichen auch ihre Schiffe und Bothe mit demſelben. Vor Alters gebrauchte man das Pech, in Aegypten mit zur Einbalſamirung der Leichen. **Arvieux** ſagt, es ſey gewiß, daß es der Fäulniß und den Würmern wiederſtehe; und nach **Scheidts** (***) Berichte wird es unten an die Fruchtbäume geſchüttet, damit keine Inſecten auf dieſelben kriechen, und die Früchte verderben. **Haſſelquiſt**, welcher den Umſtand berichtet, daß es im Herbſte geſammelt werde, erzählt auch, es werde zu Damaſco verkauft, und zu den Wollenfärbereyen gebraucht. **Pocock** ſagt, (****) man brauche es zu Wachstüchern, miſche es auch unter Arzeneyen. Eben Derſelbe hält für wahrſcheinlich, daß dieſes Pech bis auf den Boden der See durch unterirdiſches Feuer geſtoßen werde, hernach aber, wenn ſtarke Winde das Waſſer in Bewegung brächten, zergehe. Es ſind noch andere Merkmale eines unterirdiſchen Feuers vorhanden. **Strabo** hat ſchon berichtet, daß um die

(*) In ſeinen Reiſen oder Anmerkungen, verſchiedene Theile der Barbarey und Levante betreffend, S. 300.

(**) *Reizen - gedaan door Johan Aegidius van Egmond van der Nyenburg, ein Johan Heymann*, Th. 1, S. 355.

(***) Beſchreib. ſeiner Reiſe nach dem geweſenen gelobten Lande.

(****) Beſchreib. des Morgenlandes, Th. 2, S. 53.

die Mitte des Sees eine Tiefe ſey, aus welcher Feuer und Aſphalt hervor brächе; und **Pocock** hält die gemeine Sage für wahr, daß, wer es wagen würde, über den See zu ſchwimmen, den Leib verbrennen würde.

Hrn. D. C. R. Büſching Beſchreib. des todten Meeres in Paläſtina, Hamb. 1766, 8. S. 29, fgg.

Unter dieſen Arten des Judenpeches werden die von Babylon und Syrien für die beſten gehalten. Weil aber dieſe Arten, ja ſo gar auch das Judenpech aus China und Amerika, bey uns ſehr rar ſind, ſo wird insgemein in Europa gegrabenes Erdpech, oder auch mit Judenpech vermiſchtes, und alſo nachgekünſteltes oder verfälſchtes Judenpech, welches mit Recht den Namen Piſaſphaltum führt, (als vom Pix und Aſphaltum vermiſcht,) als welche Vermiſchung das wahre Judenpech gern annimmt, ja wohl gar nur gemeines Pech, dem man ſeinen Geruch einiger Maßen benommen hat, an deſſen Statt verkaufet. Es kann aber ein Käufer dieſen Betrug leicht entdecken, wenn er auf die oben angegebenen Kennzeichen des wahren Judenpechs, inſonderheit auf den Geruch, die Härte, und die Farbe, Achtung giebt. Das echte Judenpech, wenn es angezündet wird, hat ganz und gar keinen Geruch, wie Pech, ſondern wie angezündetes Steinöhl. Wenn man wahres Judenpech in höchſt rectificirten Weingeiſt legt, muß es denſelben hellgrün färben.

Das Judenpech giebt bey der Deſtillation ein ſaures Waſſer, und ein theils gelbes flüchtigeres, theils braunes ſchwereres Oehl. 16 Unzen geben 12 Unzen braunſchwarzes empyrevmatiſches Oehl (Oleum aſphalti,) welches den unangenehmen Geruch des Berg- oder Steinoehles hat.

Das Judenpech wird von den Droguiſten und Apothekern geführt, von welchen letztern es zu verſchiedenen äuſſerlichen Mitteln, vornämlich zum Schwarzfärben des Schlagbalſames und einiger Salben, wie

auch zuweilen zum Räuchern, als ein Nervenmittel gebraucht wird. Der Rauch von angezündetem Judenpech unter die Kleider gelaſſen, iſt inſonderheit bey Frauensperſonen ein geſchwindes Mittel, das halbſeitige Kopfweh (die Migraine) zu vertreiben. Die Kupferſtecher bedienen ſich deſſelben zu ihrem Aetzgrunde. Von deſſen Gebrauche zur Verfertigung der Firniſſe, ſ. Th. XIII. S. 449.

Das Judenpech=Oehl beſitzt beſondere Heilkräfte in innerlichen Geſchwüren.

Two papers on the uſe of oleum aſphalti in ulcers of the inteſtins, lungs and other viſcera, by *Tho. Healde*. Lond. 1769, 8.
Neue praktiſche Verſuche über die beſondern Heilkräfte des Bergpechöhls in Lungengeſchwüren, verfaßt von Jo. Nepom. Ant. Leuthner, Augsb. 1777, 8.

Juden=Predigten, ſ. oben, S. 381, f.
Juden=Privilegium, ſ. oben, S. 412, und 504.
Juden=Schule, im g. L. der gottesdienſtliche Verſammlungsort der heutigen Juden; mit einem griech. Ausdrucke die Synagoge. Siehe oben, S. 369, und 469, fgg.

Verſchreibung der Synagoge in Amſterdam; ſ. oben, S. 342, f. in Livorno, S. 383.

Imgl. eine Schule, worin die Kinder der Juden unterrichtet werden.

Von dem jüdiſchen Erziehungs=Inſtitute in Berlin, ſ. oben, S. 372.

Juden=Schutzbrief, ſ. oben, S. 412, und 504.
Juden=Spieß, ein nur in der gemeinen R. A. übliches Wort, mit dem Judenſpieße laufen, einem jüdiſchen Wucher, einem unerlaubten Gewinne nachgehen. Vielleicht, weil die Juden einmal zu ihrer Sicherheit einen Spieß haben tragen dürfen.
Juden=Stadt, ſ. oben, S. 408.
Juden=Steine, Lapides iudaici, Olivenſteine, Stein=Keile, im g. L. länglich runde Steine in Geſtalt der Oliven, mit einem Stiele, welche eigentlich verſtei-

nerte Stacheln der Seeigel ſind. Die langen dünnen verſteinerten Stacheln, welche den Nadeln gleichen, werden Seenadeln genannt. Sie haben den Namen daher, weil man ſie zuerſt in Paläſtina gefunden hat, von da ſie als eine große Seltenheit von den Reiſenden mit nach Europa gebracht wurden. Siehe See-Igel.

Juden=Steuer, diejenige Steuer, welche die Juden den chriſtlichen Obrigkeiten für den Schutz, welchen ſie von ihnen genießen, entrichten müſſen.

Juden=Straße, ſ. oben, S. 336, 379, f. 409, f. und 541.

Juden=Zins, derjenige Zins, welcher den Juden von verborgtem Gelde zu nehmen erlaubt, und an den meiſten Orten durch die Geſetze beſtimmt iſt. Siehe oben, S. 450, f.

Juden=Zopf, Mohrflechte, Mohrenflechte, Plica Polonica, eine beſondere Krankheit, welche vornämlich in Polen gemein iſt, und in einem beſondern Verwickeln und Zuſammenbacken der Haare an verſchiedenen Theilen des Leibes, insonderheit auf dem Haupte, beſteht, da dieſelben in einen Zopf, wie ein Kuhſchwanz, ſich verwickeln und zuſammen backen. Sie Weichſelzopf.

Ein ſolcher Zopf unter einander verwirrter Haare, findet ſich zuweilen auch in den Mähnen der Pferde; ſ. Mähne.

Juden, auf jüdiſche Art wuchern; ſ. oben, S. 294.

Judenſchaft, }
Judenthum, } ſ. oben, S. 293.

Judia, Hauptſtadt des Königreiches Siam, in Aſien; ſ. Odia.

Jüdiſch, ſ. oben, S. 294.

Jüdiſche Beſchneidung, ſ. oben, S. 607.

Jüdiſch=deutſch, Jüdiſch Rothwälſch; ſ. oben, S. 294, und 602.

Jüdiſche

Jüdiſche Faſt = und Feſt=Tage, ſ. oben, S. 473, fgg.
Jüdiſche Gelübde, ſ. oben, S. 477.
Jüdiſche Handelsbücher, ſ. oben, S. 542.
Jüdiſches Jahr, ſ. Th. XXVIII. S. 608, fgg.
Jüdiſcher Kalender, ſ. in K.
Jüdiſche Kleidungsſtücke beym Gebeth, ſ. oben, S. 477, fgg.
Jüdiſches Neujahr, ſ. oben, S. 474, und 475. f.
Jüdiſche Wallfahrten, ſ. oben, S. 483.
Juffer, ſ. Jungfer, auf den Schiffen.
Jugelbeere, eine Benennung der im XXII. Th. S. 753, fgg. beſchriebenen großen Heidelbeere, Vaccinium uliginoſum *Linn.*

Jugend, L. Juventus, Fr. Jeuneſſe, das Abſtractum des Beywortes jung, der Zuſtand, da man jung iſt.

1. Eigentlich, im Gegenſatze des Alters.

(1) Ueberhaupt, der Zuſtand eines Dinges, nach welchem erſt eine kurze Zeit ſeit deſſen Entſtehen verfloſſen iſt, wo es doch nur in einigen einzelen Fällen gebraucht wird. Die Jugend des Bieres, des Weines.

(2) Am häufigſten und gewöhnlichſten, von der kurzen, ſeit der Geburt eines lebendigen Geſchöpfes verfloſſenen Dauer. In engerer Bedeutung ſteht ſie dem männlichen Alter entgegen, und begreift die Lebenszeit von dem erſten bis 25ſten oder 30ſten Jahre. In der engſten Bedeutung, wo ſie auch nur von der Kindheit unterſchieden wird, macht ſie das ſo genannte Jünglingsalter aus. Von der zarteſten Jugend an, ſchon in den erſten Kinderjahren. In meiner Jugend, in meinen Kinderjahren und Jünglingsjahren. In ſeiner Jugendblüthe, in ſeiner blühenden Jugend, ſeyn. Der Jugendfehler, Fehler der Unbedachtſamkeit, des Leichtſinnes, dergleichen man gemeiniglich in der Jugend zu begehen pflegt. Das Jugendfeuer, die Jugendhitze, der hohe Grad der

Lebhaftigkeit, welchen die menſchlichen Leidenſchaften in der Jugend haben. Die Jugend muß austoben, Sprichw.

2. Figürlich, die jungen Leute; junge Perſonen beyderley Geſchlechts, Kinder, Jünglinge und Jungfrauen. Die unerzogene, leichtſinnige Jugend. Der Jugend ein gutes Exempel geben. Die Jugend unterrichten. Wenn die Jugend wüßte, und das Alter könnte! (Sprichw.) d. i. den jungen Leuten fehlt es an Erfahrung, und dem Alter an Kräften. Jugend hat keine Tugend, (Sprichw.) d. i. in dem Betragen junger Leute läuft immer etwas Unbeſonnenes mit unter, das man ihnen nicht ſo hoch anrechnen muß; junge Leute können ſich nicht allemal mäßigen.

Schon im Iſidor Jugundhi, bey dem Ottfried und Notker Jugend. Aus dem Niederſ. Jögd, Holl. Jeugd, Angelſ. Geoguthe, Jogoth und Juguth, und Eng. Youth, erhellet, daß dieſes Wort anfänglich mit der Endung der Abſtractorum — de Jungde, geheiſſen habe, woraus durch eine nicht ungewöhnliche Verſezung der Sylben nachmals Jugend geworden, ſo wie aus Tögde unſer heutiges Tugend entſtanden iſt. Mit andern Suffixis kommen bey dem Ottfried auch Jungi, und im Nieerſ. Junkheit für Jugend, vor. Im alt Franzöſ. kommt für Jeuneſſe gleichfalls Jouent vor.

Jugend=Fehler,
Jugend=Feuer,
Jugend=Hitze } ſ. im vorherg. Art.

Jugendlich. 1. Was in der Jugend iſt oder geſchieht, in der Jugend gegründet iſt; am häufigſten in der edlen und anſtändigen Schreibart. Jugendliche Gedichte, welche jemand in ſeiner Jugend verfertigt hat. Die jugendliche Schönheit. Er ſieht noch ſehr jugendlich aus. Der jugendliche Leichtſinn. Die jugendliche Hitze, Unbeſonnenheit.

2. Für jung, in der höhern Schreibart. Das jugendliche Grün des Waldes. Jugendliche Blumen.

Jugeoline, L. Seſamum; ſ. Seſam.

Juger, ***Jugerum***, Fr. Jugere, ein Joch Landes, oder Ackers, ſ. Th. XXX. S. 54, ſqq.

Von

Von den Jugeris bey den Römern, ſ. Th. XV, S. 327, f.

Juglans, ſ. Wallnuß.

Jugum, ſ. Joch.

Jujaba, Unter dieſem Namen erwähnt Seba einer Rinde, welche aus Amerika gebracht, und als eine kräftige Herzſtärkung angerühmet worden iſt. Wegen des ganz ungemein lieblichen und balſamiſchen Geſchmackes ſoll dieſelbe zur Chocolate gebrauchet, und der Vanille vorgezogen werden. Nach andern Nachrichten hat dieſe Rinde einen angenehm bitterlichen Geſchmack, oder kommt darin mit den Mandeln überein. Der Baum, wovon dieſe Rinde genommen wird, iſt noch zur Zeit unbekannt, auch die Rinde ſelbſt bey unſern Materialiſten nicht anzutreffen.

Jujuba, rothe Bruſtbeere; ſ. Th. VII. S. 129, fgg.

Jukagiren, oder Jukager, ſind ein ziemlich anſehnliches Volk in Sibirien, welches in den nördlichſten Gegenden des Gebietes der Jakuten (ſ. Th. XXVIII, S. 688, fgg.) und am Eismeere ſelbſt, der Lena in O. vom Jama bis zum Kolyma herum zieht. Dem Gerüchte nach waren ſie den ruſſiſchen Eroberern Sibiriens faſt ſo lange, als die Jakuten, bekannt; weil ſie ſich aber in den nördlichſten, rauheſten und unwegſamſten Gegenden befanden, wurden die erſten Jukagiren erſt im J. 1639 zinsbar, wogegen ſie ſich mit gewaffneter Hand ſetzten. Sie hatten nie Pferde geſehen, die doch bey den Jakuten angetroffen werden, daher ſie in dieſen kalten Moraſt- und Gebirgegegenden lange geweſen zu ſeyn ſcheinen. Gegenwärtig ziehen am untern Jama 5 Geſchlechter, die den Tribut für 287 Bogen nach Uſtjamskoje Simowje, die von Jakutzk in N. 1184 Werſt entfernt iſt, entrichten. Am untern Indigirka und Alaſeja, beyde Eismeerflüſſe, um Udjadinskoje Simowje, ziehen 4 Geſchlechter, die unter Alaſeiskoe Simowje von Jakutzk,

kutzk, 1369 W. in N. N. O. ſtehen. Am untern Kolyma halten ſich 20 Geſchlechter, von welchen 7 den Namen Jukagiri führen, und 677 Köpfe zählen, die ihren Tribut nach den Winterhütten (Simovii) am Kolyma bringen. Die unterſte von dieſen liegt 1914 Werſt von Jakutzk in N. O. und 100 Werſt über der Mündung des Kolyma im Eismeere. Das ganze Volk ſteuert für 964 Kopfe; ſie ſind aber in ihren Wildniſſen ſo ſchwer aufzuſuchen, daß man für die ungezählten, Weiber und Kinder, wenigſtens eine vierfache Zahl aller Seelen annehmen kann.

Im äuſſerlichen Anſehen und in ihren Gebräuchen gleichen ſie den Jakuten, in der Lebensart aber den Samojeden. Ihre Kleidung iſt eben ſo zuſammen geſetzt. In ihrer Sprache haben ſie viele jakutiſche Wörter, doch zu wenig, als daß man ſie für eine jakutiſche Mundart halten könnte, da beyde Völker einander gar nicht verſtehen können. Ihr Götzendienſt gleicht dem jakutiſchen. Sie ſcheinen ſchon deswegen ein eigenes und beſonderes Volk zu ſeyn, weil ſie ganz vor ſich und ohne allen Umgang oder Verkehr mit andern leben. Sie ziehen, wie die Jakuten, in Jurten, und ernähren ſich durch die Jagd, Fiſcherey und Rennthierzucht. Ein Geſchlecht, welches die Koräken Antál nennen, ſoll lauter ſcheckige Rennthiere beſitzen. Ihre Speiſen ſind wie bey den Jakuten.

Sie ſind mehr, als andere Nordmänner, Liebhaber vom Rauſch und erhitzter Phantaſie, wozu ſie ſich des Tobackes und des Fliegenſchwammes Agaricus Muſcari *L.*) wie andere nördliche Sibiriaken, bedienen. Sie eſſen nicht nur 1 bis 4 Schwämme in dieſer Abſicht, ſondern finden auch den Urin der Betrunkenen hiezu zweckmäßig, und fangen ihn daher auf. Die jukagiriſchen ſowohl als die tunguſiſchlamutiſchen Schamane trinken immer vor ihren Begeiſterungen einen guten Schluck von ſolchem Urin. Man merkt von

von dem Gebrauche des Fliegenſchwammes keine ſtarke Wallung des Geblütes, die Nerven aber werden ſo ſtark angegriffen, daß einige während der Phantaſie beſtändig zittern. Im Alter werden ſolche Phantaſten dumm. Währendem Taumeln dünken ſie ſich ungeheuer groß, dick, reich. Einige ſingen, auf dem Rücken liegend, blumenreiche Lieder von der Liebe oder von der Jagd; manche ſprechen von der Zukunft Unſinn, u. ſ. f. Im ſtärkſten Grade ſchreyen und lärmen ſie, bis ſie endlich einſchlafen. Einige können den Schwamm gar nicht vertragen, uud werden gegen ſich ſelbſt wüthend. Dieſe Wirkung ſoll er in dem Falle jedes Mal äuſſern, wenn einer im Taumel den Beyſchlaf ausübet; daher ſuchen es auch diejenigen, die nüchtern ſind, zu hindern.

Hrn. Prof. Georgi Rußland, 2 B. Lpz. 1783, gr. 4. S. 328. Hrn. M. Fabri geogr. Leſebuch, 3 B. Halle, 1783, 8. S. 108. fgg.

Jükj, oder Jux, nennen die Türken eine gewiſſe Summe Geldes, welche in den Rechnungen der öffentlichen Schatzkammer gebräuchlich iſt, und 100000 Aſpern, oder, nach unſerm Gelde, 1025 Rthlr. 15 Ggr. $4\frac{8}{13}$ Pf. beträgt.

Juks, oder Jux, ein nur in den niedrigen Sprecharten, beſonders Niederſachſens, übliches Wort.

1. Schmutz. Juks an den Händen, an den Kleidern haben. Daher bejukſen, zujukſen, beſudeln, zuſchmutzen.

2. Ein kleiner, unerlaubter Gewinn bey einem Geſchäfte. Juks machen, ſich einen ſolchen Gewinn machen, jukſen. In dem Bremiſch-Niederſ. Wörterb. wird es in dieſer Bedeutung von gaukeln abgeleitet.

Im mittlern Lat. iſt Jux eine Abgabe. Quoddam *Jux* vocatur *Lou Jeyx*, videlicet unum ſextarium avenae — XIII denarios et 1 gallinam renduales, heißt es in einer Urkunde von 1461 bey dem du Fresne, wo es aber aus Jus verderbt zu ſeyn ſcheint.

Julepp, L. Julapium; Julepus, Ital. Giuleppe, Fr. und Engl. Julep, ein urſprünglich arabiſches Wort, einen aus gebranntem (oder auch gemeinem) Waſſer und einem angenehm ſchmeckenden Syrupp oder Safte zuſammen geſetzten Trank zu bezeichnen, welcher vornämlich zur Kühlung und Erquickung eines Kranken verordnet wird, ein Kühltrank.

Juleppe ſind das Gegentheil von dem Hippokraß (ſ. Th. XXIII. S. 582,) und beſtehen aus einer Vermiſchung von Waſſer, Zucker und einigen Säften, welche theils zur Kühlung, theils zur Herzſtärkung, wie auch zur Beförderung des Schlafes, dienen. Es werden aber die mancherley Juleppe theils geſotten, theils auch ungeſotten, nur mit einander zuſammen gegoſſen. Jene halten ſich länger, als dieſe. Sie ſind insgemein weit dünner, als die gemeinen Säfte, und alſo von denſelben dadurch zu unterſcheiden. Die Säfte ſind von Johannisbeeren, Kirſchen, Erdbeeren, Himbeeren, Maulbeeren, Roſen, Violen ꝛc. Das Waſſer kann entweder ein mit Roſen, oder andern Species, abgezogenes, oder auch nur reines Brunnenwaſſer ſeyn. Letzteres pflegt man bisweilen vorher mit einer Handvoll roher Gerſte oder Hafer, auch getrockneten unreifen Weintrauben, oder mit einem Stückchen geröſteter Brodrinde, einigen weißen Pfefferkörnern und grob geſtoßenem Koriander, oder etwas Zimmet, abzuſieden. Gemeiniglich rechnet man auf 1 Maß oder Quart Waſſer, 6 Loth von dem Safte, und ſo viel Zucker, als eines Jeden Appetit verlangt, oder die Geſundheit verſtattet. Will man, wenn nicht ſchon unreife Weintrauben mit dem Waſſer abgeſotten worden ſind, den Trank etwas ſäuerlich haben, ſo kann man 4 bis 5 Tropfen Vitriolſpiritus in 1 Quart hinein fallen laſſen. (ſ. Th. XV. S. 120.)

Um Roſen-Julepp zu verfertigen, ſchneidet man von einem guten Theile rother Roſen das Gelbe unten

an den Blättern ab, zerſtößt die rothen Blätter in einem Mörſer, damit ſie deſto mehrern Saft geben, füllet dieſe in ein Gefäß von Porzellan oder Steingut, drückt ſie etwas feſt auf einander, ſetzt ſie an einen kalten Ort, und läſſet ſie alſo 2 oder 3 Tage ſtehen. Alsdann ſtößt man ſie nach und nach mit ein wenig Roſenwaſſer in einem ſteinernen Mörſer, (oder reibet ſie in einem ordinären Reibnapfe,) füllet das Geſtoßene oder Zerriebene in einen Sack von Leinwand, preſſet den Saft heraus, läſſet ihn wohl verdeckt in einem reinen Geſchirre ſich ſelbſt läutern, ſeihet das Klare ab, vermiſcht ein jedes halbes Nößel dieſes klaren Saftes mit 1 Pf. geſiebten Zucker, und läſſet es zuſammen ſieden. Wenn man es abgeſchäumt, und unter ſtetem Umrühren zu einer Honigdicke hat einſieden laſſen, gießt man 3 oder 4 Tropfen Vitriolſpiritus hinein, und verwahrt es zum beliebigen Gebrauch; da man denn entweder unter gemeines Brunnen- oder anderes abgekochtes Waſſer, ſo viel davon gießen, und öfters auf- und abgießen kann, als man ſowohl der Farbe als auch dem Geſchmacke nach, für nöthig erachtet.

Zum Violen-Julepp, nimmt man 30 Loth abgerupfte und zerſtoßene Veilchenblätter, brühet ſie mit ſiedend heißem Fluß- oder Quellwaſſer in einem Topfe von Steingut oder Porzellan, läſſet ſie über Nacht darin weichen, ſchüttet alles in ein Tuch, drehet dieſes feſt zuſammen, und preſſet alſo den Saft heraus. Alsdann ſchüttet man 1 ½ Pf. durchgeſiebten Zucker in eine Schüſſel, gießt den ausgepreßten Violenſaft darein, läſſet es zuſammen über einer Gluth zergehen, hebt aber die Schüſſel, ſobald der Saft und Zucker zu ſieden anfangen wollen, vom Feuer, und füllet dieſen Julepp, nachdem er kalt geworden iſt, in enghälſige Gläſer, macht ſie aber nicht ganz voll, damit etwas von ſüßem Mandelöhle darauf gegoſſen,

und

und ſolcher Geſtalt vor dem Anlaufen deſto beſſer und länger verwahret werden könne.

Wenn man Maulbeer-Julepp verfertigen will, zerreibt man reife ſchwarze Maulbeeren mit einem hölzernen Löffel, zwingt ſie durch ein leinen Tuch in einen irdenen Tiegel, thut zu $\frac{1}{2}$ ℔. ſolches ausgepreßten Saftes 1 ℔ durchgeſiebten Zucker, und läſſet es ſo lange ſieden, bis es ein wenig dünner iſt als ein Saft; füllet dieſen Julepp ſodann in Gläſer, und verwahrt ſie oben mit ſüßem Mandelöhl.

Ein krampfſtillender und erweichender Julepp wird folgender Maßen bereitet. Man nimmt das Weiße von einem Ey, klopft und ſchlägt es ſtark, läſſet es $\frac{1}{4}$ Stunde ruhig ſtehen, und nimmt hernach den Schaum der ſich oben geſetzt hat, ab; gießt auf das übrigen 2 Löffel voll weißen Wein, und 4 Löffel voll Roſenwaſſer, vermiſcht dieſes alles, und löſet noch 4 Loth zu Pulver geſtoßenen Zuckercand darin auf. Diejenigen, welche mit Krämpfen behaftet ſind, nehmen die eine Hälfte hievon des Morgens, und die andere des Abends.

Will man eine gemeine Vorſchrift haben, allerley Juleppe zu machen, ſo kann folgende zur Richtſchnur dienen. Man nimmt 1 Quart Waſſer, gröblich zerſtoßenen Koriander, 2 weiße Pfefferkörner, und ein Stückchen geröſtete Brodrinde, läſſet es zuſammen einige Mal aufwallen, und ſeihet es alſo heiß in einen Krug oder Topf, über folgende Stücke: ſchöne rothe Roſen, 2 Hände voll; den ausgepreßten Saft und das Gelbe von einer Citrone ganz dünn ausgeſchnitten; 1 Qu. Zimmet gröblich zerſtoßen, und 8 Loth Zucker; läſſet es ein Paar Stunden wohl verdeckt ſtehen, und erkalten, und ſeihet es hernach durch einen Sack von Barchent. An ſtatt der Citrone kann man auch einen andern Saft von beliebigem Geſchmacke nehmen.

Will

Will man in der Geſchwindigkeit Julepp haben, ſo muß man ſich allerley Fruchtſäfte zu ſeiner Zeit bereitet und auf bewahret haben. Fehlte es nun nicht z. B. an Johannisbeercitronen = oder Maulbeerſafte, ſo verfährt man mit einem ſolcher Säfte, als der Grundlage eines Juleppes, folgender Maßen. Man nimmt 1 Maß friſches Brunnenwaſſer, vermiſcht es mit 3 Loth Fruchtſaft, und gießt die Mixtur vermittelſt zwey Gläſer zum öftern ab und zu: ſo iſt der Julepp fertig. Will man ihn ſäuerlicher, und deſto durſtſtillender haben, ſo läſſet man 4 oder 5 Tropfen Vitriolſpiritus in die Mixtur hinein fallen.

Es iſt auch nicht ungewöhnlich, auſſer einzelnen Säften mehrere zu einander ſchickliche Fruchtſäfte zugleich zu nehmen, und ſie zu einem Julepp zu vereinigen, wovon der im XXX Th. S. 586, beſchriebene Johannisbeer = Julepp zum Beyſpiel dient. Dieſer Julepp iſt eine Zuſammenſetzung von mehrern Fruchtſäften; um ihn aber von andern Juleppen zu unterſcheiden, wird er Johannisbeer = Julepp genannt, weil die Johannisbeeren den größten Theil darin ausmachen.

Jules, ſiehe Julier, und Julius.

Julia, Julie, Fr. Julie, ein weiblicher Nahme; Diminut. Julchen, Jule, Fr. Julion.

Julian, Julianus, Fr. Julien, ein Mannsnahme.

St. Julians = Orden, Fr. Ordre de Saint-Julien, war der Name eines im 12ten Jahrh. geſtifteten ſpaniſchen Ritterordens, welcher, ſeitdem das Großmeiſterthum deſſelben, unter der Regierung des Ferdinandus Catholicus und der Iſabella, mit der Krone von Caſtilien vereinigt worden iſt, der Ritterorden von Alcantara genannt wird.

St. Julians = Pflaume, ſ. unter Pflaume.

Juliana, Fr. Julienne, ein weiblicher Taufname; Dimin, Julianchen.

Juliane, nennen die Blumiſten eine Anemonenſorte mit großen weißen Blättern, die eine Miſchung von Leibfarbe haben. Jngl. eine aus Columbin, weiß und Grau gemiſchte Tulpenſorte.

Julianiſches Jahr, ſ. Th. XXVIII. S. 617.

Julianiſcher Kalender, ſ. in K.

Jülich, L. Ducatus Juliacenſis, Fr. Juliers, ein zwiſchen dem trieriſchen, cölniſchen, lüttichiſchen, geldriſchen und limburgiſchen Gebiete gelegenes, dem Churfürſten von der Pfalz zugehöriges Herzogthum des weſtphäliſchen Kreiſes. Es hat in ſeiner größten Ausdehnung an 20 Meilen. Die Breite beträgt zwar in einigen Gegenden über 9 Meilen, in andern aber weit weniger. Die Maas berührt das Land an der Weſtſeite, und der Rhein an der Oſtſeite. Die Roer oder Ruhr entſteht im Amte Monjoy, durchfließt einen großen Theil des Landes, nimmt die kleinern Flüſſe Dente (welcher auch Inda und Inga genannt wird,) und Worm auf, und vermiſcht ſich in Geldern mit der Maas, welche daſelbſt auch den hier entſtehenden kleinen Fluß Schwalm aufnimmt. Die Erft, Ervates oder Arnapha entſteht in der Eyffel, durchfließt das Land Jülich an der Oſtſeite, wie auch einen Theil des Erzſtiftes Cöln, und fällt in dem letztern in den Rhein. Der Fluß Niers fließt gegen Oſten auf der Gränze, und geht durch Geldern nach Cleve. Der Fluß Ahr kömmt aus der Eyffel, und ergießt ſich unter Grind, nicht weit von Sinzig, in den Rhein.

Jn dieſem Lande ſind 26 Städte, und ungefehr 13 Freyheiten und Flecken. Es hat einen fruchtbaren Boden, welcher allerley Getreide im Ueberfluſſe trägt, auch gute Wieſen, Weiden und Waldungen. Die Viehzucht iſt beträchtlich; inſonderheit aber werden gute Pferde gezogen, und theils in die benachbarten Länder, theils nach Frankreich, geführet. Man bauet auch vielen Waid und Flachs, und webet Leinwand,

wand, welche auf dem Rheine ſtark nach Holland geht. Bey Eſchweiler werden Steinkohlen gegraben.

Die Einwohner ſind größten Theils katholiſch; doch ſind auch an verſchiedenen Orten Reformirte und Lutheraner, welche ihren öffentlichen Gottesdienſt haben. Das Land hatte vormals ſeine eigene Herzoge, denen auch die benachbarten Herzogthümer Cleve und Berg, nebſt andern Ländern, gehörten, welche aber 1609 ausgeſtorben ſind. Hierauf fing ſich der bekannte jülichiſche Succeſſionsſtreit an, und waren die vornehmſten Prätendenten das Haus Sachſen, albertiniſcher und erneſtiniſcher Linie, der Kurfürſt zu Brandenburg, und das Haus Pfalzneuburg, davon die beyden letztern den Beſitz nahmen, und die Waffen wieder einander ergriffen, wobey Brandenburg durch die Holländer, und Pfalzneuburg durch die Spanier, von den Niederlanden aus, unterſtützet wurde; bis endlich in dem weſtphäliſchen Frieden der Schluß gefaſſet wurde, daß die Prätendenten ihr Recht ordentlich durch Proceß ausführen ſollten. Indeſſen ſind Brandenburg und Pfalz in dem Poſſeß geblieben, und haben die Länder alſo unter einander getheilt, daß jenes das Herzogthum Cleve, und die Grafſchaften Mark und Ravensberg, dieſes aber die beyden Herzogthümer Jülich und Berg, behielt.

Die Hauptſtadt heißt gleichfalls Jülich, auch Gülich, L. Juliacum, Fr. Juliers, liegt an der Ruhr, hat auf den Landtagen unter den Städten die erſte Stimme und iſt befeſtigt.

Julien, ſiehe Julian.

Herbe de St. Julien, Saturea Juliana *Linn.* ſ. Saturey.

Julienne, Nachtviole; ſ. unter Viole.

Mit eben dieſer Benennung belegen auch die franzöſiſchen Köche eine fette Potage, die man von Kalbsbruſt, Kapaunen, jungen Hühnern, Tauben, und andern

dern Fleiſcharten zubereiten kann. Man läſſet nämlich das Fleiſch blanſchiren, thut es mit guter Brühe in einen Topf, thut feine Kräuter und Wurzeln dazu, und garniret alsdann die Potage mit Spargelſpitzen.

Noch beſſer macht man die Julienne, mit einem Hinterviertel vom Hammel, welches halb gebraten, abgefettet, und nachdem ihm die Haut abgezogen iſt, nebſt einem Stücke Schnitten von Rindfleiſch, einer rund ausgehöhlten Schnitte Kalbfleiſch, einem Kapaun, zwei Mohrrüben, zwey Steckrüben, zwei Paſtinakwurzeln, Peterſilienwurzeln, Sellerie, und einigen durchſtochenen Zwiebeln, in eine Caſſerole gethan wird. Dieſes alles zuſammen läſſet man lange kochen, damit die Brühe kräftig werde. In einem andern kleinen Geſchirre hat man 3 bis 4 Bündchen Spargel, ein wenig Sauerampfer und Kerbelkraut geſchnitten, die man mit Brühe aus dem großen Topfe aufkochen läſſet. Alsdann läßt man Kruſten gelinde kochen, auf welche man den Spargel und Sauerampfer zurecht legt, und richtet es warm an.

Julier, ital. Giulio, Fr. Jules, heißt eine kleine Silbermünze, die zu Rom und in dem Kirchenſtaate geſchlagen wird, und daſelbſt, wie auch an einigen andern italiäniſchen Orten gangbar iſt, und von dem Pabſte Julius II. ihren Namen hat. Sie iſt, das Bildniß auf dem Gepräge ausgenommen, mit einem Paolo einerley. Sie hält nämlich 10 Bajocchi, oder 50 Quattrini; ungefähr 10 ſols 6 deniers franzöſ. Münze, und gilt nach unſerm Gelde etwa 3 Ggr. 10 Giuli oder Paoli, machen 1 römiſchen Scudo, d. i. 3 Mark 8½ Sch. lübiſch.

Juliola, Sauerklee; ſ. *Acetoſa*.

Julis, Labrus Julis *L.* ein Seefiſch; ſ. Meer-Junker.

Julius, L. Julius, Fr. Juillet, iſt ſowohl in dem julianiſchen als gregorianiſchen Jahre der ſiebente Monat des Jahres, und, nach den vier Jahrszeiten gerechnet, der zweyte Sommermonat. Bey den Rö-

mern hieß er anfangs Quintilis, weil er der fünfte Monat ihres Jahres war, welches damals im März anfing; der Conſul Marcus Antonius aber befahl, daß derſelbe künftig dem Julius Cäſar zu Ehren, welcher am 12ten dieſes Monates geboren war, Julius genennet werden ſollte. Kaiſer Carl der Große hat ihm den Namen Hewinnamanot, d. i. Heumonath, gegeben, weil die Aernde des eigentlichen Heues gemeiniglich in denſelben zu fallen pflegt, daher er auch im mittlern Lat. Menſis fenalis, oder fœnalis, genannt wird, Im Däniſchen heißt er Hoemaaned, und im Angelſ. Medmonat, d. i. Mähemonat; Böhmiſch Czervenecz, d. i. der kleine Raupenmonat; und bey andern ſlaviſchen Nationen, maly Travi; maly Swieczen. Die Illyrier, Croaten und Slavonier nennen ihn Serpan, oder Serpanj, d. i. Sichelmonat, weil in dieſen Ländern alsdann die Getreidärnde iſt. In Polen blühen die Linden erſt in dieſem Monate, und darum heißt er bey ihnen Lipjecz. Die Croaten nennen ihn auch Jakopowczak, ſo wie die Wenden ſant Jakobnik, von dem Tage des Apoſtels Jacobi.

Dieſer Monat iſt der heißeſte im ganzen Jahre, weil darin die Sonne ungefähr d. $\frac{13}{23}$ in das himmliſche Zeichen des Löwen tritt, und den Anfang der ſo genannten Hundstage macht, welche von dem Hundsſterne, der alsdann zugleich mit der Sonne aufgeht, den Namen haben. (ſ. Th. XXVI. S. 476.) Er ſtand unter dem beſondern Schutze des Jupiters. Er wird abgebildet als ein nackter Mann, welcher auf ſeine von der Sonnenhitze braun gebrannte Glieder weiſet, mit Zweigen und Kornähren verflochtene Haare hat, und in der einen Hand einen Korb mit Maulbeeren hält. Die Neuern ſtellen ihn auch in einem gelben Gewande vor, und geben ihm in die eine Hand das Zeichen des Löwen, und in die andere eine Schale voll Früchte.

dern Fleiſcharten zubereiten kann. Man läſſet nämlich das Fleiſch blanſchiren, thut es mit guter Brühe in einen Topf, thut feine Kräuter und Wurzeln dazu, und garniret alsdann die Potage mit Spargelſpitzen.

Noch beſſer macht man die Julienne, mit einem Hinterviertel vom Hammel, welches halb gebraten, abgefettet, und nachdem ihm die Haut abgezogen iſt, nebſt einem Stücke Schnitten von Rindfleiſch, einer rund ausgehöhlten Schnitte Kalbfleiſch, einem Kapaun, zwei Mohrrüben, zwey Steckrüben, zwei Paſtinakwurzeln, Peterſilienwurzeln, Sellerie, und einigen durchſtochenen Zwiebeln, in eine Caſſerole gethan wird. Dieſes alles zuſammen läſſet man lange kochen, damit die Brühe kräftig werde. In einem andern kleinen Geſchirre hat man 3 bis 4 Bündchen Spargel, ein wenig Sauerampfer und Kerbelkraut geſchnitten, die man mit Brühe aus dem großen Topfe aufkochen läſſet. Alsdann läßt man Kruſten gelinde kochen, auf welche man den Spargel und Sauerampfer zurecht legt, und richtet es warm an.

Julier, ital. Giulio, Fr. Jules, heißt eine kleine Silbermünze, die zu Rom und in dem Kirchenſtaate geſchlagen wird, und daſelbſt, wie auch an einigen andern italiäniſchen Orten gangbar iſt, und von dem Pabſte Julius II. ihren Namen hat. Sie iſt, das Bildniß auf dem Gepräge ausgenommen, mit einem Paolo einerley. Sie hält nämlich 10 Bajocchi, oder 50 Quattrini; ungefähr 10 ſols 6 deniers franzöſ. Münze, und gilt nach unſerm Gelde etwa 3 Ggr. 10 Giuli oder Paoli, machen 1 römiſchen Scudo, d. i. 3 Mark 8½ Sch. lübiſch.

Juliola, Sauerklee; ſ. *Acetoſa*.

Julis, Labrus Julis *L.* ein Seefiſch; ſ. Meer-Junker.

Julius, L. Julius, Fr. Juillet, iſt ſowohl in dem julianiſchen als gregorianiſchen Jahre der ſiebente Monat des Jahres, und, nach den vier Jahrszeiten gerechnet, der zweyte Sommermonat. Bey den Römern

mern hieß er anfangs Quintilis, weil er der fünfte Monat ihres Jahres war, welches damals im März anfing; der Conſul **Marcus Antonius** aber befahl, daß derſelbe künftig dem **Julius Cäſar** zu Ehren, welcher am 12ten dieſes Monates geboren war, **Julius** genennet werden ſollte. Kaiſer Carl der Große hat ihm den Namen Hewinnamanot, d. i. Heumonath, gegeben, weil die Aernde des eigentlichen Heues gemeiniglich in denſelben zu fallen pflegt, daher er auch im mittlern Lat. Menſis fenalis, oder fœnalis, genannt wird, Im Däniſchen heißt er Hoemaaned, und im Angelſ. Medmonat, d. i. Mähemonat; Böhmiſch Czervenecz, d. i. der kleine Raupenmonat; und bey andern ſlaviſchen Nationen, maly Travi; maly Swieczen. Die Illyrier, Croaten und Slavonier nennen ihn Serpan, oder Serpanj, d. i. Sichelmonat, weil in dieſen Ländern alsdann die Getreidärnde iſt. In Polen blühen die Linden erſt in dieſem Monate, und darum heißt er bey ihnen Lipjecz. Die Croaten nennen ihn auch Jakopowczak, ſo wie die Wenden ſant Jakobnik, von dem Tage des Apoſtels Jacobi.

Dieſer Monat iſt der heißeſte im ganzen Jahre, weil darin die Sonne ungefähr d. $\frac{13}{23}$ in das himmliſche Zeichen des Löwen tritt, und den Anfang der ſo genannten Hundstage macht, welche von dem Hundsſterne, der alsdann zugleich mit der Sonne aufgeht, den Namen haben. (ſ. Th. XXVI. S. 476.) Er ſtand unter dem beſondern Schutze des Jupiters. Er wird abgebildet als ein nacketer Mann, welcher auf ſeine von der Sonnenhitze braun gebrannte Glieder weiſet, mit Zweigen und Kornähren verflochtene Haare hat, und in der einen Hand einen Korb mit Maulbeeren hält. Die Neuern ſtellen ihn auch in einem gelben Gewande vor, und geben ihm in die eine Hand das Zeichen des Löwen, und in die andere eine Schale voll Früchte.

Die alten malten dieſen Monat auch wie einen Mann, welcher mit der Senſe das Gras abmähet, und wie ein Weib, welches es mit dem Rechnen aufſammelt; wohin die Verſe gehören, daß der Julius ſpreche:

Jetzt deſch ich, und heb auf mein Heu;
Und iſt es naß, ich es zerſtreu.
Die Hundstag ſtreichen her mit Macht,
Drum hab ich meiner fleißig in Acht.
Wer nun nicht geht mit einem Rechen,
Wenn die Mücken und Brämen ſtechen,
Der muß im Winter gehen mit einem Strohſeil,
Und fragen: Hat niemand Heu oder Stroh feil?

Der Julius hat 31 Tage. Die merkwürdigſten Namen und unbeweglichen Feſte dieſes Monates ſind: der 2, Mariä Heimſuchung; 22, Maria Magdalena; 24, Chriſtina; 25, Jacobus, und 26, Anna.

Tag.	Sonnenaufg.	Sonnenunterg.	Tageslänge.	Nachtlänge.
1	3 Uhr 44 Min.	8 Uhr 16 Min.	16 St. 32 M.	7 St. 28 M.
6	3 = 47 =	8 = 13 =	16 = 26 =	7 = 34 =
11	3 = 51 =	8 = 9 =	16 = 18 =	7 = 42 =
16	3 = 57 =	8 = 3 =	16 = 6 =	7 = 54 =
21	4 = 3 =	7 = 57 =	15 = 54 =	8 = 6 =
26	4 = 10 =	7 = 50 =	15 = 40 =	8 = 20 =

Was überhaupt alles dasjenige, was ein guter Haus = und Landwirth, dieſen Monat hindurch, theils vor ſich zu beobachten hat, theils durch ſeine Leute verrichten laſſen muß, betrifft: ſo beſteht daſſelbe vornämlich in folgenden Stücken.

I. Verrichtungen, welche in den Küchengärten geſchehen müſſen.

1. Im Anfange dieſes Monates können zum letztenmal große Garten = Phaſeolen (Steig = oder Schmickbohnen) gepflanzet werden, doch auf ein Beet, wo ſie nachher gegen die Nachtfröſte Schutz haben; wo ſie denn, wenn der Froſt ſie nicht verdirbt, bis Michaelis Schoten zu geben pflegen. Wenn das

Erd.

Erdreich zur Zeit der Pflanzung ſehr trocken ſeyn ſollte, muß man die Bohnen 6 oder 8 Stunden vorher in Waſſer einweichen, weil ſie alsdann leichter aufgehen. Die bunten und weißen türkiſchen ſind hierzu die beſten, weil ſie ſo lange tragen, bis der Froſt ſie tödtet.

2. Die Beete, auf welchen der Winterblumenkohl geſtanden hat, müſſen in dieſem Monate, von den abgefallenen Blättern deſſelben, oder andern Unrathe, und vom Unkraute gereiniget werden. Und wenn man, nach Art der Londner Gärtner, in den weiten Reihen zwiſchen den Blumenkohl, Gurken zum Einmachen gepflanzt hat, muß die Erde um die Löcher, in welchen die Gurken ſtehen, mit einer Hacke alſo angezogen und aufgehoben werden, daß ſie um dieſelben her eine tiefe beckenförmige Höhlung machen, in welcher das Waſſer, bey dem Begießen ſich eine Zeit lang aufhalten kann. Oder, wenn man, gleichfalls nach Art der engliſchen Gärtner, in den engen Zwiſchenraum zwiſchen den Winterblumenkohl, Sommerkopfkohl gepflanzt hat, ſo muß die Erde an ſolchen angehäufet, und der ganze Boden vom Unkraute gereiniget werden.

3. Gegen das Ende d. M. kann ſchon ſtacheliger Spinat zu Winterſpinat, auch müſſen zu einem grünen Gemüſe auf künftigen Frühling, weiße Kohlpflanzen von der frühen Zuckerhutſorte, Wintermöhren und Zwiebeln (Zipollen) geſäet werden. Auch müſſen abermal Herbſtrüben, um noch gegen den Frühling Rüben zu haben, und zwar in das freye Feld geſäet werden.

4. In d. M. müſſen der im May geſäete ſavoyerkohl uud Wirſing, Brocoli und weißer Kopfkohl, zum künftigen Frühlingsgebrauch, wie auch der letzte (im Jun. ſchon vorläufig verſetzte) Blumenkohl zum Herbſtgebrauche verpflanzet werden.

5. In d. M. muß abermal Sellerie verpflanzet werden, und zwar Knollſellerie auf ebenes Beet, Staudenſellerie aber in flache Gräben. Um die Pflanzen herum muß ein kleiner Erdhügel gemacht werden, damit das Waſſer bey dem Begießen nicht abfließen könne. Auch muß Winterendivie zum Bleichen verpflanzet werden.

6. Die kleinen Salatkräuter müſſen in d. M. weil ſie zum Salat bald zu groß werden, zu wiederhohltenmalen geſäet werden.

7. Die erſt vor kurzem verſetzten Pflanzen müſſen bey anhaltender Dürre, und zwar des Abends begoſſen werden. Weil das Waſſer alsdann Zeit hat, ſich ehe es von der Sonne wieder ausgezogen wird, in die Erde einzuziehen, und bis zu den äuſſerſten feinen Wurzeln, vermittelſt deren die Pflanzen ihre Nahrung empfangen, hinein zu dringen, ſo hilft ein einmaliges Begießen zu ſolcher Zeit mehr, als ein dreymahliges bey Tage; da hingegen, wenn man ſie des Morgens begießt, die aufgehende Sonne die Feuchtigkeit, ehe ſie zu den Wurzeln eindringen kann, wieder auszieht. Um diejenigen Pflanzen, bey welchen es thunlich iſt (*), kann man auch mit Nutzen, einige Zoll hoch, langen, feuchten, unverfaulten Miſt her legen.

8. Man muß i. d. M. fortfahren: das Unkraut allenthalben im Garten zu vertilgen. Wenn man es ungehindert fortwachſen läßt, ſo kömmt ſein Same bald zur Reife, und wenn ſolcher ausfällt, verunreiniget er den Garten, dem Gärtner zur großen Laſt, und den Gewächſen zum großen Schaden, auf viele Jahre

9. Auch

(*) Z. B. Kohlpflanzen, weil deren Blätter nicht platt auf der Erde liegen, ſondern vermittelſt ihres Stängels über derſelben erhoben ſind.

9. Auch müſſen die Miſthügel, welche nur gar zu oft vernachläſſiget werden, vom Unkraute gereiniget werden. Den wenn es ſich auf denſelben beſamet, ſo wird der ausgefallene Same hernach mit dem Miſte in den Garten gebracht, und verurſachet in demſelben eben ſo großen Schaden, als wenn er mit Fleiß ausgeſäet wäre. Eben ſo wichtig iſt die Reinhaltung des Randes um den Garten herum vom Unkraute, beſonders von ſolchem, deſſen Same eine Art von Wolle oder Federn an ſich hat, weil ſolcher von dem Winde über den ganzen Garten umher getrieben wird, und hernach in Menge aufgeht.

10. Die in d. M. reifwerdenden Sämereyen als: Spinat, Rapunzel, Winterzwiebeln, Kreſſen u. d. gl. müſſen zu rechter Zeit ausgenommen, und die abgeſchnittenen Samenſtängel ſo lange, bis der Same recht hart iſt, an einem trocknen und luftigen Orte auf Matten oder Leinen ausgebreitet, ſodann aus ihren Hülſen oder Schoten ausgerieben, oder ausgeklopfet, und der rein gemachte Same an einem Orte, wo er vor Ungeziefer ſicher iſt, aufgehangen werden. Am beſten aber wäre es, ihn in Säckchen oder Gläſer zu füllen, und Zettel mit dem Namen des Samens und der Jahrzahl daran zu binden, damit man theils die Arten nicht mit einander verwechſelte, theils auch das Alter eines jeden genau wüßte, weil mancher Same einige Jahre alt ſeyn muß, ehe man ihn wieder in die Erde bringen darf.

11. Zwiebeln, Knoblauch, Rocambole, Schalotten, und andere dergleichen Gewächſe müſſen in d. M., wenn ihre Blätter zu welken und die Stängel (Schloten) umzufallen anfangen, aufgenommen, und damit ſie, ehe man ſie zum künftigen Wintergebrauch weglegt, erſt recht trocken werden, an einem trocknen und luftigen Orte zuvor aus einander gebreitet werden.

12. An die im vorigen Monate in flache Gräben verpflanzte Staudenſellerie muß, in d. M., ſo wie ſie weiter in die Höhe wächſt, wieder Erde angehäufet werden; dabey darf aber keine Erde in das Herz der Pflanzen kommen, weil dieſes ihr Wachsthum aufhalten und eine Fäulniß verurſachen würde. Dieſes Aufhäufeln der Erde bis an die unterſten Blätter kann auch bey den Krautwerſig- und Kohlrüben-Pflanzen vorgenommen werden.

13. Voll ausgewachſene Winterendivie muß, um ſie zu bleichen, zuſammen gebunden werden, aber nur bey trockner Witterung, weil ſie, wenn es zu der Zeit geſchieht, wenn die Blätter naß ſind, inwendig in Fäulniß geräth.

14. Die Bohnenſtängel, Kohlſtrünke, und das Stroh von Erbſen und andern Ende gegangenen Hülſenfrüchten, müſſen, damit die Beete rein werden, ausgeriſſen werden. Wenn man ſie ſtehen läſſet, ſo hält ſich unter ihnen, zum Nachtheil der übrigen in der Nähe ſtehenden Gewächſe, allerley Geſchmeiß und Ungeziefer auf.

15. Die jetzt in der Reife ſtehenden Melonen müſſen nicht begoſſen werden, weil ſie ſonſt ihren guten Geſchmack verlieren und wäſſericht werden. Es giebt zwar Gärtner, welche ihre Rechnung dabey zu finden glauben, wenn ſie, um nur ſehr große Melonen zu bekommen, dieſelben, beſonders bey heißer Witterung, immerfort ſtark begießen; ſie ſehen aber nicht ſo ſehr auf die gute Beſchaffenheit, als vielmehr auf die Größe der Melonen. Aus dieſer Urſache ziehen auch die Marktgärtner den zarten Melonenſorten allezeit die dauerhaftern Melonen vor, weil dieſe große Früchte bekommen, ob ſolche gleich wirklich nicht beſſer, als Kürbiſſe, ſchmecken.

16. Wenn auf den im vorigen Frühlinge aus Pflanzen angelegten neuen Spargelbeeten Pflanzen aus-

ausgegangen ſeyn ſollten, müſſen ſolche in d. M. aber bey feuchter Witterung, nachgepflanzet werden. Solche jetzt nachgelegte Pflanzen pflegen noch vor dem Winter ganz gut einzuwurzeln, auch noch gegen den Herbſt einige neue Stangen zu treiben.

17. Die Gurken auf freyen Miſtbeeten unter Glasglocken, ſind jetzt völlig tragbar, und müſſen alſo, weil ſie ſonſt bald erſchöpfet werden und ſich verzehren, bey trockner Witterung gehörig begoſſen werden.

18. Die in der Mitte des Aprils geſäete Staudenſellerie muß, um zur nachherigen Verpflanzung zum Bleichen in flache Gräben die gehörige Stärke zu erlangen, vorerſt auf andere Beete verſetzet werden.

19. Um nach den im vorigen Monate verpflanzten Winterendivien die Folge zu haben, muß in d. M. abermahl etwas davon verpflanzet werden.

20. In d. M. kann ſchon Winterrettig geſäet werden, welcher denn im Oct. vollkommen brauchbar zu ſeyn, und, bis ihn harte Fröſte verderben, gut zu bleiben pflegt.

21. Wenn man noch im Herbſte Radieße verlangt, mag man gegen das Ende d. M. in einen feuchten Boden etwas davon ſäen. Nach 4 oder 5 Wochen ſind ſie brauchbar und bleiben es 4 Wochen lang.

Die im vorigen Frühlinge aus Nebenſchoſſen angelegten Artiſchocken müſſen, damit ſie völlige Freyheit haben, ſich auszubreiten, und weil ſie, wenn ſie um dieſe Zeit von andern Pflanzen gedränget werden, nur kleine Köpfe bekommen, vom Unkraute gereiniget, auch muß das, was ſonſt etwa zwiſchen dieſelben geſäet ſeyn mag, (z. B. Spinat,) jetzt wieder weggeſchaffet werden.

23. Die alten Artiſchockenſtöcke haben in d. M. brauchbare Köpfe. Wenn man dieſe abnimmt, muß der Stängel ſogleich dicht über der Erde abgebrochen werden, weil es den Stöcken zum Nachtheil gereichen

würde, wenn man ein Stück des Stängels ſtehen lieſſe.

24. In d. M. muß man zum dritten und letzten mal Brocoli ſäen. Dieſer pflegt im künftigen April brauchbar zu ſeyn; zu einer Zeit, da die Köpfe von den vorigen Pflanzungen bereits zu Ende gegangen, und nur noch Nebenköpfe von ihnen vorhanden ſind. Er pflegt auch, ſo ſpät geſäet, Köpfe zu bekommen, welche, obgleich nicht ſo groß als die Köpfe der vorigen beyden Ausſaaten, doch mürber ſind, als ſelbſt deren Nebenköpfe nicht einmal ſind.

25. Zur Folge auf die im vor. M. geſäete Winterendivie, welche ſich nicht länger als bis in den Oct. zu halten pflegt, muß um die Mitte d. M. noch einmal, und nun znm letztenmal eine Ausſaat davon gemacht werden, welche, wofern der Froſt ſie nicht zu Grunde richtet, bis an den April dauern kann.

26. Wenn noch fernerhin kleine Salatkräuter verlanget werden, müſſen ſie in d. M. in eine nördliche Lage, und, weil ſie um dieſe Jahrzeit zum Salat bald zu groß werden, um den dritten oder vierten Tag abermal geſäet werden.

27. Die im vor. M. geſäete Sommerendivie ſchleſiſcher und anderer Salat, müſſen in d. M. verpflanzet werden, und pflegt dann, bey erfolgendem guten Nachſommer, im Sept. Köpfe zu haben.

28. Die Ananas pflegt in d. M. bey warmer Witterung ſehr geſchwinde zur Reiſe zu kommen. So oft dann reife Früchte abgenommen ſind, müſſen die Töpfe mit den alten Pflanzen ſofort in ein Miſtbeet geſetzt werden, damit ſie bald Schößlinge treiben, nnd ſolche noch zeitig genug vor dem Winter abgenommen werden können. Ihre große Blätter müſſen verkürzet, und die untern Blätter ganz abgeſtreifet werden, wonach ſie denn ſehr bald Schößlinge zu treiben pflegen.

Wenn

Wenn die im künftigen Jahre zur Tracht kommenden Ananaspflanzen die Töpfe mit ihren Wurzeln ausgefüllet haben, müſſen ſie in d. M. in diejenigen Töpfe umgeſetzet werden, in denen ſie zur Tracht kommen ſollen. Wenn dieſes ſo zeitig geſchieht, haben ſie Zeit, vor dem Winter erſt recht einzuwurzeln. Denn, wenn es ſo ſpät geſchieht, daß ſie die Töpfe vor dem Frühlinge mit ihren Wurzeln nicht füllen können, ſo bekommen ſie ſelten recht große Früchte. Die Lohbeete, in welche ſie nun ſchon für das künftige Jahr geſetzt werden, müſſen ſtets in dem gehörigen Grade der Wärme gehalten werden; doch muß man ihnen auch, ſo oft die Witterung nur irgend günſtig iſt, reichlich freye Luft geben.

Die Küchengarten-Producte in dieſem Monate ſind: Winterblumenkohl, Artiſchocken, Winterkopfkohl, Karotten und Möhren, Bohnen, Erbſen, Phaſeolen, Rüben, allerley Kopfſalat, Gurken, Melonen; alle Arten von kleinen Salatkräutern, als: Radieß, Schnittkohl, gelber Senf, Kreſſe, Portulak; Sellerie und Winterendivie von einer frühen Ausſaat, azoriſcher Fenchel, Zipollen, Knoblauch Rocambole, Peterſilie, Sauerampfer, Kerbel, Scorzoner- und Haferwurzeln von der erſten Ausſaat, Bete, Meerrettig, etwas früh gepflanzte Cartoffeln; im feuchten Boden Radieß, Spinat, Ringelblumen, Liebesapfel zu Suppen, wenn ſie früh geſäet, und an eine warme Stelle verpflanzt ſind, Pimpinell, Boragen, Ochſenzunge, Krauſemünze, Meliſſe, Salbey, Thymian, Sommermajoran, Baſilik, und einige andere Gewürz- und Suppenkräuter; aus einer kalten Lage weiße Holzerdbeeren, Ananas- und Rieſenerdbeeren; und aus dem Glashauſe, Ananas.

II. Verrichtungen, welche in Baumfrucht- oder Obſtgarten geſchehen müſſen.

1 Zu Anfange dieſes Monates muß man die an Mauern und Spaliren ſtehenden Bäume von allen vorwärts gewachſenen Sproſſen befreyen, diejenigen aber, welche ſtehen bleiben ſollen, in gehöriger Lage anlegen, damit ſowohl die Sonne, als auch die

Luft, ſo viel auf ſie wirken könne, als zu ihrer Reife erforderlich iſt. Auf dieſe weiſe hat man nicht nöthig, den Zweigen, zum großen Nachtheil der Bäume und der Früchte, Blätter zu nehmen, um ihnen die benöthigte Sonne und Luft zu verſchaffen; und ſie ſind auch vor den Unbequemlichkeiten geſichert, welche ihnen durch den ſo genannten Sommerſchnitt verurſachet werden, da man die Bäume bis um dieſe Zeit nach Gefallen wachſen läßt, und ſie nun auf einmal durch das Wegſchneiden der frechen Zweige in Ordnung bringen will; dadurch aber werden die Früchte auf einmal der Sonne und Luft ausgeſetzet, welche dieſe Zweige bisher von ihnen abgehalten hatten; folglich wird ihre Haut auf einmal zu hart, und ihr Wachsthum daher ſehr zurück gehalten, da ſie hingegen auf die vorbeſchriebene Art bey der beſtändigen, aber doch nicht allzu dichten Bedeckung der Blätter vor vielen Unfällen beſchützt ſind, und viel eher reif werden.

2. Es muß auch gleich in den erſten Tagen d. M. das Oculiren an allen Arten der Fruchtbäume vorgenommen werden, an welchen es nicht ſchon im vorigen Monate geſchehen iſt. Die beſte Zeit dazu iſt der Abend, oder trübes Wetter.

3. Die Baumſchule ſowohl, als auch das Erdreich in den Rabatten, müßen behacket (gefrettet), und dadurch die Fruchtbäume von dem ihnen ſo nachtheiligen Unkraute befreyet werden. Man muß auch alle aus den Wurzeln hervor wachſende Nebenſchoſſen abſchneiden, ſo bald ſie hervor kommen; denn ſie entziehen den Bäumen die benöthigte Nahrung. Den Pflaumenbäumen nimmt man gern an dem Gipfel die überflüſſigen Zweige, wenn ſie keine Früchte bringen wollen; auſſer dem aber iſt es nicht rathſam, an den Obſtbäumen, ſie mögen von Stein- oder Kernobſte ſeyn, etwas ſchneiden, denn ſie bekommen dadurch gern den Brand.

4. Bey

4. Bey trocknem Wetter und großer Hitze muß man die Bäume des Morgens und Abends fleißig begießen, inſonderheit den friſch gepfropften Bäumen öfters faules oder anderes ſtehendes Waſſer geben. Wenn Bäume matt werden, und zu verderben ſcheinen, kann man den Boden um ſie herum etwas aufhauen, und mit friſchem Dünger verſehen, auch gegen die Nacht mit Lauge und Waſſer, oder mit Waſſer, welches mit Blute oder Hornſpänen vermiſcht worden iſt, begießen. Sollte aber ein Baum dem Verdorren nahe ſeyn, kann er öfters dadurch wieder zu Kräften gebracht werden, wenn man grüne fette Kräuter auf ſeine Wurzeln legt, und den Stamm mit Lehm und Kuhmiſt beſchlägt. Auf der gegen die Sonne gekehrten Seite kann man nun auch Stämme mit Leinöhl beſtreichen, und überhaupt alle Obſtbäume, welche ſehr an der Sonne ſtehen, mit friſcher Erde beſchütten, oder mit umgekehrten Raſen belegen.

5. Des Morgens und Abends, hauptſächlich nach einem Regenſchauer, hat man ſorgfältig den Schnecken nachzuſtellen; denn um dieſe Zeit kriechen ſie am häufigſten aus ihren Löchern, und ſind folglich am leichteſten zu fangen.

6. Um die Weſpen und Ameiſen von den Früchten abzuhalten, und ſo viel möglich auszurotten, kann man hin und wieder mit Honigwaſſer angefüllte Gläſer aufſtellen; dieſes locket ſie herbey, das viele darin erſaufen.

7. In denen Gärten, welche frühzeitiges Obſt tragen, muß man fleißig nachſehen, ob etwas reif iſt; denn weil daſſelbe ohnehin von keiner langen Dauer iſt, darf man es an den Bäumen nicht überreif werden laſſen. Dergleichen Bäume ſowohl, als die Zäune, müſſen ſorgfältig mit Dornen behänget und beſtecket werden, um ſie vor den Händen lüſterner Perſo-

ſonen in Sicherheit zu ſetzen; gegen wirkliche Diebe aber muß man Wächter mit guten Hunden beſtellen.

8. Von den allzu ſehr beſchwerten Aeſten kann man jetzt das wurmſtichige und andere untaugliche Obſt ableſen, damit das gute deſto beſſer wachſen könne. Alles über Nacht abgefallene Obſt muß man fleißig zuſammen leſen, um das noch taugliche entweder in die Küche zu verbrauchen, oder für den Winter gedörrt aufzubewahren, oder auch Branntwein davon zu brennen, wovon man die Träber ſowohl, als das ganz untaugliche und faule Obſt, den Schweinen vorſchütten kann.

9. Kirſchen, Muskatellerbirnen und anderes reifes Obſt, muß man zu rechter Zeit ableſen, und die Kerne zum Stecken aufheben; ſie dürfen aber in dieſem Falle niemals vorher in den Mund genommen werden.

10. An Orten, welche weit von großen Städten entfernt ſind, iſt es nicht rathſam, viel frühzeitiges Obſt zu pflanzen, weil man daſſelbe nicht lange aufheben, aber auch nicht leicht zu Geld machen kann.

III. Verrichtungen, welche in der Pflanz- und Baumſchule geſchehen müſſen.

1. Man muß fortfahren, die Aprikoſen, Pfirſichen, Nectarinen, Kirſchen, Pflaumen, Birnen u. d. gl. eben ſo, wie in den Gärten angewieſen worden, bey trübem Wetter oder des Abends zu oculiren; denn im heißen Sonnenſcheine ſchrumpfen die Reiſer zu ſehr ein, und die Augen hangen zu feſt an dem Holze, daß man ſie daher in das Waſſer legen muß, welches ihnen aber gar nicht vortheilhaft iſt; denn die auf ſolche Weiſe mit Waſſer ganz bedeckten Augen füllen ſich dermaßen mit Waſſer an, daß ſie dadurch nichts von dem Stamme an ſich ziehen können,

und

und ſchlagen aus dieſer Urſache oftmals nicht an. Iſt man aber genöthigt den Reiſern Waſſer zu geben, ſo iſt es beſſer, ſie bloß an dem untern Theile 1 Zoll tief in Waſſer zu ſtecken; alsdann wird der obere Theil beſſer im Stande ſeyn, das Waſſer an ſich zu ziehen. Drey Wochen nach dem Oculiren kann man die Bänder etwas los machen, ſonſt werden die Augen durch das allzu harte Klemmen in gefahr geſetzet.

2. Um dieſe Zeit iſt es auch höchſt nothwendig, die Baumſchule von allem Unkraute zu reinigen, denn der Same deſſelben gelanget nun bald zur Reife, und würde hernach den Boden ſo damit anfüllen, daß man in langer Zeit nicht im Stande ſeyn würde, daſſelbe auszurotten.

3. Die immergrünen Bäume müſſen nun ferner der Abſicht gemäß, wozu ſie beſtimmt ſind, gezogen werden. Sollten einige derſelben an den Wurzeln zu ſtark treiben, ſo muß man dieſe Zweige abnehmen, um das Treiben des Gipfels zu befördern.

4. Zum beſſern Wachsthum der im Frühlinge in die Beete geſäeten oder geſetzten Bäume, muß man dieſe Beete jetzt nicht allein vom Unkraute rein halten, ſondern auch bey trocknem Wetter fleißig begieſſen.

5. In der Mitte dieſes Monates kann man bey feuchtem Wetter die meiſten Arten von immergrünen Bäumen ohne Gefahr verſetzen; wie auch die jungen Tannen und Fichten aus den Kaſten oder Töpfen, in welche man ſie geſäet hat, verpflanzen. Man muß aber die Beete, wohin man ſie ſetzt, ſo lange durch Matten im Schatten erhalten, bis ſie bewurzelt ſind. Man darf ſolche aus dem Samen gezogene Pflanzen auch nicht zu weit von dem erſten Orte weg verſetzen; denn ihre Wurzeln vertrocknen um dieſe Zeit ſehr leicht, wenn ſie lange auſſer der Erde ſind.

IV. Verrichtungen, welche in Luſt- und Blumengärten geſchehen müſſen.

1. Man muß die Zwiebeln der ſpäten Blumen, welche im vorigen Monate noch nicht reif geweſen ſind, nämlich von der Hühnermilch, der rothen Lilie, dem türkiſchen Bunde ꝛc. ausheben.

2. Jezt iſt die Zeit, die Wurzeln von allerley bollenwurzeligen Blumen zu verſetzen, welche man auſſerhalb der Erde nicht lange aufbehalten kann. Dahin gehören, die perſiſche Schwertilie, die Fritillarie, die peruvianiſche Hyacinthe, der Hundszahn, das Frühlingsſaubrod, die Narziſſe, und andere. Läßt man ſolches länger anſtehen, ſo treiben dieſe Wurzeln nur Faſern, und das Verſetzen wird alsdann keinen guten Erfolg haben.

3. Man kann noch ferner die verſchiedenen Arten von Nelken ablegen, wenn es nicht ſchon im vorigen Monate geſchehen iſt. Je eher dieſes geſchieht, um ſo viel beſſer iſt es, wofern nur die Ableger genugſame Stärke haben. So bald man vermuthen kann, daß ſie ſich bewurzelt haben, müſſen ſie von den alten Stöcken abgenommen, und in Töpfe oder Rabatten mit guter friſcher Erde verſezet werden; denn wenn allenfalls die Wurzeln der alten Stöcke nicht geſund wären, können die Ableger ebenfalls angeſtecket werden. Dieſe nebſt andern Arten von Blumen mit zaſeriger Wurzel, welche erſt ſpät im Frühlinge geſäet worden ſind, können nun auch in die Beete der Blumenſchule geſetzt werden, worin man ſie bis gegen den Herbſt ſtehen läßt, und ſie alsdann in die Rabatten des Blumengartens verſezt.

4. Den reifen Samen von allen Arten der Blumen kann man nun im Vollmonde ſammeln, und ihn wenn er vorher wohl getrocknet iſt, im Schatten aufheben, bis es Zeit iſt ihn auszuſäen. Bey dem Samen von Frühlingsſaubrode, welcher unter andern

deren in dieſem Monate reif wird, muß das Einſammeln und Ausſäen in Töpfe unverzüglich vorgenommen werden.

5. Die Stängel der Blumen, welche zu welken anfangen, muß man jetzt abſchneiden, diejenigen hingegen, welche noch blühen ſollen, anbinden, damit die Winde ſie nicht beſchädigen können.

6. Dieſer Monat iſt die beſte Zeit, Roſen, Jasmine, und andere Arten von ſchönen blühenden Bäumen und Stauden zu oculiren.

7. Man kann auch die Hecken und Einfaſſungen von Buchsbaum beſchneiden, die Grasſtücke abmähen, und die Gänge öfters mit der Walze überfahren, und dieſelben vom Unkraute reinigen.

8. Wenn an den Nelken die Knöpfe auf einer Seite aufbrechen wollen, muß man dieſelben an der gegen über ſtehenden Seite öffnen; ſonſt dringen alle Blätter auf einer Seite heraus, und geben der Blume ein unförmliches Anſehen. Man muß ſie ferner ſorgfältig vor den Inſecten bewahren, und gegen die Näſſe ſowohl, als auch gegen die brennenden Sonnenſtrahlen, mit Gläſern oder Düten verſehen. Wegen der großen Hitze in d. M. müſſen alle Gewächſe täglich gegen Abend mit ſtehendem Waſſer fleißig begoſſen, und es müſſen um die zarteſten unter ihnen Krautblätter geleget werden.

9. Man kann die gefüllte ſcharlachfarbige Lychnis durch abgeſchnittene Reiſer vermehren, deren jedes 3 Knoten haben muß, wovon 2 unter die Erde kommen, der dritte aber auſſerhalb derſelben bleibt. Man muß hierzu eine ſchattige Rabatte mit leichter fetter Erde wöhlen, und ſie bey trocknem Wetter begießen.

10. Wenn man zu Ende d. M. etwas Samen von jährlichen Blumen in warme Rabatten ſäet, werden ſie im folgenden Jahre nicht allein eher blühen, ſondern

dern auch viel größer wachſen, als wenn man ſie erſt im Frühlinge ſäet.

11. Man muß die ſchönen Aurikeln ſowohl von allem Unkraute rein halten als auch von allen abgeſtandenen Blättern ſäubern, denn dieſelben verurſachen eine Fäulniß der Pflanzen, wenn man ſie daran läßt. Man muß ſie auch an einen ſchattigen Ort, aber unter keine Trauſe der Bäume, ſtellen. Die im vergangenen Frühlinge aus dem Samen aufgewachſenen Aurikeln müſſen nun in Kaſten oder Töpfe mit fetter Erde verſetzet, und an ſchattige Orte gebracht werden. Wegen ihrer noch zärtlichen Beſchaffenheit muß man ſie auch ſorgfältig warten und gelinde begieſſen, auch mit allem Fleiße verhindern, daß ſie nicht von Würmern oder Schnecken angefreſſen werden.

12. Die Amarante, Kugelamarante, gefüllten Balſaminen, und andere zarte jährliche Pflanzen kann man in d. M. aus dem Miſtbeete heraus nehmen, und in das Parterre zur Auszierung der Rabatten, in welchen die Frühlingsblumen gewachſen ſind, verſetzen.

13. Weil nun dieſe Zeit die Luſtwälder und ſchattigen Gänge am häufigſten beſuchet werden, müſſen dieſelben nun von allem Unkraute und anderer Unſauberkeit auf das ſorgfältigſte rein erhalten werden.

Im Luſtgarten blühen nun: Gartennelken, Bartnelken Federnelken, kleine jährliche Nachtviole, Weiderich, kriechende purpurrothe Waldrebe, blaue Waldrebe mit gefüllter Blume, Brennwurzel, Meerrebe, gemeine Waldrebe, Dorant, Orant, verſchiedene Arten von Leinkraut und von der Flockenblume, Platterbſen, wohlriechende Platterbſen, Tangiererbſen, Platterbſen mit blauer blume, die verſchiedenen Sorten des Habichtkrautes, weiße Lilien, ſcharlachfarbiger türkiſcher Bund, Affodillen, Hühnermilch, weiße Nieſewurz, gelbe Wolfswurz, Giftheil, Lavatere, indianiſche Scabioſe, Mannstreu, Biſamblume, afrikaniſche

Sammetblume, verſchiedene Arten von Mohn, Glockenblume, Venusſpiegel, Nabelſamenkraut, gefülltes Nieſekraut, Mutterkraut, gefüllte Kamillen, die Arten von Rindsauge, Ritterſporn, ſpaniſches Feigwarzenkraut, Schwarzkümmel, unterſchiedliche Arten von Feigbohnen, Sonnenblumen, von der Goldruthe, Amarante, Kugelamarante, indianiſcher Pfeffer, Roſen- und andere Arten von Pappeln, caroliniſche und andere Arten von Lychnis, virginiſches Spinnenkraut, Balſamine, Wunderblume, ſineſiſche Nelke, etliche Sorten vom Sternkraute, cretiſcher Bauernſenf, indianiſche Kreſſe, Goldblume, verſchiedene Arten des Seelavendels, der wahre Löwenfuß, Waſſerdoſten, unterſchiedliche Arten vom großen Tauſendgüldenkraut, Seenelke, einige Sorten Hauhechel, die Arten vom Wirbelkraut, Meliſſe, Cardinalsblume, Chelone, türkiſcher Bund, Mottenkraut, Bergpoley, Seifenkraut, Beilkraut, Sonnenwende, und verſchiedene andere Gewächſe, welche nicht nur bereits im vor. M. ſondern auch mit den im jetzigen gemeinſchaftlich blühen.

Von dauerhaften Bäumen und Stauden blühen jetzt: verſchiedene Arten Roſen, ſpaniſcher Ginſt, weißer und kleiner gelber Jasmin, ſtaudiges Johanniskraut, ſtinkendes Johanniskraut, einfache und gefüllte Granaten, virginiſche Trompetenblume, unterſchiedliche Arten der männlichen und wohlriechenden Ciſtenröslein, Salbeybaum, Oleander, ſtaudiges Fünffingerkraut, Splerſtaude, Althäſtaude, Paſſionsblume, Mondklee, Bläschenſenna, Geißblatt, das immergrüne Geißblatt, der Tulpenbaum, Färberpfriemen ꝛc.

V. Verrichtungen, welche im Gewächs- und Glas- oder Treibhauſe geſchehen müſſen.

1. Man muß die jetzt noch nachtreibenden Blumen an den Pomeranzenbäumen wegnehmen, wenn ſich deren im vor. M. ſchon eine genugſame Anzahl angeſetzt hat; denn die auf dieſe Blüthen folgenden Früchte hätten nicht mehr ſo viel Zeit vor dem Winter groß zu werden, und fallen daher im folgenden Frühlinge ab. Ueberhaupt muß man die Blüthen nicht zu häufig und zu nahe an einander ſtehen laſſen; und wenn man auch im vor. M. deren einige überſehen

hätte, und jetzt ſchon wirklich Früchte daraus gewachſen wären, iſt es doch beſſer, dieſelben jetzt abzubrechen, zumal wenn ſie an ſchwachen Schoſſen ſtehen; denn es iſt ſowohl für die Bäume als auch für die Früchte nützlicher, wenn man nur wenige Früchte, und zwar nur an ſtarken Zweigen ſtehen läſſet, als daß durch eine ſehr große Anzahl derſelben die Bäume geſchwächet, und die Früchte an Erreichung einer gehörigen Größe gehindert werden.

2. Von allen ausländiſchen Pflanzen, welche man vermehren will, kann man fortfahren Schnittlinge zu machen. Sind die Pflanzen, von welchen man Schnittlinge gemacht hat, von zärtlicher Beſchaffenheit, und ſehr ſaftig, als: Fackeldiſteln, Euphorbien ꝛc. ſo pflanzt man dieſelben in ein temperirtes Miſtbeet, damit ſie ſich leichter bewurzeln; die Schnittlinge von dauerhaften Pflanzen hingegen darf man nur in ein Beet von leichter fetter Erde ſetzen, und über daſſelbe Bogen von Reifen machen, damit man ſie bey heißem Wetter im Schatten halten könne; man muß ſie auch gehörig begießen, und alle Nächte unbedeckt ſtehen laſſen, damit ſie den ihnen ſehr zuträglichen Thau genießen können. Zu dieſer Gattung von Pflanzen gehören alle Arten Storchſchnäbel, Myrten, Jacobäen, Anemoſpermos, Hundskohl, Honigblume, ſtaudiger Sauerampfer, Löwenſchwanz, afrikaniſche Salbeyſtaude, Hermannie und andere Stauden am Vorgebirge der guten Hoffnung.

3. Die im Frühjahre aus dem Samen gezogenen ausländiſchen Pflanzen kann man nun, nach Beſchaffenheit ihrer Dauer, entweder in Töpfe verſetzen, oder in ein Lohbeet eingraben, und ihnen gehörig Waſſer und Schatten geben.

4. Es müſſen jetzt die Blätter der zarten Schoſſen an den ausländiſchen Gewächſen, inſonderheit diejenigen, welche in dem Lohbeete ſtehen, von allem Un=

Unrathe und von Inſecten mit der größten Sorgfalt rein gehalten werden, denn letztere vermehren ſich ſonſt um dieſe Zeit ſo häufig, daß ſie faſt gar nicht auszurotten ſind. Die mit Inſecten beſetzten Pflanzen muß man zu dem Ende abwaſchen, und an einen warmen Ort in die freye Luft ſetzen, wo ſie vor ſtarken Winden in Sicherheit ſeyn können. Sollten ſich die Inſecten allzu ſehr vermehrt haben, ſo kann man in das Waſſer, womit man ſie abwäſcht, Toback einweichen.

5. Bey ſehr heißem Wetter, und wenn kein ſtarker Wind wehet, muß man den zarten ausländiſchen Pflanzen, ſo viel möglich, friſche Luft geben, denn um dieſe Zeit duften ſie am ſtärkſten aus, und bekommen daher ein kränkliches Anſehen, wenn ſie gar zu ſehr in dieſen Dünſten eingeſchloſſen bleiben, und werden auch häufiger von Inſecten beſetzt. Des Mittags aber, bey der größten Hitze muß man die Fenſter des Glashauſes im Schatten halten, weil ſonſt die Sonnenſtrahlen die Erde in den Töpfen zu ſtark austrocknen.

6. Wenn die Hitze in den Lohbeeten abnehmen will, muß man dieſelben umrühren, und durch etwas friſche Lohe die Hitze wieder zu erneuern ſuchen, zugleich aber auch diejenigen Pflanzen in größere Töpfe verſetzen, deren Wurzeln ſolches erfordern.

7. Weil nun bey warmer Witterung die Ananas ziemlich reif werden, muß man, nach dem Abſchneiden der Frucht, die Töpfe mit den alten Pflanzen in ein warmes Beet eingraben, damit die Nebenſchoſſen bey guter Zeit hervor treiben, und noch vor dem Winter abgenommen werden können. Ein fleißiges Begießen wird dieſes Wachsthum ſehr befördern. Wenn diejenigen Ananaspflanzen, welche im folgenden Jahre Früchte tragen ſollen, die Töpfe mit ihren Wurzeln angefüllet haben, (wie denn dieſes währendem Frühlinge geſchehen ſeyn muß, wenn man ſich große Früchte

verſprechen will,) ſo muß man ſie bey Zeiten in diejenigen Töpfe verſetzen, in welchen ſie ſtehen bleiben ſollen, damit ſie noch vor dem Winter gute Wurzeln treiben können.

8. Von ſpaniſchen, arabiſchen und azoriſchen Jasminen ſowohl, als von allen Arten der Paſſionsblume, kann man in d. M. Ableger machen, weil ſich dieſe Gewächſe beſſer aus den zarten Knoten der neuen Sproſſen bewurzeln, als aus den jährigen. Dieſe Ableger aber muß man, wenn ſie gut anſchlagen ſollen, mit den Töpfen in ein Miſtbeet eingraben.

9. Alle Arten Saamen von ausländiſchen Pflanzen müſſen nun, wenn ſie reif ſind, geſammelt, und auf Papier an einem trocknen Orte geleget werden, bis ſie hart ſind; alsdann kann man ſie in dem Schatten, bis zur Zeit des Ausſäens erhalten.

10. Diejenige zarten jährlichen Pflanzen, welche nunmehr die freye Luft ertragen, müſſen jetzt aus den Miſtbeeten heraus genommen und an wohl verwahrte Orte geſetzet werden, ſo tragen ſie beſſer Samen, als wenn ſie beſtändig in den Beeten bleiben.

Im Gewächshauſe blühen jetzt: Pomeranzen= Limonien= Citronen= und Pompelmusbäume, verſchiedene Arten von Myrten, viele Arten von Jasminen, von Ciſtenröslein, und auch einige von der Sonnengoldblume, Arten der Caſſia, aufrechter afrikaniſcher Hundskohl, Lobelien, Acacien und Mimoſen, Granadillen, Korallenbaum, der Kaffeebaum, Ginſter, Bohnenkaper mit ſchwefelgelber Blume, rother und weißer Oleander, gefüllter und wohlriechender Oleander, afrikaniſche Schwalbenwurz, verſchiedene Arten Meſembryanthemum, Fackeldiſteln, unterſchiedliche Arten des Hibiscus und des Nabelkrautes, einige Gattungen vom Nachtſchatten, Blutblume, gefüllte indianiſche Kreſſe, Myrtociſtus, ſtaudige afrikaniſche Kreuzblume, ſtaudiger canariſcher Fingerhut, Sonnenwende, Mehlbaum, Erdſpinnenkraut, Kreuzdorn, Aloen und Balſamapfel, blaue afrikaniſche doldentragende Hyacinthe, Oliven, der viereckige Nußbaum, ein Paar Arten Klappbaum

Uu 2 (Ja-

(Juſticia,) Tamarinden, indianiſches Blumenrohr, ceyla-niſche Lilie, Turnera, Amberſtaude, afrikaniſche Spierſtau-de, ſtaudiger Sauerampfer, breitblätterige indianiſche Nar-zißlilie, Meerlilie, Baumwermuth, Feldzwiebeln, Bermu-diana, Plumeria, ſpaniſches Siſyrinchium, Kleearten, u. d. gl.

VI. Verrichtungen, welche im Felde oder Feld- und Wieſenbau geſchehen müſſen.

In dieſem Monate, ſo wie in allen andern, hat ein fleißiger Haus- und Landwirth 1. zu veranſtalten, daß alle Arbeit, welche im vorhergeh. Monate zurück geblieben iſt, nachgeholet werde; hauptſächlich hat er jetzt zu beſorgen, daß der Miſt vollends ausgebrei-tet und untergepflüget werde.

2. Ehe die Aernde angeht, können nun diejenigen Aecker, welche man zur Winterſaat beſtimmt hat, und die nach dem Brachen aufs neue ſehr erwachſen ſind, zum zweytenmal umgepflüget, oder mit der ſchweren eiſernen Ege nach der Länge und Quere überfahren werden, damit das Unkraut recht mit der Wurzel ausgeriſſen werde, und in den folgenden heiſ-ſen Tagen verdorre. Diejenigen aber, welche nicht allzu häufig mit Quecken durchzogen, oder auch nicht allzu zähe ſind, werden nun gemeiniglich bald umge-rühret.

3. Der Hanf und die Krautfelder müſſen nun fleißig gegätet und gereiniget werden. Der frühe Flachs und Hanf aber wird nun geraufet, geriffelt, und in das Waſſer geleget. Letztern pflegt man auch um dieſe Zeit zu fimmeln, d. h. die kleinſten, ſubtil-ſten Stämme, welche keinen Samen tragen, zu ſam-meln, ſo bald ſie zu ſtäuben anfangen; denn dieſer Fimmel giebt ein gutes Geſpinnſt, welches unter das fláchſene untergewirket wird; ſ. Th. XXI, S. 767, und 781.

4. Weil faſt alle Arten des Getraides in d. M. reif zu werden anfangen, muß man ſich mit allen zur bevorſtehenden Aernde gehörigen Geräthſchaften in Zeiten verſehen, und die Pferde wohl ausruhen und füttern laſſen, damit ſie im Stande ſeyn, ihre Dienſte bey dem Einführen der Feldfrüchte gehörig zu leiſten.

5. Die Aernde ſelbſt muß man, wenn es möglich iſt, bey ſchöner Witterung vornehmen, wenigſtens muß man bedacht ſeyn, die Früchte trocken in die Scheunen zu bringen. Sollte daher das geſchnittene Getraide beregnet worden ſeyn, ſo muß man die Mandeln zerlegen, um es wieder abzutrocknen, und ſie hernach wieder aufs neue ſetzen; ſ. Th. XI, S. 417, fgg.

6. Man muß fleißig auf die Schnitter Acht geben, daß ſie durch allzu hohes Abſchneiden der Früchte kein kurzes Stroh machen; denn nur auf denjenigen Feldern, wo viel Unkraut im Getraide befindlich iſt, darf man auf hohe Stoppeln ſchneiden, wo das Getraide aber rein ſteht, kann es dicht an dem Boden abgeſchnitten werden. Die Garben muß man ſodann mit Fleiße, aber in keiner allzu großen Hitze, binden, ſonſt brechen die Aehren gern ab, oder wenigſtens fallen die Körner aus, und gehen verloren. Bey dem Aufbinden kann man zugleich das allzu häufige Unkraut bey den Sturzen des Strohes heraus ziehen; denn wenn daſſelbe in den Gebäuden verfault, ſo verdirbt das Stroh, und das Getraide bekömmt dadurch einen dumpfigen Geruch, welchen es nicht leicht verlieret. Man darf die Garben auch nicht ſtark niederwerfen oder ſtoßen, und bey dem Aufladen nicht grob damit umgehen, ſondern man muß ſie ordentlich auf einander legen; ſ. Th. XI, S. 414, fgg.

7. So bald am Weizen und Rocken die Halme weiß zu werden anfangen, kann man beyde Arten ſchneiden laſſen. Den Weizen darf man nicht über 2 Tage liegen laſſen, ſondern man muß ihn gleich auf-

bin-

binden und einführen, ſo bald das Gras an demſelben getrocknet iſt, denn er wächſt ſehr leicht aus, inſonderheit wenn er beregnet worden iſt. Es iſt aber doch bey dem Getraide überhaupt gut, wenn es wenigſtens 24 Stunden in Wellen auf den Stoppeln liegt; denn der in dem Strohe zurück gebliebene Saft ſteigt alsdann in die Aehren, und macht die Körner vollends reif und hart. Die Mandeln des Getraides müſſen ſorgfältig abgezählet werden.

8. Die Gerſte und der Hafer brechen gern ein, wenn ſie zu reif und überſtändig werden; man muß deswegen erſtere in der Gelbreiſe, und letztern, wenn ſeine Spitzen weiß zu werden anfangen, nur halb hauen, und erſt nach etlichen Tagen rechen, binden, mandeln und einführen. Bey dem Abmähen der Gerſte iſt es beſſer, wenn man ſich der Senſe mit dem Reffe bedient, weil mit der gemeinen Grasſenſe ein großer Theil davon zerſtreuet wird und verloren geht. Das Aufbinden derſelben muß entweder des Nachts bey Mondenſcheine, und, in deſſen Ermangelung, bey Strohfackeln, oder morgens früh ſo lange es thauet, vorgenommen werden; denn weil das Gerſtenſtroh ſehr morſch iſt, ſo würden bey dem Aufbinden an heiſſen Tagen viele Aehren verloren gehen, ſ. Th. XVII, S. 421, fgg. Dem Hafer kömmt es zu Statten, wenn er, während daß er auf dem Acker in Schwaden liegt, einen durchdringenden Regen bekömmt, denn dadurch röſtet er gut, und läſſet beym Dreſchen die Spreu und Körner wohl fahren, und dieſes iſt auch die Probe, ob er genug geröſtet ſey, und aufgebunden werden dürfe, wenn man eine Handvoll Hafer in der Hand wohl ſchüttelt, und derſelbe alsdann die Spreu fliegen läſſet. Sollte aber der Regen allzu anhaltend ſeyn, ſo muß man den Hafer zuweilen umwenden, damit die Körner durch die Näſſe nicht zu ſehr an den Boden gedrückt werden; und auswachſen. Dieſe

Frucht kann man bey Tage und warmen Wetter aufbinden, und einführen; denn weil ihre Hülſen die Körner feſt einſchließen, hat man kein Ausfallen derſelben zu befürchten. Der ſogenannte Auguſthafer aber muß frühzeitig gehauen und bald aufgebunden werden, wenn man die vollen Riſpen in die Scheune, und die Körner auf den Boden haben will; ſ. Th. II, S. 680, fgg.

9. Die Erbſen und Wicken läſſet man ſchneiden oder hauen, ſo bald ſie an den Schoten ſchwarz zu werden anfangen. Nach dem Schneiden läſſet man ſie bey ſchönem Wetter ungefähr einen Tag lang in den Wellen liegen; hernach leget man ſie auf den Aeckern in Haufen, ſo, daß die grünen Rankenſpitzen außerhalb derſelben, die dürren Erbſen aber inwendig, zu liegen kommen. Auf ſolche Art trocknen die grünen Ranken von der Luft und Sonne vollends aus, und die reifen Erbſen werden vor den Tauben und andern Vögeln in Sicherheit geſetzt. Setzt man noch über einen ſolchen Erbſenhaufen einen Sturz von Stroh, ſo ſind ſie auch dadurch vor dem Regen geſichert. Es iſt willkührlich, ob man ſie binden, oder nur ungebunden einführen will. Nach dem Einführen pflegt man ſie ſofort zu dreſchen und zu reinigen, ehe der Same der Würmer ausgebrütet werden kann. Um dieſen zu zerſtören, thut man auch wohl, wenn man die Erbſen gleich nach dem Ausdreſchen in einem Dörrofen abdörret. Das Erbſenſtroh hebt man zur Fütterung für die Schafe auf. Siehe Th. XI, S. 188, fgg.

Vor den Erbſen werden die Linſen reif; man darf aber deren Reifwerden nicht ſehr abwarten, denn ihre Schotten ſpringen bald auf, und laſſen die Körner fallen. Man darf ſie auch nicht lange in Wellen auf dem Acker liegen laſſen, weil ihnen die zahmen ſo-

wohl als auch wilden Tauben ſehr nachſtellen, und die Körner mit ihren Flügeln ausdreſchen.

10. Die Krautpflanzen muß man nun fleißig behacken, und um Jacobi das Kraut zu blatten anfangen, und es auch nach jedem Regen umgraben laſſen.

11. Nach geendigter Wintergerſtenärndte hat man die Stoppel- oder Halmbrache vorzunehmen, und noch vor der andern Aernde einige Stücke von ſolchem Felde mit Rüben anzubauen; wenn aber der Rübenſame lange vor Jacobi in das Feld kömmt, werden dieſelben gern hart und holzicht (ſtöckerig), ſo wie diejenigen gern wurmig werden, welche man auf Felder, die mit Schafmiſt gedünget worden ſind, ſäet. Die auf Flachsäcker geſäeten Rüben kochen ſich vor andern weich. Gemeiniglich ſäet man ſie auf zweymal und auf zwey unterſchiedene Felder, und zwar das zweytemal etwas ſpäter, damit ſie doch auf einem Platze gerathen, wenn ſie etwa auf dem andern umſchlagen ſollten; gerathen ſie aber an beyden Orten, ſo iſt es deſto beſſer, weil die Rüben ein gutes Futter für das Vieh abgeben. Die Rübſaat ſchneidet man entwedet um dieſe Zeit ab, oder rupfet ſie aus der Erde; wenn ſie recht trocken geworden iſt, klopft man ſie auf leinenen Tüchern aus, verbrennt das Stroh zu Aſche, führt den Samen, wenn er wohl gereinigt iſt, nach Hauſe, und hebt ihn zum Oehlpreſſen auf.

12. Um dieſe Zeit kann man auch Wicken ſäen, welche ebenfalls ein ſehr angenehmes Futter für das Vieh ſind.

13. Sollte man in d. M. durch anhaltendes Regenwetter an der Aernde verhindert werden, ſo kann unterdeſſen auf andern Aeckern das Rühren, oder andere Arbeit, vorgenommen werden; man kann auch die wilden Aecker, welche man künftig anzubauen Willens iſt, vom Unkraute und unnützen Wurzeln reinigen.

14. Zu Anfange dieſes Monates hauet man die gemeinen Wieſen, und läſſet das gemachte Heu wohl trocknen, ehe man es zuſammen rechet, und aufſchobert. Das Einführen deſſelben muß, ſo viel möglich, bey gutem trocknen Wetter geſchehen. Wenn das Heu von den Wieſen hinweg iſt, muß man dieſe bey dürrem und heißem Wetter fleißig wäſſern. Die durch Wieſen flieſſenden Bäche und Gräben müſſen bey niedrigen Waſſer geräumet, und vom Schlamm, Holz und Stöcken gereiniget werden. Man muß ferner die friſchen Maulwurfhaufen aus einander ſtreuen, und die leeren Plätze mit Klee- und Grasſamen beſäen.

Die Schutzbreter an den Bächen kann man jetzt gleichfalls verbeſſern, oder im Nothfalle neue machen laſſen; ingl. die Sommerſchößlinge von den an Bächen und Gräben wachſenden Erlen, Sahlweiden u. d. gl. abſchneiden, in Wellen binden und aufſtecken, damit ſie zum Winterfutter für die Schafe gehörig abdorren.

15. Das Riethgras, Farnkraut, und andere Arten von Unkraut, welche ſich auf Wieſen und Angern finden, müſſen noch vor den Hundstagen im abnehmenden Monde ausgereutet werden.

16. Es iſt auch nun Zeit, den Anfang mit Einſammlung allerley Arten Laubes zum Futter für das Vieh zu machen, damit man das Heu dabey in etwas erſpare.

17. Die Tobakspflanzen muß man jetzt vom Unkraute reinigen, und wenn dieſelben ihre gehörige Höhe erreicht haben, ihre Gipfel mit den Fingern abzwicken, damit die Stängel nicht ſchoſſen und in Saamen treiben, ſondern die Blätter deſto größer werden; doch muß man von den ſchönſten Stöcken ſo viele ſtehen laſſen, als man zum Samen nöthig zu haben glaubt.

VII. Verrichtungen, welche in Wein- und Hopfenbergen und Gärten geſchehen müſſen.

In Weinbergen und Weingärten wird 1. zu Anfange dieſes Monates die zweyte Hacke vorgenommen, welche eben ſo viele Sorgfalt erfordert als die erſte, außer daß ſie nicht ſo tief eindringen darf; doch muß dadurch alles Unkraut mit den Wurzeln ſo ausgerottet werden, daß es bey erfolgendem Regen nicht wieder ausſchlagen kann.

2. Nach dieſer Verrichtung muß gleich die zweyte Hefte geſchehen, wobey alles wilde Holz weggenommen, und die frey ſtehenden Reben gehörig angebunden werden müſſen, damit theils die heftigen Winde keinen Schaden thun, theils die Trauben deſto beſſer von der Sonne beſchienen werden können. Wenn man dieſes Anbinden zu ſpät vornimmt, bekommen die Blätter eine falſche Richtung, und kehren alsdann öfters, wenn ſie nachher erſt angebunden werden, die Rückenſeite in die Höhe, wodurch aber die Frucht wenigſtens auf einige Tage in ihrem Wachsthume zurück geſetzt wird; denn die Trauben bleiben ſo lange ſtecken, bis die Blätter ihre gehörige Richtung wieder erhalten haben; und es kann ſich auf dieſe Art zutragen, daß in einem Jahre gar keine Reife erfolgt, zumal wenn noch dazu die Witterung gegen den Herbſt hin ſehr naß und kalt iſt.

3. Um keine Erde unbenutzt zu laſſen, kann man die leeren Plätze in den Weinbergen mit Kraut, Kohl oder Kohlrübenpflanzen beſetzen; auch in den jungen Weinbergen, ehe ſie noch vorgeſchlagen ſind, gleich in den Frühlingsmonaten Kartoffeln, Turnips oder türkiſchen Weizen auf die ſo genannten Brücken einlegen; dadurch erlangen die zarten Weinſtöcke nicht nur den benöhtigten Schatten in den heißen Sommertagen, ſondern man kann ſich auch in der Wirthſchaft allerley Nutzen davon verſprechen.

In

In Hopfengärten kann man nun die untern Blätter bis auf 5 oder 6 Schuh hoch von der Erde abblatten; es darf dieſes aber niemals mit der bloßen Ha d allein, ſondern vermittelſt eines Meſſers oder einer Scheere geſchehen, weil ſonſt allzu viel Riſſe in die Ranken geſchehen. Dieſes Abblatten verſchaffet nicht allein den Ranken und dem darauf wachſenden Hopfen den Vortheil, daß ihnen mehr Saft zufließen kann, ſondern es wird auch dadurch die Menge des Honigthaues vermindert, welcher häufig an den Blättern und Ranken hängt, und eine Menge Inſecten (an einigen Orten ſo genannte Mauken) herbey locket; welche nicht nur die Blätter ſondern auch den Hopfen ſelbſt verderben. Ein fleißiges Begießen wird nicht nur den Hopfen größtentheils hievon befreyen, ſondern auch deſſen Wachsthume bey großer Dürre wohl zu Statten kommen. Um dieſe Zeit kann man auch die überflüſſigen Schößlinge, welche nicht zum Hopfentragen beſtimmt ſind, abſchneiden, und mit dem Anbinden ſo lange fortfahren, bis er in der Blüthe ſteht. Siehe Th. XXV, S. 107, fgg.

VIII. Verrichtungen in Wäldern, Förſten und Holzungen.

1. Man muß an ſolchen Plätzen, wo viel harziges Tangelholz ſteht, und trockne Heiden ſind, ſorgfältig Acht haben, daß weder von Reiſenden, noch von den im Walde arbeitenden Perſonen, Viehhirten ꝛc. unnöthiges Tobaksfeuer angemacht werde.

2. Man kann das übrige vom gehauenen Holze vollends bey gutem Wetter nach Hauſe ſchaffen.

3. Um dieſe Zeit ſind die Beeren der Hollunder-Attich- und einiger andern Bäume reif, und können alſo geſammelt werden.

4 Man hat jetzt die Eichen und Büchen wohl zu beobachten, weil man aus ihrem gegenwärtigen Zuſtan-

ſtande die Ergiebigkeit der Maſt für den künftigen Herbſt beurtheilen kann. Iſt ein in dieſem Puncte gutes Jahr zu hoffen, ſo kann man ſich bey Zeiten mit Schweinvieh zur Maſtung verſehen, im entgegen geſetzten Falle aber verkaufen, was man deſſen zu viel hat.

Ein Förſter inſonderheit, hat 1. auf die Blüthe der Linde noch ferner Acht zu haben.

2. Den geſammelten Leinbaumſamen (Lehne, Acer platanoides *L.*) wenn ſolches noch nicht im vor. M. geſchehen iſt, auszuſäen.

3. Muß er die Samenzapfen der Tangelhölzer unterſuchen, um zu erfahren, was er in Anſehung der Einſammlung ſolches Samens zu hoffen habe. Findet ſich, daß bey ſenkrechtem Durchſchneiden der Zapfen ein Wurm darin iſt, ſo hat er wenig oder gar keine Hoffnung, einigen Samen zum Anbau für das künftige Jahr zu erhalten; es würde alſo das Tagelohn umſonſt ausgegeben werden, wenn man dergleichen Zapfen in dieſem Jahre wollte brechen laſſen. Ein aufmerkſamer Förſter wird ſich daher in guten Samenjahren einen hinlänglichen Vorrath von allen brauchbaren Sorten des Holzſamens zulegen, damit er bey erfolgendem Mißwachſe keinen Abgang verſpüre.

Den Zapfenbrechern iſt als eine gute Nachricht dienlich, daß die wurmſtichichen Samenzapfen dadurch von den brauchbaren Zapfen unterſchieden werden können, daß an erſtern eine Oeffnung zu ſehen iſt, aus welcher das Harz häufig heraus fließt.

4. Muß er auf den im künftigen Herbſte zu machenden Holzſchlägen, oder Gehauen, die Streu zuſammen rechen und hinweg ſchaffen laſſen.

5. Muß er aufmerkſam ſeyn, daß weder durch Viehhirten, noch durch Graſen, oder durch Sonnen- und andere Regen, oder auch durch heftige Ge-

Gewittergüſſe, dem jungen Holze und den beſäeten Gehauen einiger Schade zugefüget werde.

6. Muß er in den Tangelhölzern, aber bloß auf den nächſtkünftigen Gehauen, harzen laſſen.

Und endlich 7. die noch vorräthigen Samenzapfen vollends ausklingeln.

IX. In Anſehung der Viehzucht,

kann man 1. auch in d. M. noch den Stier zu den Kühen, und den Widder unter die Schafe laſſen.

2. Muß man das Rindvieh noch ferner mit gutem jungen Graſe füttern, oder ihm auch gutes Wickenfutter vorlegen; denn es iſt nicht genug, daſſelbe bloß auf die Weide zu treiben, ſondern man muß ihm auch vor dem Austreiben, und wenn es nach Hauſe kömmt, alſo des Morgens, Mittags und Abends, jedesmal eine Bürde wohlgewachſenes und abgetrocknetes Feldgras vorlegen, aber ja noch kein neues Heu, Stroh oder Getraide zur Fütterung nehmen. Man kann dieſes um ſo viel eher vermeiden, weil in der jetzigen Jahrszeit ohnehin kein Mangel an allerley Arten des Futters iſt. Denn außer dem häufigen Unkraute findet man in den Weinbergen genug überflüſſige Reben und Ranken abzuſchneiden. Man kann auch die Dickwurzeln gegen das Ende d. M. zum erſtenmal blatten, wenn ſie in einer guten Lage angebauet worden ſind. An den Erdäpfeln wird ebenfalls, nach ihrer Blüthe, das Kraut bis auf eine Spanne über der Erde abgeſchnitten. Die Luzerne, welche nun zum drittenmal gemähet wird, und andere Futterkräuter mehr, können nun mit dem größten Vortheil gebrauchet werden. Man kann auch noch über dies nach dem Schneiden und Einführen des Wintergetraides, wenn man die Hannrüben anbauet, auch zugleich ein Stück Feld in die umgeſtürzten Stoppeln mit Heidekorn und un-

untermiſchter Gerſte beſäen, ſo wird daſſelbe nicht allein im Sept. ſchon für das Melkvieh abgemähet werden können, ſondern es werden ſich auch die Bienen bis in den Oct. darauf beſchäftigen können, wenn ſie in den Gärten und Wieſen ſchon lange keine Blumen mehr finden.

3. Iſt nun auch die Zeit, die abgeſetzten Kälber mit auf die Weide zu treiben, das entbehrliche Rindvieh aber zu verkaufen. Weil die Aehrenkörner und reif gewordenen Kräuter in den Stoppelfeldern dem Viehe zu dieſer Zeit mehr Durſt verurſachen, als die vorherigen ſaftigern Gräſer, ſo muß man daſſelbe Morgens, Mittags und Abends, nebſt der oben vorgeſchriebenen trocknen Fütterung, auch hinlänglich tränken.

Wegen der Fliegen und anderer Gattungen von Inſecten, wodurch das Vieh bey jetziger Hitze mehr, als ſonſt, geplaget wird, muß man daſſelbe vormittags nicht länger, als bis 10 Uhr, auf der Weide laſſen, und nachmittags nicht vor 3 Uhr austreiben, vor jedem Austreiben aber mit Waſſer, in welchem Wermuth und Coloquinten geſotten worden ſind, über und über beſtreichen.

4. Man muß fleißig nach den Schäfereyen ſehen, ob dieſelben durch gegenwärtige Hitze keinen Schaden nehmen; auch mit dem Pferchen und Melken noch ferner fortfahren.

Um das Geblüt der Schafe rein zu erhalten, muß man ihnen um dieſe Zeit zum öftern Salz mit klein gehacktem grünen Wermuth zu lecken geben; denn um dieſe Zeit finden ſich die Pocken gern unter ihnen ein, und ſie überſtehen dieſelben leichter, wenn ihr Körper übrigens in gutem Stande iſt. So bald man dieſe Krankheit an einigen bemerkt, muß man die kranken ſogleich von den geſunden abſondern, und in einem Stalle beſonders mit gutem trocknen Futter verſorgen; da-

dadurch werden ſie auf das Grüne und auf die jungen friſchen Tobacksblätter deſto begieriger, welche man ihnen in ſolchem Falle geben muß, weil dieſelben ein ſehr gutes Laxirmittel für ſie ſind.

5. Die Schöpſe und anderes zum Verkauf beſtimmtes Schafvieh kann man nun im Neumonde ſcheeren. Wenn man ſie hierauf hat Salz lecken und in den Stoppelfeldern weiden laſſen, werden ſie nicht allein wohl zunehmen, und daher gut verkaufet werden können, ſondern man hat auch noch überdies die Wolle zum Nutzen.

6. Weil das Ziegenfleiſch um dieſe Zeit gut iſt, kann man dergleichen Vieh jetzt am beſten verkaufen. Das geronnene Blut der Ziegenböcke, welche am Abend vor Jacobi geworfen oder geſchnitten worden ſind, iſt ein gutes Arzeneymittel.

7. Nach Beſchaffenheit der Eichelmaſt, welche ſich in dieſem Monate am beſten beurtheilen läſſet, kann man nun auch die Anzahl der Schweine, welche man in ſeine eigene Wirthſchaft, oder zum Verkauf nöthig hat, beſtimmen. Wenn man dieſe Thiere in Haferſtoppeln weidet, werden ſie vorzüglich gut, und können alſo auch theurer verkauft werden; man muß ſie aber wohl in Acht nehmen, hauptſächlich die jungen Ferkel, daß ſie in keine Leinſaat kommen, oder jungen Flachs freſſen, denn davon müſſen ſie ohne Rettung ſterben. Die Hitze dieſes Monates iſt ihnen gleichfalls ſehr gefährlich; daher muß man ſie jetzt öfters in das Waſſer treiben und abſchwemmen, dadurch werden ſie vor vielen Krankheiten präſerviret.

X. Bey der Pferdezucht inſonderheit,

müſſen 1. die jungen Pferde des Morgens früh ausgetrieben, nach etlichen Stunden aber, ehe noch die Mit-

Mittagshitze heran kömmt, wieder eingetrieben werden.

2. Man muß die Pferde insonderheit diejenigen, welche ſtarke Arbeit haben, bey heißen Tagen oft, aber nicht zu viel auf einmal, tränken; denn dieſes dient ihnen ſtatt eines guten Hafers, tränket man ſie aber zu ſelten, ſo überſaufen ſie ſich gar leicht. Bey großer Hitze muß man ſie auch zum öftern in die Schwemme reiten, und auch außer dem fleißig abwaſchen. Hauptſächlich kann man ſie des Abends bis an den Hals in das Waſſer reiten, und wohl abſchweiſen, damit ſie von allem Staube wohl gereiniget werden; dieſes Schwemmen darf aber nicht, ſo lange ſie noch warm ſind, oder gar ſchwitzen, geſchehen, ſondern ſie müſſen vorher ſchon etwas ausgekühlet ſeyn.

3. Man kann ihnen fleißig Salz, mit Mehl vermiſcht, zu lecken geben; dieſes wird verhindern, daß ſie nicht ſo leicht ein ſchlimmes Maul bekommen.

XI. In Abſicht auf das Federvieh,

werden nun in d. M. 1. die jungen Gänſe gleichfalls in die Stoppeln getrieben, weil ſie davon ſehr gut und ſchmackhaft werden. Man muß ſie auch noch immer vor den Mücken verwahren, und vor großer Näſſe in Acht nehmen. Denn, ob ſie gleich ſo wohl als die Aenten und Hühner, um dieſe Zeit meiſt außer Gefahr des Umfallens ſind, wenn man ihnen nur fleißig friſches Waſſer giebt, ſo ſind ihnen doch die in d. M. oftmals häuſigen Schloſſen und Hagelwetter ſehr gefährlich; man muß ſie daher ſo nahe am Hauſe, als möglich, heiten. Um dieſe Zeit werden auch die Gänſe zum zweytenmal unterrupfet.

2. In Anſehung der Futterung hat man um dieſe Zeit faſt gar keine Mühe; denn durch das Einfahren und Abladen der Früchte werden genug Körner verſtreuet,

ſtreuet, daß das Geflügel ſich durch Aufklauben derſelben hinlänglich ſättigen kann.

3. Vor Jacobi, nämlich ehe noch die größte Hitze einfällt, müſſen die zu Kapaunen beſtimmten Hähne gekappet werden.

4. Um dieſe Zeit muß man keine junge Tauben mehr abfliegen laſſen, indem ſie, dem Stoßvogel zu entgehen, nicht geſchwinde genug fliegen können, als welcher nun am häufigſten und begierigſten um ſeiner Jungen willen auf den Raub ausgeht.

XII. Bey der Bienenzucht,

wird das Schwärmen der Bienen in d. M. wegen zunehmender Hitze noch ſtärker, als es im vorigen Monate war; und wenn der Winter ſehr anhaltend, und der Junius ſehr heiß geweſen iſt, verſchiebt ſich die Schwärmzeit völlig bis jetzt. Doch bleibt es ausgemacht, daß nur die Schwärme in d. M. von Johannis an bis Kilian, und höchſtens bis Margarethen, als die beſten eingeſchlagen werden, und dauerhaft ſind. Alle ſpätere gerathen nur ſelten; und werden, zur Vorſicht, auf ihre Mutterſtöcke zurück gejaget, damit ſie nicht zu ſchwach in den Herbſte kommen, und nach aller mühſamen Wartung dennoch vergehen.

Wenn recht gute Stöcke zwey Schwärme abgelaſſen haben, kann man zufrieden ſeyn, und muß ſowohl von ihnen, als auch andern, die nicht ſchwärmen wollen, keine junge Schwärme weiter durch Hitze, Räuchern, oder durch Beſtreuen des vorliegenden Volkes mit Salz zu erpreſſen ſuchen; ſondern man muß ihnen Luft machen, und mit Unterſätzen helfen. Man erhält ſolchergeſtalt fette Stöcke und viel Honig.

Da aber bey ſtarker Hitze die Bienen leicht ſchwärmen, und die Schwärme ſehr bald durchgehen, muß man beſonders auf diejenigen wohl Acht haben, die vormittags kommen, und nicht ſo feſt hangen, daß ſie nicht

nicht nach Verlauf einer Stunde weiter ziehen ſollten. Von den Nachmittagsſchwärmen iſt dieſes nicht ſo leicht zu befürchten, weil ſie ſich im Schatten feſter anlegen, und länger verweilen; doch muß man niemals mit dem Einſchlagen lange verziehen.

Stellen ſich bey ſtarker Hitze jetzt Donnerwetter ein, ſo laſſen die Mutterſtöcke ihre Schwärme ſehr gern ab, ehe dieſe eintreten; denn der nachkommende Sturm und die Regengüſſe werden ihnen ſchädlich, und verzögern das Schwärmen.

Die Bienen tragen in d. M. außerordentlich ſtark ein, weil ſie bis über deſſen Hälfte bey ſchönem Wetter ihre beſte Honigärnde haben. Man muß alſo den Stöcken, welche, ungeachtet ſie volkreich ſind, doch nicht ſchwärmen, mit Unterſätzen helfen, auch allen ſcharf arbeitenden Stöcken durch Unterſätze ſowohl Platz, als auch Luft, verſchaffen.

Die Bienenhäuſer und die nächſten Oerter, durch welche die Bienen ihren Flug nehmen, müſſen von Spinnengeweben und Ungeziefer rein gehalten werden; wie man denn auch das bewachſene Land umher wegen der Mäuſe, Fröſche, Kröten und Eidechſen nochmals umſtechen, und durch abwechſelndes Ausharken rein halten muß.

Um die Honigmotten zu tödten, macht man des Abends, bey ſtillem Wetter, zuweilen ein loderndes helles Feuer im Garten an. Den Ameiſen ſtellet man durch friſchen Theer nach; Weſpen und Hornießen werden in langhälſigen Gläſern mit Syrup; Honig= oder Zuckerwaſſer, weggefangen. Siehe Th. IV, S. 715, fgg.

XIII. In Anſehung der Fiſcherey,

kann man nun 1. zum Angeln, der Laubfröſche, Heuſchrecken, Grillen, oder auch geſottenen Krebſe, ſich bedienen. Bey der Sommerfiſcherey, welche nun

vorgenommen wird, dürfen die Zapfen nicht gezogen, noch die Teiche abgelaſſen werden, ſondern es muß dieſelbe in vollem Waſſer und zugweiſe, auch an einem trüben Tage, oder des Nachmittags ſpät, geſchehen, damit man die Fiſche bey Nachtszeit verführen könne; denn in den Sommermonaten ſind ſie ſchwächlich, daher man ſehr behutſam mit ihnen umgehen muß.

2. In d. M. muß alles unnütze Geröhricht aus den Teichen ausgehauen werden. Man hält zur Vertilgung deſſelben das erſte und letzte Mondesviertel für die beſte Zeit.

3. Man muß jetzt, wegen der großen Hitze, die Teiche zum öftern mit friſchem Waſſer anlaufen laſſen, wenn man Gelegenheit dazu hat, um die Fiſche dadurch zu erfriſchen.

4. Man muß die Aenten und Gänſe ſorgfältig von den Streich- und Brutteichen entfernen; denn beyde ſind dem geleichten Karpfenrogen und der jungen Brut ſehr ſchädlich, weil ſie dieſelbe ſowohl, als auch die Nahrung ſuchenden Karpfen, durch ihr Hin- und Herfahren auf der Oberfläche der Teiche vertreiben.

5. Wenn es ſich zuträgt, daß der Blitz in die Teiche ſchlägt, wovon die Fiſche gern abſtehen, muß man ſogleich friſches Waſſer in die Teiche laſſen, oder, wo dieſes nicht ſeyn kann, dieſelben bey Zeiten abziehen, und die Fiſche in andere Teiche ſetzen, ſo werden ſie ſich in kurzer Zeit wieder erholen.

6. In d. M. ſtreichen die Karpfen zum drittenmal im Jahre, imgleichen nebſt andern gemeinen Fiſchen auch die Schleihen, Karauſchen und Bärſche.

7. Weil in d. M. das Streichen in den Flüſſen und wilden Fiſchereyen vorbey iſt, ſo kann man nun ohne Bedenken das Fiſchen in denſelben wieder vornehmen.

8. Die

8. Die Krebſe kann man in dieſem und dem folgenden Monate am leichteſten des Nachts bey Lichtern oder Fackeln fangen.

9. Man muß die Dämme der Teiche genau unterſuchen, ob keine Spuren von Mäuſe= oder Maulwurfslöchern daran zu merken ſeyn, und dieſelben in dieſem Falle ſchleunigſt ausbeſſern, auch dieſe Thiere auf alle mögliche Art zu vertilgen ſuchen. Die hölzernen Rechen an den Fluthbetten müſſen ebenfalls beſtändig in gutem Stande erhalten, und, wenn es nöhtig iſt, ausgebeſſert, oder neue gemacht werden, damit ſie dem vielen Geniſte, Stroh und andern Unrathe gehörig widerſtehen können, welcher durch das häufige Gewäſſer bey den in dieſem Monate ſehr gewöhnlichen Gewittern und Platzregen in die Teiche geführt wird.

10. Wo die Bäche eintrocknen, da kann man an einigen Orten Wehre machen, damit das Waſſer aufgehalten, und den Fiſchen und Krebſen ein Aufenthalt verſchaffet werde.

XIV. Bey der Jägerey, und dem Weidwerke,

müſſen 1. die Faſanenwärter die Eyer der Faſanen aufſuchen, und ſie den Haushühnern unterlegen.

2. Die jungen wilden Tauben können um dieſe Zeit in den Vorhölzern geſchoſſen werden.

3. Die wilden Aenten und Gänſe mauſen ſich nun zwiſchen Johannis und Jacobi; daher kann man ſie in den großen mit Schilf und Rohr bewachſenen Teichen um dieſe Zeit haufenweiſe fangen.

4. Es geht nun die Zeit des Vogelſtellens an. Man kann demnach, ſobald die Kirſchen reif werden, Amſeln, Weihrauch= oder Kirſchvögel und Kernbeiſſer, mit Leimruthen fangen, und ſich derſelben alsdann im Herbſte zur Locke bedienen. Wenn man einen oder mehrere Kirſchvögel gefangen hat, ſtellet man ſie, jeden in einem beſondern Käficht, auf die Kirſch=

bäume, und richtet Leimruthen darauf; die wilden Vögel ſtechen alsdann nach denſelben, und werden auf dieſe Weiſe gefangen.

5. Auf den Gebirgen kann man nun die Schnarren haufenweiſe auf den Heerden fangen, weil ſie den Kirſchen, Wachholdern, und Vogel- oder Eberäſchenbeeren begierig nachgehen; man muß aber auch ein Paar lebendige Lockvögel dabey haben. Gleich nach Jacobi fängt der Vogelfang mit dem Käutzchen an. Man kann auch um dieſe Zeit Sprenkel aufſtellen, zumal an Orten, wo man rothe wilde Hohlunderbeeren haben kann. Andere bedienen ſich an deren Statt hiezu der Johannisbeeren und Kirſchen.

6. Zu Anfange d. M. bekömmt man noch die meiſten Arten junger Vögel, welche man in den vorigen Monaten hat haben können; zu Ende deſſelben aber hören viele auf zu brüten.

Die jungen Finken fallen 4 Wochen vor ihrem Striche ſo häufig in die Gärten ein, daß man zu 20 bis 30 mit einer Schlagwand auf einmal ziehen kann, ohne einer Locke dabey nöthig zu haben; wenn man nur den Raſen an dem Orte hinweg ſchaffet, wo man das Garn hinſchlagen will, und dieſe Vögel etliche Tage lang mit Hanf ankörnet.

Die jungen Meiſen kann man zu Ende d. M. mit Heuſchrecken fangen, und ſie eine Zeit lang eben damit, oder mit in Milch eingeweichter Semmel füttern, weil ſie den gedruckten Hanf und die Nüſſe noch nicht vertragen können. Sie werden auf dieſe Art ſowohl zur Locke, als auch im Herbſte in der Meiſenhütte bey dem Kloben, gut zu gebrauchen ſeyn. Man kann ſich ihrer auch bey ſolchen Meiſenſchlägen bedienen, welche man bloß vor die Fenſter ſtellet, und die ſich vermitelſt eines Gewichtes von ſelbſt wieder richten.

7. Alle zum großen Vogelfang nöthige Geräthſchaften müſſen nun auch herbey geſchaffet, und in guten

ten Stand geſetzet werden. Alle von Ratzen und Mäuſen zernagte Garne muß man bey Zeiten ausbeſſern; die alten Vogelhäuſer ſäubern und zurecht machen, auch alle zum Schnepfen- und andern Vogelfang nöthige Stangen und Pfähle anſchaffen; nach geendigten Fange aber alle dieſe Sachen wieder an den gehörigen Ort und unter Dach bringen, damit ſie vom Regen und Schnee keinen Schaden leiden, ſondern im folgenden Jahre wieder gebrauchet werden können. Die beſte Zeit, die Stangen zu den Nacht- und Streichnetzen, imgleichen zu den Lerchennetzſtäben zu bereiten, iſt der Winter, weil ſolche Stangen alsdann bis zu der Zeit, da ſie gebraucht werden ſollen, ein ältliches und ruſſiges Anſehen bekommen, damit ihre Weiße den Vögeln bey der Dunkelheit der Nacht nicht ſo deutlich in die Augen falle. Die Bogen zum Amſel- und Droſſelfang müſſen von Birkenruthen, die dazu gehörigen Dohnen oder Schlingen aber von ſtarken braunen oder ſchwarzen Haaren gemachet werden, deren man 5 bis 6, auch nach Gelegenheit 10. zu einer Maſche nehmen kann.

8. Man muß noch immer den Raubvögeln nachſtellen, und ihre Neſter nach Möglichkeit zu zerſtören ſuchen.

XV. Was die häuslichen Geſchäfte betrifft, muß man 1. noch vor der Aernde die benöthigten Strohbänder machen, die Scheunen reinigen, die Dächer derſelben ausbeſſern, und alles zur Aernde nöthige Geräth in Bereitſchaft halten, damit man an derſelben auf keine Weiſe gehindert werde.

2. Auf einen hinlänglichen Vorrath an Speiſe und Getränke bedacht ſeyn, auch letzteres in reinen und ſaubern Gefäßen und in guten Kellern aufbewahren, damit die Schnitter bey ihrer ſchweren Arbeit ſich wieder erquicken können.

3. Man muß das Getraide auf den Kornböden noch immer fleißig stürzen laſſen, hauptſächlich wenn dieſelben ſich über Pferde= oder andern Viehſtällen befinden, weil es ſonſt von der Hitze und dem Geſtanke leicht Schaden nehmen könnte.

4 Das beſte von dem neuen Heu kann man an einem beſondern Orte aufbewahren, und es dem Viehe gegen Lichtmeſſe geben, damit es wohl bey Leibe erhalten werde.

5. Bey Abendzeit kann man jetzt den aus der Erde gerauften frühen Flachs durch ſeine eigene Leute, oder auch mit Beyhülfe andern jungen Geſindes, abraufeln laſſen, um die Tageszeit zu andern nöthigen Feldarbeiten zu erſparen. Denn, da die Nächte nun ſchon länger zu werden anfangen, bleibt doch noch Zeit genug zur Ruhe übrig; und wenn dergleichen Arbeiten, welche ſich bey Lichte oder Mondenſchein vornehmen laſſen, mit wechſelſeitiger Beyhülfe anderer Bekannten geſchehen, ſo verrichtet man dieſelbe nicht allein mit wenigern Koſten, als wenn man Tagelöhner dazu annehmen müßte, ſondern auch mit größerm Vergnügen, weil ſie durch die dabey vorkommenden Geſpräche angenehm gemacher werden. Zu ſolchen Arbeiten gehören noch: das Aufbinden der Gerſte, das Ausbreiten des Flachſes auf die Wieſen, und das Brechen deſſelben, das Abzwicken der Hopfenköpfe, und das Einſchnüren der Tobacksblätter.

6. Die Bollen oder Knoten des Flachſes werden nun auch ausgedroſchen, wenn ſie vorher an der Sonne gedörret worden ſind. Auch kann man jetzt den Hanf ausklopfen, ſo bald man ihn bey trocknen Wetter nach Hauſe gebracht hat, ehe derſelbe anzieht und dadurch zähe wird.

7. Man muß um dieſe Zeit die reifen Kirſchen und anderes frühes Obſt fleißig abbrechen, und dasjenige, was man davon nicht verkaufen will,

aus-

ausſieden, backen, Säfte oder Latwergen mit ſelbſt gezogenem Honig daraus machen, oder zum Brannt⸗ weinbrennen anwenden, auch die ſauern Kirſchen entweder dörren, oder Weichſelwein davon machen. Diejenigen Zubereitungen vom Obſte aber, welche ſich aufheben laſſen, muß man nicht zu Leckereyen auf den Tiſch, oder zu Naſchwerken für Kinder verſchwenden, ſondern zur Labung für Kranke aufbewahren, und daher weder hiezu, noch zu anderm reifen Obſte, den Kindern oder dem Geſinde den Zugang verſtatten.

Aus Amarellen oder Aprikoſen, Johannisbeeren, Himbeeren, und andern dergleichen Früchten, kann man nun ebenfalls verſchiedene ſowohl leckerhafte als nützliche Zubereitungen verfertigen, und auf den Nothfall oder zum Verkauf aufheben; wie auch unterſchiedliche Gartengewächſe, als: kleine Gurken, türkiſche Bohnen oder Phaſeolen, Rüben u. d. gl. in Eſſig oder Salz einmachen.

8. Damit die Blitze um dieſe Zeit dem Weine in den Kellern keinen Schaden zufügen können, muß man alle Kellerlöcher und Oeffnungen wohl verſchloſſen halten.

9. Dieſer und der folgende Monat ſind die Zeit, in welcher man die Adern und Quellen zu den Brunnen aufzuſuchen und zu graben pflegt. Man kann auch jetzt alle an den Mühlwerken nöthige Ausbeſſerungen vornehmen.

10. Wenn die Aernde wenigſtens größtentheils geendigt iſt, muß man etwas von dem neuen Getraide vorſchlagen (forſcheln,) d. h. zur Probe ausdreſchen laſſen, damit man ſehe, wie ſich daſſelbe in Körnern ergiebt, und alſo ſeinen beyläufigen Ueberſchlag machen könne, wie viel man davon zu Gelde machen dürfe, oder zu ſeiner eigenen Hauswirthſchaft den Winter hindurch nöthig haben möchte.

11. Bey Regenwetter muß man bald anfangen, die Wintergerſte, und nach dieſer den Weizen und das Korn zum Samen auszudreſchen.

12. Auch kann man nun Kalk und Ziegel brennen laſſen.

13. Man muß fleißig fortfahren, Butter und Käſe zu machen; weil aber die letztern in dieſem Monate gern Würmer bekommen, muß man ſie öfters mit geröſtetem Salze beſtreuen.

14. Maß und Gewichte kann man nun unterſuchen, und gehörig abgleichen, auch die zum Wein gehörigen Fäſſer, Preſſen und andere Geräthe in guten Stand ſetzen.

15. Die Seidenwürmer verſchaffen fleißigen Hausmüttern und ihren Kindern um dieſe Zeit eine ſowohl nützliche als angenehme Beſchäftigung. Zu Anfange d. M. gehen dieſelben in ihren vierten Schlaf, oder in ihre vierte Verwandlung; nach derſelben ſind ſie faſt unerſättlich, und müſſen daher beſtändig, aber nie zu viel auf einmal, mit friſchen Maulbeerblättern verſorget werden. Dieſe dürfen niemals welk ſeyn, wenn ſie den Seidenwürmern eine geſunde Nahrung abgeben ſollen. Es iſt deswegen ein kühler Vorkeller oder anderes Gewölbe, der beſte Ort ſie aufzubehalten; der Boden deſſelben muß aber gepflaſtert, oder mit Brettern beleget ſeyn; denn wenn dieſelben die Dünſte des Erdbodens an ſich gezogen haben, ſind ſie ihnen nicht mehr geſund. Eben ſo wenig dürfen ſie auch allzu dick über einander geſchüttet, oder bey dem Abpflücken ſelbſt zu feſt in die Körbe oder Säcke eingedrücket werden; weil ſie ſich dadurch leicht erhitzen, und in eine Gährung gerathen können. Wären dieſelben allenfalls im Thau oder Regen gepflücket worden, muß man ſie vorher wohl abtrocknen, ehe man ſie den Würmern vorleget. Bey entſtehendem Gewitter oder ſtarkem Regen, muß man die Thüren und Fenſter des

Zimmers, in welchem man die Würmer hat, an der Seite, von welcher das Wetter herein bricht, wohl verſchloſſen halten, auch im Nothfalle mit Decken behängen, damit nicht etwa ein heftiger Wind den Regen mit Gewalt in die Zimmer treibe; denn die Näſſe und die dicke feuchte Luft iſt der Seidenwürmer größtes Verderben; und durch dergleichen ſowohl, als auch durch unvorſichtiges Füttern mit naſſen Blättern, können die geſundeſten Würmer in wenig Tagen völlig zu Grunde gerichtet werden, wenn man ſie auch ſchon beynahe bis zum Einſpinnen gebracht hat.

XVI. Bey der Küche,

muß eine wirthſchaftliche Hausmutter 1. zum Verſpeiſen mehrentheils Gartengewächſe nehmen, die haltbaren Arten von Früchten aber auf den Winter und Frühling aufheben.

2. Finden ſich auf den Erbſenäckern gegen die Spitzen der Ranken noch grüne Erbſen, ſo kann man ſie, weil ſie ohnehin nicht mehr reif werden, abbrechen, und des Abends auslöſen laſſen, über dem Feuer abwellen, und nachdem das Waſſer wieder davon abgeſeihet worden, und ſie erkaltet ſind, auf Bretern in dem Dörrofen abdörren, und zur Winterproviſion, oder zum Verkauf, bewahren.

3. Die grünen Phaſeolen kann man nun, ſo lange ſie noch markig und fleiſchig ſind, abbrechen, und, nachdem ſie geſäubert worden ſind, ſchneiden und wie Sauerkraut einſalzen; ſ. Th. VI, S. 124, fgg.

4. Man kann auch um dieſe Zeit Melonen in Zucker einmachen; man muß ſie aber ſehr mäßig genieſſen, weil ſie allzu ſtark kühlen.

5. Die jungen Gänſe, welche gegen die Mitte d. M. ihre volle Federn bekommen, junge Aenten, Truthühner, Rehe, junge Haſen, Kaninchen, Friſchlinge,

linge, wilde Aenten ꝛc. kann man jetzt gleichfalls verſpeiſen.

6. Zur Obſtfolge des Monates gehören folgende Früchte:

1) Aepfel: ſüße und ſaure Paradies- oder Johannisäpfel; Torwäpfel; Codlings; Paſſe pomme d'été; Margarethenäpfel.

2) Birnen: Magdalenenbirn; Citron-Cirene; petite Cuiſſe-Madame; frühe Zuckerbirn; frühe Gratiole; le gros Blanquet; Parfum d'été; Muſcat-Robert; la Poire ſans peau.

3) Steinobſt: Kirſchen; Aprikoſen; franzöſiſche Pflaumen.

4) Beeren: Erdbeeren; Heidelbeeren; Johannisbeeren; Stachelbeeren; Himbeeren.

5) Rankenfrüchte: Melonen, und Angurien.

XVII. In Anſehung der Witterung dieſes Monates,

hat man folgende Anmerkungen und Beobachtungen.

1. Weil die Sonne vom Jun. her am höchſten geſtanden, und mit ihren geraden Strahlen den Erdboden bereits erhitzt hat: ſo iſt die Hitze um dieſe Zeit am empfindlichſten, und bringt ſo tief in die Erde, daß die Feuchtigkeit aus den Wurzeln heraus gezogen, und folglich Gras und Getraide reif wird.

2. Um Margarethen und Jacobi pflegen gemeiniglich ſchwere Gewitter zu kommen.

3. In dieſem und dem folgenden Monate pflegen ſehr ſchädliche Thaue, welche man insgemein Mehlthaue nennt, zu fallen, wovon das Laub und die Kräuter blatterig und wurmſtichig, die Weide und Fütterung aber dadurch beſchädiget und ungeſund werden, wenn es nicht bald darauf regnet.

4. Wenn um dieſe Zeit die Ameiſen ihre Haufen höher und weiter, als ſonſt gewöhnlich, machen, ſo vermuthet man einen frühen und ſtarken Winter.

5. Von den Hundstagen wollen die Alten angemerkt haben, daß, wie es am dritten Tage eines jeden Monates wittert, es alſo vollends denſelben Monat hinaus zu wittern pflege.

6. Wenn in der Aerndezeit die Sonne ſchön untergeht, hofft der Landmann auf einen folgenden ſchönen Tag; verbirgt ſie ſich aber beym Untergange unter finſtere ſchwarze Wolken, ſo folgt gemeiniglich den andern Tag ein Regen.

7. Wenn es in der Aerndezeit trübe, dabey aber kühl iſt, ſo fürchtet ſich der Landmann nicht leicht vor einen Regen; wenn es aber ſchwühl iſt, und die Fliegen ſehr ſchwärmen, beiſſen und ſtechen, wie auch die Flöhe, ſo befürchtet er einen Regen, und legt die gebundenen Garben bald in Mandeln.

8. Wenn der abgehauen liegende Rocken kniſtert und plazt, als wenn man einen Halm entzwey bräche, ſo pflegt ebenfalls bald darauf ein Regen zu erfolgen.

9. Wenn es am Tage Mariä Heimſuchung (d. 2. Jul.) regnet, ſoll es 40 Tage lang regnen. Es heißt daher:

> Regnets am Tag Unſer lieben Frauen,
> Da ſie das Gebirge thät beſchauen:
> So wird ſich das Regenwetter mehren,
> Und vierzig Tage nach einander währen.

10. Iſt Jacobitag ſchön, ſo zeigt es Kälte an; iſt es regneriſch, ſo bedeutet es zwar warmes aber naſſes Wetter.

11. Iſt es am Jacobitage warm, ſo vermuthet man um Weihnachten unbeſtändiges Wetter; iſt es an dieſem Tage ſchön, ſo vermuthet man ein ſehr kaltes Weihnachtsfeſt; iſt es mittelmäßig, ſo vermuthet man letzteres auch ſo.

12. Wie

12. Wie der Vormittag an Jacobi, ſo iſt die Zeit vor Weihnachten; und wie der Nachmittag, ſo iſt die Zeit nach Weihnachten.

Der Julius hat gemeiniglich viel mehr Näſſe, als der Junius, weil um dieſe Zeit ſich oft Gewitter mit großem Platzregen einfinden, auch der Weſtwind nun öfter zu wehen anfängt, welcher ſtarke Strichregen mit großen Regengüſſen mit ſich führt. So wie der Nordwind, wenn er oft im Julius wehet, die Luft austrocknet und abkühlt: ſo wird ſie durch den Weſtwind, wenn dieſer die Oberhand hat, zwar genug befeuchtet, aber nicht weniger kalt und unangenehm gemacht; denn bey dieſem Winde fallen faſt täglich ſehr ſtarke Regen, dabey er auch oft ſehr ſtürmiſch und ungeſtüm iſt. Bey anhaltendem Südwinde hingegen entſteht eine große und beſchwerliche Hitze, nebſt häufigen und ſchweren Gewittern. Das beſte Wetter hat man in d. M. zu erwarten, wenn keiner von gedachten Winden allzu lange in einem Stücke fort wehet, ſondern mit den andern von Zeit zu Zeit abwechſelt, weil ſodann die Hitze nicht allzu beſchwerlich, ſondern durch mäßigere Wärme wieder gemildert, und der Regen weder zu häufig, noch zu ſparſam, ſondern nach Nothdurft vertheilet wird. In der letzten Hälfte des Julius, wenn bey warmem Wetter der Wind vormittags ſüdlich oder weſtlich iſt, und die Luft klar bleibt, pflegt nachmittags ein kühles Lüftchen aus Nord-Oſt oder Oſten die Hitze zu mäßigen.

XVIII. Wegen des Jahres und der Früchte Gedeihen,

iſt anzumerken, daß

1. Der Mehlthau und Brand, welche in dieſem Monate fallen, dem Weine und allen andern Früchten, inſonderheit aber der Viehweide und dem Futter ſehr ſchädlich ſind, wo ſie nicht, bereits erwähntermaßen,

maßen, durch einen bald folgenden Regen abgewaſchen werden. Man will auch bemerkt haben, daß die Wieſeln, Katzen, Mäuſe ꝛc. welche in und um die Gebäude ſich aufhalten, die böſen Thaue, welche gegen den Anfang dieſes Monates fallen, von den Blättern und Kräutern aufſlecken, und alles, was ſie mit ihrer Zunge berühren, vergiften.

2. Wenn es um den Margarethentag, oder um die Mitte dieſes Monates, einige Zeit nach einander ſtark regnet, fallen die Wallnüſſe ab, die Haſelnüſſe aber werden madig.

3. Wenn es um Jacobi, oder 3 Tage zuvor, ſtark regnet, ſollen die Eicheln verderben.

4. Wenn der Hundsſtern trübe aufgeht, oder der Anfang der Hundstage trübe iſt, befürchtet man viele Krankheiten; iſt es aber himmelklar, ſo bedeutet es ein gutes Jahr.

5. Wenn die Reißken (Reitzker) vor den Hundstagen wachſen, befürchtet man ſauern Wein.

6. Wenn es in d. M. ſehr heiß und dürr iſt, bleibt der Wein kleinkörnig; regnet es aber zuweilen, ſo wird er fein großkörnig. Kalte und naſſe Hundstage ſind dem Weine ebenfalls ſchädlich. Denn man ſagt im Sprichworte: Was Julius und Auguſtus am Weine nicht kochen, das wird der September, wenn er auch noch ſo warm wäre, nicht braten.

XIX. In Anſehung der Geſundheitspflege oder Lebensordnung, und des Gebrauches der Arzeneyen,

iſt zu merken:

1. daß man ſich, weil in d. M. gemeiniglich die ſtärkſte Hitze iſt, mäßig halte, und, wenn man ſich ſtark bewegt und erhitzt hat, nicht jähling oder ſtark trinke.

2. Man muß ſich in den Hundstagen weder zu warm noch zu kalt baden; keine hitzige Weine oder

ſehr gewürzte Speiſen genießen; ſich vor Fiſchen hüten, welche in Pfühlen, oder ſumpfigen und mooſigen Wäſſern, gefangen worden ſind, oder ſonſt ein weiches Fleiſch haben; wenig Obſt, außer vor der Mittagsmalzeit etwas Erdbeeren oder Kirſchen zur Abkühlung, hingegen öfters guten Kräuterſalat, von Lattich, Endivien, Wegwart, Kreſſe u. a. mit Eyern ꝛc. zubereitet, eſſen, auch des Morgens nüchtern etwas Salbey oder Raute auf Butterbrod genießen, und ſich überhaupt des allzu vielen Medicinirens und Aderlaſſens enthalten.

XX. Nutzen, der in dieſem Monate zu machen iſt.

Von den in der Arzeney gebräuchlichen Gewächſen ſind in d. M. zu ſammeln: Tormentill, Pappeln, Quendel, Portulak, Himbeeren, Myrrhenkerbel, Maſtichkraut, Bilſenkraut, Waſſerwegerich, Stachelbeeren, Wegeſenf, Gartenſenf, Kellerhalsbeeren, Wallwurz, Nelken, Fingerhut, Geißblatt, Ringelblume, wilde Ochſenzunge, Rindsauge, gemeines Wundkraut, Baſilie, Wegewart, Thymian, Gamanderlein, Geißraute, Hauhechel, Althee, Sigmarswurz, Lachenknoblauch, Odermennig, Lavendel, Bärenklau, Augentroſt, Steinbrech, Rainfarn, Stoechoskraut, Johanniskraut, Scharlachkraut, Iſopp, Jasminblumen, Ehrenpreis, Wollkraut, Liebſtöckel, Meiſterwurz, Raute, Seeblume, weiße Lilie, Lenskraut, ſchwarzer und weißer Andorn, Mutterkraut, Winterſaturey, Pfeffermünze, Frauenmünze, Katzenmünze, Wundkraut, Nieſekraut, Poley, Sonnenthau, Stabwurzblätter und Gipfel, blühende Wermuthgipfel, gelbe Schwertelwurzel, Eibiſchblume, Dillſame, Angelikſame, Gänſerichkraut, Waſſereppichkraut, braunes Betonienkraut, Borragenblumen, Traubenkraut, Gipfel und Blätter, Täſchelkrautblätter, Ackermünz-

Münzkraut, Wieſenkümmelſame, Tauſendgüldenkraut, Kerbelſame, kleines Bathengelkraut, Schlafkräutlein, römiſche Kamillen, Schellkrautblumen und Blätter, blaue Wegewartblumen, Schierlingblätter und Blumen, Flachsſeidenkraut, cretiſches Diptamkraut, Endivienſame, Mannstreukraut, Hederichkraut, Herzklee, Blumen und Blätter, Augentroſtkraut, Bocksbornſame, Alantblüthe, Scharlachblumen, Veil-Oehl-Nebenblumen, Frauenflachskraut, Siebengezeitkraut, Majorankraut, Katzenkleekraut, edles Rainkleekraut, Meliſſenkraut, Bingelkraut, Schaafgarbe, der gelbe Same oder das Mehl von Bärlapp, Brunnenkreſſe, Tobackskraut, Doſtenkraut, Vogelneſtkraut, Wegetrittkraut, Brunellenkraut, Wintergrünblättter, Johannisbeeren, Sonnenthaukraut, Meerzwiebel, Scorbienkraut, Kreutzwurzkraut, Saudiſtelblätter, Teufelsabbißkraut, Rainfarnblüthe, Eiſenkraut, weiße Königsblüthe, großes Brenneſſelkraut, Eiterneſſelkraut und Same, blühendes taube Neſſelkraut, u. a. m.

Die Blätter und Blumen, welche man in der Arzeney gebrauchen will, ſowohl als die eigentlichen Arzeneykräuter ſelbſt, ſammelt man zu der Zeit, wenn ſie ſich aufgethan haben, und ehe ſie von ſelbſt abfallen, denn alsdann ſtehen ſie in der beſten Kraft; den Saamen aber, ſo bald er dürre zu werden anfängt; die Wurzeln, ſo bald die Blätter vergangen ſind; und das Obſt, ehe es von ſelbſt abfällt. Alle dergleichen Blumen, Kräuter, Samen und Wurzeln, dürfen nicht an der Sonne, ſondern bloß an der Luft und im Schatten, hauptſächlich aber die erſtern zwiſchen zwey reinen leinenen Tüchern getrocknet werden, weil ſie ſonſt zu viel von ihrer Kraft verlieren würden.

Julius-Käfer. Von den Käfern, welche dieſen Namen führen, ſind zwo Arten bekannt, die ſowohl in Anſehung der Größe, als auch der Geſtalt, von einander ſehr abweichen.

Der kleine Juliuskäfer, Scarabæus horticola *Linn.* den Hr. **Müller** unter dem Namen Johanniskäfer anführt, und welcher auch unter dem Namen Kornkäfer, Roſenkäfer ꝛc. bekannt iſt, iſt noch etwas kleiner als der Juniuskäfer, von welchem er ſich auch in der Farbe unterſcheidet; denn er hat einen ſchwarzen Unterleib, ſchwarze Füße, und kaſtanienbraune Flügel, die bey dem Männchen gemeiniglich mit etwas Grün untermiſcht ſind. Die Schwanzſpitze iſt rund und ſtumpf. Dieſer Käfer, welcher aber nicht häufig gefunden wird, hält ſich am liebſten in den Gärten auf, und benaget vorzüglich gern die Weinblätter; daher ihm **Friſch** den Namen Weinblattkäfer gegeben hat. Er pflegt ſich, wie der Juniuskäfer, Pillen aus feuchter Erde oder aus Miſte zu machen, um darein ſeine Eyer zu legen. Die Made, welche aus dieſen Eyerchen hervor kömmt, hat ein ſcherenförmiges Maul, einen braunen Kopf, zwey gelbe harte Schildchen am Halſe, und ſechs gelbe, mit Härchen beſetzte Füße. Der Körper iſt mit rothen Härchen ganz dünn beſetzt.

Der große Juliuskäfer, Fullo *Plin.* Scarabæus Fullo *Linn.* Fr. Foulon, der Walker, (**Friſch** nennt ihn den weißgeſprenkelten großen Juliuskäfer; **Füeßli**, den Tieger,) welcher von Eichenblättern, Schilfgras, Heidekorn, wie auch von andern Gewächſen lebt, denen er großen Schaden zufüget, iſt noch einmal ſo groß als der Maykäfer, mit welchem er ſonſt in Anſehung dergeſtalt ziemlich überein kömmt. Er iſt gemeiniglich braun, und auf den Flügeldecken mit weißen Flecken geziert; doch giebt es in Anſehung der Farbe noch mancherley Verſchiedenheiten. Das Männchen hat ſehr große und breite Fühlhörner. Das Weibchen legt ebenfalls ſeine Eyer in die Erde, doch macht es hiezu keine Pillen, welche die jungen Käferwürmer, die ſich von den Wurzeln der Pflanzen näh-

nähren, ſich erſt bey ihrer heran nahenden Verwandlung zu verfertigen pflegen.

Julius=Löſer. Herzog Julius zu Braunſchweigwolfenbüttel wurde durch ſeine ſehr ergiebige Silbergruben auf dem Harze veranlaſſet, eine Menge Geld auszumünzen, unter welchem die von ihm bekannten Juliuslöſer die vornehmſten Stücke ſind. Es nahm ſich dieſer löbliche Fürſt vor, einen gewiſſen Nothpfennig zu künftig ſich ereignenden Kriegs = oder andern unvermutheten Staatsausgaben hin zu legen, und zwar ſo, daß derſelbe in allen Fällen gleich bey der Hand wäre. Dieſes zur Nothrettung ſeines Landes beſtimmte Capital gedachte er am beſten in den Händen ſeiner Unterthanen zu verwahren, und ließ in der Abſicht große Stücke Silbergeldes, von 1, $2\frac{1}{2}$, 3, 4, 5, 8, 9 und 10 Speciesreichsthalern prägen; von welchen jeder Unterthan ein Stück, nach ſeinem Stande und Vermögen, um den darauf geſetzten Werth einwechſeln, verwahrlich aufheben, und zu beſtimmter Zeit ſeiner Obrigkeit jährlich vorzeigen mußte. Adelige, vornehme und wohlhabende Perſonen nahmen ein Zehnthalerſtück; Leute von mittelmäßigem Vermögen bekamen ein Neun = Acht = oder Fünfthalerſtück, und geringere Unterthanen ein Vier = Drey = Drittehalb= oder Zweythalerſtück. Der Herzog konnte alſo nicht nur genau wiſſen, was für eine Summe unzinsbaren Geldes in ſeinem Lande gewiß vorhanden war, ſondern konnte ſich auch ſicher darauf verlaſſen, daß, bey allem vorfallenden Geldbedürfniſſe, er ſolche auch gleich erheben, und zu des Landes Beſten anwenden konnte. Dabey hatte er auch den Vortheil, daß er durch das Einwechſeln eben ſo viel Geld gleich wieder in die Hände bekam, als er unter ſeine Unterthanen auf gemeldete Art vertheilte, und machte alſo aus einem Capitale zwey; eines, welches die Unterthanen von ihm empfiengen, und welches in ihren Kaſten zu

jedem Nothfalle allemal bereit lag; das andere gaben die Unterthanen bey dem Einwechſeln ihrem Landesfürſten, welches derſelbe ſo weiſe anwendete, daß es aus einer nützlichen Hand in die andere zum allgemeinen Beſten gieng. Es haben demnach dieſe große Silberthaler den Namen Juliuslöſer von dem einlöſen bekommen, weil 1. die Unterthanen dieſelben nicht umſonſt bekamen, ſondern mit baarem Gelde, nach ihrem geſetzten Werthe, wie es eines Jeden Stand und Vermögen zuließ, einlöſen mußten; und weil 2. der Landesfürſt bey dringendem Geldmangel ſolche zwar wieder abforderte, und kleines Geld daraus münzen ließ, doch hernach ihnen den Werth in anderm Gelde wieder erſetzte, und alſo ſolche von ihnen wieder ablöſete.

Einen halben Juliuslöſer, am Werthe 5 Speciesreichsthaler, findet man Fig. 1763 abgebildet. Der Avers präſentirt in der Mitte, in einer kleinen Rundung, des Herzoges Julius zu Braunſchweig-Wolfenbüttel geharniſchtes Bruſtbild, mit einer von der linken zur rechten Seite herab gehenden Feldbinde, und mit einer Bickelhaube auf dem Haupte. In der rechten Hand hält er einen Streithammer, und mit der linken greift er an das angegürtete Schwert. Bey dem Haupte ſteht die Jahrzahl 1576. Das Bruſtbild umgeben 4 Kreiſe. Der erſte enthält des Herzogs Namen uud Denkſpruch, folgendermaſſen: VON. G. G. JVLIVS. HERTZ. Z. BRVNSWIC. V. LVNEBVRG. GOTTES. VERSEHEN. MVS. GESCHEHEN. In dem andern Kreiſe ſind dieſe Worte zu leſen: O. HER. BEHVT. MIR NICHT. MER. DAN. SEEL. LEIB. VNDT. EHR. In dem dritten Kreiſe befinden ſich die 12 himmlſchen Zeichen des Thierkreiſes, ſowohl in ordinärer Geſtalt, als auch in den gewöhnlichen Kalenderzeichen, und zwar alſo, daß zu oberſt die Wage und zur Linken die

Jungfrau, ferner der Scorpion und Löwe, dann der Schütze und Krebs, der Steinbock und die Zwillinge, der Waſſermann und Stier, und unten die Fiſche und der Widder, gegen einander geſetzt ſind. Im vierten Kreiſe erſcheinen auf eben ſolche doppelte Weiſe die 7 Planeten, und zwar in dieſer Ordnung, daß zu oberſt Sonne und Mond, hernach Jupiter und Mars, dann Venus und Mercurius gegen einander über ſtehen, und zu unterſt Saturnus ſich befindet.

Der Revers hat in der mittlern kleinen Rundung den fürſtl. braunſchweig = wolfenbüttel. vierfelderigen Wappenſchild, mit dem braunſch. lüneburgiſchen Helme bedeckt, zwiſchen zwey wilden Männern, deren einer zur Rechten einen Reichsapfel mit der eingeſchlagenen Zahl 2½, und der andere zur Linken ein brennendes Licht auf einem Leuchter hält. Daſſelbe umſchließen ebenfalls 4 Kreiſe, davon der äuſſerſte und erſte folgende Worte in ſich faßt: NEWE. MVNZ. GEPREGE. ZV. HEINRICHSTADT. NACH. DES. REICHS. SCHROT. VND. KORN. GENANDT. Der andere darunter ſtehende Kreis continuiret die in dem vorhergehenden abgebrochenen Worte alſo: BRVNSWIGS. JVLIVS LOESER. AM. WERT. 2½. (dieſe Ziffern ſind eingeſchlagen.) TALER. ALIIS. INSERVIENDO. CONSVMOR. In dem dritten Kreiſe kommen die 12 himml. Zeichen, und in dem vierten die 7 Planeten, eben ſo, wie auf der erſten Seite, vor.

Es giebt von den Juliuslöſern viererley Stämpel, welche folgendermaſſen von einander unterſchieden ſind. Die zwey erſten und ältern von A. 1574, 76, und 78, haben auf beyden Seiten gemeldete 4 Kreiſe; und das Bruſtbild und Wappen. Das Wappen iſt auch auf beyden ganz klein, nur von 4 Feldern, und mit einem Helme bedeckt. Sie differiren aber in Kleinigkeiten in den Umſchriften zu beyden Seiten, nämlich auf dem einen iſt auf der erſten Seite die erſte Umſchrift alſo exprimirt: VON G. G. JVLIVS. HERZOG

ZOG ZV. BRVN. V. LVN. GOTTES. VERSEHEN. MUS. GESCE. Und die andere: O. HER. BEHVT. MIR. NICHT. MEHR. DAN. SEEL. LEIB. VND. EHR. Auf der andern Seite ſteht die erſte Umſchrift alſo: NEW. HEINRICHSTEDISCHE, MVNZ. NACH. DES. REICHS. SCHROT. VND. KORN. Und die andere: GENANDT. BRVNS. JVLIVS. LOESER. AM. WERT. 5. TAL. ALI. INSER. CONS.

Die zwey andern und jüngern Sorten mit der bey dem herzogl. Bruſtbilde ſtehenden Jahrzahl 1583. 85. und 88. haben 1) nur auf dem Avers um das Bruſtbild die 4 oben beſchriebenen Kreiſe, auf dem Revers aber nur die zwey Kreiſe mit der Umſchrift. 2) Enthält der Revers einen weit größern Wappenſchild von 6 Feldern und mit 3 Helmen. 3) Iſt die Umſchrift auf zweyen alſo von einander unterſchieden. Einer von 1583, hat auf der erſten Seite im erſten Kreiſe: ✻ VON, G. G. JVLIVS. HERZOG. ZV. BRVNS. V. LVNE. GOTTES. VORSEHVNG. MVS. GESCHEHEN. Und im andern Kreiſe: ✻ O HER. BEHVET. MIR. NICHT. MHER, DAN. SEEL. VND. EEHR Auf der andern Seite iſt die Umſchrift im erſtan Kreiſe folgendergeſtalt exprimirt: ✻ NEW. HENRICHSTETI. MVNTZ. NACH. D. R. SCHR. V. KORN. GENA. BRVNSC. Und im andern Kreiſe: HWEIGISCH. JVLIVS. LOESER. AM. WE. X. THA. ALIIS. INSER. CONS. Ein anderes Gepräge von 1588. hat auf der Hauptſeite im erſten Kreiſe die Umſchrift: VON. G. GNADEN. JVLIVS. HERTZOG. ZV. BRVN. V. LVNE. GOTTES. VERSEHVNG. GESCHEN. Und im andern: O. HER. BEHVET. MIR. NIEHT. MEHR. DAN. SEEL. LEIB. VND. EEHR. Ferner auf der Nebenſeite ſteht im erſten Rande: NEW. HEINRICHSTET. MUNTZ. NA. DES. R. SCHROOT. V. KOR. GENAN. BRAVNSH. Und im andern Rande: WEGISCH JVLIVS. LOESER. AM. WERT 4. THALER. ALIIS. INSERVIE. CONSVM.

Einige halten die Juliuslöſer für Medaillen. Es widerſprechen ihnen aber die darauf ſtehenden Worte: Nach des Reichs Schrot und Korn, welche anzeigen, daß ſie nach dem damaligen Reichsthalerfuß, und nicht von feinem Silber, dergleichen doch zu Medaillen erfordert wird, geſchlagen worden seyn. Nach den Reichsabſchieden und Münzordnungen von A. 1559, 66, und 70. wie auch nach dem

Abſchied

Abſchied des Deputationstages zu Frankfurt, von A. 1571, ſollten 8 Stück probirte Reichsthaler an Schrot und Korn fein halten: 14 Loth und 4. Grän. Es erklärte ſich daher Herzog Julius in einem A. 72. d. 25 Sept. publicirten Münzedict, daß er als ein gehorſamer Fürſt des Reiches über dieſe des Reiches gemeine und einhellige Conſtitutiones und Abſchiede ſteif und feſt zu halten entſchloſſen ſey.

Wie viel Thaler eine jede Art der Juliuslöſer habe gelten ſollen, davon iſt die Zahl allemal auf demſelben theils eingeprägt, theils mit einem beſondern Stämpel eingeſchlagen, ſowohl im zweyten Schriftkreiſe, als auch in dem Reichsapfel des wilden Mannes auf dem Revers zu ſehen, wiewohl öfters nicht accurat, indem auf dem Fig. 1763 abgebildeten, die Zahl $2\frac{1}{2}$ auf das deutlichſte eingeſtämpelt iſt, welcher aber 5 Speciesreichsthaler vollkommen wiegt. Auf einem andern, welcher nur 2 Species=Rthlr. wiegt, ſteht: AM. WERT. X. TALER welches Verſehen unſtreitig die aus Unachtſamkeit verwechſelten Stämpel verurſachet haben; doch hat, wegen des richtigen Gewichtes, und der Schwere, welche gleich zu ſpüren geweſen, Niemand dabey zu kurz kommen können.

Der älteſte Schlag der Juliuslöſer wird von A. 1574 gehalten; und weil damit bis auf etliche 80 fortgefahren wurde, wie die auf denſelben vorkommenden verſchiedenen Jahrzahlen beweiſen: ſo iſt es eine gewiſſe Anzeige, daß Herzog Julius dieſelben nicht auf einmal, ſondern nach und nach von ſeinem erwähnten Bergwerksüberſchuſſe habe prägen und unter die Unterthanen vertheilen laſſen.

Den darauf geſetzten Spruch: **Was Gott verſehn, das muß geſchehn**, beliebte der Herzog um deswillen, weil er durch Gottes ſonderbare Schickung, wider ſeines Vaters Anſchläge, ſeiner Feinde Wunſch und Willen, und aller Leute Meinung, ja wider ſein eigenes Vermuthen, zur Landesregierung gelangte. Warum er aber die 7 Planeten und die 12 himmliſchen Zeichen auf dieſe Münze habe ſetzen laſſen, hat noch Niemand recht ſagen können. Die gemeinſte Meinung davon iſt, daß er damit die Conſtellation des Himmels in ſeiner Geburtsſtunde habe vorſtellen wollen, welche aber ganz offenbar irrig iſt, weil auf den verſchiedenen Stämpeln ſich auch verſchiedene Stellungen der Planeten und himmliſchen Zeichen befinden. So ſteht z. B. auf

auf dem von A. 1578, 7 Loth ſchwer, zu oberſt der Widder und Saturnus.

Wie viel Juliuslöſer überhaupt geſchlagen worden ſeyn, hat man auch nicht erfahren können; weil ſie aber doch weit ſeltener, als alle andere alte und grobe braunſchw. lüneburgiſche Geldſorten vorkommen, und daher auch ſehr hoch, ja, wie Tetzel meldet, das Stück um 40 bis 50 Thaler, eingewechſelt werden, müſſen dieſelben doch nicht in gar großer Menge gepräget worden ſeyn; zumal, da man auch nirgends lieſet, daß ſie jemals wären wieder eingelöſet worden, indem es der Herzog nicht nöthig hatte.

Die Worte: Aliis inſerviendo conſumor, (indem ich andern diene, werde ich ſelbſt verzehret, waren ſeine Deviſe.

Julus Amentum; ſiehe Kätzchen.

Julus L. ſ. Vielfuß.

Julus maximus L. ſ. Palmwurm.

Jumarre, L. Jumarus, Onotaurus, Hippotaurus, Hippobus, Ital. Gimerro Fr. Jumar, Jumart, der Name einer Art von Baſtard= oder Maulthiere, welches aus der Begattung eines Stieres mit einer Eſelin, oder eines Stieres mit einer Stute, entſtehen ſoll, daher man es auch Ochſeneſel, Ochſenpferd, und Maulochs nennt. Siehe unter Mauleſel.

Jumeau, ſ. Zwilling.

Jumentum, Fr. Jument; ſ. Laſt=Thier. Stute.

Juncago, *Mich.* & *Tourn.* Gramen junceum; ſ. Kröten=Gras.

Juncus, ſ. Binſe.

Jung, (*) L. juvenis, jeune, ein relatives Wort, welches dem alt entgegen geſetzt iſt, und überhaupt den=

(*) Schon von des Kero Zeiten an, jung, im Niederſ. gleichfalls jung, im Angelſ. geong, im Engl. young, im Schwed. und Isländ. ohne j, ung, ungr. Bey dem Ulphilas iſt jugg (ſprich jung), ſowohl neu, als jung, und juhiza, jünger. Im Perſ. iſt Gevon, ein Jüngling. Bey den alten Römern war junis, juntz, wovon nachmals nur die zweyte Staffel junior üblich blieb. Indeſſen kommt junis im ſpätern Lat. wieder für juvenis vor.

denjenigen Uſtand bezeichnet, da erſt wenige Zeit ſeit dem Entſtehen eines Dinges verfloſſen iſt.

1. Eigentlich.

1) In der weiteſten Bedeutung, wo es doch nur in einigen einzelen Fällen üblich iſt. Junges Bier, junger Wein, im Gegenſatze eines alten. Der Wein iſt noch zu jung. Junge Milch, von einem noch nicht lange milchend gewordenen Geſchöpfe, zum Unterſchiede von der friſchen Milch, und im Gegenſatze der alten. In andern Fällen ſind dafür friſch und neu üblich.

Man ſagt ſprichwortsweiſe (wiewohl dieſe Regel in Anſehung der Fiſche ſchlechten Grund hat:) junges Fleiſch und alter Fiſch, Fr. jeune chair et vieux poiſſon, d. i. das Fleiſch von jungem Vieh iſt am ſchmackhafteſten, unter den Fiſchen aber ſchmecken die älteſten und größten am beſten.

2) In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung.

(a) Von Gewächſen und ihren Theilen. Laſſet uns Kränze tragen von jungen Roſen, ehe ſie welk werden, Weish. 2, 8. Ein junger Baum. Junges Holz. Junger Salat. Junge Pflanzen. Von Früchten iſt es weniger üblich.

(b) Noch häufiger von Thieren und Menſchen, ſeit deren Geburt erſt wenig Zeit verſtrichen iſt, wo die relative Bedeutung zum Theil von dem folgenden Hauptworte beſtimmet wird. Ein junger Mann, der als Mann betrachtet noch jung iſt, ob er gleich in Vergleichung mit einem Kinde alt iſt. Ein junges Kind, auch als Kind betrachtet noch jung. So auch eine junge Frau, eine junge Wittwe, ein junges Mädchen. Er iſt noch ſehr jung. Zu dieſem Amte biſt du zu jung. Seine jüngere Schweſter, ihr jüngſter Bruder. Junge Leute. Ein junges Blut, ein junger Menſch, im gem. Leben. Die junge Mannſchaft. Die junge Herrſchaft, junge Perſonen vornehmen Standes. Ein junger Herr, ein junger

Prinz, die junge Gräfin. Ein Junger von Adel, ein junger Edelmann, auſſer welchem Falle es wohl nicht leicht als ein Hauptwort in dieſem Verſtande gebraucht wird. In meinen jüngern Jahren, da ich noch jünger war. Seine jüngere Jahre in Kriegsdienſten zubringen. Sein junges Leben verlieren. Er iſt der jüngſte nicht mehr, er iſt ſo jung nicht mehr. Die jungen und die Alten, junge und alte Perſonen, im g. L. jung und alt. Die junge Magd in Meiſſen die Hausmagd, (ſ. Th. XXII. S. 397.) die nichts mit dem Kochen oder dem Viehe zu thun hat, ſondern Scheuern, Kehren, und andere Hausarbeit verrichtet, auch der Frau und den Kindern am nächſten zur Hand geht; in Städten aber, ſonderlich in Leipzig, wird in vornehmen Häuſern diejenige Magd, welche der Frau und den Jungfern mit Spitzenwaſchen, Plätten, Nähen, Ankleiden, Nachtreten, Verſchicken, Reinigen, und anderer dergleichen Arbeit, zur Hand geht, und mit der Küche nichts zu thun hat, (auſſer daß ſie etwa Kaffee kocht,) die junge Magd genannt.

Jngleichem von Thieren, ein Thier von ſeiner Geburt an zu bezeichnen, bis zu dem Zeitpuncte, da es ſein völliges Wachsthum erreicht hat. Ein junger Hund. Eine junge Katze. Ein junges Thier. Junge Vögel. Ein junges Pferd. Eine junge Gans. Junge Hühner u. ſ. f. Wo auch das Neutrum als ein Hauptwort gebraucht wird; ein Junges, ein junges Thier, das Junge, das junge Thier. die Jungen. Junge werfen, d. i. gebären, von allen vierfüßigen Thieren. Etwas Junges, oder ein Junges haben oder bekommen, ſagt man im g. L. auch von Weibern, wenn ſie geboren haben. Junge ausbrüten, von Vögeln. Die Katze trägt ein Junges in dem Maule. Jedes Thier nähret ſeine Jungen

2. Fi-

2. Figürlich. 1) Jung werden, wird für geboren werden, von allen Thieren, und im g. L. auch von Menſchen gebraucht. *Du biſt an einem Montage jung geworden.* 2) *Ein jüngeres Datum auf einen Brief ſetzen*, ein ſpäteres, im Gegenſatze eines ältern. 3) *Die junge Gans*, in den Küchen Oberſachſens, das Gekröſe einer Gans mit den Flügeln, Füßen u. ſ. f. Siehe Th. XVI, S. 59. 4) Das letzte unter mehrern, nur in einigen Fällen. *Dero jüngſtes Schreiben.* Beſonders in den Ausdrücken, *der jüngſte Tag*, der letzte Tag der gegenwärtigen Welt, *das jüngſte Gericht*, der große Gerichtstag am Ende der Welt, nach dem Lat. nouiſſimus dies, bey dem Notker jungeſti tag, jungiſte ding, bey dem Ottfried ther Endidag. Kero braucht jungaſti in mehrern Fällen für letzte.

Junge, (der) das vorige Beywort als ein Hauptwort gebraucht, wo es wieder die Art ſolcher Hauptwörter auch mit dem Artikel der Einheit, *ein Junge*, und nicht *ein Junger*, lautet.

1. Ueberhaupt, eine junge Perſon männliches Geſchlechtes, welche das Jünglingsalter noch nicht erreicht hat, ſo wie Mädchen eine ſolche Perſon weibliches Geſchlechtes bezeichnet; wo es doch nur in der niedrigen und vertraulichen Sprechart üblich iſt, und oft einen verächtlichen Nebenbegriff hat, daher in der anſtändigen Sprechart Knabe dafür gebraucht wird. *Ein kleiner Junge, ein guter Junge*, in der vertraul. Sprechart, ein guter junger Menſch, wenn er gleich ſchon ein Jüngling oder Mann iſt. Ein Bauerjunge, Hirtenjunge, Gänſejunge, Schuljunge, u. ſ. f. wofür man in der anſtändigern Sprechart ein Bauerknabe, Hirtenknabe, Gänſeknabe, Schulknabe, ſagt.

2. Beſonders. 1) Ein Lehrling, bey den Kaufleuten, Künſtlern und Handwerkern, wo ſich denn

die-

dieſes Wort nicht ſowohl auf das Alter, als vielmehr auf die Lehrjahre bezieht, indem ein ſolcher Menſch im g. L. ſo lange ein Junge heißt, bis ſeine Lehrjahre vorüber ſind, und er losgeſprochen worden iſt. In den anſtändigern Sprecharten ein Lehrling. Einen Jungen aufdingen, losſprechen u. ſ. f. Ein Schneiderjunge, Schuſterjunge u. ſ. f. Einige Künſtler und Handwerker pflegen ihre Lehrlinge in der anſtändigen Sprechart Burſche zu nennen. 2) Ein Knabe, ſo fern er zur Aufwartung beſtimmt iſt, und ſeiner Jugend wegen noch nicht ein Bedienter genannt werden kann; gleichfalls nur im g. L. und mit Verachtung. Einen Jungen annehmen. Sich einen Jungen halten.

Im Tatian iſt Jungo ein Jüngling. Im Niederſ. hat man auch das Diminut. Junsken, Jüngelken, für Knäbchen.

Junge, (Gras-) ſ. Th. XIX, S. 767.
— — (Gruben-) ſ. Th. XX, S. 159, f.
— — (Handels-) ſ. Th. XXI, S. 742, fgg.
— — (Hirten-) ſ. Th. XXIV, S. 7.
— — (Hunds-) ſ. Th. XXVI, S. 471, f. und Th. XXVIII, S. 336.
— — (Jäger-) ſ. Th. XXVIII, S. 335.
— — (Kaufmanns-) } ſ. Handels-Junge.
— — (Kramer-) }
— — (Maler-) ſ. in M.
— — (Schiff-) ſ. in S.
— — (Tauſch-) ſ. Handels-Junge.

Jungen-Arbeit, bey den Handwerkern und im g. L., Arbeit, welche die Lehrlinge verrichten.

Jungen-Jahr, die Jahre des Knabenalters, in der niedr. Sprechart. Bey den Handwerkern führen die Lehrjahre oder Lehrlingsjahre gleichfalls dieſen Namen.

Jungen-Steiger, im Bergbaue, ein Steiger, welcher über die Scheide- und Wäſchjungen oder Knaben

ſen die Aufſicht führt, und ſie dazu anhält, daß ſie recht ſcheiden und waſchen, und welcher ſie auch, wenn ſie etwas verſehen haben, mit dem Vogelbolzen oder dem Halseiſen beſtraft; Fr. Inſpecteur des novices de Mineurs. Wenn die Wäſchen ſtark belegt, und alſo viele Jungen in derſelben ſind, wird ein eigener Wäſcher dazu beſtellet.

Jungen, mit dem Hülfsworte haben, Junge werfen oder bekommen, im g. L., und nur von dem weiblichen Geſchlechte vierfüßiger Thiere, ingl. abſolute. *Die Hündin wird bald jungen. Die Sau hat ſchon gejunget.*

Hr. Hofpr. Stoſch erinnert ganz richtig, daß es nur von ſolchen Thieren gebraucht werde, welche mehrere Jungen auf einmal gebären, ob man gleich auch hier anſtändigere Ausdrücke hat. Siehe **Werfen**.

Ehedem wurde dieſes Wort auch active für verjüngen gebraucht, wovon bey den ſchwäbiſchen Dichtern Beyſpiele vorkommen.

Jünger, (der) Fämin. die Jüngerin, eine jüngere Perſon im Gegenſatze einer ältern.

1. In der bibliſchen Schreibart, ein Schüler, ein Lehrling, im Gegenſatze ſeines Meiſters oder Lehrers, L. Diſcipulus. *Die Jünger Johannis, Chriſti u. ſ. f.* In weiterer Bedeutung werden in der h. Schrift auch diejenigen *eines Jünger* genannt, welche deſſen Lehre zum Erkenntniß- und Beſtimmungsgrunde ihrer Einſichten und Handlungen annehmen. *Zu Joppe war eine Jüngerin mit Namen Tabea*, Ap. Geſch. 9, 36.

2. Bey einigen Handwerkern, z. B. den Bäckern in einigen Städten, iſt der Jünger ein Mittelding zwiſchen einem Jungen und Geſellen, indem erſterer, ehe er Geſell werden kann, ſich erſt zum Jünger erklären laſſen muß. Siehe auch Junker 1.

Daher die Jüngerſchaft, der Stand, die Würde eines Jüngers.

Bey dem Ottfried in der erſten Bedeutung ſchon Junger, Jungero. Es kann entweder der Comparativ von jung ſeyn, oder auch vermittelſt der männlichen Endung er aus dieſem Beyworte gebildet ſeyn, welches um das weiblichen Geſchlechtes auf — inn willen, warſcheinlicher iſt, als welches dergleichen Wörter in andern Fällen nicht annehmen.

Jungermannie, das jungermanniſche Aftermos, Jungermannia, ein zur linnäiſchen Cryptogamie gehöriges Aftermosgeſchlecht (ad Algas,) welches uns an die Verdienſte des Ludw. Jungermann erinnert, welcher zu Anfange des 17ten Jahrh. vielleicht der größte Kräuterkenner in Deutſchland, und zu Altdorf öffentlicher Lehrer der Kräuterkunde war. Er hat von den um Altdorf und Gießen wildwachſenden Pflanzen Verzeichniſſe geliefert. Die zu dieſem Geſchlechte gehörigen Pflanzen pflegen in ſchattigen und feuchten Gegenden zu wachſen; haben faſerige, ſchwarze, haarichte Wurzeln, welche in die Erde, Steine und andere Pflanzen feſt eindringen, und oberwärts entweder aus dem blätterigen Weſen, oder den Stängeln, ihren Urſprung nehmen. Die Pflänzchen ſelbſt, welche wie die Moſe im Waſſer wieder aufleben, zeigen entweder nur Blätter, oder ſaftige und nackende, oder trockne und mit beſondern Blättchen beſetzte Stängel, und tragen ein rundes geſtieltes Knöpfchen, welches mit einer Blüthe viel eher und beſſer, als bey den andern nahe verwandten, verglichen werden kann. Dieſes Kügelchen öffnet ſich mit vier haarichten Klappen, und enthält viel ſtaubiges Mehl. Hr. v. Linné nennt ſolches einen Staubbeutel, oder hält es für die männliche Blume, welche aus einer röhrenförmigen, unterwärts an dem Stiele befindlichen Hülle, in die Höhe ſteigt. Es nimmt Derſelbe auch platt aufſitzende, und mit vielen Samen begabte weibliche Blumen an. Dieſe weibliche Blumen verwirft Hr. v. Necker gänzlich, und hält dieſelben nur für Knoſpen, woraus die

Vermehrung dieſer Pflanzen erfolge. Hr. Schmiedel, in ſeiner Diſſert. de Jungermannia, hat noch mehrere Aehnlichkeit dieſer Blüthe mit andern, von vollkommenen Pflanzen, wahrgenommen, und behauptet, daß ſich wirklich etwas zeige, welches man für den Kelch annehmen könne, aber bey den Arten faſt durchgehends ein verſchiedenes Anſehen habe. Bisweilen vertritt das oberſte Blättchen, welches der Geſtalt nach von den übrigen verſchieden iſt, die Stelle des Kelches; bey andern macht die Haut des Blattes eine Falte, und der Rand davon erhebt ſich mit ein, oder mehrern Einſchnitten; bey andern zeigt ſich etwas anders. Bey allen bleibt dieſer, dem Kelche ähnliche Theil beſtändig gegenwärtig, und iſt auch in den abgeſtorbenen Pflänzchen noch zuweilen wahrzunehmen. Alle Arten ſollen auch ein Blumenblatt haben, deſſen Geſtalt nach Beſchaffenheit des davon verſchloſſenen Kügelchens verſchieden iſt. So lange das Blumenblatt das Kügelchen einſchließt, zeigt ſich auf deſſen Spitze ein kürzerer oder längerer Griffel, welcher auch, nachdem das Blumenblatt ſich geöffnet hat, an dem einen Einſchnitte ſitzen bleibt, und darauf wahrzunehmen iſt. Das Blumenblatt bleibt bey vielen Arten mit dem Kelche vereinigt, bey andern entfernt ſich ſolches mehr davon. Wenn das Knöpfchen ſich in die Höhe zu heben anfängt, öffnet ſich das Blumenblatt, bey verſchiedenen Arten, auf verſchiedene Weiſe, gemeiniglich aber theilt ſich daſſelbe in zwey Einſchnitte oder Lippen. So lange das Kügelchen in dem Blumenblatte liegt, ruhet es auf einem kurzen Stielchen, welches ſich zuweilen ſehr ſchnell, zuweilen langſam, verlängert, und mit dem Knöpfchen durch das Blumenblatt in die Höhe ſteigt. Das Knöpfchen iſt alsdann gleichſam mit einem zarten Netze überzogen, und, wenn es zur Reife gelanget, ſchwarz; alsdann öffnet ſich daſſelbe in 4 Lappen, ſelten in mehrere oder weni-

gere

gere. Die Oeffnung geſchieht zuerſt an der Spitze, mit welcher vielleicht der auf dem Blumenblatte ſitzende Griffel zuvor eine Verbindung gehabt hat. Die Härchen, welche an den vier Läppchen ſitzen, haben bey den Arten nicht einerley Lage und Geſtalt, ſcheinen aber alle aus einem blaſigen Gewebe zu beſtehen, und als Staubfäden ein Staubpulver zu tragen, welches gleich bey der Oeffnung ſich davon abſondert. Die Staubfäden ſelbſt ſondern ſich zuweilen von den Lappen ab, und ziehen ſich zuſammen.

Hr. v. **Linne** hat 29 Arten angeführt. Alle haben keinen, oder ganz ſchwachen Geruch, und einen ſchleimichten, oder auch etwas bitterlichen und zuſammenziehenden Geſchmack. Es iſt auch keine weder in der Medicin noch Oekonomie im Gebrauche, daher ich dieſelben auch nicht beſonders anführen werde. Einige Schriftſteller rechnen dieſes Geſchlecht zu den wahren Moſen.

Jungfer, (*) Diminut. das Jüngferchen, ein aus Jungfrau zuſammen gezogenes Wort, welches im gem. Leben ſtatt deſſen üblich iſt.

1. Eigentlich, wo es auch in der gewöhnlichen und vertraulichen Schreibart in allen Bedeutungen dieſes Wortes gebraucht wird. *Eine alte Jungfer. Sie iſt noch eine reine Jungfer.* Imgl. als ein Ehrentitel, wo man es lieber braucht, als das vollſtändigere Jungfrau. *Ihre Jungfer Tochter, Jungfer Schweſter.* Man giebt es in dieſem Verſtande als einen Ehrentitel unverheuratheten Perſonen weiblichen Geſchlechts, welche man nicht ſchlechthin bey ihrem Namen nennen will und darf, und auch nicht für vornehm genug hält, ſie mit dem Franz. *Mamſell* oder *Mademoiſelle* anzureden, dergleichen beſonders Töch-

(*) Im Niederſ. Junfer, im Dän. Jomfrue. Auch im Hochdeutſchen wird Jungfer gemeiniglich Jumfer geſprochen: Siehe Jungfrau.

ter gemeiner Bürger, und andere ihres Standes, ſind. Wenn es als ein Ehrenwort im Plural ſtehen ſollte, brauchen es einige irrig im Singular. Wie befinden ſich Ihre Jungfer Töchter? Beſſer, Ihre Jungfern Töchter. So auch Hausjungfer, Kammerjungfer, eine unverheurathete Bediente weibliches Geſchlechtes von beſſerm Stande als eine Magd. Siehe Jungfrau, wo die Bedeutungen näher aus einander geſetzet werden.

2 Figürlich, beſonders in denjenigen Fällen, wo das vollſtändige Jungfrau nicht gewöhnlich iſt.

1) Die Jungfer, oder die verfluchte Jungfer, der Name eines Inſectes, Libellula grandis *Linn.*; ſ. Heupferd, im XXIII. Th. S. 286, fgg.

2) Die nackte Jungfer, im gem. Leben einiger Gegenden ein Name der Herbſtblume oder Zeitloſe, Colchicum autumnale *L.*; ſiehe Zeitloſe.

3) Die numidiſche Jungfer, der Name einer Art Kraniche; ſ. Kranich.

4) Jungfer im Grünen, eine Art des Schwarzkümmels, Nigella damaſcena *L*; ſiehe unter Kümmel.

5) Eine Handramme, beſonders ſo wie ſie die Steinſetzer oder Straßenpflaſterer führen, und welche in einem unten voll ſtarker eiſerner Nägel geſchlagenen Stößel beſteht, womit ſie die Pflaſterſteine zuſammen treiben und feſt ſtoßen, iſt im g. L. nur unter dem Namen der Jungfer bekannt; vermuthlich nach dem Franz. Demoiſelle. Siehe unter Ramme.

6) In den Hammermünzen, ein großer eiſerner Löffel mit einem ſtarken hölzernen Stiele, worein man eine Menge glühender Kohlen thut, und die Platten glühet.

7) Auf den Schiffen iſt Jungfer, holl. Juffer, Fr. Cap de mouton, eine Art einer ovalen hölzer-

zernen Scheibe oder Rolle, die in der Mitte etwas di= cker, als am Rande, mit einem eiſernen Ringe oder Bande umgeben, und mit 2 Löchern, durch deren je= des ein kleiner Strick geht, verſehen iſt. Sie wer= den auf den Schiffen verſchiedentlich beym Takelwerke gebraucht, inſonderheit aber, die Haupttaue oder Wände, und Stage, an deren unterſte Enden zu be= feſtigen, damit dieſelben dadurch feſter angezogen wer= den, und deſto ſteifer zu ſtehen kommen. Von den Maſten, wozu ſie gehören, bekommen ſie verſchiedene Namen. Zur Ausrüſtung eines Schiffes gehören gemeiniglich 13 Dutzend ſolcher Jungfern. Bey Spannung der Wände ſind die Jungfern an der ſo genannten Ruhe befeſtigt.

8) In den Gefängniſſen iſt die Jungfer ein Stock oder Klotz, an welchen die Gefangenen mit ei= ner Kette geſchmiedet ſind, und den ſie überall im Ar= me mit ſich tragen müſſen, wenn ſie von einem Orte zum andern gehen wollen.

9) Auch eine Gattung Mühlſteine wird Jung= fer, genannt, und, nach Verſchiedenheit ihrer Größe, mit 60, 70 bis 80 Rthlr. bezahlt.

Jungfern, einer der nützlichſten Handlungszweige, ſ. Sinapius kaufmänniſche Hefte, No. 7. Alt. 1781, 8, S. 698, fgg.

10) Im Niederſächſiſchen führt eine Wärmflaſche den Namen der Jungfer,

11) Jungfrun, oder die ſchwediſche Jungfer, iſt bey der Inſel Oeland gegen Norden, eine gefährli= che hohe Klippe auf einer Inſel in der See, welche 1 Meile im Umfange hat, woran ſchon viele Schiffe verunglückt ſind. Die Einwohner nennen dieſe Klippe Bläkkula, weil ſie an ihrer oberſten Spitze die Sturm= wetter vorher ſehen können.

12) Im g. L. ſagt man von einem jeden neuen und noch nicht gebrauchten Dinge oft im Scherze, es ſey noch eine Jungfer.

13) Bey den Jägern, iſt Jungfer machen, oder in die Jungfer legen, ein Ausdruck bey dem Zerwirken des Wildbretes, wenn nämlich das Schloß geöffnet, und die Hinterſchlägel aus einander gedrückt worden ſind, daß man das Geſcheide frey ausheben kann. Man ſagt alsdann: der Hirſch, das Thier, oder die Sau iſt zur Jungfer gemacht worden.

In einigen der folgenden Zuſammenſetzungen bedeutet das Wort Jungfer theils die Erſtlinge einer gewiſſen Art, theils auch das reinſte und beſte ſeiner Art.

Jungfern-Apfel, ſ. unter *Malus*.

Jungfern-Baum, wird von Einigen der im XXX Th. S. 596, beſchriebene ſchwarze Johannisbeerſtrauch genannt.

Jungfer-Biene, in der Bienenzucht, der erſte Bienenſchwarm von einem Stocke in einem Sommer. In engerer Bedeutung ein Schwarm junger Bienen, welcher von dieſem erſten Schwarme ungefähr 3 bis 4 Wochen nachher, da ihre Alten in einen Stock gefaſſet worden ſind, auszieht, welches zuweilen geſchieht, wenn der erſte ſehr früh geſchwärmt hat.

In einem ſehr warmen Frühlinge, und wenn die Bienen einen guten Ausflug haben, ſchwärmen ſie zeitig, kurz vor oder bald nach Chriſti Himmelfahrt. Wenn ſich nun dieſe Schwärme wohl nähren und mehren, bringen ſie bald eine Anzahl junger Bienen zuwege, darunter zuweilen auch etliche Weiſel ſind. Dieſem jungen Weiſel giebt der alte alsdann einen Schwarm junger Bienen zu, mit denen er abziehen muß. Man hält von deren Honige und Wachſe viel, und nennet es das eigentliche Jungfernhonig und Jungfernwachs.

Jungfern-Birn, Poire de Demoiſelle; ſ. Th. V. S. 433.

Jungfern-Brüſte, Solanum mammoſum *L.*; ſ. unter Nachtſchatten.

Jungfer-Erde, L. Terra Virgo, Fr. Terre vierge, nennen die Chemiſten die elementariſche reine Erde, welche von allen fremden Beymiſchungen frey iſt. In der Oekonomie verſteht man darunter diejenige Erde, die aus der Tiefe eines Brunnens geholt worden, und nie an der Luft geweſen iſt; wie auch diejenige, welche in einem alten Acker noch nicht an der Luft und Sonne, ſondern unter der Erde, welche man arbeitet, unbebauet und vom Pfluge unberührt gelegen hat. Siehe Th. XI. S. 334, f.

Jungfern-Fieber, ſ. Jungfernkrankheit.

Jungfer-Gold, ſ. Th. XIX. S. 300.

Jungfern-Gras, Stellaria Holoſtea *Linn.*; ſ. unter Sternpflanze.

Jungfern-Gürtel zur Erhaltung der Jungfrauſchaft; ſ. Jungfrauſchaft.

Jungfern-Haar, eine Benennung, 1. der wilden Gerſte, Hordeum murinum, *L.*, ſ. Th. XVII. S. 436. 2. Des im I. Th. S. 411, fgg. beſchriebenen Adiantum, inſonderheit des gemeinen aſtloſen Haarmoſes, Polytrichum *L.*; ſ. Wiederton.

Jungfern-Häutchen, ſ. Jungfrauſchaft.

Jungfern-Honig, Honig, welches von Jungferbienen in der engern Bedeutung geſammelt worden iſt. Bey andern wird das weißeſte und beſte Honig, welches ſich in dem obern Theile eines jeden Stockes befindet, Jungfernhonig genannt, beſonders ſo fern es ohne vorher gegangene Seimung von ſich ſelbſt aus den Scheiben tröpfelt. Siehe Th. IV. S. 581, und Th. XXV. S. 6.

Jungfer-Hopfen, Hopfen, welcher im erſten Jahre an den Hopfenranken wächſt.

Jungfern-Kamm, in einigen Gegenden ein Name des Nadelkörbels, Aphanes arvenſis *L*; ſ. unter Kerbel.

Jungfern=Kind, ein Kind, von welchem eine unverheurathete Weibsperſon entbunden wird; ein natürliches Kind, ein in der härtern Sprechart, aber mit Unrecht, ſo genanntes Hurkind; ſ. Th. XXVI. S. 695.

Jungfern=Kloſter, ſ. Kloſter.

Jungfern=Knecht, im g. L., ein dem weiblichen Geſchlechte auf eine knechtiſche Art ergebener Menſch; ein junger Menſch, der den galanten und ſüßen Herrn ſpielt, und ein übertriebener Verehrer des weiblichen Geſchlechtes iſt; Fr. Godelûreau, Codeluriau, Poupin.

Jungfern=Krankheit. Die Natur, welche die Frauensperſonen beſtimmt hat, das menſchliche Geſchlecht in ihrem Leibe zuerſt aufzuziehen, hat ſie einem Blutfluſſe unterworfen, welcher ſich zu gewiſſen Zeiten einſtellt, und die Quelle iſt, aus welcher das Kind dereinſt ſeinen Unterhalt nehmen ſoll. Dieſe Ausleerung fängt in unſerm Lande gemeiniglich zwiſchen dem 14ten und 16ten Jahre an. Ehe ſie zum Vorſchein kömmt, ſind die jungen Mädchen oft lange Zeit in einem kränklichen Zuſtande, welcher die Bleichſucht, die bleiche Farbſucht, das weiße Jungfernfieber, die Jungfernkrankheit, die Jungfernſucht, die weiſſe Gelbſucht, die Mißfarbe, der Pips, das Weißfieber, Gr. und L. Chloroſis, Cachexia virginum, fœdus virginum color, Febris alba, Icterus albus, Fr. Chloroſe, les pâles couleurs, la pâle maladie, holl. Vipſters, Maagde dikten, genannt wird; und wenn ſie allzu lange ausbleibt, ſo fallen ſie in ſehr ſchwere, und gar oft tödtliche Krankheiten. Die eigentlich ſo genannte Jungfernkrankheit beſteht in einer mit Entkräftung, ſchwerem Athem, und zuweilen mit vielen andern Zufällen verknüpften, Verwandlung der lebhaften röthlichen Farbe der Haut des ganzen Leibes, inſonderheit aber des Geſichtes, in eine blaſſe und bleich-

grüne, oder gelbgrüne Farbe. Man findet zuweilen nicht nur die Lippen, ſondern auch das Zahnfleiſch, die Zunge und den Gaumen blaß, und das Weiße in den Augen bläulich. Etliche gemeine, ſonſt arbeitſame Mädchen, die der Luft und den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt ſind, ſehen dabey ſchwarzblau aus. Die damit verknüpften Zufälle, welche zum Theil auch für Kennzeichen angeſehen werden können, ſind: aufgedunſenes Geſicht und Augenlieder, Kopf- und Zahnweh, Schwindel, zuweilen Krämpfe, ja wohl gar tödtliche Convulſionen und Schlagflüße, Unmuth, welche zuweilen gar in eine Schwermuth ausſchlägt, zumal, wenn Mädchen wiſſen und fühlen, daß ſie zu den männlichen Jahren gekommen ſeyn, und ſehr lange die Laſt der Jungfrauſchaft tragen müſſen, (in welchem letztern Falle man es das Liebesfieber, Febris amatoria, nennt und welches am meiſten in den Nonnenklöſtern verſpüret wird,) kurzer und ſchwerer Athem, inſonderheit wenn ſolche Perſonen Treppen oder Berge ſteigen, oder ſonſt in Arbeit ſich angreifen ſollen, Herzklopfen, (welches auch ſo weit geht, daß man am Halſe auf beyden Seiten die Bewegung der Pulsadern, welche mit einem Schmerzen verknüpft iſt, nicht allein fühlen, ſondern auch deutlich ſehen, und das Herzklopfen hören kann, da hingegen der Puls an den Händen kaum zu fühlen iſt;) Magenkrampf, Ekel, Appetitsmangel, unordentlicher Appetit, auch nach Dingen, die man ſonſt nicht zu eſſen pflegt, (welcher Zufall Pica virginum genannt wird,) ferner Brechen, ſowohl unverdaulicher Speiſen, als auch nur zähen Schleimes, Aufſtoßen aus dem Magen, Geſchwulſt um die Gegend des Magens, Blähungen, Rumpeln in den Därmen, zuweilen Grimmen mit Durchfall oder auch Verſtopfung des Leibes, ſparſamer und wäſſeriger Urin &c. Bey zunehmender Krankheit pflegen auch der Leib und die Füße zu ſchwellen, ja, es erfolgt wohl gar die

Waſ-

Waſſerſucht. Bey einigen wird auch ein ſtarker wie-
driger Geruch aus dem Munde oder der Naſe, unter
den Achſeln, Brüſten, auch wohl an den Füßen, em-
pfunden. Bey einigen ſind die Brüſte welk und
ſchlaff, bey andern erzeugt ſich eine milchweiße Flüſſig-
keit in denſelben. Indeſſen alle Krankheiten, denen
das weibliche Geſchlecht in dieſem Alter unterworfen
iſt, der verhaltenen monatlichen Reinigung zuzuſchrei-
ben, wäre unrecht. Sie rühren von einer andern
Urſache her, von der auch die verhaltene monatliche
Reinigung oft nur eine Wirkung iſt, nämlich von
der Schwäche, welche dieſem Geſchlechte eigen (natür-
lich) und nothwendig iſt. Die Faſern der Frauens-
perſonen ſind nämlich beſtimmt, nachzugeben, wenn
ſie durch die völlige Größe des Kindes, und der das-
ſelbe umgebenden Theile überall werden ausgedehnet
werden; ſie mußten alſo nicht ſo ſteif, minder ſtark,
und ſchlaffer ſeyn, als die Faſern der Mannsperſonen;
und eben daher rührt es, daß bey ihnen der Umlauf
des Geblütes mit wenigerer Stärke geſchieht, das
Blut nicht ſo dick, ſondern wäſſeriger iſt, und ihre
Säfte geneigter ſind, in den Eingeweiden zu ſtocken,
und Verſtopfungen zu verurſachen.

Man könnte denen Uebeln, zu welchen dieſe Lei-
besbeſchaffenheit führen kann, zuvor kommen, wenn
man der Schwäche der natürlichen Bewegungen, durch
die vermehrte Bewegung, welche die tägliche Arbeit
und Leibesbewegung verſchaffet, zu Hülfe käme. Aber
eben dieſe Beyhülfe, welche gewiſſermaſſen den Frau-
ensperſonen nothwendiger wäre, als den Mannsper-
ſonen, wird ihnen durch die Erziehung, welche man
ihnen giebt, entzogen. Man hält ſie zu den Hausar-
beiten an, bey welchen ſie weit weniger Leibesbewe-
gung haben, als die Mannsperſonen bey ihren Geſchäf-
ten. Sie machen ſich alſo wenig Bewegung, die na-
türliche Geneigtheit zur Schwäche nimmt zu, und

wird alsdann kränklich; das Blut verrichtet ſeinen Kreislauf ſchlecht, es verliert ſeine Eigenſchaften, die Säfte ſtocken allenthalben, und keine einzige Verrichtung des Körpers geſchieht auf die gehörige Art. Solche Perſonen fangen an, ſiech zu werden, zuweilen ſehr jung, und viele Jahre vorher, ehe noch an die monatliche Reinigung zu gedenken iſt. Dieſer kränkliche Zuſtand macht ſie träge. Die Bewegung ermüdet ſie ein wenig, und deswegen machen ſie ſich gar keine. Sie würde das beſte Heilmittel dieſes anfangenden Uebels ſeyn; weil aber dieſes Mittel ihnen beſchwerlich zu ſeyn ſcheint, ſo verwerfen ſie es, und das Uebel wird ärger. Die Eßluſt kömmt, gleich den andern Verrichtungen des Körpers, aus der Ordnung, und iſt ſehr geringe; die gewöhnlichen Speiſen können dieſelbe nicht erwecken, ſie überlaſſen ſich dem unordentlichen Gelüſten, welches oft höchſt ſeltſam iſt, und verderben dadurch vollends den Magen, die Verdauung und die Geſundheit. Auf ſolche Art verfließen einige Jahre. Die Zeit, welche für die monatliche Reinigung beſtimmt iſt, rückt heran. Sie erfolgt nicht, und zwar aus einer doppelten Urſache; erſtlich, weil die Geſundheit allzu ſehr geſchwächt iſt, als daß ſie dieſe neue Verrichtung zu einer ſolchen Zeit zu Stande bringen könnte, da alle andern ſchlecht von Staaten gehen; und zweytens, weil ſie nicht nothwendig iſt, da ſie nur dazu beſtimmt iſt, außer der Schwangerſchaft das überflüſſige Geblüt auszuführen, welches eine Frauensperſon zu dem Ende erzeugen ſoll und muß, damit ſie nicht zur Zeit ihrer Schwangerſchaft das ihr zu ihrer eigenen Geſundheit nöthige Geblüt auf die Ernährung des Kindes verwenden dürfe; welcher Ueberfluß ſich bey Mädchen, die ſeit langer Zeit kränklich ſind, nicht findet. Unterdeſſen nimmt das Uebel zu, indem eine jede Krankheit, die ſich nicht beſſert, täglich ſchlimmer wird. Man ſchreibt dieſes der

verhaltenen monatlichen Reinigung zu, aber man betriegt ſich oft, weil die Krankheit nicht immer von der verhaltenen Reinigung, ſondern die verhaltene Reinigung oft von der Krankheit herkömmt. Dieſes iſt ſo gewiß wahr, daß auch ſo gar alsdann, wenn bey anhaltender Schwäche die Reinigung erfolgt, die Kranken ſich davon nicht beſſer, ſondern im Gegentheil ſchlechter, befinden; und oft ſieht man junge Mannsperſonen, die von ihren Aeltern eine weibiſche Leibesbeſchaffenheit und Erziehung bekommen haben, von gleichen Uebeln beſchwert, als die bleichſüchtigen Mädchen. Die Bauermädchen, welche oft männliche Arbeiten thun, ſind dieſem Uebel weniger unterworfen, als das junge Frauenzimmer in den Städten.

Man betriege ſich alſo hierin nicht. Nicht alle Beſchwerden junger Mädchen entſtehen von dem Ausbleiben der monatlichen Reinigung; indeſſen giebt es einige, die wirklich von dieſer Urſache herrühren. Wenn nämlich ein junges, ſtarkes, wohlbeleibtes, geſundes, beynahe völlig erwachſenes, und vollblütiges Mädchen, in dem oben angegebenen Alter dieſe Ausleerung nicht bekömmt, ſo verurſachet alsdann dieſes überflüſſige Geblüt mancherley Uebel, und weit heftigere, als diejenigen ſind, welche nur von der vorhergehenden Urſache herrühren.

Wenn die müßigen Mädchen in den Städten mehr der Bleichſucht unterworfen ſind, die von der vorhin gedachten Schwäche herkömmt, oder dieſe begleitet, ſo ſind dagegen die Landmädchen mehr dieſer letzten Art, die von dem verhaltenen überflüſſigen Geblüte herrührt, als die Stadtmädchen, ausgeſetzt; und daher entſtehen die ſonderbaren Krankheiten, welche den gemeinen Leuten übernatürlich zu ſeyn ſcheinen, und die ſie deswegen gemeiniglich einer Zauberey zuſchreiben.

Man kömmt den im Vorhergehenden beſchriebenen Uebeln durch Vermeidung ihrer Urſachen zuvor: und wenn man

1. die jungen Mädchen ſich viele Bewegungen machen läßt, vornämlich alsdann, wenn und ſo bald man nur die geringſte Spuren dieſer Krankheit merkt.

2. Wenn man ein wachſames Auge auf ſie hat, daß ſie keine widrige Sachen eſſen. Denn es ſind wenig Körper in der Natur, ſelbſt unter denen, die am wenigſten zur Nahrung tüchtig und höchſtekelhaft ſind, worauf ihr ſeltſames Gelüſten nicht fallen ſollte. Fette, teigige, mehlige, ſaure und wäſſerige Speiſen ſind ihnen ſchädlich. Die verſchiedenen Arten von Kräuterthee, welche man ihnen oft als Heilungsmittel zu trinken verordnet, wären allein hinreichend, ihnen dieſe Krankheit zu zuziehen, indem ſie die Erſchlaffung der Faſern, welche deren Urſache iſt, vermehren. Wenn ſie ja die Aufgüſſe von einigen Kräutern trinken wollen, ſo müſſen ſie ſolche kalt trinken. Das beſte Getränk für ſie iſt Waſſer, in welchem glühendes Eiſen zu mehrernmalen abgelöſcht iſt. Noch beſſer aber wird es ſeyn, wenn man ihnen folgendes Getränk giebt. Auf reines Eiſenfeil, welches man aber nicht von den Schlöſſern, oder in Niederſachſen ſo genannten Kleinſchmieden, kaufen, ſondern aus reinem Stangeneiſen ausdrücklich zu dieſem Behuf, feilen laſſen muß, gieße man ſo viel Weineſſig, als nöthig iſt, um daraus einen dicklichen Brey zu machen. Dieſen Brey ſtelle man 1 oder 2 Tage, im Winter auf einen Ofen, und im Sommer an die Sonne, auf Sand, und gieße alsdann reines Waſſer darauf, von welchem man jedesmal ſo viel als nöthig iſt, abgießen, und wieder friſches Waſſer, ſo viel als abgegoſſen iſt, dazu gießen, und dieſes ſo lange fortſetzen kann, bis

man

man merkt, daß das Waſſer ſeinen ſonſt gehabten Eiſengeſchmack zu verlieren ſcheint.

3. Man muß die hitzigen, ſcharfen, und einzig und allein zur Erzwingung der monatlichen Reinigung beſtimmten Arzeneyen vermeiden. Sie haben oft ſehr üble Folgen, und ſtiften niemals etwas gutes. Je jünger die Kranke iſt, deſto ſchädlicher ſind ſie.

4. Wird das Uebel ärger, ſo muß man ihnen doch einige Arzneyen verordnen; nur keine abführende, auch keine verdünnende, keine Kräuterſuppen, keine Salze, und ich weiß nicht, wie viel andere ſchädliche Sachen mehr; ſondern Eiſenfeil, welches das rechte und wahre Arzneymittel in dieſen Krankheiten iſt. Es muß aber hiezu der Feilſtaub von eigentlichem Eiſen, und nicht von Stahl, genommen werden; auch muß man ſorgfältig dahin ſehen, daß das Eiſenfeil nicht roſtig ſey, weil es ſonſt faſt gar keine Wirkung thut. Im Anfange des Uebels, und bey jungen Mädchen, iſt es genug, täglich 15 bis 20, zuweilen auch nur 4 oder 5 Gran, zu geben, wobey ſie ſich hinreichende Leibesbewegung machen, und eine dienliche Lebensordnung beobachten müſſen. Iſt das Uebel ſchwerer, und die Kranke nicht ſo gar jung, ſo kann man dreiſt bis auf ½ Loth ſteigen. Man thut wohl, wenn man dem Eiſenfeil einige bittere oder gewürzhafte Sachen beymiſcht, und man wird in No. 1, 2 und 3, (*) die in

(*) No. 1. Pulver. Eiſenfeil und Zucker, von jedem 1 Unze; gepülverten Anieß, ½ Unze. Man theile es in 24 Doſes ab, und gebe davon täglich 3mal eine, eine Stunde vor dem Eſſen.

Dieſes Arzneymittel, welches für vermögende Leute angenehmer gemacht werden kann, wenn man, an ſtatt Anieß, Zimmet gebraucht, enthält wenig Eiſen. Allein, dieſes iſt in einem anfangenden Uebel hinreichend, und bey einem ſehr jungen Mädchen ſind ſo gar 1 oder 2 Doſen täglich genug. Will man es ſtärker haben, ſo kann man den Zuſatz des Eiſens verdoppeln. Ich wiederhole es nachmals, daß man ſich ja für roſtiges Eiſen zu hüten habe. Denn der Roſt verdirbt den Ma-

in dieſen Fällen dienſtlichen Arzneyen, unter der Geſtalt von Pulver, Wein und Latwerge, angezeigt finden. Wenn man die Abſicht hat, die Reinigung in Ordnung zu bringen, muß man den Wein, No. 2, gebrauchen, welcher gemeiniglich gute Wirkung thut. Ich erinnere aber nochmal, und wünſche, daß man mit aller Sorgfalt darauf merke, daß die verhaltene monatliche Reinigung oft die Wirkung, und nicht die Urſache der Krankheit iſt, und daß man in dieſem letzten Falle dahin bedacht ſeyn muß, die Geſundheit wieder herzuſtellen, und nicht die Reinigung zu erzwingen, die in dieſem Zeitpuncte mehr ſchädlich, als nützlich, ſeyn würde, und die ſich nach gehobener Krankheit von ſelbſt wieder einfindet. Ihre Wiederherſtellung muß auf die Wiederherſtellung der Geſundheit folgen; und ſie muß und kann nicht vor derſelben vorher gehen, oder ſie zuwege bringen. Es giebt Fälle, in welchen es beſonders ſehr gefährlich ſeyn würde, wirkſame

Magen, anſtatt daß roſtfreyes Eiſenfeil das kräftigſte Mittel für den Magen in ſolchen Fällen iſt, wo ſtärkende Arzneyen dienlich ſind.

No. 2. Wein. Eiſenfeil, 2 Unzen; Raute, 1 Handvoll; eben ſo viel weißen Andorn (Marrubium album;) ſchwarze Nieſewurzel (Helleborus niger) ½ Loth; 1 Kanne Wein. Man zerſtößt die Wurzeln gröblich, thut alles in eine gläſerne Flaſche mit einem weiten Halſe, und ſetzt es auf Aſche, oder auf einen Ofen, oder hinter eine Platte, damit es immer warm bleibe. Man läßt es 24 Stunden lang ausziehen, und rührt es 5 oder 6mal um. Man läßt davon täglich 3mal eine Taſſe voll, eine Stunde vor der Mahlzeit trinken.

No. 3. Latwerge. Man nehme Eiſenfeil, 2 Unzen; gepülverte Raute und Anieß, von jedem ½ Unze; Honig, ſo viel nöthig iſt, eine Latwerge zu machen. Ein Quent täglich 3mal zu nehmen.

me Arzneyen zu gebrauchen; dieſe nämlich, wenn Fieber, Huſten, irgend ein Blutfluß, eine große Magerkeit, und Durſt, vorhanden iſt. Alle dieſe Uebel müſſen vorher gehoben werden, ehe man irgend ein hitziges Mittel, um die Reinigung herzuſtellen, verordnet. Man bildet ſich unrecht ein, daß dieſe Ausleerung die Frauensperſonen von allen Uebeln befreye; und dieſer Irrthum koſtet viele das Leben.

So lange man dieſe Mittel gebraucht, muß man nichts von allen dem nehmen, was ich im Vorhergehenden widerrathen habe, und deren Wirkung durch die Bewegung vermehren. Die Bewegung des Fahrens iſt ſehr dienlich, und das Tanzen iſt auch ſehr gut, wenn es nur nicht bis zur Ausſchweiſung übertrieben wird.

Bey den Rückfällen des Uebels verfährt man eben ſo, wie bey dem erſten Anfalle.

Die zweyte Art der verhaltenen Reinigung, welche oben, S. 729, beſchrieben iſt, erfordert eine ganz andere Leitung. Der Aderlaß welcher in der erſten Gattung ſchädlich iſt, und deſſen Gebrauch viele junge Mädchen in eine unheilbare Schleichkrankheit ſtürzt, hat dieſe letzte Art oft in einem Augenblicke gehoben. Lauliche Fußbäder, Pulver von 1 Unze Salpeter, in 16 gleiche Theile getheilt, und die Molken haben oft gute Wirkung gethan; ein andermal aber müſſen die Verordnungen nach jedem beſondern Falle eingerichtet werden, und man muß darüber einen Arzt um Rath fragen.

Rührt die Bleichſucht von der Liebe her, ſo iſt das allerbeſte Mittel dafür, das Peſſarium eines rüſtigen Bräutigams; und dieſes iſt auch alsdann nützlich, wenn ſie von einer Verſtopfung oder einem unzulänglichen Fluſſe der monatlichen Reinigung entſtanden iſt, oder unterhalten wird.

Sei-

Leider hat unter allen Mitteln gerade dieſes der Arzt am wenigſten in ſeiner Gewalt, da er es ſelbſt nicht appliciren darf, den einzigen Fall ausgenommen, daß er eine ſolche Patientinn heurathet, und weil einen Bräutigam zu receptiren von allzu vielen Nebenumſtänden abhängt, die der Arzt nicht ſchicklich einrichten kann.

Man legt es daher meiſtentheils, wo nicht immer, einem Arzte mit vieler Ungerechtigkeit zur Laſt, wenn ihm eine Bleſchſucht zu heilen übergeben wird, und er ſie nicht heilen kann. Auf kranke Mädchen, die alsdann ſterben, hat ſchon ein alter franzöſiſcher Dichter folgende Grabſchrift gemacht:

La fille, qui cauſe mes pleurs,
Eſt morte de pâles couleurs,
Au plus bel âge de ſa vie.
Pauvre fille, que je te plains,
De mourir d'une maladie,
Dont il eſt tant de Medecins!

Unterdeſſen würde ein Arzt übel thun, wenn er zur Heilung eines Uebels um deswillen gar nichts unternehmen wollte, weil es moraliſch unmöglich iſt, das beſte unter den in der Heilanzeige gegründeten Mitteln gebrauchen zu laſſen.

Daß in den meiſten Fällen der Bleichſucht, und anderer Krankheiten des unverheuratheten Frauenzimmers, der Eheſtand ein ſouveränes Mittel ſey, habe ich in meiner, 1749, verfaßten Inauguraldiſſertation, de matrimonio, multorum morborum remedio, aus geſammelten practiſchen Bemerkungen zu erweiſen geſucht.

Da aber der gute Erfolg der Arzneymittel vorzüglich von einem richtigen diätetiſchen Verhalten abhängt, ſo haben ſolche Patientinnen folgendes zu beobachten:

1. In Anſehung der Kleidung alles zu vermeiden, was dem freyen Kreislaufe des Blutes Zwang anthut, folglich die Schnürbrüſte abzuſchaffen, und auf die aus Vorurtheil für ſchön gehaltene Taille einer Ameiſe oder Weſpe, Verzicht zu thun.

2. Die

2. Die Füße von Erkältung zu verwahren, und ſich demnach Schuhe machen zu laſſen, zwiſchen deren Sole und Brandſole Filz oder Kork angebracht wird, damit die Feuchtigkeit nicht eindringen könne; auch ſich der Beinkleider zu bedienen, welche Tracht ich bereits im XXV. Th. S. 304, den Frauenzimmer empfohlen habe.

3. Im Gegentheil aber ſich auch vor allem in Acht zu nehmen, wodurch Krämpfe in den Geburtsgliedern und Erhitzungen des Unterleibes entſtehen können; folglich ſich keines unter die Füße geſtellten Kohlenbeckens (deſſen ſchädliche Wirkungen ich im XIII. Th. S. 237, fgg. gezeigt habe,) zu bedienen.

4. Keine Romane und aſotiſche Gedichte zu leſen. Der tugendhafteſte Roman, ſelbſt ein Grandiſon und eine Clariſſa, thun unter gegenwärtigen Umſtänden ſo viel Schaden, als die ſchmutzigen Gedichte im Geſchmack des Grecourt, oder Joujou des Demoiſelles; und billig gehören auch unter aſotiſche Gedichte die abgeſchmackten Nachahmungen des Hohenliedes, welche in alten Geſangbüchern angetroffen werden, wie auch die Liederſammlung der mähriſchen Brüdergemeine, welche in Stunden des Aberwitzes ihrem Stifter aus der Feder gefloſſen iſt. Alle dieſe Lectüren erfüllen das Gehirn eines jungen Frauenzimmers, in welchem gemeiniglich noch nicht viel kluges iſt, mit Gedanken und Vorſtellungen, welche nicht zu wiſſen oder zu haben, für ſie ein großes Glück wäre. Und wie ſoll alsdann der kranke Körper geſund werden, ſo lange die Seele in Unordnung iſt?

5. Der in Anſehung der Speiſen und Getränke zu treffenden Wahl, wie auch der Leibesübung, iſt bereits im Vorhergehenden Erwähnung geſchehen.

Jungfern-Kranz, ſiehe in K.

Jungfern-Kraut, ſ. Sinnkraut.

Jungfern-Meiſe, Blaumeiſe, Parus cæruleus; ſ. unter Meiſe.

Jungfern-Milch. 1. Milch, welche unbefleckte Jungfern zuweilen in ihren Brüſten haben.

2. Figürlich, gewiſſe milchfarbige Flüſſigkeiten, oder wohlriechende Wäſſer, die, wenn man etliche Tropfen davon in gemeines Waſſer ſchüttet, ſolches weiß wie Molken machen, und die zur Reinigung und Vermehrung der Weiße der Haut, und folglich als Schminkmittel gebraucht werden; L. Lac virginis, Fr. Lait virginal. Man bereitet ſolches auf verſchiedene Art. Es wird z. B. 1) aus Waſſer, Eſſig, Silberglätte, und Alaun, gemacht. Man pflegt auch 2) die mit Kochſalz weiß gefällte Bleyſalpeterſolution alſo zu nennen. 3) Man nimmt Hauswurz, ſtößt ſie in einem ſteinernen Mörſer, preßt den Saft daraus, ſeihet ihn durch, und läßt ihn bey einer mäſſigen Wärme ſich abklären. Wenn ſolches geſchehen, und der Saft in ein Glas abgegoſſen iſt, läßt man etliche Tropfen Weingeiſt darein fallen, ſo bekömmt er das Anſehen einer geronnenen Milch Am gewöhnlichſten nennt man 4) die mit Roſenwaſſer vermiſchte Benzoetinctur alſo; und von Einigen wird auch 5) die bloße Benzoetinctur alſo genannt; ſ. Th. IV. S. 193.

Die dritte Art von Jungfermilch, iſt die beſte dieſer Compoſitionen. Die vierte und fünfte iſt zwar auch ein unſchuldiges Schminkmittel, macht aber doch, wenn es zu oft gebraucht wird, wegen des Weingeiſtes und Harzes, den es enthält, die Haut ſpröde und vor der Zeit runzelig. Die beyden erſtern hingegen, welche eben dieſe Fehler hervor bringen, ſtiften, wegen ihres Bleygehaltes ſowohl, als auch wegen ihrer ſtarken zurück treibenden Kräfte, noch weit gefährlichern Schaden.

Jungfern-Nadel, ſ. unter Nadel.

Jungfern-Nelke, Dianthus virgineus *L.*; ſ. unter Nelke.

Jungfern-Oehl, das beſte und klärſte Baumöhl, welches von dem erſten Drucke der Preſſe aus den Oehl-Beeren erhalten wird. Siehe Oehl.

Jungfern-Pergament, ſ. Pergament.

Jungfern-Pflaume, Camocladia *Linn.*; ſ. unter Pflaume.

Jungfern-Queckſilber, ſ. Queckſilber.

Jungfern-Raub, ſ. Menſchen-Raub.

Jungfern-Regal, ſ. unter Regal.

Jungfern-Schlange, Coluber Domicella *L.*; ſ. unter Schlange.

Jungfern-Schloß, ſ. Jungfrauſchaft.

Jungfern-Schrift, ſ. Schriftgießer.

Jungfern-Schwarm, ein aus Jungferbienen beſtehender Schwarm; ſ. Jüngfer-Biene.

Jungfern-Schwefel, ſ. Schwefel.

Jungfern-Stand, der Stand einer Perſon als Jungfer. Im Jungfernſtande leben, unverheurathet bleiben.

Jungfern-Sucht, ſ. Jungfern Krankheit.

Jungfern-Toback, eine Art in Peru befindlichen Tobackes, welcher gelinder und milder, als alle übrige Arten des Tobackes iſt, Nicotiana paniculata *L.*; ſ. Toback.

Jungfern-Vitriol, ſ. Vitriol.

Jungfern-Wachs, zartes, weißes Wachs, welches aus den Scheiben der Jungferbienen bereitet wird; ſ. Jungfer-Biene.

Jungfern-Waid, ſ. Waid.

Jungfern-Waſſer, Aqua virginalis, Fr. l'eau virginale, nannte man in Rom das Waſſer aus dem Brunnen Juturna in Latium, welches die Römer zu ihren Opfern ſchöpfen mußten; inſonderheit durfte zu den Opfern der Göttinn Veſta kein anderes Waſſer kommen, als aus dieſem Brunnen.

Jungfern-Weinſtock, eine Art des Epheus, welcher im Winter das Laub verliert, und eine Mittelart zwiſchen dem Epheu und Weine iſt; Hedera quinquefolia *L.* ſ. Th. XI. S. 109.

Jüngferlich, ſ. Jungfräulich.

Jungferſchaft, ſ. Jungfrauſchaft.

Jungfrau, (*) zuſammen gezogen Jungfer, ein aus jung und Frau, eine Perſon weibliches Geſchlechtes, zuſammen geſetztes Wort.

1. In der weiteſten Bedeutung, eine junge Perſon weibliches Geſchlechtes, ſie ſey verheurathet oder nicht; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung.

In Hanns Roſenblüts Faſtnachtſpielen aus dem 15ten Jahrhunderte, kömmt es noch von einer jungen Ehefrau vor, wofür man jetzt junge Frau ſagt.

> Es wird was junge Frau und Jungfrau leicht erkannt,
> Denn dieſes Wort iſt ganz und jenes iſt getrannt.
>
> Logau.

2. In engerer Bedeutung, eine freye noch unverheurathete Perſon weibliches Geſchlechtes, deren Keuſchheit zugleich vor der Welt noch unverletzt iſt, zum Unterſchiede von einer Leibeigenen. So kommen im Schwabenſpiegel, Cap. 54. Junkfrowe und Junkhert, Junker, in dieſer Bedeutung vor. In einem 1501. zu Rom gedruckten deutſch-italiän. Vocabulario heißt Vergeue, Maget, und Donzella, Jungfrau. In dieſer Bedeutung war es zugleich ein Ehrenwort der vornehmſten Perſonen dieſer Art, bis nachmals die fürſtlichen Jungfrauen den Titel Fräulein bekamen, welcher zu unſern Zeiten bis zu dem niedern Adel herab geſunken iſt. Der Fürſten Töchter haben geheiſſen Jungfrauen, ſo man jetzund Fräulin nennt, heißt es noch in Münſter's Cosmographie. In der deut-

(*) Bey dem Willeram Junkfrowuo, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Juncfrowe, im Nieder. Jumfer, im Schwed. von einem adelichen Fräulein Jungfru.

deutſchen Bibel kömmt es in dieſer Bedeutung noch mehrmals vor. Heut zu Tage iſt es als ein Ehrenwort noch von den geringſten bürgerlichen Perſonen dieſer Art üblich; bey dem Frauenzimmer hingegen, welches ſchon etwas vornehmer geformt ſeyn will, kömmt man damit ſchlecht an; dieſe hören das Franz. Mademoiſelle, oder im g. L. Mamſell, lieber. In Mademoiſelle liegt das Je ne ſais quoi, aus dem man machen kann, was man will, welches hingegen mit dem Worte Jungfrau nicht angeht. Jungfrau braucht man alsdann in der feyerlichen, das verkürzte Jungfer aber in der vertraulichen Sprechart und im gem. Leben. Siehe Jungfer.

3. In der engſten und gewöhnlichſten Bedeutung, eine Perſon weiblichen Geſchlechtes, welche noch von keiner Perſon männlichen Geſchlechtes fleiſchlich erkannt worden iſt, ohne Rückſicht auf das Alter oder den Stand, im Gegenſatze ſowohl einer Frau, als auch einer geſchwächten Perſon, oder einer Hure; wo es in der höhern und feyerlichen Schreibart Jungfrau, in der vertraulichen und gewöhnlichen aber Jungfer lautet. L. Virgo. Fr. Vierge, Pucelle.

1) Eigentlich. Sie iſt noch eine reine Jungfrau oder Jungfer. Als Jungfer ſterben. Eine alte ſiebenzigjährige Jungfrau. Der Hoheprieſter ſoll keine Wittwe, noch Verſtoßene, noch Geſchwächte, noch Hure, ſondern eine Jungfrau ſeines Volkes zum Weibe nehmen, 3. Moſ. 21, 13. 14. Die Jungfrau Maria oder die heilige Jungfrau, die Mutter Chriſti, bey welcher die verkürzte Form Jungfer ſo wenig üblich iſt, als bey andern Heiligen dieſer Art.

2. Figürlich. (a) Eine Perſon männliches Geſchlechtes, welche noch keiner Perſon andern Geſchlechtes beygewohnt hat; wofür das Junggeſell üblicher iſt. Dieſe ſinds, die mit Weibern nicht befleckt

 ſind,

ſind, denn ſie ſind Jungfrauen, Offenb. 14. 4. (b) Eine Stadt, oder Feſtung, welche noch nicht von einem Feinde bezwungen und eingenommen worden iſt; imgl. ein Degen, welcher noch nicht aus der Scheide gekommen iſt, und noch niemand Leides gethan hat; in der vertraulichen Schreibart Jungfer. (c) In noch weiterer Bedeutung, ein jedes noch ungebrauchtes, noch unverletztes Ding; eine alte Bedeutung, in welcher auch Magd ehedem üblich war.

Nach dem alten Fragmente auf Carl'n den großen bey dem Schilter V. 1854, ſtand auf Roland's Helm geſchrieben:

Alle werlt waſen
Thie muozen mih maget lazen.

4. Das ſechste Geſtirn im Thierkreiſe, wovon der ſechste Theil der Ekliptik ſeinen Namen hat, zwiſchen dem Löwen und der Wage, welches wie ein Frauenzimmer mit Flügeln, und mit einigen Kornähren in der Hand, abgebildet wird. Dieſes Sternbild enthält, nach Doppelmayer'n 50 Sterne, nämlich 1 von der erſten, 6 von der dritten, 6 von der vierten, 20 von der fünften, und 17 Sterne von der ſechsten Größe. Der Stern erſter Größe wird die Kornähre der Jungfrau, Spica virginis, genannt.

Uiber den Urſprung der Benennung dieſes Sternbildes ſind die Schriftſteller nicht einig. Vermuthlich ſoll die Ceres, die Göttinn des Getraides und der Aernde, dadurch vorgeſtellet werden, weil die Sonne dieſes himmliſche Zeichen; zur Zeit der Aernde durchläuft. Doch will ich mich mit denjenigen in keinen Streit einlaſſen, welche behaupten, daß die Erigone, oder ein anderes Frauenzimmer aus den älteſten Zeiten, dadurch verewiget worden ſey.

Nach den aſtrologiſchen Wahrſagungen, lehrt die Jungfrau gut bauen, und Kinder entwöhnen; aber als Jungfer ſollte ſie dieſes letzte gar noch nicht wiſſen. Die Kinder, die in ihrem Zeichen geboren werden, ſind künſtlich, klug, mit einem guten Gedächtniſſe verſehen. Sie lernen gern, ſind gütig, freundlich, fromm, und fröhlich bei Geſellſchaften.

ten. In der Jugend iſt ihnen das Glück eben ſo günſtig nicht, und ſie laſſen ſich die Liebe zum andern Geſchlechte zu ſehr einnehmen. Dieſes haben ſie gewiß von der Junfer. Durch Kaufmanſchaft, geiſtliche Sachen, Rechnen und Schreiben werden ſie reich. Bey Hofe und großen Herren ſind ſie nicht geringen Widerwärtigkeiten ausgeſetzt.

In andern figürlichen Bedeutungen iſt das verkürzte Jungfer üblicher; ſ. daſſelbe.

Bey den Juden wurden die Jungfrauen ſehr inne gehalten, daher auch im Hebr. eine Jungfrau Almah d. i. eine Verſchloſſene und Verborgene, heißt (1) Hatten ſie aber ja auszugehen, ſo waren ſie ganz bedeckt, daß man weder Geſicht noch Leibesgeſtalt wahrnehmen konnte. Die Decke des Hauptes hieß ein Schleyer; und die Decke des Geſichtes, war ein ſubtiles Netz, welches aus Seide gewirkt und zierlich geſtickt war. Um die Augen waren zwey kleine Löcher, wodurch ſie ſehen konnten; den ganzen Leib aber bedekte ein Mantel. Wenn eine noch nicht 12 Jahre alt war, hieß ſie minor; war ſie 1 Tag darüber, hieß ſie Puella; war ſie 12 Jahre und 6 Monathe alt, ſo hieß ſie adulta, und konnte alsdann heurathen Unterdeſſen ſchliefen ſie bey ihren Müttern; in einer wohl verwahrten Kammer. Sie behielten auch ihre ehemahlige Ammen, Kinderfrauen oder Wärterinnen zu Hüterinnen bey ſich (2); und wenn ſie ausgingen, inſonderheit Waſſer aus dem Brunnen zu holen (3), gingen ſie nicht allein, ſondern mehrentheils mit einander. Indeſſen hatte man doch Gelegenheit, ſie dabey am erſten zu ſehen zu bekommen, wie auch in der Weinleſe, da ſie ganz weiß gingen, tanzten, und den jungen Geſellen zuriefen: Jüngling, hebe deine Augen auf, und

(1) 2 Maccab. 3, 19.
(2) 1 Moſ. 24, 59.
(3) 1 Moſ. 24, 11. 2 Moſ. 2, 16.

und ſiehe, welche du aus allen erwählen wolleſt. Siehe nicht nach der Schönheit, denn die iſt betrieglich. Aber dieſe, die Gott fürchtet, ſoll man loben! (4) Hatte ſich aber eine als Jungfrau heurathen laſſen, und war es nicht, wurde ſie geſteiniget, oder, wenn ſie eine Prieſters Tochter war, lebendig verbrannt, indem ihr geſchmolzenes Bley in den Hals gegoſſen wurde. Beſchuldigte jemand ſie aber auch deſſen zur Ungebühr, mußte er ſie lebenslang behalten, ihr oder ihren Vater doppelte Morgengabe oder 100 Sekel geben, und die Geiſſelung ausſtehen; und diejenigen, die ſich als falſche Zeugen dabey hatten gebrauchen laſſen, mußten eben die Strafe leiden, welche über ſie gekommen wäre, wenn ſie ſchuldig wäre befunden worden. (5) Hätte Jemand aber auch nur eine zu ſeiner Liebe gereizt, mußte er ſie heurathen; oder wenn weder er ſie, noch ſie ihn, heurathen, oder ihr Vater ſie ihm auch nicht geben wollte, mußte er ihr 50 Sekel zahlen. (6) Hatte er aber Gewalt gegen ſie gebraucht, und der Vater wollte ſie ihm geben, und ſie ihn heurathen, mußte er ſie ſtets behalten, und noch 50 Sekel dazu geben, überdieß aber auch eine Strafe erlegen, wie die Richter ſie anſetzten. Ob ſonſt eine Jungfrau auch in den Tempel habe kommen dürfen, wird noch gefraget. Wenigſtens iſt es in der Schrift nicht verboten; und da auch ſo gar von den Synagogen das Sprichwort im Talmud ſtehen ſoll: Eine Jungfrau im Bethhauſe, eine Wittwe in ihres Nachbars Hauſe, und eine unzeitige Geburt in dieſer Welt, hat der Teufel zuſammen geſellt, (7) will ſich doch ſolches in dem Talmud nicht finden.

Bey

(4) Lundii jüd. Heiligth. B. 2, C. 22.
(5) *Iken.* antiqu. hebr. P. 3, c. 1. §. 27.
(6) 2 Moſ. 22, 16.
(7) *Gerſon* Lib. 1. Talmud. c. 18.

Bey den Griechen mußten die Jungfrauen ſehr eingezogen leben; und da alles Frauenzimmer in den innerſten Theilen eines Hauſes ſich aufhielt, hatten die Jungfrauen ihr Zimmer um ſo viel mehr in Gegenden, dahin nicht leicht eine Mannsperſon kommen konnte; und ſie hatten beſtändig eine meiſt bejahrte Bedientinn um ſich, welche ihnen die Zeit mit vertreiben helfen, allein auch auf ſie Achtung geben mußte, dergleichen Geſchäft auch wohl Verſchnittenen anvertraut wurde, wiewohl beydes oft ſchlecht genug, weil dieſe wohl thaten, was ſie verhüten ſollten, (8) jene aber ſich durch Geſchenke beſtechen, und dahin verleiten lieſſen, was ihren Frauen und Jungfrauen keine Ehre brachte. Kamen ſie indeſſen auf die Straße, ſo giengen ſie mit einem Peplo bedeckt, ſo zwar bunt, aber nicht geblümt war; weil letztere Art die Huren trugen. Bey den Spartanern giengen die Jungfrauen nicht nur mit dem Geſichte frey und unbedeckt, ſondern hatten auch Kleider, die nicht alles geziemend bedeckten, was der Wohlſtand erforderte, übten ſich auch frey im Wettlaufen, Ringen, Werfen, u. d. gl. Und obwohl Anfangs nichts böſes daher entſtand, ſo behielten doch die ſpartaniſchen Jungfrauen eben kein ſonderlich gutes Lob.

Bey den Römern hatten die Jungfrauen auch mehr Freyheit als bey den Athenienſern, weil ſie hier alle weibliche Arbeit verrichteten, auch, da ſie noch klein waren, in die öffentlichen Schulen giengen. So wurden ihrer auch zuweilen allemal 27, die noch Vater und Mutter am Leben haben mußten, gebraucht, daß ſie mit Singen und Tanzen durch die Stadt der Junoni Reginae ihren Dienſt abſtatten mußten; dergleichen auch bey den oben, S. 162, erwähnten Ludis ſecularibus geſchah, da ihrer eben ſo viele, allein in

(8) *Pfeiffer* antiq. græc. Lib. 2. c. 55.

in 3 Chören, das Lob der Diana, wie eben ſo viele Knaben das Lob des Apollo, beſangen, (9) ohne daß von ihnen auch die veſtaliſchen und ſaliariſchen Prieſterinnen genommen wurden. Indeſſen giengen ſie doch auch erſt mit verdecktem Angeſichte auf der Straße, welches aber hernach abkam. Vor ihren Schlafkammern ſchliefen beſondere dazu beſtellte Mägde, und wenn ſie in das Bad giengen, badeten ſich die Jungfern allein, und die Weiber auch allein. Wenn eine Jungfrau hingerichtet werden ſollte, konnte es ihr, als einer Jungfrau nicht widerfahren, ſondern ſie wurde erſt ſelbſt von dem Carnifice ihres Standes entſetzt (10).

Bey den Deutſchen wurde mit den Jungfrauen nicht viel Weſens gemacht, indem ſie mit und unter den andern Kindern ohne einige Ceremonien aufwuchſen; und gleich wie zwiſchen Herren und Knecht dabey kein Unterſchied war, alſo war auch keiner zwiſchen Frauen, Jungfrauen und Magd (11). Um eine nette Kleidung mochten ſie auch nicht ſehr bekümmert ſeyn, ſondern giengen vermuthlich, wie die Frauen, gemeiniglich in Leinwand mit roth verbrämt, woran ſie keine Aermel trugen, ſondern mit den Armen und auch ſonſt größtentheils bloß giengen (12). Sie pflegten ſich auch mit den jungen Burſchen in den Flüſſen frey zu baden, ohne daß man doch hörte, daß daher etwa eine Unordnung entſtanden wäre; wogegen aber auch eine, die es verſehen hatte, nicht denken durfte, daß ſie einen Mann bekommen würde, ſie mochte ſonſt ſo ſchön, reich oder vornehm ſeyn, als ſie wollte. Indeſſen eilten ſie mit ihren Heurathen doch auch nicht, ſondern warteten, bis ſie ihr völlig reifes Alter, wenigſtens von 20 Jahren, erreicht hatten, daher ſie mit ihren Liebha=

(9) *Horat.* lib. I. od. 21. & Carmen ſeculare.
(10) *Sueton.* Tiber. c. 61. *Tacitus* Annal. Lib. 5. c. 9.
(11) *Tacitus* de morib. germ. c. 20.
(12) Eb. daſ. c. 17. *Cæſar* de bello gall. Lib. 6. c. 21.

habern auch insgemein gleich alt, groß und ſtark waren, dafür aber auch wider recht ſtarke Kinder zur Welt brachten; wie denn nachher auch die Sachſen, Franken und Alamannen, nicht eher, als nach dem 20ſten Jahre, zur Ehe ſchritten. Wenn eine Jungfrau bey den Longobarden ſich mit einem Knechte einließ, hatten die Aeltern die Freyheit, ihr das Leben zu nehmen, oder ſie außer dem Lande zu verkaufen. So dürfte auch keine ohne den Willen ihrer Aeltern heurathen; und wenn Jemand bey den Gothen eine wider ihren Willen raubte, mußte er, nebſt allen ſeinen Helfern, mit dem Halſe bezahlen; und wenn Aeltern oder Vormünder deshalb nicht geklagt hatten, wurden ſie aus dem Lande verwieſen, welche Strafe Otto der Große einführte, da ſonſt dergleichen Raub bey den Frieſen, Alamannen und Bayern nur mit Gelde gebüßſet wurde. Bey den nördlichen Völkern glaubte man, daß diejenigen, welche als Jungfrauen ſtarben, in den Pallaſt der Freyae kämen. (13)

Barth. Leonh. Schwendendörfer diſſ. de privilegiis virginum, Hal. recuſ. 1750. 4. 4 u. e. h. B.

Von geſchwängerten Jungfrauen, und deren Unterſchiede von Huren, ſ. Th. XXVI. S. 694. fgg.

Jungfräulich. 1. Einer Jungfrau gehörig; in ihrem Stande gegründet. Der jungfräuliche Kranz. Die jungfräuliche Ehre. Jungfräuliche Reinigkeit. 2. Einer Jungfrau im äuſſern Betragen ähnlich: in welcher Bedeutung doch das verkürzte jüngferlich üblicher iſt, welches alsdann in der vertraul. Sprechart jümferlich lautet. Sehr jüngferlich thun. Jüngferlich eſſen, jüngferlich trinken, wenig, wie eine Jungfer.

(13) *Keysler* antiq. ſeptemtrion. Sect. 2. c. 2. §. 21

Jungfrauſchaft, (*) in der vertraulichen Sprechart zuſammen gezogen die Jungfrauſchaft, L. Virginitas, Fr. Pucellage, die Eigenſchaft einer Perſon weibliches Geſchlechtes, nach welcher ſie noch keiner Mannsperſon beywohnt hat. Sowohl eigentlich. Die Jungfrauſchaft unverletzt erhalten, verlieren. Die Jungfrauſchaft mit in das Grab nehmen. Die Jungfrauſchaft von einer Perſon bekommen, ſagt man von einer Mannsperſon, wenn ſie einer weiblichen zum erſtenmale beywohnet. Als auch figürlich, der unverletzte Zuſtand eines Dinges, die Eigenſchaft deſſelben, nach welcher es noch nicht gebraucht worden iſt, doch nur im g. L. wo man von einem Dinge, welches man zum erſtenmale braucht, ſagt, daß man ihm die Jungferſchaft nehme.

In der Bilderkunſt wird die Jungfrauſchaft durch ein junges ſchönes Weibsbild, in einem weißen Kleide mit einem weißen Gürtel umgürtet, und einer Krone von Schmaragden (als einem Sinnbilde der Keuſchheit,) auf dem Haupte, vorgeſtellet. Oder, ſie wird durch ein Mädchen abgebildet, welches mit einem Einhorne ſpielt, weil dieſes Thier ſich anders nicht, als von einer reinen Jungfrau, zähmen laſſen ſoll.

Die Materie von der Jungfrauſchaft iſt zugleich ein Theil der gerichtlichen Arzeneywiſſenſchaft; doch kömmt ſie nicht ſo oft in den Gerichtshöfen zum Vorſchein, als das Gegentheil davon. Nur in denen Fällen wird ſie ein Gegenſtand der richterlichen Aufmerkſamkeit, wenn Frauensperſonen ſich auf ihre Jungfrauſchaft berufen, um z. B. von einem unvermögenden Manne geſchieden zu werden. Und alsdann iſt die Sache in unſern Zeiten, was die Entſcheidung be-

(*) Im Niederſ. Jumferſchup. Ottfried brauchte dafür Thiarnaduam, von Dirne, andere in ſpätern Zeiten aber Magdthum.

betrifft, keinen großen Schwierigkeiten unterworfen, weil die Fackel einer verbeſſerten Zergliederungskunſt dieſen dunkelen Gegenſtand hinlänglich beleuchtet.

Die Jungfrauſchaft iſt zweyerley, phyſiſch und moraliſch. Die phyſiſche beſteht in einer unverletzten Beſchaffenheit der weiblichen Zeugungsglieder; die moraliſche, in einer völligen Enthaltung von demjenigen, was den natürlichen Zuſtand dieſer Theile verändern kann.

Die runzlichen Stirnen der Rechtsgelehrten und Theologen haben ſich ſehr oft durch Bearbeitung dieſes Gegenſtandes zu erheitern geſucht. Heinr. Kornmann's Tractat de iure virginum iſt bekannt. Eben ſo bekannt iſt auch, daß in dem weiten Reiche der Facultäten über die Jungfrauſchaft öfters ein Krieg entſtanden iſt, welcher eben ſo viel Tinte, Federn und Papier verbraucht hat, als der über dem Gegentheil von der Jungfrauſchaft entſtandene trojaniſche Krieg, Schiffe, Mannſchaft, Gewehr und Blut koſtete.

Die meiſten Aerzte und Naturforſcher waren galant genug, an die Exiſtenz einer Jungfrauſchaft zu glauben, noch ehe neuere anatomiſche Entdeckungen die Sache zu einer gewiſſen Evidenz gedeihen lieſſen. Andere waren der gegenſeitigen Meinung, und erklärten jenen den Krieg.

Horatius Augenius, in Epiſt. ad Olivarium, L. 1. T. 2. *Pinæus*, de notis virginitatis; *Joubert*, L. 5. c. 4. error. popular. *Riolanus*, Anthropogr. L. 2. c. 38.; *Fortunatus Fidelis*, de relat. med. L. 3. c. 1.; *Ranchin*, de morbis virginum, c. 4.; *Guillemeau*, l'abus ſur les procedures de l'impuiſſance; *Mauriceau*, traité des femmes groſſes &c. L. 1. c. 6.; *Bohn*, de offic. med. P. 2. c. 6.; alle dieſe zweifeln an zuverläſſigen Zeichen der Jungfrauſchaft, und ſind alſo Feinde von den Vertheidigern der andern Meinung.

Als Hülfstruppen von dieſen fechten: der große Cujaz, welcher eben ſo berühmt durch ſeine Tochter, als durch ſich ſelbſt iſt, in L. 17. Obſ. c. 20. Pat. Sanchez de matrimonio, L. 6. diſp. 113. n. 10.; *Codronchius*, in methodo teſtificandi, c. 2.; *Ambr. Paræus*, de renunciationibus; *Jo. Bapt. Sylvaticus*, in tr. de iis, qui morbum ſimulant; *Capivaccius*, in tr. de ſignis virginitatis. Unter denen in ganz neu-

neuern Zeiten, die nicht viel von der Jungfrauſchaft halten, führt Hr. Graf Büffon den Reihen.

Die unverletzte Beſchaffenheit der weiblichen Geburtsglieder, oder die phyſiſche Jungfrauſchaft, hat gewiſſe Merkmale, nach denen ſie ſich beurtheilen läßt.

1. Eine gewiſſe ziemlich ſtarke und dicke Haut, welche ſich inwendig um die äußere Mündung der Gebärmutter herum in der Geſtalt eines halben Mondes ausgeſpannt befindet, und den Eingang der Mutterſcheide zum Theil verſchließt, und welche das Hymen, das Jungfernhäutchen, im Oberd. das Jungfernhäutlein, oder das Jungfernſchloß, Gr. L. und Fr. Hymen, genannt wird. Man trifft dieſes Hymen einzig und allein bey den Menſchen, keinesweges aber bey den Thieren, gleich hinter der Schamritze, und alſo unmittelbar vor der Mutterſcheide, an. Es ſtellt eine fleiſchige, rothe, bald zirkelrunde, bald halbmondförmige, bald anders gebildete Haut vor, welche mit Gefäßen und Nerven verſehen, und aus einer Verdoppelung der äußern Haut zuſammen geſetzt iſt. Nach vorn zu ſchwillt es ein wenig auf, als ob es aus der Mutterſcheide hervorgetrieben würde. Seine Stelle iſt ihm ſo angewieſen, daß im natürlichen Zuſtande zwiſchen ihm, und der oberwärts ſtehenden Harnröhre ein Zwiſchenraum übrig iſt, und daß ſolchergeſtalt von dem Häutchen die Mutterſcheide nicht ganz verſchloſſen wird, ſondern die in ihr etwa enthaltenen Feuchtigkeiten noch frey abfließen können.

Viele hielten dieſes Häutchen für etwas widernatürliches, wie z. B. Riolan, welcher ihm den Namen einer fleiſchigen Ausdehnung giebt; Gabr. Fallopius, welcher es für ein mit Ligamenten durchwebtes nervichtes Weſen anſieht; Berengarius, Mercatus, und Avicenna, welche es mit den myrtenförmigen Drüſen gleich dem ältern Bartholin, und andern älterern Zergliederern, verwechſeln. Es iſt aber zu wiſſen, daß bey einer unberührten

Jung=

Jungfrau ſich keine myrtenförmige Drüſen finden, und dasjenige, was man ſo nennt, nichts anders iſt, als ein Überbleibſel des im erſten Beyſchlafe zerriſſenen Hymens. Von franzöſiſchen Aerzten und Wundärzten, als: Pet. Dionis, Dülaurent, Mauriceau und andern, iſt das Hymen lange Zeit in Zweifel gezogen worden, und bis auf Hrn. Winslow haben ſie deſſen Daſeyn ſehr ſtandhaft geläugnet. Ruyſch aber (Obſ. anat. n. 22. 23.) *Regnerus de Graaf* (de mulierum organ. generat. inſervient.) Swammerdam (tr. de uteri muliebris fabrica.) Verheyen, Heiſter, Morgagni, v. Haller, Walter ꝛc. widerſprechen ihnen laut. Morgagni beruft ſich auf ſeine Autopſie in den Demonſtrationen des berühmt. Valſalva. Heiſter traf es deutlich bey einem Mädchen von 12 Jahren an, und liefert in Eph. N. C. Ann. 1717. Cent. 7. eine ausführliche Beſchreibung davon. Hr. v. Haller verſichert, nie eine andere Ausnahme von der Regel, daß Jungfern ein Hymen haben müſſen, bemerkt zu haben, als, daß er einmal einen weiblichen Leichnam gehabt habe, deſſen Hymen unverletzt, aber doch ſo beſchaffen war, daß er bey ein und anderm Beyſchlaſe hätte unverletzt bleiben können; daraus würde aber eigentlich nur folgen, daß eine Perſon, die in dem Ehebette die Zeichen der Jungfrauſchaft hat, doch vorhin die Jungfrauſchaft ſchon verloren haben könne. Nachdem er, in ſeinem Elem. Phyſiolog. To. VII. P. II. L. XXVIII. §. 26, S. 92, fgg. einiger andern Aerzte und Widerſpruch erwähnt hat, fährt er fort: Qui vero inciſores frequentioribus uſi ſunt occaſionibus, noſtro potiſſimum ſeculo, poſt conſtituta rectius theatra, & noſodochiorum cadavera inciſionibus deſtinata, ii facillime particulam neque parvam, neque obſcuram, *neque unquam deficientem*, viderunt; ut nemo in illa hymeni contraria opinione ſuperſit, praeter unicum clariſſimum noſtrum collegam (BUFFONUM,) quem neceſſitas hypotheſeos eo adegit, ut hymenem nolit admittere. Er nennt hierauf die mediciniſchen Zeugen für das Hymen, und deſſen Nothwendigkeit, und fährt, S. 95, fort: ego quidem in *omnibus* virginibus reperi, quarum aliquae adultae erant aetatis, neque unquam deſideravi, neque puto a pura virgine abeſſe. In den Jahren 1744. bis 1747. habe ich auf dem anatomiſchen Theater in Berlin, den Hofr. Buddeus, und die damaligen Proſectoren, D. Schaarſchmidt und Mekel, einigemal dieſen Theil an den

Leich-

Leichnamen von jungen Mädchen demonſtriren, und 1748. in Göttingen, unter den anatomiſchen Präparaten des Hrn. v. Haller, ein Hymen von einer Jungfer von 45 Jahren geſehen. Der jetzige ber. Lehrer der Zergliederungskunſt in Berlin, Hr. D. **Walter**, ſagt, in ſeinen **Betrachtungen über die Geburtstheile des weibl. Geſchlechts**, Berl. 1776. 4. S. 6. „ es iſt gewiß, daß alle Jungfern eine ſolche Haut mit auf die Welt bringen.“

So gewiß es iſt, daß alle Jungfern ein Hymen mit auf die Welt bringen, ſo iſt es doch billig zu fragen: ob das Jungfernhäutchen ein untriegliches Kennzeichen der Jungfrauſchaft ſey? Wenn man dieſe Frage gehörig beantworten will, ſo muß man, wie ich bereits erinnert habe, eine moraliſche Jungfrau von einer phyſiſchen unterſcheiden. Bey einer phyſiſchen Jungfrau muß das Jungfernhäutchen unverletzt ſeyn. Eine moraliſche Jungfrau iſt diejenige, welche in einem beſtändigen Stande der phyſiſchen Jungfrauſchaft zu beharren wünſchet, und die folglich nicht geſtattet, daß durch einen Beyſchlaf, oder durch ſelbſt vorgenommene äußere oder innere Reizung, eine Verletzung des Jungfernhäutchens geſchehe. Dieſer Unterſchied zwiſchen einer Jungfrau im phyſiſchen und moraliſchen Verſtande iſt ſehr nothwendig. Denn es kann ein Mädchen im moraliſchen Verſtande Jungfrau ſeyn, und doch ihre Jungfrauſchaft im phyſiſchen Verſtande verloren haben. Es kann eine unregelmäſſige Bildung der weiblichen Zeugungsglieder, von Kindheit an, Statt finden; es kann dieſes Häutchen auch ſo dünn ſeyn, daß weder ein Bräutigam, noch ein Zergliederer daſſelbe bemerkt, ein Mädchen kann unſchuldiger Weiſe, durch Zufall, z. B. einen heftigen Sprung, durch Tanzen, oder Fallen, um daſſelbe kommen; Vorwitz und Muthwille können es öfters zernichten; außer dieſen äußerlich angebrachten Gewaltthätigkeiten, können auch innerliche Krankheiten, ohne den Willen eines Mädchens das Hymen verletzen.

Hier

Hier wird alſo die phyſiſche Jungfrauſchaft aufgehoben, allein die moraliſche iſt noch unverändert. Ein mit Gewalt erzwungener Beyſchlaf, Vorfälle der Mutterſcheide, fleiſchartige Gewächſe in der Gebärmutter und Mutterſcheide, Geſchwüre; krebsartige Auswüchſe, die veneriſche Seuche, womit ein Mädchen durch eine andere unzüchtige Perſon angeſteckt worden iſt, ſind lauter Urſachen, welche die phyſiſche Jungfrauſchaft vertilgen können, bey dem allen aber iſt die moraliſche Jungfrauſchaft noch unverletzt. Man ſieht alſo leicht ein, daß, wenn alle dieſe gewaltſame Veränderungen an den Geburtstheilen eines Mädchens nicht geſchehen, eine moraliſche Jungfrau allemal eine phyſiſche Jungfrau ſeyn muß. Wenn daher die Frage vorgelegt wird, ob das Jungfernhäutchen ein untriegliches Zeichen einer moraliſchen Jungfrauſchaft ſey? ſo antworte ich hierauf: Nein. Das Jungfernhäutchen kann unverletzt ſeyn, und nichts deſto weniger iſt eine ſolche Perſon nicht mehr Jungfrau im moraliſchen Verſtande. Wenn eine Erſchlaffung der äußern Geburtstheile geſchieht, und das Jungfernhäutchen ſich folglich leicht ausdehnen läßt, ſo kann ſelbſt ein Beyſchlaf ein oder mehreremal vollzogen werden, ohne daß das Jungfernhäutchen verletzet wird. Dieſes kann geſchehen, wenn ein Mädchen einen ſtarken, aber doch gutartigen weißen Fluß hat, oder wenn der Beyſchlaf zu der Zeit angeſtellet wird, da bey einem Mädchen das monatliche Geblüt fließt. Hier kann alſo der Beyſchlaf in aller Form vollbracht werden, und nichts deſtoweniger iſt es möglich, daß das Jungfernhäutchen nicht verletzt wird. Unter dieſen Umſtänden iſt daher ein Mädchen ganz gewiß eine phyſiſche Jungfrau, aber nicht mehr eine Jungfrau im moraliſchen Verſtande.

Zu den ſicherſten Kennzeichen der phyſiſchen Jungfrauſchaft: gehört 2. die ganz vollkommene Beſchaf-

fen=

fenheit des Muttermundes, welche darin beſteht, daß die kegelförmige Hervorſtehung an dem innerſten und hinterſten Ende der Mutterſcheide elaſtiſch, völlig rund iſt, und daß die Querſpalte nirgends eingedrückt iſt, oder kleine Einſpaltungen und Riſſe hat, ſondern vollkommen glatt iſt. Findet man daher an einer Frauensperſon, daß die coniſche elaſtiſche Hervorſtehung durch eine anſehnliche Erweiterung in zwey Lippen, in eine Ober- und Unterlippe verändert, und daß die Querſpalte, wenn ſie gleich glatt wäre, zu beyden Seiten eingedrückt iſt: ſo kann man ſicher ſchlieſſen, eine ſolche Perſon habe ein vollkommenes, oder doch wenigſtens ein ſoches Kind, welches einem neunmonatlichen ſehr nahe geweſen iſt, zur Welt gebracht. Wenn aber die coniſche Hervorſtehung in der Mutterſcheide zwar nicht in zwey Lippen getheilt iſt, die Querſpalte aber ſich doch ſo verändert hat, daß ſie zu beyden Seiten Eindrücke, oder wohl kleine Spalten zeigt: ſo kann man doch mit völliger Gewißheit behaupten, daß entweder ein Kind von 1, 2, 3 bis 4 Monaten durch den Muttermund gegangen ſey, oder ein anderer Körper, z. B. ein Mondkalb, oder ein unbefruchtetes Ey, den Muttermund verändert habe.

3. Zu den Kennzeichen der Jungfrauſchaft rechnet man gemeiniglich auch die Enge und häufigen Runzeln der Mutterſcheide. Es iſt wahr, daß die Runzeln der Mutterſcheide bey einer unbefleckten Jungfrau in einer dem Zergliederer ſehr kennbaren Schönheit angetroffen werden, und ſich bey wiederholtem Beyſchlafe und Wochenbette nach und nach und zuletzt ganz, verlieren. Aus dieſem Geſichtspuncte kann man dem von ihnen hergeleiteten Zeichen nicht allen Grund abſprechen; indeſſen iſt doch auch zu wiſſen nöhig, daß nicht ein einziger, ſondern ein gar oft wiederholter Beyſchlaf dieſes Zeichen der jungfräulichen Keuſcheit zerſtöre. Und was zweytens den engen

gen Durchmeſſer der Mutterſcheide betrifft, ſo iſt er ein Zeichen von wenigem Werthe. Hr. v. Haller hatte an der oben erwähnten phyſiſchen Jungfrau von 45 Jahren die Scheide ſo gar enge nicht gefunden; und die auf der Scheide ruhende, und dieſelbe, gleich einem gedrückten Darme, erweiternde Harnblaſe iſt gemeiniglich hieran Schuld. Auch der mit der Jungfrauſchaft gar wohl beſtehende gutartige weiße Fluß kann die Mutterſcheide ſchlaff machen und erweitern.

Die Enge der Mutterſcheide iſt verſchieden: 1. nach dem Alter; 2. nach dem feuchtern, trocknern, oder wollüſtigern Temperamente; 3. nach der Bildung, worauf das Sprichwort: Noscitur ex labiis, quantum ſit virginis antrum, anſpielt; 4. nach der vorhergegangenen monatlichen Reinigung; 5. nach der Gegenwart gewiſſer Krankheiten, als: der Bleichſucht, des weißen Fluſſes ꝛc. Was inſonderheit die monatliche Reinigung betrifft, ſo iſt zu bemerken, daß vor ihrem Fließen die Scheide ſehr enge, und nach Vollendung dieſer periodiſchen Ausleerung oft ſehr weit iſt. Pinäus hat hierüber Beiſpiele aufgezeichnet, in welchen vor dem Fluſſe derſelben die Weiber ſich ihren Männern in einer ſo engen Geſtalt producirten, daß die guten Leute glaubten, ſie ſeyn wieder zu Jungfrauen geworden, und im Gegentheil Jungfrauen, welche kurz nach dieſer periodiſchen Veränderung ehelich copuliret worden, in dem Verdachte einer vorhergegangenen Defloriruug (Entjungferung) ſich befanden. Man ſpricht auch viel von Mitteln, die verlorne Jungfrauſchaft in etwas wieder herzuſtellen. Ranchin empfiehlt zu dieſer Abſicht die Alchimilla im Kräuterbade, in warmen Umſchlägen um die Brüſte; wie auch die Maßlieben (Bellis.) Man könnte auch eben dieſe Abſicht noch beſſer mit eingeſprützten Solutinnen von ſtyptiſchen Säuren, als: rohem Alaun und Vitriol, erreichen. Alle dieſe Mittel können zwar eine weite Scheide verengern; aber kein Mittel in der Welt wird ein zerſtörtes oder zerriſſenes Hymen, oder einen veränderten Muttermund, wieder herſtellen, und die reparirten Jungfrauen werden daher jederzeit ihre Sache gegen einen verſtändigen Zergliederer verlieren.

De corruptae virginitatis reparatione, handelt *Franc, Ranchinus*, in tr. de morb. virginum. Sect. 3, c. 2. ſ. Deſſen Opuſcula medica, Lugd. 1627. 4. S. 444—446.

Noch iſt anzumerken, daß die Enge der Scheide, in Rückſicht auf die Verſchiedenheit der männlichen Ruthe, womit ſie unterſuchet werden kann, ein ſehr relativer Begriff wird. Denn die Natur ſpielt oft wunderlich, in Anſehung der Länge und Dicke, mit dieſem Werkzeuge des Vergnügens des ſchönen Geſchlechtes. Daher kömmt es denn auch, daß die Enge der Scheide nicht immer im erſten oder zweyten Beyſchlafe ſich in eine Weite verwandelt, und daß die Faſern gedachten Sammelplatzes der Freuden des Mannes, durch ein lange Enthaltſamkeit ſich wieder beträchtlich zuſammen ziehen können.

Als ein Zeichen der phyſiſcheu Jungfrauſchaft, betrachten einige auch 4. die myrtenförmigen Drüſen, Caruneulae myrtiformes; allein, da dieſelben nichts anders, als Läppchen des zerriſſenen Hymens ſind, ſo ſind ſie aus der Zahl der Zeichen auszuſtreichen. Zachias hält gar viel auf dieſes eingebildete Zeichen. Er behauptet, dieſe Karunkeln ſeyn bey reinen Jungfrauen roth, aufgeſchwollen, und durch Ligamente unter einander verbunden, bey befleckten aber blaß oder bleyfarbig, mager, ſchlaff und von einander geriſſen. Auch **Severin** hat ſie für ein zuverläſſiges Zeichen gehalten, und **Mauriceau** hat ihnen ſo gar die Ehre erwieſen, ſie in Kupfer ſtechen zu laſſen. Allein, dieſes von **Pinäus** zuerſt gelehrte, und hernach in ſo manches Buch eingeſchlichene falſche Zeichen, iſt ein deſto deutlicheres Merkmal einer verabſchiedeten Keuſchheit.

5. Der Schmerz beym erſten Beyſchlaf, iſt eine natürliche Folge von der Gewalt, die den weiblichen Zeugungstheilen angethan wird. Er kann durch Opium, und andere betäubende Mittel, unempfindlich gemacht werden.

Die Juriſten fragen bey dieſer Gelegenheit die Aerzte: ob eine Jungfer im Schlafe defloriret und geſchwängert werden könne? Die leipziger Facultät der

Aerzte

Aerzte (*) iſt ſehr geneigt, an der Möglichkeit der Sache zu zweifeln. (**) Die Juriſtenfacultät in Jena aber, welche nebſt andern Facultäten, auf Veranlaſſung eines Mädchens, welches im Schlafe geſchwängert zu ſeyn angab, befragt wurde, hält die Sache nicht für unmöglich; doch ſetzt ſie folgende Bedingungen dabey voraus, daß es, bey Weibsperſonen geſchehen könne, welche ohne dieß ſchlafſüchtig ſind; 2. ſich außerordentlich müde befinden, und 3. berauſcht werden, und einſchlafen.

Brühier, in ſeiner Abh. von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes ꝛc. L. und Kopenh. 1754. 8. 1. Th. 1 Cap. erzählt folgendes ſehr merkwürdiges Beyſpiel: „Ein junger Herr von Adel wurde dazu gezwungen, daß er, ohne den dazu nöthigen Beruf, in einen geiſtlichen Orden treten, und ein trauriges Schlachtopfer des Ehrgeitzes ſeines Vaters abgeben mußte. Nachdem er ſein Gelübde abgelegt, jedoch die geiſtlichen Orden noch nicht empfangen hatte, that er eine Reiſe, und fand in einem Gaſthofe, wo er abſtieg, den Herrn und die Frau in der größten Betrübniß. Sie hatten ihre einzige Tochter verloren. Weil ſie erſt den folgenden Tag beerdiget werden ſollte, bat man den Mönch, daß er ſie die Nacht über bewachen möchte. Das, was er von ihrer Schönheit gehört hatte, reizte ſeine Neugier, daß er das Geſicht der für todt gehalten Perſon aufdeckte, worin er, ſtatt ſolches durch die Todangſt entſtellt zu finden, reitzende Annehmlichkeiten fand, welche nicht allein verurſachten, daß er die Heiligkeit ſeiner Gelübde vergaß, ſondern auch die Gedanken erſtickte, welche der Tod hätte erwecken ſollen, und ſich bey dieſer Perſon eben die Freyheiten nahm, welche bey ihrem Leben die Ehe hätte erlaubt machen können. So bald ſolches geſchehen war, erwog er die Häßlichkeit ſeiner That, und aus Scham wegen ſeines Verbrechens reiſete er den andern Morgen ſchleunig fort. Weil nun der Schlaf des Mädchens beſtändig fort währte, machte man zur Beerdigung Anſtalt. Als man ſie aber zu Grabe trug, merkte man einige Bewegung in dem Sarge. Man eröffnete ihn, fand das Mädchen erwacht, brachte ſie wieder in das Bette, und ſie ward ge-

(*) S. Zittmann Medicina forenſis, Cent. V. caſ. 21; und Cent. VI. caſ. 77.

(**) Siehe auch *Valentini* Novell. med. legal. caſ. 21.

geſund. Die Freude, welcher dieſer unverhoffte Ausgang bey den Aeltern des Mädchens erregte, war aber nicht von langer Dauer. Denn kurz hernach fanden ſich Zufälle ein, welche zu erkennen gaben, daß die auferweckte eine Mutter werden würde. Man fragte ſie vergebens, wie ſie in dieſen Zuſtand gekommen ſey. Wie hätte ſie auch hierüber etwas geſtehen können, da ſie es ſelbſt nicht wußte! Nach verfloſſenen 9 Monaten brachte ſie ein Kind zur Welt, und wurde von ihren Aeltern, deren Schmach ſie dadurch geworden war, in ein Kloſter geſteckt. Der Mönch, welcher nicht vermuthete, daß ſein verliebter Einfall ſolche Folgen nach ſich gezogen hätte, wurde ſeiner Geſchäfte wegen genöthigt, eine zweyte Reiſe durch eben die Stadt zu thun, und ſtieg in demſelben Gaſthofe wieder ab. Sein Glück hatte unterdeſſen eine ganz andere Geſtalt gewonnen. Er war einziger Sohn geworden, hatte ſeinen Vater verloren, ſich von ſeinem Gelübde los ſprechen laſſen, und beſaß nun ein anſehliches Vermögen. Als er den Wirth und die Wirthin in einer Betrübniß fand, die derjenigen faſt gleich war, von der er ehedem Zeug geweſen war, fragte er nach der Urſache davon, und erfuhr mit Erſtaunen, daß er daran Schuld ſey. Er gieng hin und beſuchte die Tochter an dem Orte, wohin ſie ihre Zuflucht genommen hatte, und fand ſie noch ſchöner im Leben, als er ſie in ihrem vermeintlichen Tode gefunden hatte. Er begehrte ſie zur Ehe; der Antrag wurde mit Vergnügen angenommen, und dieſe Verbindung verſchaffte dem vor derſelben gezeugten Kinde eine rechtmäßige Geburt.

Den von den Agnaten über dieſe Begebenheit, nach dem Tode aller, die daran Theil hatten, erregten Proceß, kann man im Pitaval nachleſen, aus welchen Brühier dieſe Geſchichte gezogen hat.

6. Der Blutverluſt der Jungfrau beym erſten Beyſchlaf, wird beynahe in der ganzen Welt für das gewiſſeſte Zeichen der Jungfrauſchaft gehalten. Alle Muhamedaner, alle Oſtindianer, die Juden, die Ruſſen, ein großer Theil der Bewohner von Spanien, u. a. m. halten es für ſo gewiß, daß, bey deſſen Abweſenheit, ein Bräutigam nicht verbunden iſt, die angefangene Ehe fortzuſetzen. Schon die h. Schrift hat

hat dieſes Zeichen zu einer Würde im rechtlichen Verſtande erhoben, und die Aerzte und Naturforſcher dürfen keinen Anſtand nehmen, ihr hierin auch wörtlich beyzupflichten. Ob gleich aus den Rechtsgelehrten viele, aus Toleranz, dieſes Zeichen für minder gewiß und wichtig halten: ſo kann man doch alles gewiß und unläugbar annehmen, daß eine Jungfrau ihren Stand nicht ändern kann, ohne Blut dabey zu verlieren; und ſie wird deſſen um ſo viel mehr verlieren, je mannbarer ſie iſt, weil das Blut in dieſem Falle ſchon eine beſtimmtere Richtung nach der Gebärmutter zu haben pflegt. Auch eine minder mannbare Jungfrau wird, wegen Enge der bey der Standesänderung intereſſirten Theile, nicht ohne Blutverluſt ſeyn.

Es giebt zwar Gelehrte, die auch hier, um zu widerſprechen, Einwendungen machen, und dieſem Zeichen die Richtigkeit und Allgemeinheit abſprechen, will 1. bey ſchlaffen Geburtsgliedern, und 2. bey Schamtheilen, die von den Mädchen ſelbſt mit den Fingern, oder mit Nothhelfern, (Bienfaiteurs, Godemichés, wie der Advokat Gervaiſe, in ſ. Hiſt. du Dom B***, Portier des Chartreux. dieſe Werkzeuge nennt) erweitert worden ſind, ſich dieſer Blutfluß nicht findet, auch 3. bey manchen erſt nach dem zweyten, dritten, ja ſo gar ſechsten Beyſchlafe erſt zum Vorſchein kommt, wie auch 4. durch allerley Betriegereyen (wie z. B. das Einſtopfen einer mit Blut gefüllten Fiſchblaſe,) nachgemacht werden kann. Allein, wir können uns über dieſe Einwendungen leicht beruhigen, indem 1. kein Grund vorhanden iſt, warum eine chriſtliche Jungfrau ein anderes Geſchöpf ſeyn ſoll, als eine hebräiſche; 2. die Canoniſten keine Schwierigkeit finden, dieſes Zeichen gelten zu laſſen; wie z. B. *Torreblanca L.* de delict. c. 19. n. 3 und 4 und *Farinacius*, Prax crim. Qu. 14. n. 148. gethan haben.

Man hat alſo nicht das geringſte Bedenken, dieſes Zeichen als gültig anzuſehen. Fehlt es, und fehlt zugleich das Hymen, und die oben angezeigte Beſchaffenheit des Muttermundes: ſo hat man den ſicherſten Beweis einer ſchon ſehr oft befriedigten Liebe, weil

die Zerſtörung des Hymens, im Durchſchnitt genommen, nicht ſo geſchwinde vor ſich geht, daß es bey dem zweyten Beyſchlafe ſchon ganz zerriſſen iſt. Wer an dieſen Lehren zweifelt, verräth ſeine Unwiſſenheit in der Zergliederungskunſt; und dieſes kann man beynahe von allen Anhängern derer Hypotheſen, die bloß von Juriſten und Theologen hierüber an das Licht getreten ſind, behaupten.

Schon nach dem moſaiſchen Geſetze wurde der Bräutigam für betrogen, und die Braut nicht für Jungfrau angeſehen, wenn beym erſten Beyſchlaf die Zeichen der Jungfrauſchaft mangelten. Es heißt 5 B. Moſ. 22, 13—21. Wann jemand ein Weib nimmt, und wird ihr gram, wann er ſie beſchlafen hat, und leget ihr was ſchändliches auf, und bringt ein böſes Geſchrey über ſie aus, und ſpricht: Das Weib habe ich genommen, und da ich mich zu ihr hät, fand ich ſie nicht Jungfrau: So ſollen der Vater und Mutter der Dirnen ſie nehmen, und vor die Aelteſten der Stadt in dem Thor hervor bringen der Dirne Jungfrauſchaft. Und der Dirne Vater ſoll zu den Aelteſten ſagen: Ich habe dieſem Manne meine Tochter zum Weibe gegeben, nun iſt er ihr gram worden, und legt ein ſchändlich Ding auf ſie, und ſpricht: Ich habe deine Tochter nicht Jungfrau gefunden: hier iſt die Jungfrauſchaft meiner Tochter. Und ſollen die Kleider vor den Alteſten der Stadt ausbreiten. So ſollen die Aelteſte der Stadt den Mann nehmen und züchtigen, und um hundert Seckel Silbers büßen, und dieſelben der Dirnen Vater geben, darum, daß er eine Jungfrau in Iſrael berüchtiget hat, und ſoll ſie zum Weibe haben, daß er ſie ſein lebenlang nicht laſſen möge. Iſts aber die Wahrheit, daß die Dirne nicht iſt Jungfrau gefunden, ſo ſoll man ſie heraus vor die Thür ihres Vaters Haus führen, und die Leute der Stadt ſollen ſie zu Tode ſteinigen, darum, daß ſie eine Thorheit in Iſrael begangen hat, und in ihres Vaters Hauſe gehuret hat; und ſollt das böſe von dir thun. Dieſes Geſez iſt von den Juden gewaltig gemartert worden, entweder, weil ſie oft bey den Bräuten, welche Jungfrauen ſeyn ſollten, keine Zeichen der Jungfrauſchaft fanden, und ſich doch gern überreden wollten, daß dasjenige, was man etwa hieraus natürlicherweiſe ſchließen möchte, nicht an dem ſey; oder, weil es ihnen gar zu hart vorkam, daß eine neu verheurathete bloß wegen der mangelnden Zeichen der Jungfrauſchaft zur Steinigung verdammet ſeyn ſollte. War das lezte, ſo verdient ihr Zweifel, zwar nicht Beyſtimmung wieder Moſis klare Worte, aber doch Reſpekt; denn es wäre, nach des Hrn.

Ritter Michaelis Meinung, (*) doch möglich, daß die Zeichen der Jungfrauſchaft auch ohne Hurerey verloren gehen könnten, oder, daß ſie nie da geweſen wären. So gut es ſonſt Gebrechliche giebt, denen ein Glied von Mutterleibe an mangelt, ſo gut könnte auch ein Mädchen ohne Hymen geboren ſeyn; und das Geſetz muß Niemanden in die Gefahr bringen, wegen eines unſchuldigen Leibesmangels als Miſſethäter zu einem ſo ſchmerzlichen Tode verurtheilet zu werden. War aber das erſte, ſo verdienten ſie zu ſeyn was ſie waren; und in der That iſt ihre Verdrehung des Geſetzes ſo wunderlich, daß man beynahe verſucht wird, dem Commentator des Geſetzes eine Braut, welche völlige 13 Jahre alt, und ſeinem Syſtem gemäß iſt, zur Belohnung zu gönnen. Sie behaupten nämlich, das Geſetz handle bloß von Mädchen, die unter 12½ Jahr ſind; dieſe müßten das Zeichen der Jungfrauſchaft haben, wenn man ſie vor Jungfrauen halten ſoll; bey denen aber, die 12½ Jahr und darüber wären, könnte man keine Zeichen der Jungfrauſchaft verlangen, und auf ſie gehe das Geſetz nicht. Man kann es freylich den Rabbinen wohl glauben, daß viele Bräute, die über das von ihnen beſtimmte bedenkliche Jahr hinaus ſind, keine Zeichen der Jungfrauſchaft haben; allein, daß Moſes nichts von dieſem Jahre geſagt habe, fällt jedem Leſer in die Augen. Das hebr. Wort Naara (Mädchen) iſt auch nirgends durch den Gebrauch, ſondern bloß durch das etwannige Bewußtſeyn der Commentatoren, auf dieſes Alter eingeſchränkt; und am Ende wäre es ein ganz abgeſchmacktes Geſetz, welches von einem Mädchen in dem Alter, in dem ſie ordentlich nicht zu heurathen pflegen, und da Niemand an ihrer Jungfrauſchaft etwas gelegen iſt, unter Lebensſtrafe Zeichen der Jungfrauſchaft erforderte, und alle vom 13ten Jahre, alſo gerade von der Zeit an, da ein Verdacht entſtehen kann, für gute Jungfrauen erklärte, ihre leibliche Umſtände möchten denn auch beſchaffen ſeyn, wie ſie wollten. Dachte etwa der Erfinder dieſer Ausflucht darauf, daß junge Mädchen ohne eigentlichen Beyſchlaf durch Frictionen, (die man bey Knaben Manuſtuprationen zu nennen pflegt,) das Hymen verletzen können, und oft wirklich verletzen: ſo hätte er nicht das 12½ Jahr ſetzen müſſen, denn dieß geſchieht bey manchen Mädchen noch früher; und in dem heißen Him- mels-

(*) In ſ. moſaiſchen Recht, 2 Th. Frf. M. 1776. 8. S. 144. ſqq.

melsſtriche des gelobten Landes wäre es wenigſtens früher zu erwarten, da man ſchon in Frankreich auf dem anatomiſchen Theater ſo ſelten ein Hymen entdeckt, daß, wie ich bereits erwähnt habe, die franzöſiſchen Zergliederer zum Theil gar ſeine Exiſtenz geläugnet haben.

Der einzige wichtige Zweifel wider den Inhalt dieſes Geſetzes, welcher die ſo offenbare Verdrehung der Juden entſchuldigen könnte, gehört in das peinliche Recht der Hebräer. Hier betrachte ich das Geſetz nur von der Seite, da es erfordert, daß die Braut Zeichen der Jungfrauſchaft haben ſolle, und wenn ſie die nicht hat, dem Bräutigam ein Recht gibt, ſie für keine Jungfrau zu halten. So ſehr es bisweilen von Juriſten, die ſich gemeiniglich auf den Zachias (*) gründen, geläugnet wird, ſo gewiß iſt es doch, daß jede Jungfrau das Hymen von Natur hat, welches beim erſten Beyſchlaf das Bette mit etwas Blut färbet, und das Zeichen der Jungfrauſchaft genannt wird. Doch verliert manches Mädchen daſſelbe auch, ohne Beyſchlaf bey einer Mannsperſon, durch mancherley andere wollüſtige Frictionen; die eine durch Selbſtbefleckung und eine Art von Manuſtupration, die andre durch verſchiedene Gattungen der Unzucht mit andern Frauensperſonen, die zu mannigfaltig und zu ſchändlich ſind, ſie hier zu erzählen. Wenn dagegen eingewandt wird, die Regel müſſe doch viele Ausnahmen leiden, weil man in einigen Ländern bey etwas erwachſenen Frauensperſonen ſo ſelten auf dem anatomiſchen Theater Jungfrauſchaften finde, oder weil es dieſer und jener Braut an dem Zeichen der Jungfrauſchaft gemangelt hat, die ſtets tugendhaft geweſen iſt, den beſten Namen gehabt hat, und ſelbſt (wer kann es auch beſſer wiſſen, als ſie?) verſichert, noch eine reine Jungfrau zu ſeyn: ſo erinnere ich gegen das erſte, daß in einigen Ländern die große Verderbenheit der Sitten daran Schuld ſeyn kann, und daß doch ſelten Jungfrauen von guter Erziehung das Schickſal haben, auf die Anatomie zu kommen; bey dem andern aber iſt ſchwer, ſich des Lachens zu enthalten.

Es iſt wahr, ſo gut man ſonſt in der Natur Monſtra hat, denen gleich von der Geburt an, ein Glied des Leibes fehlt, ſo wenig kann man ein ohne Hymen gebornes Mädchen für eine Unmöglichkeit ausgeben, oder läugnen, daß der-

(*) *Paul. Zacchiæ queſt.* med. leg. L. 4. Tit. de virginate & ſtupro.

dergleichen jemals geweſen ſey; auch iſt es möglich, daß das Hymen ohne eigentlichen Beyſchlaf durch andere Arten von Unzucht und Selbſtbefleckung, ja auch vielleicht einmal unſchuldig durch eine große Gewaltthätigkeit, verlezet werde. Allein, da das erſte und lezte nur ſeltene Fälle ſind, ſo ſcheint es allerdings ein ſehr natürliches Recht zu ſeyn, daß der Bräutigam die Braut, bey der er keine Zeichen der Jungfrauſchaft findet, wieder zurück geben, und wenn er ſie gekauft hat, das für eine ſo verdächtige Waare bezahlte Kaufgeld von den Aeltern wieder zurück fordern könne. Denn geſezt, ſie gehörte zu den Monſtris, oder zu den Verunglückten, ſo hat er kein Monſtrum, und keine insgeheim Verunglückte, deren Leibesſchaden man ihm verſchwiegen hatte, heurathen wollen; und dieſer, es ſey nun höchſt ſeltene Leibesſchade, oder natürliche Unförmlichkeit, betrifft ſo ſehr das Weſentliche der Ehe, und ſeine Gemüthsruhe das ganze Leben hindurch, daß man ihn unmöglich zu den nichts bedeutenden Kleinigkeiten rechnen kann. Denn da Niemand, der nicht ganz einfältig iſt, in einer Sache dieſer Art dem eigenen Zeugniſſe der Frauensperſon glauben wird, ſo iſt es ihm ſchlechterdings unmöglich, ſich zu überreden, daß ſeine Braut vorhin züchtig gelebt hat; er kann alſo ins künftige nie, auch nur mittelmäßig gewiß ſeyn, ob ſie ihm getreu iſt, und ob das ſeine Kinder ſeyn, die ſie ihm bringt. Denn hundert tauſend gegen Eins iſt es, daß ſie ſchon vorhin nicht Jungfrau, und weder Monſtrum noch Verunglückte war, kurz, daß ſie ſchon vor ihm mit einer andern Mannsperſon zu thun gehabt hat. Wer ſein Vorgänger geweſen iſt, das weiß er nicht, ſo lange ſie ſich noch für Jungfrau ausgibt und iſt alſo noch ſchlimmer daran, als bey einem wirklich erwieſenen Ehebruche; denn hier weiß er doch ſeinen Nebenbuhler, und kann ſich vor ihm hüten, oder, wenn er todt, oder weit entfernt iſt, aufs künftige vor ihm ſicher ſeyn; allein bey einer nicht als Jungfrau gefundenen Braut kann er nie wiſſen, ob nicht der vorige Liebhaber noch jezt täglich um ſie iſt. Solte ſie aber durch Selbſtbefleckung, oder andere Arten der Wolluſt, ohne eigentlichen Beyſchlaf, das Hymen zerſtört haben, (und dies iſt noch das gütigſte, das man denken kann, ob es gleich nach der Moral eben ſo ſchlimm iſt, als wahre Hurerey,) ſo hat ſie ſich ſelbſt die Schuld davon beyzumeſſen, daß der Mann ſie nicht behalten will. Und bey dieſen Umſtänden

hat man ſich eher über unſere europäiſche Rechte zu verwundern, die eine Klage wegen vermiſſeter Jungfrauſchaft nicht annehmen, und dem Manne befehlen, zu glauben, was er nicht glauben kann, als über die Orientaler, welche die Ehe bey Vermiſſung dieſes Zeichens für ungültig, und die Braut für eine Betriegerin halten.

Ein ſolches Recht hat freylich einen ſtarken Einfluß ſowohl in die Sitten des andern Geſchlechtes, als auch in die ſorgfältige Erziehung der Töchter, haben müſſen. Denn wenn man zum voraus weiß, daß der Bräutigam eine Braut, bey der er die Zeichen der Jungfrauſchaft vermiſſet, ihren Aeltern zurück ſchicken werde, ſo wird nicht allein die Furcht vor einem ſolchen Unglück manches Mädchen von demjenigen abhalten, was ſonſt wohl geſchehen möchte, ſondern die Aeltern werden auch äuſſerſt ſorgfältig, und zwar nicht bloß in Abſicht auf den Umgang ihrer Tochter mit Mannsperſonen, ſondern auch darauf ſorgfältig ſeyn, daß ſie nicht durch allerley andere Arten von Wolluſt ſich ein ſo großes Unglück zuziehe. Der peinliche Anhang des von Moſe gegebenen Geſetzes hat dieſe Sorgfalt und Aufſicht noch ſehr ſchärfen, und dadurch viel beytragen müſſen, die Sitten des andern Geſchlechtes rein zu erhalten.

Man möchte freylich hierbey die Frage aufwerfen: was konnten die Aeltern bey einem ſolchen Rechte thun, um nicht bis auf den fürchterlichen Abend der Hochzeit in der marternden Sorge zu leben, daß ihre Tochter ihnen ſchimpflich zurück geſchicket werden möchte? Das beſte waren wohl, neben der genaueſten Aufſicht, frühe und nachdrückliche Warnungen von Seiten der Mutter. Sie mußte der Tochter nicht allein das Geſetz, ſondern auch die Gefahr bekannt machen, ohne eigentlichen Beyſchlaf durch andere Arten von Berührungen ſich unglücklich zu machen. Geheimniſſe mußten der Tochter nicht aus dem gemacht werden, woraus man gemeiniglich Geheimniſſe macht, denn ſonſt ſtand ſie in Gefahr, aus Unwiſſenheit zu ſündigen. Eine offenherzige Entdeckung der Gefahr, und eine frühe Verheurathung, konnten hier ſchon ſehr vieles ausrichten. Man hat aber in Aſien und Afrika noch auſſerdem allerley körperliche Mittel erdacht der Gefahr vorzubeugen. Ein gelindes Mittel, deſſen ſich die reichern Aeltern bedienten, beſtand in einem Schmucke, der in Arabien bey vornehmen Jungfrauen ſehr gewöhnlich war, und auch in der Bibel (Jeſ. 3, 16. 18.

18. 20,) vorkommt. Sie legten den Jungfrauen goldene, ſilberne oder andere koſtbare Feſſeln um den Untertheil der Füſſe über den Knöcheln, und verbanden beyde Feſſeln mit einer goldenen Kette, die, wie man vorgab, die Schritte abmeſſen, und recht artig und cadancemäßig machen ſollte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Schlüſſel zu dem Schloſſe der Kette oder Feſſeln nicht der Tochter anvertrauet wurde. Daß dieſer Schmuck in der That ein künſtliches Mittel zur Bewahrung der Keuſchheit ſeyn ſollte, wird man deſto eher glauben, wenn ich noch die ſonderbare Erzählung des Talmuds anführe, daß es einige Familien gab, denen es ganz unentbehrlich war, wenn nicht die Töchter, wegen der gar zu weiten Schritte, die ſie thaten, das Hymen zerreiſſen, und alſo die Zeichen der Jungfrauſchaft vor der Hochzeit einbüßen ſollten. Die Unentbehrlichkeit glaube ich wohl; allein, an Zerreiſſung des Hymens werden nicht die weiten Schritte, ſondern eine andere Urſache, Schuld geweſen ſeyn. Dieſe Fußketten konnten zwar nicht einem jeden Verluſte des Zeichens der Jungfrauſchaft vorbeugen; ſie hinderten eigentlich nur den Beyſchlaf einer Mannsperſon, (und doch auch dieſen nicht ſchlechterdings, denn es iſt eine, noch jetzt in Aſien gar gewöhnliche Art des Beyſchlafes möglich, der dieſe Kniekette nicht im Wege ſteht, ob ſie gleich Gefahr läuft, dabey zerriſſen zu werden,) allein gegen die Verletzung des Hymens durch Selbſtbefleckung oder andere unzüchtige Berührungen half dieſes Mittel gar nichts. Die ſo genannten italiäniſchen Schlöſſer würden ein ſichereres Verwahrungsmittel ſeyn können. Hr. Müller, in ſeinem Mittel wieder den Kindermord, Halle, 1781, 8. bringt, zu Erreichung dieſer Abſicht, einen Jungfrauengürtel, Fr. Ceinture de virginité, in Vorſchlag. Es iſt nähmlich in dem Bauchkreiſe des Gürtels ein dünnes, elaſtiſches Stahlband, ſo ſchwach wie ungefähr die Federn kleiner Stubenuhren, ſo, daß es eben ſo biegſam und leicht iſt, als ein Riemen von mittelmäßiger Stärke, und den großen Vortheil der Bequemlichkeit, bey vollem Magen, Verſtopfung und dergleichen Zufällen, hat. Es iſt in Kalbleder gehüllt, oder ſonſt mit anderm Zeuge gefüttert, und vorn mit einem Schlößchen verſehen, welches ſo beſchaffen iſt, daß es auch den halben Kreis, welcher zwiſchen den Beinen durchgeht, vorn mit feſt ſchließt. Es iſt dieſer nähmlich hinten im Rücken mit dem Bauchkreiſe verbunden, von

eben

eben der Materie, theilt ſich über dem After in ein längliches Oval, fällt unter demſelben ſogleich wieder zuſammen, und erhält hier in der Gegend der Schamtheile eine bequeme Faſſung von Meſſing, convex oder länglich ausgebogen, und mit einer nothdürftigen Oeffnung verſehen. Da, wo dieſe Hohlfaſſung aufhört, geht das Stahlband über den Leib weiter fort, bis es oben einſchließt, und es iſt ebenfalls, ſo wie das Rückenſtück und der Leibkreis, gefüttert. Dieſer Bauchkreis wird nun eben da liegen, wo die Frauenzimmer die Kleider binden, und den Leib ohne dies zum Bühnenleibe preſſen. Vielleicht hat er da auch zugleich den Nutzen, die Kleider feſt zu halten, und die Wülſte entbehrlich zu machen.

Iſt es wahr, das unter einigen aſiatiſchen Völkern jede Frauensperſon, ehe ſie heurathete, in einem Götzentempel feil ſitzen, und ihre Jungfrauſchaft dem erſten Biethenden, zum Nutzen des Tempels hingeben mußte, ſo ſcheint dieſer ſchändliche Gebrauch einen Zuſammenhang mit der Furcht der Aeltern, daß ihre Tochter in der erſten Nacht nicht als Jungfrau befunden werden möchte, zu haben. Kein beſſeres Mittel war, alle Nachfrage nach einer bey zunehmenden Laſtern immer ſeltener werdenden Leibesbeſchaffenheit aufzuheben, als wenn gar keine Braut Jungfrau ſeyn durfte, ſondern alle ihre Jungfrauſchaft einer Gottheit aufgeopfert haben mußten. Man glaubt, und zwar nicht unwahrſcheinlich, daß einige midianitiſche Stämme dieſen Gebrauch gehabt, und ihrer Töchter Jungfrauſchaft dem Baal Peor zu Ehren bey einem jährlichen Feſte an den erſten Kommenden überlaſſen haben; und die Geſchichte 4 B. Moſ. 25, 1—8, ſcheint etwas von der Art zu enthalten. Man erzählt auch von den Babyloniern eine gleiche Sitte, und beruft ſich auf den Herodot. Nur redet Dieſer nicht gerade von dem Verluſte der Jungfrauſchaft; ſondern ſagt, jede Frauensperſon zu Babel ſey ſchuldig geweſen, einmal in ihrem Leben in dem Tempel der Melitta feil zu ſitzen, und ſich von dem erſten Biethenden entehren zu laſſen. So viel würde man, falls die Hauptſache richtig iſt, in dieſem Beyſpiele ſehen, daß einerley Recht ſehr entgegen geſetzte Wirkungen haben kann, je nachdem das Volk tugendhaft, oder in der Mitte zwiſchen Tugend und Laſter, oder in einem gewiſſen höhern Grade laſterhaft iſt.

Bey

Bey einigen auf die Jungfrauſchaft der Bräute aufmerkſamen Völkern, begleiteten die Hochzeitgäſte das Brautpaar bis vor das Schlafgemach. Man ließ ſie hier eine Zeitlang allein, bis etwa ein Zeichen gegeben wurde, daß die Sache, zu der ſie allein ſeyn ſollten, vorüber ſey. Alsdann gieng eine alte Matrone in das Schlafzimmer, zog das Betttuch unter ihnen weg, und brachte es den Gäſten, die bey erblickten Merkmal der Jungfrauſchaft laute Zeichen der Freude von ſich gaben. Man findet dieſe Sitte auch in vorigen Zeiten bey den Arabern, jetzt aber entweder gar nicht mehr, oder doch nicht allgemein. Bey den Hebräern findet man von einen ſolchem Hochzeitgebrauche noch im neuen Teſtamente (*) Spuren; und zu Moſis Zeit muß er gewiß üblich geweſen ſeyn, denn Moſes verordnet: der Vater der Frau, von der ihr Mann vorgab, er habe ſie nicht als Jungfrau gefunden, ſolle das Betttuch in das Gericht bringen, ausbreiten, und daraus die Jungfrauſchaft ſeiner Tochter beweiſen. Wären bey dem Verluſte der Jungfrauſchaft gar keine Zeugen, und jedes mit Blut beſprützte Tuch zum Beweiſe hinreichend geweſen, ſo hätte jeder Vater und jede Mutter gut beweiſen gehabt, denn ſie hätten nur, wer weiß wie lange nach der Hochzeit, das erſte das beſte Betttuch mit Blut beſprützet, und in das Gericht bringen können. Vielleicht mußte auch dieſes im Gerichte für Beweis angenommene Tuch von den Hochzeitgäſten, oder, wie die Hebräer reden, Freunden des Bräutigams, die ihn an das Schlafgemacht begleitet hatten, durch ein darauf gedrucktes Siegel bezeichnet ſeyn. Das Siegel der Hebräer aber war ihr in Stein geſchnittener Name, den ſie in Tuſche oder andere Arten von Tinte tunkten, und ſtatt der Unterſchrift unter dasjenige, was ſie bezeugen wollten, drückten.

Was etwa für Anſtalten getroffen worden ſeyn, wenn den Aeltern der Braut wegen der bevorſtehenden Probe der Jungfrauſchaft das Herz ſchwer war; und ſie doch der Strenge des orientaliſchen Rechtes entgehen wollten, ohne geradezu etwa zur Schande ihrer Tochter zu bekennen, eräth man leicht. Jetzt pflegt man in ſolchen Theilen Aſiens, wo auf die Zeichen der Jungfrauſchaft geſehen wird, in ſol-

(*) Joh. 3, 29. Der Bräutigam iſt es, der die Braut hat; der Freund des Bräutigams ſteht drauſſen, und freuet ſich ſehr, wenn er den Bräutigam ruffen hört.

ſolchem Falle vorher eine Abrede mit dem Bräutigam zu nehmen, und ihm zu ſagen: man könne nicht für die Zeichen der Jungfrauſchaft ſtehen, die ganze Familie habe einen Naturfehler, daß das Hymen bisweilen mangele. Befriediget ſich der Bräutigam damit, und ſchließt die Heurath auf dieſe Bedingung, ſo verliert er natürlicherweiſe ſein Recht, die Braut, die den Leibes- oder Naturfehler hat, zurück zu ſchicken. Daß dieſes jezt in Aſien nicht ſelten geſchehe, verſichern Reiſende; (*) die Liſt iſt aber ſchon alt, denn der Talmud redet, wie ich vorher erinnert habe, bereits von ganzen Familien, die an dieſem Theile des Leibes etwas außerordentliches hatten, und ſich durch weite Schritte, oder beym Tanzen, das Hymen unglücklicherweiſe zu zerreiſſen pflegten. Wie die jetzigen Juden dem Geſetze ausweichen, da ſie es bloß auf Mädchen unter 12½ Jahren einſchränken, iſt ſchon oben geſagt worden. Auch in Aſien wird von ihnen weniger, als von andern Orientalern, auf die Zeichen der Jungfrauſchaft geſehen. Dieſes iſt auch kein Wunder. Ein Volk, welches ſo lange zerſtreut gelebt, und unter der Herrſchaft ſo vieler fremden Völker geſtanden hat, muß auch in ſeinen Sitten viele Revolutionen erlitten, und Zeiten gehabt haben, in denen die Zeichen der Jungfrauſchaft ſelten wurden, und ein Recht, welches nach ihnen fragte, indiscret und unbequem. In Oberägypten, wenigſtens in der Stadt Siuth, hat man eine beſondere Ausflucht. Dieſe Stadt iſt ſo glücklich oder unglücklich, einen Teich zu haben, deſſen Waſſer die Kraft hat, wenn Mädchen davon trinken, ihnen die Zeichen der Jungfrauſchaft zu rauben, alſo von den Mädchen zu Siuth, die aus dem Teiche getrunken haben, fordert man ſie nicht, und darf ſie, in Ermangelung derſelben, nicht den Aeltern zurück ſchicken. (**)

Noch eine Folge des alten moſaiſchen Rechtes, die ſeinen Gebrauch ſehr einſchränket, muß ich nicht vergeſſen. Wo nicht bloß der Bräutigam, ſondern auch der Braut Aeltern

(*) S. Niebuhrs Beſchreib. von Arabien, S. 35. Er bemerkt noch als ein Beyſpiel: zu Haleb (Aleppo) habe er gehört, daß ein Araber ein Inſtrument von den Cadi habe aufſetzen, und von Zeugen unterſchreiben laſſen, daß ſeine Tochter von einem Kamel gefallen wäre, und dadurch dieſen Schaden gelitten hätte.

(**) *Paul Lucas voyage fait en 1714. Tom. II. p. 80.*

tern und die Hochzeitgäſte auf die Zeichen der Jungfrauſchaft aufmerkſam ſind, und letztere das Brautpaar deshalb bis vor die Schlafkammer begleiten, wird oft bey der reinſten Jungfrau in der erſten Nacht kein Zeichen der Jungfrauſchaft das Betttuch färben, weil ſie nämlich in der Nacht noch Jungfrau bleibt, und dem Bräutigam das Vermögen fehlt, zu thun, was man in dieſer Nacht von ihm erwartet. Zu Sachen der Liebe pflegt die Vorbereitung, und daß man vorher auf dasjenige denkt, was geſchehen ſoll, eben keine Zuſätze des Vermögens zu geben; und nicht ſelten findet man Beyſpiele, daß eben der, welcher ſonſt in Liebesſachen eine Art von Helden iſt, bey den Avantüren, die er einige Stunden vorher gewußt hat, beſchämet wird. Die Phyſiologie wird die Urſache davon leicht angeben können; ſie iſt zu natürlich, als daß ich ſie ohne Uebelſtand nennen könnte. Vielleicht verurſachet ſchon dieſer Umſtand, welcher ſo manche Liebesaffaire disappointirt hat, und ſelbſt in Romanen nicht ganz unbekannt iſt, daß auch manche Braut ihre Jungfrauſchaft ſpäter, als in der erſten Nacht, verliert. Allein, dazu kömmt noch etwas gefährlicheres für den Bräutigam, wenn Aeltern und Gäſte auf das aus dem Schlafgemach heraus gebrachte Betttuch warten. Er iſt nun zu demjenigen genöthigt, wenn er nicht beſchimpft ſeyn will, was ganz von freyen Stücken geſchehen ſollte, und beynahe am beſten gelingt, wenn die Mannsperſon es als verboten betrachtet, oder Widerſtand findet. So bald es Pflicht oder Vorſatz mit untermiſchter Furcht wird, ändert ſich alles. Dieſes iſt nun der Fall, der in Arabien ſehr oft bey Hochzeiten eintritt, und Bräutigam, Braut und Brautältern betrübt, den erſten aber zugleich beſchämt macht. (*)

Es

(*) Hr. Juſtizr. Niebuhr ſagt, in ſeiner Beſchreibung von Arabien, S. 37. f. „Bisweilen würde auch der Mann ſelbſt „nicht wünſchen, daß man das Blut nach der erſten Nacht „ſuchte; denn die Araber glauben aus der Erfahrung zu wiſ„ſen, daß es bey einigen Frauenzimmern, beſonders bey den „Sclavinnen aus der Gegend von Sennaar, ſehr ſchwer halte, „es ſo weit zu bringen. In ſolchem Falle würde dieſer Man„gel ein Beweis von der Schwäche des Mannes und nicht von „der ſchlechten Aufführung der Frau, ſeyn, und der Mann „Urſache haben, ſich zu freuen, wenn ſie durch eine künſtliche „Farbe ſeine Schande zu verbergen wüßte. Man will über„dies Beyſpiele haben, daß zuweilen junge Ehemänner aus

„Scham-

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Bräutigam, dem die Liebe dieſen unangenehmen Spaß geſpielt hatte, vergnügt war, wenn Andere nicht zu viel Fragen wegen der Umſtände der erſten Hochzeitnacht anſtellten, auf die er nichts hätte antworten können, als: er ſey bezaubert geweſen. Vielleicht mag auch wohl die Furcht vor einer ſolchen Beſchämung verurſacht haben, daß ſchon in alten Zeiten mancher Iſraelit die Ceremonie mit dem Betttuche den Aeltern geſchenkt, oder, eigentlich zu reden, unter allerley Vorwand verbeten, oder ſonſt eludirt, folglich auch allen Rechten, welche dieſes Geſetz einem Manne im Fall der vermißten Jungfrauſchaft gab, freywillig entſaget hat; denn ohne ſolche Entſagung würden freylich die Aeltern thöricht geweſen ſeyn, wenn ſie nicht zur Sicherheit ihrer Tochter auf die Vollziehung der Ceremonie gedrungen hätten. Vermuthlich wurde die Klage wegen mangelnder Jungfrauſchaft nicht anders als in den erſten Tagen angenommen, und wer ſie da nicht anbrachte, war ſeines Rechtes verluſtig. In Jemen muß ſie, wie Niebuhr meldet, 2 oder 3 Tage nach der Hochzeitnacht angebracht werden.

Es iſt doch ſonderbar, daß die römiſchen Geſetze keine Zeichen der Jungfrauſchaft kennen, ungeachtet ſie ſo ſehr ausgearbeit ſind, auch die griechiſchen gemeiniglich davon ſchweigen, und die moſaiſchen vor mehr als 3000 Jahren gegebenen, mit der Natur, wie man ſie noch jetzt findet, überein ſtimmen. Man ſieht leicht, dieſe Geſetze wurden unter einem Volke gegeben, bey welchem das Laſter unter dem ſchönen Geſchlechte noch nicht völlig überhand genommen

„Schamhaftigkeit, oder allerhand Einbildungen in den erſten Tagen untüchtig geweſen ſind. Ein ſolcher Mann muß alsdenn zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, daß er marbûd (gebunden) ſey. Man glaubt nämlich, daß eine andere Frauensperſon, die ſich vergebens Hoffnung gemacht hat, den Mann zu heurathen, ihn durch heimliche Künſte untüchtig machen könne. Die junge Frau iſt dann betrübt, weil ſie befürchtet, daß ſie für ihre ganze Lebenszeit unglücklich ſeyn, und keine Kinder bekommen werde. Wenn die Mutter von der Unſchuld ihrer Tochter verſichert iſt, ſo treibt ſie den Mann bisweilen mit Ungeſtüm zu ſeiner Schuldigkeit an, damit die junge Frau das Zeichen ihrer Ehre aufweiſen könne, und dieß macht den ſo ſchon furchtſamen Mann noch mißtrauiſcher gegen ſich ſelbſt. Zuletzt nimmt man ſeine Zuflucht zu Aerzten, Mönchen, oder alten Weibern.“ ꝛc.

men hatte. Die römiſchen, ſo weit wir ſie kennen, (und das iſt meiſtens aus der Kaiſer Zeit,) und die griechiſchen, ſetzen einen Zuſtand des Volkes voraus, bey dem eine Jungfrauſchaft unter die Seltenheiten gehörte. Unſer deutſches Recht kennt doch auch nach einem alten Herkommen noch Zeichen der Jungfrauſchaft, wenigſtens wenn es wahr iſt, daß die Morgengabe eigentlich ein Geſchenk an die Braut für den Verluſt der Jungfrauſchaft iſt, wovon ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln werde.

Das bisher erläuterte Geſetz von den Zeichen der Jungfrauſchaft hätte man, nach dem Urtheile des Hrn. Ritter Michaelis, a. ang. O. billig mit den Worten Chriſti, Matth. 5, 31. 32. welche die Eheſcheidung für ſündlich erklären, es wäre denn wegen Hurerey, vergleichen ſollen, wenn man dieſes, was eigentlich eine Moral iſt, in das chriſtliche Kirchenrecht übertrug. In der That hätte man nicht einmal nöthig gehabt, die Eheſcheidung deswegen in den bürgerlichen oder kirchlichen Geſetzen der Chriſten zu verbieten, weil Chriſtus ſie in der Bergpredigt für Sünde erklärt. Denn unſere Geſetzgeber haben ja nicht die Abſicht, alles moraliſch Böſe zu verhindern, und ſo gut der von Gott ſelbſt geſandte Moſes die Eheſcheidung den Iſraeliten wegen ihrer Herzenshärtigkeit geſtattete, ungeachtet ſie ſchon damals vor Gott, und dem Gewiſſen nach, ſündlich war, könnten auch chriſtliche Rechte unverträglichen Eheleuten wegen ihrer Herzenshärtigkeit erlauben, ſich zu trennen. Doch, ich ſage nichts gegen die Sache ſelbſt, daß man die Eheſcheidung in keinem andern Falle verſtatten will, als, in welchem ſie Chriſtus für moraliſch recht, und in foro conſcientiae erlaubt, erklärt hat; denn ich erkenne, daß die Leichtigkeit der Eheſcheidungen ein ſehr fürchterliches Uebel, und von überaus nachtheiligen Folgen für die Sitten eines Volkes iſt, daher auch dieſelben in den preußiſchen Staten, nach der im J. 1783 verordneten höchſt weiſen Einrichtung, mehr erſchweret worden ſind. Allein, das iſt doch auch gewiß, daß unſer auf Chriſti Moral gegründetes Eherecht nicht hätte ſtrenger ſeyn ſollen, als eben dieſe Moral.

Nach Chriſti Ausſpruch, verſündigte ſich derjenige nicht, der ſeiner Frau wegen Hurerey einen Scheidebrief gab. Man geſteht ein, daß Hurerey nicht bloß von Unſucht während dem Eheſtande, ſondern auch von der vorher gegangenen zu verſtehen ſey; und das Wort ſelbſt zeigt dieſes an; denn

Chriſtus nennet ja nicht den Ehebruch, ſondern bedient ſich des allgemeinen Ausdruckes πορνεια, Unzucht, oder Hurerey. Da nun nach Moſis Geſetzen der Bräutigam ſeine Braut, bey der er keine Zeichen der Jungfrauſchaft fand, für eine Hure zu halten Recht hatte, und ſie ſo gar, wenn er ſtrenge seyn wollte, peinlich und auf die Steinigung anklagen konnte: ſo iſt klar, daß ein Jude, (und lauter Juden hatte Chriſtus damals zu Zuhörern,) ihn nicht anders verſtehen konnte, als: wenn ein Mann glaubt, daß ſeine Frau entweder vor der Ehe Unzucht getrieben, und ihn bey Schließung der Ehe betrogen, oder daß ſie nachher die eheliche Treue gebrochen habe, und er will ſie nicht deshalb vor der Obrigkeit anklagen und in Lebensſtrafe bringen, ſondern lieber in der Stille von ſich laſſen, ſo iſt es nicht bloß bürgerlich, ſondern auch vor Gott und nach dem Gewiſſen erlaubt, die Ehe zu trennen, und der Frau deshalb einen Scheidebrief zu geben. Dies iſt alſo auch in dem Falle erlaubt, und vor dem Richterſtuhle Gottes und des Gewiſſens recht, wenn der Bräutigam in der erſten Nacht den Beyſchlaf vollzogen, und keine Zeichen der Jungfrauſchaft bey ſeiner Braut gefunden hat; weil er ſie alsdann nach der Stimme der Natur und des moſaiſchen Geſetzes für eine unkeuſche Perſon halten muß, und in ſeinem ganzen Leben niemals von dem Gegentheile vergewiſſert werden kann.

Hätte man alſo das Eherecht der Chriſten nach dieſer ſtrengen Moral Chriſti bilden wollen, ſo hätte man doch dem Ehemanne, der ſeine Braut in der erſten Nacht nicht als Jungfrau fand, erlauben müſſen, ſich von ihr ſogleich zu ſcheiden. Man hätte, wenn man, um bürgerlicher Urſachen willen, keine Eheſcheidung in der Stille und ohne Erkenntniß der Obrigkeit zulaſſen, und dem Betruge laſterhafter Mannsperſonen, ſo viel möglich, vorbeugen, auch das Schickſal der unglücklichen Frauensperſon ſo erträglich, als irgend die Billigkeit es erlaubte, machen wollte, verordnen können: 1. Daß der junge Mann, wenn er ſich wegen dieſer Urſache von ſeiner Frau ſcheiden wollte, die Anzeige davon innerhalb einer beſtimmten Zeit, z. B. höchſtens in 8 Tagen nach dem Hochzeitabend, auf eine zuverläſſige und deutliche Weiſe thun, auch nachher der Frau nicht ferner beywohnen müſſe. 2. Daß er alsdann ſeine Klage bey der Obrigkeit anbringen, und, ſtatt des Beweiſes, (denn der würde ſich bey uns nicht auf hebräiſche Art führen laſſen,) ſchwören müſſe: α daß der

der Beyſchlaf von ihm nicht bloß verſucht, ſondern wirklich vollzogen ſey; β) daß er, nach demſelben, Zeichen der Jungfrauſchaft geſucht habe, aber keine habe finden können; und γ) daß er ſelbſt nie vorhin mit der Braut zu thun gehabt, und ſie weder fleiſchlich, noch auf eine andere Art, die das Hymen verletzen konnte, berührt habe. 3. Daß dieſer Eid nur dazu gelten ſolle, die Eheſcheidung zu bewirken, im geringſten aber nicht, der Geſchiedenen einen Schandfleck anzuhängen, oder ſie für ſchuldig zu erklären. Ihr Mann iſt nicht genöthigt, ſie zu behalten; allein das ganze dabey nicht intereſſirte Publicum muß ſie ſo betrachten, als wenn die ganze Lehre von den Zeichen der Jungfrauſchaft ungewiß wäre. Allein, an ſtatt ſo zu handeln, hat man eine unbillige Miſchung zwey ſehr verſchiedener Dinge, der Moral Chriſti, welche unter Juden ausgeſprochen wurde, und nach dem moſaiſchen Geſetze zu verſtehen war, und des römiſchen Rechtes, welches keine Zeichen der Jungfrauſchaft kennt, vorgenommen, und die Eheſcheidung verboten, wenn auch gleich der Bräutigam die Braut nicht als Jungfrau findet, ja, wenn er überdies bey dem erſten Beyſchlafe noch ſtärkere phyſiſche Zeichen, nicht bloß davon, daß die Braut nicht Jungfrau ſey, ſondern daß ſie ſehr oft bey einer Mannsperſon geſchlafen habe, finden ſollte. Auf dieſe Weiſe iſt aus der vernünftigen und billigen Moral Chriſti ein ſehr unbilliges Eherecht entſtanden, welches den jungen Ehemann zwingt, ſeine Frau, von deren Treue er ſich (wenn er Verſtand hat) Zeitlebens nicht auf eine wahrſcheinliche Art verſichern kann, ganz wider die Abſicht Chriſti, und wider den weſentlichen Zweck des Eheſtandes, zu behalten, und Kinder zu erziehen, denen er vielleicht nie die eigentliche väterliche Liebe ſchenken kann. Zugleich hat dieſes aus einer nur halb verſtandenen Moral genommene Recht einen ſehr ſchädlichen Einfluß auf die Sitten, welche die chriſtliche Religion beſſern wollte und ſollte, und nun wider ihre Natur verſchlimmern helfen muß. Denn es iſt begreiflich, daß die Sitten des andern Geſchlechtes mit der Zeit ſchlechter werden, wenn der Bräutigam das Recht verloren hat, über die vermißten Zeichen der Jungfrauſchaft ernſthafte Reflexionen zu machen; da hingegen, wo eine nicht als Jungfrau gefundene Braut wieder zurück geſchicket werden kann, die Mütter über die Keuſchheit ihrer Töchter wachen, und die Töchter ſelbſt ſich in Acht nehmen werden. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß auch dieſes Geſetz zuletzt einer Verdorbenheit der Sitten unterliegen, und

die Zeichen der Jungfrauſchaft erſt rar, und durch vorhergehende Ehetractaten oft diſpenſiret, dann aber endlich lächerlich werden könnten; allein, Jahrhunderte hindurch, wird doch ein ſolches Recht dem Laſter im Wege ſtehen, und das Volk zu ſeinem eigenen großen, auch politiſchen Vortheil, einigermaßen tugendhaft erhalten.

Nach des Hrn. Präſid. v. **Benekendorf** Urtheile, im 2 B. des **Grabes der Chikane**, Berl. 1782, gr. 8. S. 605, f. kann es bey einer Notion, deren Syſtem nicht ganz beſonders auf eine genaue Beobachtung der Keuſchheit eingerichtet iſt, nicht für rathſam gehalten werden, das Daſeyn eines Hymen bey einer unbeflekten Jungfrau als nothwendig anzunehmen, weil ſolches zu unzähligen Verwirrungen in den Ehen, und noch weit mehrern Eheſcheidungsproceſſen, als ſchon jetzt vorhanden ſind, Anlaß geben würde.

Der bekannte Pater **Abraham a Sancta Clara** klagte ſchon zu ſeiner Zeit, in einer ſeiner Traureden, daß, anſtatt es ehedem in dem Brautbette nach der erſten Hochzeitnacht, als wenn ſich ein Paar Bären geraufet hätten, ausgeſehen hätte, man nunmehro kaum die Spuren eines abgeſchlachteten Huhnes darin finden könne.

Faſelius und **Mayer** ſchränken ſich bey den Zeichen der Jungfrauſchaft auf ſolche ein, die keine vorgegangene Veränderung durch Einſchieben der männlichen Ruthe, oder vermehrten Zufluß des Geblütes während dem Beyſchlafe, andeuten. Sie beſtehen in folgenden Stücken. 1. Die Schamlefzen müſſen nahe beyſammen ſeyn, und ſich derb und elaſtiſch anfühlen laſſen. Eine männliche Ruthe, ſie ſey groß oder klein, bringt ſie von einander, und der Zufluß des Blutes unter dem Beyſchlafe ſchwellt ſie auf, und macht ſie ſchlaff. 2. Die Waſſerlefzen (Nymphae) müſſen klein, und von carminrother Farbe ſeyn. 3. Die Vorhaut der weiblichen Ruthe oder des Kitzlers (Praeputium clitoridis) muß klein ſeyn, und die Eichel die-

ſes

ſes Gliedes (*Glans clitoridis*) nicht ganz bedecken. 4. Das runzelige Weſen an der Oeffnung der Harnröhre, worauf die Alten Acht gaben, iſt nicht ganz zu verachten. Es zeuget ebenfalls von einer nicht vorgegangenen Ausdehnung der Geburtsglieder. 5. Das Hymen kann nur unter zwey Bedingungen die Gegenwart der Jungfrauſchaft andeuten; es muß nämlich nicht zu ſtark und dicht ſeyn, denn ſonſt kann der Beyſchlaf vollzogen werden, ohne daß es zerreiſſe; auch muß die Perſon keine zweyfache oder doppelte Mutterſcheide haben.

Die Alten hatten ſonderbare Meinungen über die Zeichen der Jungfrauſchaft. Sie glaubten, ein gefärbter Ring um die Augen deute den Verluſt der Jungfrauſchaft an. So glaubten ſie auch, wenn der Knorpel an der Naſe hart anzufühlen wäre, ſo ſey die Jungfrauſchaft noch unverletzt; wenn er ſich aber durch einen Druck beym Anfühlen theilen lieſſe, ſo ſey ſie nicht mehr vorhanden. Unter die Claſſe der zweifelhaften Zeichen der Jungfrauſchaft, gehören auch: der Urin, und die Art ihn zu laſſen; die Farbe der Warzen an den Brüſten, und die Veränderung in der Stimme. Die Alten glaubten nämlich, der Urin einer Jungfrau müſſe dünn ſeyn, und mit Ziſchen oder Geräuſch gelaſſen werden; die Farbe der Bruſtwarzen ſey friſch und roſenroth; die Stimme klar und ſchön klingend; eine entehrte Perſon hingegen laſſe einen trüben und dicken Urin, ihre Warzen hätten eine unſcheinbare Farbe bekommen, und ihre Stimme ſey gröber geworden. **Fortunatus Fidelis** und **Manchin** haben ſchon dem erſten von dieſen Zeichen die Zuverläſſigkeit abgeſprochen, da, bekanntermaßen, der Urin nach Maßgabe verſchiedener Krankheiten oder der Anlage dazu, veränderlich iſt, und es auſſer dem Beyſchlae noch andere Urſachen giebt, welche die Schnell-

kraft des Schließmuskels der Blaſe (Sphincter veſi. cae) vermindern oder aufheben können. Was die Roſenfarbe der Warzen, (*) und das Derbe der weiblichen Brüſte beym Anfühlen betrifft, ſo iſt ein einige Mal wiederholter Beyſchlaf und wiederholtes Betaſten der Bruſte (ob gleich eine Art Sympathie zwiſchen der Gebärmutter und den Brüſten iſt, welche ſich nicht wohl erklären läſſet,) noch nicht im Stande, beyde ſehr merklich zu verändern. Und in Anſehung des dritten Zeichens, dienen beynahe alle Theaterdemoiſelles der deutſchen, franzöſiſchen und italiäniſchen Oper, zu einem Beweiſe ſeiner Ungewißheit.

Einige haben den Zuſtand der Jungfrauſchaft nach der Dicke des Halſes beurtheilen wollen, und geglaubt, daß ein Mädchen alsdann noch Jungfrau ſey, wenn ein Faden, den man von dem äuſſerſten Ende der Naſe, bis zu dem Ende der Pfeilnaht auf der Seite, wo ſie ſich mit der Winkelnaht vereiniget, mißt, um ihren Hals herum reichet. Ich weiß ſo eigentlich nicht, was an dieſem Verſuche, den ich niemals gemacht habe, wahr ſeyn mag; aber dieſes iſt mir wohl bekannt, daß es bey den Römern gewöhnlich war, daß wenn ſie ein Mädchen verheuratheten, ihre Amme oder eine andere Frau, derſelben in Gegenwart aller Anweſenden die Dicke ihres Halſes mit einem Faden maß; am folgenden Morgen ging ſie mit einer gewiſſen Anzahl der Anverwandten in das Zimmer der jungen Eheleute, und unterſuchte, ob der Faden noch das Maß des Halſes hatte; und wenn er zu kurz war, ſo rief ſie

(*) Die richtigſte Bemerkung der Kenner über die Farbe der Zitzen, läuft darauf hinaus, daß ſie bey den Blondinen roth, und bey den Brunetten braun ſind. Wie wenig ſie alſo die vorgelegte Frage von der Jungfrauſchaft entſcheiden könne, ergibt ſich von ſelbſt.

ſie voller Freude aus: Meine Tochter iſt eine Frau geworden! (*)

Carl Muſitan, ein italiäniſcher Arzt, welcher niemals für allzu leichtgläubig gehalten worden iſt, redet gleichfalls als von einer untrieglichen Erfahrung davon. Man muß, nach ſeinem Berichte, einen doppelten Faden nehmen, und mit demjenigen, mit welchem man die Probe machen will, den Hals umgeben, alsdann den Ort an dem Faden bemerken, wie weit dieſes Maß geht, und ſolchen daſelbſt befeſtigen: hernach muß man die zwey Fäden aus einander breiten, und einen Kreis davon machen; wenn der Kopf der Frauensperſon ungehindert durchgeht, ohne den Umfang des Kreiſes zu berühren, ſo darf man ſicher glauben, daß ſie ihre Jungfrauſchaft verloren habe, da hingegen, wenn ihr Kopf durch dieſen Raum, auch wenn man ihn mit Gewalt durchzwingen will, nicht durchgeht, man ſicher glauben kann, daß ſie noch Jungfrau iſt. „Ich habe,“ ſagt Muſitan: “mehr „ als tauſend Mal dieſe Erfahrung gemacht, und ſie hat „ mich niemals betrogen. Denn da ich die Neugierde hatte, „ diejenigen zu beſichtigen, bey denen ich dieſen Verſuch ge„ macht habe, ſo befand ich ſie jederzeit ſo, wie dieſe Probe „ mir dieſelbe anzeigte; und wenn es ſich eräugnete, daß „ ich dieſen Verſuch bey eben denſelben Perſonen, nachdem „ ſie ſich verheurathet hatten, zu wiederholen Gelegenheit „ hatte, ſo ging der Kopf ganz leicht durch eben dieſen Raum, „ und die Haare berührten den Faden beynahe gar nicht.“

Dieſe Probe kann, meines Erachtens, gelingen, wenn man, ſo wie die Römer, den Hals vor der Ehe, und nach der Handlung, wodurch ſie vollzogen wird, mißt; allein, man würde ſich oft irren, wenn man dieſe Probe, ſo wie ſie Muſitan beſchreibt, überhaupt an allen Frauensperſonen machte, von welchen man glaubt, daß ſie ohne die Vergnügungen der Liebe leben. Sieht man nicht Mädchen, die einige Tage vor dem Ausfluſſe der monatlichen Reinigung einen geſchwollenen Hals bekommen? Diejenigen, welche wenig Neigung zur Liebe haben, nehmen ihre Liebkoſungen

(*) Von dieſer Gewohnheit redet Catull in folgenden Verſen welche *Lanzonus*, in adverſarior. Lib. VI. cap. 8. erklärt

Non illam nutrix, orienti luce reviſens
Heſterno collum poterit circumdare filo.

mit einer Ruhe und gewiſſen Unempfindlichkeit an, welche auf die Theile des Halſes keinen Einfluß haben kann; er iſt bey ſolchen Perſonen, in Beziehung auf die andern Theile des Leibes, ein Mal ſo dick wie das andere. Dieſe Vermehrung der Größe iſt übrigens nur augenblicklich; ſie währt nur eine kurze Zeit nach dem Beyſchlafe; ja, es gibt ſo gar Perſonen beyderley Geſchlechtes, bey denen ſich wegen der Entzückungen, die ſie erſchüttern, dieſes Aufſchwellen allemal einfindet, ſo oft ſie die Handlung der Liebe wiederholen; dieſes iſt ein Bewegungsgrund, ſich zu mäßigen, wenn man ſich nicht eine Schwäche des Geſichts, Schwindel und bisweilen einem Anfalle von Schlagfluſſe ausſetzen will. Man hat alſo an der Beſchaffenheit des Halſes kein gewiſſes Zeichen, um daraus Beweiſe von dem Daſeyn oder dem Mangel der Jungfrauſchaft zu ziehen.

Die Römer, welche ſich, wie man geſehen hat, den größten Begriff von der Jungfrauſchaft machten, hatten verſchiedene Gottheiten erdacht, welche bey der Entjungferung zugegen waren, ſo, daß keine Ehe vollzogen wurde, wo es nicht Götter und Göttinnen gab, die alle ihre beſondere Verrichtungen hatten. Dea Virginenſis fing die Ceremonie an, und löſete der Braut den Gürtel auf. Auf ſie folgte ein Gott, den man in dem Augenblicke, den die Liebe zum Anfange des Streites beſtimmt hat, anrief; dieſes war der Deus Subigus. Eine dritte Gottheit, Dea Prema, nahm an dem Glücke des Brautpaares Theil, wenn es ſeine Kräfte vereinigte, um ſich daſſelbe zu verſchaffen. Die letzte Göttinn, welche bey dieſer Handlung beſchäftigt war, wurde Dea Pertunda genannt; ſie erleichterte den Verliebten die Bahn der Wolluſt und beſtreuete ſie mit Blumen in dem kritiſchen Augenblicke, da der Schmerz das Vergnügen unterbricht.

So viel Werth die meiſten Völker auf die Jungfrauſchaft ſetzen, ſo verachten hingegen wieder andere dieſelbe, und ſehen die Bemühung, ſie zu rauben, als ein knechtiſches Werk an. Der Aberglaube hat gewiſſe Völker verleitet, die Erſtlinge der Jungfrauen

ihren Götzenprieſtern zu überlaſſen, oder den Götzenbildern ſelbſt damit eine Art von Opfer zu bringen. Dieſes Recht genießen die Prieſter des Königreiches Cochin und Calecut; und bey den Canarinern von Goa werden die Jungfrauen von ihren nächſten Verwandten mit Gewalt oder gutwillig an einem eiſernen Götzenbilde geſchändet. (ſ. Th. XXIII. S. 321, Anm.) Der blinde Aberglaube dieſer Völker begeht ſolche Ausſchweifungen für einen Gottesdienſt; bloß menſchliche Abſichten haben andere bewogen, ihre Töchter ihren Oberhäuptern, Regenten und Herren, zu überliefern. Die Bewohner der Canarieninſeln und des Königreiches Congo thun dieſes, ohne daß man ihre Töchter dadurch für entehrt hält. In der Türkey und in Perſien, in vielen andern Ländern von Aſien und Afrika, halten ſich die Vornehmen ſehr geehrt, wenn ſie von ihrem Oberhaupte Weiber erhalten, deren es überdrüſſig iſt. Im Königreiche Aracan und auf den philippiniſchen Inſeln würde es ein Mann ſich für eine Schande achten, eine Frau zu haben, die nicht von einem Andern deflorirt wäre; und man kann nur für Geld Leute bekommen, die hier dem Bräutigam vorarbeiten wollen. In dem Königreiche Thibet führen die Mütter ihre mannbare Töchter den Fremden zu, um ſich ihrer, die Zeit ihres Aufenthaltes über, zu bedienen. Wenn das Mädchen ſich von ihrem Liebhaber ſcheidet, erbittet ſie ſich ein kleines Geſchenk, zum Andenken und Zeichen, daß er bey ihr geſchlafen habe. Dieſes trägt ſie als einen Schmuck, wenn ſie ausgeht; und diejenige, welche die größte Anzahl ſolcher Zeichen hat, wird allemal am meiſten geehret. Dieſes erzählt **Marco Paolo**, in ſeiner Beſchreibung der orientaliſchen Länder. Eben daſſelbe meldet **Rennefort** von den Einwohnern der Inſel Madagascar, und **Gärber** von den Tauliſtanern. Die Lappländer ziehen ebenfalls diejenigen Mädchen vor, die mit Ausländern Ge-

meinſchaft gehabt haben; ſie bilden ſich ein, dieſelben müßten mehr Verdienſte, als die andern, haben, weil ſie Leuten gefallen hätten, die ſie für beſſere Richter der Schönheit halten, als ſich ſelbſt. In Braſilien überlaſſen ſich die Mädchen vor ihrer Heurath den ledigen Mannsperſonen ohne Schande; ihre Anverwandte bieten ſie ſo gar dem erſten dem beſten an, ſo, daß, nach Leri's Berichte, wohl nicht eine einzige als Jungfrau in den Eheſtand tritt. Die Wilden in Quito haben, nach dem Berichte des Ulloa, die närriſche Einbildung, daß, wenn die Perſon, die ſie zu ihrer Braut erwählt haben, nicht zuvor von Andern erkannt worden iſt, ſolches ein Zeichen ihrer Nichtswürdigkeit ſey. Doch muß man ihnen auch dieſes zu ihrem Ruhme nachſagen, daß, wenn ſie einmal in den Eheſtand getreten ſind, ſie ſich von ſelbſt aller Gemeinſchaft mit andern Mannsperſonen entziehen; wie denn auch die Todesſtrafe auf den Ehebruch geſetzt iſt.

Eine der früheſten, dem weiblichen Geſchlechte eigenthümliche Ceremonie, die wir in der Geſchichte erwähnt finden, iſt das Beweinen der Jungfrauſchaft. Dieſe war unter den Iſraeliten, den Phöniziern, und verſchiedenen ihrer benachbarten Nationen, im Gebrauche; und alle Frauenzimmer, die in der Nothwendigkeit waren, das Leben zu verlaſſen, ehe ſie in den Stand der Ehe hatten treten können, oder die durch irgend ein beſonderes Gelübde einer immerwährenden Eheloſigkeit gewidmet wurden, und folglich aller Hoffnung, die Süßigkeiten der Liebe zu genießen, oder Nachkommenſchaft aufzuziehen, beraubt waren, beobachteten dieſelbe. Dieſe letztern fuhren nicht allein ihr ganzes Leben hindurch ſelbſt fort in gewiſſen geſetzten Zeitpuncten die Unglückſeligkeit ihres Schickſales zu bedauern, ſondern verſammelten auch bey gewiſſen Gelegenheiten ihre Freundinnen und Verwandte, um ihnen in der Verrichtung dieſer traurigen Feyerlichkeit bey=

beyzuſtehen. Man glaubt, daß die iſraelitiſchen Mädchen ihre Jungfrauſchaft nur beweinten, weil jede Frau ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, die Mutter des Meſſias zu werden; aber unter den benachbarten Völkern muß dieſer Gebrauch aus andern Urſachen entſprungen ſeyn; worunter die wahrſcheinlichſte wohl dieſe iſt, daß, weil die Alten eine zahlreiche Nachkommenſchaft für eine der größten Glückſeligkeiten, und als ein beſonderes Zeichen der göttlichen Gnade betrachteten, diejenige, die von der Möglichkeit dieſer Glückſeligkeit und dieſer auszeichnenden Begnadigung ausgeſchloſſen war, ſich deswegen für ganz beſonders unglücklich anſah.

Was die gerichtliche Unterſuchung der Jungfrauſchaft betrifft, ſo iſt dabey darauf Rückſicht zu nehmen: 1. ob die gerichtliche erforderte Beſichtigung gleich nach dem Beyſchlafe, oder nach einer Enthaltung davon, die einige Zeit gedauert hat, vorgenommen wird; 2. ob von einem einzigen, oder mehrmals gepflogenen, Beyſchlafe die Rede iſt. Eine ganz neuerlich geſchehene Entehrung einer Jungfrau wird ſich aus dem Bluten, der Geſchwulſt und Entzündung der Geburtsglieder erkennen laſſen; wiewohl dieſe Zeichen einer verletzten Jungfrauſchaft nicht allenthalben einer gleichen Anwendung fähig ſind.

In *Valentini* Pandect. med. legal. P. 1. S. 1. caſ. 20, kommt ein Fall vor, welcher hierher gehört. Ein Mädchen von 17 Jahren gab ſich für genothzüchtigt an, und ſagte zugleich aus, es ſey nur etwas weniges Blut aus der Scham gefloſſen. Der Sachwalter der Gegenpartey warf bey dieſer Gelegenheit zwey Fragen auf: 1. Ob der Blutfluß ein in den Rechten angenommenes und wahres Zeichen des Nothzwanges wäre? und 2. ob eine einzige Mannsperſon ohne fremde Beyhülfe ein 17jähriges Frauenzimmer gewaltſamer Weiſe und ganz wider ihren Willen beſchlafen könne?

Auf die erſte Frage antwortete die mediciniſche Facultät in Leipzig: der Blutfluß aus den Geburtsgliedern entſtehe bey

eint

einigen in oder nach dem Beyſchlafe von gewaltſam wirkenden Urſachen, inſonderheit bey Jungfrauen, worunter die Beybringung einer anſehnlichen männlichen Ruthe allerdings zu rechnen ſey, könne aber nie für ein Zeichen der Nothzucht gehalten werden. Auf die zweyte Frage aber erfolgte der Beſcheid: aus den Umſtänden erhelle, daß man ſie verneinen müſſe; denn eine 17jährige Frauensperſon, die nicht den Willen habe, von den Süßigkeiten der Geſchlechterliebe zu koſten, könne nichts leichter bewerkſtelligen, als die Verwehrung des Eindringens der männlichen Ruthe. Doch fände, nach Carpzov und Ammann, eine Ausnahme Statt, wenn das Mädchen ſchwach, unmannbar, wehrlos oder betrunken ſey, und alſo aus einer oder mehrern dieſer Urſachen, keine Kraft zum Widerſtand habe.

Nach Hrn. Hofr. Teichmeyer's Urtheile, finden das Bluten, eine merkliche Entzündung und Geſchwulſt, wie auch Schwärung, hauptſächlich nach der Schändung von Unmündigen Statt. Er führt zwey Beyſpiele von geſchändeten 5jährigen Mädchen an, bey deren einen der mechaniſche Gebrauch der männlichen Ruthe, die entſetzlichſte Entzündung und Schwärung verurſachet hat, bey der andern aber noch, auſſer beſagten Zufällen, eine beynahe unheilbare Lähmung in den Füßen entſtanden iſt.

Wenn aber nach vollbrachter That ſchon einige Wochen verfloſſen ſind, fällt das Reſultat einer ſolchen Beſichtigung ungemein zweifelhaft aus. Die Geſchwulſt wird ſich alsdann geſetzt haben, und die erweiterten Theile werden wieder etwas enger geworden ſeyn. Noch ſchwerer wird die Entſcheidung, wenn der Urheber des Uebels eine kleine männliche Ruthe iſt, oder auch ſehr viel Zeit zwiſchen der Sache und ihrer angeſtellten Unterſuchung verſtrichen iſt, und alſo die Unordnung ſich in etwas wieder in Ordnung hat verwandeln können, wo alsdann die Erſchlaffung der Schamtheile, und die Veränderung ihrer Farbe, worauf Zachias ſo ſehr ſieht, weniger bemerklich ſeyn kann.

Zur Beſichtigung der Jungfrauſchaften hatten bey den Römern nur die Hebammen das Recht. (*) Auch neuere

(*) Tit. ff. de ventre inſpiciendo. Auch die Nemeſis Carolina, im 5. Art. verordnet hierüber alſo.

neuere Rechtsgelehrte, welche in die Fußſtapfen der römiſchen zu treten lieben, ſuchen eine Art des Wohlſtandes darin, die Hebammen zu dieſem Geſchäfte zu gebrauchen, (*) und bedienen ſich bey dieſer Gelegenheit des Ausdruckes: kluge und erfahrne Matronen. Nun ſind zwar unſere meiſte Hebammen Matronen, aber an der Klugheit und Erfahrung fehlt es ihnen oft nur allzu ſehr. Daher auch ſchon die römiſche Rota (**) und Zachias (***) wenig Vertrauen zu ihnen äuſſern, und in der heutigen Prais dieſes Geſchäft vorzugsweiſe den Aerzten und männlichen Geburtshelfern anvertrauet wird. (****)

Die Frage: wer ein größeres Recht habe, die Jungfrauſchaften zu beſichtigen, die Aerzte oder die Hebammen? wäre ſehr lächerlich, wenn die Rechtsgelehrſamkeit nicht für gut gefunden hätte, ihr das Gepräge des Ernſthaften zu geben. Noch im vorigen Jahrhunderte war es in Frankreich verboten, eine Jungfrau eher zu beſichtigen, als bis von 6 würdigen Matronen ein Zeugniß ausgeſtellt war, daß dieſe Jungfrau noch nicht geboren habe.

Um die Betriegereyen, wodurch man, oben erwähntermaßen, eine Scheinjungfrauſchaft zu machen pflegt, wie auch die mit kaltem Waſſer, zu vereiteln, muß man die Geburtsglieder mit laulichem Waſſer abwaſchen, und alsdann, um mehrerer Gewißheit willen, die Unterſuchung nicht nur mit den Augen, ſon-

(*) Carpzov. Prax. criminal. P. 3, Qu. 112, n. 19. *Matth. Stephani*, in den Anm. zu gedachtem Artikel.

(**) *Taurin*. diſſolut. matrim. 1590, n. 10.

(***) Quaeſt. med. legal. L. 4, Tit. 2, Qu. 1.

(****) *Ge. Beyer* in delineat. jur. crim. §. 17, wie auch hauptſächlich ein intereſſanter Fall aus Zittmann's Med. for. S. 747 und 797.

ſondern auch mit den Händen, vornehmen. (*) Man könnte zwar mit dem berühmten römiſchen Geſetze, welches nur in ſolchem Falle den Gebrauch der Augen, aber nicht der Hände (wofern letztern die Frauensperſon ſelbſt nicht erlaubt,) verſtattet, Einwendung dagegen machen; allein, der Sinn des Geſetzes geht mehr auf den Beweis einer geargwohnten Schwangerſchaft, als auf den Beweis einer Jungfrauſchaft, welche, wie Pacianus ſpricht, durch Sehen und Fühlen zugleich erkannt werden muß. Ueberdies muß, wie Stryk bemerkt, ein Richter alle Sinne zu Hilfe nehmen, um die Wahrheit zu erforſchen; und alſo ſteht es nicht in der Willkür einer vor Gericht gezogenen Perſon, das Befühlen ihres Körpers zu verwehren, wenn es ein Mittel wird, die Wahrheit an den Tag zu bringen.

Sibylla Trigandrica, ſ. de virginitate, virginum ſtatu & iure. Oxon. 1669. 12.

Traité de la Virginité, où l'on explique ſelon l'Ecriture ſainte, les Conciles & les Peres, tout ce, qui appartient à cette ſainte profeſſion. à Par. 1700, 8.

The myſteries of virginity. Lond. 1714, 8.

Les oeuvres *de Saint Ambroiſe* ſur la virginité, trad. en françois, avec des notes, et une diſſertation préliminaire ſur les vierges, par le R. P. *de Bonrecueil.* à Par. 1729, 12.

Beckindorp de ſignis virginitatis. Franek. 1725.

Jul. Cæſ. Benedicti epiſtola: quod in virginibus non adſit membrana illa Hymen dicta &c. ſt. in Deſſen *epiſt. medicinal.* Romæ 1649, 4. Lib. VII, Ep. 7, S. 450, ſqq.

Jo. Beverovicii epiſt. ſuper loco Moſis, de cruentato ſponſarum linteo, & aliis virginitatis ſignis, ſt. in Deſſen *epiſtolicis quæſtion.* Roterod. 1644, 8. S. 30—65.

Hier. Capivaccii tr. de ſignis virginitatis tam maſculi quam foeminae, quo docetur, in humano genere virginitatem non poſſe certis & indubiis notis adſtrui, ſt. in Deſſen *Opp. omn.* Frf. 1603, f. S. 13.

Contei obſ. de virginitate, ſt. in *Nic. de Blegny Zodiaci med. gall. Ao. II. ſcil.* 1680. Genev. 1682, 4. M. Jul. obſ. 21, S. 157.

The

(*) Denn ſo verlangen es Herz, in diſſ. de inſpectione oculari, Pacians, de probation. l. 2, c. 2, n. 17, Angellus Aretinus, L. 1. conſil. 142, n. 20, und die Natur der Sache ſelbſt, welchem auch Stryk, de iure ſenſuum, diſſ. 1. c. beyſtimmet.

The caſes of impotence and virginity diſcuſſed. by *John Crawfurd*. Lond. 1732, 8.

Jo. Fr. Faſelius gerichtl. Arzeneygelahrheit, überſ. von C. G. Langer, Lpz. und Budiſſ. 1700, 8. S. 35, fgg.

Raym. Jo. Fortis quæſito de dubia virginitate reſponſum, ſt. in Deſſen *conſult. & reſponſ. medicinal.* To. II. Genev. 1681, f. Cent. IV, obſ. 56. S. 548, f.

Albr. v. Haller Vorleſungen über die gerichtl. Arzneiwiſſ. I B. Bern, 1782, 8. S. 40, fgg.

Franc. Henriquez de Villacorta diſp. de his, quae ſpectant ad virginitatem foeminarum, ſ. in quo conſiſtat virginitas foeminarum, & an ſit aliquod ſignum eius, ſt. in Deſſen *Opp.* To. III. Lugd. 1680, f. S. 567.

Henr. Hopfner de ſignis virginitatis, Vlm. 1608, 4.

Virginitatis ſignum an ſit cruentatio? ſ. *Iac. Horſtii* epiſt. philoſ. & medic. Sect. 4, p. 378.

Diſſ. de virginitate. Præſ. *Car. Frid. Kaltſchmidt.* Reſp. Auct. *Io. Benj. Roſs.* Jen. 1750, 4. 3. B.

Hier. Kornmann de virginitate, virginum ſtatu & iure. Hag. Com. 1654, 12. Norimb. 1679, 12.

De virginitatis ſigno apud Moyſen, ſ. *Hier. Mercurialis* variar. lect. lib. VI, c. 23. in Deſſen Opusc. aur. & ſelect. Venet. 1644, f. S. 480.

Io. Bapt. Morgagni reſponſum medico-legale, circa obſtetricum iudicium de mulieris virginitate, ſt. in Deſſen Opusc. miſcell. P. I, Venet 1763, f. S. 37—43.

Severini Pinæi (*Pineau*) opusculum libris 2 diſtinctum, tractans analytice primo notas integritatis & corruptionis virginum, deinde graviditatem &c. Pariſ. 1598, 8. L. B. 1639, 12. 1641, Frf. & L. 1650, 12. Amſt. 1663, 12.
D. Ueberſ. Frf. 1724, 8.

Franc. Ranchinus de virginitate eiusque ſignis, ſt. in Deſſen tr. de morbis virginum, Sect. 1, c. 1—16; ſ. Deſſen Opuscula med. S. 352—368.

Mart. Schurigii Parthenologia hiſtorico-medica, h. e. Virginitatis conſideratio, qua ad eam pertinentes pubertas & menſtruatio, cum ipſarum maturitate, item varia de inſolitis menſium viis atque dubiis virginitatis ſignis, nec non de partium genitalium muliebrium pro virginitatis cuſtodia, olim inſtituta conſutione & infibulatione variis atque ſelectis obſervationibus, cum Indice locupletiſſimo traduntur. Dreſd. & Lpſ. 1729, 4. 2 A. 7. B.

Diſſ. de notis virginitatis, Præſ. *Melch. Sebiz.* Reſp. *Ge. Seb. Widemann.* Argent. 1630, 4. iſt auch beym Pinæus, L. B. 1641, 1650. Amſt. 1663, 12. wieder abgedruckt.

Virginitas in mente magis reponitur, ſ. *Jo. Bened. Sinibaldi* Geneanthropoeia, L. 2, Tr. 1, c. 2, p. 453. Virgines, ſi ſupra quandam radicem ſedeant, florem virginitatis amittunt; L. 3. Tr. 4, c. 3, p. 394. Virgineo flore incorrupto mulier concipere poteſt, & quomodo; L. 4. Tr. 1, c. 2, p. 455. Virginitas nulla ope reſtitui poteſt; ib. c. 14. p. 448.
Vir-

Virginitas abſque viri conſortio poteſt frangi, & quomodo; L. 4. Tr. 2, c. 4, p. 460. Virginitas à morboſis cauſis poteſt perire abſque ullo viri commercio; ibid. Virginitatis an ſint aliqui characteres extrinſeci & praemonſtrantia ſigna; ib. p. 461. Virginitatis argumentum à ſanguine menſtruo; ib. p. 462. Virginitatis ſignum ab urina fallaciſſimum; ib. p. 463. Virginitas quo ſuffitu explorari poſſit; ib. p. 464. Virginitas à lapide gagate deprehenditur, ib. Virginitatis corruptio an per lac mammillarum deſignetur; ib. p. 465.

Chriſt. Gottl. Troppannegers caſus ſiſtens anatomiam virginis aqua depromtae, non vero ſtupratae, ſt. in Deſſen Deciſion. medico-forenſ. Dreßd. 1733, 4. S. 172, f.

Tho. Tigeonis Antimaeologicum, quo demonſtratur, obſtetricibus non eſſe tantum fidendum de virginitate, aut defloratione mulieris adulterae teſtimonium ferentibus. Lugd. 1547, 8.

Junggeſell, ein aus jung und Geſell zuſammen gezogenes Wort.

1. Bey den Handwerkern iſt der Junggeſell ſo viel als der jüngere Geſell; derjenige Geſell, welcher unter den übrigen die kürzeſte Zeit als Geſell an einem Orte iſt, im Gegenſatze des Altgeſellen; deſſen Amt daher auch das Jüngſte genannt wird.

2. In weiterer und gewöhnlicherer Bedeutung, eine Mannsperſon, welche noch unverheurathet iſt, ohne Unterſchied des Alters oder Standes. Als Junggeſell ſterben. Ein alter Junggeſell, ſ. Hageſtolz.

An verſchiedenen Orten in Deutſchland pflegt man die alten Junggeſellen alte Knaben zu nennen. Auf dieſen Namen kann man ſich etwas einbilden, weil Pomponius Mela von den alten Deutſchen rühmet, daß ſie lange Knaben geblieben wären. Damit aber dieſes nicht etwa ſo ausgeleget werden möchte, als ob ſie ihren Verſtand erſt ſehr ſpät erhalten hätten, ſo legt dieſes Iſ. Voß, in ſeiner Anmerk. zu dieſer Stelle weiter aus, und erklärt es dadurch, daß ſie ſich der Liebeswerke lange enthalten hätten. Hiemit ſtimmt überein, was Tacitus, in ſeinem Buche von den Sitten der Deutſchen ſchreibt: Sera Juvenum Venus, ideoque inexhauſta pubertas.

In der engſten Bedeutung iſt der Junggeſell eine Mannsperſon, welche noch keiner weiblichen beygewohnt hat, ſo wie Jungfrau eine ſolche weibliche Perſon bedeutet. Ein reiner Junggeſell.

Junggeſellenknopf, eine Benennung der Lychnis dioica *Linn.*; ſ. Lychnis.

Jungknecht, bey den Böcken; ſ. Junker 1.

Jüngling, (*) L. Adoleſcens, Juvenis, in der anſtändigen Schreib- und Sprechart, eine junge Perſon männliches Geſchlechtes.

1. Eigentlich, ſie mag verheurathet ſeyn oder nicht, ſo wie Jungfrau ehedem eine ſolche Perſon weibliches Geſchlechtes bedeutete. In dieſer jetzt veralteten Bedeutung kömmt es noch einigemal in der deutſchen Bibel vor. Ausgenommen was die Jünglinge verzehrt haben, 1. Moſ. 14, 24, wofür Hr. Ritter Michaelis die Knechte ſetzt. Und ſandte hin Jünglinge aus den Kindern Iſrael u. ſ. f. 2 Moſ. 24, 5; Diener, Hr. R. Mich. Joſ. 6, 23. heiſſen die Kundſchafter, welche bey der Rahab geweſen waren, Jünglinge.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, eine junge Perſon männliches Geſchlechtes von dem Ende des Knabenalters an bis zu dem männlichen Alter.

(1) Eigentlich. Ein ſchöner munterer Jüngling. Ein Jüngling werden, die Kinderjahre verlaſſen. Er iſt kein Jüngling mehr, iſt ſchon bey Jahren.

(2) Figürlich, dem Verſtande, der Erfahrung nach. In der erſten Jugend ſeinen Verſtand anbauen, und die Fortſetzung im Alter unterlaſſen, macht 60 und 80jährige Jünglinge, Gell.

Daher das Jünglingsalter, dasjenige Alter, in welchem man ein Jüngling iſt. Die Jünglingsjahre,

(*) Bey dem Ulphilas Juggalaud, im Tatian Jungo, ein Junge, im Schwabenſpiegel Jüngeling. Ehedem ſagte man auch im weiblichen Geſchlechte Jünglingin, welches aber veraltet iſt, daher man dafür nunmehr ein junges Frauenzimmer ſagen muß.

jahre, die Jahre des Jünglingsalters; diejenigen Jahre, in welchen man ein Jüngling iſt.

Bey den Hottentotten ſtehen die Jünglinge unter der Aufſicht ihrer Mutter, und folgen derſelben bey allen Gelegenheiten, bis in ihr 18tes Jahr; alsdann wird ihnen erſt erlaubt, mit Männern, und ſelbſt mit ihren Vätern umzugehen. Dieſe Aufnahme geſchieht mit folgenden Umſtänden. Alle Einwohner verſammeln ſich, die Männer ſetzen ſich in einen Kreis, und der Candidat muß ſich außer demſelben auf ſeine Hinterbacken oder Ferſen nieder hocken, daß er wenigſtens 3 Zoll weit von Berührung des Erdbodens entfernt iſt. Alsdann ſteht der älteſte Mann auf, und erhält die Einwilligung zu ſeiner Aufnahme, worauf er zu dem Jünglinge geht, und ihm ſolches bekannt macht, auch zugleich meldet, er müſſe ſeiner Mutter und der Weiber Geſellſchaft nun verlaſſen, und keine kindiſche Ergetzungen mehr haben, ſondern ſich in Worten und Thaten als ein Mann aufführen. Der Jüngling, welcher vorläufig mit Fett und Ruß beſchmiert worden iſt, hocket nieder, um die gewöhnliche Ueberſchwemmung von Urin (ſ. Th. XXIII, S. 375.) zu empfangen, welche ihm der Redner mit den ordinären Feyerlichkeiten ertheilt. Die Alten wünſchen ihm zu der erhaltenen Ehre Glück, mit folgenden Sprüchen: t'kamma, (ſey glücklich!) dida atze, (werde alt!) quoaqua, (wachſe und vermehre dich!) t'kumi (daß dein Bart bald wachſe!) Dieſes ſo genannte Andersmaken endiget ſich, wie alle Ceremonien bey den Hottentotten, mit einer Gaſterey, wozu aber der junge Menſch erſt gegen das Ende kommen darf. Ein Hottentott, der ſolchergeſtalt von der Aufſicht ſeiner Mutter befreyet iſt, kann ihr übel begegnen, und ſie ſogar ſchlagen, und wird darüber gelobet. Ja, ſie thun ſolches gleich nach ihrer Aufnahme, um ihre Verachtung gegen den Um=

Umgang mit Weibsperſonen zu zeigen. Diejenigen, welche unter die Männer aufgenommen ſind, nennen die andern, die noch nach 18 Jahren unter ihren Müttern bleiben, Kurſire, d. i. Milchkälber. Dieſes iſt der ärgſte Vorwurf, den man einem Hottentotten machen kann; ſo daß derjenige, dem er gemacht worden iſt, von neuem um die Aufnahme in die Geſellſchaft der Männer anhalten muß.

Von den Vorzügen der Kinder= und Jünglingsjahre vor den übrigen Altern des menſchlichen Lebens, ſiehe unter Kind.

Ein jeder junger Menſch, der ſein Glück lieb hat, und es zu befördern ſucht, ſollte ſich die äußerſte Mühe geben, mit ältern Perſonen Freundſchaft zu ſtiften. So ſonderbar, und vielleicht ſeltſam, ja wohl gar widerſinnig und ungereimt vielen meiner Leſer dieſer Rath vorkommen möchte, ſo wahr werden ſie ihn, wie ich hoffe, finden, und ſo ſehr empfehle ich ihn allen meinen jungen Leſern, für die ich eigentlich dieſe Gedanken ſchreibe.

Die ſeltene Güte eines ältern, gelehrtern und angeſehenern Mannes, ſeinen Stand, ſeine Geſchicklichkeiten und Jahre, gegen einen Jüngling zu vergeſſen; dieſem zu erlauben, frey und ohne Zwang ſeine Gedanken ihm zu entdecken, und frey mit ihm umzugehen; ihm ohne die Miene des höhern Alters zu begegnen; kurz, die Freundſchaft eines ſolchen Mannes gegen einen Jüngling, iſt ein Geſchenk, welches dem Jünglinge, ja einem ganzen Staate, Nutzen bringt. Ein Jüngling müßte ſehr verwildert ſeyn, und wenig Anlage zu einem redlichen Manne haben, wenn er dieſen Nutzen ungenoſſen laſſen könnte; und er müßte zugleich wenig Verſtand beſitzen, wenn er dieſes Geſchenk nicht annehmen, ſondern ausſchlagen wollte.

Es iſt ein Verdienſt für einen Jüngling, die Freundſchaft der Alten ſuchen, und für einen Alten, ſie ihm ſchenken. Beyde verrathen dadurch Tugenden, die ſehr ſelten ſind, und hochgeſchätzet zu werden verdienen; und beyde machen ſich auch zugleich dadurch glücklich; der Alte den Jüngling, und der Jüngling den Alten. Der Alte macht den Jüngling geneigt ihn zu ehren, er macht ihn geſetzt, er gewöhnt ihn zu Ueberlegungen, macht ihm die Tugend angenehm, und reitzt ihn dazu, bringt ſeine Seele in eine ſchöne Ordnung, und macht ihn früh vernünftig. Große Vortheile! Wer wird die nicht erkaufen, wer wird nicht alles dafür hingeben!

Die Ehrfurcht für das Alter, für die Geſchicklichkeiten und die Würden, ſind mit den kleinſten Zügen der Tugend ſchon verbunden, und beynahe ſcheint ſie angeboren zu ſeyn. Wenn aber ein Jüngling die Vorzüge des Alters, durch die Klugheit, die ſein Beſitzer ohne Eigenſinn und Verdrießlichkeit zeigt; der Gelehrſamkeit, durch die Einſicht, die ein Mann vermöge derſelben, in das Reich der Natur und des Schönen, in die nützlichſten und wichtigſten Wiſſenſchaften äußert; endlich der Würden, die ohne Stolz und Unvernunft getragen werden, und deren Glanz die Menſchen zur Verehrung hinreiſſet; wenn ein Jüngling die Vorzüge dieſer Eigenſchaften an einem Alten erblickt: dann reiſſet ihn ſeine Seele zur größten Ehrfurcht fort, und läſſet ihn nicht länger unempfindlich gegen ſolche Verdienſte. Durch die Freundſchaft einer ältern Perſon mit ihm, lernt er dieſe Tugend vollkommen, und mit ihr zugleich die Quelle vieler ſchönen und großen Güter. Denn die wahre Ehrfurcht erwirbt einem Jünglinge überall Gönner und Freunde, belohnt ſtets mit Ehre, Gewogenheit und Liebe.

Viele Jünglinge verlieren ihre Ehre, Güter, Geſundheit, ihren Verſtand und Witz, aus Mangel eines geſetzten Weſens. Dieſen Mangel erſetzt die Freundſchaft und der öftere Umgang mit ältern Perſonen. Mit geſetztem Muthe ſieht er die Wollüſte der Jugend, und vermeidet ſie; er ſieht die Klippen, woran ſo viele ſcheitern, weicht ihnen aus, und bleibt glücklich. Er muß dieſes geſetzte Weſen annehmen, weil er es täglich in dem Umgange mit ältern Perſonen ſieht, weil er es, aus Liebe ihnen zu gefallen, einmal angenommen hat, und weil es ihm hernach eigen und zur Gewohnheit wird.

Die Ueberlegung, dieſes große Gut der Menſchen, welches jedermann beglücket, lernt auch ein Jüngling von ältern Perſonen. Er ſieht, wie ſorgſam das männliche Alter iſt, Vergnügungen, Bequemlichkeiten, oder Nothwendigkeiten anzuſchaffen, von wie vielen Seiten es die Dinge betrachtet, wie es ſich die Folgen genau vorſtellt, ehe es etwas unternimmt. Die meiſte Zeit findet er dieſe Ueberlegung beglückt, er will auch ſo glücklich durch ſie ſeyn, und gewinnet ſie lieb, und vermeidet dadurch tauſend unnöthige Ausgaben, unnütze und ſchändliche Vergnügungen, und erſparet ſich viele Geſundheit und Zeit.

Ein Jüngling, der die ſanfte Ruhe eines Mannes, auch oft mitten in Wiederwärtigkeiten ſieht, der ſein Vergnügen auch ohne Geſellſchaft bemerkt, und dann von ihm hört, daß er dieſe Güter aus dem Bewußtſeyn der Rechtſchaffenheit und Lauterkeit ſeines Wandels habe, wird ſehr begierig ſeyn, ſich auch für das männliche und hohe Alter dieſe Kenntniß und Bekanntſchaft mit der Tugend zu erwerben. Die ſanften, einfältigen, gefälligen, lächelnden, unſchuldigen Züge, welche die Tugend ihren Beſitzern eindrückt; Züge, die das ganze Herz eines ſolchen Mannes entdecken, die keine Verſtellung ſich eindrücken kann, die im-

immer bewundert und geliebet werden, gefallen auch dem Jüngling zu ſehr, als daß er ſie unnachgeahmt laſſen ſollte. Von dem Werthe aller dieſer Eigenſchaften des tugendhaften Mannes angefeuert, fängt er an die Tugend zu lieben; und ſie, eine gar zu gütige Freundin des menſchlichen Geſchlechts, kömmt auf die erſte ernſtliche Einladung in des Jünglings Herz, wenn ſie es nur nicht gar zu unrein und ſchlecht findet. So wird ein junger Menſch durch die Freundſchaft mit ältern Perſonen tugendhaft.

Aus eben dieſer Quelle fließen Ordnung und Geſundheit in die Seele des Jünglings, welche daher entſtehen, wenn derſelbe ſich die wohlgeordneten Begriffe, die geſunden Urtheile, und die vernünftige Denkungsart von den Dingen der Natur und Kunſt, von den Vergnügen und Schmerzen des Lebens, von den Gaben des Herzens und des Geiſtes merkt, und oft an ſie gedenkt, und ihren Nutzen an ſich zu verſuchen trachtet. Aus Liebe und Ehrfurcht zu ſeinem Freunde, wird er dieſe Begriffe, Urtheile und Denkungsart gern annehmen, und er wird glücklich dabey ſeyn; denn ſein Freund hat ſie durch ſeine Erfahrung und Wiſſenſchaft ſich erworben. Lehren, Ermahnungen und Erfahrungen, die uns von Perſonen, die wir lieben und hochachten, gegeben werden, dringen und wurzeln ſo tief in unſere Seele, daß wir ihnen immer folgen; ſie auch kaum, wenn wir ſie auch unrichtig finden, ablegen können. Werden nicht die Lehren, Ermahnungen und Erfahrungen, die ein Freund, als Mann, mit Vernunft giebt, bey ſeinem Freunde, dem Jünglinge, vielen Eindruck machen? Stets werden ſie ihn in der großen Welt begleiten; ſtets werden ſie ihm ein treuer Spiegel ſeyn, worin er alle ſeine Thaten, ſeine Luſtbarkeiten, Bekannte und Freunde, die er ſich erwerben will, betrachtet, und ſie nach dem Bilde, wel-

welches es ihm darſtellt, entweder wählen, oder meiden, entweder unternehmen, oder verwerfen wird.

Früh wird er zu dieſer Vernunft und Klugheit gelangen; denn früh hat er ſchon das Bild ſeines Freundes vor ſich, den er abcopirt. Einen Nutzen, der noch aus der Freundſchaft mit ältern Perſonen fließt, kann ich nicht unangemerkt laſſen. Dieſer iſt, daß jene Freundſchaft jungen Leuten eine Liebe zu den Wiſſenſchaften einflößt. Sie wollen gern die Ehre der Unterredung genießen, und immer kann doch auch die ältere Perſon ſich nicht verrathen, und von Kleinigkeiten mit ſeinem jungen Freunde ſprechen. Dieſer wird alſo Sachen aus ernſthaftern Feldern wählen, entweder aus der Naturgeſchichte, oder aus den ſchönen Wiſſenſchaften, um immer mitſprechen zu können.

Iſt die Perſon, mit welcher er Freundſchaft unterhält, abweſend, ſo wird er noch mehrere Vortheile von ihr ziehen können. Seine Briefe werden durch die Uebung, daß er wenigſtens wöchentlich an ſeinen Freund ſchreibt, ihm entweder eine Nachricht oder Beſchreibung mitzutheilen, oder ſeine Gedanken von einer Sache, oder ſeine Empfindungen zu erkennen zu geben, viel gewinnen, beſonders wenn er ſie mit Fleiß und Geſchmack abfaßt. Aber freylich den Vorſatz, ſeinen Styl immer zu beſſern, muß ein ſolcher Jüngling haben; denn ohne dieſen kann er immer Freunde haben, an die er ſchreibt, und doch noch immer ſchlecht und pöbelhaft ſchreiben.

Die jungen Leute, von welchen ich jetzt geredet habe, und die mit ältern Perſonen Freundſchaft ſtiften ſollen, müſſen eben nicht Jünglinge von 20 und mehrern Jahrern ſeyn; ſchon vom 16ten Jahre an ſind ſie dazu fähig. Doch kömmt es hiebey hauptſächlich auf den Unterſchied der Genies an; und nach deren Beſchaffenheit muß man auch die Freundſchaften und

den Umgang mit ältern Perſonen, früher oder ſpäter anfangen. Denn eine gewiſſe Liebe zur Ernſthaftigkeit, zur Stille, zum Nachdenken, muß ſchon da ſeyn, wenn jene anfangen ſoll zu wirken.

Alle bisher beſchriebene große Vortheile, Ehrfurcht für das Alter, für die Verdienſte und für die Würden, geſetztes Weſen, Ueberlegung, Neigungen zur Tugend, Ordnung für das Herz und die Seele, und frühe Vernunft, wird eine ältere Perſon einer jüngern mit ihrer Freundſchaft ſchenken.

Aber wird die ältere Perſon dabey gar nicht gewinnen? Ja, auch dieſe wird von dem Jünglinge, mit ſeiner Freundſchaft, Güter geſchenkt bekommen, welche Werth genug haben, ſie theuer zu erkaufen. Der Haß, den oft Leute vom erſten Alter, gegen das mittlere und hohe Alter haben, die Unwirkſamkeit dieſer ihrer Lehren bey jenen, haben keinen andern Urſprung, als das verdrießliche, ſtörriſche Geſicht, den Stolz, die Höhe, von welcher dieſe gegen jene herab reden, die beſtändige Tadelſucht, die Strenge, womit ſie jenem leichten Alter alles Vergnügen verbieten. Dieſe häßliche und bedauernswürdige Eigenſchaften, wird der Jüngling ſeinem ältern Freunde nehmen, und ihm dafür liebenswürdige, angenehme geben. Ein Mann, der in der feſten Entſchließung mit jüngern Perſonen öftern Umgang hält, von ihnen Nutzen zu ziehen, und ſeine Schwachheiten und Fehler abzulegen, wird von dem Jünglinge lernen, alle Worte mit einem offenen, muntern und ſanften Geſichte vorzutragen, den Stolz zu verabſcheuen, mit einer Miene, welche Ehrfurcht erwirbt, aber doch eine gewiſſe Gleichheit der Perſonen andeutet, Unterricht und Lehren zu ertheilen; ſelten zu tadeln, und wenn er es muß, mit der Miene der Erinnerung; endlich wird er lernen, dem Jünglinge die Vergnü-

gungen nicht zu verbieten, ſondern vielmehr anra-then, auch wohl gar mit ihm ſpielen.

Jünglings-Blume, Gnaphalium Stoechas *Linn.*; ſ. Sonnen-Goldblume.

Jungmeiſter, bey den Handwerkern, der jüngſte unter den Meiſtern einer Innung und an einem Orte, in Anſehung des gewonnenen Meiſterrechtes; im Gegenſatze des Altmeiſters.

Jüngſte, (das) bey den Handwerkern, das Amt des Junggeſellen; ſ. oben, S. 784.

Jungthier, bey den Jägern, ein Junges des Roth- und Damwildbretes weibliches Geſchlechtes, ehe es noch ein Schmalthier genannt werden kann.

Juniperus, ſiehe Wachholder.

Junius, L. Junius, Fr. Juin, iſt, ſowohl in dem julianiſchen als gregorianiſchen Jahre, der ſechste Monat des Jahres; den vier Jahrszeiten nach aber, der erſte im Sommer. Bey den alten Römern hatte er dieſen Namen a Junioribus, oder von den jungen Bürgern zu Rom, welche den Kriegsdienſten ſich widmeten (*), bekommen. Andere leiten den Urſprung dieſer Benennung von der heidniſchen Göttin Juno her, und behaupten, daß er ihr zu Ehren Junonius geheiſſen habe, und daß dieſer Name nicht nur bey etlichen Völkern, ſondern auch bey den Römern ſelbſt lange Zeit, gebräuchlich geweſen ſey. Noch andere wollen ihn von dem Junius Brutus, dem erſten Bürgermeiſter zu Rom, nach Vertreibung der Könige, her-

(*) Romulus theilte die Römer in zwey Orden, in Alte und Junge, ab. Die Alten, welche Majores hieſſen, waren dazu geordnet, daß ſie, als alte erfahrne Leute, das Regiment führen, und dem gemeinen Beſten mit gutem Rathe vorſtehen ſollten; die Jungen hingegen, welche Juniores hieſſen, wurden dazu angehalten, daß ſie, als junge ſtreitbare Leute, zu dem Kriegsweſen und Feldzügen gerüſtet ſeyn ſollten. Den Jungen zu Liebe, nannte Romulus dieſen Monat Junius, ſo wie den vorhergehenden, den Alten zu Ehren, Majus.

leiten. Carl der Große, hat dieſem Monate, wie allen andern, auch einen deutſchen Namen gegeben, und ihn den Brachmonat genannt (*). Wegen der in dieſem Monate einfallenden Roſenblüthe, wird er von einigen auch der Roſenmonat, und weil in demſelben gemeiniglich die jungen Gänſe häufig ſterben, der Gänſetod (ſ. Th. XVI, S. 51,) genannt. Böheimiſch heißt er Czerwen, der Wurmmonat, oder Raupenmonat, von Czerw, ein Wurm, beſonders eine Raupe, welches Ungeziefer um dieſe Zeit den Bäumen am meiſten ſchädlich iſt. Eben deswegen heißt er auch bey den Polen Czerwiecz. Die Illyrier nennen ihn Praſchnik, (Staubmonat,) oder Rozenſwet (Roſenmonat,) die Wenden Krieznik, (Kreuzmonat) vielleicht, weil die Kreuzwoche gemeiniglich in den Anfang deſſelben fällt; die Slavonier, Lipanj (Lindenmonat,) weil die Linden alsdann blühen, die Croaten, Klaſſen, von Klas, eine Kornähre, weil das Getraide alsdann in die Aehren ſchießt, oder auch Jwanczak, vom Feſttage des heil. Johannis des Täufers. In Dänemark heißt er Weidmaanet, von der Viehweide, und in einigen andern deutſchen Mundarten auch Sommermonat.

Bey dem Anfange dieſes Monates endigt ſich der Frühling, und der Sommer geht an, welcher alſo genannt wird, weil die Sonne, d. i. der Sonnen Wärme, ſich darin mehret. Der Anfang deſſelben ge-

(*) Man ſagt faſt durchgängig, daß die Benennung Brachmonat daher rühre, weil um dieſe Zeit diejenigen Felder, die in demſelben Jahre ruhen, d. h. nicht beſäet worden ſind, zum erſtenmal gebrachet, d. h. mit dem Pfluge und der Ege gebrochen, und zur nächſtfolgenden Herbſtſaat vorbereitet werden; allein, die wahre Urſache dieſer Benennung iſt, weil in dieſem Monate die Luft am ſtärkſten iſt, und am meiſten auf den vielleicht ſchon zum zweytenmal umgebrochenen Acker wirket. Man ſagt alsdann: das Land brachet recht aus, oder hat eine ſchöne Brachzeit. Bey dem Raban Maurus heißt er Bracmanoth, in den ſpätern Zeiten aber auch Brachet.

geſchieht ungefähr den $\frac{12}{22}$ Tag deſſelben, da die Sonne den erſten Grad des Krebszeichens erreicht, und im Mittagszirkel (Meridiano) am höchſten, und alſo auch am weiteſten von der Erde, ſteht, und deswegen auch viel kleiner, als im Winter, erſcheint. Sie macht zu dieſer Zeit in unſerm nördlichen Halbtheile der Erdkugel (Hemiſphaerium boreale) den längſten Tag und die kürzeſte Nacht, da indeſſen auf dem andern Theile der Erdkugel (Hemiſphaerium auſtrale,) gegen uns über, der kürzeſte Tag und die längſte Nacht iſt. Dieſe Zeit heißt der Sommer-Sonnenſtillſtand, Solſtitium aeſtivum, nicht als ob die Sonne hier ruhete und ſtill ſtände, ſondern vielmehr, wie unſere alte Deutſche es genannt haben, die Sonnenwende, weil die Sonne, welche bisher immerzu aufgeſtiegen, nunmehr ſich wendet, und nieder zu ſteigen anfängt, und zwar ſo unmerklich, daß man um ſolche Zeit, da der Sonnenweg (die Ekliptik) und der Mittelzirkel (Aequator) faſt einander parallel und ohne merkliche Abweichungsveränderung fortlaufen, in 14 Tagen kaum ſpüren kann, wie ſie aufs höchſte im Mittagszirkel geſtiegen ſey, und wieder abwärts gehe, und folglich der Tag kürzer oder länger werde.

Dieſer Monat ſtand unter dem beſondern Schutze des Mercurius. Er wird abgebildet als ein nacketer Mann, der mit dem Finger auf eine Sonnenuhr weiſet, und eine brennende Fackel in der Hand hält. Hinter ihm liegt eine Sichel, weil man in dieſem Monate ſich zur Kornärnde zu rüſten anfängt; zu ſeinen Füßen ein Korb voll ſchöner Früchte. Die neuern malen ihn auch in einem fahlgrünen Kleide mit Flügeln, das Haupt mit Kornähren bekränzt, und in der rechten Hand das Zeichen des Krebſes haltend.

Der Junius hat 30 Tage. Die bekannteſten Tage und unbeweglichen Feſte deſſelben ſind: der 8, Medardus;

dus; 15, Vitus: 22, Achatius; 24, Johannes der Täufer; 29, Petrus und Paulus.

Tag.	Sonnenaufg.	Sonnenunterg.	Tageslänge.	Nachtslänge.
1	3 Uhr 52 Min.	8 Uhr 8 Min.	16 St. 16 M.	7 St. 44 M.
6	3 = 47 =	8 = 13 =	16 = 26 =	7 = 34 =
11	3 = 44 =	8 = 16 =	16 = 32 =	7 = 28 =
16	3 = 42 =	8 = 18 =	16 = 36 =	7 = 24 =
21	3 = 41 =	8 = 19 =	16 = 38 =	7 = 22 =
26	3 = 42 =	8 = 18 =	16 = 36 =	7 = 24 =

Was überhaupt alles dasjenige, was ein guter Haus- und Landwirth, dieſen Monat hindurch, theils vor ſich zu beobachten hat, theils durch ſeine Leute verrichten laſſen muß, betrifft: ſo beſteht daſſelbe vornämlich in folgenden Stücken:

I. Verrichtungen, welche in den Küchengärten geſchehen müſſen.

1. Im Anfange dieſes Monates kann noch weiſſer und rother Sommerkopfkohl, großer gelber ſavoyer Kohl, und grüner Wirſing, zum künftigen Wintergebrauch verpflanzet werden, entweder auf ein beſonderes und zugleich eine freye Lage habendes Stück Land, oder zwiſchen die Reihen der Bohnen und des Winterblumenkohles. Denn da dieſe nun bald vom Lande wegkommen, ſo bekommen die Kohlpflanzen Raum genug zum Wachsthum; gleichwie ſie auch, weil ihnen die ſchon erwachſenen Pflanzen hinlänglichen Schatten ertheilen, eher anſchlagen, als wenn ſie die volle Sonne hätten.

2. Der im vorigen Monate zum künftigen Wintergebrauch geſäete letzte Sommerblumenkohl pflegt gegen das Ende d. M. zur vorläufigen Verpflanzung groß genug zu ſeyn. Er muß dann alſo zuerſt in einen fetten Boden verſetzet, ſo lange bis er Wurzel geſchlagen hat, im Schatten erhalten, und bey trockner

Wit-

Witterung gehörig begoſſen werden, weil er ſonſt ſchlecht fortkömmt, und von Inſecten angegriffen wird.

3. Karrotten und Möhren, Paſtinaken, Steckrüben, Zwiebeln, Lauch, rothe Rüben, und andere ſpät geſäete Gewächſe, müſſen in d. M. mit der Hacke verdünnet und vom Unkraut gereiniget werden. Denn wenn man das Unkraut um dieſe Jahrszeit unter ihnen frey wachſen läſſet, pflegt der Same verſchiedener Arten deſſelben in kurzer Zeit auszufallen, und nachher viele Mühe zu verurſachen; nicht zu gedenken, daß die größern Arten des Unkrautes über die Pflanzen, zu deren großen Schaden, herwachſen, und dieſe dadurch in ihrem Wachsthume geſchwächet werden. Dieſes ausgegätete Unkraut und anderes Gras, kann entweder für die Schweine verfüttert, oder auf einen trocknen Boden geſchüttet werden, um auf den Winter davon Gebrauch zu machen.

4. Man kann zwar in d. M. allenfalls noch abgeriſſene bewurzelte Zweige oder abgeſchnittene Stängel von Salbey, Rosmarin, Stöchaskraut, Lavendel, Iſopp, Winterſaturey, und andern wohlriechenden und gewürzhaften Kräutern pflanzen; wiewohl es beſſer ſeyn würde, wenn ſolches, weil die Witterung in d. M. oft ſehr heiß und trocken iſt, und ſie jetzt bereits lange, wiewohl noch zarte und weichliche, Schoſſen getrieben haben, und alſo in großer Gefahr ſind auszugehen, früher geſchehen wäre. Wenn man, in dieſer Abſicht, Stängel von ihnen abſchneidet, muß an denſelben ein Theil des vorigjährigen Schuſſes oder alten Holzes bleiben, weil ſie alsdann noch am ſicherſten anſchlagen.

5. Die im März geſäeten Gewürzkräuter, als: Thymian, Iſopp, Sommermajoran, u. d. gl. wie auch Scharley, Pimpinell, gemeiner Sauerampfer, Ringelblumen ꝛc. müſſen in d. M. verpflanzet wer-

werden, und zwar weit genug aus einander, damit ſie ſich ausbreiten können, weil ſie ſich alsdann beſſer beſtauden, als diejenigen, welche in dem Saatbeete ſtehen bleiben. Sie müſſen vorerſt auch gehörig begoſſen, und beſonders die Gewürzkräuter ſo lange, bis ſie ſich bewurzelt haben, gegen die Sonne beſchattet werden.

6. Der Winterblumenkohl pflegt ſchon um die Mitte oder gegen das Ende d. M. vorbey zu ſeyn, und alsdann muß das davon ledig gewordene Land ſogleich mit der Hacke vom Unkraute gereiniget werden. Oder, wenn man, nach Art der engliſchen Gärtner, zwiſchen die weiten Reihen des Blumenkohles, freye Gurken- oder Melonenmiſtbeete gemacht hat, muß der Boden zwiſchen denſelben, ſo bald der Kohl vorgedachtermaßen, zu Ende gegangen iſt, mit dem Spaten umgeſtochen werden, damit theils die Erde für ihre Wurzeln locker, theils das Unkraut zerſtöret, theils die Oberfläche des Bodens für die auf demſelben hinlaufenden Gurken- oder Melonenranken zuträglicher werde. Wenn dieſes geſchehen iſt, müſſen die Ranken, doch ohne ſie zu beſchädigen, oder gar zu zerbrechen, als welches ihnen ſehr ſchädlich ſeyn würde, und, wo möglich, bey feuchter Witterung, ordentlich aus einander geleget werden.

7. In d. M. muß auch der Zwiſchenraum zwiſchen den freyen Melonenmiſtbeeten ausgefüllet werden. Wenn man dazu lehmige, mit verfaultem Kuhmiſt vermengte Erde, oder verrottete Lohe nimmt, und alles recht feſt zuſammen tritt, hat man hernach nicht mehr nöthig die Pflanzen zu begießen; und ſie werden dem ungeachtet, weil ſie ihre Wurzeln in ein feſtes Erdreich, oder in Lohe, tief genug treiben können, weit mehrere, und zugleich auch ſchmackhaftere Früchte bringen, als diejenigen, welche nur flach Erde haben, und alſo noch immerfort begoſſen werden müſſen.

8. So

8. So bald es ſich in d. M. einmal zum Regen anläſſet, müſſen, und zwar in einen feuchten Boden, Herbſtrüben geſäet werden. Bey feuchter Witterung keimen ſie in wenig Tagen hervor, bey trockner hingegen liegt der Same in der Erde, ohne aufzugehen; und wenn er auch ſchon aufgeht, werden die hervor gekeimten Rüben bey anhaltender Hitze und Dürre doch von den Erdfliegen angefallen, und in wenig Tagen abgefreſſen. Um dieſes zu verhüten, pflegen einige den Rübſamen zuvor in Waſſer, worin ein ziemlicher Theil Salpeter und Schwefel aufgelöſet iſt, einzuweichen.

9. Um an keiner Art der Küchengewächſe, das Jahr über, Mangel zu haben, kann man zu Anfange d. M. etwas Brocolli und azoriſchen Fenchel ſäen. Denn wenn man keine wiederholte Ausſaat davon macht, wird man, weil er gebleicht kaum 14 Tage zum Gebrauch gut bleibt, ſondern alsdann ſchon in Samen ſchießt, Mangel daran haben.

10. In d. M. muß abermal Staudenſellerie zum Bleichen in flache Gräben, jede Pflanze 4 bis 5 Zoll weit von der andern, verpflanzet werden. Die Gräben ſelbſt aber müſſen, damit Raum genug da ſey, die Sellerie nachher, wenn ſie dazu groß genug iſt, mit Erde anzuhäufen, 3 Fuß weit von einander entfernt ſeyn.

11. Zur Folge auf die im May gepflanzten Phaſeolen oder Vitsbohnen müſſen deren in d. M. abermal gepflanzet werden.

12. Um auch noch im Sept. Salat zu haben, muß in d. M. zum letztenmal Sommerendivien, ſchleſiſcher Salat, brauner holländiſcher und gemeiner Kopfſalat, zu Sommerſalat geſäet werden.

13. Der im Anfange des May geſäete Salat oder Lattich muß in d. M. verpflanzet werden, und zwar in eine ſchattige Lage, doch aber nicht unter Bäume, oder

oder zu nahe an Mauern oder Gebäude, weil er da nur aufſchluchtern und ſchwach wachſen, oder nicht ſchieſſen würde.

14. In d. M. muß die im May geſäete Winterendivie, zum Bleichen, in einen freyen feuchten Boden, und zwar, damit ſie ſich gehörig ausbreiten könne, 1 F. weit ins Gevierte verpflanzt werden.

15. Gegen das Ende d. M. muß die zur Hauptpflanzung beſtimmte Winterendivie geſäet werden.

16. Weil die kleinen Salatkräuter, als: gelber Senf, Kreſſe, Steckrüben, Schnittkohl, Radies u. d. gl. um die jetzige Jahrszeit zum Salat bald zu groß werden, muß man ſie in d. M. um den dritten oder vierten Tag wiederholt ſäen.

17. Der im vor. M. geſäete azoriſche Fenchel muß in d. M. ſo weit verdünnet werden, daß die Pflanzen, weil ſie ſonſt ſchmächtig in die Höhe gehen, und ihr Stängel unten die gehörige Dicke nicht erlangt, Raum genug bekommen. Die ausgezogenen Pflanzen aber taugen nicht zum verſetzen, weil ſie gemeiniglich in Samen ſchießen, ehe ihr Stängel auch nur einigermaßen dick wird.

18. Der im May geſäete erſte Broccoli muß, damit die Pflanzen zu der im künftigen Monate vorzunehmenden förmlichen Verpflanzung recht ſtark werden, in d. M. vorerſt auf ein anderes Beet, 3 Zoll weit ins Gevierte, verſetzt werden. Denn wenn man ihn in dem Samenbeete zu lange ſtehen läſſet, wachſen die Pflanzen ſchmächtig in die Höhe, und bekommen nachher nie ſo gute Köpfe, als wenn ſie kurzſtämmig und ſtark von Stängeln ſind.

19. Die zum Einmachen gepflanzten Gurken müſſen in d. M. gegätet, und ſo weit verdünnet werden, daß in jedem Loche nur ungefähr die vier ſtärkſten und in der beſten Stellung gegen einander ſtehenden Pflanzen bleiben. Auch kann man die Erde um die Ran-

ken herum aufhäufen, und etwas begießen; erſteres wird die Pflanzen ſtärken, und letzteres wird verurſachen, daß ſich die Erde um ſie her wiederſetze. Die ſpäten Kürbißkerne werden 2 bis 3 Tage nach dem Vollmonde geſtecket, und die Pflanzen derſelben ebenfalls zu dieſer Zeit verſetzet.

20. Die Cardonen müſſen in d. M., und zwar, damit die Erde nachher, wenn ſie ihre gehörige Größe erreicht haben, hoch genug an ſie angehäufet werden könne; 4 F. weit verpflanzet werden.

21. Die in d. M. reif werdenden Sämereyen müſſen bey trockner Witterung geſammelt, und damit ſie, ehe ſie aus ihren Hülſen oder Schalen ausgerieben oder ausgeklopfet werden, erſt völlig trocken werden mögen, zuvor auf Matten oder leinenen Tüchern ausgebreitet werden.

22. Die in d. M. in der Blüthe ſtehenden Kräuter, als: Cardobenedicten, Krauſemünze, Lavendel, Scharley, Salbey, Ringelblumen ꝛc. müſſen zur Zeit ihrer Blüthe abgeſchnitten, und im Schatten entweder aufgehangen, oder auf leinenen Tüchern ausgebreitet werden, damit ſie nach und nach trocken werden. Sie werden ſolcher Geſtalt zum Gebrauch beſſer, als diejenigen, welche man an der Sonne getrocknet hat. Auch iſt dieſer Monat die beſte Zeit, abgezogene Waſſer zu machen, weil die Kräuter jetzt in der Blüthe ſtehen, und dann dazu beſſer ſind, als wenn man ſie länger ſtehen läßt.

23. Wenn die Melonen auf Miſtbeeten nur flach Erde haben ſollten, müſſen ſie in d. M., da ſie anſetzen, an ſehr heißen Tagen, damit ihre angeſetzte junge Früchte nicht abfallen, gegen die ſtärkſte Hitze mit Matten beſchattet, und begoſſen werden; doch muß man ihnen nicht zu viel Waſſer geben. Am beſten iſt es, das Waſſer auf den Zwiſchenraum zwiſchen den Beeten zu gießen, damit es auf ſolche Art zu ihren Wur-

Wurzeln einziehen, und dieſe mit Feuchtigkeit verſehen könne. Weil ſolcher Geſtalt das Waſſer nicht nahe an ihren Stamm kömmt, werden ſie auch nicht in Gefahr geſetzt, davon in Fäulniß zu gerathen.

24. Weil die Schnecken gemeiniglich nach einem Regen ſich aus ihren Löchern hervor begeben, ſind ſie bey einer ſolchen Witterung leicht zu fangen und zu vertilgen; man muß ſie daher fleißig des Morgens und Abends nach einem Regen aufſuchen.

25. Wenn man das Unkraut, welches in d. M. in den Gärten hauptſächlich anzutreffen iſt, als: wilde Melde, Nachtſchatten, Saudiſtel, Kreutzkraut, Stechäpfel, Täſchelkraut, Löwenzahn, Gauchheil, u. a. m. ungeſtört fortwachſen läßt, beſamet es ſich gar bald dermaßen, daß der ganze Garten ſo voll Unkraut wird, daß alle Pflanzen von demſelben überzogen und unterdrückt werden.

26. In d. M. kann der Porree verpflanzt werden; doch muß man ihn nachher ſo lange, bis er angeſchlagen iſt, begießen. In kleinen Gärten ſieht man ihn öfters in den Zwiſchenraum zwiſchen Bohnen oder Winterblumenkohl gepflanzt.

27. Die im März aus Pflanzen neu angelegten Spargelbeete müſſen vom Unkraut ſorgfältig rein gehalten werden. Wenn man daſſelbe auf ihnen frey wachſen läſſt, ſchwächt es nicht nur die Spargelſtöcke in kurzer Zeit, ſondern richtet ſie auch oft ganz und gar zu Grunde. Wenn ein großes Unkraut nahe bey einer Spargelpflanze ſteht, ſchlingen ſich die Wurzeln des Unkrautes zwiſchen die Wurzeln der Spargelpflanze, daß dieſe, indem man jenes ausreißt, oft ſelbſt mit losgeriſſen wird.

28. Die Ananas müſſen in d. M. oft, aber nicht zu ſtark auf einmal, begoſſen, und bey heißer Witterung muß ihnen, beſonders denen, welche in Treibkaſten und in ſehr niedrigen Lohglashäuſern ſtehen, viel

viel friſche Luft gegeben werden. Wenn die Fenſter zu ſtark und zu dicht über ihnen zugehalten werden, verſengen nicht nur ihre Blätter zu ihrem größten Schaden, ſondern ihre Früchte verlieren alsdann auch vieles von ihrem guten Geſchmacke. Wenn man ſie aber, wie Einige ohne Ueberlegung thun, zu ſtark begießt, oder die Fenſter bey Tage gar zu viel öffnet, leiden ſie auf der andern Seite eben ſo ſehr. Der gute Erfolg bey Erziehung der Ananas beruhet darauf, daß man ihnen friſche Luft und Waſſer in gehörigem Verhältniſſe zu geben weiß.

29. Diejenigen Wurzeln der Erdbeerpflanzen, welche oben an den Boden heraus laufen, müſſen nun abgeſchnitten und verſetzet werden, weil ſie ſonſt dem Hauptſtocke zu viel Kräfte entziehen.

30. Das Kräutig an den Zwiebeln muß man zu Ende d. M. niedertreten, und den Knoblauch binden, damit ſie in Häupter wachſen und nicht in Samen gehen. Um Bartholomäi werden ſie aus der Erde genommen.

Die Küchengärtenproducte in dieſem Monate ſind: Winterblumenkohl, weißer Winterkohl, frühe Karotten, Bohnen, Erbſen, Spargel, Mayrüben, Gurken, Melonen, frühe Vitsbohnen; mancherley Arten Kopfſalat; allerley Arten kleine Salatkräuter, als: Kerbel, Kreſſe, gelber Senf, Schnittkohl, Radieß, Rapunzel, Portulak, kleine Nebenköpfe von Artiſchocken, auch ſchon einige frühe Köpfe von den alten Artiſchockenbeeten, Rainfarn, Krauſemünze, Meliſſe, und andere wohlriechende Küchenkräuter, noch etwas von den zulezt im April geſäeten Radießen, u. d. gl. etwas früh geſäeter azoriſcher Fenchel, Peterſilienwurzeln, Sellerie und Winterendivie, wenn davon früh eine Ausſaat gemacht iſt, u. a. m. Alle Arten von Gewürzkräutern, als: Lavendel, Thymian, Winterſaturey, Iſopp, Stöchaskraut ꝛc. auch Salbey, Rosmarin, Wintermajoran, Poley, Peterſilie, Sauerampfer, Pimpinell, Ochſenzunge, Borragen: auch verſchiedene Sorten Erdbeeren, und in Glashäuſern Ananas.

II. Verrichtungen, welche in Baum= Frucht= oder Obſt=Gärten geſchehen müſſen.

1. Um die Mitte d. M. kann man das Oculiren des Steinobſtes, und zwar bey trüben Wetter oder des Abends, vornehmen. Bey den Aprikoſen kann man den Anfang machen, und mit den andern Sorten nach der Zeit, in der ſie in Anſehung der Reife auf einander folgen, fortfahren. Um zu verhindern, daß bey den oculirten Obſtbäumen das friſche Auge von der Sonnenhitze nicht abſterbe, oder der Baumſaft zwiſchen demſelben und dem Schnitte nicht zu ſchnell ausdunſte, kann man über dem Auge einen halben Bogen Papier mit der einen Spitze anbinden, und ihn unten aus einander breiten, ſo kann man dadurch daſſelbe ſo lange, als es nöthig iſt, im Schatten erhalten.

2. An den Bäumen, welche an Spalieren oder Mauern ſtehen, muß man zwar noch immer fortfahren, die frechen Zweige wegzunehmen, und die übrigen in gehöriger Ordnung und gleicher Entfernung anzulegen; man muß ſich dabey aber ſo wenig als möglich des Meſſers bedienen, auch keine Blätter abreiſſen, denn dadurch würden die Früchte bey Tage der Sonne, und des Nachts der Kälte zu ſehr ausgeſetzet.

3. Sollte ſich noch jetzt finden, daß einige Pfirſichen oder Nectarinen näher, als 4 bis 5 Z. weit, an einander ſtänden, ſo muß man ſie abbrechen; dadurch bleibt der Baum bey Kräften, und die Früchte gelangen zu größerer Vollkommenheit. Es kann dieſes auch bey andern Obſtarten geſchehen, wenn dem Beſitzer mehr an der Größe und Schönheit, als an der Menge derſelben, gelegen iſt; doch kann man ſich dabey lieber einer ſcharfen Schere, als des bloßen Abreiſſens, bedienen, weil durch dieſes gar leicht Wunden in die Zweige geriſſen werden.

4. Es

4. Es müſſen auch in den Obſtgärten die Schnecken und alle Arten von Ungeziefer ſorgfältig vertilget werden.

5. Die im vorigen Jahre verſetzten Bäume muß man bey nun trocknem Wetter begießen, dabey aber um die Wurzel herum etwas Streu legen, daß ſie von dem Winde und der Sonne nicht ſo ſehr ausgetroknet werden können. Die hervor getriebenen Schoſſen muß man bey Zeiten in derjenigen Ordnung, in welcher ſie wachſen ſollen, anbinden, damit ſie nicht vom Winde abgebrochen werden.

6. Der Boden um die Bäume herum muß von allem Unkraute und andern Pflanzen rein gehalten werden; denn je mehr dieſes überhand nimmt, um ſo viel mehr Kraft wird den Blüthen und Früchten entzogen, daß auch letztere nicht ſo ſchmackhaft werden. Man muß ihn auch, wo er zuſammen getreten, oder durch ſeine eigene Stärke zu hart geworden iſt, mit einer Miſtgabel aufſtechen, damit ein jeder Regen deſto leichter zu den Wurzeln dringen könne; dieſe müſſen aber bey dem Einſtechen ja nicht verletzet oder in Unordnung gebracht werden.

7. Wenn an den jungen Bäumen die Rinde von der Sonnenhitze aufreiſſet, muß man dieſe Riſſe ſogleich mit Baumwachſe verkleben. Auch müſſen ſolche Bäumchen täglich des Abends ſanft begoſſen, oder mit zugeflößtem Regenwaſſer befeuchtet werden.

8. Zu den ſchlechten Bäumen, welche nicht recht fortkommen wollen, muß man entweder alten abgelegenen Kuh- und Schaf- auch Hühnermiſt ſchütten, oder dieſelben mit Blut begießen.

9. Um dieſe Jahrszeit werden die großen und kleinen Kirſchen, Weichſeln, Amarellen, Buchsbirnen, Muskatellerbirnen, Jungferuäpfel, Johannisbeeren, und anderes frühes Obſt, reif. Hiebey haben Einige in Gewohnheit, die zu ſehr beladenen Bäume zu über-

überſchütteln, um ſie von wurmſtichigem und andern untüchtigem Obſte zu befreyen, oder daſſelbe wohl gar abzupflücken, damit das gute deſto beſſer wachſen möge; es ſind aber beyde Methoden nicht wohl anzurathen; denn die erſte iſt für das gute Obſt zu gefährlich, und die letztere erfordert zu viel Zeit; es iſt daher zuträglicher, ſolche Bäume bey guter Zeit bloß zu unterſtützen.

10. Man kann jetzt auch Kerne von allerley reiſen Obſte aufheben, man muß ſie aber ſorgfältig vor den Mäuſen verwahren, damit man ſie im folgenden Herbſte oder Frühlinge wieder ſtecken könne.

11. Es geſchieht nicht ſelten, daß die Obſtbäume nach dem Verblühen, oder auch wenn das Obſt ſchon die Größe einer Haſelnuß erlanget hat, gänzlich abfallen, ungeachtet ſie im vorigen Monate durch ihre Blüthe die ſchönſte Hoffnung gegeben haben. Hauptſächlich ereignet ſich dieſes, wenn die Erde im Winter zu wenig Feuchtigkeit bekommen hat, oder auch der Regen in den Frühlingsmonaten nicht reichlich genug gefallen iſt; in ſolchem Falle bleibt der Saft in den Bäumen kleberig und hitzig; um ihm alſo die erforderliche Flüſſigkeit beyzubringen, darf man nur die Erde um die in der Blüthe ſtehenden Bäume herum aufgraben, und jedem 4 bis 6 Gießkannen voll Waſſer geben, nachher aber die naſſe Erde mit Raſen bedecken, damit die Feuchtigkeit nicht ſo ſchnell ausdunſte.

III. Verrichtungen, welche in der Pflanz- und Baumſchule geſchehen müſſen.

1. Man hat jetzt, wie im vorhergeh. Mon., den Boden zwiſchen den Reihen der Bäume, und die Saatbeete ſorgfältig von allem Unkraute rein zu halten.

2. Zu

2. Zu Ende d. M. kann man Aprikoſen und einige frühe Pfirſichen, auch Nectarinen, oculiren; doch muß man ſich hiebey nach der Art der Bäume von welchen man die Augen nimmt, richten. Wenn der Frühling ſehr trocken geweſen iſt, gehen die Augen nicht leicht von dem Zweige los; und alsdann iſt es rathſam, dieſe Arbeit noch etwas zu verſchieben.

3. Man muß die Streu um die neu gepflanzten Bäume herum, wenn dieſelbe mangelt, erneuern, weil ſonſt die jungen Faſern vertrocknen, zumahl wenn die Witterung um dieſe Jahrszeit nicht ſehr feucht iſt.

4. Die jungen Schoſſen der virginiſchen Waldrebe und der Paſſionsblume kann man jetzt einlegen, und die Einleger bey trocknem Wetter begießen, um ihre Bewurzelung zu befördern. Man kann verſchiedene perennirende ausländiſche Bäume durch Einlegen fortpflanzen. Je jünger das zu den Einlegern genommene Holz iſt, um ſo viel leichter werden dieſelben Wurzel ſchlagen.

5. Um dieſe Zeit müſſen die immergrünen Bäume, nach derjenigen Geſtalt welche ſie behalten ſollen, beſchnitten werden; denn je länger man ſie wild daher wachſen läßt, je nacketer werden ſie am Stamme.

6. Gegen das Ende d. M. kann man noch die aus dem Samen gezogenen Fichtenarten in Beete verſetzen, und ſie nebſt ſorgfältiger Begießung im Schatten halten, ſo werden ſie ſich beyzeiten bewurzeln; ſie werden auch auf dieſe Art ſtärker, und können im Winter beſſer ausdauern, als wenn ſie in dem Saatbeete ſtehen bleiben.

IV. Verrichtungen, welche in Luſt- und Blumen-Gärten geſchehen müſſen.

1. Es iſt nun die Zeit, ſowohl die jährlichen Blumen aus dem Miſtbeete in die Rabatten zu verſetzen, als auch ſolche Blumenzwiebeln auszuheben

und zu verſetzen, welche ſich auſſer der Erde nicht wohl aufheben laſſen, nachdem ihre Blätter verwelkt ſind; dergleichen ſind das Saubrod, der Hundszahn, der Saffran, die Fritillarie, Schneetröpfchen, perſiſche Iris, Winterſturmhut, und der Frühlingsſaffran. Das Verſetzen muß allemal an einem trüben Tage, oder des Abends, vorgenommen werden; hernach muß man die Gewächſe etwas begießen, damit die Erde ſich um die Wurzeln herum ſetze.

2. Alle Arten von Nelken, und andere Gewächſe mit faſerigen Wurzeln, welche ſich durch Ableger fortpflanzen laſſen, müſſen jetzt abgeleget, und gleich darauf gelinde begoſſen werden. Wenn dieſes Begießen öfters wiederholt wird, befördert es ihre Bewurzelung gar ſehr.

3. Die verwelkten Stängel der abgeblüheten Blumen muß man nun abſchneiden, hingegen die Stängel derjenigen Blumen, welche noch blühen ſollen, inſonderheit an den hoch wachſenden Herbſtpflanzen, anbinden, damit ſie nicht von dem Winde abgebrochen werden.

4. Die Zwiebeln der Hyacynthen und Tulpen, nebſt den Wurzeln der Ranunkeln und Anemonen, muß man nunmehr ausheben, und an einem ſchattigen Orte auf Matten trocknen, nachher aber in Schachteln oder Säcken ſorgfältig bewahren, damit die Ratzen und Mäuſe ihnen nicht beykommen können.

5. Man muß nun an den Nelken, welche aus den Knöpfen brechen wollen, dieſe an 2 oder 3, gleich weit von einander entfernten, Orten öffnen, ſonſt brechen die Blumenblättchen oft nur an Einer Seite heraus. Dieſe geöffnete Knöpfe müſſen gegen die Näſſe mit Gläſern bedecket, und die Gläſer noch überdies bey großer Hitze mit Papier oder Kohlblättern bedecket werden. Nicht weniger muß man die Ohr-

würmer und Ameiſen mit möglichſter Sorgfalt von ihnen abhalten.

6. Diejenigen perennirenden oder zweyjährigen Pflanzen mit faſeriger Wurzel, welche im vorigen Mon. noch nicht in die Beete der Blumenſchule verſetzt worden ſind, müſſen jetzt dahin gebracht werden, ſo können ſie daſelbſt bis in den Herbſt wachſen, um welche Jahrszeit ſie alsdann in die Rabatten des Blumengartens gepflanzet werden müſſen. Von dergleichen Pflanzen kann man auch jetzt Reiſer in Beete von leichter fetter Erde pflanzen: und ſie ſowohl im Schatten erhalten, als auch gehörig begießen, ſo werden ſie gut wurzeln und leicht vermehret werden

7. Um dieſe Zeit kann man auch einige der ſeltenſten Arten von Roſen oculiren, welche keine Nebenſchoſſen treiben, durch welche ſie vermehret werden könnten. Zu dieſer Abſicht ſind die Stämme der frankfurter und damascener Roſen die beſten. Eben dieſes kann man auch mit allen Jasminarten vornehmen, welche man vermehren will. Jngleichem kann man nun die Pomeranzen = Citronen = Limonien = und Granatenbäume ablactiren, und ihnen die überflüſſigen Blüthen und Früchte benehmen; auch übrigens alle zarte Bäumchen, welche nun erwachſen; und im vor. M. noch nicht verſetzt worden ſind, in gute Erde verpflanzen und gehörig begießen.

8. Es iſt jetzt auch noch Zeit, allerley Samen von dauerhaften Pflanzen zu ſäen, damit man bis gegen den Herbſt Blumen davon habe. Die reifen Samen aber muß man, wie oben von den Zwiebeln geſagt worden iſt, an einem ſchattigen Orte trocknen, und gehörig verwahren.

9. Die unterſten großen Blätter an der Aloe und der Yucca glorioſa kann man jetzt dicht an dem Stamme wegnehmen, die Stelle mit Aſche oder Kreide beſtreuen, und hernach mit Baumſalbe zu-

kleben, ſo wird der Stamm ſtärker werden, und viele Jahre früher Blumen hervor bringen.

10. Wenn die Levkojen allzu ſehr in das Kraut wachſen, muß man ihnen das überflüſſige abnehmen, damit der Herzſtängel deſto eher zur Blüthe komme. Die Rosmarine müſſen ebenfalls von den Bäumen gereiniget, und die alten Zweige derſelben ſowohl, als die erſt im April gepflanzten, fleißig begoſſen, und der Boden zwiſchen ihnen, eben ſo wie der ganze Garten überhaupt, vom Unkraute geſäubert werden.

In d. M. blühen viele Arten vom Eiſenkraut, Ehrenpreis, und Salbey, Schafthalm, Waſſerſtern, Jasmin, Oehlbaum, Bachbungen, Gnadenkraut, Waſſerſchlauch, Wolfsfuß, Rosmarin, Muskatellerkraut, Baldrian, Schwertel, die drey Arten von Kardendiſtel, Acker- und Färbwaldmeiſter, Sumpflabkraut, falſcher Waldmeiſter (Gallium Mollugo), Krähenfuß, Flöhſame, Wieſenknopf, Biſchofsmütze, ſchwimmendes, krauſes und kammförmiges Samenkraut, Scharfkraut, Otterkopf, Lyſimachie, Wieſengeld, Gauchheil, Zaunwinde, Ziegenfuß, Federtrichterblume (Ipomaea Quamoclit), ſcharlachrothe Trichterblume, griechiſcher Baldrian, Wunderblume, Königskerze, Wollkraut, gemeine Igelskolbe (Stramonium), Metel, Bilſenkraut, gemeine Wolfskirſche (Atropa Belladonna), ſchlafmachende Judenkirſche, gemeine Judenkirſche, Nachtſchatten oder Bitterſüß (Solanum Dulcamara), N. Kartoffel, N. Liebesapfel, ſchwarzer Nachtſchatten, Oleander, Krähenaugen, Bruchkraut, Gänſefuß, Märzenkraut, Lungenblume, Tauſendgüldenkraut, Mannstreu, Sanikel, Aſtranz, Durchwachshaſenöhrlein, langblätteriges und ſichelförmiges Haſenöhrlein, Klettenkerbel, ſpaniſcher Zahnſtocher, Möhre, Ammey, Schierling, Silge, Oelſenich, cretiſches Vogelneſt, Haarſtrang, Silaus, Gertenkraut, Laſerkraut, Roßkümmel, Panaxkraut, Porſt, Liebſtöckel, Engelwurz, Waldangelik, Waſſermerk, Siſon, Steineppich, hohlröhrige Nebendolde, Pferdeſamen, Wüterich, Gleiſſe, Koriarder, Meiſterwurz, Paſtinak, Pferdeſilge, Kümmel, Pimpinell, Bockpimpinell, Färberbaum, Schneeballen, Hohlunder, zahmer Lauch, Allermannsharniſch, Sandknoblauch, Feuerlilie, türkiſcher Bund, Kaiſerkrone, Kibitzey, Zaunblume, Spargel, Binſen,

ſen, Mönchsrhabarber, rothe Grindwurz, gemeine Grindwurz, Waſſergrindwurz, Krötengras, Froſchlöfel, Trientale, indianiſche Gartenkreſſe, zweyjährige Nachtkerze, Weiderich, Natterwurz, Waſſerpfeffer, Flöhkraut, Buchwinde, Waſſerwinde, Diptam, Raute, Fichtenmonotrapa, Wintergrün, Goldmilz, Steinbrecharten, wilde Nelke, Donnernelke, gemeine Behen, Silenen, Nabelpflanzengattungen, fette Henne, ſehr viele Arten von Lychnis, Portulak, Blutkraut, Odermennig, Wau, Euphorbien, Hauslaub, Cactusarten, Meſembryanthemum, Pompellen, Pomeranzen, Limonien, Citronen, Spiräa, rother Steinbrech, Johanniswedel, Himbeere, Kornraden, Gänſerich, Fünffingerkraut, Blutwurz, Meerwurz, Linde, Stephanskörner (Delphinium Staphiſagria), gelber Sturmhut, Ackeley, Anemonen, viele Roſenvarietäten, Waldrebe, Mohn, Engelblume, grüne Nieſewurz, Katzenkraut, Bathengel, Lavendel, Berufkraut, Poley, taube Neſſel, Betonie, Rospoley, Löwenſchwanz, Doſten, Wohlgemuth, Münze, Bergmünze, Katzenmünze, Sumpfläuſekraut, Fingerhut, Sonnenwurz, Leindotter, Pfefferkraut, Hundeſeiche (Lepidium ruderale), wilde Kreſſe, Brunnenkreſſe, Meerrettig, Feldkohl, ſchwarzer Senf, Rupertskraut, Waldmalve, Gänſemalve, Kreuzblume, Ginſter, Platterbſe, Wieſenplatterbſe, breitblätterige Platterbſe, Wicke, Kicher, Geißklee, Siebengezeit, Kleearten, Bocksborn, Lucerne, Peterwurz, Johannispflanze, Conradskraut, Bocksbart, Scorzoner, Gänſediſtel, Mönchsglatze, Habichtkraut, Saukraut, Scharte, Wohlverley, Gemswurz, Kamillen, Mutterkraut, Bertram, Färberkamillen, Schafgarbe, Kornblume, Eiſenwurzel, Violen, Springkraut, Knabenkraut, Stendel, Vogelneſt, Oſterlucey, Aronſchlangenkraut, Riethgras, Spitzklette, Amaranten, Becherblume, Sadebaum, Wachholder, Zäpfleinkraut, Zaunrübe, Zweyblatt, u. a. m.

V. Verrichtungen, welche im Gewächs- und Glas- oder Treibhauſe geſchehen müſſen.

1. Man muß die jetzt blühenden Pomeranzenbäume gehörig begießen, um dadurch das Anſetzen der Früchte zu befördern. Die Erde in den Kübeln und Töpfen muß aufgelockert und etwas verfaulter Küh-

Kühmiſt darauf geleget werden; man kann dieſelbe auch um den Rand herum etwas erhöhen, damit ſie gegen den Stamm eine Höhle mache, in welcher das Waſſer ſich aufhalten kann. Niemals aber muß man friſchen Miſt auf die Töpfe legen, oder das Waſſer damit vermiſchen, um es fett zu machen; denn es verurſachet, daß die Blätter gern blaßgelb werden, und die Bäume auſſer der rechten Zeit blühen, wodurch ſie aber öfters in wenigen Jahren verderben. Das beſte Waſſer hiezu iſt Fluß- oder Teichwaſſer, welches der Sonne und Luft völlig ausgeſetzt iſt; hätte man hiezu aber kein anderes als Quellwaſſer, ſo muß man daſſelbe 2 oder 3 Tage vor dem Gebrauche an die Sonne und Luft ſetzen. Den blühenden Bäumen muß man nun auch die Blumen abnehmen, und an jeden Baume nur wenige an deſſen ſtärkſten Zweigen zum Fruchttragen ſtehen laſſen.

2. Man kann jetzt Reiſer von Myrten, Storchſchnabel, Geißklee, und andern ausländiſchen Staudengewächſen, in ein Beet von leichter fetter Erde pflanzen, ſie gehörig begießen, und, bis ſie ſich bewurzelt haben, im Schatten erhalten; man muß aber hiezu ſolche Reiſer nehmen, welche noch keine Blumen haben, aber doch auch nicht durch allzu langes Stehen im Gewächshauſe ſchwach geworden ſind.

3. Einige Pflanzen, welche im Gewächshauſe gehalten werden, und auch ſolche, welche man im Frühlinge aus dem Samen gezogen hat, kann man nun in größere Töpfe verſetzen, und ihnen bey dieſer Gelegenheit alle abgeſtandene und ſchimmelige Wurzeln benehmen; auch von dem Erdballen ſo viel Erde wegnehmen, als ohne allzuſtarker Entblößung der Wurzel geſchehen kann. Man ſetzt ſie hierauf gleichfalls an einen ſolchen Ort, wo ſie Schatten haben, und bis nach ihrer Bewurzelung vor ſtrengen Winden in Sicherheit

heit ſind; nachher aber können ſie an den Ort, wo ſie den Sommer überſtehen ſollen, gebracht werden.

4. Von unterſchiedlichen Arten der Fackeldiſtel, Hauswurz, Euphorbien, Cotyledonen, und andern dickblätterigen Pflanzen, kann man nun Schoſſen nehmen, und ſie vor dem Einſetzen ein Paar Wochen an einen ſchattigen Ort im Glashauſe legen, damit der abgeſchnittene Theil verheile, und ſie nicht, in Gefahr gerathen zu verfaulen.

5. Jetzt kann man auch die Lohe in den ſchon lange gemachten Beeten umrühren, und friſche darunter mengen, damit ihre Wärme wieder erneuert werde; man muß dieſes aber bey gelindem Wetter, und wenn wenig Wind wehet, verrichten, weil ſonſt die Pflanzen unterdeſſen von der für ſie zu kühlen Luft verderben könnten.

6. Den zärteſten ausländiſchen Pflanzen kann man jetzt bey gutem Wetter friſche Luft geben; doch muß man die Fenſter des Glashauſes bey großer Hitze des Mittages im Schatten halten. Dieſes iſt aber nur bey kleinen Glashäuſern nöthig, wo Pflanzen nahe an die Fenſter zu ſtehen kommen; in großen aber, wo die Pflanzen Raum genug haben, bedarf es dieſer Vorſicht nicht, als bis dieſelben ſich wieder aufs neue bewurzelt haben, nachdem ſie in andere Töpfe verſetzt worden ſind.

7. Um dieſe Zeit kann man die ausländiſchen Gewächſe mit Tollenwurzeln ausheben und zertheilen, und ſie ſogleich wieder in Töpfe, welche mit friſcher Erde gefüllet ſind, pflanzen, und ſo ſetzen, daß ſie bis gegen 11 Uhr die Morgenſonne haben. Bey trocknem Wetter müſſen ſie zuweilen aber ſehr ſparſam begoſſen werden, bis ſie neue Blätter getrieben haben; denn von der übermäßigen Näſſe verfaulen die Wurzeln.

8. Man

8. Man kann jetzt friſche Wurzeln aus der Fremde kommen laſſen, und ſie in Töpfe pflanzen, deren Erde aus einer Miſchung von 1 Th. Wieſen = oder Weidenerde, 1 Th. Flußſand, und 1 Th. Kalkſchutt beſtehen muß. Vor dem Füllen muß man die Töpfe auf dem Boden mit Steinen belegen, damit das Waſſer einen freyen Ablauf habe. Wenn man die Wurzeln darein geſetzt hat, ſtellet man dieſelben ſo, daß ſie die Morgenſonne haben, und giebt ihnen wenig oder gar kein Waſſer, bis ihre Blätter zum Vorſchein kommen.

9. Die frühzeitig gepflanzten Tuberoſen kann man jetzt in Töpfe verſetzen, dabey aber an den Wurzeln ſo viel Erden laſſen, als nur möglich iſt; wenn ſie ſodann an den Ort geſtellt ſind, wo ſie blühen ſollen, muß man ſie zum öftern begießen. Den ſpäter gepflazten, welche auf dieſe folgen ſollen, muß man viel Luft und fleißig Waſſer geben, damit ſie dadurch ſtark werden, und deſto mehr Blumen bringen.

10. Die Ananas müſſen um dieſe Zeit fleißig begoſſen und ihnen bey heißer Witterung viel Luft gegeben werden; denn ſonſt werden die Blätter verſenget, und die Früchte bekommen keinen vorzüglichen Geſchmack. Allzu viel Waſſer aber, und beſtändiges Offenlaſſen der Fenſter, würde den Pflanzen ebenfalls ſchädlich ſeyn; man muß daher eine richtige Mittelſtraße zu beobachten ſuchen.

11. In der Mitte des Monates kann man einige dauerhafte Arten der Aloe aus dem Gewächshauſe heraus, und an ſchattige Orte ſetzen, damit ſie der Sonnenhitze nach und nach gewohnt werden, ſonſt verändern ſie die Farbe. Man muß ſie aber vor den Erdſchnecken auf das ſorgfältigſte in Acht nehmen, weil dieſelben ihre Blätter benagen, und ſie dadurch ſehr verderben. Hat man aber Platz, ſie im Glashauſe zu laſſen, ſo treiben ſie ſtärker; nur muß man

ſie

ſie nicht zu dicht mit andern Pflanzen umſtellen, damit ſie genug Luft haben.

In dem Gewächshauſe blühen jetzt: kletternder Hundskohl, verſchiedene Arten Anemonoſpermos, Baumwollenſtaude, verſchiedene Arten Meſembryanthemum, gelber indianiſcher und azoriſcher Jasmin, Bläsleinſenna, Fühlkraut, Purgiernuß mit dem vielſpaltigen Blatte, dergleichen mit dem Läuſekrautblatte, indianiſche Pfeilwurz, afrikaniſche Kreuzblume, zwo Arten von afrikaniſcher ſtaudigen Salbey, verſchiedene Arten Aloe, Zwerggranaten, die verſchiedenen Arten des Storchſchnabels, Paſſionsblume, Plumerie, Caſſie, Kaffeebaum, Maſtixbaum, Bohnenkaper, Hermannie, Euphorbie, Fackeldiſtel, Klapperſchote, die Arten der Hauhechel, und Dornäpfel mit gefüllter Blume.

VI. Verrichtungen, welche im Felde oder Feld- und Wieſenbau geſchehen müſſen.

Man muß in d. M. 1. den Dünger fleißig auf die Brachfelder führen, und ihn ſo bald als möglich ausbreiten und unterpflügen; oder auch gleich nach dem Pferchen der Brache mit dem Pfluge dahinter herziehen laſſen. Denn die in d. M. vorgenommene Düngung macht die Aecker am fruchtbarſten, und verſchaffet den Früchten die beſten Säfte; es müſſen daher auch jetzt alle übrige Felder, die Krautrüben- und Leinäcker gehörig mit Miſte befahren und beſtellet werden. In Anſehung des Pferchens iſt noch anzumerken, daß ſolche Aecker, auf welche man den Hordenſchlag bringen will, kurz vorher in ſchmale Furchen gepflüget, und nicht eingeebnet werden müſſen; ſo kann ſich der Urin und Miſt von den Schafen deſto leichter in die lockere Erde einziehen; und es wird deſſen Wirkung durch die Sonnenhitze nicht ſo bald geſchwächet. Sollten einige Aecker nach dem Brachen wegen Mangel des Miſtes nicht gedünget werden können, kann man dieſelben nach dem Umpflügen mit der ſchweren eiſernen Egge doppelt überfahren, und ſie dadurch von den Wurzeln des Unkrautes reinigen. Bey

de-

denen Feldern aber, wo Miſt untergepflüget worden, iſt die Egge nicht rathtſam; denn ſie würde denſelben nur wieder aus der Erde hervor ſcharren, und dadurch verurſachen, daß er auf der Oberfläche ohne Nutzen verfaulte. Man kann das Unkraut lieber vorher vermittelſt eines eiſernen Rechens hervor kratzen laſſen, und auf ſolche Art den Acker davon befreyen. Zum Brachen überhaupt iſt der Sonnenſchein zuträglicher, als Regenwetter; denn durch die immer zunehmende Hitze der Sonnenſtrahlen verdorren die hervor gewachſenen Wurzeln des Unkrautes geſchwinder, da ſie hingegen von dem Regen neue Säfte bekommen, ſich aufs neue zu bewurzeln.

2. In dieſem und dem folgenden Monate iſt die beſte Zeit, das Gemenge von Erbſen, Wicken, Gerſte und Hafer, unter einander zu ſäen. Man ſchneidet daſſelbe, ſobald es abgeblühet hat, ab, und giebt es, wenn es noch grün iſt, dem Rindviehe, vornämlich aber den Pferden. Eben um dieſe Zeit kann man auch das Wickengemenge, nämlich Hafer und Wicken, unter einander ſäen, welches ebenfalls ein vortreffliches Futter für die Pferde und Melkkühe abgiebt, ſo wohl wenn es nach der Blüthe grün abgeſchnitten verfüttert wird, als auch wenn man es nach ſeiner Reife klein ſchneidet, und im Winter unter das andere Futter miſcht. Zu eben dieſem Gebrauch kann man auch die über den Weizen hervorſtechenden Rockenhalme oben wegſchneiden, wenn man auf den Weizenäckern reinen Weizen und keinen Miſchling einärndten will.

3. Zu Anfange dieſes M. ſäet man auch noch Hirſe, Heidekorn und Hanf. Den ſpätern Lein, welcher um Johannis bey ſchönem Wetter geſäet wird, hält man für beſſer, als die vorigen Saaten. Auch glaubt man, daß er viel eher verblühe, wenn er des Vormittags in die Erde gebracht wird, als wenn man

ihn

ihn des Nachmittags ſäet. Den frühen Flachs muß man mit großem Fleiße gäten, und dabey ſorgfältig auf die ſo genannte Seide Achtung geben; denn dieſe Art von Unkraut verurſachet bey der Bearbeitung deſſelben Hinderniß.

4. Wenn das Erdreich zuvor durch einen Regen etwas Feuchtigkeit erhalten hat, kann man nun auch die Kraut- und Kohlpflanzen ſtecken; dieſelben müſſen ſodann um Johannis zum erſtenmal umgehacket, gehäufelt, und vom Unkraute gereiniget werden, damit ſie ſich gehörig bewurzeln und in die Häupter wachſen können.

5. Die weißen oder Brachrüben werden jetzt im abnehmenden Monde geſäet. Einige thun ſolches im neuen Licht; doch kömmt hiebey mehr auf die Beſchaffenheit der Witterung an, und daß man ſonſt Zeit dazu habe. Wenn ſie gerathen ſollen, muß man ſie fleißig gäten. Dieſes muß auch auf den Weitzenäckern geſchehen. Denn wenn das Unkraut reif wird, fällt der Same entweder auf dem Felde ſchon aus, oder er kömmt nach dem Dreſchen und Fegen in den Miſt, und mit dieſem wieder auf den Acker, und dieſer wird alſo niemals davon befreyet werden. Die Diſteln zwiſchen den Sommerfrüchten kann man mit dem Diſteleiſen (ſ. Th. IX, S. 336, f.) nebſt der Wurzel abſtechen, und ſie durch die hinten nachkommenden Ausgäter ſammeln laſſen, damit man dieſelben nebſt andern Unkraute dem Rind- und Schweinviehe vorwerfen könne. Das Schaftgras oder Zinnkraut iſt, wenn es ſich einmal in einem Acker eingeniſtelt hat, ſchwer zu vertilgen; man kann es zwar mit der Ege oder dem eiſernen Rechen merklich vermindern, noch beſſer aber kann man es dadurch ausrotten wenn man Schweine auf dergleichen friſch gepflügte Felder treibt; denn dieſe wühlen die Wurzeln derſelben beſſer aus, als es durch Gäten geſchehen kann.

6. Um Johannis ſchneidet man ſchon die Winter-gerſte. Es iſt ihr dieſes zuträglicher, als das Hauen. Sie darf nicht allzu reif und überſtändig werden, ſonſt bricht ſie in den Halmen ein, und es bleibt wohl die Hälfte der Aehren auf dem Acker liegen. Wenn ſie 2 bis 3 Tage auf dem Acker gelegen hat, muß ſie aufgebunden, gemandelt und eingeführet werden.

7. Auf den Wieſen kann man nun den Kümmel ſammeln, ihn auf Tücher breiten, und, wenn er auszufallen anfängt, vollends ausklopfen. Denn es iſt eben nicht nothwendig, daß er auf der Wieſe reif werde, und man mit dem Abmähen des Graſes ſo lange warte, ſondern es iſt genug, wenn die Körner ihre gehörige Größe haben; und ſie werden von ſelbſt reif, wenn man ihn zu Hauſe auf einen trocknen Boden in Hanfen leget.

8. Wenn das Wetter gegen das Ende d. M. trocken und warm iſt, muß man die zweymähdigen Wieſen, Stück vor Stück abmähen, damit man alles wohl einbringe. Das grobe und langſtängelige Gras muß man zuerſt abmähen, damit es nicht zu hart werde. Auch müſſen die wäſſerigen und feuchten Wieſen vor den andern abgemähet werden, weil ſonſt ein Platzregen, deren es öfters zu Ende d. M. giebt, dieſelben überſchwemmen und unſauber machen könnte. Wenn das Gras gehauen iſt, muß man es wohl aus einander ſtreuen und umwenden, damit es nach und nach abtrockne. Dieſes Trocknen muß aber nicht jähling geſchehen, ſonſt bekommen die Stängel und Rippen auswendig eine harte Rinde, und die wäſſerigen Theile bleiben inwendig verſchloſſen, wodurch das Heu alsdann in den Scheunen gern zu ſchwitzen, oder gar in eine Hitze und Gährung zu gerathen anfängt, welche es ganz und gar verderben könnte, wenn man ihm nicht durch Lüften und Umwenden zu Hülfe kömmt.

Nach

Nach dem Trocknen muß das Heu eine ſtahlgrün Farbe haben, und, wenn man darin gereift, rauſchen; alsdann kann es ſicher eingefahren werden. Fällt nach der Heuärnde ſehr heißes und trocknes Wetter ein, ſo müſſen die abgemäheten Wieſen fleißig gewäſſert werden,

9. Die Abſonderung der Heuſorten für die verſchiedenen Arten von Vieh, kann ſchon vor dem Einführen, auf den Wieſen noch geſchehen. Das auf feuchtem Boden gewachſenen, und mit vielen Rieth- und andern ſauern Grasarten vermiſchte kann man für die Pferde beſtimmen; das ſtarkſtängelige und blätterreiche für die Zugochſen; und dasjenige, welches an erhabenen und trockenen Orten gewachſen iſt, und man gemeiniglich ſüßes Heu nennt, für die Schafe. Denn Kühen und Kälbern giebt man gemeiniglich das Grummet von ſolchen Wieſen, welche eine feuchte Lage haben.

10. Wenn die Wieſen allenfalls vor dem Heumachen durch Austretung der Flüſſe überſchwemmet worden ſind, und kein nachfolgender anhaltender Regen den Schlamm wieder abgeſpühlt hat, muß man dergleichen Heu, nach dem Trocknen, an einem freyen Platze, aber nicht in einer Scheune, dreſchen, damit es dadurch von dem Staube gereiniget werde, denn ſonſt entſtehen unter dem Horn- und Schafviehe gern allerley Krankheiten, und die Pferde entgehen gar ſelten dem Dampfe.

11. Das gut gedörrte Heu ladet man gern zu beyden Seiten der Scheuntenne in die ſo genannten Poren ab, nachdem dieſelben vorher mit Stroh und Erlenlaub bedeckt worden ſind. Bey dem Einführen der Früchte ſchlägt man ſowohl das Winter- als auch Sommergetreide auf daſſelbe, ſo iſt ſolches vor den Mäuſen ſicher; und wenn ja Körner ausfal-

len, bleiben ſie in dem Heu, und kommen doch dem Viehe zu gute.

12. Gegen das Ende d. M. wird das Geröhricht und der Schilf in den Teichen und Gräben, eine gute vierrel Elle tief unter dem Waſſer mit der Senſe ausgehauen; man muß aber vorher die Teiche etwas ablaſſen. Dieſes Ausgehauene kann man alsdann in die Miſtſtätten ſtreuen.

13. Die Mühlwehre und Dämme können nun bey ſeichtem Waſſer ausgebeſſert, oder von neuem gebauet werden.

14. Es iſt nun hohe Zeit, die Tabakspflanzen in das Feld zu verſetzen, wenn man dieſes bisher, aus Furcht vor den Nachtreifen, noch nicht hat vornehmen können. Nach 8 oder 10 Tagen müſſen ſolche Felder wieder beſichtiget, und die leeren Plätze mit friſchen Pflanzen beſetzet werden. Nach Verlauf abermaliger 8 Tage, kann man das Erdreich um die Pflanzen mit leichten ſcharfen Hauen auflockern und vom Unkraute reinigen, gegen das Ende des Monates aber anhäufen.

15. Jetzt kann auch der türkiſche Weitzen in die Erde geleget werden, wenn dieſes nicht ſchon im vorigen M. geſchehen iſt.

16. Man muß jetzt die Scheunen und Böden von allem Unrathe und Geniſte reinigen, die Mäuſelöcher mit zerſtoßenen Glasſcherben verſtopfen, und die untern Böden mit friſchem Strohe recht dick belegen, und gedörrtes Erlenlaub darüber ſtreuen, ſo wird dadurch die Feuchtigkeit von dem Heue ſowohl, als auch von dem Getreide, abgehalten, welche ſich ſonſt darein ziehen würde, wenn dieſe Böden nicht gedielt oder gepflaſtert ſind.

VII. Ver-

VII. Verrichtungen, welche in Wein- und Hopfenbergen und Gärten geſchehen müſſen.

1. In den Weinbergen iſt die erſte Arbeit, daß man, nach der im vor. M. geſchehenen Breche, das Weinholz mit Stroh an die Stäbe glatt anbinde. Dieſe Arbeit heißt die erſte Hälfte, und erfordert die meiſte Zeit unter allen, wenn ſie gehörig beſorget werden ſoll; denn das dazu benöthigte Stroh muß vorher im Waſſer wohl geweichet werden. Man darf auch die Schoſſen nicht zu grob auf einmal, ſondern muß ſie ſacht aufheben, und auch keine Blätter mit in das Band bringen; denn dieſes würde nicht allein einen Uebelſtand an dem Stocke verurſachen, ſondern ihm auch ſchädlich ſeyn, weil alsdann das Holz nicht ſo gut reifet, und zuweilen die Augen gar verderben.

In Gärten müſſen nun gleichfalls die drey ſtehenden Weinreben an die Spaliere feſt gemacht, die Seitenſchoſſen und ſchwachen Reben aber ganz weggenommen werden, ſo bekömmt die Frucht deſto mehr Sonne und Luft zu ihrem Wachsthum. Wenn man dieſes nicht bey Zeiten vornimmt, ſodern die Reben zu lange hängen und ſich unter einander verwickeln läßt, kömmt hernach öfters bey dem Anbinden die untere Seite der Blätter aufwärts zu ſtehen; dadurch wird die Frucht in ihrem Reifwerden zurück gehalten, und das Holz weich und markig, daß es im folgenden Jahre ſelten Früchte trägt.

Hienächſt muß in den Weingärten auch das Gäten, oder die ſo genannte Kraute, vorgenommen werden, damit gleich nachher die zweyte Hacke kurz vor der Blüthe geſchehen könne; denn in der Blüthe darf man nicht hacken, weil dieſelbe dadurch gar leicht abgeſtoßen werden könnte. Bey dieſem Gäten muß man nicht allein den Garten von dem Unkraute reinigen, ſondern auch die Weinſtöcke ſelbſt von den ſich zwiſchen

dem Hirne und den Wurzeln anſetzenden überflüſſigen Schößlingen befreyen, welche demſelben eben ſo ſchädlich ſind, als den Bäumen die Waſſerſchoſſen; denn ſie entkräften die Stöcke, und richten ſie endlich ganz zu Grunde.

2. Nach Pfingſten müſſen die Hopfengärten umgehacket, oben die überflüſſigen Blätter abgebrochen, und der Hopfen an die Stangen gebunden werden. In ſehr trocknem Boden könnte es auch nicht ſchaden jedem Stocke eine Gießkanne voll Waſſer zu geben.

VII. Verrichtungen in Wäldern, Förſten und Holzungen.

In Anſehungen des Waldes, muß man 1. verbieten, die Baumrinden abzuſchälen, um Erdbeerkörbe daraus zu machen; denn die Bäume verderben dadurch gar leicht. Eben ſo wenig muß man um dieſe Zeit das Pechhauen erlauben.

2. Man muß kein Vieh in diejenigen Plätze treiben laſſen, wo das Wildbret ſeinen Stand hat.

Inſonderheit hat ein Förſter zu beobachten, daß er 1. den Samen vom Leinbaume einſammeln, und gelegentlich wieder ausſäen laſſe.

2. Muß er auch noch immer das Mayenſtehlen ſorgfältig zu verhindern trachten. Denn ob gleich der Verluſt des Holzes hiebey ſehr geringe iſt, ſo iſt doch der Schade ſehr beträchtlich, welcher den Laubhölzern dadurch verurſachet wird, weil die Birkenſtäcke, von welchen um dieſe Zeit die Mayenbäume abgehauen werden, abſterben. Siehe auch Th. V, S. 366, f.

3. Darf er auch nicht zulaſſen, daß man mit der Sichel oder Senſe in den Wäldern graſe. Man darf wohl bey feuchtem und regenhaften Wetter den im Herbſte oder auch im März geſäeten Holzſamen zum erſtenmal gäten, damit die jungen Baumpflan-

zen Luft bekommen, es muß aber dieſe Arbeit von verſtändigen Leuten geſchehen, welchen die verſchiedenen Baumpflanzen hinlänglich bekannt ſind, und keinesweges von Kindern, damit nicht die jungen Bäumchen zugleich mit dem Unkraute ausgeriſſen werden. Bey trocknem Wetter aber muß man dieſes Gäten unterlaſſen; denn alsdann iſt den jungen Bäumchen der Schatten des Unkrautes gegen die Sonnenſtrahlen zuträglich.

4. Muß ein Förſter auf die in den Waldungen hütenden Viehhirten und Schäfer fleißig Acht haben, daß ſie, inſonderheit die letztern, nicht das Laub von den Weißbüchen, Erlen, Rüſtern, oder Birken, als ein gutes Futter für die Schafe abſtreifen, oder in dieſer Abſicht gar die Aeſte ſolcher Bäume abhauen.

5. Muß er auch das Beſchädigen des Birkenſamens durch die kleinen Käfer nach Möglichkeit verhindern, auch

6. die ſowohl in dieſem als auch folgenden Mon. hervor kommende Lindenblüthe fleißig beobachten.

7. Muß er den etwa durch Mehlthau verurſachten Brand des jungen Holzes wieder zu verbeſſern ſuchen. Wenn ein ſolches Unglück einen ganzen Diſtrict des geſäeten jungen Holzes gleich in den erſten Jahren trifft, iſt das beſte Mittel, ein ſolches Gehau bey der nächſten Saat wieder friſch zu beſäen. Wären aber dadurch nur hin und wieder Blößen verurſachet worden, ſo muß er ſolche abgeſtandene einzelne Bäumchen entweder durch Nachſtreuung friſchen Samens, oder noch beſſer durch Nachpflanzung junger Bäume, welche mit den übrigen von dieſer Saat in gleicher Höhe ſind, wieder erſetzen. Dieſe Art iſt deswegen vorzüglicher, weil dabey die nachgeſetzten Bäumchen durch die ſchon erwachſenen nicht ſo ſehr unterdrücket und am Wachsthume verhindert werden, wie bey dem Nachſtreuen des Samens zu befürchten iſt.

8. Wenn an Bergen durch Wettergüſſe oder Platzregen, Lücken in den beſäeten Gehauen verurſacht worden wären, muß ein aufmerkſamer Förſter dieſelben ſogleich, auch wohl zu wiederholtenmalen, durch Einſtreuung neues Samens wieder ergänzen. Endlich muß er auch

9. mit dem Ausklingeln der geſammelten Zapfen, nach Beſchaffenheit des Vorrathes derſelben, fortfahren.

IX. In Anſehung der Viehzucht,

muß man 1. den Stier zu denjenigen Kühen laſſen, welche bisher nicht gerindert haben.

2. Für das Melkvieh fleißig graſen laſſen, dabey aber verhüten, daß an den Rändern der Wieſen kein Schade geſchehe. Mit Vorwerfen des fetten Klees und der geilen Dickwurzelblätter muß man nicht allzu freygebig ſeyn, hauptſächlich wenn das Vieh von einer magern Weide kömmt, denn es überfrißt ſich alsdann leicht. Die Kühe ſollten auch des Tages wenigſtens viermal getränket werden, nämlich des Morgens vor dem Austreiben, des Mittags bey der Heimkunft, und ſo auch vor und nach dem Austreiben des Nachmittags, ſo würden ſie unterweges nicht ſo oft aus ſtinkenden Pfützen zu ſaufen Luſt bekommen, wodurch ſie ſich öfters Krankheiten zuziehen. Wären aber die Triften zu weit abgelegen, als daß man das Vieh zu Mittage nach Hauſe treiben könnte, ſo ſollten die Hirten ſich bemühen, ſchattige Plätze ausfindig zu machen, wo auch in der Nähe Waſſer anzutreffen wäre, damit das Viehl daſelbſt wiederkäuen und ausruhen könne.

3. Weil das Zugvieh von dem neuen Futter ſehr matt wird, muß man, in Anſehung der Zugochſen, ſehr vorſichtig damit ſeyn, und ihnen wenigſtens in der Frühe noch ferner Heu vorlegen.

4. Man

4. Man kann auch mit dem Schafſcheren ferner fortfahren, und dieſen Thieren bey trocknem Wetter in gegenwärtigem und folgendem Monate die gewöhnliche Salzlecke geben, welche aus zerſtoßenem und mit Wachholderbeeren vermiſchten Salze beſtehen muß. Man muß dieſelben auch des Morgens nicht allzu früh austreiben, ſondern vorher den Thau vergehen laſſen, und bey großer Hitze dieſelben des Abends zeitig eintreiben. Es iſt ihnen auch ſchädlich, wenn ſie an ſehr ſumpfigen Orten gehütet werden. Obige Anmerkung in Anſehung eines bequemen Platzes zum Tränken und Ausruhen, findet auch bey den Schafen Statt.

Bey dem Scheren der Schafe iſt noch anzumerken, daß das vorhergehende Waſchen derſelben an einem ſchönen und warmen Tage vorgenommen werden muß, und man nachher die Schafe an keine ſolche Orte mehr treiben darf, wo ſie die Wolle wieder ſchmutzig und ſtaubig machen können. Bey Tage muß man ſie auf einem trocknen Grasboden, des Nachts aber in Ställen auf genugſamer Streu halten. Das Scheren ſelbſt muß mit Geſchicklichkeit geſchehen, und die Schafe dabey nicht halb geſchunden werden, ſonſt werden ſie hernach im freyen Felde von dem Ungeziefer, welches ſich vom Blute der Thiere nähret, oft bis zum Umfallen gemartert. Bey der Schur ſelbſt könnte man ſich den größten Vortheil zuwege bringen, wenn man die verſchiedenen Arten der Wolle ſofort von einander abſonderte; denn auch die feinſten Schafe tragen dreyerley Wolle; die feinſte iſt zu beyden Seiten des Bauches, die mittelmäßige am Rücken, Halſe und Bruſt, und die geringſte an den Schenkeln und vordern Bauchblättern.

5. An denen Orten, wo den Schäfern die Schafmilch nicht verpachtet iſt, fängt man erſt nach Pfingſten an, zu melken.

6. Man muß jetzt auch unter den Schafen Muſterung halten, und die geringen Lämmer, Märzſchafe und Märzhammel, überhaupt alles, was zur Zucht nicht mehr taugt, verkaufen, oder zum Schlachten aufheben; ſie müſſen aber unterdeſſen beſonders gehütet werden.

7. Um dieſe Zeit kann man die Stähre oder Schafböcke zu den Schafen laſſen, um gegen Weihnachten junge Lämmer zu haben. Auf einen Stähr rechnet man 15 Mutterſchafe. Hat man aber zu viel Stähre, ſo kann man diejenigen, welche ſich gut mäſten, um dieſe Zeit noch ſchneiden.

8. Weil die Schweine zu jetziger Zeit allerley Ungeziefer mit dem Graſe verſchlucken, kann man ihnen Angelik und Entian eingeben, und Alant, Knoblauch, Meiſterwurz, Eberwurz, mit dem Kraute, Liebſtöckel, Sauwurz, Peſtilenzwurz, und Lungenwurz, in das Getränk legen. In allzu großer Hitze darf man ſie nicht austreiben, denn ſie ſaufen ſonſt das kalte Waſſer allzu häufig, und werden davon krank. In Ställen kann man ihnen bey großer Hitze, friſche Erde und Sand zur Abkühlung unterſtreuen.

9. Man hat ſich jetzt auch ſchon um das Winterfutter zu bekümmern. Man kann, in dieſer, Abſicht, aus dem überflüſſigen Graſe Heu und Grummet machen, da es ja um dieſe Zeit in den Weinbergen, Gärten, und zwiſchen den Sommerfrüchten, Unkraut in Menge giebt wovon man das beſte unter die Futterkräuter für das Melkvieh miſchen, das ſchlechtere aber den Schweinen vorwerfen kann. Imgleichen kann man junge Zweige von Erlen, Sahlweiden, Rüſtern, Weißbüchen, Haſelſtauden, und andern Geſträuche, abſchneiden, ſie in kleine Bündel oder Wellen locker zuſammen binden, und auf Zaunpfähle zum Trocknen ſtecken.

X. Bey

X. Bey der Pferdezucht inſonderheit,

verurſachet um jetzige Zeit das neue Futter vorzüglich Schaden, indem die Zugpferde mehr, als anderes Vieh, davon matt werden. Ein ſorgfältiger Haus- und Landwirth hat alſo 1. in dieſem Stücke die gehörige Vorſicht zu gebrauchen; und es wäre zu wünſchen, daß ein jeder bis nach Michaelis mit altem Heu und Stroh verſehen wäre; denn um dieſe Zeit haben die Pferde nicht mehr ſo viele Arbeit zu verrichten, und können folglich das neue Futter beſſer vertragen.

2. Müſſen die Ackerpferde beſonders 3 bis 4 Wochen vor der Aernde wohl gewartet werden, damit ſie die zur Feldarbeit nöthige Munterkeit und Stärke bekommen.

3. Soll man die Pferde bey heißer Witterung nicht allzu ſcharf treiben, und in der größten Hitze zu Hauſe laſſen.

4. Müſſen ſie niemals viel auf einmal, ſondern lieber öfter getränket werden. Dabey iſt noch zu beobachten, daß das Waſſer bey warmen Wetter laulicher ſeyn muß, als bey kühlen.

5. Diejenigen Pferde, welche man auf die Weide gehen läßt, muß man in der Kühle des Morgens austreiben, und noch vor der Mittagshitze wieder nach Hauſe treiben.

6. Die Füllen pflegt man um dieſe Zeit im zunehmenden Monde, niemals aber im Neumonde, zu entwöhnen. In Stutereyen werden ſie gemeiniglich 3 Tage vor dem Vollmonde 24 Stunden lang nicht zu ihrer Mutter gelaſſen; darauf läßt man ſie noch einmal genug an ihnen trinken, und bringt ſie alsdann in den Fohlenſtall.

XI. In Abſicht auf das Federvieh,

kann man 1. den Hühnern, bey welchen ſich gemeiniglich um dieſe Jahrszeit Krankheiten einfinden, einen

nen guten Theil Roßameiſen vorſchütten; davon purgiren, und erholen ſie ſich bald wieder. Den kleinen Hühnern kann man jetzt Knoblauch, den Truthühnern aber ein Pfefferkorn geben, und ihnen den Kopf mit Branntwein beſtreichen, um den Pſipps zu verhüten. Noch beſſer aber kann dieſer gefährlichen Krankheit vorgebeuget werden, wenn man ihnen das Waſſer zum Trinken des Tages etlichemal mit friſchem verwechſelt; denn nichts trägt mehr zu derſelben bey, als wenn das Federvieh aus Durſt genöthigt iſt, das von der Sonne erwärmte Waſſer zu trinken. Siehe auch Th. XXVI, S. 227, fgg.

2. Weil die in d. M. ausgebrüteten Hühner dieſer Krankheit ſehr unterworfen ſind, nimmt man ſie nicht zur Zucht, ſondern verkauft ſie, oder verſpeiſet ſie jung. Ueberhaupt hat dasjenige Federvieh keine gute Art zum wachſen, und ſtirbt gern jung weg, welches in der Hohlunderblüthe ausgebrütet wird. Das von der erſten Brut aber zur Zucht ausgeſuchte junge Geflügel muß nun von dem andern abgeſondert und mit größerer Sorgfalt gewartet werden, damit es ſtark und dauerhaft werde, und den folgenden Winter beſſer überſtehen könne.

3. Die Roſenblätter ſind den jungen Hühnern vornämlich den indianiſchen, und den jungen Gänſen ſehr ſchädlich, denn ſie ſterben, wenn ſie zu viel davon freſſen.

4. Man kann bis gegen Jacobi die jungen Hähne kappen; es muß dieſes aber von geübten Perſonen geſchehen, deren Finger nicht allzu ſtark ſind, um die Geilen geſchickt heraus ziehen zu können, ſonſt kommen die Kapaunen entweder gar um, oder bleiben nach überſtandenen Schmerzen doch Hähne; und diejenigen, welche einen Kapaun auf den Tiſch zu bekommen glauben, finden an deſſen Statt bloß einen alten Hahn. Bis der Schnitt geheilt iſt, welches längſtens innerhalb

halb 8 Tage geſchieht, muß man die jungen Patienten in einer Kammer allein laſſen, und ſie mit keiner harten Körnerfrucht, ſondern mit einem Teige von geſchrotener Gerſte füttern, ſo bleiben ſie nicht nur geſund, ſondern die Heilung des Schnittes wird auch dadurch befördert.

5. Nach Johannis muß man keine Taube mehr fliegen laſſen, weil ſie zu ſchwach bleiben, und ſich daher der Stoßvögel nicht leicht erwehren können.

6. In der Mitte d. M. werden die Gänſe berupfet, und zwar geſchieht dieſes jetzt an einigen Orten ſchon zum drittenmal. Den jungen Gänſen muß man früh morgens, ehe ſie auf die Weide getrieben werden, etwas mit Salz beſtreueten Hafer geben, und ihnen des Abends, wenn ſie nach Hauſe gekommen ſind, ebenfalls dergleichen oder anderes trocknes Futter vorwerfen; denn ſie bleiben gern klein und werden nicht ſtark, wenn ſie bloß Gras freſſen. Diejenigen, welche um dieſe Zeit in dem Kiel = und Federnſchieben begriffen ſind, würden auch ihre Kräfte durch das bloße Gras nicht genug erſetzen, welche dadurch ſehr geſchwächet werden, daß ein großer Theil ihres Blutes ſich in die neuen Federn zieht.

7. Wenn in d. M. allzu naſſes Wetter iſt, oder die kleinen Mücken und Schnacken den jungen Gänſen in die Ohren kriechen, fallen ſie gar leicht dahin. Dem letztern Uebel kann am beſten abgeholfen werden, wenn man ihnen die Ohren mit Lein = oder Baumöhl ſchmiert; denn alsdann bleibt dieſes Ungeziefer am Rande kleben; und kann ſie durch ſein Beiſſen nicht ſo ſehr abmatten. Die Regenwürmer ſind den Gänſen ebenfalls ſchädlich, und bringen ihnen zuweilen gar den Tod, ungeachtet ſie dieſelben begierig freſſen; man muß daher die jungen Gänſe nicht vor 7 Uhr austreiben, bis ſich nämlich dieſe Würmer wieder in die Erde verkrochen haben.

XII. Bey

XII. Bey der Bienenzucht,

muß man 1. die Fluglöcher an den Beuten groß machen, damit die Schwärme Platz zum Auszug bekommen; denn dieſer Monat iſt der rechte Schwärmmonat, und ſie fangen damit um Pfingſten an. Man hat daher täglich von 8 Uhr des Morgens an, bis Nachmittags um 4 Uhr, fleißig Achtung zu geben, daß kein Schwarm ohne Abſchied davon ziehe. Es giebt zwar gewiſſe Kennzeichen des bald erfolgenden Schwärmens; unter andern iſt dieſes eins davon, daß man des Abends kurz vor der Dämmerung, wenn man die Ohren an die Stöcke hält, einen ſauſenden Laut hört, als wenn ſie zum Abzug blieſen, unter welchem ſich die hellere Stimme der Königin deutlich unterſcheiden läßt; ſo lange man aber dieſe nicht hört, hat es auch wegen des Schwärmens noch keine Gefahr. Sie legen ſich auch einige Zeit vor dem Schwärmen häufiger um die Fluglöcher, und kriechen ſehr ämſig aus und ein, als wenn ſie ſich zur Reiſe anſchickten. Dieſer Kennzeichen ungeachtet geſchieht es aber doch zuweilen, daß der Schwarm noch keine Luſt zum Ausfliegen bezeiget; und in dieſem Falle muß man alle Löcher des Korbes wohl vermachen, damit keine Luft darein komme, ſo wird die Wärme den Schwarm in kurzer Zeit zum ausfliegen nöthigen.

2. Hat man nun ſichere Merkmale, daß ein Stock bald ſchwärmen werde, ſo muß man nebſt oben empfohlener genauer Beobachtung deſſelben, auch Handſprützen und Waſſer, nebſt den neuen Körben in Bereitſchaft halten, in welchen die jungen Schwärme ſich anbauen ſollen. Letztere müſſen, in dieſer Abſicht, inwendig wohl gereiniget, und mit Meliſſe, Thimian und Quendelkraut ausgerieben werden, damit die Bienen mit deſto größerer Luſt darin bleiben. Schwärmt nun der neue Stock wirklich, und hat man bemerkt,

auf

auf welche Seite er ſeinen Flug richten werde, ſo muß man auf einige Klaftern weit voraus mit den Handſprützen in die Luft ſprützen, damit ihnen der feine Duft und Geruch davon entgegen komme, und ſie dadurch, in Vermuthung eines Regens, bewogen werden, ſich an einen nahen Baum oder andern Ort zu ſetzen, wo ſie ſodann nach der gewöhnlichen Art eingefaſſet werden können.

3. Um dieſe Zeit müſſen alle Bienenſtöcke auch auswendig von allem Spinnengewebe und Ungeziefer geſäubert werden, damit die jungen Bienen am erſteren nicht leicht hängen bleiben, noch beunruhiget werden.

4. In der Gegend, wo die Bienenſtöcke ſtehen, muß man das Gras nicht ſehr hoch wachſen laſſen, ſonſt werden die Bienen, wenn ſie mit ihrer ſchweren Ladung etwa darein fallen, öfters den Fröſchen und Kröten zur Beute.

5. Weil in d. u. folg. M. die Hitze am größten iſt, muß man den Bienenkörben durch Breter, oder auf andere Art, Schatten verſchaffen, zumal wenn ſie an ſolchen Orten ſtehen, welche die Sonne den ganzen Tag über beſcheinen kann, weil ſonſt das Gewirk (Rooß) durch die große Hitze los werden, und die Bienen nebſt dem gehofften Nutzen zu Grunde gehen möchten.

XIII. In Anſehung der Fiſcherey,

kann man nun 1. am beſten mit dem rothen Käferchen angeln, auch gegen den Vollmond Krebſe fangen.

2. Müſſen um dieſe Zeit die Abfall- und Ablaßgräben, Dämme, Rechen, Fluder und Ständer der Teiche in gutem Stande ſeyn, damit das überflüſſige Waſſer gehörig abſchießen, und an den Teichen keinen Schaden thun könne; denn um Johannis läuft daſſelbe öfters durch die ſtarken Regengüſſe ſehr an.

3. Hin-

3. Hingegen müſſen an ſolchen Teichen, welche keinen ſtarken Zufluß haben, und im Sommer leicht austrocknen, die Waſſergräben und Einflüſſe geöffnet, und alles auf die Seite geſchaffet werden, was den Zugang des Waſſers verhindern, oder verurſachen könnte, daß die nutzbare Feldgeile anders wohin fließe, welche ſonſt bey entſtehenden Regengüſſen den Teichen zu Nutzen käme.

4. Weil in d. M. das Gras nicht allein ſtark wächſt, ſondern auch bald reift, zumal wenn der vorhergegangene Winter nicht ſonderlich kalt geweſen iſt, ſo muß man daſſelbe um Johannis zum erſtenmal abmähen, damit die Teiche durch das häufige Ausfallen des Grasſamens nicht allzu ſehr davon angefüllet werden und verwildern. Wenn dieſes Gras auch ſonſt zu nichts tauglich wäre, kann man es doch zum Unterſtreuen gebrauchen, oder den Dünger damit vermehren; vieles aber davon iſt ſo beſchaffen, daß man es gar wohl unter Stroh und Häckerling ſchneiden und für die Pferde unter den Hafer verfüttern kann. Das niedrige und ſchilfige Teichgras kann man auch mit geringen Koſten ſo zubereiten, daß die Zugochſen daſſelbe noch lieber freſſen, als das Wieſengras; man darf nur, wenn man es zu Hauſe auf den Boden abgeladen hat zwiſchen jede 3 bis 4 Schuh hohe Lage eine tüchtige Portion klein zerſtoßenes Stein-oder auch gemeines Salz ſtreuen, ſo wird ſolches durch das Schwitzen des Heues ſchmelzen, und daſſelbe durch ſein Eindringen zu einem angenehmen und geſunden Futter für die Ochſen machen. Es halten ſich aber um dieſe Zeit die Fiſche gern im Graſe auf; man muß daher vor dem Abmähen mit Störſtangen oder Fiſchtrampen in das Waſſer ſchlagen, damit die Fiſche ſich anders wohin begeben, und man keinen Schaden unter ihnen anrichte.

5. Wenn

5. Wenn ſolche Teiche, welche in Auen und freyen Feldern liegen, und alſo gar keinen Zufluß des Waſſers haben, gleichwohl in Hoffnung eines künftigen Regens beſetzt worden ſind, nun aber bey trocknem Wetter ganz auszutrocknen in Gefahr ſind, muß man dieſelben, ſo bald das Waſſer bis auf den dritten Theil abgenommen hat, ausfiſchen, und die Fiſche in andere Teiche verſetzen, den leeren Teich aber, wenn er völlig ausgetrocknet iſt, pflügen, und nach Beſchaffenheit des Bodens beſäen. Hat derſelbe einen magern Boden, ſo kann man ihn vorher mit wohl verfaultem Miſte, inſonderheit mit kurzem Schafmiſte düngen; wäre dieſer aber allzu weit fahren, ſo darf man den Teich nur mit weißen Rüben beſäen, und von dieſen die größten im Herbſte heraus ziehen, die andern aber in dem Waſſer erſäufen und verfaulen laſſen, ſo bekommen die Fiſche dadurch eine vortreffliche Nahrung, von welcher ſie ſowohl am Fette, als auch Fleiſche, ſehr zunehmen.

6. Zu jetziger Zeit muß man kein Vieh an den beſetzten Teichen hüten laſſen, weil dadurch die Fiſche von dem Rande weggeſcheuchet und in die Tiefe getrieben werden, wo ſie aber keine Nahrung finden, und folglich verderben. Man hat auch Acht zu geben, daß keine Fiſche gegen das Waſſer hinauf ausgehen, und von Hirten oder andern Leuten weggefangen werden.

7. In d. M. ſtreichen unter andern Fiſchen, die Karpfen, Karauſchen, Schleihen, Weißfiſche und Rothaugen.

XIV. Bey der Jägerey, und dem Weidwerke,

ereignet ſich in dem jetzigen und folgenden Monate nichts ſonderliches; es bringt anch wenig ein. Denn, ob man gleich Wachteln, und Kreßler (Wachtelkönige) mit den Stecknetzen fängt, ſo hat man doch mehr Schaden, als Vortheil, davon. Indeſſen kann man doch aller-

allerley Beſchäftigungen vornehmen. Denn 1. zwiſchen Johannis und Jacobi mauſen ſich die wilden Gänſe und Aenten, und man kann ſie im Geröhricht der Teiche und Seen mit Netzen fangen.

2. Man kann junge wilde Tauben aus den Neſtern nehmen, wenn ſie bald flück ſind, und ſie mit Weitzen, Erbſen, und Hirſe, aufziehen, auch in einem beſondern Gemache frey herum fliegen laſſen: ſo kann man dieſelben im Auguſt entweder auf die Tenne oder auf die Pürſch brauchen.

3. Man kann jetzt auch junge Käutzlein zum Vogelfang ausnehmen. Die alten verändern ihre Neſter nie, wenn man ihnen nur ein einziges darin läßt. Auch kann man junge Miſtler, Droſſeln und Amſeln aus den Neſtern nehmen, und in einem reinen Zimmer aufziehen; ſie müſſen auch überhaupt ſehr reinlich gehalten werden. Die jungen Vögel, welche noch nicht viel Federn haben, ſind leichter aufzubringen, als die ſchon erwachſenen; denn ſie ſperren die Schnäbel williger auf, und ſind auch gelehriger. So bald ſie allein freſſen können, gewöhnet man ſie an die Vogelbauer, welche man an kühle, aber doch trockne Orte, oder auch in das Finſtere, ſetzt; man muß ſie aber fleißig füttern und tränken, auch ſehr reinlich halten, inſonderheit wenn man ſie im Finſtern hält; denn dieſes macht ſie im Anfange ſehr traurig.

4. Man kann auch um dieſe Zeit ſehr leicht junge Nachtigallen fangen; denn die Alten verrathen ihr Neſt ſelbſt durch ihr Geſchrey, welches ſie aus Eifer für ihre Jungen machen, und die jungen Vögel ſelbſt verlaſſen das Neſt allemal etliche Täge eher, als ſie im Stande ſind zu fliegen, und bleiben unter dieſer Zeit auf niedern Zweigen, oder wohl gar auf der Erde, ſitzen. Die hellen und weißfarbigen ſind die Hähne, die braunen und dunkelfarbigen aber die Weibchen;

da=

daher hat man hauptſächlich jene aufzuſuchen, und mit Ameiſeneyern aufzuätzen.

5. Den Meiſen kann man nach Johannis, oder ſo bald die Jungen abgeflogen ſind, mit Kloben nachſtellen, auch Stahre fangen, und Leimruthen für allerley andere Waldvögel ſtecken.

6. Es iſt jezt auch jezt Zeit die Vogelheerde auszuputzen und zurecht zu machen.

7. Man muß die einheimiſchen und wilden Katzen von den Feldern wegſchießen und verjagen, weil ſie daſelbſt nur dem jungen Geflügel nachſtellen.

8. Die Faſanenwärter müſſen fleißig Achtung geben, wo die Faſane ihre Junge ausbrüten, und ihnen öfters Rauch machen.

XV. Was die häuslichen Geſchäfte betrifft,

muß man nun 1. die Scheunen und Tennen, imgleichen die Hausböden zurecht machen, ſie von allem Staube und Miſte reinigen, und ungefähr 8 Tage offen ſtehen laſſen; alsdann kann man Erlenlaub und reines Stroh darein ſtreuen. Das erſte ſoll wider die Mäuſe ſehr gut ſeyn.

2. Man muß das liegende Korn wenigſtens zweymal die Woche über umſchlagen, und die Fenſter der Getreideböden, welche aber mit eiſernen Drahtgittern verwahrt ſeyn müſſen, des Nachts bey kühlen Winden öffnen; die Kellerlöcher und Thüren aber müſſen vor der Hitze ſorgfältig verſchloſſen bleiben, und dürfen nur die Luftlöcher, beſonders die gegen Norden, bey trocknem Wetter des Nachts auf kurze Zeit geöffnet werden.

3. Zu der Zeit aber, wenn der Wein am Stocke blühet, muß man ſorgfältigſt verhüten, daß keine Luft in die Keller oder gar in die Fäſſer dringe; denn man ſagt im Sprichworte, daß er um dieſelbe Zeit auch im Keller blühe. Er gähret nämlich aufs

nene, und verändert ſich ſowohl an Farbe als Geſchmack; inſonderheit geſchieht dieſes an den beſten und köſtlichen Weinen; wenn aber die Weinblüthe vorbey iſt, hört auch dieſes Gähren wieder auf.

4. Man muß, ehe die große Hitze einfällt, einen hinlänglichen Vorrath von Butter und Käſe verfertigen; denn die ſtarke Hitze verurſachet öfters, daß die Milch ſauer wird und gerinnet, ehe noch die fetten Theile, woraus die Butter werden ſoll, ſich von den andern abſondern und in die Höhe begeben können. Doch trägt wohl die Unreinigkeit der Milchgeſchirre das meiſte dazu bey. Es müſſen dabey die hölzernen Geſchirre zum öftern mit ſiedendem Waſſer gefüllet, und daſſelbe darin gelaſſen werden, bis es erkaltet iſt; dadurch wird die Säure aus dem Holze gezogen, welche ſich ſonſt der Milch mittheilte. Bey irdenen Geſchirren aber iſt das Anfüllen mit ſiedendem Waſſer, oder auch das Ausſieden, nicht hinlänglich, ſondern man muß ſie nach demſelben in einen Backofen ſchieben, ſo bald das Brod heraus iſt, und ſo lange darin laſſen, bis der Ofen erkaltet iſt.

Bey dem Käſemachen, darf man den fetten Rahm nicht allzu genau von der Milch abſchöpfen, ſonſt werden die Käſe trocken und unſchmackhaft. Die Maſſe der Käſe muß man wohl ſalzen; dadurch bekommen ſie nicht nur einen beſſern Geſchmack, ſondern es verhindert auch das Ausbrüten der Würmer. Um die Fliegen und anderes Ungeziefer von den Käſen abzuhalten, müſſen die Gitterkaſten wohl mit Fliegengarnen überzogen ſeyn. Das Schimmeln der Käſe zu verhindern, darf man dieſelben nur mit zerlaſſenem Kühſchmalze einigemal vermittelſt eines Pinſels überſtreichen.

5. In Anſehung des Brodes aber iſt um dieſe Jahrszeit ein allzu großer Vorrath nicht rathſam, denn es verſchimmelt leicht; welches aber dadurch verhütet wer-

werden kann, wenn man etwas Salz unter den Teig knetet.

6. Das Lagerbier kann man nun zu ſchenken anfangen, wenn Mangel an Malze iſt, außer dem aber muß man damit bis in den Julius oder Auguſt inne halten.

7. Um dieſe Zeit kann man auch allerley Eſſig anſetzen, auch Waſſer von Cardobenedicten, Roſen, Fenchel ꝛc. brennen; ingl. wälſche Nüſſe einmachen, und Johannisbeeren zu Geleen einſieden, welche man hernach im Winter zu Backwerk oder andern Gerichten verbrauchen kann.

XVI. Bey der Küche,

können nun 1. die jungen Hühner verſpeiſet werden, wenn man dieſelben nicht verkaufen will; denn zur Zucht ſind ſie nicht dauerhaft genug.

2. Man kann die kleinen Gurken, auch Hohlunderknöpfchen, ehe ſie noch aufblühen, jene in Eſſig allein, dieſe aber in Salz und Eſſig, wie Kapern, einmachen. Man macht auch Stachelbeeren und grüne Erbſen ein. Letztere werden zum Theil auch getrocknet; wiewohl, um der längern Dauer willen, das Einmachen der Erbſen bis zuletzt im Sommer ſpäter geſchehen kann.

3. Um dieſe Jahrszeit ſind überhaupt alle Salatkräuter ſehr geſund, weil der Eſſig, mit dem ſie angemachet werden, bey jetziger Hitze eine angenehme Kühlung verſchaffet.

4. Man kann auch ſeinen Tiſch mit friſchem Zugemüſe und grünen Kraute zur Genüge beſetzen. Um Johannis ſind die erſten teltower oder märkiſchen kleinen Rüben das Neue vom Jahre.

5. Da in dieſem und den folgenden Mon. das friſche Fleiſch nicht immer gut zu haben iſt, muß man ſeine

ſeine Zuflucht zum geböckelten und geräucherten nehmen.

In d. M. geht die hohe Jagd auf, aber die rechte Feiſtzeit der Hirſche iſt eigentlich im Auguſt, vor der Brunſt, da der Hirſch am meiſten erfüllet, und alſo am feiſteſten iſt; doch ſind ſie auch ſchon im Junius genießbar, ob ſie gleich noch keine Körner zur Nahrung gehabt haben. Am delicateſten ſind um dieſe Zeit die Wildkälber, welche gemeiniglich im May geſetzet werden.

7. Die Obſtfolge dieſes Monates enthält folgende Früchte:

1) Aepfel. In d. M. wird engliſcher Codling reif; ſonſt kann man auch von alten Aepfeln haben: graue und champagner Reinetten; rothe und weiße ſtettiner; Sternapfel; Kranichapfel; Pomme durable un an; und Grunecke.

2) Birnen. Diesjährige hat man jetzt noch nicht; und von vorjährigen dauern keine bis hieher.

3) Steinobſt: Kirſchen, als: die frühe Maykirſche; die doppelte; Duc Cherry; Folyerskirſche ꝛc.

4) Beeren: Erdbeeren; Heidelbeeren; Johannisbeeren; Stachelbeeren.

4) Rankenfrüchte: Melonen.

Wenn man das Tafelobſt im beſten Geſchmacke haben will, muß man es des Morgens, ehe die Sonne den Thau abgetrocknet hat, abpflücken, und bis zum Gebrauch auf Laub oder Weinblättern an einen kühlen Ort hinſetzen. Die Melonen ſchmecken am beſten, wenn ſie wenigſtens erſt 4 Stunden nach dem Abnehmen gegeſſen werden.

XVII. In Anſehung der Witterung dieſes Monates,

hat man folgende Anmerkungen und Beobachtungen.

1. Wie es am Medarditage (d. 8. Jun.) wittert, ſo ſoll es einen ganzen Monat, Andere ſagen gar 40 Tage lang, zu wittern pflegen.

Wies wittert am Medarditag.
So bleibts ein Monat lang darnach.

Eben dieſes wird auch von dem Johannistage (d. 24 Jun.) geſagt.

2. Medard bringt keinen Froſt mehr her,
Der dem Weinſtock gefährlich wär.

Unter unſerm Klima wäre es eine außerordentliche Erſcheinung, wenn um dieſe Zeit noch ein Froſt einfiele, der den Früchten, inſonderheit dem Weinſtocke, Schaden zufügte.

3. Donnert es oft im Junius, ſo ſoll es einen trüben Sommer bedeuten.

4. Vor Johannis muß man um Regen bitten, nach Johannis kömmt er von ſelbſt.

Der Junius wird gemeiniglich für einen ſehr trocknen Monat gehalten, und iſt auch mehr trocken, als naß; doch ſcheint er insgemein trockener, als er iſt. Denn wenn auch nur eine Woche ohne Regen vorüber geht, wird die Erde durch die hoch ſtehende Sonne, durch die langen Tage, und durch die Nordwinde dermaßen ausgedörret, daß daher ein großer Staub entſteht. Die kalten Tage verurſachen die Nordwinde, welche in dieſem Monate noch die meiſte Zeit wehen; ſie ſind aber doch in einem Jahre viel ſtärker, kälter und anhaltender, als in den andern; denn in manchen Jahren laſſen ſie faſt gar nicht nach, in andern hingegen werden ſie wenig bemerkt, und daher rührt die verſchiedene Temperatur, oder die Kälte des Junius. Sie halten gemeiniglich ihre Zeit, daß ſie etliche Stunden nach Sonnenaufgang zu wehen anfangen, gegen den Mittag zunehmen, und Nachmittags am ſtärkſten ſind, mit Sonnenuntergang aber ſich wieder legen. Die trockne Zeit des Junius wird durch die faſt be-

ſtändigen Nordwinde verurſachet, welche allen Regen zurück halten, wiewohl ſie die meiſte Zeit in der Unterluft wehen. Man ſieht dieſes, wenn bey klarer Luft am ſüdlichen oder weſtlichen Horizonte dicke Wolken aufſteigen, ob ſie ſich ſchon nicht nähern, ſondern den ganzen Tag ſtehen bleiben. Denn dieſes könnte nicht geſchehen, wenn der Wind in der Oberluft nördlich wäre; weil die Wolken keine eigenthümliche Bewegung haben, ſondern dem Zuge der Luft folgen, und alſo von ſelbſt weder aufſteigen, noch bey Nordwind ſtehen bleiben könnten, ſondern es muß in dieſem Falle die obere Luft ſtill ſeyn. Obgleich ferner der Nordwind im Sommer gemeiniglich helles und trocknes Wetter verurſachet, ſo findet man doch, daß bey langwierigem Regenwetter, welches ſich über eine ganze Gegend zugleich erſtreckt, und zuweilen einen ganzen Tag, auch wohl länger, währet, der Wind faſt allemal nördlich wird, und wenn auch im Anfange der Regen nebſt dem Winde aus einer andern Gegend gekommen iſt, ſo haben ſich doch beyde bald nach Norden gewendet. Die Wolken ziehen dabey insgemein niedrig, und bewegen ſich ſchnell, obgleich zuweilen der Wind in der untern Luft gar nicht ſtark iſt.

Sonſt wird auch der Nordwind noch auf eine andere Art eine Urſache des Regens, wenn er nämlich bey klarem Himmel wehet, und die Dünſte, welche ſich in der Luft hin und wieder zerſtreut aufhalten, zuſammen treibt, daß ſie ſich an einander hängen, und fallen müſſen. Man erkennet dieſes, wenn bey Nordwind der Himmel vormittags eine lebhafte blaue Farbe gezeigt hat, nachmittllgs aber gegen Süden, an der dem Winde entgegen geſetzten Seite, blaſſer und trüber zu werden anfängt, wo hernach Wolken entſtehen, welche, wenn der Wind ſich legt, den Himmel bedecken, und Regen bringen. Auch ſieht man oft ein-

einzelne gebrochene Wolken aus Süden, oder Weſten, mit dem Winde ziehen, welche gar keine Anzeigen zum Regen geben; ſo bald aber der Unterwind nördlich oder öſtlich wird, vergrößern ſie ſich augenblicklich, ziehen ſich zuſammen, und der Regen folgt bald darauf.

XVIII. Wegen des Jahres und der Früchte Gedeihen,

iſt anzumerken:

1. daß ob zwar insgemein auch wohl, in der gewöhnlichen Bauerregel oder Sprichworte:

Maymonat kühl und Brachmond naß,
Füllen beyde Boden und Faß.
Oder: Ein kühler May und naſſer J n,
Das beſte bey dem Feldbau thun.

einem naſſen Junius das Lob geſprochen wird, doch ſolches keinesweges für gut zu halten iſt, indem das naſſe und kalte Wetter in dieſem Monate nicht nur dem Weinſtocke, ſondern auch andern Gewächſen, ſehr nachtheilig iſt. Im Gegentheil iſt es weit beſſer und zuträglicher, wenn die Witterung in dieſem Monate mehr trocken und warm iſt, ſonderlich in denen Ländern, die etwas kalt ſind, weil bey ſolchem Wetter der Weinſtock geſchwinde abblühet, da ſonſt, wenn Regenwetter einfällt, es nicht nur langſam damit zugeht, ſondern auch die Trauben an Beeren ſehr dünn werden, und alſo hernach deſto weniger liefern. Doch iſt es ſehr nützlich und gut, wenn die Blüthe vorüber iſt, und alsdann etwa ein warmer Regen darauf erfolgt. Man hat daher voriges Sprichwort in folgendes abgeändert:

Brachmonat dürr,
Nicht gern haben wir.
Brachmonat naß,
Leert Scheuer und Faß.
Aber zuweilen Regen,
Giebt reichlichen Segen.

Oder: An warmen nicht zu vielen Regen,
Iſt dem Bauren all's gelegen.

Man hat Beyſpiele gehabt, daß der May ziemlich kühl, der Junius aber ziemlich trocken geweſen iſt. Der Julius erſetzt alsdann gemeiniglich an Regen dasjenige, was dem Junius abgegangen iſt. Es iſt wahr, die Dürre des Brachmonates hindert das Aufkommen des Heues gänzlich; wenn nicht der May ſehr feucht geweſen iſt; aber der Nachwuchs deſſelben erholt ſich im Julius, wenn noch Regen kömmt, ſo ſchön, daß man in dieſem Monate öfters zweymal Heu mähen und einbringen kann. Das Grummet, oder das Herbſtheu, pflegt auch in ſolchen Fällen den Abgang des erſten reichlich zu erſetzen. Ueberhaupt kann man den Junius ſchon für ziemlich naß und fruchtbar annehmen, wenn der während demſelben fallende Regen 3 par. Zoll hoch Waſſer beträgt.

3. In Anſehung der Winde, wird aus der Erfahrung dafür gehalten, daß die Nordwinde in dem ganzen Jahre nie nützlicher, als in dieſem Monate, ſeyn, doch nur in ſo fern ſie nicht allzu ſcharf oder gar zu kalt ſind, nach dem alten Sprichworte: Nordwind im Brachmond, weht Korn nnd Wein ins Land: weil nämlich dieſe Winde nicht nur der Rockenblüthe wohl zu Statten kommen, und dieſelbe befördern, indem ſie die Aehren hin und wieder bewegen, daß die überreife Blüthe davon abfällt, ſondern auch dem Weinſtocke ebenfalls darin gar dienlich ſind, indem ſie die Trauben von demjenigen, was von der Blüthe daran übrig geblieben, und nicht abgefallen iſt, reinigen.

3. Viel Donner in dieſem Monate giebt gut Getreid und reichlich Gerſte.

4. Schön'r erſter Tag im Brachmonat,
Iſt Aeckern und Gärten ein' Wohlthat.

5. Wenn um und nach Urbani (d. 25 May) gutes Wetter iſt, und es dann gegen den Veitstag (d.

15 Jun.) etwas regnet, ſoll es ein Anzeichen eines fruchtbaren Jahres ſeyn.

6. Regen am St. Veitstage (d. 15 Jun.) bringt die Gerſte im Abfall. Daher der Reim:

> O heiliger Veit! o regne nicht,
> Daß's nicht den Wirthen an Gerſte gebricht.

7. Wenn die Eicheln um Johannis (d. 24 Jun.) Anfangs kurz in ihren Hütchen ſtecken, bedeutet es, daß ſie wohl gerathen werden; ſind ſie aber länglich und wie Zapfen heraus, zeigt es das Gegentheil an.

8. Wenn es am Johannistage regnet, ſoll es noch 40 Tage regnen, und eine naſſe Aernde erfolgen. Daher heißt es;

> Johannisregen
> Bringt ſchlechte Erndt zuwegen.

Es ſollen ſodann auch die Haſel- und Wallnüſſe ſchlecht gerathen, weil ſie jetzt noch zart ſind, und die äußerliche Feuchtigkeit nicht wohl vertragen können; daher die alten Verſe:

> Ein Tropfen Regen am Johannistag
> Iſt der Haſel- und Wallnüſſe Todtſchlag.

Oder:
> Je mehr es regnen wird, das ſag ich dir,
> Auf Johannistag, das glaube mir,
> Je weniger die Haſelnüſſe gerathen,
> Drum magſt du dir wohl Zwiebeln braten;
> Oder magſt Rüben dafür eſſen,
> Und der Haſelnüſſe vergeſſen.

9. Wenn der Guckguck ſich lange nach Johannis hören läßt, ſoll es theure Zeit bedeuten.

10. Um St. Petri und Pauli (d. 29 Jun.) ſagt man, breche dem Korne ſeine Wurzel, und hernach reife es Tag und Nacht; weil nämlich um dieſe Zeit, und im Anfange des folgenden Monates, die Wurzeln an dem Korne von der Hitze zu dorren anfangen, wodurch die Reife deſſelben ſehr befördert wird.

XIX. In Anſehung der Geſundheitspflege oder Lebensordnung, und des Gebrauches der Arzeneyen,

iſt zu merken:

1. Der Aderlaß und das Mediciniren überhaupt, ohne die größte Noth, iſt in dieſem Monate, wegen der ſtarken Hitze, und der daher entſtehenden Schwächung des Körpers, nicht rathſam.

2. Aus eben der Urſache ſoll man ſich aller gar zu heftigen Bewegungen des Leibes, und des allzu häufigen Gebrauches kalter Getränke enthalten; denn durch leztere kann man ſich dermaßen erkälten, daß daraus gar leicht eine tödtliche Krankheit entſtehen kann.

3. Um dieſe Zeit iſt inſonderheit die abgekochte Ziegenmilch ſehr geſund.

XX. Nutzen, der in dieſem Monate zu machen iſt.

1. Man kann nicht nur aus dem in dieſem Mon. blühenden, und oben, S. 810, f. angezeigten Kräutern und Blumen ſehr viele nützliche Arzneymittel verfertigen, ſondern auch die Roſe allein giebt ſchon Stoff zu unterſchiedlichen prächtigen Präparaten, als: Roſenſaft, Roſenhonig, Roſenzucker, Roſenconſerve, Roſengelee, Roſenwaſſer, Roſenwein, Roſeneſſig, Roſenöhl, Roſenſalbe ꝛc.

2. Aus der Lindenblüthe kann man ein Waſſer brennen, welches in ſehr vielen Fällen nützlich iſt.

3. Aus den Hirſchkolben wird ebenfalls ein herrliches Waſſer bereitet, welches wider das Magendrücken, auch gegen vielerley andere Zufälle ſehr gut iſt. Man kann ſich ihrer auch zur Speiſe bedienen. Man ſchneidet nämlich, wenn die Hirſche einkommen, die noch weiches Gehörn haben, daſſelbe unter den Augenſproſſen ab, und legt es über Nacht in kaltes Waſſer, damit der Schweiß (das Blut) ſich heraus ziehe; hier-

aufläßt man es ſo lange kochen, bis es weich wird, und zieht alsdann den Baſt, oder die rauhe Haut, womit dieſe Kolben überzogen ſind, ab, ſchneidet ſie mit einem ſcharfen Meſſer in Scheiben, legt ſie wieder eine Zeitlang in kaltes Waſſer, und richtet ſie endlich unter Trüffeln, entweder untern ſauern Limonien, oder mit einer wohlgewürzten Butterbrühe, zu. Siehe auch Th. XXIII, S. 737, f.

4. Man pflegt auch Kröten an der Sonne zu dörren, um ſie, im Nothfalle, auf Schlangenbiſſe oder Peſtbeulen zu legen.

Junius⸗Käfer, welcher auch den Namen Brachkäfer führt, weil er um die Brachzeit, aber nur des Abends, herum fliegt, und ſich vorzüglich gern auf Lindenbäumen aufhält, Scarabæus ſolſtitialis *Linn.* iſt ungefähr halb ſo groß, und nicht ſo braunroth, als der Maykäfer. Die Fühlhörner haben auch keine Blätter, wie bey dem Maykäfer, ſondern dichte Knöpfchen. Der Wurm, aus welchem dieſer Käfer entſteht, iſt ungefähr 1 Zoll lang und ¼ Z. dick, von Farbe weißlich, und an den Seiten auf jedem Abſatze mit einem gelben erhabenen Puncte verſehen, wodurch die Seiten wieder das Reiben in der Erde, welche der Aufenthalt dieſes Wurmes iſt, geſchützet werden. Von den 6, mit gelben Haaren und ſpitzigen Klauen beſetzten Füßen iſt immer ein Paar länger, als das andere. Der Kopf iſt platt und gelb, und das Zangengebiß viel länger und ſpitziger, als bey den Maden, aus welchen die Maykäfer entſtehen. Die Puppe iſt weiß, und hat unten zwo kleine, mit Stacheln verſehene Spitzen. Friſch rechnet den Brachkäfer unter die Pillenkäfer, obgleich diejenigen, welche er aufgezogen hat, keine Pillen in den mit friſcher Erde gefüllten Geſchirren gemacht haben; welches, ſeiner Meinung nach, deswegen nicht geſchehen iſt, weil die Käfer in dieſen Behältniſſen keine Freude bemerkten,

und

und alſo nicht genöthigt waren, ſich auf dieſe Art einzuſchließen. In der Schweitz nennt man dieſen Käfer den kleinen Landkäfer. In ſeiner vollkommenen Geſtalt thut er nicht viel Schaden, ſeine Larven hingegen deſto mehr an den Wurzeln der jungen Saat und Feldkräuter. Einige haben ſein Nagen an den jungen Aehren für die Urſache der Entſtehung des Mutterkornes gehalten.

Ein ähnlicher Käfer, welcher oberwärts etwas grünlich, und mit einigen weißen Strichen gezeichnet iſt, wird in Weſtindien gefunden, und daher von Linnè Scarabæus occidentalis, und von Hrn. Müller der weſtindiſche Juniuskäfer genannt.

Junke, eine Art Fahrzeuge; ſiehe Jonke.

1. Junker, bey den Bäckern einiger Gegenden, z. B. in Hamburg, ein Name des jüngſten Bäckerknechtes, welcher das Holzhacken und andere geringere Arbeiten verrichtet. In Leipzig wird er der Kleine, und in Berlin der Jungknecht genannt, wenn mehr als drey in einer Werkſtätte beyſammen arbeiten. In großen Backhäuſern zu Hamburg hat man ihrer wohl zwey, da denn der eine der Ober- und der andere der Unterjunker genant wird.

Es iſt in dieſer Bedeutung vermuthlich aus Junger oder Jünger entſtanden. Siehe Jünger.

2. Junker, ein aus junger Herr zuſammen gezogenes Wort.

1. Ehedem ein Ehrentitel des Prinzen und Söhne des Herrenſtandes oder hohen Adels, ingl. der jüngern Brüder regierender Herren, welche erſtern im mittlern Lat. Juniores, Domicelli und Heriles genannt wurden; eine ſehr alte Benennung, welche noch unter den tatariſchen Völkern üblich iſt, wo der Sohn eines regierenden Herren jetzt Chonkar genannt wird.

In den Geſetzen der Weſtgothen Junk-Haera, und im Schwed. Vngherrar, Vngarar. Beyſpiele aus deutſchen

Ur-

Urkunden führt Schilter an. Im Schwabenſpiegel bedeutet Junkher in weiterer Bedeutung einen freyen Jüngling, im Gegenſatze eines leibeigenen.

2. Heut zu Tage wird es nur noch von einem Jungen von niedern Adel, und auch hier nur noch im gem. Leben gebraucht, da in der anſtändigern Sprechart Herr von — üblicher iſt. Als ein Titel wird es noch in Fahnjunker, Hofjunker, Jagdjunker, Kammerjunker, Stückjunker, ꝛc. gebraucht.

3. In weitererer Bedeutung verſteht man unter dem Namen eines Junkern auch wohl einen ſchon erwachſenen Edelmann; und es werden die, welche auf ihren Gütern, oder auf dem Lande wohnen, Landjunker, und im verächtlichen Verſtande Dorfjunker, Krautjunker, Strohjunker, die Patricier in den Städten aber Stadtjunker genannt. Ehedem nannte man, wie Goldaſt anführt, die Chor- und Domherren auch wohl Gottesjunker. Salzjunkern ſind noch in einigen Städten, als: Halle, Lüneburg ꝛc. adeliche Beſitzer der Salzpfannen. In denjenigen Städten, wo der Stadtrath von Adel war, wurden dergleichen Rathsperſonen häufig Junkern genannt.

4. In den Seeſtädten an der Oſtſee wird dieſer Titel den Kaufleuten gegeben; daher zu Danzig der Junkernhof der große Stahl iſt, in oder vor welchem die Kaufleute ihre ordentliche Zuſammenkunſt, wie anderswo auf der Börſe, anſtellen.

5. Figürlich wird das in Marburg gebrauete Bier, vermuthlich wegen ſeiner Güte, daſelbſt Junker genannt; ſ. Th. V, S. 29.

In dem alten Fragmente auf Carl'n den Großen bey dem Schilter noch Junkherre, im Niederſ. und Dän. gleichfalls Junker. Aus der Zuſammenſetzung dieſes Wortes erhellet, daß die Abänderung im Genit. des Junkern, und im Plural die Junkern, derjenigen vorzuziehen iſt, wo man den Genitiv Junkers und den Plural Junker macht.

Das

Das Zeitwort junkeriren, Schwed. junkerera, ſeine Tage in Wohlleben und Müßiggang zubringen, iſt nur in den niedrigen Sprecharten gangbar.

Junker, (Bettel=) ſ. Krippenreiter.
— — (Dorf=)] ſ. auf vorhergeh. Seite.
— — (Gottes=)]
— — (Häger=) ſ. Hägergut, im XX. Th. S. 636.
— — (Hof=) ſ. Th. XXIV, S. 166.
— — (Jagd=) ſ. Th. XXVIII, S. 230. f.
— — (Kammer=) ſ. in K.
— — (Kraut=)] ſ. auf vorhergeh. Seite.
— — (Land=)]
— — (Meer=) Labrus Julius *Linn.*; ſ. im M.
— — (Salz=) ſ. oben, S. 847. und in S.
— — (Stadt=)] ſ. auf vorhergeh. Seite.
— — (Stroh=)]
— — (Stück=) ſ. in S.

Junker=Bauern, werden an der Oſtſeite von Schleswig und Holſtein die Gutseigene, Glebae adſcripti, genannt; ſiehe Leibeigenſchaft.

Junkern=Birn, ſ. Th. V, S. 425.

Junkern=Dorf, in einigen Gegenden, z. B. in Thüringen, ein adeliches Gerichtsdorf, im Gegenſatze eines Amtsdorfes. Siehe Th. IX, S. 383.

Junker=Fiſch, ſ. Meerjunker.

Junkern=Hof, ſ. auf der vorhergeh. Seite.

Junnan, eine Provinz in China, und die Hauptſtadt in derſelben; ſ. Yunnan.

Juno=Vogel, Junonia avis; ſ. Pfau.

Junta, oder Jonta, Fr. Jonte, Junte, nennt man in Spanien die Verſammlung einer gewiſſen Anzahl von Perſonen, welche der König erwählt, um ſie bey den Berathſchlagungen in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Der König beruft die Mitglieder zuſammen, ſo oft es ihm beliebt; und die Zeit, da die

Ver=

Verſammlung wieder aus einander geht, hängt ebenfalls von ſeinem Belieben ab. Sie geben nur ihren Rath oder ihr Gutachten; und es ſteht bey dem Könige, ob er ſolche genehmigen oder verwerfen will. Wenn ein König von Spanien mit Tode abgeht, wird gemeiniglich auch eine Junta geſetzt, welche die Regierungsgeſchäfte ſo lange verwaltet, bis der neue König die Regierung angetreten hat.

Ueberhaupt bedeutet Junta, ſo wie in Portugal, ein Collegium, dem die Verwaltung gewiſſer Geſchäfte, aufgetragen iſt, und welches von den Geſchäften, womit es zu thun hat, ſeine Benennung erhält. So iſt z. B. in dieſem Königreiche eine Commerzjunta; eine Junta der drey Staaten, d. i. der Angelegenheiten von Portugal, und ſeiner Beſitzungen in Afrika und in Indien; und eine Tobacksjunta.

Unter der Regierung des Königes Johann IV. wurde zuerſt ein aus einem Präſidenten und einigen Räthen beſtehendes Collegium, unter dem Titel Bedeckung oder Convey für Braſilien, eingeſetzt, vor welchem alle, vornämlich aber die oſtindiſchen und braſilianiſchen Handlungsſachen der Nation abgehandelt wurden. Nachdem aber dieſer Rath von dem K. Alphonſus VI. reformiret worden war, wurde er mit dem Conſelho de Fazenda oder Rentkammercollegium verbunden, und unter dem Namen der Commerzjunta (Junta do commercio) in beſſere Ordnung gebracht.

Vor die Tobacksjunta (Junta do Tobaco) gehören alle diejenige Sachen, welche die gute Fabricirung des Tobackes, und die Abgaben, die der König von denſelben bekömmt, betreffen. Dieſes iſt aber mehr eine Verſammlung von Pächtern, als ein Rath von königlichen Commiſſarien. Dieſe Junte iſt erſt im J. 1675 von dem K. Peter II. errichtet worden, und beſteht aus einem Präſidenten und 6 Räthen.

Juntatores, ſ. im Art. Juwele.

Jupe, ſ. Jope.

Jupiter, (den Ton auf der erſten Sylbe) iſt 1. in der Mythologie, der vornehmſte und mächtigſte unter allen heidniſchen Göttern, bey den alten Griechen und Römern.

2. In der Aſtronomie, iſt Jupiter der größte, und nach der Venus und dem Mercurius, der glänzendſte, von allen Planeten. Er hat ſeinen Stand zwiſchen dem Saturn und Mars, läuft in einer Zeit von 11 Jahren, 314 Tagen und 12 Stunden, vermittelſt einer ihm eigenen Bewegung, um die Erde herum, dreht ſich in Zeit von 9 Stunden und 56 Min. um ſeine Axe, und vollbringt ſeinen periodiſchen Lauf um die Sonne in 4332 Tagen, 12 Stunden, 20 Min. und 9 Secunden. Wenn es alſo, wie es überaus wahrſcheinlich iſt, Einwohner im Jupiter giebt, ſo haben dieſelben faſt 3 mal kürzere Tage, und beynahe 12 mal längere Jahre, als wir. Sein Diameter verhält ſich gegen den Diameter der Sonne, des Saturnus, und der Erde, wie 1077 reſpective zu 10000, zu 989, und zu 104. Seine größte Weite von der Erde iſt, nach Caſſini, 142919 halbe Diameter der Erde, oder 122910340 deutſche Meilen. Er iſt ungefähr 5 mal ſo weit von der Sonne, als die Erde, hingegen 1240 mal größer, als die Erde.

Es finden ſich in dem Jupiter Flecken, welche zweyerley ſind. Die erſtere Art ſind veränderliche dunkle Theile von der Fläche des Jupiters, dergleichen Caſſini zu unterſchiedenenmalen bemerkt hat. Man hat daraus die Bewegung dieſes Planeten um ſeine Axe wahrgenommen, und daß er die Geſtalt einer Kugel haben müſſe, geſchloſſen. Einige ſchließen auch daraus, daß um den Jupiter eine veränderliche Luft ſey, worin ſich bisweilen große Wolken zuſammen ziehen. Die zweyte Art der Flecken ſind nur Schatten von den Jupitersmonden, welche finſtere Körper ſind, und ihr Licht von der Sonne erhalten müſſen, da ſie als-

dann

dann einen Schatten der Sonne gegen über in den Jupiter werfen, wenn ſie zwiſchen ihm und der Sonne zu ſtehen kommen.

Es werden auch im Jupiter helle Streifen, L. Faſciæ Jovis, Fr. Bandes oder Zones de Jupiter wahrgenommen, welche ihrer Anzahl, Stelle und Breite nach veränderlich ſind. Denn zuweilen iſt nur einer, zuweilen ſind 3 und mehrere, insgemein aber 2, zu ſehen; doch werden ſie auch nicht immer an einem Orte gefunden, verändern ihre Weite gegen einander, und ſind bald breiter bald ſchmäler. Newton hält dafür, daß ſie in der Atmoſphäre des Jupiters entſtehen.

Um den Jupiter herum bewegen ſich 4 Nebenplaneten mit ziemlicher Geſchwindigkeit, welche Jupitersmonde oder Jupiterstrabanten, L. Satellites Jovis, Fr. Lunes de Jupiter, oder Satellites de Jupiter, genannt werden.

Es ſind dieſes 4 kleine Sterne, welche Simon Marius, des Markgrafen von Brandenburg Mathematicus, am Ende des Nov. 1609 zuerſt um den Jupiter wahrnahm, und die er anfangs für Firſterne hielt, bis er merkte, daß ſie mit dem Jupiter fort rückten, und doch zugleich in Anſehung des Jupiters ihre Stelle veränderten. Da er alſo ſchloß, daß es Jupitersmonde wären, fieng er vom 29 Dec. an, ſeine Obſervationen aufzuſchreiben, wie er in der Vorrede über ſeinen Mundus jovialis, Nürnb. 1614, 4. erzählt. Am 7 Jan. 1710 hat ſie auch Galilæus Galilæi geſehen, und noch in demſelben Jahre in ſeinem Nuncius ſidereus, den er zu Florenz in 4. heraus gab, bekannt gemacht. Man pflegt inſonderheit mit dem Marius, den erſten Jupitersmercur, den zweyten Jupitersvenus, den dritten Jupitersjupiter, und den vierten Jupitersſaturn, zu nennen. Galilæus gab ihnen den Namen Sidera Medicea, Fr. les Aſtres de Medicis, zu Ehren der Familie des Großherzoges von Florenz, deſſen Mathematicus er war. Wie ihre Bewegung um den Jupiter geſchehe, hat endlich Caſſini, nach vielen mit großem Fleiße angeſtellten Obſervationen, gefunden, und zwar, daß der erſte in 1 Tage 18 Stunden 27 Min. und 34 Sec.; der zweyte in 3 Tagen, 13 St.

13 Min. 43 Sec.; der dritte in 7 T. 3 St. 42 Min. 36 Sec. und der vierte in 16 T. 16 St. 32 Min. 9 Sec. um ihn herum gehen. Galilæus und Marius hingegen haben ihre Entfernungen von dem Jupiter beſtimmt; und zwar ſoll der erſte nicht weiter als 3; der zweyte, höchſtens 5: der dritte, 8, und der vierte 14 Diameter des Jupiters von ihm weggehen, wiewohl Marius für den letzten nur 13 ſetzt.

Wenn die Jupiterstrabanten zwiſchen dem Jupiter und der Sonne ſtehen, werfen ſie einen Schatten auf den Jupiter; wenn ſich aber der Jupiter zwiſchen einem Trabanten und der Sonne befindet, wird der Trabant auf eben die Art, wie unſer Mond von dem Erdſchatten, verfinſtert. Dieſes iſt der Grund, warum man ſowohl den Jupiter, als auch ſeine Trabanten, unter die dunkeln Weltkörper rechnet, d. i. unter diejenigen, welche kein eigenes Licht haben, ſondern bloß von der Sonne erleuchtet werden.

3. Jupiter iſt bey den Mythologen und Dichtern, der Vater der Götter und der Menſchen; warum ſollte er nicht auch bey den Aſtrologen dieſer Unterwelt heilſam und nützlich ſeyn? Ihm gehören am Menſchen Lunge und Leber, die Pulsadern ꝛc. und unter den Ländern Portugal, Spanien, ein Theil von beyden Sicilien, die Normandie, Dalmatien, Ungarn, Meiſſen, und das glückliche Arabien. Wer unter ihm geboren zu werden das Glück hat, wird verſtändig, glücklich, reich, und kömmt zu großen Ehren. Siehe auch jovialiſch.

Er regiert in jetzigem Jahrh. noch folgende Jahre: 1784, 1791 und 1798. Das Jahr, in welchem er regiert, iſt ziemlich gut, doch mehr feucht, als trocken; weil aber Saturnus, ſein Vorfahr, mit ſeinem langen Winter und ſtarker Kälte im Frühlinge noch anhält, (wie in dem 1784 J. wirklich eingetroffen iſt,) giebt es ein ſpätes Jahr, ob gleich Jupiter zu allerley Fruchtbarkeit geneigt iſt, ſo, daß zuweilen in ſolchem Jahre

alle

alle Früchte einige Wochen ſpäter, als ſonſt in andern Jahren, zur Reiſe gelangen.

4. In der Chemie, bedeutet Jupiter das Zinn, und wird, wie in der Aſtronomie und Aſtrologie, durch das hieroglyphiſche Zeichen ♃ vorgeſtellt.

5. Bey den Blumiſten, heißt Jupiter eine weiße, mit Braun geſprengelte Nelkenſorte.

Jupiters Bart, eine Art der Wollblume, Anthyllis Barba Iouis *Linn.*; ſ. Wollblume.

Jupiters-Blume, eine Art Raden, Agroſtemma Flos Iouis *Linn.*; ſ. Raden.

Jupiters Fink, Fringilla Iouis *Klein*; ſ. Stieglitz.

Jupiters-Fiſch, eine Art Wallfiſche, Balaena Boops *Linn.*; ſ. unter Wallfiſch.

Jupiters-Monde, / **Jupiters-Trabanten**, ſ. oben, S. 851.

Jupon, ein Rock von reichem Zeuge, Stoff oder Gros de Tours, welcher über dem Fiſchbeinrocke getragen wird.

Man nennt auch Jupon einen kurzen Unterrock der Frauensperſonen, im g. L. ein Appetitröckchen.

Man hat auch eine ſpaniſche Art Superröcke für Mannsperſonen, wie auch eine Art großer Manns-wämmſer, oder kurzer Mannsröcke mit langen Schöſſen, Jupons genannt.

Jura, iſt eine Kette von Bergen, oder ein großes Gebirge, welches ſich von dem Rhein bey Baſel bis an die Rhone unweit Genf erſtreckt, und die Schweitz von der Franche Comté und der Grafſchaft Bugey ſcheidet. So unfruchtbar dieſes Gebirge auch zu ſeyn ſcheint, ſo hat es doch auf ſeinem Gipfel ſchöne Weide. Die Einwohner vertrauen den Hirten, welche auf dieſem Gebirge wohnen, jährlich einige 1000 Kühe an, die von denſelben geweidet und in Acht genommen werden.

Eben dieſen Namen führt auch eine von den weſtlichen Inſeln bey Scotland.

Jurepeba, ſ. Juripeba.

Jurgen, der verkürzte männliche Taufname Georg; ſ. Th. XVII, S. 363.

Juripeba. Unter dieſem Namen führen einige Schriftſteller einen ſtacheligen, in den ſandigen Orten von Amerika wachſenden, Baum an, deſſen Wurzel vor ſich, oder abgekocht, den Leib eröffnen, und der Saft von den Blättern die Wunden reinigen und heilen ſoll. Es iſt ſolcher vermuthlich derjenige, welchen Piſo, mit andern braſilianiſchen, unter dem Namen Jurepeba beſchrieben hat, und welcher vom Ritter Linne als eine Art Nachtſchatten angeführt, und Solanum paniculatum genannt worden iſt.

Jurisdiction, L. Jurisdictio, Fr. Jurisdiction; ſiehe Gerichtbarkeit.

Jurisprudenz, ſ. Rechts-Gelehrſamkeit.

Juriſt, L. Jureconſultus, Juriſconſultus, Fr. Juriſconſulte, Juriſte ein Rechtsverſtändiger, oder auch, ein juriſtiſcher Schriftſteller. Im gem. Leben und in der vertraulichen Sprechart, nennt man Juriſt, einen, der auf der Univerſität die Rechte ſtudirt, einen Studioſum Juris, oder der Rechte Befliſſenen. Sprichw. Juriſten, böſe Chriſten. Siehe Rechts-Gelehrter.

Juruu capeba, oder Itajara, ein braſilianiſcher Fiſch des Marcgrav, S. 146, welcher zu den Kleiniſchen Kaulbärſen gehört; ein 7, bis 8 Zoll langer, und 2 bis 3 Zoll breiter Fiſch, mit einem dreyeckig rundlichen, ziemlich klaffenden Maule, einer ſchmalen und kurzen Zunge, ſehr kleinen Zähnen, runden Augen, kryſtalliniſchem Augapfel und rothem Augenringe. Nach jedem Kiemen hat er eine $1\frac{1}{2}$ Z. lange, faſt viereckige, am Rande rundliche, Floße; unter dieſen zwey, nahe an einander ſtehende, am Unterbauche; bald hin-

ter dem Hinterhaupte fängt eine Floße über den ganzen Rücken, bis nahe an den Schwanz, zu laufen an, deren vorderſte Hälfte niedriger und mit Stacheln unterſtützt, die hintere Hälfte aber weich, und nach dem Schwanze zu bis 1 Z. breit wird. Am Hinterleibe, nahe am Schwanze, hat er eine mehr ſchmale Floße, und der Schwanz beſteht aus einer, 1½ Z. langen, mehr als 1. Z. breiten und viereckigen Floſſe. Er iſt zwar ſchuppig, aber die Schuppen ſind ſo fein und genau mit einander vereinigt, daß er platt zu ſeyn ſcheint. Die Farbe des ganzen Fiſches iſt ſchön roth, am Bauche aber roth und weiß gefleckt; in den Seiten hat er hellrothe, ſchwarze, größere und kleinere Flecken von verſchiedener Figur. Alle Floßen ſind roth und ſchwarz gefleckt. Er iſt ein fetter Fiſch und von gutem Geſchmacke, gebraten aber ſchmeckt er am beſten. Er wird in dem Meere zwiſchen Klippen gefangen, und wenn er friſch an die Wand aufgehänget wird, leuchtet er des Nachts am ganzen Leibe.

Jus, (im Deutſchen die Schüh,) heißt bey den Köchen überhaupt jede Brühe, die ſich aus den Speiſen kochen oder braten läßt; inſonderheit aber verſtehen ſie darunter eine ſolche, die aus Rind- oder Kalbfleiſch, Hühnern, Tauben ꝛc. welche man in brauner Butter und Speck, nebſt guten Kräutern, Gewürze und andern Dingen, langſam kochen läßt, bereitet wird. Da bey der Zurichtung der Speiſen, auch von der dazu dienlichen Jus Nachricht ertheilt wird: ſo will ich hier nur diejenige beſchreiben, der man ſich am meiſten zu bedienen pflegt. Man nimmt ein gutes Stück Rindfleiſch, klopft es wohl, und dämpft es ſo lange in brauner Butter und Speck, bis es auch braun iſt. Alsdann werden Rüben, Kraut und Zwiebeln hinein geſchnitten, damit ſie ebenfalls braun werden. Hernach legt man Lorbeerblätter, Thymian, Citronſchale, Brodrinde und ganzes Gewürz hinein, gießt gute

Rindfleiſchbrühe darauf, wirft eine Handvoll Morcheln daran, und läßt es mit einander kochen. Endlich wird dieſe Jus entweder durch ein Haartuch geſtrichen, oder auch gleich alſo verbraucht.

Siehe auch Bouillon. Brühe. Fleiſchbrühe. Soße.

Jusquiame, L. Hyoscyamus; ſ. Bilſenkraut.

Jüſſiäa, die Jüſſieuſche Pflanze, ein den beyden Brüdern, Antoine de Juſſieu, und Bernard de Juſſieu, zu Ehren alſo genanntes Pflanzengeſchlecht, welches 4 oder 5 kleine, ſpitzige Kelch= und eben ſo viel rundliche Blumenblätter, 8 oder 10 ganz kurze Staubfäden, und einen Griffel mit eiuem breiten, knopfichten, und 6 Streifen bezeichneten, Staubwege, hat. Das längliche Samenbehältniß iſt mit dem Kelche gekrönt, ſpringt der Länge nach auf, und enthält viele Samen. Linné führt 6 Arten an, welche theils in Oſtindien, theils in Amerika, einheimiſch ſind, und noch nicht recht genau beſtimmt zu ſeyn ſcheinen.

Jüſt, ſ. Güſt.

Juſte, heißt, in Frankreich, ein Kleid der Bauerweiber, welches enge Aermel hat, und genau an den Leib anſchließt; eine Art Leibrock der Bauerweiber. Une païſanne en juſte.

Juſticie, Juſticia, heißt bey Linné, Miller und Houſtoun, ein Pflanzengeſchlecht, welches nach dem Engländer John Juſtice, einem großen Liebhaber und Beförderer der Botanik, genannt iſt, und bey Linné zu den Pflanzen mit 2 Staubfäden und 1 Staubwege gehört, und folgende Hauptmerkmale hat. Die Blumenkrone iſt rachenförmig; die Samencapſel iſt zweyfächerig, und ſpringt vermittelſt eines elaſtiſchen Nagels auf; die Staubfäden ſind mit einem ſonderbaren Staubbeutel verſehen. Linné hat 21 Arten, welche insgeſammt ausländiſch ſind, darunter folgende

zwey

zwey die bekannteſten ſind, und öfters, die andern aber ſelten in unſern Gärten angetroffen werden.

1. Baumjuſticie, Juſticia Adhatoda arborea, foliis lanceolato-ovatis, bracteis ovatis perſiſtentibus, corollarum galea concava *Linn.* Adhatoda Ceylanenſium *Herm.* & *Plukenet.* Sie hat den ceylaniſchen Namen Adhatoda wegen ihrer Wirkung, nämlich wegen der beſondern Kraft, womit ſie die im Mutterleibe erſtorbene Frucht treibt, und zur Geburt befördert, erhalten. Es iſt ein ziemlich dauerhafter, immer grünender Baum, welcher 2 bis 3 Ellen hoch wird. Die ſchlanken Aeſte tragen einander gegen über geſtellte, breite, und an beyden Enden ſpitzige Blätter, und endigen ſich mit einer Blumenähre. Die Blumen ſelbſt ſind durch andere, ſtumpfe, vertiefte und ſtehen bleibende Blättchen von einander abgeſondert; ſie haben einen kleinen, einblätterigen, fünffach getheilten Kelch, und ein weißes Blumenblatt, welches in zwey Lippen zertheilt iſt; die obere Lippe iſt rundlich, vertieſt oder gewölbt, und gegen die untere gerichtet, die untere aber rückwärts gebogen, und dreyfach abgetheilt. Unter der obern Lippe liegen zwey Staubfäden, mit ſo viel unterwärts getheilten Staubbeuteln, und ein einfacher Griffel mit einem einfachen Staubwege. Die trockne, längliche Frucht iſt, der Quere nach, in zwey Fächer abgetheilt, und enthält viele rundliche Samen. Einige haben dieſe Frucht mit dem Namen der malabariſchen Nuß beleget, welches aber unrecht iſt, indem dieſe mit jener nicht überein kömmt. Sie wird auch Schlägelnuß genannt. Das Gewächs wird von Einigen für denjenigen Baum gehalten, von dem die Chineſer die Blätter und Nüſſe käuen.

Ob die Pflanze gleich urſprünglich in einem warmen Lande zu Hauſe iſt, ſo iſt ſie doch ſo dauerhaft, daß ſie in Europa in einem guten Gewächshauſe, ohne künſt-

künſtliche Wärme fortkömmt. Man kann ſie aus den Aeſten fortpflanzen, die man im Jun. und Jul. abſchneidet, und in Töpfe pflanzt, dieſe aber in ein ſehr temperirtes Miſtbeet gräbt, und eine Zeit lang vor der Sonne und äuſſern Luft verwahret. Man kann ſie auch durch Ablegung der jungen Aeſte ziehen, wo man alsdann die jungen Pflanzen in Zeit von einem Jahre abnimmt, und einzeln in einen beſondern, mit weicher lehmiger Erde angefüllten, Topf ſetzt, bis die Pflanzen eingewurzelt ſind, in Schatten ſtellt, den Sommer über an einen bedeckten Ort, und im Winter unter Obdach bringt. Uebrigens muß man ſie wie den Pomeranzenbaum behandeln, nur nicht ſo ſtark begießen.

2. Staudenartige Juſticie, Adhatoda indica, folio ſaligno, flore albo *Boerh.* Juſticia hyſſopifolia fruticoſa, foliis lanceolatis integerrimis, pedunculis trifloris ancipitibus, bracteis calyce breuioribus *Linn.* Sie wächſt in Oſtindien, inſonderheit auf den glückſeligen Inſeln, wild. Sie macht einen ſtaudenartigen Stängel, welcher 3 bis 4 Schuh hoch wird, und auf allen Seiten, von unten auf, Zweige treibt, ſo daß ſie eine Art einer Pyramide darſtellt; dieſelben ſind mit einer weißen Rinde bedeckt, und mit lanzenförmigen ganzen Blättern beſetzt, welche faſt 2 Zoll lang und ⅓ Z. breit, glatt, ſteif, dunkelgrün ſind, und gegen einander über ſtehen. An der Baſis der Stiele kommen Trauben kleiner Blätter heraus, die eine gleiche Geſtalt und Beſchaffenheit haben. Die Blumen ſtehen auf kurzen Stielen neben an den Zweigen. Auf jedem Stiele ſteht 1 oder 2 weiße Blumen, mit einem langen Kelche. Auf die Blumen folgen längliche Saamengehäuſe, die, wenn ſie reif ſind, ihre Saamen mit einer Schnellkraft von ſich werfen; und daher wird derſelbe auch der Klappbaum, oder Krachbaum, genannt.

Man

Man kann ſie in einem der Sommermonate aus den abgeſchnittenen Zweiglein ziehen. Man ſetzt dieſe in Töpfe, die mit leichter lehmiger Erde angefüllt ſind, gräbt dieſe in ein temperirtes Miſtbeet, hält ſie im Schatten, und begießt ſie zuweilen, läßt ihnen aber nicht zu viel friſche Luft. Ungefähr in 2 Monaten werden dieſe Zweiglein Wurzeln haben; alsdann muß man ſie allmählich an die freye Luft gewöhnen, ſie hernach in dieſelbe bringen, und an einen bedeckten Ort ſtellen, wo ſie bis im Herbſt bleiben können. Wenn ſie aber im Sommer ſehr zeitig Wurzeln bekommen haben, muß man ſie einzeln in beſondere kleine Töpfe pflanzen, und in Schatten ſetzen, bis ſie friſche Wurzeln geſchlagen haben; hernach kann man ſie auf die vorher angezeigte Art behandeln. Wenn ſie hingegen ſpät im Jahre Wurzeln bekommen, iſt es beſſer, wenn man ſie bis zum künftigen Frühlinge in denſelben Töpfen läßt. Im Winter muß man dieſe Pflanzen in ein warmes Gewächshaus, oder in ein mäßig warmes Glashaus bringen, denn ſie können die Kälte und Dünſte nicht vertragen; auch werden ſie in zu großer Wärme nicht treiben. Sie wollen im Winter öfters begoſſen ſeyn, doch muß es mäßig geſchehen. Im Sommer bringt man ſie in die freye Luft, doch wollen ſie eine warme bedeckte Lage haben, und bey warmen Wetter reichlich begoſſen ſeyn. Dieſe Pflanze blühet zu verſchiedenen Zeiten, bringt aber in Europa ſelten Früchte.

Juſtiren, (aus dem Franz. juste, richtig, genau, daher es auch ſchüſtiren geſprochen werden ſollte,) im g. L., einem Dinge genau dieſelbe Größe, dieſelbe Geſtalt, und daſſelbe Gewicht geben, welche es haben ſoll; inſonderheit in den Werkſtätten verſchiedener Künſtler, eine Sache oder ein Geräth, welches übrigens ſchon ganz oder doch ziemlich fertig iſt, völlig endigen, ſo daß es eine ſeinem Zwecke angemeſſene Ge-

nauig-

nauigkeit erhält. Die vornehmſten Beyſpiele ſind folgende.

1. In den Münzen werden die ausgeſtückelten Stücke zu den Münzen juſtiret, oder ausgeglichen, wenn ſie nach dem Richtpfennige ausgewäget werden. Siehe unter Münze. Diejenige Perſon, welche die groben Münzſorten, an Thalerſtücken, ausgleichet, da ſie jedes Stück auf der Wage aufzieht, von dem zu ſchweren etwas abfeilet, die leichtern Stücke aber auswirft, wird der Juſtirer genannt.

2. Der Gold- und Silberarbeiter oder Juwelier juſtirt einen ſilbernen Kaſten, worauf Edelſteine gefaßt werden ſollen, wenn er die Löcher, worein die Edelſteine geſetzt werden ſollen, mit dem Grabſtichel völlig und erforderlich erweitert, nachdem er ſchon vorher jedes Loch mit dem Drillbohrer (ſ. Th. VI. S. 165,) an ſeinem Orte vorgebohrt hat.

3. Der Mechanicus juſtirt ein Inſtrument, wenn er ihm die zweckmäßige Genauigkeit ertheilt. Vorzüglich wird eine Probierwage juſtirt, wie ich an ſeinem Orte zeigen werde.

4. Der Schriftgießer vergleicht oder juſtirt die gegoſſenen Lettern, theils, wenn ſie mit den von einer Druckerey überſchickten Probeſchriften überein ſtimmen ſollen, theils auch zu unterſuchen, ob ſie Linie halten, d. i. ob ſie alle von gleicher Länge und Höhe ſeyn. Das kleine Werkzeug, deſſen er ſich in der letztern Abſicht bedient, wird das Juſtorium, Fr. Juſtification, genannt. Ich werde davon an ſeinem Orte ausführlicher handeln.

Daher werden die Handfeilen, welcher in der Münze zum Beſtoßen des Randes, wie auch von den Gold- Silberarbeitern und Schriftgießern gebraucht werden, Juſtirfeilen genannt; ſ. Th. XII. S. 484.

Juſtir-

Juſtier-Feile, (ſ. im vorhergeh. Artikel.
Juſtierer, (

Juſtine, nennen die Blumiſten eine weiße Tulpenſorte mit rothen Streifen.

Juſtiniana, oder Giuſtina, eine Silbermünze, welche zu Venedig geſchlagen wird, und ſonſt auch Ducaton heißt. An Gehalt iſt ſie 11 Pfenn. 6 Gran fein Silber, und gilt $\frac{1}{2}$ Zechin, oder 11 venediſche Lire. Es giebt auch halbe Giuſtine, welche 5 Lire und 10 Soldi gelten. Sie hat dieſen Namen von dem Doge aus dem Geſchlechte der Juſtiniani (Giuſtiniani) bekommen, welcher ſie zuerſt hat ſchlagen laſſen.

Juſtitiarius, ſ. Gerichtshalter.

Juſtiz, aus dem Lat. Juſtitia, Fr. Juſtice. 1. Die Befugniß oder Macht, die Geſetze zu handhaben, den Parteyen das Recht zu ſprechen, einen Jeden bey dem Seinigen zu ſchützen, u. d. gl. wie auch die Ausübung der beſagten Macht, die Verwaltung der Gerechtigkeit, die Rechtspflege, die Juſtizverwaltung, die Juſtizpflege. 2. Das Gericht oder Tribunal, wo den Parteyen das Recht geſprochen wird; der Ort, wo die Richter ihre Sitzungen halten; der Gerichtshof, die Gerichtsbank, der Gerichtsſtuhl, das Gerichtsamt, die Gerichtskammer, u. d. gl. 3. Die Richter, oder die zur Sprechung des Rechtes, oder zu Handhabung des Rechtes und der Gerechtigkeit verordneten Perſonen ſelbſt, und das aus ihnen beſtehende Collegium; das Juſtizcollegium, Fr. Cour de Juſtice.

Die innerliche Sicherheit des Staates iſt zu der Glückſeligkeit der Republiken ſo unentbehrlich, daß ohne dieſelbe die Verfaſſung eines gemeinen Weſens ihren ganzen Endzweck und Nutzen verliert. Zu Erhaltung dieſer innerlichen Sicherheit nun wird vornämlich die Handhabung der Gerechtigkeit, die Juſtizverwaltung, oder die Juſtizpflege, erfordert. Die Menſchen gerathen wegen des Beſitzes ihrer Güter, we-

wegen ihrer Gewerbe, Angelegenheiten und Handlungen, in allerley Streitigkeiten mit einander; und die Erhaltung der innerlichen Sicherheit, und überhaupt die Natur und Verfaſſung der Republiken, kann es nicht geſtatten, daß ſie ſich ſelbſt wider einander Recht ſchaffen, ſondern ſie müſſen die Entſcheidung ihrer Streitigkeiten von der oberſten Gewalt und den von derſelben verordneten Richtern erwarten. Eben ſo müſſen die Ruchloſen und Boshaftigen von den Gewaltthätigkeiten und Freveltharen wider ihre Nebenunterthanen durch ſchreckende Strafen zurück gehalten werden. Die Verwaltung der Gerechtigkeit verdient demnach ein großes Augenmerk von einer weiſen Regierung.

Die Art und Weiſe, wie die Gerechtigkeit verwaltet wird, hat einen großen Einfluß in die Aufnahme des Nahrungsſtandes, und in den innerlichen Wohlſtand des Staates. Wenn die Geſetze nicht weiſe und gut ſind, wenn ſie nicht deutlich und gewiß ſind, wenn die Verfahrungsart in den Gerichten ſchlecht eingerichtet und langwierig iſt, wenn die Gerechtigkeit nicht unparteyiſch verwaltet, ſondern durch Gunſt und Geſchenke geleitet wird: ſo muß dieſes der Glückſeligkeit der Unterthanen und der geſammten Wohlfahrt des Staates nothwendig zum großen Nachtheil gereichen. Man kann ſo gar behaupten, daß alle Maßregeln der Regierung, die Aufnahme des Nahrungsſtandes zu befördern, von keiner Wirkung ſeyn, wenn die Gerechtigkeit ſchlecht verwaltet wird. Ungewiſſe Geſetze reizen die Unterthanen, ſich in Rechtshändel einzulaſſen, und ſich dadurch tauſenderley Verdruß und Verſäumniß ihrer Gewerbe zu zuziehen. Langwierige und ewige Proceſſe, die ein unſeliges Erbtheil auf verſchiedene Generationen hinaus ſind, können vermögende Familien zu Grunde richten. Die mangelnde ſchleunige Hülfe wider böſe Schuldner und Be-

rung in den Gewerben, gebiert das Mißtrauen, dieſes Haupthinderniß blühender Gewerbe und einer lebhaften Circulation des Geldes. Die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen der Richter aber ſaugen die Unterthanen aus, entziehen ihnen das Vermögen ihre Nahrung fortzuſetzen, und ſchlagen ſo gar ihren Trieb und Muth zu nützlichen Gewerben danieder.

Leider iſt dieſes zugleich das traurige Bild von der Juſtizverwaltung in vielen Ländern! Man behilft ſich mit vielerley fremden, ungewiſſen, einander widerſprechenden und auf den Zuſtand der Länder, Zeiten und Sitten nicht eingerichteten Geſetzen. Man reitzt die Richter und Advocaten durch die Sporteln, die man ihnen geſtattet, daß ſie ihren Vortheil dabey finden, die Proceſſe langwierig zu machen; und die Gerichtsordnungen bieten ihnen zu dem Ende ſo viel Schlupfwinkel dar, als ſie nur verlangen können. Man verkauft die Richterſtellen, oder vergiebt ſie wenigſtens nach Gunſt und beſondern Abſichten, oder ſieht ſie gar als einen nichtsbedeutenden Anhang von den Kammergütern an, den man mit denſelben an die Meiſtbietenden verlaſſen kann. Alle Vernünftige, welche Empfindungen haben, ſehen dieſes Elend; allein, Niemand will Hand anlegen, um die rechten Hülfsmittel zu ergreifen. Zwar beſſert man in einigen Ländern; man macht neue Geſetze und Gerichtsordnungen in ganzen Geſetzbüchern, die den Namen der würdigen Regenten führen, die wenigſtens dadurch zu erkennen geben, daß ſie bey dieſer Quelle des Elendes, welches ihre Unterthanen tragen, nicht unempfindlich ſeyn. Allein, indem man den Wuſt der alten Geſetze dabey in ſeinem vollen Werthe läßt, wird die Quelle keinesweges verſtopfet. Es iſt ein ſchwacher Damm, welchen die Gewalt des wilden Waſſers bald umreiſſen, und wodurch das Uebel vielleicht vergrößert werden wird, weil die Vielheit der Rechte und Geſetze,

und

und mithin die Colliſion und Ungewißheit derſelben, dadurch mehr zu- als abnimmt.

Da nun die Verwaltung der Gerechtigkeit einen ſo großen Einfluß in die Aufnahme des Nahrungsſtandes und in den innerlichen Wohlſtand der Republik hat: ſo bedarf es keines weitläuftigen Beweiſes, daß die Fürſorge dafür für die Landesregierung gehöre, und die Juſtizcollegia müſſen daher dem höchſten Collegio des Landes, welches die innerlichen Landesangelegenheiten beſorget, unterworfen ſeyn. Dieſes Collegium allein kann im Namen des Regenten die geſetzgebende Macht beſitzen. Die Geſetze müſſen nach dem Zuſtande des Landes und der Zeiten eingerichtet ſeyn. Hievon kann ein Collegium, welches alle innerliche Landesangelegenheiten beſorget, allein die beſte Kenntniß haben, und die Juſtizcollegia müſſen ſich allein mit der Application der Geſetze beſchäftigen; und gleich wie die Erklärungen der Geſetze im Grunde nichts anders als neue Geſetze ſind, ſo müſſen auch dieſe allein dem höchſten Collegio in innerlichen Landesangelegenheiten vorbehalten bleiben.

Alle Geſetze eines Landes müſſen dahin abzielen, dem Staate ſo viel Stärke, Macht und Glückſeligkeit zu verſchaffen, als er nach ſeinen Umſtänden nur immer erreichen kann; und auch die bürgerlichen Geſetze, wodurch die beſondern Gerechtſamen und Anforderungen der Unterthanen entſchieden werden, können gar viel dazu beytragen, die Cultur des Landes, die Vermehrung der Einwohner, und die Vergrößerung des Nahrungsſtandes, zu befördern. Hierin muß ſich alſo die geſetzgebende Klugheit thätig beweiſen; und das höchſte Collegium, welches den Zuſtand des Landes am beſten kennt, kann die Maßregeln keinem andern überlaſſen. Gleich wie aber alle Geſetze, wenn ſie ihren Endzweck erfüllen ſollen, gewiß udd jedermann verſtändlich ſeyn müſſen, ſo müſſen auch die bür-

ger-

gerlichen Geſetze einfach, kurz, deutlich und in der Landesſprache abgefaßt ſeyn, und jedermann, der einen natürlichen Verſtand hat, muß wiſſen, was er zu thun, und von der Entſcheidung der Geſetze zu gewarten hat.

Weil der Landesregierung die Beſchaffenheit des Landes am beſten bekannt ſeyn muß, ſo kömmt es ihr allein zu, die verſchiedenen Gerichtbarkeiten der Unterobrigkeiten und landesherrlichen Bedienten zu beſtimmen, und ihre Eingriffe gegen einander zu unterſuchen und abzuſtellen. Derſelben allein gehört es auch, neue Gerichtbarkeiten anzuordnen, wenn dieſe oder jene Landesökonomie, oder dieſer oder jener Theil des Nahrungsſtandes, durch eine befreyete Gerichtbarkeit in mehrere Aufnahme gebracht werden kann. Von ihr allein muß es auch abhangen, die Unterwürfigkeit der Gerichtbarkeiten gegen einander, oder die verſchiedenen Inſtanzen, zu reguliren, und ſie muß hier bloß die Bequemlichkeit der Unterthanen und die Beförderung des Nahrungsſtandes zur Richtſchnur nehmen.

Die Landesregierung muß eine ihrer hauptſächlichſten Sorgfalt dahin gerichtet ſeyn laſſen, die Art und Weiſe des gerichtlichen Verfahrens anzuordnen. Je kürzer daſſelbe ſeyn wird, je entfernter daſſelbe von der elenden Formularrechtsgelehrſamkeit iſt, je mehr dadurch der Verzögerung und Verſchleifung der Sache vorgebauet wird: (*) je vortrefflicher wird es ſeyn, und

(*) Hr. von Montesquieu, in ſeinem Werke von den Geſetzen, meint, daß die vielen Formalitäten, (und er giebt nicht undeutlich zu verſtehen, auch die Langwierigkeit der Proceſſe,) zu der Freyheit des Bürgers in gemäßigten Regierungen gehören. Dahingegen ſey es dem Deſpotismus gemäß, die Rechtshändel auf das allerkürzeſte zu ſchlichten. Allein, obgleich die Freyheit des Bürgers erfordert, genugſam gehöret zu werden, und Zeit zu haben, ſeine Rechte vorzuſtellen; welches allerdings gewiſſe Formalien nothwendig macht: ſo iſt doch nicht nöthig, daß die Formalien ſo weitläuftig ſeyn, daß dar-

und je weniger Nachtheil wird dadurch das Wohl der Unterthanen leiden. Die Juſtizverwaltung iſt eine der vornehmſten Pflichten der Regierung, und die Unterhaltung der dazu erforderlichen Bedienten gehört zu dem Aufwande des Staates, eben ſo wie alle andere Beſorgung der Landesnothwendigkeiten. Eine zureichende Beſoldung der Juſtizbedienten, und die gänzliche Abſchaffung aller Sporteln, die überhaupt bey keiner Bedienung taugen, und bey Handhabung und Verwaltung der Gerechtigkeit am wenigſten Statt finden können, würde allein der Langwierigkeit der Proceſſe, und allen unnöthigen Schriften und Weitläuftigkeiten ein Ende machen.

Gleich wie aber alle Geſetze, Inſtanzen und Gerichtsordnungen, wenig helfen, wenn nicht die Juſtiz wahrhaftig und unparteyiſch verwaltet wird, ſo muß die Landesregierung auch hierauf eine große Aufmerkſamkeit richten. In dieſer Abſicht müſſen die Richter ſehr ſorgfältig erwählet werden, und es ſollten nur die redlichſten und vortrefflichſten Männer dazu beſtellet werden. Man könnte eher dem Mangel der Gelehrſamkeit, als dem Mangel eines guten Herzens und der Rechtſchaffenheit, nachſehen. Die natürliche geſunde Vernunft bey einfachen, gewiſſen und deutlichen Geſetzen, die Billigkeit, und die Menſchenliebe würden gerechtere Entſcheidungen geben, als Gelehrſamkeit, die von Eigennutz und Leidenſchaften geleitet wird. Hienächſt müſſen auf alle Beſtechungen und Geſchenke die härteſten Strafen geſetzt, und die ſie ohne alle Nachſicht und ohne Anſehen der Perſon voll-

daraus die Proceſſe lange Jahre verſchleifet werden können, Niemand ſein Recht erlebt, und zur Armuth befördernde Koſten dabey aufgewendet werden müſſen. Das würde eine unſelige Freyheit ſeyn, welche dem Bürger ſelbſt ſo viel Nachtheil verurſachet!

vollſtrecket werden. Hr. v. Juſti (*) will zwar, daß die Beſtrafung bloß und allein den Richter, der ſich hat beſtechen laſſen, nicht aber die Partey, welche es gethan hat, treffen ſolle. Allein, ich ſehe keine Urſache davon ein, ſondern glaube vielmehr, daß der eine, ſo gut wie der andere, die Strafe verdiene, Giebt es keine Leute, welche dem Richter Geſchenke anbieten, ſo kann dieſer auch keine annehmen. Denn ſo unverſchämt wird doch wohl kein Richter ſeyn, daß er ſolche von den Parteyen ohne alle Scheu ſelbſt verlangen ſollte. Die Partey aber, welche dem Richter Geſchenke anbietet, hat allemal den Verdacht wider ſich, daß ihre Sache nicht richtig ſey; denn wer eine gerechte Sache hat, hat den Richter zu beſtechen nicht nöthig; und wenn dieſer, weil ihm die Hände nicht verſilbert werden, den Proceß verzögern will, ſo giebt es ſchon andere Mittel, ihn zu Beobachtung ſeiner Pflicht zu bewegen.

In den kön. preußiſchen Ländern wird ſowohl der Richter, als die Partey, und der Unterhändler, ſehr ſcharf beſtraft, es möge der Richter ſelbſt, oder deſſen Frau und Kinder, die Geſchenke angenommen haben; und wenn dieſe auch nur in eſculentis & potulentis beſtanden haben. Ja, es iſt ſo gar derjenige Commiſſarius ſtrafbar, welcher, während der Commiſſion, bey der einen oder andern Partey logiret oder ſpeiſet.

Conſtitution, wie die Proceſſe nach Sr. kön. Maj. in Preußen vorgeſchriebenen Plan in einem Jahre in allen Inſtanzen zum Ende gebracht werden ſollen, v. 31. Dec. 1746, §. 15.

Da es nun ſo nothwendig iſt, bey der Wahl der Richter auf ihre Redlichkeit und übrige gute Eigenſchaften zu ſehen, und man die härteſten Strafen darauf ſetzen muß, um ſie abzuhalten, nicht nach Gunſt, Abſichten und Geſchenken, ſondern nach einer wahren und unparteyiſchen Gerechtigkeit ihre Urtheile abzufaſſen: ſo ſieht man leicht ein, daß es ein großes Ge-

(*) S. Deſſen Policeywiſſenſch. 2. B. §. 502.

brechen in einem Staate iſt, wenn man, wie in Frankreich, die Richterſtellen öffentlich verkauft. Wie kann man ſich da verſprechen, daß man bey dem Gelde allemal Redlichkeit und Geſchicklichkeit antreffen werde? Hat man nicht vielmehr alle Urſache zu fürchten, daß viele ſich wegen des bezahlten Geldes durch Annehmung der Geſchenke ſchadlos zu halten ſuchen werden? Man muß es aber auch für keine Verkaufung der Richterſtellen, folglich für keine ſchädliche Einrichtung halten, wenn die neu angekommenen Juſtizbedienten, nachdem ſie vorher auf das genaueſte examiniret, und für tüchtig befunden worden ſind, von ihrer Beſoldung des erſten Jahres den Betrag einiger Monate zur Chargencaſſe abgeben müſſen.

Die Beſchwerden gegen die Richter können nicht vor die Juſtizcollegia, ſondern vor das höchſte Collegium in innern Landesangelegenheiten gehören. Die Unterthanen, welche ohne dies tauſenderley Bedenklichkeiten finden müſſen, ehe ſie es wagen, über den Richter Beſchwerde zu führen, werden um ſo eher davon abgehalten, wenn ſie ſich gleichſam in einen neuen Proceß deshalb einlaſſen ſollen. Am härteſten aber iſt es, wenn die Richter allein Glauben und Begünſtigung finden, die Unterthanen aber wenig gehöret, und wohl gar wegen ihrer Beſchwerden beſtrafet werden. Gewiſſe angeordnete Juſtizoberaufſeher, die in ihrem angewieſenen Bezirke herum reiſen, die verhandelten Acten unterſuchen, und, nach Beſchaffenheit der Umſtände, die Parteyen ſelbſt anhören müßten, könnten zu unparteyiſcher Verwaltung der Juſtiz gleichfalls gar viel beytragen.

Man kann das Juſtizweſen auch als einen Fond zufälliger landesherrlichen Einkünfte betrachten. Es dient ſehr zur Beförderung der Juſtizverwaltung,

wenn

wenn die Sporteln (*) nicht den Juſtizbedienten überlaſſen, ſondern dem Landesherren berechnet werden. Es fließen demnach in die Sportelcaſſe alle und jede Sporteln und Gerichtsgebühren, ſo wie die kleinen Strafen, welche die Parteyen oder ihre Advocaten nach rechtlichem Erkenntniß, wegen begangener Fehler wider die Proceßordnung, zu erlegen haben, imgleichen die Succumbenzgelder, die eine Partey erlegen muß, wenn ſie wider den Ausſpruch eines höhern Gerichtes ein Remedium einwendet, und die verloren werden, wenn das vorige Urtheil nicht abgeändert wird. (**) Hiedurch wird zugleich an den Ka-

(*) Eben in Juſtizſachen iſt die Sportelrubrik, wenigſtens bey den Collegien, am fruchtbarſten. Bey den erſten Inſtanzen ſind die ſo genannten Actus voluntariæ jurisdictionis, die Contracte, die Teſtamente, die Inventariſationen und Erbtheilungen ꝛc. ungleich einträglicher für die Beamten, als die wichtigſten Proceſſe, beſonders in den obern Provinzen von Deutſchland, Franken, Schwaben, Bayern ꝛc. davon man hingegen in Sachſen, noch weniger in Niederdeutſchland, nichts findet, wo der Bauer bey aller ſeiner Leibeigenſchaft doch in Anſehung ſolcher Sporteln unendlich freyer iſt, als der Oberdeutſche bey aller ſeiner Freyheit.

(**) Die bey den ſo genannten reviſoriſchen Proceſſen und andern Remedien regulirten Succumbenzgelder werden an manchen Höfen ſogleich vertheilet, ſo bald ſie erleget werden. Eine ſolche ſchnelle Vertheilung aber hat mancherley üble Folgen. Entweder wird der Proceß demjenigen, der die Gelder erlegt hat, (wenn er nicht etwa zugleich durch beſondere Beſtechung ſeiner Sache gewiß wird,) mit Fleiß verloren, damit er die erlegten Succumbenzgelder, welche indeſſen ſchon verzehrt ſind, nicht wieder zurück fordern könne, oder es wird der Proceß ſo lange verzögert, bis die Partey oder die Räthe darüber geſtorben ſeyn werden. Was die Kammer dabey thun könnte, um dergleichen Mißbräuche abzuſchaffen, (voraus geſezt, daß ſie nicht ſelbſt zu tief in Schulden ſtecke,) wäre vielleicht dieſes, daß ſie die Succumbenzgelder jedesmal, ſo bald ſie erleget werden, durch eine beſondere Caſſe auf ihren Credit erheben und verzinſen lieſſe; die Gelder blieben denn immer verzinsliche Capitalien, ſie möchten den ſuccumbirenden oder dem ſiegenden Theile gehören; die Kammer hätte alſo kein Intereſſe dabey, es möchte der Proceß für dieſen oder jenen Theil ſich endigen. Wenn der ſiegende Theil ſeine Gelder zurück haben, und das Capital nicht bey der Kammer auf Verzinſung für ſich ſtehen laſſen wollte, oder die Kammer ſelbſt in ſo gu-

meralausgaben, die auf ein und andere Beſoldungen oder deren Vermehrung verwendet werden müſſen, ein Anſehnliches erſparet; und dieſe Anſtalt macht alſo mittelbarerweiſe Einkünfte des Staates aus. Alle Gerichte müſſen, zu Ende eines jeden Quartales, eine Tabelle von den Strafen, die in ihren Gerichten verwirkt, oder rechtlich zuerkannt ſind, eingeben, und dabey bemerken, ob die Strafe bereits eingetrieben iſt, oder aus was für Urſachen ſolches nicht habe geſchehen können. Der Rendant der Sportelcaſſe aber, welcher gemeiniglich einer von den Secretären iſt, muß dem Collegio alle Quartale, oder auch alle Monate, einen Extract ſeiner Rechnung vorlegen, zu Ende des Jahres aber ſeine Rechnung zur Abnahme, Unterſuchung und Juſtification, einreichen. Hienächſt pflegt auch öfters etwas Anſehnliches in die landesherrlichen Caſſen einzugehen, wenn der Landesherr die Gerichtbarkeit ſelbſt, oder die Erbgerichte über ein Dorf oder andere Unterthanen, an jemand überläßt; desgleichen, wenn dieſes oder jenes Gut oder Haus, und deren Beſitzer, von der Gerichtbarkeit der Unterobrigkeiten ausgenommen, und allein unter den höhern Landescollegiis vor Gericht zu ſtehen berechtiget wird.

Da ich mich hier in die Unterſuchung des Juſtizweſens in allen Staaten, nicht einlaſſen kann, ſo werde ich mich vornämlich nur auf die Beſchreibung

ten Umſtänden wäre. daß ſie keine fremde Gelder brauchte: ſo müßte das auf einer oder der andern Seite in den ordentlichen Terminen der Aufkündigung, wie bey jedem andern Capitale, geſchehen. Ueberhaupt müßten die Succumbenzgelder nie vertheilet, ſondern zu einem Fond verwendet werden, dieſem oder jenem von Zeit zu Zeit ein verdientes Douceur oder eine Beſoldungszulage daraus anweiſen zu können.

(Hrn. Kammerdir. und geh. Reg. R. Springer) An einen deutſchen Kammerpräſidenten, 1. Abſch. Riga und L. 1775. 8. S. 20, fgg.

bung der Juſtizverfaſſung in den königl. preußiſchen Ländern, und der von Zeit zu Zeit vorgenommenen Reforme derſelben, einſchränken. Derjenige Theil des Staatsminiſterium, welcher ſowohl in Civil = als auch Criminalſachen die Aufſicht über die Verwaltung der Juſtiz in ſämmtlichen königl. Ländern führt, wird das Juſtizdepartement oder Juſtizminiſterium genannt. Das Obertribunal, oder Oberappellationsgericht, das Kammergericht, ſämmtliche Regierungen, Hofgerichte, Obergerichte, und andere Landes = Juſtiz = Vormundſchafts = und Criminalcollegia, ſind von demſelben unabhängig; und zum Reſſort dieſes Departements gehört die Prüfung, Beſtellung, Verpflichtung und Beſoldung ſämmtlicher Bedienten dieſer Collegien. Das Juſtizdepartement veranſtaltet die erforderlichen Viſitationen vorgedachter Collegien, und beurtheilt ſowohl aus den dieſerhalb eingehenden Viſitationsberichten, als auch aus den monatlich, vierteljährlich und jährlich einkommenden Lüſten und Tabellen, ob überall die Juſtiz vorſchriftmäßig adminiſtriret werde, und ob eine jede Gerichtsperſon insbeſondere die obliegende Amtspflicht gebührend erfülle. Die Beſchwerden, welche klagende Parteyen über die Landesjuſtiz = und Vormundſchaftscollegien, entweder bey des Königs höchſter Perſon, oder bey dem Staatsminiſterium anbringen, werden von dem Juſtizdepartemente unterſuchet, welches dem Befinden nach, von den Collegien Berichte und Verantwortungen erfordert, auch wohl in bedenklichen Fällen die verhandelten Acten zur Einſicht einfordert, und hienächſt nicht allein die Parteyen beſcheidet, ſondern auch den Gerichten die nöthige Anweiſung, wegen zweckmäßiger Einleitung und Beſchleunigung der Sachen, ertheilt. Dahingegen überläßt das Juſtizdepartement die rechtliche Entſcheidung der zum

Proceß gediehenen Streitigkeiten, den zur Abfaſſung der Urthel nach Verſchiedenheit der Inſtanzen, beſtellten Juſtizcollegien dergeſtalt, daß, ſo wie Se. königl. Maj. ſelbſt niemals Rechtsſachen durch Machtſprüche entſcheiden, auch von dem Juſtizdepartemente niemals Urtheile abgefaſſet werden. Es würde daher vergeblich, und in Rückſicht der zu befürchtenden Beſtrafung gefährlich ſeyn, wenn eine proceßführende Partey bey des Königes höchſten Perſon, oder dem Miniſterium des Juſtizdepartements, die Abänderung eines in der dritten oder letzten Inſtanz erhaltenen, oder ſonſt rechtskräftig gewordenen Urtheiles nachſuchen wollte. In Criminalſachen muß aus allen Provinzen, ſo bald auf Lebens- oder Feſtungs- und Zuchthausſtrafe auf gewiſſe Jahre erkannt werden ſoll, an das Miniſterium des Juſtizdepartements ausführlicher Bericht, und zwar mehrentheils mit Einſendung der Acten, erſtattet werden. Hieraus ſowohl, als auch dem, in wichtigen Sachen erforderten Gutachten des Criminalſenates des Kammergerichtes, geſchieht im Staatsrathe ausführlicher Vortrag, und es werden alsdann nach dem abgefaßten Concluſum die erforderlichen Befehle, entweder nach eingeholter königlicher höchſten Genehmigung, oder, in minder wichtigen Sachen, unmittelbar an diejenigen Gerichte erlaſſen, welche die Unterſuchung geführt haben. Mit dem Miniſterium des Juſtizdepartements, ſind das geiſtliche Departement, das Lehensdepartement, das franzöſiſche Departement, das Obercuratorium der königl. Univerſitäten, und das Pfälzercoloniedepartement, verbunden.

Sämmtliche, ſowohl zum Reſſort des Juſtizdepartements überhaupt, als zum Reſſort der oben gedachten beſondern, mit demſelben verbundenen Departemente, gehörigen Geſchäfte, werden von vier wirk-

lichen

lichen geheimen Staats- und Juſtizminiſtern nach folgender Eintheilung verwaltet.

Der Großkanzler des Königreiches Preuſſen und aller königlichen Provinzen, (gegenwärtig Hrn. v. Carmer Excellenz,) iſt Chef der Juſtiz und aller Juſtizcollegien. Er hat die Aufſicht auf das ganze Juſtizweſen ſowohl bey den deutſchen als franzöſiſchen Gerichten in ſämmtlichen königl. Ländern, inſonderheit aber das Specialdepartement über die Churmark, Oſt- und Weſtpreußen, wie auch über die Pfälzercolonien, und zwar über dieſe leztern, mit dem dritten Miniſter gemeinſchaftlich. Alle, die Beſtallung, Prüfung, Verpflichtung und Beſoldung der Juſtizbedienten, ferner alle, die Erhaltung und Verbeſſerung der Juſtizeinrichtungen, und die Verwaltung der Juſtiz überhaupt, betreffende Sachen, gehören allein für ihn.

Ein zweyter Miniſter, (gegenwärtig Hrn. v. Münchhauſen Exc.) hat die beſondere Aufſicht auf die Juſtizverwaltung in den Provinzen der Neu und Altmark, Schleſien, Geldern, Magdeburg, Cleve und Mark, Pommern, Oſtfriesland, Halberſtadt, Minden, Ravensberg, Mörs, Lingen, Tecklenburg und Quedlinburg, wie auch das Lehensdepartement oder die Direction in Lehensſachen in allen königl. Ländern. Er iſt auch zugleich Präſes des Obertribunales oder Oberappellationsgerichtes.

Ein dritter Miniſter, (gegenwärtig Freyherrn v. Zedlitz Exc.) hat die beſondere Aufſicht über alle Criminalſachen in ſämmtlichen königl. Landen, und das Pfälzercoloniedepartement gemeinſchaftlich mit dem Hrn. Großkanzler; das geiſtliche Departement, oder die Direction in allen evangeliſchlutheriſchen geiſtlichen Kirchen- und Schulſachen, auch alle, die Stifter und Klöſter, imgl. die katholiſche Geiſtlichkeit betreffenden Sachen in ſämmtlichen Provinzen, wie

auch die Direction in allen reformirten Kirchen- und Schulſachen in Schleſien und Weſtphalen (mit dem vierten Hrn. Miniſter gemeinſchaftlich,) nicht weniger das Obercuratorium der Univerſitäten, das Curatorium der Dreyfaltigkeitskirche, und das Directorium der königl. Bibliothek, Kunſtkammer und der Bibliothekcaſſe. Er iſt auch zugleich erſter Präſident des evangeliſch-lutheriſchen-Oberconſiſtorium, des churmärk. Conſiſtorium, des Amtskirchen-Revenüendirectorium, des joachimsthaliſchen Schuldirectorium und des Armendirectorium, wie auch des Oberacciſe-und Zollgerichtes.

Ein vierter Miniſter, (gegenwärtig Hrn. Freyherrn v. Dörnberg Exc.) hat das geiſtliche Departement oder die Direction in allen evangeliſchreformirten geiſtlichen Kirchen- und Schulſachen in ſämmtlichen Provinzen, und zwar in den weſtphäliſchen Provinzen und Schleſien, mit dem dritten Hrn. Miniſter gemeinſchaftlich, das franzöſiſche Departement, oder die Direction aller, die ſämmtlichen franzöſiſchen Colonien angehenden Sachen, das Directorium des Mons pietatis und des Wittwenhauſes zu Potsdam. Er iſt auch erſter und oberſter Präſident des Kammergerichtes, des reformirten Kirchendirectorium, des franzöſ. Oberdirectorium und Oberconſiſtorium, des Domdirectorium, und Director des franzöſ. Obergerichtes.

Der urſprüngliche und innere Zuſtand der älteſten Gerichte in der Mark Brandenburg gehört mit zu den Dunkelheiten des Alterthumes, in welche man ohne Urkunden nicht eindringen kann. Von denen Zeiten da die Churmark von den Wenden beherrſcht wurde, wiſſen wir nichts, und es läßt ſich von ihnen als einem ſtreitbaren Volke keine ordentliche Handhabung der Gerechtigkeit vermuthen. Nur gilt das von ihnen, was Tacitus überhaupt von den alten Deutſchen ſagt,

ſagt, daß ihre gute Gebräuche die Stelle guter Geſetze vertraten; und die Prieſter oder Druiden waren ihre Richter. Von denen Zeiten, da die Mark unter die anhaltiſchen Fürſten gerieth, wiſſen wir etwas mehreres, aber doch nichts vollſtändiges. So viel iſt richtig, daß M. Albrecht I. Sachſen und Deutſche in ſeine eroberte Länder zog, und auch deren Gebräuche einführte. Bey den alten Deutſchen hieß ein Gericht Ding (ſ. Th. IX. S. 319,) Gericht halten Ding hegen, ein Urtheil ſprechen Ding finden, und davon appelliren Ding ſchelten. Der Richter ſaß auf einem Stuhle; die Schöppen, deren gemeiniglich 11 waren, ſaßen auf Bänken; Kläger und Beklagte mußten ſtehen. Das Urtheil wurde ſitzend ausgeſprochen. Derjenige, der ſich dadurch beſchwert glaubte, bat den Schöppen aufzuſtehen, und er ſetzte ſich an deſſen Stelle. Erhielt er auf ſein Geſuch ein beſſeres und rechteres Urtheil, ſo wurde das vorige ſtehend verworfen, und der Richter oder Schultheiß brachte es zur Wirklichkeit. Blieb es beym vorigen, ſo mußte der Appellant ſich bey bey einem höher Gerichte, und zuletzt unmittelbar bey dem Könige melden. Alsdann wurden ihm Boten mitgegeben, die von ſeiner Klage und deren Entſcheidung Kenntniß hatten, und von dem nachherigen Austrage der Sache wieder den vorigen Richter Nachricht bringen mußten. Ein ſolcher Richter, Gerichtsbeyſitzer, wie auch der Bote, mußten ſchöppenbarfrey (ingenuus,) d. i. an ſeinem Adel von 4 Ahnen, oder an Rechten und Ehre unbeſcholten ſeyn. In der Mark Brandenburg hingegen konnte jeder freye ehrliche Mann, kurz. ein Biedermann, Schöppe und Bote ſeyn. Er war nicht ſchuldig, den Schöppen, der das Urtheil ſprach, zu bitten, daß er aufſtehe; und da die Gerichte unmitbar von dem Markgrafen, und nur mittelbar von dem Könige abhingen, ſo konnte der Appellant von den nie-

dern zu den höhern, und von dieſen an den Markgraf, und dann erſt an den König, gehen.

Wenn in der Neumark von einem Urtheile appelliret wurde, ſo war das höhere Gericht zu der Klinke bey Brandenburg (tho der klinke by Brandenborch.) Dieſes mußte ein öffentlicher Gerichtsplatz vor dem Stadtthore, oder unweit demſelben, geweſen ſeyn (1); denn die Deutſchen hielten bis in das 14te Jahrhundert ihre Gerichte (placita) unter freyem Himmel, und nannten den Ort, wo ſie ſich verſammelten, Mallum. (2) Der Richter mußte dem Appellanten dahin, bey Verluſt des Amtes, Boten mitgeben; und wenn er auch da ſeine Sache verlor, wurde er zu der Krepen in der Altmark (tho der krepen in der aldenmarke) verwieſen. (3) Von da wurde er zu der Linden (tho der

(1) Klinke heißt nach der alten ſächſiſchen Mundart ein Schlagbaum. Viele Ausflüſſe der Seen um Brandneburg führen auch dieſen Namen. Urkunden von 1173 und 1179, in Buchholz Anh. z. 4ten Th. ſeiner brandenb. Geſch. n. 17 und 20, erwähnen eines molendini in klinke. Hier bedeutet es nach der Tradition ein Fallgatter. Die Brücke worüber man aus der Altſtadt nach dem Dome und dem berliniſchen Thore geht, war vordem mit einem übergebaueten Thore, und dieſes mit ſolchem Fallgatter verſehen, durch welches die Parteyen vor die Richter und Schöppenbänke vorgelaſſen wurden. Auch in den neuern Zeiten hat das Schöppenhaus zwiſchen der Alt- und Neuſtadt auf Pfählen in der Havel, neben der ſogenannten langen Brücke, geſtanden, wozu der Eingang durch doppelte Thüren oder Fallgatter geſchehen mußte, welches Haus d. 17. May 1700 ganz eingefallen iſt. Zum Andenken wird davon noch eine gemahlte runde Fenſterſcheibe aufbewahrt, worauf, ſo wie auf dem Scabinatsſiegel, der Churfürſt auf einer Mauer zwiſchen zwey Thürmen im Churhute mit Scepter und Schwert, unter ihm eine Cavität in Form eines Gewölbes mit einem Fallgatter, und unter dieſem der churfürſtl. Adler vorgeſtellt wird, mit der Unterſchrift: Scheppen Beederſtet Bran. 1568.

(2) Daher mallare, ins Gericht fordern, und Mallator der Kläger. Mael heißt nach der altdeutſchen Mundart eine Zuſammenkunft, und Mall nach der alten niederſächſiſchen ein Recht, Geſetz, oder eine Gerichtsſtatt.

(3) Die Krepe iſt eine jetzt mehrentheils ruinirte Einholzung auf der Feldmark Großſchwechten im ſtendaliſchen Kreiſe, und liegt an

der Linden) verwieſen, vermuthlich einem öffentlichen Gerichtsorte unter oder bey einer großen Linde, die unweit dem Dorfe Bierſtedt auf einem hohen Berge, den die Einwohner noch jetzt tho der Linden nennen, geſtanden haben ſoll. Wurde die Sache auch da verworfen, ſo mußte das höchſte Gericht zu Tangermünde, wo der Markgraf ſelbſt präſidirte, erkennen. Dieſes Gericht wurde auch zuweilen zu Arneburg gehalten. Wollte der Markgraf nicht ſelbſt zu Gerichte ſitzen, ſo vertrat einer ſeiner Räthe deſſen Stelle. Das Gericht mußte mit vollkommenen Leuten an dem Heerſchilde ſ. Th. XXII. S. 691,) ſolchen nämlich, an denen wegen ihres Adelſtandes und Lebens nichts auszuſetzen war, geheget werden, Der Appellant erbat ſich einen achtbaren Mann zum Fürſprecher; die Beyſitzer nahmen ſich bis zum andern Tage Bedenkzeit. Bewies man ihm ſein Unrecht mit dem Rechtsbuche aus der Kammer, (4) ſo konnte er nicht weiter appelliren; er mußte dem Richter Wedde oder Strafe, auſſer den von ihm vorgeſchloſſenen Beköſtigungen der Boten, und ſeinem Gegner Buße oder eine Schadenvergütung geben. Doch konnte er noch an das Reich gehen, und, wenn er auch hier verlor, ſich auf einen Zweykampf berufen, welches aber ſelten geſchah, und wenn ein Wende oder Schwabe geſprochen, oder wenn der Gegentheil das Urtheil angenommen hatte, wegfiel.

an der Ucht nahe bey der Weide des Dorfes Eickſtedt. Man findet daſelbſt noch deutlich die Ueberbleibſel eines alten Schloſſes, welches, der Tradition zu Folge, vormals ein Raubſchloß geweſen iſt. Der Hügel, worauf es geſtanden hat, iſt ungefähr 15 F. hoch. Die Herren von der Knepe ſollen, als die öffentlichen Befehdungen aufhörten, ſolches in Beſitz und den Vorzug des in dem Walde gehaltenen Gerichtes gehabt haben.

(4) Ob dieſes der Sachſenſpiegel, oder das Weichbild, oder vielmehr ein beſonderes Buch ſey, worin die Rechte und Gebräuche in der Mark Brandenburg beſchrieben geweſen, iſt noch ungewiß. Man vermuthet letzteres.

fiel. Aus gedachter Verfaſſung rühren zum Theil die öffentlichen Gerichte (Placita legitima) her, die vordem alle 14 Tage, wie bey den Alemannen und Bayern oder, wie bey den Franken, hienächſt gewöhnlich des Jahrs 2 oder 3mal, im Frühlinge, Sommer und Herbſte, auch zuweilen 4mal, öffentlich und feyerlich auf beſtimmte Tage gehalten wurden, und wo ein jeder, der ihrem Gerichtszwange unterworfen war, zur Klage oder Vertheidigung erſcheinen mußte. Dahin gehört in der Altenmark Brandenburg Burding, (5) ferner Bothding und Lording, (6) ein zu gewiſſen Zeiten in Werben und Seehauſen gebotenes oder angekündigtes Gericht. Man unterſcheidet es von ungebotenen oder außerordentlichen, bey unerwarteten Vorfällen verſammelten Gerichten. Gundling glaubt, daß dieſes Gericht anfänglich für die fremden angekommenen Frieſen und Holländer gehalten ſey. So viel iſt gewiß, daß es ein uraltes deutſches Gericht iſt, welches vor Zeiten die Fürſten ſelbſt gehalten haben, während deſſen alle andere Gerichte aufhörten, und wovon ſie die Straf= und andere Gefälle zu ihrem Hofſtaate oder zu den Koſten ihres Aufenthaltes verwendet haben. Von dergleichen Gerichten findet man noch an vielen Or=

(5) Urſprünglich ſcheint dieſes ein Gericht geweſen zu ſeyn, welches auf dem platten Lande nach den Gebräuchen, die zu den Zeiten Albrecht's I. von alten und neuen Einwohnern beybehalten ſind, und hienächſt in Stendal, als es 1151 zur Stadt erklärt wurde, über Händel, die den Landmann oder Ackersleute betrafen, gehalten wurde. Es hat mit den von K. Carl dem Großen gehaltenen, und beſonders zu Corvey üblich geweſenen Feldgerichten (ſ. Th. XII. S. 514, fgg.), Aehnlichkeit. Haltaus nennt es aber judicium civicum de cauſis civilibus. Zu Oſterburg in der Altmark war ehedem Proldink, und in Berlin curia Wedding.

(6) Bottinhc, Bottinge, Boddingle, Bodding. *Jo. Car. Conr. Oelrichs* diſſ. de Bodding & Lodding, judiciis Germaniæ & inpr. Marchiæ Brandenburgenſis antiquiſſimis. Frf. V. 1750. gr. 4.

Orten Deutſchlandse, als: in Anhalt, Bremen, Oſtfriesland, zu Magdeburg und Halle, Spuren.

M. Otto I. hegte zu Havelberg, als ſeiner Hauptſtadt, den Bodding, und nennt es, in der Urkunde von 1170, placitum ſuum, wovon einer ſeiner Räthe Borchardus den Vorſitz hatte, wiewohl hauptſächlich darunter die Verſammlung der Stände auf freyem Felde, und nicht bloß eine Gerichtshebung, zu verſtehen iſt. Dahin gehört auch placitum majus in der Urkunde von M. Albrecht II. von 1209. Jeder mußte, nachdem die große Glocke geläutet wurde, auch ohne Vorladung gegenwärtig ſeyn, oder im Ausbleibungsfalle eine gewiſſe Strafe erlegen. Blieb der Schutheiß aus, ſo mußte er die große Wedde, und ein anderer die kleine erlegen, wiewohl auch zuweilen die Strafe des Ungehorſams willkührlich war. Es war daher ein Vorrecht, wenn Bürger das Recht erhielten, ohne Vorladung nicht erſcheinen zu dürfen, wenigſtens wurde dieſe Nothwendigkeit eingeſchränket,

Daß die oben beſchriebene Art der Inſtanzen ſchon im 13. Jahrh. aufgehört habe, iſt gewiß. Die Landesherren übertrugen die Verwaltung ſolcher Gerichte ihren im Lande oder in dem Diſtricte angeſeſſenen Vögten (Advocatus, Ambactus,) Ambachtmann. Man trifft ſolche ſchon im 12, häufiger aber im 13 und 14ten Jahrh. an. Die Wahl derſelben hing von dem Landesfürſten ab, doch mit Berathſchlagung der Städte. Vogteyen ſind eine urſprünglich deutſche Gewohnheit. Der Anwuchs der Länder und Unterthanen, und die dadurch gehäuften Geſchäfte, erforderten es. Es ſey nun, daß die Vögte nicht hinlänglich ihrem Amte vorſtehen konnten, oder ſie mißbrauchten etwa ihre richterliche Gewalt, handelten bey Entſcheidung der Streitigkeiten mehr nach Willkühr, Gutdünken und Affect, als nach Recht und Billigkeit, und veranlaßten dadurch Beſchwerden bey der Landesherrſchaft, mithin die Nothwendigkeit gewiſſer Inſtanzen; daher entſtanden faſt zu gleicher Zeit die verſchiedenen Arten der untern und höhern Gerichtbarkeit, Hof- und Landrich-

richter, Landeshauptmannſchaften, Schöppenſtühle, und Quartalgerichte.

Die Anordnung der Hof- und Landrichter, iſt eine Nachahmung der fränkiſchen Könige. Es wurde mehrentheils einer von Adel, der in dem Kreiſe landſäſſig war, auf deſſen Vorſchlag vom Landesherrn mit ſolcher Jurisdicton, wovon der Lehnmann die ziemlich einträglichen Einkünfte lebenslang genoß, und mit der zu ſolchem Gerichte beſtimmten Wohnung vor der Burg beliehen. Das älteſte und vornehmſte Hof- und Landgericht iſt wohl zu Tangermünde, als der vormaligen Reſidenz der Landesherrſchaft, geweſen. Bereits um die Mitte des 14ten Jahrh. iſt die Hofrichterſtelle für die Altmark beſetzt worden. Er heißt Judex generalis, welcher die Schuldſachen geſchlichtet, wobey die Advocati oder Vögte auch andere, beſonders Lehenshändel abmachten. Damals verſprach auch M. Ludwig der Stadt Stendal einen Landrichter. Der markgräfliche Vogt zu Tangermünde hat nachher ſolche Hofrichterſtelle vertreten, und das Hofgericht vor der Brücke des Schloſſes gehalten. Die hohenzolleriſchen Regenten brachten es in beſſere Ordnung, und M. Friedrich II. errichtete 1460 das Landgericht, welches ebenfalls, ſo wie jenes, alle Mitwochen unter freyem Himmel gehalten wurde, und, wenn der Kläger in des Beklagten Gericht binnen 6 Wochen nicht zum Recht gelangen konnte, ihm unverzüglich helfen mußte. Dergleichen Hof- und Landgericht war auch das prignitziſche, womit nachher der Rath zu Perleberg beliehen, welches aber ſelten ausgeübet wurde. Zu Brenzlow, zu Berlin, und im cottbuſiſchen Weichbilde, war gleichfalls ein Hofrichter, und zu Croſſen und Züllichau ein Hofgericht, welchem zwey von Adel als Hofſchöppen, die der Landesrechte und Gewohnheiten kundig waren, beywohnten, wiewohl auch nach eingeführten römiſchen

Rechten Doctores Juris zu Beyſitzern, wie in der Ukermark bereits 1539. geſchehen iſt, angenommen wurden. Zu der Claſſe der Hof- und Landrichter gehörten auch die Mannrichter, (7) wie in der Ukermark, und zu Friedeberg in der Neumark. Ueberhaupt ſcheint dergleichen Einrichtung ſchon zu den Zeiten der letzten anhaltiſchen Markgrafen in allen Provinzen geweſen zu ſeyn. Solche Hofgerichte waren eigentlich für die Eximirten und Appellanten beſtimmt, und verwalteten auch die Lehensſachen. Die Landgerichte hingegen urtheilten über Schuld- und Civilſachen, dazu aus jeder Vogtey oder Amte ein Richter, welcher die Perſon des Landvogtes vorſtellte, abgeordnet wurde. Sie ſind etwas ſpäter als jene aufgekommen, und in der Folge erſt mit ihnen vereiniget worden.

Die Städte, welche vormals höchſtens nur zu dem Rathe der Fürſten bey vorfallenden Geſetzgebungen zugezogen wurden, waren, erwähntermaßen dem Gerichtszwange eines fürſtlichen Vogtes, welcher ſeine Ausreiter (Bedellos) hatte, unterworfen. Sie ſuchten ſich in der Folge davon zu befreyen, und erhielten einen beſondern Richter oder Schultheiß, welcher mit der Gerichtbarkeit landesherrlich beliehen wurde, (Præfectus civitatis. Judex infeudatus oder inpheodatus, Scultetus,) wiewohl auch dieſer anfänglich einem Oberrichter oder Burggraf, welcher eigentlich die hohen Gerichte verwaltete, und auch hin und wieder im engern Verſtande Judex civitatis genannt wird, untergeordnet war. Im 13 und 14ten Jahrh. hatten die meiſten Städte in der Mark ſchon ihre eigene Gerichte. Dergleichen Verleihung geſchah an die Städte oder Pri-

(7) Judex caſtrenſis, wovon man Mannrichter unterſcheiden muß. Das Judicium manni beſtrafte ehemals die delicta nobilium, *Schottelius* de ſingul. in germ. iur. c. 4. §. 1. 2. 3. *Wernheri* diſſ. ſelect. p. 354. voce Mannrecht. Doch bedeutet es auch im andern Sinne ein Judicium feudale.

Privatperſonen theils für eine gewiſſe Geldſumme; bald lehnserblich, bald wiederkäuflich, bald auf lebenslang, theils ſchenkungsweiſe, theils behielten ſich die Landesherren einen gewiſſen Antheil an den Gerichtseinkünften, beſonders aber die Obergerichte, vor, und daher entſteht der Unterſchied zwiſchen dieſen und den Niedergerichten. Pritzwalk hatte bereits 1256 ſeinen eigenen Richter oder Schultheiß; desgleichen Ruppin, ſo wie Neulandsberg 1257, und Salzwedel 1273, ſeinen Schultheiß, desgleichen Stendal, 1215 und 1281, wo der Lehnrichter unmittelbar unter dem Landesherrn ſtand, und von der Jurisdiction des Burggrafen eximirt war. Prenzlow bekam 1282 von M. **Otto** und **Conrad**, gegen Erlegung von 1461 brandenb. Pfunden, einen Erb- und Lehnrichter; Rathenow von M. **Otto** und **Conrad** 1283, Neuruppin 1315 von den Grafen **Ulrich** und **Adolph Günther**, Wuſterhauſen 1325, Seehauſen 1335 von M. **Ludwig** für 40 Mark brandenb. Silb. wiederkäuflich. In Bernau erhielten 1351. zwey Bürger das Schultheiſſenamt, von M. **Ludwig** d. A. für 65 Mark Silber. Mit ſolcher Gerichtbarkeit war zugleich nach der Regel das Privilegium de non evocando vel captando cives verknüpft. Die Magiſträte, nämlich Bürgermeiſter und Rathsmänner, verwalteten nur die Polizey, und hatten mit Rechtsſachen nichts zu thun. Sie zogen aber vor und nach durch Verpfändung, Kauf oder Tauſch, die Gerichtbarkeit, theils vom Landesherrn, theils von denen, die damit beliehen waren, an ſich. Churf. **Waldemar** gab Frankfurt a d. O. 1318. die hohen Gerichte. Chr. **Ludwig** d. R. beſtätigte im Sühnbriefe von 1354. zu Perleberg die Stadtgerichte, die der Magiſtrat ſchon vorher gehabt hatte. M. **Otto** verſetzte 1370. dem Magiſtrate zu Prenzlow die O. und N. Gerichte für 1370 Mark Silber. Wie und wofür die übrigen Magiſträte der

Chur-

Churmark ſolche an ſich gebracht haben, erhellt aus dem von K. Carl IV. in den Jahren 1375 — 1377. aufgenommenen Landbuche. Man ſieht auch daraus, in welchen 22 Städten der Landesherr das oberſte Gericht (Judicium ſupremum) gehabt hat, und auf welche Berechnungsart die Gerichtseinkünfte geſchätzt worden ſind. Hauptſächlich lernt man daraus die 4 Gattungen der damaligen Gerichte kennen, welchen Antheil der Landesherr daran, und an den zu berechnenden Nutzungen derſelben hatte. Verſchiedene Magiſtrate in der Churmark üben jetzt, auch ohne beſondere Privilegien, die Ober- und Untergerichtbarkeit, in der Eigenſchaft einer Immediatſtadt, aus.

Auch die Schöppenſtühle gehören zu den Gerichtshöfen. Einer der älteſten war zu Brandenburg. Carl der Große ſoll es ſchon geſtiftet haben. Sein Alter und Umfang erhellt aus der Urkunde des M. Johann von 1315, welcher Vorzug nachher 1324 von M. Ludwig, 1384. vom Ch. Siegmund, welcher zugleich die Schöppenzahl auf 9 beſtimmte, und ferner 1486. beſtätiget wurde. Leutinger und Garcäus melden verſchiedentlich von deſſen Anſehen; die Conſtitution von 1527 gedenkt deshalb eines daſelbſt vor Alters errichteten ſonderlichen gemeinen Richterſtuhles. Darum wurden auch andere Städte, z. B. Spandow, mit brandenburgiſchen Rechten begabt, welche den bey ſolchem Schöppenſtuhle niegergeſetzten Rechtsgelehrten am beſten bekannt waren. Deswegen iſt auch zu Stendal, weil einige Städte mit ſolchen daſelbſt geltenden Rechten begabt wurden, ein Schöppenſtuhl geweſen. Darum holte man aus Prenzlow, wo das magdeburgiſche Recht galt, von Magdeburg die Urtheile ein. Daher ſind in der Folge Croſſen, Züllichau und Cottbus privilegiret worden, ihre Rechtsſprüche von dem Schöppenſtuhle zu Leipzig einzuholen, weil daſelbſt das ſächſiſche Recht galt. In der Neumark war

zu Soldin, in der Mitelmark zu Pritzwalk und Straußberg, ein Schöppenſtuhl. Zu Berlin ſcheint auch, nach der Urkunde von M. **Hermann** v. 1307, einer geweſen zu ſeyn.

Ferner erhielten die Prälaturen und adeliche Herrſchaften eigene oder Patrimonialuntergerichte über ihre Unterthanen. Derjenige, welcher das Rauchhuhn (ſ. Th. **XXVI.** S. 266, fgg.) und den Hofedienſt hatte, wurde für den Gerichtsherrn gehalten, wenn gleich ein anderer die Gutspächte genoß. Die Straßengerichte, welche ein Regale waren, ſind auch dahin zu rechnen, die mehrentheils der Dorfherr, wenn er mit dem Ober- und Niedergerichte beliehen war, in burg-(Civil-) und peinlichen Sachen im Dorf und auf der ganzen Feldmark ausübte, wogegen der Hofherr ſolche Gerichte binnen Zauns (Jurisdictio circumſepta) hatte, wiewohl auch Städte dergleichen Straſſengerichte erhalten haben, und der Landesherr pflegte ſich auf der Landſtraße die Obergerichte auf 24 Fuß breit vorzubehalten.

Die Aemter und Dorfſchaften hatten gleichfalls ihre eigene Gerichte, welche von Amtsleuten, Amtsverwaltern, oder Kaſtnern, verſehen wurden. Hievon findet man in den Receſſen häufige Spuren, und noch bis 1770. haben die Oeconomiepächter der königl. Aemter die Fructus iurisdictionis genoſſen. Auch die noch bekannten Erbſchulzengerichte gehören dahin, welche nach Sachſenrecht gebräuchlich waren, und womit aucht Plauen 1500 belehnt wurde. Die Lehnſchulzengerichte fielen, nach deren Eröffnung, dem Landesherrn zu.

In einer Provinz oder in gewiſſen Diſtricten und Kreiſen, war ein Landvogt, Hauptmann, (Hoiftmann, Hopptmann, Houpeman, Hövethmann, Hofetmann, Capitaneus, Officialis,) welcher der Vorgeſetzte ſolcher Gerichte, oder der oberſte Richter und

Be-

Befehlshaber war. Er hatte den völligen Gerichtszwang. Die Landeshauptmannſchaft war eine der anſehnlichſten Stellen. Schon in allen Urkunden werden die Landeshauptleute Comites, und ihr Amt und Gebieth Comitatus, genannt. Man findet ihren Grund in der alten Regierungsform der Oſtſachſen und Oſtfranken; und in dem Amte der alten ſächſiſchen und fränkiſchen Grafen oder Landrichter. Sie wurden, der Sage nach, auf dem Landtage oder öffentlichen jährlichen Gerichte durch freye und allgemeine Wahl gewählt, und der gewählte mußte, nach dem ehemaligen Gebrauche, ehe er in ſeinem Amte beſtätiget wurde, auf einen großen Stein treten, und in aller Gegenwart zum Zeugniß ſeiner Geſchicklichkeit über einige ſchwere vorgebrachte Zwiſtigkeiten Urtheil und Recht ſprechen. Nach einer richtigern Muthmaßung hat aber die Wahl von der Willkühr des Landesherrn abgehangen. An einem ſolchen Verweſer, welcher allemal ein eingeborner qualificirter Landſaß von Adel war, und ſolche Stelle pfandweiſe oder unentgeldlich mit allen Vortheilen erhielt, wurden die landesherrlichen Befehle gerichtet, und ihm waren nicht allein die Landesangelegenheiten, z. B. das Gränz-Teich-Finanz-Kirchen- und Lehnweſen, ſondern auch die Juſtizſachen insbeſondere, und zuweilen ganz allein, wie auch die Publication der landesherrlichen Verordnungen, anvertrauet. Er hielt die öffentlichen Gerichte gewöhnlich des Jahrs dreymal, mit den Hof- und Landrichtern, auch Amtsverwaltern, Amtshauptleuten, als Untervögten, und ſeine Juriſdiction beſtand vorzüglich über Richter, Edle Knechte, in Sachen von Wichtigkeit, und im Blutbanne oder in Criminalfällen. Er entſchied auch vor ſich allein die außer dem ordentlichen Gerichte vorfallenden Rechtshändel. Nur in Sachen, die eine ſchleunige Abfertigung bedurften, oder wenn er abwe-

 ſend

ſend war, indem er auch zu Kriegsdienſten dienen, und oft einen Heerführer abgeben, Friedensbündniſſe ſchließen, Geſandſchaften übernehmen, oft auch auf Landtagen und bey Hofe die Gerechtſamen des Adels und der Stände vertreten, auch als deren Haupt ſie bey Huldigungen aufführen mußte, beſorgten die Untervögte als Vicarii in einzelnen Diſtricten oder Kreiſen, (8) ſein Amt, welche, der Regel nach, vor ſich nur die kleinern Sachen entſchieden. Unter den bayeriſchen und lützelburgiſchen Churfürſten, und nach ihnen gab es auch ſolche Verweſer, die der ganzen Mark Brandenburg, oder einer ganzen Provinz, als: der Alt- oder Neumark, vorgeſezt waren. Sie hießen auch Statthalter. Ihr Aufenthalt war nicht fixirt, bis K. Friedrich I. ihnen in Stendal, in einem beſondern dazu erkauften herrſchaftlichen Hauſe, den beſtändigen Wohnſitz anwies.

Hierauf folgte das Hof- und Kammergericht in Berlin, deſſen erſten Stiftungsgrund man unter der Regierung Ch. Friedrich I. zu ſuchen hat. Ich werde von demſelben, wie auch von dem, ſeit 1749, mit demſelben verbundenen ehemaligen geheimen Juſtizrathe, und den bis zur Regierung Sr. Maj. Friedrich's des Großen vorgegangenen Veränderungen des Juſtizweſens, im Art. Kammer-Gericht, Nachricht ertheilen.

Der König ließ, vermöge eines d. 22. Jun. 1741. aus dem Staatsrathe ergangenen Reſcriptes, mit der Reviſion der Kammergerichtsordnung den Anfang machen, zu der Hauptjuſtizreforme aber ernannte derſelbe eine beſondere Commiſſion, welche aus dem Staatsmi-

(8) Deren waren 4 in der Altmark: zu Salzwedel, Tangermünde, Arneburg und Werben; und 4 in der Ukermark: zu Prenzlow, Stolpe, Paſewalk und Liebenwalde. Die 4 Kreiſe zuſammen genommen, machten das Gouvernement des Landeshauptmannes oder Landvogtes aus.

miniſter, Freyherrn von Cocceji, (9) und andern aus dem Tribunale und den Provinzialcollegien gewählten Räthen, beſtand. Von ihr hieß es, was der K. Juſtinian vom Tribonian und ſeinen Gehülfen ſagt: quorum ſolertiam & legum ſcientiam, & circa noſtras juſſiones fidem, jam ex multis rerum argumentis accepimus. Man machte, nachdem K. Franz, d. 31 May 1746, ein illimitirtes Privilegium de non appellando ertheilt hat, mit den pommeriſchen Juſtizcollegien den Verſuch. Das Reſcript vom 4 Oct. 1746, eröffnete denſelben die Vorbereitungsmittel, und den 31 Dec. beſagten J. ergieng die Conſtitution, (10) wie die Proceſſe in Pommern nach dem von Sr. Maj. vorgeſchriebenen Plane in einem Jahre in allen Inſtanzen zu Ende gebracht werden ſollen. Nach dieſem Plane wurden, binnen 8 Monaten, 2400 alte Proceſſe abgethan, und hienächſt wurde d. 6 Jul. 1747. das Project eines Codicis Fridericiani Pomeranici publicirt. Dieſer Plan wurde auch den übrigen Provinzialcollegien vorgeſchrieben, und durch den Druck bekannt gemacht. Er erörtert 1. die Eigenſchaften und Pflichten der Mitglieder der Juſtizcollegien, nämlich der Präſidenten und Räthe; (11) wie auch

(9) Ihm ſetzte die königliche Feder das prächtige Ehrenmahl in der *Diſſertation ſur les raiſons d'établir ou d'abroger les loix.* La Pruſſe a ſuivi cet uſage de la Grece; & ſi les rafinemens dangereux de l'eloquence ſont bannis des Ploidoyers, elle en eſt redevable á la ſageſſe du Grand-Chancelier, dont la probité, les lumieres & l'activité infatigable, auroient fait honneur aux Républiques Gréque & Romaine, dans les temps où elles étoient les plus fecondes en Grands-Hommes.

(10) Dieſe iſt in fol. 1747. nebſt dem Reſcripte, als eine Beylage, heraus gekommen. Beydes iſt auch in dem Buche: Rechtliche Unterſuchung, wie die Fehler bey Beſtellung der Aemter und Verwaltung der Juſtiz verbeſſert werden können, (1747.) abgedruckt.

(11) Und wie die Referendarien dazu gebildet werden ſollen. Das erſte mündliche Examen geſchieht bey dem Kammergerichte von 2 deputirten Räthen, welche von der in theoria et praxi Juris ab

auch 2. der Advocaten, mit gänzlicher Abſchaffung der Procuratoren. 3. Die Einſchränkung der fiscaliſchen Proceſſe, mit Anführung der huldreichſten Erklärung in Anſehung der königl. und der Unterthanen Gerechtſamen. Er bemerkt ferner den Nutzen der Vergleichsverſuche; gewiſſe Einſchränkungen wegen der Sachwaltergebühren; die Nothwendigkeit einer Sportelcaſſe; den Unterſchied zwiſchen den zur Inſtruction des Proceſſes gehörigen mündlichen Vorträgen und den Memorialen; die Methode des Decretirens und der Expedition; die Verſtattung der Rechtsmittel, ohne Appellationseide (12) und ohne andere ſonſt üblich geweſene Formalitäten; das Verbot, die Acten auswärtig zum Spruch zu verſchicken; die unabänderliche Feſtſetzung dreyer Inſtanzen; die Viſitationen der Juſtizcollegien; (13) endlich die Vorſchriften in einzelen Theilen des Proceßlaufes. Es wurden überhaupt

abgelegten Probe berichten, und wenn dieſe hinlänglich iſt, werden ihnen Acten zur Proberelation mit Ernennung eines Correferenten zugeſtellet. Nach dem Reſcr. von 16 Jun. 1752 iſt die Zeit des Referendariates auf 5 Jahre beſtimmt; und nach der königl. Verordn. v. 28 Febr. 1769. wird ein Referendarius nicht eher zum Examine rigoroſo zugelaſſen, bis er des Præſidii Zeugniß von ſeinem Verhalten und von ſeiner Fähigkeit dem Juſtizminiſterio übergeben hat.

(12) In der K. G. O. von 1709. waren Tit. 52. §. 10. und Tit. 53. §. 3. und 7. gewiſſe Succumbenzgelder, die bey Ergreifung der Appellation oder der Remediorum extraord. erleget werden mußten, feſtgeſetzt; ſie wurden aber in den Edicten v. 19 März 1717. §. 10. und v. 3 Sept. 1718. §. 13. gänzlich abgeſchaffet, und das Reſcript v. 19 Sept. 1718. führte an deren Statt den Appellationseid, oder, in deſſen Ermangelung, 100 Rthlr. zur Strafecaſſe, ein. Allein auch dieſes wurde wieder im Edict v. 28 Dec. 1740. um des Mißbrauches göttlichen Namens willen abgeändert, und die Erlegung der Succumb. Gelder da, wo ſie eingeführt geweſen im Fall eines ganz confirmatoriſchen Urthels verordnet. Der Cod. Frid. hat ſolches beſtätigt. S. Corp. Const. II Th. 1 Abth. n. 154. 174. 175. I. Cont. n. 75.

(13) Von der Viſitation der Juſtizcollegien iſt d. 22 Apr. 1754. und der Untergerichte, den 1 Jul. 1773. eine ausführliche Vorſchrift ertheilt.

haupt die wirkſamſten Mittel angewendet, der Rechtspflege eine gehörige Richtung in der Gewißheit, Einförmigkeit und Fertigkeit, zu ertheilen, die Nebenpuncte und die außerweſentlichen überflüſſigen Formalitäten, mithin auch alle Schlupfwinkel der Chikane abzuſchneiden, Unwiſſenheit und Gewinnſucht mit ihren ſchädlichen Folgen zu verbannen, und die zweckmäſſige Verfahrungsart nach zuverläſſigen Regeln in der Folge zu beſtimmen. Den 3 Apr. 1748. wurde das zur allgemeinen Proceßordnung beſtimmte Project des Cod. Fried. March. nachdem vorher d. 9 Jun. und 2 Sept. 1747. durch eine Interimsverordnung die Inſtanzen regulirt worden, publiciret.

Nach Bekanntmachung des vorerwähnten Planes, und Cod. Frid. March. (14) kam es nun auf die wirkliche Ausübung an. Das Kammergericht wurde d. 20 May 1748. vorgeſchriebenermaßen eingerichtet, und die in dem Introductionsprotocolle benannten Räthe wurden nach dem im Cod. Fr. P. 1. Tit. 6. §. 26. befindlichen Eidesformular von neuem verpflichtet. Im Edict v. 15 Oct. 1748. wurde der Cod. Frid. auch bey ſämtlichen Untergerichten zur Beobachtung eingeführt. Der Großkanzler von Cocceji (15) bereiſete außer Pommern auch die ſämtlichen übrigen Landesjuſtizcollegia, welche gleichfalls,

(14) Man hat vom Cod. Frid. verſchiedene Ausgaben: 1748. Berl. in fol. 328 S. nebſt dem Regiſter 134. S. Die Vorrede iſt v. 3 Apr. 1748. Ferner 1748. in Quart, und 1749. neue Aufl. 360. S. und die angeh. Edicte 88 S. das vollſt. Regiſter 110 S. 1766. Königsb. in gr. 8. 764 S. nebſt Regiſter.

(15) Der König beſchenkte ihn 1749. mit einer goldenen Medaille, welche über den glücklichen Erfolg gepräget worden war. Auf der einen Seite iſt das königl. Bildniß, mit der Nebenſchrift: *Fridericus Boruſſorum Rex.* Auf der andern wird die Gerechtigkeit vorgeſtellt, mit einer ungleichen Wageſchale in der Hand, die der König mit dem Scepter niederdrückt, um ſie in ein gleiches Gewicht zu bringen. Die Umſchrift: *Emendato jure.*

falls, ſo wie mit dem Kammergerichte geſchehen war, aufgehoben, und in eine neue Form gebracht, auch mit ſpeciellen, auf ihre Localverfaſſung paſſenden Inſtructionen verſehen, dabey zugleich junge Rechtscandidaten zur Uebung angeſezt wurden. (16) Bey den meiſten erhielten ſeine Gehülfen Präſidenten- Kanzler- oder doch Directorſtellen, und konnten alſo der bey und von ihm erlernten Methode ſich bedienen. Zu gleicher Zeit gieng des Königs Abſicht, die gleichſam von ſeinen Vorfahren auf ihn fortgepflanzt war, dahin, ein allgemeines deutſches beſtimmtes Landrecht für ſeine ſämtliche Staaten abfaßen zu laſſen. Es kam auch ein Project des Corporis iuris Fridericiani (17) im J. 1749. und 1751. der zweyte Theil heraus, (18) wovon aber nur des erſten Theiles 2tes und 3tes Buch in Ehe und Vormundſchaftsſachen einigen, nicht aber durchgehends allen in Provinzen in Geſetzkraft vorgeſchrieben worden ſind. In Anſehung der Proceßordnung erfolgte den 28. Febr. 1761. ein Anhang zum Cod. Frid. (19)

Doch

(16) Bey der erſten neuen Einrichtung der Juſtizcollegien, wurden, außer den Referendarien, auch Auſcultatoren angeordnet. Jene wurden ordentlich verpflichtet: dieſe mußten nur ſtipulata manu das Stillſchweigen verſprechen. Hofreſcript v. 29 Nov. 1749.

(17) D. i. Sr. königl. Maj. in Preuſſen in der Vernunft und Landesverfaſſungen gegründetes Landrecht, worin ꝛc. Zweyte Aufl. Halle, 1750. F. 160 S. Zweyter Theil, eb. daſ. 1751. 292 S.

(18) Desgl. eine Ueberſetzung: Projet du Corps du Droit-Frédéric; ou Corps de Droit, pour les états de Sa Majeſté le Roi de Pruſſe, fondé ſur la Raiſon & ſur les Conſtitutions du Pays; dans lequel &c. trad. de l'allemand par A. A. de C. (*Alex. Aug. de Campagne*) à Halle, 1750. 8. 444 S. Ferner Corps de Droit-Frédéric; ou Corps de Droit &c. Seconde partie, 1752. 784 S.

(19) S. das Circulare v. beſ. dato im Nov. Corp. Conſt. v J. 1761. n. 6. Der Anhang iſt auch beſonders im beſ. J. von der hieſigen Akad. d. Wiſſ. heraus gegeben worden, und enthält 99. S. Es ſind darin die nähern Verordnungen, welche

im

Doch war es aller von dem Großkanzler v. Coc=ceji und ſeinem Nachfolger, v. Jariges, gemachten Anſtalten ungeachtet, nicht möglich überall den Proceßlauf ſo zu lenken, daß nicht zuweilen eine Stockung vorgegangen wäre. Dem Könige kamen Beſchwerden vor, welche manchen nachdrücklichen Befehl, wozu unter andern einer v. 24 Sept. 1767. gehört, veranlaßten. Auch in den neuern Zeiten fehlt es daran nicht. (20)

Im J. 1774. wurde dem Könige zur Revuezeit in Schleſien der erſte Entwurf zur Juſtizverbeſſerung, und im Dec. 1775. ein neuer ausführlicher Plan dazu überreicht, welcher die Ueberſchrift: Project des revidirten Cod. Frid. hatte. Seine Grundlage war der Vorſchlag, daß der bürgerliche oder Civilproceß nach der Gleichförmigkeit des Criminal= oder Unterſuchungsproceſſes zu bilden und einzurichten ſey, und dem zu Folge die Parteyen entweder am Gerichtsorte, oder, bey eintretenden Ehehaften, vor abzuſendenden Commiſſarien aus dem Mittel des Gerichtshofes perſönlich erſcheinen, vom Richter aber die zur Entdeckung der Wahrheit gehörigen Facta von Amtswegen unterſucht oder ins Licht geſetzt werden müßten. Die Advocaten ſollten hienach ihre bisherige Eigenſchaft als Stellvertreter oder Repreſentanten der Parteyen nicht ſo wohl beybehalten, als vielmehr den ex officio unterſuchenden Richter nur zur Hülfe arbeiten, mithin

in dem Nov. Corp. Conſt. ſtehen, wörtlich ausgezogen, in ſofern ſie einigen Vorſchriften des Cod. Frid. erläutern, berichtigen ergänzen, ändern ꝛc. Es iſt derſelbe auch der vorgemeldeten königsberg. Ausgabe beygefügt. Der ausführliche Anhang iſt 1769. in fol. auf 310 S. heraus gekommen; und bey der jährlichen Fortſetzung des Novi Corp. Conſt. iſt allemal am Ende ein Verzeichniß angehängt, auf welche Stelle des Cod. dieſe oder jene Verordnung geht.

(20) S. das Reſcr. v. 24 Jul. und Cabinetsordre v. 23 Jul. 1777. in der jährlichen Fortſez. des Novi Corp. Conſt. &c.

hin ihr Augenmerk dahin richten, daß beſonders von den zum Beſten einer jeden Partey dienenden Umſtänden nichts unerörtert bleibe. Im Jan. 1776. ernannten Se. Majeſtät eine Commiſſion zu Prüfung des Planes, welche aus dem Hrn. Großkanzler Freyh. v. Fürſt, den Hrn. Staats- und Juſtizminiſter v. Carmer, und Hrn. Kammergerichtspräſidenten v. Rebeur, beſtand. Beyde erſtere waren in ihrem Urtheile über die Anwendung der vorgeſchlagenen Mittel, theils in der perſönlichen bey Sr. Maj den 4 Jan. beſ. J. gehabten Audienz, theils in den nachherigen mit Zuziehung des dritten Commiſſarii gepflogenen Conferenzen und darauf erſtatteten Immediatberichten, nicht einig. Daher wurde letzterer unter den 11 beſ. Mon. nach Potsdam ſchriftlich beordert. Se. Maj. hatten gedachte über das Reſultat der Conferenz abgeſtattete Berichte, vor ſich liegen, unterredeten ſich mit ihm beynahe 2 Stunden lang, äußerten nach allerunterthänigſt vorgetragenen Bedenklichkeiten: daß die Inquiſitions- und Befragungsmethode nicht generaliſirt, noch zum Grunde des Civilproceſſes genommen werden ſolle; dictirten darauf gleichſam die 11 in der neuen Verordnung enthaltenen Puncte, nebſt der Rubrik derſelben, mit dem Befehle, das neue Geſetz darnach zu entwerfen, und Höchſtdenenſelben zur Vollziehung vorzulegen. Der Entwurf gieng darauf d. 15 Jan. 1776. zu Sr. Maj. ab, und kam vollzogen zurück. Der Hauptinhalt zielt im Grunde dahin ab, die ſo vielfältig ſeit Beſteigung des Thrones mit Nachdruck eingeſchärfte Abſicht, daß die Proceſſe in einem Jahre (wenigſtens a die litis conteſtatae) geendiget ſeyn ſollen, zu erreichen. Eben darum ſoll dem Richter die Beſchaffenheit des Facti, in ſo weit es aus Urkunden ſich ergiebt, gleich im Anfange des gerichtlichen Verfahrens vorgeleget werden; er darf die ſo zögerlichen Incidentpuncte über die wechſelſeitige Herausgabe

gabe (Edition) der Documente und Schriften nicht in den Hauptproceß verflechten laſſen, ſondern er muß die Parteyen anhalten, daß ſie vor Anſtellung des Proceſſes alle ihre ſchriftliche Nachrichten ſammeln, und ſich den Beſitz davon vorläufig verſchaffen.

(Hrn. geh. R. v. Simmen) Beyträge zu der juriſt. Litteratur in den preußiſchen Staaten, 1 Samml. S. 176, fgg. 2 Samml. S. 276, fgg. 3 Samml. S. 171, fgg.

Von den wichtigſten Folgen für das Wohl der Menſchheit, iſt die eingeführte neue Juſtizverfaſſung, Proceßordnung, Geſetzbuch und Geſetzcommiſſion.

Kaum war der Krieg von 1779. geendigt, ſo beſchäftigte ſich der erhabene Geiſt **Friedrich's** des Groſſen mit der innern Einrichtung ſeiner Staaten. Die Ueberſicht der Kriegsunkoſten und die Finanzverwaltung war die erſte Beſchäftigung; und hier war es, wo die Erhebung des bisherigen geh. Finanzrathes und churmärk. Kammerdirektors **Michaelis**, in das Staatsminiſterium, als eine Belohnung ſeines unermüdeten Fleißes, und der außerordentlichen Treue nnd Klugheit zum Beſten des Königes, beſchloſſen wurde. Dieſe Erhebung geſchäh wirklich nach dem unvermutheten Tode des Staatsminiſters **von Derſchau** zur allgemeinen Verwunderung; denn bisher hatte der König noch Niemanden die Stelle eines Präſidenten in einem Collegio gegeben, der nicht von Adel war, und jetzt war es aus eigener Bewegung, der dem **Michaelis** das ganze Poſtweſen in ſeinen Staaten und das geſamte Finanzweſen übergab, und, ohne ihn zu adeln, in das Miniſterium ſetzte.

So wie aus kleinen oft unbedeutend ſcheinenden Begebenheiten große Veränderungen im Menſchenleben und Staatsverfaſſung entſtehen, ſo mußte ein Müller, **Arnold**, die Veranlaſſung werden, daß ein Plan durchgeſetzt wurde, der lange den Geiſt des Königs beſchäftigt hatte, und aus einem unüberwindlichen Widerwillen gegen die loſen Künſte der Sachwalter ent-

entſtanden war, welche er oft zu entdecken Gelegenheit gehabt hatte. Dieſer Menſch hat nun ſiebenmal den König in Perſon angetreten, und war eben ſo oft mit ſeiner ungerechten Klage gegen ſeinen Edelmann an das Kammergericht verwieſen worden, ſo daß endlich der König, voll Unwillen über den Handel, die Sache ſelbſt zu unterſuchen ſich vornahm. Da der König die Reviſion der Sache befahl, überſandte man ihm eine kurz abgefertigte Sentenz, die, anſtatt ihn zu beruhigen, ihn noch mehr in Verdacht ſetzen, und den alten Unwillen beſtärken mußte. Er ließ die unterſchriebenen Kammergerichtsräthe kommen, und hielt ein Verhör, in der Form, wie es in den öffentlichen Zeitungen bekannt gemacht wurde. Bey dieſer Gelegenheit wurde mit einemmale dem Etatsminiſter v. **Carmer** die Laufbahn eröffnet, in welche er eintreten ſollte, um den Plan ſelbſt auszuführen, den er ſchon lange zur beſſern Gerechtigkeitspflege entworfen hatte. Der König ernannte ihn ſogleich zum Großkanzler, und faßte ein ſehr großes Vertrauen zu ſeinen Einſichten und Gerechtigkeitsliebe. Da nun die Denkungsart deſſelben und ſein Entwurf ſchon einigermaßen bekannt war, ſo ſetzte ſchon ſein bloßer Name die in das Gedränge gerathenen Rechtsgelehrten in Schrecken, und mit erſtaunender Erwartung ſahe man der großen Revolution in den Gerichtsplätzen entgegen. Man fürchtet alles, verleumdete, neidete — genug, man that alles, was nur ein böſes Herz thun kann; nur allein der gemeine Mann hoffte, und das iſt doch immer der größte und wichtigſte Theil des Volkes. Dieſe ganze Handlung ſtellte der Nation den König in einer ſolchen Größe und ſo liebenswürdig vor, daß man darüber alles andere vergaß, was ſonſt der Druck einer fremden Nation in den Gemüthern des Volkes widriges hervor gebracht hatte. Die bloße Furcht der Unterſuchung brachte ſehr viele

zu einer unparteyiſchen Verwaltung des Rechtes, und ſchreckte andere ab, nicht zu dreiſt Böſes zu thun. Eine Menge Menſchen verſammelte ſich von allen Orten her mit einzureichenden Memorialen an die Perſon des Königs, der endlich ſich ſelbſt überzeugte, daß die meiſten Klagen ungegründet und boshaft waren, und nur ein geringer Theil ihn in ſeiner Meinung von der übeln Verwaltung des Rechtes beſtärkte, dem zu Folge er alle Zudringlichkeit zu ſeiner Perſon verbot.

Mittlerweile ſchrieb der König unter den 14 Apr. 1780. folgende Cabinetsordre, die Verbeſſerung des Juſtizweſens betreffend:

Mein lieber Großkanzler von Carmer!

Es kann euch nicht unbekannt ſeyn, daß Wir ſchon im J. 1746, und vorher, bey Verwaltung der Juſtiz, in Unſerm Königreich und Staaten den bemerkten Unordnungen und Mängeln abzuhelfen bekümmert geweſen, und beſonders verordnet haben:

1. Daß die Juſtizcollegia auf einen beſſern Fuß eingerichtet, mit geſchickten und ehrlichen Männern beſetzt;
2. Daß die Proceßordnung von unnützen Formalitäten gereiniget, die Proceſſe in einem Jahre zu Ende zu bringen möglich gemacht; und
3. Die bisher noch zu ſehr zerſtreuten, unbeſtimmten und zweydeutigen Geſetze mit möglichſter Präciſion und Deutlichkeit beſtimmet und geſammelt werden ſollen.

Was nun den erſten Artikel hievon betrifft, ſo zweifeln wir gar nicht, daß durch die eingeführte beſſere Subordination in den Collegien, durch beſtimmtere Ordnung in allen Geſchäften, und beſonders durch die Anweiſung, nach welcher die ſich der Juſtiz widmenden Candidaten durch ſcharfe Examina geprüft, durch mehrere Jahre als Referendarien in den Collegiis zu aller Arbeit angeführt, und derſelben Denkungsart und Conduite genau erforſcht werden ſollen, ein hinlängliches Genüge geſchehen.

Allein

Allein dieſe der Sache ſo angemeſſene Verordnung würde fruchtlos ſeyn, wenn nicht die Präſidenten und Obern eines jeden Collegii zu genaueſter Befolgung dieſer Vorſchrift mit Ernſt angehalten werden.

Es iſt alſo eure Sache, darauf zu ſehen, daß Unſere Willensmeinung hierin aller Orten genau befolget werde; und müßt ihr zu ſolchem Ende von den Präſidenten und Directoren der Juſtizcollegien eine zuverläſſige, unpartheyiſche und genaue Conduitenliſte von ſämtlichen Mitgliedern und Subalternen einfodern, auch bey den Viſitationen beſonders auf dieſen Punct aufs genaueſte inquiriren laſſen.

Denn es iſt nicht genug, wenn ein Juſtizbedienter ſich vor groben Beſtechungen hütet, ſondern er muß auch in allen Handlungen ſeines Amtes ohne die geringſte Paſſion zu Werke gehen, und allen Schein einer Parteylichkeit vermeiden.

Ein Menſch von ſchlechten Sitten und ohne Moralität vergißt ſehr leicht ſeine Pflichten, und es müſſen dergleichen Leute durchaus nicht bey der Juſtiz geduldet werden.

Auch muß euch dergleichen unwürdiges Subject auszuſtoßen, keine Rückſicht auf deſſen ſonſtigen Geſchicklichkeit, Familie und andere dergleichen Conſiderations, abhalten.

Wenn Wir uns ſolchergeſtalt von der Rechtſchaffenheit Unſerer Juſtizcollegiorum verſichern können: ſo werden wir auch Unſerer Seits ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und einen jeden nach Würden ehren und belohnen; dagegen aber kennen Wir keine Strafe, die zu hart ſeyn ſollte, Leute damit zu belegen, die ihre Pflichten ſo weit hintan zu ſetzen im Stande wären, daß ſie ihr Amt, welches zur Beſchützung der Unſchuld und Aufrechthaltung der Gerechtigkeit beſtimmt iſt, zur Unterdrückung und Vernichtung derſelben mißbrauchen ſollten.

Was zweytens die Proceſſe anlangt, ſo will ich wohl glauben, daß die ehemals obgewalteten groben Mißbräuche gehoben worden; im Grunde aber iſt dennoch, wie ihr Mir eingeſtehen müſſet, dieſe Proceßordnung noch eben das unſchickliche Gewebe des geiſtlichen

lichen Rechtes, über welches ganz Deutſchland ſchon ſeit verſchiedenen Jahrhunderten geklagt hat.

Es iſt wider die Natur der Sache, daß die Parteyen mit ihren Klagen und Beſchwerden von dem Richter nicht ſelber gehört werden, ſondern ihre Nothdurft durch gedungene Advocaten vorſtellen ſollen. Dieſen Advocaten iſt ſehr daran gelegen, daß die Proceſſe vervielfältiget und in die Länge gezogen werden; denn davon dependirt ihr Verdienſt und ihr ganzes Wohl.

Selbſt der redliche Mann unter ihnen, welcher mit Hintanſetzung ſeines Intereſſe die Pflichten eines guten Bürgers zu erfüllen wünſchte, darf als Kläger oder Beklagter nicht offenherzig zu Werke gehen, weil ſein Gegner eine umſtändliche Erzählung des Facti dahin mißbrauchen könnte, ihm eine Menge Beweiſe auf den Hals zu ſchieben, und ihn dadurch in ein Labyrinth zu führen, aus welchem er ſich ohne Gefahr oder Verluſt ſeines Rechtes kaum wieder heraus wickeln würde.

Denn wenn der Richter die Acten nicht eher in die Hände bekömmt, als bis die Advocaten durch ihre Schriftſätze das Factum nach Wohlgefallen verdreht und verdunkelt, oder mangelhaft vorgetragen haben, ſo iſt es ſehr natürlich, daß der Urthelsverfaſſer den rechten Geſichtspunct verliert, folglich auf unadäquate Beweiſe erkennt, und weil er auf dem eingeſchlagenen irrigen Wege fortgehen muß, oft wider ſeine Ueberzeugung am Ende ein offenbar ungerechtes Urthel zu ſprechen genöthigt iſt.

Ich kann kaum glauben, daß jemalen einer der alten und vernünftigen Geſetzgeber auf die Gedanken gerathen ſeyn könne, eine dergleichen unnatürliche Proceßordnung ſtatuiren zu wollen, und vermuthe vielmehr, daß die Barbarey ſpäterer Zeiten und die Bequemlichkeit der Richter dieſe Mißgeburt veranlaßt haben.

In der römiſchen Geſchichte finde ich nichts, ſo uns ein anderes vermuthen ließe. Die Richter bey den Römern mußten erſt die Sache in facto ſelbſt unterſuchen, ehe die von den Parteyen beſtellten Redner angehöret und das Urthel geſprochen wurde; und wenn es wahr iſt, daß auch die päpſtlichen Geſetze ausdrücklich verordnen, daß der Richter das Factum unterſuchen, und die Advocaten nun die Rechte der Parteyen defen-

 diren

diren ſollen, ſo wird meine obige Vermuthung zur Gewißheit.

Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo iſt es Unſer ernſtlicher Wille:

> Daß der Richter künftig die Parteyen mit ihrer Klage und Verantwortung ſelber hören, ihre Erzählungen und mitzubringende Beweisthümer gegen einander halten, und ſo den wahren Zuſammenhang der Sache, welche zu dem Rechtsſtreit Anlaß gegeben, eruiren, hernach aber denenſelben den Rechten und der Billigkeit gemäße Vorſchläge zum Vergleich machen ſolle.

Wir halten Uns verſichert, daß ſchon dadurch, daß die Parteyen von der eigentlichen Lage der Sachen unterrichtet werden, die allermehreſten Proceſſe ſich durch Vergleich werden heben laſſen.

Diejenigen Rechtshändel, welche auf dieſe Art nicht beygeleget werden können, ſind wenigſtens gegen alle Beweiserkenntniſſe, welche bisher die allermehreſten Weitläuftigkeiten verurſacht haben, geſichert; und können ſodann, ſo viel die Rechtsfragen betrifft, ſehr leicht ferner zum Spruch inſtruiret werden.

Es iſt Unſere Meinung hiebey nicht, daß den Parteyen bey dergleichen gerichtlichen Handlungen die Aſſiſtenz eines Rechtfreundes verſagt werde; vielmehr finden Wir es nöthig, ſowohl dem Kläger als Beklagten, auch ſchon bey Unterſuchung des Facti ſeinen Advocaten zu dem Ende zu accordiren, damit derſelbe den Richter, welcher vielleicht aus Nachläſſigkeit, Mangel der Penetration, oder wohl gar aus Parteylichkeit der ihm obliegenden Unterſuchung keine Satisfaction leiſten möchte, ſeiner Pflicht erinnern, ihm in allem controlliren, die Rechtsgründe der Partey deduciren, und alſo für die Sicherheit ſeines Clienten auf alle Art Sorge tragen ſolle.

Damit aber dieſe neue Art von Advocaten nicht wieder auf die alten Irrwege gerathen möge, ſo muß die Sache ſo eingerichtet werden, daß ſolche bey dem Verzuge der Entſcheidung und Vervielfältigung der Proceſſe

ceſſe nicht intereſſirt ſind, ſondern einen ganz andern Geſichtspunct zur Beförderung ihres Glückes und ihres Intereſſe erhalten.

Die Referendarien müſſen nämlich bey Unſerer neuen Einrichtung, hauptſächlich bey den Unterſuchungen der Sachen in facto gebraucht, und den Räthen dabey zu Hülfe gegeben werden.

Diejenigen Referendarien, welche bey dieſen Gelegenheiten die mehreſte Geſchicklichkeit und Penetration zeigen, werden zu fernerer Beförderung beybehalten; und aus dieſen ſollen die Advocaten, oder, wie man ſie füglicher nennen möchte, die Aſſiſtenzräthe, aus dieſen aber in der Folge die wirklichen Räthe der Landescollegiorum gewählet werden.

Dieſe Aſſiſtenzräthe müſſen eben ſowohl, als die Räthe der Landescollegiorum, auf fixirte Beſoldungen geſetzt, und zu dem Ende ihre Defenſionsgebühren in einer gemeinſchaftlichen Sportulcaſſe geſammlet werden.

Es kann wohl ſeyn, daß nur ſehr wenige der bisherigen Advocaten ſich zu künftigen Räthen qualificiren, und alſo brodlos werden dürften. Wir werden aber die Verfügung treffen, daß, inſofern brauchbare und ehrliche Leute darunter ſind, ſolche vorzüglich zu Magiſtratsbedienungen, Juſtitiariaten, und andern dergleichen Aemtern wieder employirt werden ſollen. Ganz ſchlechte Leute verdienen keine Attention.

Was endlich die Geſetze ſelbſt betrifft, ſo finde ich es ſehr unſchicklich, daß ſolche größtentheils in einer Sprache geſchrieben ſind, welche diejenigen nicht verſtehen, denen ſie doch zu ihrer Richtſchnur dienen ſollen. Eben ſo ungereimt iſt, wenn man in einem Staate, der doch ſeinen unſtreitigen Geſetzgeber hat, Geſetze duldet, die durch ihre Dunkelheit und Zweydeutigkeit zu weitläuftigen Diſputen der Rechtsgelehrter Anlaß geben, ob wohl gar darüber: ob dergleichen Geſetze oder Gewohnheit jemals exiſtirt, oder eine Rechtskraft erlangt habe? weitläuftige Proceſſe veranlaßt werden müſſen. Ihr müſſet alſo vorzüglich dahin ſehen, daß alle Geſetze für Unſere Staaten und Unterthanen in ihrer eigenen Sprache abgefaßt, genau beſtimmt, und vollſtändig geſammelt werden.

Da nun faſt jede Unſerer Provinzen ihre beſondere Verfaſſung, Statuten und Gewohnheiten hat, welche ſehr von einander unterſchieden ſind, ſo muß für jede derſelben ein eigenes Geſetzbuch geſammlet, und darin alles eingetragen werden, wodurch ſich die Rechte der einen Provinz von den andern unterſcheiden.

Weil aber dennoch dergleichen Provinzialſtatuta und Gewöhnheiten ſich nur auf gewiſſe Gegenſtände einſchränken, und keine allgemeine, noch weniger aber vollſtändige Rechtsregeln enthalten, das Corpus Juris vom Kaiſer Juſtinian als das ſubſidiariſche Geſetzbuch faſt aller europäiſchen Staaten von vielen Jahrhunderten her auch von uns angenommen worden iſt, ſo kann dieſes auch künftig nicht außer Acht gelaſſen werden. Inzwiſchen iſt bekannt, daß dieſes römiſche Geſetzbuch größtentheils nur eine Sammlung von Meinungen und Entſcheidungen der Rechtsgelehrten in einzelnen Fällen enthält, ſich vielfältig auf die alten und jetzt gar nicht mehr paſſenden römiſchen Verfaſſungen und Formalitäten bezieht, auch mit vielen Widerſprüchen angefüllt iſt. Es muß alſo nur das Weſentliche, mit dem Naturgeſetze und der heutigen Verfaſſung Uebereinſtimmende aus denſelben abſtrahirt, das Unnütze weggelaſſen, Unſere eigene Landesgeſetze am gehörigen Orte eingeſchaltet, und ſolchergeſtalt ein ſubſidiariſches Geſetzbuch, zu welchem der Richter bey dem Mangel der Provincialgeſetze recurriren kann, angefertiget werden.

Ueberhaupt aber müſſen Wir hiebey bemerken, daß, wie es Uns ſcheint, die römiſchen Geſetzgeber, welche eben nicht ſparſam in den Beſtimmungen ſtreitiger Rechtsfragen geweſen, gleichwohl ihr Augenmark nicht allemal genau darauf gerichtet haben, was, den Zweifeln in Rechtsfällen vorzubeugen und Proceſſe zu verhüten, dienlich ſeyn könnte.

So iſt z. B. bekannt, wie unendlich viele Proceſſe aus den Handlungen und Contracten über unbewegliche Güter entſtehen, weil die Leute dabey ſich übereilen, und nicht deutlich und beſtimmt genug ausdrücken. Alle dergleichen Proceſſe aber würden vermieden werden, wenn alle Contracte über unbewegliche Güter in Gegenwart der Gerichte geſchloſſen, und von dieſen darauf geſehen würde, daß keiner den andern überliſte, und

unbil-

unbillig vervortheile; der Contract aber ſelber zu mehrerer Beſtätigung deſſelben Inhaltes von dem Richter mit unterſchrieben würde.

Denn da die Proceſſe allemal mit zu den Uebeln in der Societät gerechnet werden müſſen, welche das Wohl der Bürger vermindern, ſo iſt dasjenige unſtreitig das beſte Geſetz, welches den Proceſſen ſelber vorbeugt.

Wenn Wir, wie nicht zu zweifeln iſt, Unſern Endzweck in Verbeſſerung der Geſetze und Proceßordnung erlangen, ſo werden freylich viele Rechtsgelehrte, bey der Simplification dieſer Sache, ihr geheimnißvolles Anſehen verlieren, um ihren ganzen Subtilitätenkram gebracht, und das ganze Corps der bisherigen Advocaten unnütz werden.

Allein Wir werden dagegen Unſere getreue Unterthanen von einer nicht geringen Laſt befreyen, und deſto mehr geſchickte Kaufleute, Fabrikanten und Künſtler gewärtigen können, von welchen ſich der Staat mehr Nutzen zu verſprechen hat.

Wie nun die Ausführung einer ſo wichtigen Sache nicht das Werk eines einzelnen Mannes iſt, ſo müſſet ihr die geſchickteſten und redlichſten Leute, welche ihr ausforſchen könnet, aufſuchen, die verſchiedenen Arten der Ausarbeitungen unter ſie vertheilen, ſie ſodann in ein Collegium zuſammen ziehen, und alles mit gemeinſchaftlichem Rathe reguliren.

Dergleichen Geſetzcommiſſion muß auch künftig beybehalten werden, damit bey etwa ſich ereignenden Mängeln, Undeutlichkeit oder Fehlern der Geſetze ſolche auf eine gründliche Art verbeſſert, ſupplirt oder interpretirt werden können.

Dagegen aber werden Wir nicht geſtatten, daß irgend ein Richter, Collegium oder Etatsminiſter, Unſere Geſetze zu interpretiren, auszudehnen oder einzuſchränken, viel weniger neue Geſetze zu geben, ſich einfallen laſſe; ſondern es muß, wenn ſich in der Folge Zweifel oder Mängel an den Geſetzen oder in der Proceßordnung finden, der Geſetzcommiſſion davon Nachricht gegeben, von dieſer die Sache mit Rückſicht auf den Sinn und Abſicht der übrigen Geſetze, unter eurem Vorſitz, genau in Erwägung gezogen, und wenn eine wirkliche Veränderung oder Zuſatz nöthig wäre, uns gutachtlicher Bericht darüber erſtattet werden.

 Ich

Ich überlaſſe euch alſo, der Sache ferner nachzudenken, und das Erforderliche zur Ausführung derſelben zu veranſtalten, und verſpreche dagegen, euch wider alle Cabalen und Widerſetzlichkeiten auf das nachdrücklichſte zu ſchützen, als euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, d. 14. Apr. 1780.

Friedrich.

An den Großkanzler
von Carmer.

Das iſt nun das Schreiben eines Monarchen voll wahrer königlicher Geſinnungen, die durch vielfältige mit großen Rechtsgelehrten gehaltene Unterredungen bis zu ſolcher durchdringenden Einſicht in einer wirklich großen Seele gereift ſind. Aber ich vermuthe, daß auch nicht leicht unter einem andern Könige dergleichen Entwürfe ausführbar ſeyn möchten, als bey dem, der keine Favoriten hat, keine Schmeichler hört, und keine Leidenſchaften häget, die ihn von den Staatsgeſchäften abziehen.

Unſtreitig iſt das Sportelweſen die Urſache zur Verdorbenheit der Juſtizverwaltung in allen Ländern. Es iſt einem jeden Menſchen natürlich, ſeine Glücksumſtände zu verbeſſern oder zu erhöhen; und da das nicht anders, als auf Unkoſten der Proceſſirenden, geſchehen kann, ſo ſetzt ſich der Sachwalter gleichſam in den Beſitz des Vermögens ſeines Clienten, und begeht Handlungen, wobey Gewiſſen und Menſchlichkeit vergeſſen wird. Es iſt hier der Ort nicht, darüber zu commentiren; aber man ſehe nur das im Ganzen arme Mecklenburg, und die darin ſtrotzenden Bekenner einer barbariſchen Juſtiz.

Seit der Zeit arbeitet der Großkanzler v. Carmer mit einem unermüdeten Fleiße an dieſer neuen Einrichtung,

tung, und opfert ſeine Geſundheit dem Dienſte des Königes und des Staates auf, die ſchon einmal in groſſer Gefahr war, und deren völlige Herſtellung bey den ununterbrochenen Arbeiten nicht möglich war. Man kann mit Recht ſagen, daß er dem großen Cocceji nicht allein zur Seite geſetzt werden kann, ſondern ihn in Scharfſinn und Geiſteskraft übertreffe. Jener hatte bloß Verbeſſerung zum Zweck; dieſer eine neue Umſchaffung, und gleichſam Schöpfung der Juſtiz. Aus eben dem Grunde würde ihm auch eben das Schickſal eines Cocceji bevorſtehen, wenn ihn nicht der Arm eines mächtigen Königs ſchützte, und der Beyfall jedes rechtſchaffenen Mannes für ſeinen guten Namen und Ehre Bürge wäre. Dem ungeachtet bleiben die heimlichen Spötteleyen und der hämiſche Neid kriechender Gemüther nicht aus, wovon man manches ſagen könnte. Aber die Verbeſſerung in der Proceßordnung, welche ſeit dem Anfange des J. 1781 eingeführt iſt, hat einen Jedermann ſo einleuchtenden Vorzug, daß auch die Bosheit ſelbſt ſie billigen muß; und die Annalen der Geſchichte werden auch ſpätern Jahrhunderten, wenn ſie von den Siegen Friedrich's zu den für die Menſchheit wichtigern Thaten ſeines ruhigern Lebens übergehen, ſeines jetzigen Großkanzlers v. Carmer erwähnen, welcher die wohlthätigen Abſichten ſeines Monarchen ſo weiſe und eifrigſt erfüllt.

Nachdem der erſte Theil des Corporis Juris Fridericiani, welcher die neue Proceßordnung enthält, fertig geworden, ſo erſchien d. d. 26. Apr. 1781 ein königl. Patent, durch welches alle ältere Geſetze, Verordnungen und Reſcripte über die Gegenſtände dieſes neuen Geſetzbuches gänzlich aufgehoben und abrogiret werden, dieſes neue Geſetzbuch aber zur einzigen Quelle des Rechtes beſtätigt wird. Zur beſſern Juſtizpflege aber, und um in zweifelhaften Fällen bald Entſcheidung zu haben, wurde durch ein Patent d. d. Berlin

 den

den 29. May 1781 eine Geſetzcommiſſion errichtet, deren Mitglieder aus 2 Deputationen beſtehen, nämlich aus der Juſtiz- und aus der Finanzdeputation, zu welcher letztern Sachverſtändige in Polizey- Oekonomie- Fabrik n- und Handlungsſachen mit angeſetzt ſind. An dieſe Geſetzcommiſſion kann ſich Jedermann in zweifelhaften Fällen wenden, und die in dem Patente darüber gegebenen Vorſchriften machen dem Verfaſſer derſelben ewige Ehre. Bey der neuen Juſtizreforme ſind die Advocaten insgeſammt abgeſchafft, und ſtatt derſelben für die Parteyen, welche gegen einander rechten wollen, Aſſiſtenzräthe beſtellt, welche Beſoldungen von 540, 480 und 400 Rthlr. erhalten. Außer dieſen ſind Juſtizcommiſſarien ernannt, welche die außergerichtlichen Sachen zu beſorgen, und die einzelnen Vorſtellungen der Supplikanten zu verfertigen haben. (*)

Dieſe

(*) Bey der allgemeinen preußiſchen Juſtizreforme im J. 1713 gehörte Reduction der Advocaten zu den Veränderungen, welche man zum Beſten der Juſtizverwaltung vornahm. Dieſes gab zu 2 Medaillen Gelegenheit, deren Sinn ziemlich witzlos war. Auf einer Seite der erſten Medaille ſtand ein Advocat im Mantel, und oben las man die Worte: *Pauci non plures*; unten: *Cauſarum patroni.* 1713; und auf der umgekehrten Seite war ein Advocat mit Stock und Degen abgebildet, mit der Ueberſchrift: *Migrate veteres.* Bey der andern Medaille war die erſte Seite von jener beybehalten, und auf umgekehrter Seite waren die Worte ausgedrückt: *Multi vocati, ſed pauci ſelecti.*

Bey der Reforme, welche 35 Jahre nachher, im J. 1748 durch Coceeji ausgeführt wurde, war zwar Reduction der Advocaten wieder ein Hauptſtück der Neuerung; ich weiß aber nicht, ob Scherz oder Spott des einen oder andern Theiles damals durch Denkzeichen geredet habe, wiewohl es gewiß iſt, daß Advocaten bey dem Publicum keinen Beyfall gefunden haben würden, weil die Reforme die allgemeine Stimme deſſelben für ſich hatte. Darum ſind ſelbſt Privatkritiken der damaligen Proceßordnung in Handſchriften liegen geblieben.

Nach 33 Jahren, um das Jahr 1781, iſt im Preußiſchen ein neues Juſtizſyſtem empor gekommen, welches die Advocaten nicht reducirte, ſondern dem Namen nach verwandelte, theils in Aſſiſtenzräthe, theils in Juſtizcommiſſarien. Der

Un-

Dieſe große Revolution in unſerer Gerichtsverfaſſung hat die Aufmerkſamkeit des in- und ausländiſchen Publicum rege gemacht. Nicht nur demjenigen, der ſich in dem Falle befindet, ſein Vermögen, ſeine Ehre, das Glück ſeiner Familie, den Ausſprüchen der Gerichtshöfe unterworfen zu ſehen, ſondern auch einem jeden Patrioten, dem das Wohl ſeines Vaterlandes und der bürgerlichen Geſellſchaft am Herzen liegt, muß daran gelegen ſeyn, zu wiſſen, durch was für Urſachen der Geſetzgeber bewogen worden, die bisherige Einrichtung des Verfahrens in Proceſſen gänzlich aufzuheben; auf welchen Grundſätzen die an deren Stelle vorgeſchriebene neue Proceßordnung beruhe; worin ſie eigentlich von der vorigen unterſchieden ſey; was für Zwecke dadurch erreichet werden ſollen, und wie die dazu gewählten Mittel beſchaffen ſeyn. Der Mann von Metier wird ſich darüber aus dem Geſetze ſelbſt hinlänglich belehrt haben; und auch derjenige, der zwar kein eigentlicher Rechtsgelehrter, aber doch von geübterem Nachdenken, und über die Geſchäfte des bürgerlichen Lebens zu reflectiren gewohnt iſt, wird darin auf alle dieſe Fragen die beruhigendſte Antwort um ſo gewiſſer finden, da Ordnung, Präciſion und Deutlichkeit des Vortrages unter die ſichtbarſten Vor-

Unterſchied bey letztern liegt darin, daß ſie von Inſtructionen der Proceſſe, ihrem vorigen Hauptgeſchäfte, entfernet wurden, ob man gleich nicht behaupten kann, daß ſie noch jetzt im erſten Sinn ſo entfernt davon ſeyn ſollten, weil verſchiedene Declarationen ihnen wieder größern Spielraum verſchafft haben. Die Juſtizcommiſſarien haben nun durch Wahl der Symbolen ihrer Siegel, deren ſie ſich bey Notariatsgeſchäften bedienen ſollen, ſich mancher Einfälle entladen, welche nachdenklicher ſind, als jene Medaillen ihrer Gegner von 1713. Ich habe ein Siegel geſehen, worauf ein ganzer Körper abgebildet iſt, dem weiter nichts fehlt, als Augen, Arme und Beine, mit der Ueberſchrift: Juſtitia; welches man ſo verſtehen kann, als ob Juſtiz durch Abſchaffung der Advocaten ihre Augen, Hände und Füſſe verloren habe. Berichte der Buchh. der Gelehrt. 1783, 8. St. S. 112.

züge des neuen Geſetzbuches zu rechnen ſind. Einem weit größern Theile des Publicum aber fehlt es an Gelegenheit, vielleicht auch an Geduld, ſich aus der eigenen aufmerkſamen Lectüre eines Buches, welches vermöge ſeines Gegenſtandes nicht anders als trocken ſeyn kann, ähnliche Belehrungen zu verſchaffen; und der gänzliche Mangel deutlicher Begriffe von der ehemaligen Art des gerichtlichen Verfahrens hindert dieſe Claſſe von Bürgern des Staates, eine richtige und paſſende Vergleichung mit der gegenwärtigen anzuſtellen. Ihr alſo, dieſer zahlreichen und an ſich der größten Achtung würdigen Claſſe des Publicum, iſt folgende Vergleichung der alten Proceß- und Gerichtsordnung mit der neuen gewidmet.

1. Die Proceſſe waren vormals bloß in den Händen der Advocaten, welche den Richter von einer Sache nur ſo viel wiſſen ließen, als ſie ſelbſt für gut fanden. Wenn alſo Jemand ſeine Gerechtſamen vor Gerichten auszuführen oder zu vertheidigen genöthigt war, ſo mußte er ſich an einen Advocaten wenden, und der Einſicht und dem Gewiſſen deſſelben das Schickſal ſeines Proceſſes, von dem ſehr oft ſein ganzes zeitliches Glück abhieng, ſchlechterdings überlaſſen. Der Zutritt zum Richter war den Parteyen entweder ganz verſagt, oder konnte ihnen doch zu nichts nützen, da der Richter, bey Abfaſſung ſeiner Urthel, ſich an dasjenige ſchlechterdings halten mußte, was ihm die Advocaten in den Acten vorgetragen hatten. Selbſt die Gelegenheit, zu erfahren, wie ihre Sache betrieben werde, war den Parteyen benommen. Die Ausſprüche des Richters, die Gründe, womit er dieſelben unterſtützte, die Satzſchriften der Advocaten, ſelbſt ihre Briefe, redeten die dem geſunden Menſchenverſtande ganz fremde Kunſtſprache. Der ganze Gang der Sache war in ein geheimnißvolles Dunkel verhüllt.

Ge-

Gegenwärtig wendet ſich derjenige, der eine Klage anzubringen hat, an den Richter ſelbſt, der ihn über alle Umſtände der Sache ausführlich vernimmt; ihm die Gründe und Beweismittel ſeines Rechtes ſorgfältig abfragt; die Vorſchriften der Geſetze, welche auf ſeinen Fall Beziehung haben, bekannt macht; alles, was darnach ſeinem Geſuche entgegen ſtehen könnte, ohne Rückhalt eröffnet; wenn die Forderung ungegründet zu ſeyn ſcheint, ihm die nachtheiligen Folgen und geſetzlichen Strafen des muthwilligen Proceſſirens vorhält: ſonſt aber ihm die Mittel an die Hand giebt, wie er ſich zur Vertheidigung gegen die Ausflüchte und Umzüge ſeines Gegners vorbereiten ſoll.

Eben ſo wird der Beklagte von dem Richter unmittelbar vernommen; ihm werden die Forderungen des Klägers, die Facta, worauf er ſich gründet, die Geſetze, die ihn unterſtützen, vorgeleget und erörtert; Punct für Punct ſeine Erklärung, und Einwendungen dagegen abgefordert; jedes rechtmäßige Mittel ſeiner Vertheidigung ihm an die Hand gegeben; alles, was er zu ſolchem Behuf anführen kann, getreulich in das Protokoll niedergeſchrieben; und ihm ſowohl die zur Sache gehörigen Vorſchriften der Geſetze, als auch die darin verordneten Strafen des muthwilligen Läugnens ausführlich bekannt gemacht.

Bey dem ganzen Verfolge der Unterſuchung ſind beyde Theile gegenwärtig, ſehen und hören alles ſelbſt, was in ihrer Sache geſchieht, und haben dadurch immer Gelegenheit, alle zur Unterſtützung oder Vertheidigung ihrer Rechte dienende Umſtände, Facta und Gründe anzuzeigen und beyzubringen; oder wenn ſie wahrzunehmen glauben, daß der Deputirte des Gerichtes aus Leichtſinn, Unachtſamkeit, vorgefaßter Meinung, oder andern unlautern Bewegungsgründen etwas zu ihrem Nachtheil vornehme, oder unterlaſſe, die Unterſchrift des Protokolles zu verweigern, und dagegen noch in Zeiten bey der vorgeſetzten Inſtanz Schutz und Hülfe nachzuſuchen.

2. Da ſolchergeſtalt die Führung des Proceſſes der Diſcretion der Advocaten lediglich überlaſſen war, und der Richter, welcher die Parteyen niemals ſelbſt hörte, jede Sache nur nach den, von dieſen aufgenommenen Acten beurtheilen mußte: ſo hieng das Wohl und Weh einer ſolchen Partey lediglich von der Einſicht,

Bei

Betriebſamkeit, Sorgfalt und Rechtſchaffenheit eines einzelnen Mannes ab, den der Richter niemals überſehen noch controlliren konnte, und der, wenn er nur die vorgeſchriebenen Formalitäten richtig beobachtete, vor aller Entdeckung und Beſtrafung ſeiner Vergehungen ſicher war.

Erfuhr aber auch in ein oder anderm Falle die Partey hinter her, und durch den Erfolg, daß ihre gerechte Sache durch die Schuld des Advocaten verloren gegangen ſey: ſo war es doch für ſie zu ſpät, von dieſer Kenntniß Gebrauch zu machen. Ihr blieb alsdann weiter nichts übrig, als die traurige Regreßklage gegen den Advocaten, der ſie gern entſagte, um nur nicht den Reſt ihres Vermögens und ihrer Gemüthsruhe durch einen neuen Proceß auf das Spiel zu ſetzen, von dem ſie ſich bey der Ueberlegenheit ihres Gegners in allen Kunſtgriffen der Chicane, einen glücklichen Erfolg niemals mit Wahrſcheinlichkeit verſprechen durfte.

Gegenwärtig hat es der Richter mit den Parteyen ſelbſt zu thun. Er muß ſie mit ihrem Anbringen umſtändlich hören muß alles, was ſie zu ihrer Rechtfertigung und Vertheidigung zu ſagen haben, aufnehmen, und in ihrer Gegenwart durch eine andere dazu beſonders vereidete Gerichtsperſon niederſchreiben laſſen; muß ihnen jedes Protokoll zur Einſicht und Unterzeichnung vorlegen, und wird ſolcherſtalt von Parteyen ſelbſt bey jedem Schritte, den er zur Inſtruction der Sache thut, controllirt.

Bey jeder nur irgend wichtigen Sache wird jedem Theile ein Aſſiſtenzrath zugeordnet; deſſen Hauptpflicht es iſt, darauf zu ſehen, daß der inſtruirende Richter ſeiner Schuldigkeit und den Vorſchriften des Geſetzes ein Genüge leiſte, nichts erhebliches übergehe, noch unerörtert laſſe, und ſolchergeſtalt den Parteyen keinen Nachtheil zufügen könne.

Der Decernent und der Urthelsfaſſer, zwey von den Inſtruenten ganz verſchiedene Perſonen, beobachten und prüfen, jeder für ſich, das Verfahren dieſes letztern auf das genaueſte.

Kömmt

Kömmt die Sache in die zweyte Inſtanz, ſo wird zur Unterſuchung der Beſchwerden des Appellanten ein neuer Commiſſarius ernannt; und die Partey kann dieſem alles, was ſie bey der vorigen Inſtruction zu erinnern hat, frey, und ohne Rückhalt anzeigen.

Der Urthelsverfaſſer in zweyter Inſtanz prüft nochmals alles bisherige Verfahren in der Sache; und ein gleiches geſchieht auch von dem Reviſionsgerichte, welches mit demjenigen Collegio, bey welchem die erſten Inſtanzen verhandelt worden ſind, niemals in der geringſten Verbindung ſteht.

Bey ſo vielfachen, von einander ganz unabhängigen Controllen, iſt es moraliſch unmöglich, daß durch die Schuld oder das Verfahren des Richters, eine Partey jemals in ihren wirklichen Gerechtſamen verkürzet oder gekränket werden könne.

Ueberdieß iſt es Niemand verwehrt, ehe er ſich in einen Proceß einläßt, zuvörderſt den Rath und das Gutachten eines andern Rechtsgelehrten, zu welchem er ein beſonderes Vertrauen hat, einzuholen, oder auch nach geſchloſſener Inſtruction des Facti, demſelben die Ausführung ſeiner daraus herfließenden Gerechtſamen zu übertragen.

3. Die Advocaten lebten bloß von den Proceſſen, und verdienten deſto mehr, je länger der Proceß dauerte. Dieß mußte ſie nothwendig reizen, die Parteyen zum Proceßführen aufzumuntern, ihnen ihre Sache von der günſtigſten Seite vorzuſtellen, alle Neigung zum gütlichen Vertrage bey ihnen zu erſticken, und wenn der Proceß einmal angefangen war, ihn durch alle erſinnliche Kunſtgriffe, durch unvollſtändigen und zweydeutigen Vortrag des Facti, durch Einmiſchung vieler, zur Sache nicht gehörigen Nebenumſtände, durch unnütze Häufung der Schriften und Inſtanzen, ſo viel als möglich, in die Länge zu ziehen.

Da überdieß derjenige Advokat, welcher die meiſten Proceſſe gewann, auch den ſtärkſten Zulauf und den meiſten Verdienſt hatte: ſo war dieſes eine für ſehr viele von ihnen ganz unüberwindliche Verſuchung, auch

die

die ungerechteſten Sachen zu übernehmen und zu vertheidigen, und Läugnen, Lügen, Betrug, Verdrehung der Geſetze, und die feinſten Wendungen der Chicane zu gebrauchen, um entweder den Proceß zu gewinnen, oder doch den unſchuldigen Gegentheil, aus Furcht vor der langen Dauer und den Koſten deſſelben, zu einem nachtheiligen Vergleiche zu nöthigen.

Es waren zwar Geſetze vorhanden, welche dergleichen Mißbräuche unterſagten; aber die Ausübung dieſer Geſetze war dem Richter unmöglich, weil er, wie ſchon gedacht, von dem eigentlichen Zuſammenhange der Sache nichts erfuhr, als was die Advocaten ihm davon vortrugen; und die Erfahrung aller Länder und Zeiten hat es gelehrt, wie unkräftig Geſetze ſind, denen ein ſtärkeres Intereſſe von Seiten derer, die gehorchen ſollen, entgegen arbeiten.

Der Richter und die Aſſiſtenzräthe, welche in fixirten Beſoldungen ſtehen, haben jetzt nicht den geringſten Nutzen davon, einen Proceß in die Länge zu ziehen, oder zu verwirren. Ihnen iſt vielmehr daran gelegen, eine jede Sache gründlich und auf dem kürzeſten Wege zu entwickeln, weil ſie hievon allein Ehre, Belohnung und Erleichterung in ihrer Arbeit zu gewarten haben. Pflicht und Intereſſe, dieſe beyde mächtigſte Triebfedern, vereinigen ſich alſo bey ihnen, um ſie zur Erfüllung der weiſen und wohlthätigen Abſichten des Geſetzgebers zu vermögen.

Niemand, der wirklich eine gute Sache hat, darf die Koſten des Proceſſes ſcheuen, weil ſolche allemal demjenigen zur Laſt fallen, der in der Hauptſache ſchuldig befunden wird.

Zu Vergleichen ſoll Niemand gezwungen werden. Der Richter ſchlägt einen Vergleich nur alsdann vor, wenn durch die Vernehmung der Partey n ausgemittelt iſt, daß die Sache wirklich zweifelhaft ſey; und wenn beyde Theile Neigung zu einem gütlichen Vergleiche blicken laſſen.

4. Dagegen begünſtigte das ganze Syſtem der vorigen Proceßgeſetze die Advocaten in ihren Umzügen und Verwirrungen. Drey Erkenntniſſe konnten ſie über

über die Frage fordern: ob etwas bewieſen werden, oder wer den Beweis übernehmen ſolle? Andere zwey, auch wohl drey Sentenzen konnten ſie darüber verlangen, ob dieſes oder jenes Beweismittel zuläſſig ſey. Erſt im ſiebenten Erkenntniſſe wurde über den geführten Beweis und über die Hauptſache geſprochen; aber auch dann noch konnte der Advocat über die Frage: ob bewieſen ſey? den Proceß abermal durch alle drey Inſtanzen treiben. In allen dieſen Inſtanzen wurden wenigſtens 22 Satzſchriften gewechſelt; der Appellations- und Reviſionsſchedeln, der Beweis- und Gegenbeweisantretungen, der Probatorial- und Reprobatorialartikel, auch Fragſtücke, und vielfältiger anderer Eingaben, nicht zu gedenken, wodurch die Acten oft zu einer ungeheuren Dicke hinauf getrieben, die Menge der richterlichen Verfügungen bis ins unendliche vervielfältiget, und Zeit und Koſten bloßen Formalitäten aufgeopfert wurden.

Hatte Jemand eine Urkunde nöthig, dem Richter den eigentlichen Zuſammenhang ſeiner Forderung vorzulegen, ſo mußte er erſt einen beſondern Proceß mit ſeinem Gegner anfangen, um die Herausgabe eines ſolchen Documentes von ihm zu erhalten; und erſt, wenn dieſer vorläufige Proceß geendigt war, konnte die Klage in der Hauptſache angebracht werden.

Formirte der Beklagte eine Gegenforderung, ſo wurde das Verfahren und die Zahl der Schriftſätze verdoppelt. Eben dieſes geſchah, wenn der Beklagte es nöthig fand, denjenigen, von welchem er die ſtreitige Sache gekauft oder ſonſt bekommen hatte, mit in den Proceß zu ziehen.

Aber auch außer ſolchen beſondern Fällen, ſtand es überhaupt bey den Advocaten, jede ganz gewöhnliche Sache, ſobald ſie nur 50 Rthlr. überſtieg, wenigſtens durch 9 Inſtanzen zu treiben, den Proceß 6, 8 und 10 Jahre und länger aufzuhalten, und mehr

mehr Koſten zu machen, als der Gegenſtand der Klage werth war.

Jetzt examinirt der Richter gleich anfänglich die Parteyen ſelbſt, über alle zur Sache gehörige Umſtände, hält jeden Theil an, ihm den ganzen Hergang der Sache, oder des Handels, woraus der Proceß entſtanden iſt, deutlich und zuſammenhängend vorzutragen, und ſich eben ſo deutlich und beſtimmt über die Angaben ſeines Gegners einzulaſſen; ſetzt ſolchergeſtalt gehörig aus einander, über welche Umſtände beyde Theile einverſtanden ſind, und worin ſie in ihren Erzählungen von einander abgehen; prüft mit Zuziehung der Parteyen ſelbſt, und ihrer Aſſiſtenten, welche von dieſen ſtreitigen Umſtänden erheblich ſind, und eine nähere Unterſuchung verdienen; forſcht mit möglichſter Sorgfalt nach den Mitteln, einen ſolchen Umſtand aufzuklären; ſorgt ſelbſt und von Amts wegen, für die Herbeyſchaffung dieſer Mittel; nimmt den Beweis ſo vollſtändig als möglich auf, und ſetzt ſeine Bemühungen ſo lange fort, als es nöthig iſt, jedes ſtreitige Factum, von welchem die Entſcheidung der Hauptſache, ganz oder zum Theil mit abhängt, bis zum höchſten Grade der Evidenz zu bringen, deren es nach ſeiner Natur fähig iſt.

Der Urthelsfaſſer hat ſolchergeſtalt den ganzen Zuſammenhang der Sache vor Augen; keine Nebenpuncte können ihn dabey diſtrahiren, oder confus machen; er hat weiter nichts zu thun, als die Vorſchriften der Geſetze auf das deutlich entwickelte Factum richtig anzuwenden; und dadurch iſt er in den Stand geſetzt, daß er gleich im erſten Urthel den ganzen Proceß völlig entſcheiden kann.

Will eine Partey ſich bey dieſem Urthel nicht beruhigen, ſo vernimmt ſie ein anderer Commiſſarius über ihre Beſchwerden, und was ſie zu deren Unterſtützung anführen kann. Gehen die Behauptungen bloß dahin, daß der vorige Richter die Sache nicht aus dem rechten Geſichtspuncte betrachtet, oder in Anwendung des Geſetzes geirret habe: ſo wird dem Appellanten eine ſchriftliche Ausführung ſeiner Beſchwerden geſtattet, und der Appellat mit ſeiner Gegendeduction gehört, weiter aber kein Schriftwechſel zugelaſſen. Bringt hingegen der Appellat neue erhebliche Umſtände oder Beweismittel bey, die etwa in der erſten Inſtanz überſehen oder vergeſſen worden ſind, ſo werden ſolche, mit Zu-

Zuziehung der Aſſiſtenzräthe, eben ſo wie in erſter Inſtanz, aus einander geſetzet und unterſuchet; ſodann aber wird in dem zweyten Urthel über die Hauptſache geſprochen. Von dieſem ſteht, in wichtigern Sachen, der Parten, welche ſich noch nicht beruhigen will, annoch die Berufung auf ein drittes Erkenntniß des Obertribunales in Berlin, offen, welches das ganze Verfahren der vorigen Richter nochmals auf das genaueſte prüft, und durch ſeinen Ausſpruch den Proceß endlich und unwiederruflich entſcheidet.

Solchergeſtalt können in einem Proceſſe niemals mehr, als drey Urthel, vorkommen. Die ganze weitläuftige Verhandlung über die Frage: wer den Beweis übernehmen, und wie das Beweisthema beſtimmt werden ſoll? wird vermieden, weil der Richter die Entwicklung des Facti ſelbſt über ſich nimmt, die Mittel dazu ohne Unterſchied, von welcher Parten ihm ſolche an die Hand gegeben worden, aufſucht und herben ſchaffet, und durch keine Formalitäten gehindert wird, denjenigen Weg einzuſchlagen, welcher am kürzeſten und ſicherſten zur Entdeckung der Wahrheit führt.

Die Erfahrung, beſonders bey einigen Gerichtshöfen, denen es ein redlicher Ernſt iſt, ſich den wohlthätigen Abſichten des Geſetzgebers gemäß zu bezeigen, hat es ſchon gelehrt, wie viel bey dieſer Einrichtung das Intereſſe der Wahrheit und das Beſte der Parteyen gewinne; wie ſehr die Proceſſe, ohne den geringſten Nachtheil der Gründlichkeit, in ihrer Dauer abgekürzt werden; wie viele Sachen gleich im erſten Termin ohne alles Urthel geſchlichtet werden, blos weil die Parteyen durch die, in ihrer Gegenwart geſchehene deutliche Auseinanderſetzung der Sache, ſich von dem Ungrunde ihrer Forderungen oder Einwendungen belehren laſſen, und von weiterem Proceſſiren ſelbſt abſtehen; wie wenige Rechtshändel, wenn ſie in erſter Inſtanz ſolchergeſtalt erörtert und entſchieden ſind, durch die fernern Inſtanzen fortgeſetzt werden. Man hat Fälle gehabt, wo wichtige Proceſſe nach dieſen Vorſchriften, in weniger als 3 Monaten, durch alle Inſtanzen gründlich abgemacht worden ſind, anſtatt daß andere, von vollkommen gleicher Art, die nach den ehemaligen Vorſchriften behandelt worden ſind, ſchon über vier Jahre dauern.

5. Da auf ſolche Art die Proceſſe von den Advocaten äuſſerſt verzögert wurden, und gleichwohl die wiederholten königlichen Befehle deren Beſchleunigung auf das ernſtlichſte verlangten: ſo ſetzte man gewiſſe Präcluſionstermine feſt, innerhalb deren die Parteyen ihre Vertheidigungen und Beweismittel, bey Verluſt derſelben, beybringen mußten. Dadurch wurden die Parteyen oft übereilt, und konnten bloß um Verabſäumung eines ſolchen Termines willen, durch ein geringes Verſehen, durch Leichtſinn oder Nachläſſigkeit ihres Advocaten, ja ſelbſt durch einen bloßen Zufall, die gerechteſte Sache verlieren.

Jetzt wird den Parteyen, zu Betreibung und Vertheidigung ihrer Rechte, zur Aufſuchung und Herbeyſchaffung ihrer Beweismittel, alle nach der Natur einer jeden Sache nur irgend erforderliche Zeit gelaſſen. Niemand darf befürchten; durch bloße Verſäumung einer Friſt oder eines Termines, um ſein Recht ſelbſt zu kommen. Hat eine Partey einen zur Sache gehörigen Umſtand oder Beweismittel in erſter Inſtanz überſehen oder vergeſſen, ſo wird ſie damit noch in der zweyten, und auch wohl noch in der dritten Inſtanz gehört. Niemals wird alſo Wahrheit und Unſchuld der bloſſen Schnelligkeit oder den Formalitäten des Proceſſes aufgeopfert. Dafür, daß dergleichen Nachſicht nicht gemißbraucht, und die Sachen, durch gefliſſentliche Verſchweigung gewiſſer Umſtände oder Beweismittel, in den Inſtanzen nicht herum gezogen werden, iſt durch beſondere Vorſchriften geſorgt, vermöge deren einem ſolchen Mißbrauche die angemeſſene Strafe gleich auf dem Fuſſe nachfolgt.

Die Zeit aber, welche man den Parteyen gönnet, ſich auf die Inſtruction zu präpariren, wird dadurch überflüſſig erſetzt, daß bey der Inſtruction ſelbſt der Richter die Sache vollkommen vorbereitet findet, und daher, mit Uebergehung aller bloßen Formalitäten, die Wahrheit auf dem kürzeſten Wege, ohne alles fernere Hinderniß, aufſuchen kann.

Es darf alſo Niemanden befremden, wenn nach jetziger Einrichtung der Inſtructionstermin eben ſo weit, und in wichtigen und verwickelten Sachen auch wohl noch weiter, als ehemals der Verhörtermin, hinaus geſetzt wird, da jetzt in

in einer Inſtanz ſo viel geſchieht, als vormals in dreyen, und zugleich alle folgende Inſtanzen faſt immer erſparet werden.

6. Wenn der Richter einmal feſtgeſetzt hatte, was bewieſen werden ſolle, ſo war er daran ſchlechterdings gebunden. Wenn alſo auch, bey Führung des Beweiſes ſelbſt, noch Umſtände zum Vorſchein kamen, die der Sache eine ganz andere Geſtalt gaben, und den wahren Zuſammenhang noch ſo deutlich entwickelten, ſo durfte dennoch der Richter darauf nicht achten ſondern mußte ganz wieder ſeine Ueberzeugung erkennen, bloß weil dieſe Umſtände, wovon vielleicht die Parteyen ſelbſt vorher nichts wußten, in den vorigen Urtheln nicht mit zum Beweiſe waren geſtellet worden. Die Partey verlor alſo den Proceß, nicht weil ſie wirklich Unrecht hatte, ſondern bloß weil der Richter, durch den unvollſtändigen oder zweydeutigen Vortrag der Advocaten confus gemacht, das Beweisthema richtig zu beſtimmen, nicht im Stande geweſen war.

Jetzt beſtimmt der Richter zwar allerdings, mit Zuziehung der Parteyen und Aſſiſtenzräthe, welche von den ſtreitigen Umſtänden nähere Erörterung und Aufnehmung der Beweismittel darüber verdienen. Dieſe Beſtimmung aber iſt bloß der Faden, der ihn in ſeinen fernern Operationen leitet, und nicht eine Kette, die ihn an ſeine vorige Ausſprüche feſſelt. Sein großer Zweck bleibt immer, den wahren und eigentlichen Zuſammenhang der Streitſache zu finden.

So oft ſich ihm alſo in dem Laufe ſeiner Unterſuchung ein neuer vorhin unbekannter Weg zeigt, zur Wahrheit zu gelangen, ſo hindert ihn nichts, dieſem Wege nachzugehen. Da er erſt alsdann entſcheidet, wenn die ganze Sache vollſtändig entwickelt iſt, ſo hat er es immer in ſeiner Gewalt, ſein Erkenntniß, dieſer ihrer wirklichen Lage gemäß, einzurichten, und iſt vor der Gefahr, in beſter Form Rechtens ein höchſt ungerechtes Urthel zu ſprechen, völlig geſichert.

7. Wenn Jemand einen Proceß durch alle Inſtanzen gewonnen hatte, ſo blieb er noch immer der Ge-

fahr ausgeſetzt, ſolchen unter einem andern Namen von neuem führen zu müſſen. Denn die Rechtsgelehrten haben oft über einerley Gegenſtand verſchiedene Arten und Namen der Klagen (Genera actionum) erdacht, deren Unterſchied gemeiniglich nur in einer gewiſſen Subtilität beſtand. Wenn alſo ein Kläger ſeinen ungerechten Proceß unter einem Namen verloren hatte, ſo konnte er doch, wenn er liſtig und boshaft genug dazu war, und an einen ſeiner würdigen Advocaten gerieth, den Beklagten damit unter einem andern Namen aufs neue beunruhigen. Eben ſo konnte eine Partey die gerechteſte Sache bloß um deswillen verlieren, weil ihr Advocat nicht die rechte Art der Klage gewählt hatte; und es blieb ihr alsdann kein anderes Mittel übrig, als, die ſchon einmal durchlaufene dornige Proceßbahn, mit neuem Zeit- und Koſtenverluſte noch einmal anzutreten.

Gegenwärtig unterſucht der Richter, ohne ſich an den Kunſtnamen der Klage oder andere bloße Subtilitäten der Rechtsgelehrten zu kehren, was eigentlich der Kläger von dem Beklagten fordere, auf was für Facta er dieſe Forderung gründe, und ob dieſe Facta von der Beſchaffenheit ſeyn, daß, nach Vorſchrift der Geſetze, gewiſſe Rechte oder Verbindlichkeiten daraus entſtehen. Findet er dieſes, ſo bemüht er ſich, dieſe Umſtände eines ſolchen Facti deutlich ins Licht zu ſetzen, und alsdann erkennt er über die Recht- oder Unrechtmäßigkeit der ganzen Forderung, ſo, daß kein Ausweg zu neuen Chicanen über eben denſelben Gegenſtand übrig bleibt.

8. Vormals wurden die Zeugen gemeiniglich durch einen bloßen Subalternen des Gerichtes abgehört, der die Sache gar nicht kannte, und dem es ſehr oft an hinlänglicher Aufmerkſamkeit und Scharfſinn fehlte. Er war dabey noch dazu an gewiſſe Fragſtücke gebunden, die der Advocat vorſchrieb; und dieſem war es ein leichtes, durch verworrene, zweydeutige auf Schrauben geſetzte Faſſung dieſer Fragſtücke den Zeugen

gen irre zu machen, und ihm unbeſtimmte und zwey-deutige Ausſagen abzulocken.

Gegenwärtig examinirt eben der Commiſſarius, welcher die Parteyen vernommen hat, und alſo mit dem ganzen Zuſammenhange der Sache vollkommen bekannt iſt, auch die Zeugen. Dabey ſind Aſſiſtenzräthe beyder Theile zugegen, und vereinigen ſich mit dem Commiſſarius, um von dem Zeugen deutliche, beſtimmte und vollſtändige Auskunft über alles, was ihm von der Sache bekannt iſt, zu erhalten.

9. Da eine nur im geringſten verwickelte Sache, nach voriger Verfaſſung, niemals recht aufgeklärt wurde: ſo mußte der Richter, um nur eine Entſcheidung zu finden, bald dieſer, bald jener Partey den Eid auflegen. Dadurch wurden die Eide auſſerordentlich vervielfältigt, und dieſes heiligſte Band der menſchlichen Geſellſchaft verächtlich gemacht.

Dermalen wird das Erkenntniß nicht eher abgefaßt, als bis der Zuſammenhang der Sache ſo vollſtändig, als es ihrer Natur nach nur immer möglich iſt, entwickelt iſt, und alle Mittel dazu erſchöpft worden ſind. Die Fälle können alſo nur äußerſt ſelten vorkommen, wo der Richter ſeine Zuflucht zum Eide zu nehmen genöthigt wäre.

10. Das römiſche Recht, welches in den kön. preußiſchen Staaten gilt, iſt durch die Auslegungen und Erklärungen der Rechtsgelehrten in vielen Fällen ſo verdunkelt und ungewiß gemacht, daß, wenn es bey einem Proceſſe auf eine Rechtsfrage ankam, der Ausgang deſſelben immer äuſſerſt ungewiß war. Da alsdann jeder Theil die Meinung und das Anſehen gewiſſer Rechtsgelehrten für ſich hatte: ſo kam es darauf an, welchem unter denſelben der Urthelsfaſſer am meiſten traute. Einerley Rechtsſtreit wurde daher nicht ſelten, bey eben demſelben Gerichte, bald ſo, bald anders entſchieden; und der Gewinn oder der Verluſt ſolcher Proceſſe hing bloß vom Zufalle ab. Dadurch wurden nicht allein die Parteyen bewogen eine jede Sache, wo, mit irgend einigem Scheine,

 über

über die Auslegung des Geſetzes geſtritten werden konnte, durch alle Inſtanzen zu treiben, in Hoffnung, zuletzt noch einen Referenten zu finden, der eine gewiſſe Auslegung, wenn ſie auch noch ſo ſonderbar wäre, begünſtigte; ſondern es verlor auch das Publicum überhaupt alles Vertrauen auf den Richter, und hielt ſehr oft für Partenlichkeit deſſelben, was doch nur eine Folge der Ungewißheit des Geſetzes war.

Wenn jetzt eine ſtreitige Rechtsfrage in Proceſſen vorkömmt, worüber in dem Geſetzbuche ſelbſt keine deutliche und beſtimmte Entſcheidung anzutreffen iſt, ſo wird ſie von dem Richter, mit Verſchweigung der Namen der Parteyen, der Geſetzcommiſſion vorgeleget. Dieſes Collegium, welches aus Männern von vorzüglich geprüfter Einſicht, Erfahrung und Rechtſchaffenheit beſteht, entſcheidet dergleichen ſtreitige Frage nach der Analogie des Rechtes, und nach den Grundſätzen der geſunden Vernunft und natürlichen Billigkeit, ohne ſich weiter in den Proceß ſelbſt zu miſchen, deſſen Inſtruction und Aburtheilung dem ordentlichen Richter, nach wie vor, überlaſſen bleibt.

Die Beſtimmungen wirklich dunkler und zweifelhafter Geſetze werden Sr. königl. Maj. durch einen gutachtlichen Bericht vorgetragen: und ein gleiches geſchieht, wenn Fälle vorkommen, wo die Gebung eines neuen Geſetzes nothwendig wird. Nach dieſen Beſtimmungen muß in allen nachher ſich ereignenden Fällen von eben der Art gleichförmig geſprochen werden.

Dadurch, und durch das deutſche Geſetzbuch, welches, nach der Cabinetsordre vom 1. Apr. 1780, erfolgte, wird der bisherigen Ungewißheit der Geſetze und den ſonſt ſo gemeinen Verdrehungen derſelben abgeholfen, und ein jeder wird künftig ſich von ſeinem Rechte ſelbſt belehren können.

11. Pachtproceſſe waren ſonſt die koſtbarſten, weitläuftigſten und verdrießlichſten, und endigten ſich gemeiniglich mit dem Ruin beyder Theile. Durch Angebung erdichteter und weit ausſehender Evictions- oder Remiſſionsforderungen, konnte der Pachter den Verpachter ſchon in der erſten Inſtanz Jahre lang her-

herum ziehen, und dabey das Pachtgeld inne behalten, ſo, daß dem Verpachter, nach endlich entſchiedenem Proceſſe, nichts als ein ruinirtes Gut, und wegen ſeiner Pachtgelder das leere Nachſehen übrig blieb.

Jetzt muß der Pachter, welcher Evictions- oder Remiſſionsfoderungen, anbringt, während dem Proceſſe darüber die Pachtpenſion bezahlen, inſofern er dergleichen Prätenſionen nicht gleich in dem erſten Termine hinlänglich nachweiſen kann; und diejenigen Gegenforderungen, deren Ausmittlung einer weitläuftigern Unterſuchung bedarf, kann er erſt alsdann, wenn ſie liquid geworden ſind, von den folgenden Pachtgeldern abziehen.

Bloß erdichtete und übertriebene Prätenſionen bleiben alſo ganz zurück, weil der Pachter ſeinen Endzweck, ſich von accurater Bezahlung der Penſion zu befreyen, dadurch nicht ferner erreichen kann.

12. Bey Concurſen waren diejenigen Gläubiger, die alle nur erſinnliche geſetzmäßige Präcautionen gebraucht hatten, um ihren Capitalien die vollkommenſte Sicherheit zu verſchaffen, dennoch dem empfindlichſten Verluſte bloß geſtellt. Eines Theils verloren ſie während dem Concurſe ihre Zinſen, und andern Theils mußten ſie von ihrem Capitale beträchtliche Summen zu den Proceßkoſten beytragen, die ſie doch weder verurſacht, noch den geringſten Vortheil davon gehabt hatten.

Vor allen dergleichen unverſchuldeten Verluſt ſind Creditores, die für ihre Sicherheit auf eine geſetzmäßige Art geſorgt haben, nach gegenwärtiger Verfaſſung völlig gedeckt. Sie erhalten ihre Zinſen auch während dem Concurſe, inſofern nur die Revenüen des verpfändeten Gutes dazu irgend hinreichen. Sie ſind von allen Communkoſten frey, und dürfen nur zu denjenigen beytragen, die etwa zur Conſervation, Bewirthſchaftung oder Veräußerung ihres Unterpfandes nothwendig ſind. Je größer die Sicherheit iſt, die ſich ein ſolcher Creditor unter dem Schutze der Geſetze verſchafft hat, deſto weniger darf er befürchten, an ſeinem Capitale oder Zinſen irgend einigen Ausfall zu leiden.

13. Die Art, wie, nach bisherigen Geſetzen, die Moratorienſachen behandelt werden mußten, machte den Schuldner ſicher bankerot, wenn er es vorher auch noch nicht geweſen wäre. Wenn alſo ein Schuldner von ſeinem Gläubiger unbillig gedrängt wurde, ſo blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als es auf den Proceß ankommen zu laſſen, dieſen ſo viel als möglich in die Länge zu ziehen, und ſolcher Geſtalt noch einige Zeit zu gewinnen. Der Gläubiger wurde durch dieſen Kunſtgriff, Jahre lang, um den Genuß ſeines Capitales und Zinſen gebracht, mußte beträchtliche Koſten noch dazu aufwenden, und konnte während dem Proceſſe nicht einmal Sicherheit fordern. Kam es denn endlich zur Execution, ſo war unterdeſſen der Schuldner durch ſeinen Theil der Proceßkoſten vollends ruiniret worden; es entſtand Concurs; der unglückliche Creditor, der vorhin ſchon durch alle Irrwege der Chicane herum geführt worden war, mußte ſich von neuem in das Labyrinth einlaſſen, und behielt am Ende doch wohl das bloße Nachſehen, weil es ſeiner Forderung an der Sicherheit fehlte, die er ſich während dem Proceſſe nicht hatte verſchaffen können.

Dermalen hat kein Schuldner mehr nöthig, zu dergleichen verbotenen und am Ende ihn ſelbſt mit dem Gläubiger zugleich in das Verderben ſtürzenden Palliativmitteln ſeine Zuflucht zu nehmen. Geſteht er die Richtigkeit der Schuld ohne Weitläuftigkeit und Umzüge als ein ehrlicher Mann ein; weiſet er nach, daß er ohne ſeinen Ruin werde zahlen können, wenn ihm noch einige Nachſicht verſtattet würde; und beſtellt er zugleich dem Gläubiger, bis dahin, zulängliche Sicherheit, ſo beſtimmt der Richter eine billige Zahlungsfriſt, und ſorgt für die Berichtigung der dem Gläubiger angewieſenen Caution.

Durch dieſe Anordnung iſt beyden Theilen geholfen. Der Schuldner bekömmt Zeit, zur Zahlung Rath zu ſchaffen, und ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; er wird gerettet, und dem Staate ein nützlicher Bürger erhalten. Der

Gläu-

Gläubiger gewinnt dabey eben ſo viel. Er iſt vor aller Chicane ſeines Gegners ſicher, weil dieſer ſich dadurch der Wohlthat des Geſetzes verluſtig machen würde; er erhält ein zulängliches Unterpfand, aus welchem er, ohne fernere Umſtände, und ohne neuen Proceß, ſeine Befriedigung nehmen kann, ſobald der Schuldner den Zahlungstermin nicht inne hält; und er verliert dabey, durch die bewilligte Nachſicht, im Grunde viel weniger Zeit, als geſchehen würde, wenn er, nach bisheriger Art, von ſeinem Gegner Jahre lang im Proceſſe wäre herum gezogen worden.

14. Vormals koſtete ein Proceß von 100 Thalern eben ſo viel, als einer von 2000. Die Parteyen blieben den Gerichten und Advocaten Jahre lang zinsbar, wurden dadurch nach und nach völlig ausgezehret, mußten eine Rechnung nach der andern bezahlen, ohne zu wiſſen, wofür? und konnten niemals überſehen, wenn dieſe erſchöpfende Aderläſſe ſich endigten.

Gegenwärtig ſtehen die Koſten eines Proceſſes mit dem Objecte deſſelben in billigem Verhältniß. Außer einem proportionirlichen Vorſchuſſe zu den Stämpeln, Poſtporto, Schreibgebühren und andern baaren Auslagen, welcher von den Parteyen, gleich zum Anfange des Proceſſes, erleget, ihnen aber auch auf das genaueſte berechnet werden muß, werden ihnen eher keine Koſten abgefordert, als am Schluſſe jeder Inſtanz, wo ſie der Richter in dem Urthel ſelbſt feſtſetzt, und zugleich beſtimmt, wem eigentlich dieſelben zur Laſt fallen.

Eben daher darf es auch Niemanden befremden, wenn er jetzt etwa in einem oder anderm Falle auf einmal mehr bezahlen muß, als ehedem: ſondern er muß ſich erinnern, daß ihm nach voriger Verfaſſung dergleichen Zahlungen deſto öfter, und viele Jahre hinter einander abgefordert wurden, und daß er vorhin nicht bloß dem Richter, ſondern auch ſeinen eigenen, ja oft ſelbſt des Gegentheiles Advocaten bezahlen mußte. Wer das Unglück gehabt hat, in Proceſſen nach der alten Art verwickelt zu ſeyn, wird, wenn er ſeinen Ueberſchlag auf den ganzen Proceß, und nicht bloß auf einzelne Inſtanzen, nicht bloß auf die Gerichts- ſondern zugleich auf die Advocatenkoſten macht, zuverläſſig finden, daß die Koſten nach der gegenwärtigen Proceßordnung bey weitem nicht die

Hälfte der vorigen betragen. Sportelexceſſen, wenn ſie vorfallen, und gehörigen Orts angezeigt werden, geſchieht allemal nachdrücklicher Einhalt.

An das Publicum. Ueber die alte und neue Proceßordnung. Berl 1782, gr. 4. 3 B.

Wie nützlich und heilſam dieſe eingeführte neue Proceßordnung bisher geweſen ſey, beweiſet, daß im vorigen (1783) Jahre nur 12, 470 Proceſſe bey dem Obergerichte in den ſämmtlichen preußiſchen Staaten lagen, da ehemals, nach der alten Proceßordnung, ihrer, ein Jahr ins andere, wenigſtens immer 18, bis 19, 000 waren. Von obigen 12, 470 Proceſſen ſind nur 145 übrig geblieben, welche über ein Jahr dauern, und von denen ein großer Theil ſich überdem noch von der vorigen Proceßordnung herſchreibt. Von 4000 Proceſſen, die 1783 bey dem Ober und Untergerichte in der Chur- und Neumark ſchwebten, ſind nur 349 an die zweyte, und von allen beſagten 12, 470 Proceſſen bey dem ſämmtlichen Obergerichte nur 394 an die dritte Inſtanz, oder an das Obertribunal in Berlin, gebracht worden. Ein Beweis, daß der größte Theil aller Proceſſe durch ein einziges Urtheil oder durch Vergleiche entſchieden worden iſt! Bey dieſer Einrichtung koſtet die Juſtiz allein bey dem Obergerichte dem Staate jährlich an 200, 000 Rthlr. weniger, als vorhin.

Es iſt wahrlich einer der größten Vorzüge der preußiſchen Länder, daß daſelbſt wichtige Materien, auch ſolche, die in Staats- und Regierungsgeſchäfte einſchlagen, ziemlich frey behandelt werden dürfen, ſelbſt von einer Seite, die den angenommenen Grundſätzen des Staates gerade zu wiederſprechen ſcheint. Dieſes beweiſen mehrere in dieſen Ländern erſchienene Schriften von Privatperſonen. Faſt nichts beweiſet es aber mehr, als das vielleicht einzige Beyſpiel, womit vor kurzem von einem hohen Departement ſelbſt

der

der Entwurf eines allgemeinen Geſetzbuches für die preußiſchen Staaten angekündiget wurde. Der Chef der Juſtiz, der verehrungswürdige Miniſter, welchem der König die Verfertigung des Geſetzbuches anvertrauet hat, ſagt — o möchten es alle Fürſten, alle Geſezgeber und alle Miniſter hören! — ſagt in einer öffentlichen gedruckten Ankündigung (*): „Die Sache „betrifft eine der wichtigſten Angelegenheiten des „ganzen Publikums; es iſt alſo billig, daß man die „Stimmen deſſelben darüber vernehme. Ueberdieß „giebt es inn- und auſſerhalb Landes noch Männer von „bekannten Verdienſten um das Fach der Geſetzge- „bung, an die ich mich unmittelbar nicht wenden konnte, „und deren Einſichten ich gleichwohl zu benutzen „wünſchte. Als ich daher Sr. königl. Maj. im vori- „gen Winter den erſten Theil meiner Arbeit vorgelegt, „ſo habe ich zugleich angetragen: daß mir erlaubt wer- „den möchte, das ganze Werk zuförderſt in der Ge- „ſtalt eines bloßen Entwurfs dem Publikum mitzuthei- „len, und deſſen Meinungen und Erinnerungen dar- „über einzuſammeln. Se. Majeſtät haben dieſen „Antrag Höchſtdero Weisheit und väterlichen Sorg- „falt für das Wohl Ihrer Unterthanen gemäß befun- „den. Es geſchieht alſo mit ausdrücklicher Genehmi- „gung des Königs, meines gnädigſten Herrn, daß ich „dieſen Entwurf eines allgemeinen Geſetzbuchs für „die preußiſchen Staaten, und zwar vorjetzt deſſen Er- „ſten Theil, welcher die Rechte des Hausſtandes ent- „hält, dem Publiko übergebe, und deſſen ſachverſtän- „dige Mitglieder inn- und auſſerhalb des Landes zur „gründlichen, redlichen und freymüthigen Prüfung „deſſelben feyerlich auffordere.“ Und nicht bloße Aufforderung, auch Beſtimmung von anſehnlichen Prä-

(*) Sie iſt auf 2 Blättern in gr. 8. gedruckt, und Berlin, d. 24 März 1784, v. Carmer. unterzeichnet.

Prämien, begleitet dieſe öffentliche Ausſtellung. Mitzeit und Nachwelt muß dieſes ſchätzen, dieſes offene, freye, edle Betragen, wodurch das Volk auf ſein Intereſſe aufmerkſam gemacht wird, die Rechte der Menſchheit und der Bürger geehret werden, und ſich die erleuchtete Denkungsart unſers Hrn. Großkanzlers auf der ſchönſten Seite zeigt!

Wie ſehr die große ruſſiſche Kaiſerinn, Catharina II. ſich durch Verbeſſerung des Juſtizweſens um das Wohl ihrer Länder verdient gemacht habe, iſt zu bekannt, als daß ich es hier weitläuftig erzählen dürfte. Auch Joſeph der Weiſe hat es eingeſehen, daß das alte römiſche Recht für Deutſchland gar nicht paſſe, und durch ſeine weiſe Verordnungen iſt das öſtreichiſche Geſetzbuch eine weit nähere und beſſere Auseinanderſetzung des Naturrechtes. Alle öffentliche Zeitungen verſichern, daß die Einführung des neuen Juſtizweſens in den kaiſerl. Ländern die glücklichſten Folgen hat, und daß es nach verfloſſenem Prüfejahre allgemein beybehalten werden wird.

Zum Andenken des im J. 1730 neu errichteten anſpachiſchen Juſtizcollegium, iſt ein halber Thaler, von dem ber. nürnbergiſchen Medailleur Veſtner, auf Medaillenart, gepräget worden. Av. CAROLVS W!LH. FR. M. BR. D. BOR. B. NOR. Deſſen geharniſchtes Bruſtbild. Am Arme: V. Rev. Die Gerechtigkeit mit dem Schwerte und der Waage. Umſchr. VTILIBVS RECTVM PRÆPONERE SVADET. Zu den Füßen abermal: V. Im Abſchn. NOV.o. COLLEG.io JVSTIT.iæ. INAVG.urato ONOLD.ini XVII JVL. MDCCXXX.

Ich wende mich zur Betrachtung der *Finanz-* und *Kameraljuſtiz*, oder der *Kameraljuſtizverwaltung*. Bey den Domänenkammern kommen

men viele Juſtizſachen vor; denn es iſt ganz natürlich daß, wenn in denjenigen Sachen, welche zum Reſſort der Kammer gehören, Streitigkeiten und Proceſſe entſtehen, ſolche auch bey der Kammer angebracht und geführet werden müſſen, weil bey dergleichen Proceſſen gemeiniglich die Landespolizey und die Wohlfahrt des Landes, wegen des Zuſammenhanges des Nahrungsſtandes und der Gewerbe, oder die landesherrlichen Hoheitsrechte, Regalien, und andere Gerechtſamen, mit intereſſirt zu ſeyn pflegen, deren Conſervation aber der Kammer beſonders obliegt.

Soll das Kammerjuſtizweſen ordentlich verwaltet werden, ſo muß, nach dem Beyſpiele der preußiſchen Verfaſſung, nicht allein beſtimmet und feſtgeſetzet werden, was für Juſtizſachen zu den Kammern, und welche für die Juſtizcollegia oder Regierungen gehören ſollen (*); ſondern es muß auch zu Entſcheidung der Jurisdictionsſtreitigkeiten zwiſchen den Juſtizcollegiis und Domänenkammern, eine beſondere unabhängige Commiſſion niedergeſetzet werden, bey welcher die theils aus dem Generaldirectorio oder höchſtem Landespolizey- und Finanzcollegio, theils aus dem höchſten Juſtizcollegio des Landes genommenen Commiſſarii, die vorfallenden Jurisdicionsſtreitigkeiten privative unterſuchen, das Concluſum nach den meiſten Stimmen abfaſſen, oder, bey erheblichen Urſachen, den Vorfall zur landesherrlichen unmittelbaren Entſcheidung einberichten (**). Bey dem kleinern Kammeralweſen, in den kleinern deutſchen Staa-

(*) Königl. preußiſches Reglement, was vor Juſtizſachen den Kriegs- und Domänenkommern verbleiben, und welches für die Juſtizcollegia oder Regierungen gehören, v. 19 Jun. 1749.

(**) Inſtruction vor die zur Entſcheidung der Jurisdicions-ſtreitigkeiten zwiſchen den Juſtizcollegiis und Kriegs- und Domänenkammern, verordnete Commiſſion, v. 10 Febr. 1756.

Staaten, müſſen zwar die Jurisdictionsgränzen ebenfalls feſtgeſetzet werden, wenn nicht zwiſchen den Regierungen und Kammern alle Augenblicke Colliſionen vorfallen ſollen; eine beſondere Jurisdictionscommiſſion aber würde hier überflüſſig ſeyn.

Es würde einem Kammercollegio viele Zeit, welche die Räthe zu andern wichtigen Geſchäften ſo nöthig haben, wegnehmen, wenn die proceſſualiſchen Verhöre der Parteyen, die Abhörung der Zeugen, und andere gerichtliche Handlungen, allemal in pleno Judicio, oder in der Seſſion des ganzen Collegii, vorgenommen werden ſollten. Um die dadurch entſtehenden Verhinderungen an andern wichtigen Arbeiten zu vermeiden, hat man in verſchiedenen großen deutſchen Staaten, nach dem Beyſpiele der preußiſchen Einrichtung, bey einem jeden Kammercollegio ein beſonderes Juſtizdepartement angeordnet, und die Beſorgung des ſämmtlichen Kammeraljuſtizweſens einem oder zwey Räthen des Collegii, als beſondern Juſtitiariis Camerae, aufgetragen, welche nicht allein alle bey der Kammer in der erſten oder zweyten Inſtanz vorkommende Proceſſe dirigiren, und, wenn dieſelben bis zum Spruch inſtruiret ſind, ihre Relationes ex actis cum voto & rationibus dem Collegio pleno zu Abfaſſung des Urthels vorlegen, ſondern auch die Inſpection über das Juſtizweſen bey den Domänenämtern führen, die ſie zu dem Ende jährlich bereiſen müſſen. Dieſe Verfaſſung, welche bey großen Kammern ganz unumgänglich nothwendig iſt, wird bey kleinen Kammern für überflüſſig angeſehen. Bey dieſen pflegt man einige Tage in der Woche als ordentliche Gerichtstage anzuſetzen, und in denſelben die ſtreitenden Parteyen in der Seſſion vorzunehmen, das Verhör mit ihnen zu halten, und in der Sache zu ſprechen. Da müſſen denn ſämmtliche Räthe, deren ohnehin bey kleinen Kammern nicht viele zu ſeyn pflegen, die Zeit

mit Zuhörung öfters ganz geringer Klagen und Streitigkeiten zubringen, und darüber manche weit wichtigere Geſchäfte ausſetzen und liegen laſſen; daher es denn auch nicht ſelten geſchieht, daß viele andere Arbeiten liegen bleiben, welche ſonſt viel eher hätten expediret werden können. Ich halte demnach die Anordnung eines beſondern Juſtitiarius, bey einer kleinen Kammer für eben ſo nothwendig, wie bey einer großen. Sollten die Juſtizſachen ihn nicht hinlänglich beſchäftigen können, ſo trage man ihm die Reviſion ein und anderer Rechnungen, und dergleichen Sachen, auf, wozu er ſich am beſten ſchickt, oder wozu er ſich leicht geſchickt machen kann, damit es ihm in ſeinem Departement an Arbeit und Beſchäftigung nicht fehle; er wird ſeine Beſoldung wohl verdienen.

Die Juſtizverwaltung auf den Domänenämtern verdient eine beſondere Aufmerkſamkeit. Man iſt über die Frage: ob es rathſam ſey, die Juſtizverwaltung den Amtspächtern zugleich mit zu verpachten? noch nie recht einig geweſen, indem viele dieſe Verpachtung verwerfen, viele aber dieſelbe bey einer guten Einrichtung für unſchädlich halten. Die preußiſchen Kameraliſten ſind jederzeit der letztern Meinung zugethan geweſen, und man hat den Domänenämtern oder Amtspächtern in den preußiſchen Ländern, die Juſtizverwaltung beſtändig dergeſtalt mit verpachtet, daß der Pachtbeamte ſolche durch einen Juſtitiarium und Actuarium, welche er ſelbſt angenommen und beſoldet hat, unter ſeinem eigenen Präſidio verwalten laſſen, für welche Verwaltung er eine beſondere Beſoldung bekam, dagegen aber alle fallende Gerichtseinkünfte, der Kammer berechnen mußte. Bey dieſer Einrichtung, und da die Juſtitiarii und Actuarii nicht anders von den Beamten angenommen und beſtellet werden durften, als nachdem ſie vorher examiniret, tüchtig befunden, und verpflichtet worden

glaubte

glaubte man, daß es an einer ordentlichen, promten und unparteyiſchen Rechtspflege nicht fehlen könnte, Allein, man hat dem ungeachtet verſchiedene Mängel dabey wahrgenommen, und gefunden, daß die Juſtitiarii und Actuarii dennoch von der Willkür der Oekonomie- und Pachtbeamten abgehangen haben, daß ſie in ihren Amtsgeſchäften geniret und mit andern Geſchäften beladen worden, wodurch die Folgen entſtanden ſind, daß die Ausübung einer wahren, promten und unparteyiſchen Juſtiz nicht ſelten gehindert, beſonders aber die, die Landesherrlichen und Domanialgerechtſamen betreffenden Angelegenheiten, nicht mit gehörigem Eifer und Gründlichkeit reſpiciret, und andere in das Intereſſe publicum & politicum einſchlagende Sachen vernachläſſiget worden ſind.

Zu Abſtellung dieſer und mehrerer Inconvenienzien, auch damit bey den Aemtern, ſowohl in cauſis privatorum und in proceſſualibus, eine unverzügliche und geſetzmäßige Juſtiz gehandhabet, als auch die Hypotheken- Depoſiten- und Vormundſchaftsſachen, imgleichen die Regiſtraturen in erforderlicher Richtigkeit und Ordnung tractiret, nicht minder auf die Befolgung der emanirten Edicte, Patente und Verordnungen, Beobachtung einer guten Landespolizey, Aufrechthaltung und Verbeſſerung der öffentlichen Anſtalten, Abwendung allerley einreiſſenden Unordnungen im gemeinen Leben, ein unveränderliches Augenmerk genommen, und auf die genaue Erfüllung aller das Intereſſe publicum & politicum betreffenden Verfügungen und Angelegenheiten, eine genaue und ununterbrochene Wachſamkeit gerichtet werde: ſo hat man vor einiger Zeit die bisherige Abhänglichkeit der Amtsactuarien von den Oekonomiebeamten gänzlich aufgehoben; und weil nicht jedes Amt die erforderliche Beſchäftigung und den Unterhalt einem Juſtitiario gewähren kann, verſchiedene in der Nähe belegene

Pacht-

Pachtämter, in Abſicht der Juſtizpflege und Gerichtsverwaltung, combiniret; und über ſolche incorporirte Aemter beſonders Juſtizämter angeordnet. Dieſe, bey dem großen Kameralweſen ſehr heilſame Einrichtung verdient, daß ich ſie aus den dieſerhalb vorgeſchriebenen Reglements (*) ausführlich beſchreibe.

Nach dieſer Einrichtung ſind verſchiedene Domänenämter, mit den dazu gehörigen Städten, Dörfern und Diſtricten, in Abſicht der Gerichts Adminiſtration, dergeſtalt einander einverleibet worden, daß jedes derſelben ein beſonderes Juſtizamt ausmacht, dem ein eigener Juſtizbeamter und Actuarius vorgeſetzt iſt. Ein ſolches Juſtizamt beſteht, nach dem die Lage und Größe des Diſtrictes iſt, und nach dem ſich viel oder wenige Städte, Flecken und Dörfer darin befinden, zuweilen nur aus 1, oder 2, mehrentheils aber aus 3, 4, 5 und mehrern zuſammen geſchlagenen Aemtern.

Zu Juſtizbeamten, welche den Titel eines Juſtizamtmannes, zuweilen auch zugleich den eines Commiſſionrathes, führen, werden geſchickte, erfahrne und der Landesverfaſſung kundige Rechtsgelehrte, die zugleich eine wahre Rechtſchaffenheit beſitzen, und von untadelhaftem Wandel ſind, von der

(*) Patent und Einrichtungsreglement wegen der neuen beſtändigen Juſtizämter, im Fürſtenthum Halberſtadt und dazu gehörigen Graf- und Herrſchaften, v. 28 Sept. 1766.

Publicandum, wodurch vorſtehendes Reglement in verſchiedenen Puncten erläutert und modificiret wird, v. 28 May 1767.

Reglement wegen der Juſtizämter im Herzogthum Magdeburg, v. 26 May. 1770.

It. in der Churmark Brandenburg, v. 10. Jun. 1770.

It. in dem Königreich Preußen und Provinz Litthauen, v. 12 Jun. 1770.

Bey einem jeden Reglement befindet ſich auch der Incorporationsplan der Juſtizämter, und die einem jeden derſelben vorgeſchriebene Sportelordnung.

der Kammer gewählet, und ſolches der Regierung eröffnet. Die Kammer ſtellt dem Candidaten Acta, zur Abfaſſung einer Proberelation, zu. Wenn er dieſelbe fertig hat, wird ſie ſowohl von dem Kammerjuſtitiario beurtheilet, als auch der Regierung zu gleichmäßiger Beurtheilung communiciret. Wird dieſelbe von der Beſchaffenheit befunden, daß der Candidat zum Examen zu admittiren iſt, ſo wird dieſes hierauf von dem Juſtitiario Cameræ und einem Membro Regiminis vorgenommen, und demnächſt das Gutachten über die Capacität des Candidaten, der Kammer eröffnet. Iſt beydes dergeſtalt ausgefallen, daß der Candidat zur Führung eines Juſtizamtes tüchtig befunden wird, ſo muß, mit Beyfügung der Proberelation und des Examinationsberichtes und Gutachtens, auch des Entwurfes einer, auf die beſondere Verfaſſung eines jeden Amtes eingerichteten Beſtallung, von der Kammer an das Generaldirectorium Bericht erſtattet, und von dieſem, dem Befinden nach, dem Candidaten das Juſtizamt conferiret, und das nöthige Patent für denſelben ausgefertiget werden. Die Kammer verpflichtet darauf den neuen Juſtizamtmann, läßt ihn den Unterthanen vorſtellen, und ihn zu ſeiner Function, mit Uebergebung der Regiſtratur und des Depoſitenkaſtens, anweiſen; ſie ertheilt davon der Regierung Nachricht, und verfüget zugleich wegen Auszahlung des demſelben ausgemachten Gehaltes, das erforderliche an den Rendanten der Generalämterſportelcaſſe.

Die Juſtizbeamten dürfen ſich mit keinen andern Bedienungen abgeben; daher, wenn ſie vorher Obergerichts-Advocaten, Fiscäle oder Magiſtratsperſonen ſind, dürfen ſie zu Juſtizbeamten nicht vorgeſchlagen und angenommen werden; ſie ſollen auch mit Uebernehmung einiger Vormundſchaften verſchonet werden. Doch iſt den Juſtizbeamten zuweilen erlaubt,

laubt, in den benachbarten Juſtizämtern den Unthanen und Parteyen advocando bedient zu ſeyn, und ihnen im Gerichte zu aſſiſtiren; ſie müſſen aber eines Theiles ſich dazu mit Untergerichts-Advocatur-Patenten verſehen laſſen; und andern Theils darüber ihr eigenes Juſtizamt nicht verſäumen. Bey den magdeburgiſchen Juſtizämtern wird dieſe Advocatur den Juſtizbeamten nicht verſtattet, ſondern ſie müſſen allen ihren Fleiß und Fähigkeiten auf ihr Juſtizamt verwenden.

Damit die Einwohner und Unterthanen deſto bequemer den Richter angehen können, auch die Juſtizfuhren ihnen erleichtert werden, iſt jedem Juſtizbeamten, diejenige Stadt, welche, ſo viel möglich, in der Mitte des Gerichtsſprengels liegt, zu ſeiner Wohnung auserſehen und angewieſen worden; wenn es ſich hat thun laſſen, hat man ihm in demjenigen Amte, wo der Locus iudicii und Gerichtstag fixirt iſt, ſeine Wohnung beſtimmet.

Weil die Amtspächter und Oekonomiebeamten gemeiniglich gute Studia, und Kenntniſſe des Landes und der Amtsverfaſſungen, auch ſonſt gute Einſichten und Wiſſenſchaften beſitzen, und es ohnedies in Rückſicht auf das Amtsintereſſe zuträglich iſt, daß ſämmtliche Pachtbeamte von den Umſtänden und dem Verhalten der Unterthanen informiret ſeyn, auch damit dieſelben das nöthige obrigkeitliche Anſehen behalten: ſo müſſen dieſelben den Gerichtstagen mit beywohnen. Es ſind aber die Sachen und Geſchäfte, welche ſowohl in des Juſtizamtmannes und in des Oekonomiebeamten Departement privative gehören, als auch diejenigen, wobey beyde zugleich concurriren, genau beſtimmet worden. Beyde Beamte haben nach ihrer Ancienńité den Rang.

Eid eines Juſtizbeamten. Ich *N. N.* ſchwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwiſſenden, einen leiblichen

den Eid, nachdem ich als Juſtizbeamter bey dem Juſtizamte *N. N.* und den demſelben incorporirten Aemtern beſtellet und angenommen, daß ich Sr. königl. Maj. treu, gehorſam und gewärtig ſeyn, Deroſelben höchſtes Intereſſe beſtmöglichſt beſorgen, Schaden und Nachtheil aber, allem Vermögen nach, abwenden, die Amtsſachen, welche vorkommen, und mir ſonſt aufgetragen werden möchten, nach meinem beſten Verſtande expediren, auf die Gränzen auch andere Regalia und Amts-Gerechtſamen ein attentes Augenmerk richten, den Unterthanen und litigirenden Partheyen, ohne Anſehen der Perſonen, jederzeit promte und unpartheyiſche Juſtiz, den Rechten und dem *Codici Fridericiano* gemäß, adminiſtriren, zuvörderſt aber allemal die Güte *inter partes* tentiren, deshalb den Partheyen nach äuſſerſtem Vermögen zureden, alle Sachen, ſo in Güte zu heben, ohne alle Weitläufigkeit abthun, die publicirten Edicte und Verordnungen, auch alle übrige herausgekommene Conſtitutionen jedesmal vor Augen haben, die Hypotheken- Depoſiten- Grund- und Lagerbücher richtig und Ordnung halten, die Protokolle ſowohl *in civilibus* als *criminalibus*, aufrichtig entweder ſelbſt führen, oder durch den beſtellten Actuarium führen laſſen, nach dem bey Einrichtung der Juſtizämter abgefaßten Patent in allen Puncten und Clauſeln mich auf das genaueſte achten, die treulichſte Berechnung und Ablieferung der Gerichts-Sporteln an die Generalämter Sportelcaſſe nach Vorſchrift oberwähnten Patentes gehörig beſorgen, aber auch die Unterthanen mit übermäßigen Sporteln nicht überſetzen, ſondern mich nach der vorgeſchriebenen Aemter-Sportel-Ordnung lediglich achten, nicht weniger dahin ſehen, daß ein ordentliches Strafbuch gehalten werde, darin alle Strafen ſo dictirt werden möchten, *ſeparatim* und *fideliter*, nebſt allen übrigen *Fructibus iurisdictionis* eingetragen, die ausſtehenden Reſte alles Fleißes beytreiben laſſen, damit ſolche in den Amtsrechnungen gehörig berechnet werden können, auch mich im übrigen dergeſtalt bezeigen ſolle und wolle, wie es einem rechtſchaffenen und treuen Juſtizbeamten eignet und gebühret. So wahr mir Gott helfe durch Jeſum Chriſtum!

Den

Den Actuarius (Gerichts-Schreiber) bey jedem Juſtizamte bringt der Juſtizamtmann, welcher für die Expedition ſtehen muß, nebſt dem Oekonomie-Beamten, bey der Kammer in Vorſchltg. Dieſe läßt ihn auf gleiche Weiſe, wie den Juſtizamtmann, examiniren, doch wird er von der Proberelation dispenſiret. Will aber derſelbe künftig als Juſtizbeamter avanciren: ſo muß er zuvörderſt noch ſolche Relation anfertigen, damit man verſichert ſeyn könne, daß er dieſe Beförderung auch meritire. Iſt der Candidat geſchickt und brauchbar befunden worden, ſo wird er von der Kammer als Actuarius angenommen, beſtellet und verpflichtet.

Den Ams-Actuarien iſt erlaubt, in den benachbarten Juſtizäemtern und andern Untergerichten den Parteyen advocando zu aſſiſtiren; ſie müſſen aber mit Unterrichts-Advocat-Patent verſehen ſeyn, auch durch ſolche Advocatur, in ihrer, bey der Aemter-Juſtiz habenden Function, nicht das geringſte verſäumen, noch weniger aber dürfen ſie einer Partey bey dem Amte, wo ſie angeſetzt ſind, weder advocando noch conſulendo aſſiſtiren. Der Amts-Actuarius hat ſeine beſtändige Wohnung an eben dem Orte, wo der Juſtiz-Amtmann wohnet.

Die Verwaltung aller, Jura privatorum angehenden Sachen, auch des Depoſiten-Hypotheken und Vormundſchaftsweſens, liegt lediglich dem Juſtizbeamten ob; wiewohl in einigen Provinzen der Oekonomie-Beamte bey den Depoſitenſachen concurriret. Der Juſtizbeamte hat demnach in allen Juſtizſachen allein die Direction und die Beſorgung jetztgedachter übrigen Angelegenheiten; er muß ſich der Theilungen, Güter-Uebergaben, Gränzregulirungen, und der Aufſicht über die Regiſtratur beſonders unterziehen; ihm liegt ob, ſeine Sachen, wo es wegen anderer Arbeit von dem Actuario nicht präſtiret werden kann,

ſelbſt zu extendiren, und in Criminalfällen die primam notionem aufzunehmen; wie er denn auch, wenn über den Oekonomiebeamten, von den Unterthanen über Prägravationen, Beſchwerde geführt wird, wenn die Sache nicht gleich in der Kürze verglichen werden kann, des Oekonomiebeamten ſchriftliche Erklärung hierüber einziehen, und hiernächſt ſofort von der Sache an die Kammer Bericht abſtatten muß.

Dem Pachtbeamten bleibt der ſo genannte Hof- Herren- und Geſinde-Dienſtzwang, dergeſtalt, daß er, nach Vorſchrift des Dienſtreglements und anderer Verordnungen, die dienſtpflichtigen Unterthanen, ohne Zuziehung des Juſtizbeamten, wie gewöhnlich beſtellen und fordern, auch wenn ſelbige im Dienſte widerſpänſtig und ungehorſam ſind, ſie, jedoch nach den genauern Vorſchriften des Dienſtreglements, beſtrafen, ingleichem mit dem Hausgeſinde nach der Geſindeordnung verfahren kann. Wenn jedoch dieſerhalb zweifelhafte Fälle oder Prägravationen vorkommen, müſſen ſolche dem Amtsgerichte angezeiget, und darunter nach den Reglements verfahren werden.

Alle die landesherrlichen Gränz- Zoll und andere Gerechtſamen, auch beſonders die Jura domanialia betreffende Geſchäfte und Angelegenheiten, nicht weniger alle Sachen, welche in das Intereſſe publicum & œconomicum einſchlagen, werden von dem Pacht- und Juſtiz-Beamten gemeinſchaftlich tractiret und in pflichtmäßige Ueberlegung genommen, auch beſonders Landeshuldigungen, Gränzbeziehungen und Regulirungen, Annnehmung und Verpflichtung neuer Unterthanen, Annehmung der Land- und Dorfgeſchwornen, wie auch Kirchenvorſteher, Gemeinderechnungsabnahme, Erwählung der Prediger, wo die Aemter und Gemeinden das Jus vocandi haben, und was deſſen mehr, von beyden Beamten und dem Actuario gemeinſchaftlich beſorget. Wie denn auch den Pacht-Beam-

amten obliegt, auf die Befolgung der emanirten Edicte mit zu vigiliren, und die bemerkten Caſus contraventionis dem Judicio zur weitern Verfügung ſofort anzuzeigen; daher der Oekonomiebeamte von dem, was in die Juſtiz einſchlägt, nicht das geringſte einſeitig unternehmen darf, indem ihm nur die Direction der Landpolizey und aller ökonomiſchen Sachen, hingegen dem Juſtizbeamten, wie gedacht, die Direction der Juſtizſachen zuſteht. Und ob gleich der Oekonomiebeamte in Abweſenheit des Juſtizamtmannes, die einkommenden Klagen annehmen kann, ſo muß er doch ſolche letzterm ſogleich zu weiterer Verfügung abgeben. Ferner concurriren beyde Beamte bey der Reviſion und Abnahme der Sportelrechnung und Atteſtirung der deshalb anzufertigenden Extracte. Und alle Sachen, bey welchen beyde concurriren, werden auch von beyden gemeinſchaftlich nach ihrer Ancienneté unterſchrieben und von dem Actuario contraſigniret.

Des Actuarii Function beſteht beſonders in Aufnehmung der Protokolle, Reſpiciruug der Juſtizregiſtratur, Führung der Sportel- und Depoſitalrechnung, und Beſorgung und Mundirung der Ausfertigungen, ſowohl in Juſtiz- als publiken Polizey- und Oekonomieſachen, wie auch in den Eintragungen in das Grund- und Hypothekenbuch, unter der Direction des Juſtizbeamten. Wenn es der Oekonomie-Beamte verlanget, muß auch der Actuarius die Domanialgefälle heben, und überhaupt dasjenige beſorgen, was ihm ſonſt von beyden Beamten in den zu eines jeden Direction gehörigen Angelegenheiten aufgetragen wird.

Der Eid, welchen der Actuarius des Amtes, ſeines Dienſteshalber, abzuleiſten hat, lautet folgendermaßen

Ich *N. N.* ſchwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwiſſenden einen leiblichen Eid, daß, nachdem ich zum Actuario bey dem Juſtizamte *N. N.* und deſſen incorpo-

virten Aemtern angenommen worden, Sr. königl. Maj. ich treu und gehorſam ſeyn, Deroſelben höchſtes Intereſſe beſtmöglichſt beſorgen, Schaden und Nachtheil aber, allem Vermögen nach, abwenden, die Amtsſachen, welche mir aufgetragen werden, nach meinem beſten Verſtande, expediren, die Regiſtratur in richtige Ordnung bringen, und darin erhalten, von den vorkommenden Sachen Acta gehörig formiren, die Protokolle richtig führen, die Receſſe *fideliter* aufnehmen, diejenige Nothdurft, ſo die Unterthanen vorbringen, unverdroſſen und mit pflichtmäßiger *Exactitude* anhören und zu Papier bringen, die Amts- Handels- und Hypothekenbücher in richtige Ordnung bringen und erhalten, die ſämtlichen *Exhibita*, ſonderlich wo *Fatalia* bey interponirten Remediis zu obſerviren, genau mit gehörigen Präſentatis verſehen, auf die Gränzſachen der Aemter fleißig Acht haben, auch niemanden, der nicht in königl. Pflichten ſteht, von Amtsſache etwas communiciren, noch weniger Acta auſſer Händen, und an Fremde verabfolgen laſſen; dasjenige, was dem emanirten Juſtiz- Aemter Reglement gemäß den Actuariis zu beobachten vorgeſchrieben worden, treulich und exact befolgen, mich nach der Juſtiz- Aemter- Sportel- Ordnung, auch in Anſehung der zu berechnenden und an die Hauptjuſtiz- Aemter- Sportel- Caſſe mit den erforderlichen Extracten abzuliefernden Sporteln gehörig achten, und allen demjenigen ſowohl *in civilibus* als *criminalibus* nachleben will, was die Juſtiz- und Criminalordnung, auch beſonders der *Codex Fridericianus* von einem Actuario erfordert, auch mich übrigens in allem ſo verhalten, als einem getreuen und gewiſſenhaften Actuario eignet und gebührt. So wahr mir Gott helfe durch Jeſum Chriſtum. Amen.

Der Amtscopiſt fertigt die in Vormundſchaftsſachen ertheilten Verordnungen, imgl. die Tutoria und Curatoria, Erbberichtigungen und Protokolle, auch Erbreceſſe, aus, und werden die Verordnungen ſo deutlich und vollſtändig abgefaſſet werden, daß derſelbe die Ausfertigungen zu beſorgen im Stande ſeyn wird. Ferner ſchreibt er die ſämmtlichen Contracte, welche in forma extenſa von dem Actuario ihm zugeſtellet

ſtellet worden, und was ihm ſonſt zugeſchrieben werden wird. 2. Hält derſelbe die Vormundſchaftstabellen in Ordnung, und trägt die neuen Vormundſchaften gehörig in dieſelben, ſchreibt auch ſämmtliche Tabellen ab, damit ſolche gegen das Ende jeden Jahres an die Landescollegia eingeſandt werden können. 3. Muß er des Vormittags zu rechter Zeit und an den feſtgeſetzten Tagen auf der Gerichtsſtube ſeyn, und ohne Permiſſion oder hinlänglich beſcheinigte Entſchuldigung nicht wegbleiben.

Die Amtsrichter müſſen 1. dasjenige mit pflichtmäßiger Treue ausrichten, was ihnen von dem königl. Amte demandirt wird. 2. Liegt ihnen ob, auf alle Contraventionen und Uebelthaten Acht zu haben, und ſolche, ohne Anſehen der Perſonen, dem Amte vermittelſt Protokolles anzuzeigen. 3. Können ſie auf Verlangen der Unterthanen, und ohne ſich aufzudringen, Specificationen und Inventaria über geringe Verlaſſenſchaften, bey andern aber nicht, vorſchriftmäßig aufnehmen, auch den Unterthanen, wenn ſie ſolches ebenfalls verlangen, Punctationen über die geſchloſſenen Contracte entwerfen. Allein es wird denſelben dabey intimiret, dahin zu ſehen, daß dergleichen Punctationen binnen 8 Tagen von dato der Punctation, dem Edicte v. 5 März 1718 gemäß, dem königl. Amte zur Ratihabition und Confirmation übergeben werden. Widrigenfalls, und wenn dem Amte bekannt wird, daß, wie öfters zum größten Schaden und Nachtheil eines oder des andern Theiles zu geſchehen und Proceſſe zu veranlaſſen pflegt, die Punctationen gar nicht, oder doch nach längerer Zeit dem Amte übergeben werden, der Amtsrichter mit 2 Rthlr. beſtrafet, und, wenn er in der Folge ſich nicht beſſert, um deſſen Caſſation berichtet werden ſoll. 4. Müſſen ſie, wenn Aeltern, welche Unmündige hinterlaſſen, oder Perſonen verſterben, deren Hausgeräthe von Anverwandten in Ermange-

gelung der dazu berechtigten Leibeserben in Anſpruch genommen werden, dem königl. Amte ſogleich Meldung thun.

Die Amtscitatores werden auf das ernſtlichſte angewieſen: 1. dasjenige, was ihnen von dem Amte aufgetragen wird, auf das genaueſte und promteſte auszurichten, und die äuſſerſte Verſchwiegenheit von demjenigen, ſo im Amte vorgeht, zu beobachten, beſonders niemanden vor der Inſinuation von dem Inhalte der Verordnungen, noch weniger aber der Beſcheide, das geringſte, bey Strafe der Caſſation, zu entdecken. 2. Die Inſinuationen ſo geſchwinde als möglich zu verrichten, und in den Proceß- und Vormundſchaftsſachen das Datum inſinuationis genau zu notiren; beſonders aber die Beſcheide bey denen es auf die Stunde und den Tag der Inſinuation ankömmt, den Parteyen oder deren Mandatariis ſelbſt zu zuſtellen, ſolche aber ſo wenig auf die Poſt, als ſonſt jemanden zur Beſtellung mit zu geben, bey Verluſt ihres Dienſtes. 3. Müſſen ſie nicht einen Pfennig mehr von den Leuten an Sporteln nehmen, als auf die Briefe verzeichnet iſt, und jedesmal über geſchehene Zahlung quittiren; hiernächſt das Geld alle Woche mit Beyfügung eines Extractes und dahinter befindlichen Reſtdeſignationen an den Oekonomiebeamten abliefern. Wenn ſie hierunter ſäumig ſind, ſollen ſie nicht nur beſtrafet, ſondern die Reſte, deren Beytreibungen ſie verurſacht, ihnen von ihren Gebühren decourtiret werden. 4. Die Inſinuation wechſelt alle Monate bey den Citatoren ab, dergeſtalt, daß einer z. B. dieſen Monat hier, und der andere dort, und den folgenden Monat der eine dort, und der andere hier, inſinuiret, und müſſen ſich die Citatoren alſo darnach achten, daß der eine die drey erſten Tage der Woche, und der andere die letzten drey Tage, die Inſinuation verrichtet, damit immer einer in loco ſey,

und,

und die etwa vorfallenden Verrichtungen beſorge, auch Acten helfte, und allenfalls Beylagen abſchreibe. 5. Derjenige, welcher im Orte iſt, muß ſich alle Morgen um 8 Uhr bey dem Juſtizbeamten und Actuario melden, und, ob für ihn etwas zu verrichten ſey, anfragen. Hiernächſt muß er die Acta, welche ihm zum Heften auf der Gerichtsſtube hingeleget werden, ſo gleich heften, und keinesweges, auch nicht einen Augenblick, bey 1 Rthlr. Strafe, mit nach Hauſe nehmen; die ihm zum Abſchreiben mit nach Hauſe gegebenen Sachen aber nicht länger, als einen Tag, an ſich behalten, oder deshalb Entſchuldigungen beybringen. 6. Der Citator muß für die Schreibematerialien ſorgen, dabey aber ſolcher Geſtalt zu Werke gehen, daß er ohne ſchriftliche von dem Actuario ausgefertigte, und von dem Juſtizbeamten autoriſirte Ordre nicht das geringſte anſchaffe, damit daraus die Nothwendigkeit der anzuſchaffenden Schreibematerialien conſtire. Und bey dem Einkaufe ſowohl des Papieres, als des Lackes und der Federn, muß er ſich von dem Verkäufer einen Schein, worin dasjenige, was er gekauft, und das, was er dafür bezahlt hat, enthalten iſt, geben laſſen, und damit belegen.

Der Gerichtsdiener muß 1. die an ihn ergangenen Befehle auf das pünctlichſte ſowohl in den Angelegenheiten des Oekonomiebeamten, in Beſtellung der Herrendienſte, als in Gerichtsſachen, vollziehen. 2. Beſonders die Executionen nach Vorſchrift der Landreiterordnung geſchwinde und ohne Anſehen der Perſonen verrichten; und bey Verluſt ſeiner Gebühren in dem Falle, wenn er die Execution verrichtet, und ſolche nicht effectuiret, er aber den Schuldner ausgepfändet, und das Pfand in gehörigen Ort und Stelle gebracht, oder im Falle er bey geſchehener Nachſuchung nicht ſo viel an beweglichen Gütern bey dem Schuldner vorfindet, als zu Bezahlung der Schuld hin-

hinreicht ſogleich bey dem Amte Anzeige thun, und fernere Verfügung erwarten. 3. Wenn ihm Perſonen, um an ſelbigen die erkannte Gefängnißſtrafe zu realiſiren, überliefert werden, muß er dieſelben in das dazu beſtimmte Gefängniß bringen, darin, wie befohlen, unterhalten, und ſie nicht einen Augenbick eher, als verordnet, aus dem Arreſte laſſen. 4. Beſonders bey den Inquiſitionen hat er alle menſchmögliche Vorſicht und die vorgeſchriebenen Mittel anzuwenden, damit keiner aus dem Arreſte entwiſche, während des Arreſtes aber muß er ihnen ordentlich begegnen, und in ihrer Gegenwart nichts vornehmen, wodurch ſie in ihren übeln Sitten beſtärket werden, ſondern mit ihnen chriſtlich und fromm umgehen. Ferner 5. ſo viel ihm möglich, und ſeine übrige Geſchäfte zulaſſen, im Felde vigiliren, damit durch Diebereyen oder Ueberfahren kein Schade, beſonders an den Amtsländereyen, geſchehe; und muß ſich mit den Contravenienten nicht abfinden, ſondern ſelbige zu gebührender Strafe anzeigen. Auch 6. ohne Erlaubniß ſeiner Vorgeſetzten ſich nicht aus dem Orte entfernen, damit er bey unvermutheten Vorfällen gegenwärtig ſey.

Was die Juſtizpflege ſelbſt betrifft, ſo wird im Halberſtädtiſchen, in jedem Juſtizamte, nachdem daſſelbe groß oder klein iſt, wöchentlich etlichemal, an den, den Unterthanen bekannt gemachten Tagen, Gericht gehalten; zu welchem Ende die auf jedem Domänenamte vorhanden geweſenen Regiſtraturen ſämmtlich auf die beſtimmten Haupt-Gerichtsämter, wo der Locus Judicis iſt, hingeſchaffet, jedoch von dem Domänenamte in beſondern Schränken und Repoſitorien, auch unter beſondern Repertorien, gebracht werden müſſen.

Weil den Domänenaemtern in Criminalfällen keine Inquiſition gebührt, ſondern dieſelben bey vorkommenden Fällen, weiter nichts als die Apprehenſion und

und Aufnehmung der primae notionis haben, und hie nächſt die Inculpati an die Juſtizcollegia zur Specialinquiſition abgeliefert werden müſſen: ſo muß der Oekonomiebeamte, ſogleich bey Ruchtbarwerdung eines Criminis für die Apprehenſion und ſichere Verwahrung des Delinquenten, auch für gute Aufhebung des Cadavers, und was ſonſt mehr zur Ausmittelung des Corporis delicti nöthig iſt, ſorgen, und dem Juſtizbeamten hiervon ſchleunige Nachricht geben, damit ſofort die prima notio aufgenommen, der Delinquent damit an das Amts-Juſtizcollegium abgeſchicket, und von demſelben das weitere ratione obductionis, und ſonſt, verfüget werden könne. Sind auf dem Hauptamte nicht hinlängliche Gefängniſſe zu Verwahrung der Inquiſiten vorhanden, ſo wird die Inquiſition in dem Amte, wo der Inquiſit deprehendiret worden, geführt, auch der Inquiſit daſelbſt verwahret. Im Fall der Inquiſit des Vermögens iſt, muß er die Reiſekoſten, gleich den übrigen Apprehenſions- Sitz- Alimentations- und Gerichts- auch andere Koſten bezahlen; zu welchem Ende ſogleich von deſſen Vermögen ein ordentliches Inventarium cum Taxa aufgenommen, und dem Amt-Juſtiz-Collegio mit eingeſchickt werden muß. Hat aber der Inquiſit kein Vermögen, ſo werden die Reiſe- und Inquiſitionskoſten liquidiret und aus dem gewöhnlichen Fond bezahlet; wofern nicht die Unterthanen ſchuldig ſind, dergleichen Fuhren und Vorſpann zu präſtiren.

In der Cuhrmark Brandenburg, wird in jedem der zum Juſtizamte combinirten Domänenaemter, monatlich ein oder mehrere Gerichtstage gehalten. Die Tage ſind beſtimmt, und den Unterthanen ein für allemal bekannt gemacht worden; und zu den ordentlichen Gerichtstagen, ingleichem auſſer denſelben bey Criminal- und andern öffentlichen Vorfällen, welche nicht

nicht die Angelegenheit einer Partey betreffen, und nicht bis zum ordentlichen Gerichtstage ausgeſetzt werden können, ſind die dienſtpflichtigen Amtsunterthanen verbunden, dem Juſtizbeamten den Vorſpann über den Hofdienſt zu geben.

Das Gericht, welches der Pacht- oder Oekonomiebeamte jedes Amtes, der Juſtizbeamte und der Actuarius, conſtituiren, wird in der von dem Oekonomiebeamten jederzeit reinlich und ordentlich zu haltenden Gerichtsſtube eines jeden Amts gehalten, und iſt, wegen Feuerung derſelben, bereits in den Pachtanſchlägen und Contracten Vorkehrung getroffen. Weil aber in den meiſten Domänenaemtern, auſſer dem Amtshauſe, ſich keine Gelegenheit findet, wo der Juſtizbeamte, währender Gerichtstage ſein Unterkommen haben kann: ſo iſt an ſolchen Orten, der Oekonomiebeamte ſchuldig, den Juſtizbeamten, die Gerichtstage durch, zu logiren, und, für 6 Groſchen täglich, zu beköſtigen.

Die Gerichtsſitzungen werden von 8 bis 12 Uhr vormittags gehalten, und darin die Parteyen gehöret und beſchieden; nachmittags aber werden die ſchriftlichen Expedienda expediret. Sind ſo viel Parteyen vorgeladen, oder kommen andere Gerichtshandlungen vor, daß die fixirten Tage und Stunden dazu nicht hinreichen: ſo muß, weil durch die Zugabe mehrerer Tage, der Gerichtstag auf dem nächſten Domänenamte verrücket werden würde, die Sitzung auch nachmittags von 2 bis 4 Uhr continuiret, und die übrige Zeit des Tages zu den Expeditionen angewendet werden.

In allen Sachen; welche an einem Gerichtstage vorgebracht werden, müſſen die richterlichen Veranlaſſungen von dem Juſtizbeamten, an demſelben Gerichtstage, ehe er auf das folgende Domänenamt, um Gericht zu halten, abreiſet, gemachet, und von dem Actuario expediret, vornämlich aber die vorkommen-

menden Eintragungen im Hypothekenbuche, durch den Juſtizbeamten ſelbſt eigenhändig bewerkſtelliget, auch auf alle Verhöre in derſelben Gerichtshaltung die Beſcheide abgefaſſet und publiciret werden, und ſind hievon bloß die Fälle ausgenommen, wenn entweder an einem Gerichtstage auſſerordentlich viele Sachen, welche nicht wohl ohne Uebereilung in der beſtimmten Zeit der Gerichtshaltung abgemachet werden können, oder dergleichen ſchwere und weitläuftige Sachen, welche eine beſondere Ausarbeitung erfordern, vorkommen; in welchen Fällen jedoch ſolche Expedition, Beſcheide und Urtheile, den nächſten Gerichtstag fertig entworfen, zur Expedition oder Publication mitgebracht, und unter keinem Vorwande, bey beſonderer Ahndung, länger aufgehaten werden müſſen.

Ein jeder kann ſeine Klage und andere gerichtliche Nothdurft, ſowohl am Gerichtstage, in loco iudicii, als auſſer dem demſelben in loco domicilii des Juſtizbeamten, entweder ſchriftlich, oder mündlich, ad protocollum anbringen. Im erſten Falle decretiret der Juſtizbeamte ſofort, und läßt, noch vor Endigung des Gerichtstages, das erforderliche expediren. Im letztern Falle aber bringt er die Klage oder das Protokoll auf den nächſten Gerichtstag mit, und beſorget darauf die nöthige Expedition; es wäre denn, daß periculum in mora vorhanden iſt, oder ſonſt die Sache eine ſchleunige rechtliche Veranlaſſung erfordert, da er denn ſolche ſofort an dem Orte ſeiner Wohnung, oder wo ihn die Partey antrifft, zu machen gehalten iſt.

Alle Termine; wo die Rechte nicht, wie bey Edictalcitationen, Subhaſtationen ꝛc. längere oder kürzere Friſten vorſchreiben, müſſen jederzeit auf den nächſten Gerichtstag angeſetzet, und nicht weiter hinaus gezogen werden; daher denn auch, wenn auf Adcitation, Beweis, Production oder andere Obliegenheit einer oder der andern Partey ante definitivam zu interloqui-

loquiren iſt, die Bewirkung davon, dafern ſie nicht thunlich iſt, auf den nächſten Gerichtstag angeſetzet, alsdann geſchehen, in allem, was wegen Abhörung der Zeugen, Beſichtigung und ſonſt noch zu erledigen, verfahren, auch zugleich, wo nicht ganz beſondere Umſtände und Hinderniſſe obwalten, definitive erkennt werden muß.

Die gerichtlichen Depoſita werden auf jedem churmärkiſchen Domänenamte, in einem beſondern tüchtigen, mit zwey verſchiedenen Schlöſſern verwahrten Kaſten, wozu jeder Beamte einen eigenen Schlüſſel hat, wohl verwahret, und es muß der Juſtizbeamte die Rechnung über die Depoſita führen, auch für die ſichere Unterbringung und vorſchriftmäßige interimiſtiſche Belegung, bey der Banke zu 3 pro Cent Zinſen, beſorgen.

In der Churmark iſt die Regiſtratur von Juſtizſachen, nach wie vor, in jedem Domänenamte geblieben, und muß von dem Actuario, unter der Direction und Aufſicht des Juſtizbeamten in guter Ordnung gehalten werden; zu dem Ende derſelbe ſolche alle Gerichtstage revidiren und nachſehen muß, und beſonders, ob alles, was an dem vorigen Gerichtstage verhandelt worden iſt, zu den Acten gebracht, und an den Ort, wohin es gehört, reponiret worden; zu deſſen Behuf der Juſtizbeamte ein beſonderes Expeditionsjournal halten muß.

Auſſer der Juſtizpflege, und was damit verknüpft iſt, iſt der Juſtizbeamte ſchuldig: 1. nach jedem Gerichtstage die verordnete Arreſtantentabelle jeden Domänenamtes; 2. alle Quartale, die Depoſiten-Tabelle jeden Domänenamtes, und zwar beyde Tabellen vom Oekonomiebeamten mit unterſchrieben; 3. gleichfalls alle Quartale die Gerichtstabelle des Juſtizamtes, worin die Proceſſe und deren Situation, imgleichen die Erbfälle, und ob ſie reguliret ſeyn, auf-

aufgeführt werden müſſen, an die Kammer einzuſenden. Es müſſen auch die Juſtitzbeamten, die Commiſſionen von den Kammer- und Juſtizcollegiis, welche ihnen aufgetragen werden, übernehmen und gehörig ausrichten; wofür ihnen jedoch in Parteyſachen, die üblichen 2 Rthlr. täglichen Diäten, wenn aber die Commiſſionsgebühren aus andern Caſſen erfolgen, täglich 16 Ggr. beſonders zufließen.

Alle Gerichtsfälle, oder Fructus jurisdictionis eines jeden Domänenamtes, ohne Unterſchied und Ausnahme, an Abſchoß- Laudemien- Erbpacht- Recognitions- Loskaufs- Annehmungsgerichtliche Strafgelder, wie auch alle, nach der vorgeſchriebenen Sportelordnung zu taxierende und zu nehmende Gerichtsgebühren, imgleichen die Eintragungsjura der nicht amtsſäſſigen Erbpacht- und Erbzinsgüter, worüber die Juſtitzämter die Hypothekenbücher per modum commiſſionis der Kammer führen, fließen, ohne daß die Pacht- und Juſtitzbeamten, oder die Actuarii, davon das geringſte für ſich behalten dürfen, zur Sportelcaſſe, welcher auch die auf dem Etat ſtehenden vollen Beſoldungen der Oeconomiebeamten, nach Ablauf ihrer Pachtjahre anheim fallen. Aus dieſem Fond werden den Oeconomiebeamten die Hälfte ihrer vormals gehabten Beſoldung, imgleichen den Juſtitzbeamten und Actuariis, (*) die ihnen angewieſenen Salaria, der Domänenrentey aber die zu Abführung der bey verſchiedenen Aemtern angeſchlagenen etatsmäßigen fixirten Summen gebührende Einnahme von Fructibus jurisdictionis gezahlet.

Die

(*) So lange die Pachtzeiten noch dauerten, und ihr Pachtcontract noch nicht zu Ende gegangen war, mußten die Pachtbeamten den Actuarium, nach wie vor, auf ihre Koſten halten, weil ſie auch ſo lange noch ihre volle Beſoldung zu genieſſen hatten, und auch durch die neue Einrichtung von dem Onere, einen Juſtitiarium zu halten, befreyet wurden.

Die Sportelcaſſenrechnung führt der Actuarius. Er legt ſolche alle Quartale, an dem alsdann angeſetzten Gerichtstage, beyden Beamten vor. Dieſe revidiren dieſelbe, und ſenden ſie darauf an die Kammer ein. Den, nach Abzug des zu ihren Beſoldungen erforderlichen Quanti, etwa bleibenden Ueberſchuß ſchicken ſie zugleich an die, in jeder Provinz beſonders errichtete Generalämterſportelcaſſe ein. In dieſe Generalcaſſe fließen demnach ſämtliche Ueberſchüſſe der Specialſportelcaſſen aller Juſtizämter der Provinz zuſammen. Sie hat den Endzweck, daß, im Fall eine oder die andere Specialſportelcaſſe zu Beſtreitung der Beſoldungen nicht zureichen ſollte, die Ergänzung derſelben aus der Generalſportelcaſſe geſchehen könne.

Weil alle neue Einrichtungen, ohne eine beſtändige Aufſicht, gar bald wieder in Unordnung gerathen können: ſo dürfte es vielleicht auch diſer neuen Juſtizverfaſſung nicht beſſer ergehen, wenn man nicht eine höhere Aufſicht auf die Juſtizämter angeordnet hätte. Es müſſen die Departementsräthe der Kammer, bey Bereiſung der Aemter, ſowohl die Beſchaffenheit der Gerichtsſtuben, und die Ordnung der Regiſtratur, als auch die Richtigkeit des Sportel- und Depoſitenweſens mit recherchiren. Insbeſondere aber liegt dem Juſtitiario Camerae ob, die Aemtergerichtsſtuben von Zeit zu Zeit viſitiren, darüber mit Einreichung der desfalls abgehaltenen Protokolle beſonders zu berichten, und die dabey befundenen Unordnungen und Mißbräuche zur nachdrücklichſten Remedur ſo fort anzuzeigen. Wenn ſich alsdann findet, daß Juſtizbeamte und Actuarii, in ihren Amtsführungen nachläſſig oder gewiſſenlos procediren, ſollen dieſelben zur exemplariſchen Beſtrafung, auch, dem Befinden nach, zur Caſſation, angezeiget werden. Dagegen aber auch diejenigen, welche ihre Berufs-

pflicht

pflicht mit Treue und Fleiß erfüllen, und ſich durch ihre Aufmerkſamkeit und Eifer im Dienſte, und daneben durch beſondere Geſchicklichkeit hervor thun, in Landescollegia und ſonſt, ihrem Verdienſte gemäß, befördert und belohnet werden ſollen. Auch iſt in Anſehung der Generalämterſportelcaſſe, dem Kammerjuſtitiario die Cura ſpecialis perpetua übertragen, und muß derſelbe, nebſt dem Director, die Rechnung davon jährlich zu geſetzter Zeit abnehmen, auch dahin ſehen, daß dabey gleiche Exactitude, wie mit andern Caſſenrechnungen, beobachtet werde.

Juſtiz-Amt,
Juſtiz-Amtmann, } ſ. oben, S. 929.
Juſtiz-Beamter,

Juſtiz-Collegium, Fr. Cour de Juſtice, ein aus Räthen beſtehendes Collegium, welches für die Handhabung des Rechtes und der Gerechtigkeit zu ſorgen hat.

Juſtiz-Comiſſarien, ſ. oben, S. 904.

Ihr Dienſt bey Auseinanderſetzung der Gemeinheiten, ſ. Th. XVII. S. 166, fgg.

Juſtiz-Departement,) ſ. oben, S. 871.
Juſtiz-Miniſterium,)

Juſtiz-Rath, Fr. Conſeiller de Juſtice, iſt, beſonders in Deutſchland, der Titel fürſtlicher Räthe, welche Mitglieder des Juſtizcollegium ſind. In Schleſien führen die Commiſſarii perpetui dieſen Titel; ſ. Th. VIII. S. 249.

Juſtorium, ſ. oben, S. 860.

Juſtus, eine goldene Münze, welche der König von Portugal Johann II. prägen ließ, und welche 15 Realen galt. Sie hat ihren Namen von dem darauf befindlichen Spruche: Juſtus vt palma florebit.

Mit eben dieſem Spruche hat man auch Ducaten vom K. von Polen, Sigismund I. von 1528, 1531, und 1535. Wie auch vom Grafen von Bronchorſt zu Gronsfeld und Eberſtein, Juſt. Maximilian, von 1642, und 1657.

Juſtus Judex. Der König von Dänemark, Chriſtian IV. ließ die Worte Juſtus יְהוָה Judex. (Der Herr iſt ein gerechter Richter) bey Gelegenheit des Krieges mit Schweden, welcher ſich im J. 1643. anfieng, von 1644. bis 1648. auf doppelte, einfache und halbe Ducaten, wie auch auf ganze, halbe und Viertelkronen, prägen. Die Dukaten enthielten auf dem Avers die Aufſchrift: CHRISTIANVS IV. D. G. DAN. R. Inwendig ſtand der König gekrönt und im Harniſch, in der Rechten einen Scepter, und in der Linken einen Reichsapfel haltend. Der Revers enthielt die Worte: JVSTVS יְהוָה JVDEX. 1645. Die großen Goldſtücke von 20 und mehr Ducaten, enthalten auf der einen Seite den verzogenen und gekrönten Namen des Königs, mit der Umſchrift: CHRISTIANVS IIII. D. G. DANI. NOR. VA. G. REX. 1646. Auf der andern Seite ſteht erwähnter Spruch. Es ließ derſelbe auch Silbermünzen mit eben dem Spruche, von 1 Krone bis auf Doppelſchillinge, ſchlagen, wiewohl dieſe ſehr geringhaltig, und daher ſchon im J. 1648. in Dänemark ſelbſt, nach dem Abſterben des Königs wieder herunter geſetzt worden ſind.

Fig. 1764 a) iſt ein Sechszehnſchilling, oder Viergroſchenſtück. Av. Der gekrönte Buchſtab C, mit der Zahl 4, und der Umſchrift: XVI SKILLING. DANSK.e. 1644. Rev. in 3. Zeilen: JVSTVS יְהוָה JVDEX.

Fig. 1764 b) iſt ein Vierſchillingſtück, oder 1 Groſchen, und faſt lauter Kupfer. Av. Der gekrönte Buchſtab C, mit der Zahl 4, und der Umſchrift: IIII. SKILLING, DANSKE. Rev. JVSTVS יְהוָה 1645.

Wegen der Umſchrift heiſſen dieſe Münzen *Juſtus Judex*-Stücke, und wegen der hebräiſchen Buchſtaben Ebräer oder Hebräer. Der König ließ, erwähntermaßen, obige Worte den Schweden zum Nachdenken, und um gleichſam die göttliche Rache anzurufen, darauf ſetzen, weil ſie, um den unter däniſcher Meditation im J. 1643. zu Osnabrück

aus-

ausgeſchriebenen allgemeinen Friedenscongreß zu hintertreiben, wider alles Vermuthen, den 12. Nov. 1643, unter Commando der Feldmarſchalle Horn und Torſtenſon in Holſtein und Schleswig einfielen, und alles, außer Glückſtadt und Krempe, in kurzer Zeit eroberten. Den Richter, den er für gerecht erkannte, ſtand ihm auch ſo gnädig bey, daß er das meiſte wieder erlangte, und alſo des Tycho de Brahe Prophezeyung, daß er in dem 1644. J. mit einem Stecken aus dem Königreiche würde weichen müſſen, an ihm nicht eintreffen mußte.

Jütland, dän. Jyland oder Jylland, Lat. Jutia, Fr. Jutland, eine der Krone Dänemark gehörige Halbinſel zwiſchen der Oſt- und Nordſee. Sie wurde vor Alters Cimbria oder Cherſoneſus cimbrica genannt, und war den Alten genung bekannt, wie aus dem Tacitus und Plinius erhellet. Aus dem Homer erſieht man, daß die Griechen einen fürchterlichen Begriff von dem Zuſtande der Einwohner dieſes Landes gehabt haben, indem ſie dieſelben für Leute hielten, die von keiner Sonne beſcheinen würden. Den erſten Namen hat dieſe große Halbinſel ſchon vor ungedenklichen Zeiten verloren, und wird in gemeiner Rede nicht mehr Cimbrien, ſondern Jütland genannt. Sie wird von Holſtein durch die Eider und Lewensau getrennet, und von dem Eiderſtrohme bis an das Ende von Skaunhorn 52, und von Bouberg bis Näſſet 24 Meilen breit geſchätzet. Man theilt dieſe Halbinſel durch eine Linie, welche von Ripen nach Kolding geht, in zwey Theile; alles was dieſer Linie gegen Norden iſt, heißt Nörre-Jylland, d. i. Nordjütland, oder das eigentliche Jütland; dahingegen das, was gegen Süden bis an die Eider iſt, Sänder-Jyland, d. i. Süderjütland, oder das Herzogthum Schleswig, genannt wird.

Südjütland, oder das eigentliche Jütland, iſt an drey Seiten mit der offenen See umgeben, an der vierten aber, oder gegen Mittag, wird es von Süder-

derjütland, oder dem Herzogthume Schleswig durch die koldinger und ſkotburger Aue getrennet. Es iſt 38 Meilen lang, 15 bis 20 breit, und unter allen der Krone Dänemark gehörigen Ländern, das größte und einträglichſte. Ehedem wurde es in 9 Syſſel oder große Diſtricte abgetheilet, heutiges Tages aber in 4 Stifter, oder Stiftsämter, nämlich Aalbourg, Wiborg, Aarhuus und Ripen, davon jedes einen Stiftsamtmann und Biſchof hat, und die von den 4 Hauptſtädten benennet werden. Die größten und einträglichſten friſchen Seen ſind bey dem Schloſſe Skanderborg in dem Stifte Aarhuus. Es ſind insonderheit 2 Meerbuſen, oder Arme der See, merkwürdig, welche auf der Oſtſeite in das Land treten. Der eine wird der codaniſche Meerbuſen, Schager-rak, oder Skager-rak, (von dem Vorgebirge Skagen, von welchem an ſich eine gefärliche Sandbank weit hinaus in die See erſtreckt,) oder, wie es die Schiffer nennen, Cattegat, d. i. Katzenloch, L. Sinus Codanus (Goth-Danus; Gothanus) und Scagenſis, genannt. Dieſer Meerbuſen, welchen die Nordſeite zwiſchen Jütland, und dem gegenüber liegenden Schonen formiret, iſt wegen vorerwähnter großen Sandbank ſehr gefährlich, daher auch im Winter des Nachts eine Feuerung von Steinkohlen daſelbſt gehalten wird, damit die Schiffe nicht Gefahr laufen. Der zweyte, welcher Lymfurt (Liimfiorden,) Sinus Lymicus, heißt, dringt aus dem Cattegat auf 20 Meilen quer in das Land hinein, breitet ſich nach und nach immer weiter aus, macht verſchiedene Inſeln, iſt fiſchreich und ſchiffbar, und wird an der weſtlichen Seite des Landes durch einen ſchmalen Strich Landes, welcher an einem nördlichen Ende nur 700 Schritt breit iſt, von der Verbindung mit der Nord- oder Weſtſee gehindert. Die übrigen Meerbuſen geben zugleich gute Häfen ab. Der kleinen Auen iſt eine große Menge. Der größte Fluß

iſt

iſt Guden, von welchem Jütland den Namen haben ſoll. Er fließt im Stifte Aarhuus, in welchem er auch an den Gränzen des Stiftes Ripen entſpringt, nimmt über 40 kleinere Auen auf, läuft beynahe 25 Meilen, iſt bey Randers, im Stifte Aarhuus, ſchiffbar, und fällt in den codaniſchen Meerbuſen.

Die wegen ihrer Handlung merkwürdigen Städte in Jütland, ſind: Aalbourg, Wiborg, Niekiöbing, Aarhuus, Randers, Ripen, Kolding, Ringkiöbing.

Die Einwohner dieſes Landes haben eine harte und dauerhafte Natur, und nähren ſich gröſtentheils von dem Ackerbaue, der Viehzucht, dem Fiſchfange, und den damit verknüpften Hanthierungen. Viele von ihnen aber leben lieber auf der See, und ſuchen ihr Brod in Holland und Seeland, wo ſie angenehme Gäſte ſind, weil ſie das Seewesen ſehr gut verſtehen. Die Jütländer ſind vor allen andern Einwohnern in Dänemark freye Leute geweſen. Es giebt in Jütland viele Bauern, die ihre eigene freye Höfe haben, davon ſie ihrer Herrſchaft nur eine geringe Abgabe, und auſſerdem die allgemeine Landſchatzungen entrichten.

In der mittlern Gegend von Jütland iſt lauter Heide und Mohr, ſo doch gute Weide für Ochſen, Schafe und Ziegen abgiebt, und davon hin und wieder ein Theil zu gutem Ackerlande bereitet worden iſt. Die übrigen und meiſten Gegenden ſind von vorzügliche Güte und Fruchtbarkeit, theils an Getreide, als: Korn, Weitzen, Gerſte, Haſer, Buchweitzen, Bohnen, Erbſen, und daraus verfertigten Sachen, als Grütze, Malz; theils auch an allerley wilden und zahmen Viehe, Schafen, vortrefflichen Pferden (wegen welcher vornämlich die Landſchaft Tye berühmt iſt,) und Schweinen, (daher man Jütland gemeiniglich ein Speck- und Brodland nennt,) und inſonderheit Horn-Vieh, von welchen die Einwohner Wolle, Speck,

Butter, Käſe, Talg, und Leder, in Menge bekommen; theils endlich in allerley Fiſchen, als Häringen, (wie denn inſonderheit die alborger und nibiſchen Häringe überall bekannt genug ſind,) Zungen, Dorſchen, Lachſen, Schollen, Auſtern ꝛc. von welchen verſchiedene geſalzen, geräuchert und getrocknet, in andere Länder häufig verſendet werden. An der nörd- und weſtlichen Küſte von Jütland findet man Bernſtein, und zwar zuweilen ziemlich große Stücke. Die ganze Küſte des Meeres von Fridericia bis Aarhuus, und noch weiter hinauf, hat Alaun- und Vitriolerde. Berge und hohe Oerter, finden ſich hin und wieder. Mit ſchönen Wäldern von Eichen, Büchen, Birken, Ellern u. d. gl. iſt das Land an der Oſtſeite reichlich verſehen; an der Weſtſeite aber iſt faſt gar kein Wald, daher man daſelbſt Torf und Heidekraut brennt.

Es hat dieſes Land auch an Manufacturen und Fabriken keinen Mangel; z. B. 1. Gewehrfabriken an Flinten und Piſtolen, welche inſonderheit zu Aalbourg ſehr gut gemacht werden; 2. Sätteln, in deren Verfertigung ebenfalls Aalbourg berühmt iſt; 3. Handſchuhe, welche vornämlich in Randers und Aalbourg ſehr gut gemacht werden; 4 wollene Zeugmanufacturen, welche ſonderlich in Ringkiöbing ſich in gutem Zuſtande befinden; und 5 allerley irdenes Geſchirr, welches ebenfalls um Ringkiöbing häufig gemacht, und im Scherze jütländiſches Porzellan genannt wird.

Auf dieſen Natur- und Kunſtproducten beruhet der Handel, welchen die Einwohner ſowohl mit den übrigen Inſeln von Dänemark, als auch mit auswärtigen Nationen, inſonderheit mit den Deutſchen und Holländern, treiben, als welche ihnen dieſelbe in Menge abholen, und hingegen andere Sachen, daran es ihnen mangelt, dafür bringen. Es beſtehen aber die vornehmſten ausgehenden Waaren der Jütländer in

Pfer-

Pferden, allerley Getreide, Butter, Käſe, Speck, Talg, Häuten, Wolle, Häringe, und andern geſalzenen Fiſchen, hauptſächlich aber ich Ochſen, welche die holländiſchen und niederſächſiſchen Viehhändler mehrentheils mager daſelbſt abholen, und ſodann auf ihre fette Weiden treiben, wo ſie binnen kurzer Zeit fett werden, daß ſie mit großen Nutzen wieder verkauft werden können. Zuweilen werden jährlich an 80,000 magere Ochſen verkauft, und wird doch noch viel eingeſalzenes Rindfleiſch nach Frankreich, Holland, Hamburg, und den antilliſchen Inſeln, verſendet. Die nach Jütland gehenden Waaren hingegen ſind eben dieſelben, die nach den übrigen Ländern von Dänemark gehen. Münzen, Maß und Gewicht, ſind ebenfalls wie in den übrigen däniſchen Ländern. Sonſt iſt noch zu merken, das die Einwohner von Jütland, wenn fremde Schiffe an ihren Ufern verunglücken, das Strandrecht ausüben, und zwar ſo, daß die geborgenen Waaren zwiſchen dem Landesherren, den Einwohnern des Strandes, und den Eigenthümern des Schiffes, getheilt werden.

Hr. v. Juſti wurde im J. 1757. gebraucht, den Boden der jütländiſchen Heiden zu unterſuchen, und über deren Anbau ſein Gutachten zu erſtatten. Man findet dieſes Gutachten, welches auf den Anbau durch Coloniſtenfamilien, worauf in jedem Jahre 100000 Rthlr. zu verwenden wären, gerichtet war, in 2 B. des Kopenh. Magaz. 1762. gr. 8. S. 361—382, und 641—674, und in Deſſen öcon. Schriften 2 B. Berl. und L. 1760. 8. 246—310; ſ. Th. VIII. S. 231, fgg. Es wurde auch wirklich im J. 1759. der Anfang damit gemacht. Die zwey erſten deutſchen Colonien, welche der König in Jütland anlegen ließ, bekamen die Namen Ahlhede, und Randbollhede. In der erſten dieſer Colonien, welche ein Feld von 3 Meilen in der Länge, und ½ Meile in der Breite war,

 hatte

hatte man 6 Dörfer nach deutſcher Art angelegt. Die zweyte, welche aus lauter Pfälzern beſtand, lag in dem Amte Kolding, ungefähr 4 ½ Meile von Fridericia, und der König hatte einige Privatländereien gekauft, um die Gränzen der Gegend, wo ſie angelegt war, zu erweitern. Man hatte dieſelbe in drey Dorfſchaften eingetheilt. Beyde Colonien zuſammen, enthielten alſo 9 Dörfer, die von 265 Familien, oder ungefähr 965 Perſonen, die 112 Häuſer inne hatten, bewohnt wurden. (*) Es wollte aber mit dieſen ſowohl, als andern Colonien, von pfälziſchen und heſſiſchen Familien, deren man von 1759. bis 1761. in dieſes Land zog, um Heiden und abgezapte Moräſte anzubauen, nicht gelingen, indem 1760, an 150 Familien wieder in ihr Vaterland, und 2 Jahre darauf 90 Familien nach Aſtrachan zogen.

In Jütland wird keine fremde Religionsübung verſtattet, ohne allein in der Stadt Fridericia. Der Codex Chriſtianeus, oder das neue und vollſtändige Lowbuch, hat das alte jütiſche Recht verdrängt, und iſt in Jütland eben ſo gültig, als in den übrigen däniſchen Ländern.

Jutta, ſiehe Johanna

Juwel, (**) (das) (den Ton auf der letztrn Sylbe) Fr. Jouaille, nennt man nicht allein die Edelſteine und Perlen

(*) Ein mehreres von dieſen erſten Colonien findet man in Schrebers neuer Samml. rc. 2. Th. Bützow und Wismar. 1762. gr. 8. S. 418. fgg.

(**) Im Niederſ. ehedem Ovelle, im Holländ. Juweel, im Engl. Jewell, im Schwed. Juwel. Wachter leitet es von dem Griech. κειμήλιον her; allein es iſt wohl ausgemacht, daß es von dem Franz. Joyau, ehedem Joyaul, Span. Joyel, abſtammet, welches wiederum aus dem mittlern Lat. Jocale verderbt iſt, welches Salmaſius nicht von dem Lat. Jocus, Joculus, Jocula, ein Ding, woraus ein anderer Vergnügen ſchöpfet, ſondern von dem Arab. Johar, ein Edelſtein, ableitet. Einige brauchen dieſes Wort im weiblichen Geſchlechte, die Juwel, allein das ungewiſſe iſt der Abſtammung gemäßer.

ken überhaupt, insbeſondere die geſchliffenen Edelſteine, ſondern auch die damit beſetzten Kleinode und Geſchmeide. Daher der Juwelier, (nicht Juwelierer, oder Jubelierer,) Fr. Bijoutier, Joaillier, oder Jouailler, ehedem Joyaulier, im mittlern Lat. Jocalarius, einer, welcher Brillanten und andere geſchliffene Edelſteine künſtlich einfaſſet, oder damit handelt. (*) Die Juwelierkunſt, imgl. der Juwelenhandel, d. i. der Handel mit Brillanten und andern geſchliffenen und gefaßten Edelſteinen, heißt im Fr. Joaillerie oder Jouaillerie.

Die pariſer Merciers und Goldſchmiede werden in ihren Statuten Marchands-Joailliers genannt, weil beyde allein berechtigt ſind, mit Juwelierwaaren zu handeln, wiewohl nur die Goldſchmiede, nicht aber die Merciers, ſich mit dem Schneiden und Faſſen der Steine abgeben.

Der Juwelenhandel iſt ein ſehr bedenklicher und ſchwerer Handel, weil er nicht allein viel Kenntniß und Geſchicklichkeit voraus ſetzt, ſondern auch viel Geld erfordert.

Zu einem vollkommenen Juwelier gehört; 1. Daß er ſowohl rohe, als auch geſchnittene Edelſteine, imgleichen die Perlen kenne, und ihren Unterſchied, ihre Schätzung nach dem Werthe, und ihr Gewicht verſtehe, ohne welche Kenntniß er ſich nicht in den Juwelenhandel finden kann; 2. Daß er auch die Steine ſelbſt auf vielerley Art künſtlich ſchneiden, oder vielmehr ſchleifen, ferner ſchöne Folien dazu machen, ſolche geſchickt in Gold oder Silber faſſen, ja auch Dubleten verfertigen könne. Weil aber hiezu nicht nur viel Verſtand und Erfahrung und Kunſt, ſondern auch Vermögen und Verlag erfordert wird, ja, ein jedes Stück, nämlich a) der Handel mit rohen, geſchnit-

(*) In den Seeſtädten verſteht man unter einem Juwelier keinen Profeſſioniſten oder Künſtler, ſondern einen Kaufmann, der eine Kenntniß der Edelſteine beſitzt, und der mit dieſer koſtbaren Waare handelt.

ſchnittenen und gefaßten Steinen und Juwelen, b) das Schneiden, Dublettenmachen, und die Verfertigung der Folien, endlich auch c) das Faſſen der Steine in Gold oder Silber, gleichſam ſeinen eigenen Mann erfordert: ſo hat ſich dieſe Profeſſion oder Kunſt vertheilt. Das erſte treiben demnach die reichen Edelſtein- und Juwelenhändler, und befindet ſich am meiſten in den Händen der Juden, welche ſich auch Juwelier nennen. Dieſer Judenjuwelier Loſung wird in Sachſen nicht geringer eingerichtet, als ob ſie um 800 Rthlr. werth negotiiret hätten. Diejenigen, welche falſche Steine für ächte verkaufen, heiſſen Jumtatores, und ſollen, nach einiger Rechtsgelehrten Meinung, wie Diebe am Leben, nach andern aber nur am Leibe, wie Betrieger, geſtrafet werden. Wo man ordentlicher Weiſe die Juwelen aus der erſten Hand kaufe, ſiehe in den Artikeln Edelſtein und Perle. Das zweyte Stück haben die Edelſteinſchneider, welche auch, inſonderheit in Italien, Juwelier genennet werden; ſ. Th. X. S. 69, fgg. Das dritte haben diejenigen Goldarbeiter oder Goldſchmiede, die ſich auf Juwelirarbeit gelegt haben. Dieſe gießen oder ſchlagen zwar auch kleine Stücke von Gold, z. B. Ringe und Ohrengehenke, vorzüglich aber beſitzen ſie die Geſchicklichkeit, Edelſteine zu faſſen. Ihr Vorrath an Waaren iſt daher zwar klein, aber deſto koſtbarer; und er beſteht größtentheils aus Ringen mit Steinen, und aus Frauenzimmergeſchmeide.

Der Juwelier, welcher die Arbeit des Faſſens der Steine verrichtet, erhält die Steine aus den Händen des Steinſchneiders, oder eines damit handelnden Kaufmannes, oder von dem Beſitzer derſelben, der ein Geſchmeide neu faſſen läßt, nach einer dreyfachen Figur geſchliffen, nämlich entweder als Brillant, oder als Roſette, oder als Tafelſtein. Der Brillant läuft auf beyden Seiten ſpitzig zuſammen; und auf dieſen

Fegel-

kegelartigen Theilen ſind viele kleine Flächen geſchnitten, die man Faßetten (Facettes) nennt. Der Roſenſtein, oder die Roſette, iſt auf der Seite, welche von dem Kaſten bedeckt wird, platt, auf dem vorſtehenden Theile aber hat er die Geſtalt eines Brillanten. Der Tafelſtein iſt auf allen Seiten platt, außer daß an der obern Fläche die Ecken abgeſchliffen ſind, damit er in dem Kaſten befeſtiget werden könne; er hat ſo viele Faßetten, als die ſichtbare Fläche mit Linie begränzt iſt, bey einem Vierecke z. B. hat er 4 Faßetten. Daß hohle Behältniß von Metall, in welchem der Stein befeſtiget wird, heißt der Kaſten, und iſt insgemein von Silber, weil die Steine ſich in dieſem Metalle am beſten ausnehmen, und weil ſie ſich hierin, nach den Bemerkungen der Künſtler, am bequemſten faſſen laſſen. Ein ſolcher Kaſten beſteht aus einem dicken maſſiven Silberbleche, dem der Künſtler nach der Verſchiedenheit der Arbeit und der Mode, ſeiner Zeichnung gemäß, eine Geſtalt giebt; bey einem Ringe z. B. iſt der Kaſten rund, oder wie eine Roſe. Nur große gefärbte Steine werden zuweilen in Gold gefaßt.

Der Juwelier bedient ſich, bey dem Faſſen der Steine, ganz einfacher Handgriffe. Zuweilen beſteht das ganze nur aus einem, oder aus mehrern vereinigten Kaſten, z. B. bey dem Kopfſchmucke der Frauenzimmer; alsdann giebt er jedem Kaſten ſeine Figur, vermittelſt einer Feile, und ſetzt die Steine auf denſelben bloß nach einer Zeichnung, die ſich zum öftern mit der Mode ändert. Gewöhnlich ſtellt er auf einen Kaſten einen großen Hauptſtein, und um denſelben einige kleinere Steine; dieſes nennt er carmoſiren, ſ. Th. VII. S. 672. Der Hauptſtein kann ein Tafelſtein, eine Roſette, oder ein Brillant, ſeyn; zum Carmoſiren aber nimmt man gemeiniglich kleine Brillanten. Der Juwelier bezeichnet nach ſeinem Riſſe jedem Ort auf dem Kaſten, wo er einen Stein einſetzen will, und

bohrt

bohrt für jeden Stein mit den Drillbohrer (ſ. Th. VI. S. 165,) ein Loch. Jedes Loch gräbt er mit dem Grabſtichel, nach der Figur des Steines, den er in denſelben einſetzen will, aus, welches er juſtieren nennt, (ſ. oben, S. 860.) Ehe aber die Steine gefaßt werden, löthet er zwiſchen den Löchern, oder auf der Seite der Kaſten, kleine Buckeln oder Figuren, als: kleine Blumen, Sterne ꝛc. vermittelſt der Löthlampe, auf. Er bildet ſie vorher mit dem Grabſtichel, oder mit kleinen Stämpeln. Die Materie dieſer kleinen Figuren richtet ſich nach der Materie des ganzen, worauf der Kaſten angebracht werden ſoll; z. B. bey einem goldenen Ringe, ſind ſie von Gold. Hierauf macht er in dem Kaſten, worin ein Diamant gefaßt werden ſoll, einen Grund von gebranntem Elfenbein und Maſtir. In die Kaſten der übrigen Steine legt er Folie (ſ. Th. XIV. S. 440, f.) Die Farbe der Folie ſtimmt nicht ſtets mit der Farbe des Steines überein, ſondern der Juwelier wählt oft eine Folie von einer andern Farbe, um dadurch einen ſchlechten Stein zu heben. Ueberhaupt erhöhen das Schleifen und die Folie den Stein, und geben ihm ein ſtärkeres Feuer. Es gehört daher vornämlich zur Kunſt eines Juweliers, die Fehler der Steine durch die Folie und andere kleine Handgriffe zu verbergen; z. B. wenn ein Diamant einen gelben Fleck hat, ſo beſtreicht er die Faßette unter dem Flecke mit blauer Farbe, welches den Fehler unmerklich macht. Bey dem Faſſen werden kleine Kaſten in einem Kitte von Kolophonium, große Stücke aber in dem Feilkolben befeſtiget. Der Juwelier ſetzt einen Stein nach dem andern in ein Loch, und treibt das Silber mit dem Punzen an den Stein, damit es ſich an die unterſten Faßetten anſchließe, und dadurch den Stein befeſtige. Die Bunzen treibt ein kleiner Hammer mit einem Stiele von Fiſchbein. Ein zu ſtarker Schlag mit einem Hammer, der einen unbiegſamen Stiel hätte,

würde

würde die Steine beſchädigen; bey einem elaſtiſchen Stiele hingegen iſt dieſes nicht zu befürchten.

Andere Kaſten werden auf goldenen Koſtbarkeiten, z. B. auf einem Ringe, aufgelöthet, und alsdann werden erſt die Steine gefaßt. Bey großen Stücken, als: goldenen Doſen, u. d. gl. ſchneidet der Juwelier ein ſolches Stück aus, als, nach der Zeichnung, die Figur des Kaſtens haben ſoll, und löthet dagegen ein Stück Silber ein. Die Steine werden hier ebenfalls, wie in dem vorhergehendem Falle, gefaßt.

Die Handgriffe bey der Bearbeitung der Metalle, hat der Juwelier mit dem Silberarbeiter gemein. Die kleinen Figuren, die Ecken und Vertiefungen polirt er mit Buchsbaumholz, und reibt zulezt das Ganze mit einer ſtarken Bürſte ab.

Der aufrichtige Jubelier, welcher eine kurze doch zulängliche Anweiſung, wie man die vornehmſten Edelſteine, darunter insbeſondere die vor andern in die menſchliche Augen ſtrahlende Diamanten, wie auch die Herzen reitzende Perln, und mehr andre zu dem Schmuck der Menſchen gebrauchende Werke der Natur und Kunſt, recht erkennen, nach ihrem wahren Werth ſchätzen, allen dabey unterlaufenden Betrug entdecken lernen, und ſich vor Schaden hütten könne, getreulich mitgetheilet. Frf. M. 1729, 8. 9. B.

Beytrag zur Schätzung der Juwelen und Juwelierarbeit. Im J. 1775. wurde zu Offenburg eine ſtarke Sammlung ſeltener Edelſteine und anderer Koſtbarkeiten, welche die verwittivete Fr. Markgräfin Auguſta Sibylla von Baaden-Baaden, geborne Herzogin von Sachſen-Lauenburg, hinterlaſſen hatte, in Gegenwart der reichſten Juwelier, öffentlich verkauft. Hier ſind die Preiſe, wozu die vornehmſten Stücke von den geſchickteſten Kennern, vor der Verſteigerung, geſchätzt, und auch die Preiſe, wozu ſie hernach wirklich verkauft worden ſind. Fig. 1765.

Ein Dickſtein vom erſten Waſſer, ohne Fehler, wog $30\frac{1}{8}$ Karat, deſſen Geſtalt und Größe die Zeichnung A anzeigt. Ward geſchätzt zu 91666 Gulden, aber nicht verkauft.

Ein geſtreckter Brillant vom erſten Waſſer, ohne Fehler, wog $11\frac{1}{16}$ Karat. B. Angeſchlagen zu 9900 Fl. verkauft für 11000 Fl.

Ein

Ein geſtreckter weißer Brillant, ohne Fehler, von $5\frac{3}{16}$ Karat. C. Geſchätzt 2750 fl.; verkauft für 2300 fl.

Ein weißer Brillant, ohne Fehler, $5\frac{1}{8}$ Karat. D. Geſchätzt 1500 fl.; verkauft für 2300 fl.

Ein Korn-Brillant, ohne Fehler $4\frac{5}{16}$ Karat. E. Geſchätzt 2000 fl.; wurde nicht verkauft.

Ein Korn-Brillant, ohne Fehler, $4\frac{5}{16}$ Karat. F. Geſchätzt 1000 fl.; nicht verkauft.

Ein anderer, von $4\frac{3}{8}$ Karat. G. Geſchätzt 700 fl.; nicht verkauft.

Ein Korn-Brillant, $4\frac{1}{4}$ Karat. H. Geſchätzt 1000 fl.; nicht verkauft.

Ein Brillant wog $2\frac{5}{8}$ Karat, wurde geſchätzt zu 185 fl. und verkauft für 290 fl.

Ein Brillant, wog $2\frac{1}{4}$ Karat, geſchätzt zu 90 fl.; verkauft für 126 fl.

Zwey Brillanten wogen $4\frac{3}{4}$ Karat, geſchätzt zu 430 fl.; verkauft für 600 fl.

Ein Brillant vom erſten Waſſer, auſſerordentlich ſchön, wog $13\frac{13}{32}$ Karat. I. Geſchätzt zu 11000 fl.

Ein anderer ebenfalls ſehr ſchön, wog $13\frac{4}{32}$ Karat. K. Geſchätzt zu 10500 fl. Dieſe beyde Stücke, welche ſich zu einzelnen Ringen, oder auch, wegen ihrer Gleichheit, zu einem Paar Ohrringe ſchickten, wurden für 22850 fl. zugeſchlagen.

Ein Brillanten-Tropfen, birnförmig, oben gebohrt und ringsum mit einem Roſettenſchnitte, wog $7\frac{3}{16}$ Karat. L. Geſchätzt zu 488 fl.

Zwey gebohrte Brillant-Pendoleques, beyde einer holländiſchen Roſette Höhe und Schnitt, wogen $5\frac{3}{8}$ Karat. M. Geſchätzt auf 700 fl.; verkauft für 701 fl.

Zwey Pendeloques von demſelben Schnitte, wogen $4\frac{3}{8}$ Karat. N. Geſchätzt 350 fl.; verkauft für 355 fl.

Zwey Pendeloques von demſelben Schnitte, 4 Karat. O. Geſchätzt 450 fl.; Preis 455 fl.

Zwey Pendeloques von Roſetten-Schnitt, $4\frac{3}{8}$ Karat. P. 400 fl.; Preis 450 fl.

Zwey andere, Q. wogen $4\frac{3}{8}$ Karat, geſchätzt zu 350 fl.

Ein Rubin-Ballaß von der Schönſten Farbe, ohne Fehler, wog $7\frac{7}{8}$ Karat. R. 200 fl.; Preis 201 fl.

Eine Halsſchnur orientaliſcher Zahlperln, ſchön weiß, und von vorzüglicher Größe. Die Hälfte, wie ſie abfal-

len

len, zeigt Fig. S. Die ganze Schnur von 33 Stück wog $1\frac{1}{2}$ Once, poids de marc. Taxirt zu 500 Fl.; verkauft für 1200 Fl.

255 ſehr ſchöne weiße, und ziemlich gleiche, orientaliſche große Zahlperlen wogen 2 Onces, $6\frac{1}{2}$ Gros, poids de marc. T. Angeſchlagen für 1580 Fl.

Ein maſſiv goldener Degen, ausgearbeitet von gewundenen Fäden, und reich mit Diamantroſetten beſetzt, worunter 6 von beſonderer Größe, wie Fig. V zeigt, von 8 bis 12 Grän das Stück, ferner 18 Stück von 2, 3, 4 Grän auf das Karat, ferner 2 kleine Carmeſirung, und 2 große Steine. Das Ohrband iſt mit andern Roſetten, von 2 und 3 Grän das Stück, beſetzt geweſen. Angeſchlagen zu 2500 Fl. und verkauft für 3050 Fl.

Ein goldener Stockknopf, gewundener Arbeit, welcher oberhalb mit einem Smaragde und 15 Stück größerer Brillanten, auch unten mit einer Tour von kleinern Brillanten umgeben war. Geſchätzt zu 137 Fl.; verkauft für 172 Fl.

Ein beſonderes großes Sapphier von einer ſchönen Farbe X. Wurde zu 1000 Fl. taxirt, aber nicht verkauft.

Ein Sapphier, ſehr rein und von der höchſten Farbe, von der Größe Fig. Y. Verkauft für 350 Fl.

Ein ſchöner Sapphier. Z. Verkauft für 215 Fl.

Ein Sapphier von ſchöner Farbe. Aa. Angeſetzt zu 70 Fl.; Preis 86 Fl.

Ein ungeſchnittener Kornſapphier von der ſchönſten Farbe. Bb. Geſchätzt 50 Fl. und verkauft für 150 Fl.

Ein orientaliſcher Topas, von lieblicher Farbe, von 14 Karat. Cc. Geſchätzt zu 100 Fl

Eine Nadel mit 5 großen geſtreckten und 21 kleinen Brillanten 1200 Fl.

Ein ſchöner weißer Brillant, $2\frac{15}{18}$ Karas. Preis 380 Fl.

Ein Brillant, beſonders weiß und ſchön formirt, $3\frac{3}{16}$ Karat. 700 Fl.

Eine große ſilberne Uhr mit dem Poſitiv und Clavier, worauf ſie ruhet, ungefähr 9 Schuh hoch. Das Uhrwerk ganz vollkommen. Architectur und Sinnbilder ſchön, mit vielen geſchickt angebrachten verborgenen kleinen Behältniſſen, worunter vornämlich eine kleine Apotheke mit Gefäßen. Ward eingeſetzt 500 Fl. und verkauft für 1110 Fl.

Ein vergoldetes ſilbernes Käſtchen. Auf dem obern Theile eine Pallas; in der einen Hand einen Schild, worauf ein aus einem orientaliſchen Onyx geſchnittener Meduſenkopf; in der andern Hand eine Lanze mit einem Diamante. Das Käſtchen ſelbſt iſt mit verſchiedenen Antiken, und einer Menge feiner Steine, als: Chryſolithen, Carneolen, Amethyſten, und beſonders mit einem orientaliſchen Onyx von den ſchönſten Feldern, beſetzt. Angeſetzt zu 600 Fl.; verkauft für 750 Fl.

Ein vergoldetes ſilbernes Schmuckkäſtchen, mit vielen Diamanten, Roſetten und Granaten beſetzt. Oben ein Laubwerk von weißen und grünen Schmelz. Unten ein Schreibzeug. Taxirt zu 800 Fl.; verkauft für 1080 Fl.

Ein überaus ſchönes Malerkäſtchen von Ebenholz. Die vielen Muſcheln, Fläſchchen, Büchschen, und alle zur Malerey gehörige Geräthe von Gold emaillirt, mit Diamantroſetten geziert. Im Deckel ein Spiegel mit einem goldenen Rahmen, auch mit Roſetten beſetzt. Geſchätzt auf 1160 Fl.; bezahlt mit 1810 Fl.

Ein achteckiges Schmuckkäſtchen, mit weißer Drahtarbeit, mit Granaten, Agtſtein und Türkiß beſetzt. 110 Fl.; Preis 120 Fl.

Ein Service von Schmelzwerk, als ein Lavoir, 2 Credenzen, 12 Teller, 12 kleinere, 12 Löffel, 4 Salzfäßchen, 2 Lichtſtöcke, 3 runde Schalen ohne Deckel, 3 große mit Deckeln, Dieſes Tiſchgeräth war weiß und blau, auch zum Theil ſchwarz emaillirt, mit ſilbernen vergoldeten Einfaſſungen, mit geiſt- und weltlichen Geſchichten; nach vorhandenen Nachrichten von Raphael angefangen, und in den Jahren 1546 bis 1599 von einem andern berühmten Meiſter nach demſelben Geſchmacke geendiget worden. Wurde zu 1000 Fl. eingeſetzt.

Ein vollſtändiges Nachtzeug von theils geſchliffenem, theils geſchnittenen Bergkryſtall, in vergoldetem Silber gefaßt. Geſchätzt 850 Fl.; verkauft für 1670 Fl.

36 ſilberne vergoldete Teller, wogen 74 Mark. Eingeſetzt zu 1480 Fl.; bezahlt mit 1507 Fl.

Ein wohl conſervirtes ſilbernes vergoldetes Lavoir, aus dem 15ten Jahrhunderte, worauf geſtochene Bildniſſe von ſchwarzer Email, die Schale im Durchſchn. 1 Schuh 9 Zoll. Die Kanne hoch 1 Sch. 4½ Z. franz. M. Beyde wogen zuſammen 33 Mark 11½ Loth. Angeſetzt zu 640 Fl.; verkauft für 652 Fl.

Eine

Eine runde Schale, mit Deckel Fuß und Handhaben, von ſchönſten oriental. Onyx, Sardonyx. Oben auf dem Deckel ein wohl gearbeitetes doppeltes Bruſtbild, von eben derſelben Steinart; alles reich in Gold, weiß und ſchwarz emaillirt, gefaßt. Taxirt zu 200 Fl.; verkauft für 300 Fl.

Eine ovale goldenene Schale nebſt Deckel, blau emaillirt, mit ſeltenen aus Onyx und andern Steinen künſtlich geſchnittenen Antiken beſetzt. Geſchätzt auf 1790 Fl.; verkauft für 1960 Fl.

Eine große ovale Schale aus einem Stück oriental. Jaspiß, deren Fuß mit einem goldenen emaillirten Rande eingefaßt. Angeſchlagen zu 33 Fl.; verkauft für 101 Fl.

Ein 10 Zoll hoher Korallenzink von der höchſten Farbe, worauf das Bildniß der heil. Magdalena nebſt andern Figuren geſchnitten. 11 Fl.; Preis 50 Fl.

Ein Becher von ganz reinem Bergkryſtall, $7\frac{1}{4}$ Z. tief, $2\frac{1}{2}$ Z. weit, fr. M. Deckel und Fuß mit Gold gefaßt, emaillirt. Auf dem Umkreiſe des Bechers eine Allee und Charmille von ungemein feiner perſpectiviſch geſchnittener Arbeit. 55 Fl.; verkauft für 71 Fl.

Ein goldenes plattes Ey von einer beſondern Seltenheit. Oeffnet man ſolches am ſpitzigen Ende, ſo iſt es zu wohlriechenden Waſſern brauchbar; öffnet man es aber an dem ſtumpfern Ende, ſo zeigt ſich ein emaillirtes Eyerdotter; und wenn man dieſen öffnet, findet man ein emaillirtes Hühnchen darin. Zertheilt man die Bruſt des Hühnchens, ſo findet man darin eine mit Diamanten reich beſetzte Krone, derer unterer Theil auf einer Seite ein ſchön emaillirtes Porträt, auf der andern Seite aber ein Petſchaft mit einer Umſchrift enthält. Wird die Krone am Ende des Petſchafts aufgedrückt, ſo zeigt ſich ein Ring mit einem großen Diamante, worunter ein verzogener Name iſt. Alles mit Diamanten beſetzt. Wurde auf 350 Fl. geſchätzt, und dafür dem Herzoge von Orleans zugeſchlagen.

Eine goldene Schale mit 35 Stück eingelötheten goldenen Münzen der erſten römiſchen Kaiſer; wog überhaupt 106 Ducaten. Verkauft für 595 Fl.

Juwelen-Bürſte, ſ. Th. VII, S. 409.

Juwelen-Handel, Juwelenhändler, ſ. oben, S. 955, und 956.

Juwelen=Käfer, ſ. unter Käfer.
Juwelen=Kammer, ſ. Schatzkammer.
Juwelier, ſ. oben S. 955, fgg.
Jux, ſ. Jükj und Juks.
Iva, iſt ein neues von Linné beſtimmtes Pflanzengeſchlecht, welches den Tarchonanthus von Vaillant, und noch eine Art unter ſich begreift, ſo ehedem zu der Meydblume (Parthenium) gerechnet worden iſt. Vielleicht kann man beyde Arten, und mithin das ganze Geſchlecht Iva mit der Meydblume vereinigen, wie Ludwig gethan hat. Man muß dieſe Iva nicht mit der Pflanze, welche Rivin unter dieſem Namen angeführt hat, und eine Art des Bathengels iſt, verwechſeln. Die Blume iſt aus der Claſſe der zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche, rundliche Kelch umgiebt viele Blümchen. Die äußerlichen beſtehen nur aus dem Fruchtkeime, und 2 langen Griffeln ohne Blumenblatt. Die in der Mitte geſtellten ſind viel häufiger, haben ein trichterförmiges, fünffach eingekerbtes Blumenblatt und 5 Staubfäden, deren Staubbeutel dicht bey einander liegen. Dieſes ſind demnach männliche, und vergehen ohne Samen: bey den erſtern, den weiblichen aber, verwandelt ſich der Fruchtkeim in einen nackenden, oberwärts dickern Samen. Auf dem Blumenbette ſieht man zarte Spelzen. Linné führt 2 Arten der Iva an.

1. Die krautartige Iva, Tarchonanthus foliis cordatis ſerratis trinerviis *Royen.* Iva annua, foliis lanceolatis-ovatis caule herbaceo *Linn.* wächſt in dem ſüdlichen Amerika, iſt ein Sommergewächs, hat einen ſaftigen, weichen, und in viele Zweige verbreiteten Stängel, ey=oder herzförmige, eingekerbte und mit 3 Adern durchzogene Blätter, und an den Enden der Zweige kleine blaßblaue Blumenträubchen. Man erzieht ſie jährlich aus dem Samen auf dem Miſtbeete.

2. Die ſtrauchartige Iva, unechter Fieberrindenſtrauch; unechter peruvianiſcher Leberbalſamſtrauch

ſtrauch, Parthenium foliis lanceolatis ſerratis *Royen.* & *Gronov.* Agerato affinis peruviana frutescens *Pluken.* Elichryſo affinis peruviana frutescens *Herm.* Pſeudo-Helichryſum frutescens peruvianum, foliis longis ſerratis *Moriſ.* Iva frutescens, foliis lanceolatis caule fruticoſo *Linn.* wächſt in Virginien und Peru; iſt ein immergrünender, hoher und ſchwacher Strauch. Die lanzettförmigen Blätter ſind ſägenartig ausgezackt, und mit 3 Adern durchzogen. Die blaßpurpurfarbigen, wenig anſehnlichen Blumen ſitzen an den Enden der Aeſte, und erſcheinen zu Ende des Sommers. Man glaubte ehedem, daß die Chinarinde von dieſem Strauche genommen wurde. Er iſt dauerhaft, kann durch Zweige und Ableger leicht vermehret, und im Winter in einem gemeinen Glashauſe leicht unterhalten werden. Er liebt öfters Verpflanzen, und im Sommer viel Waſſer.

Iva arthetica, ſ. arthritica, Fr. Ive, Ivette, Feldcypreſſe; ſ. Th. VIII, S. 513.

Ivahas, ein Fahrzeug bey den Einwohnern der Inſel Otaheite, von 10 bis 72 Fuß in die Länge, ſelten 2 Fuß breit. Sie bedienen ſich derſelben zum Fechten, zum Fiſchen, und zu kleinen Reiſen auf die benachbarten Inſeln.

Ivan blanca, ſ. Platina.

Ive, Ivenbaum, Ivenblätter, ſ. Epheu.

Ive, Ivette, Feldcypreſſe, ſ. Th. VIII, S. 513.

Ivica, Yvica.

Ivoire, Yvoire, ſ. Elfenbein.

Ivraie, Ivraie, L. Lolium temulentum *Linn.*; ſ. Lolch.

Jria, ſoll, nach Cluſius bey Theophraſt, die ſtammloſe Eberwurz (Carlina acaulis *L.*,) nach Andern eine Art des Miſtels, bedeuten; bey Linné aber, Zinn, Ludwig, Böhmer und Miller, iſt ein lilienartiges Pflanzengeſchlecht mit 3 Staubfäden, und 1 Staubwege, deren Blumenkrone offen iſt, und aus 6 gleichen Blättchen beſteht, und deren 3 Narben aufrecht und

von einander abſtehen. Herr Planer nennt dieſes Pflanzengeſchlecht Ehrenſchwert, und Dyk die engliſche Schwertlilie. Linné hat 13 Arten; ich werde aber hier nur einige erwähnen, deren erſte europäiſch iſt, die andern aber zuweilen in hieſigen Gärten vorkommen.

1. Die italiäniſche Ixia, Bulbocodium crocifolium, flore magno albo fundo; Crocus flore fructi impoſito, tubo brevi *van Royen*. Siſyrinchium minus anguſtifolium, flore majore variegato *C. Bauh.* Ixia Bulbocodium, ſcapo unifloro breviſſimo, foliis angulatis caulinis, ſtigmatibus ſextuplicibus *Linn.* Sie wächſt auf den italiäniſchen Alpen wild. Ihre Wurzel perennirt. Die Blätter ſind ſchmal. Die Blumen ſind groß und weiß, und in der Tiefe gelb, und haben eine zweyblätterige Scheide, und eine kurze Röhre.

2. Die afrikaniſche Ixia, Ixia africana, floribus capitatis, ſpathis laceris *Linn.* Sie wächſt wie die beyden folgenden, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihre Wurzel iſt bleibend. Ihr Stängel wird nicht über 5 Zoll hoch. Die Blätter ſind ſchmal, und mit Adern durchzogen. Die kleinen wollichten Blumen ſtehen an dem Gipfel des Stängels in Geſtalt eines Köpfchens bey einander, und ſind durch zerriſſene Kelchſcheiden unterſchieden. Man kann ſie ſehr leicht durch die junge Brut, die ſie häufig anſetzt, oder durch den Saamen vermehren, und muß ſie in kleinen Töpfen halten, die man mit leichter Erde angefüllt hat, und im Winter unter einen Glastrog ſtellet, wo man ihnen genug friſche Luft bey gelindem Wetter, und Schutz vor der Kälte und den Mäuſen, die ſie ſehr gern freſſen, geben kann.

3. Die knollen- oder bollentragende Ixia, Ixia bullifera, foliis linearibus, axillis bulbiferis, floribus alternis, ſtaminibus lateralibus *Linn.* Der Stängel wird faſt 1½ F. hoch, und hat an jedem Gelenke ein ſchmales, ziemlich langes, und gerade ſtehendes Blatt, welches den Stängel mit ſeiner Baſis umfaßt, und in ſeinem Winkel

klei-

kleine Knollen trägt, welche, wenn man ſie einſetzt, Wurzeln bekommen. Die wechſelsweiſe an den Enden der Stängel geſtellten Blumen ſind weißlich oder ſchwefelgelb. Man kann ſie, wie die afrikaniſche, fortpflanzen, und muß ſie eben ſo behandeln.

4. Die ſaffrangelbe Ixia, Ixia crocata. foliis enſiformibus, floribus alternis, petalis, baſi hyalino feneſtratis *Linn.* Ihre Wurzel iſt knollig, oval, etwas zuſammen gedrückt und ausdauernd. Ihre Blätter ſind ſchmal, dünn, und faſt 1 F. lang. Ihr ſehr zarter und nackender Blumenſchaft endigt ſich mit einer runden, einſeitigen und dünnen Blumenähre, die ſich im May zeigt. Die Blumenblättchen ſind umgekehrt oval, dunkelgelb, und haben an ihrer Grundfläche gleichſam durchſichtige, oder fenſterartige Flecke, wie die Flügel einiger Nachtfalter. Man kann ſie, wie die afrikaniſche, fortpflanzen, und muß ſie eben ſo behandeln.

5. Die ſineſiſche Ixia, die unechte ſineſiſche Tiegerblume, Ixia chinenſis, foliis enſiformibus, panicula dichotoma, floribus pedunculatis *Linn.* Sie kömmt aus Oſtindien. Ihre Wurzel iſt ſehr dick, fleiſchicht, in gelbliche Knoten abgetheilt, faſerig und bleibend. Sie treibt viel lange, breite, ſchwertförmige Blätter, und einen ungefähr 2 F. hohen, rundlichen, und mit Knoten oder Gelenken verſehenen Stängel, welcher unterwärts mit ähnlichen Blättern wechſelsweiſe beſetzt iſt, und ſich oberwärts in Aeſte vertheilt, an deren Urſprunge ein kurzes Blatt, wie eine Scheide, ſich befindet, aus welcher ein nackender Blumenſtiel hervor kömmt. Der dreyeckige Fruchtkeim ſitzt unter der Blume. Die 6 länglichen Blumenblätter ſind ſaffran = oder pomeranzengelb, mit dunkelrothen Flecken bezeichnet. Drey derſelben ſind etwas länger und ſchmäler; alle aber werden unterwärts enger, und der Länge nach ausgehöhlt; die 3 längern, mehr einwärts geſtellten, enthalten in dieſer Furche einen Honigſaft, da die 3 andern äußerlichen jederzeit trocken erſcheinen. Die 3 Staubfäden ſind an den 3 innerlichen Blumenblättern

befeſtigt. Der einfache Griffel wird nach oben zu dicker, und theilt ſich in 3 lange Staubwege; ja man kann den Griffel leicht der ganzen Länge nach theilen, und in 3 Griffel abſondern. Das Ende der Staubwege iſt gleichſam in 2 Lippen zerſchnitten, davon die oberſte eingekerbt iſt. Wenn die Blume verblühet, drehen ſich die Blumenblätter wie ein Strick zuſammen, verwickeln ſich unter einander, vertrocknen, und fallen zuſammen verwickelt ab. Die ſchwarzen Samen ſind mit einem gleichfarbigen weichen Weſen umgeben. Die Blätter und Stängel verwelken gegen den Winter, die Wurzel aber dauert, und hält bey uns den Winter über im freyen Lande aus, doch nur bey mäßiger Kälte; daher man, um dieſe ſchöne Pflanze nicht zu verlieren, auch einen Stock in einem Topfe halten, und dieſer zur Winterszeit in einem gemeinen Glashauſe verwahren muß. Sie blüht häufig im Sommer. Man kann ſie entweder durch den Samen, oder durch die Wurzeln fortpflanzen. Den erſtern ſäet man in Töpfe, die man in ein temperirtes Miſtbeet gräbt. Wenn die Pflanzen aufgegangen und ſtark genug ſind, verſetzt man ſie einzeln in kleine Geſchirre, die mit leichter Erde angefüllt ſind, und, bis die Pflanzen Wurzeln haben, unter ein Glasgerähme nachher aber an die freye Luft an einen bedeckten Ort, und im Herbſte wieder unter ein Glasgerähme geſtellt werden. Im folgenden Frühlinge kann man die Pflanzen theils in andere Töpfe, die man im Winter unter einen Glastrog bringt, theils in warme Rabatten ſetzen, und im Winter die Fläche des Erdbodens um die Wurzeln herum 2 bis 3 Z. dick mit Lohe bedecken. Will man ſie aus den Wurzeln ziehen, ſo muß man dieſe nicht öfter, als alle 3 Jahre, und zwar im Frühlinge verſetzen, und theilen.

Ixora, ein Pflanzengeſchlecht, davon 2 Arten in Oſtindien wachſen, und diejenige, welche ſcharlachrothe Blumen trägt (Ixora coccinea, foliis ovalibus ſemi amplexicaulibus, floribus faſciculatis *L.*) von den Wilden bey ihren

Opfern

Opfern, welche ſie dem Götzen, Namens Ixora, (*) zu bringen pflegen, gebraucht wird. Der kleine vierfach eingekerbte Kelch umgiebt ein trichterförmiges Blumenblatt, deſſen ſehr lange, dünne Röhre ſich in 4 eyförmige Einſchnitte verbreitet; zwiſchen dieſen ſitzen 4 kurze, krumme Staubfäden, und der lange Griffel zeigt einen doppelten Staubweg. Die rundliche Beere enthält in 2 Fächern, 2 eckige Samen. Außer den indianiſchen, roth= (Ixora coccinea *L.*) und weißblühenden (Ixora alba, foliis lanceolato-ovatis, floribus faſciculatis *L.*) giebt es auch eine amerikaniſche Art, (Ixora americana, foliis ternis lanceolato-ovatis, floribus thyrſoideis *L.*) welche ſich durch 3, wirtelförmig bey einander geſtellte Blätter unterſcheidet. Alle aber gehören zu den ſelteſten Sträuchen, welche in hieſigen Gärten nicht leicht vorkommen werden.

Iynx, der Drehhals; ſ. Wendehals.

Izehoe, ſ. Itzehoe.

Izelotte, iſt der Name einer gewiſſen Silbermünze in der Türkey, wo ſie 55 franz. Sous gilt.

Ohne Zweifel ſoll hier Izelotte ſo viel als eine Solata bedeuten, d. i. 30 Paras, oder 90 Aſpers, wenn es eine alte Solata iſt; und 26⅔ Paras, oder 80 Aſpers, wenn es eine neue Solata iſt.

(*) Ixora iſt einer der vornehmſten Götter der oſtindiſchen Heiden. Sie nennen ihn auch Iſchuren, Eſwara, Ruddirem, Rutrem u. ſ. w. und machen ihn zum Bruder der Göttin Brama und Viſnou, und zum Gemahl der Parvadi, einer Tochter des Königes der Gebirge, die ihm einen Sohn gebar; wie auch zum Gemahl des Fluſſes Ganges, mit welchem er aber, wie leicht zu erachten iſt, keine Kinder zeugete. Sie bilden ihn ab mit einem ſehr weißen Geſichte; mit 3 Augen, wovon das eine mitten auf der Stirne ſitzt; mit 16 Füßen, und 16 Händen, deren jede ein beſonderes Attribut hat. Sein Gewand iſt aus einer mit Schlangen umgebenen Tiegerhaut, und einem Elephantenfelle zuſammen geſetzt. Den Hals umgiebt ein Pelzſtreif, woran eine Glocke von 3 Ketten hängt, wovon die eine aus Blumen geflochten, die andere aber aus einigen Köpfen des Brama, welche ihm einſt der Ixora abgehauen hatte, und die dritte aus den Knochen ſeiner ehemaligen Gemahlin, Namens Chatti, zuſammen gereihet war. Gemeiniglich wird der Ixora auf einen Ochſen reitend abgebildet, welcher Iriſhipatan heißt, und beynahe eben ſo viel Ehre genießt, als ſein Herr.

Izquintenango, eine Stadt in Nordamerika, in Neuſpanien, in der Provinz Chiapa. Sie iſt eine der artigſten Städte der Indianer der ganzen Provinz, und ſowohl wegen Menge der Baumwolle, welche man daſelbſt ſammelt, als auch ins beſondere wegen ihrer Lage ſehr reich. Denn da ſie auf der Straße von Guatimala liegt, ſo gehen alle die Kaufleute des Landes, welche dahin handeln, mit ihren Maulthieren von dieſer Seite durch dieſe Stadt, wo ſie Waaren verkaufen, und andere einkaufen, und ſie alſo durch das Geld, welches ſie nebſt den Waaren aus den entfernteſten Ländern bringen, nicht wenig bereichern. Da ſie an das Ufer des großen Fluſſes gebauet iſt, welcher nach Chiapa geht, und derſelbe, ungeachtet er kaum 2 Meilen von dieſer Stadt entſpringt, dennoch vor derſelben ſehr breit und tief iſt, ſo, daß man nicht anders als auf Fahrzeugen darüber gehen kann, und endlich dieſer Weg ins beſondere von denjenigen beſucht wird, welche Heerden Maulthiere führen, wovon jede gemeiniglich aus 50 bis 60 Stücken beſteht: ſo bringt dieſer Paß, welcher weder Tag noch Nacht leer iſt, dieſer Stadt ein anſehnliches Einkommen, weil die Indianer außer der Fähre, oder dem Schiffe welches zur Ueberfahrt dient, auch verſchiedene andere kleine haben, um auf dem Fluſſe hinauf und hinab zu fahren.

Ende des ein und dreyßigſten Theils.

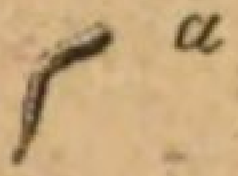
1

F. 1746. a) S. 138.

F 1746. b)

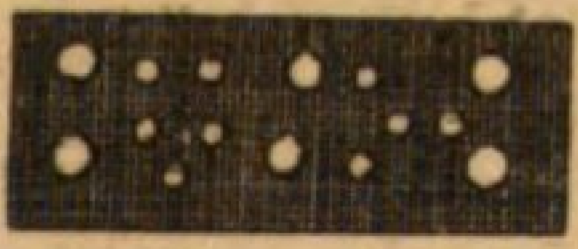
F 1746. c)

F 1747 a) S 139.



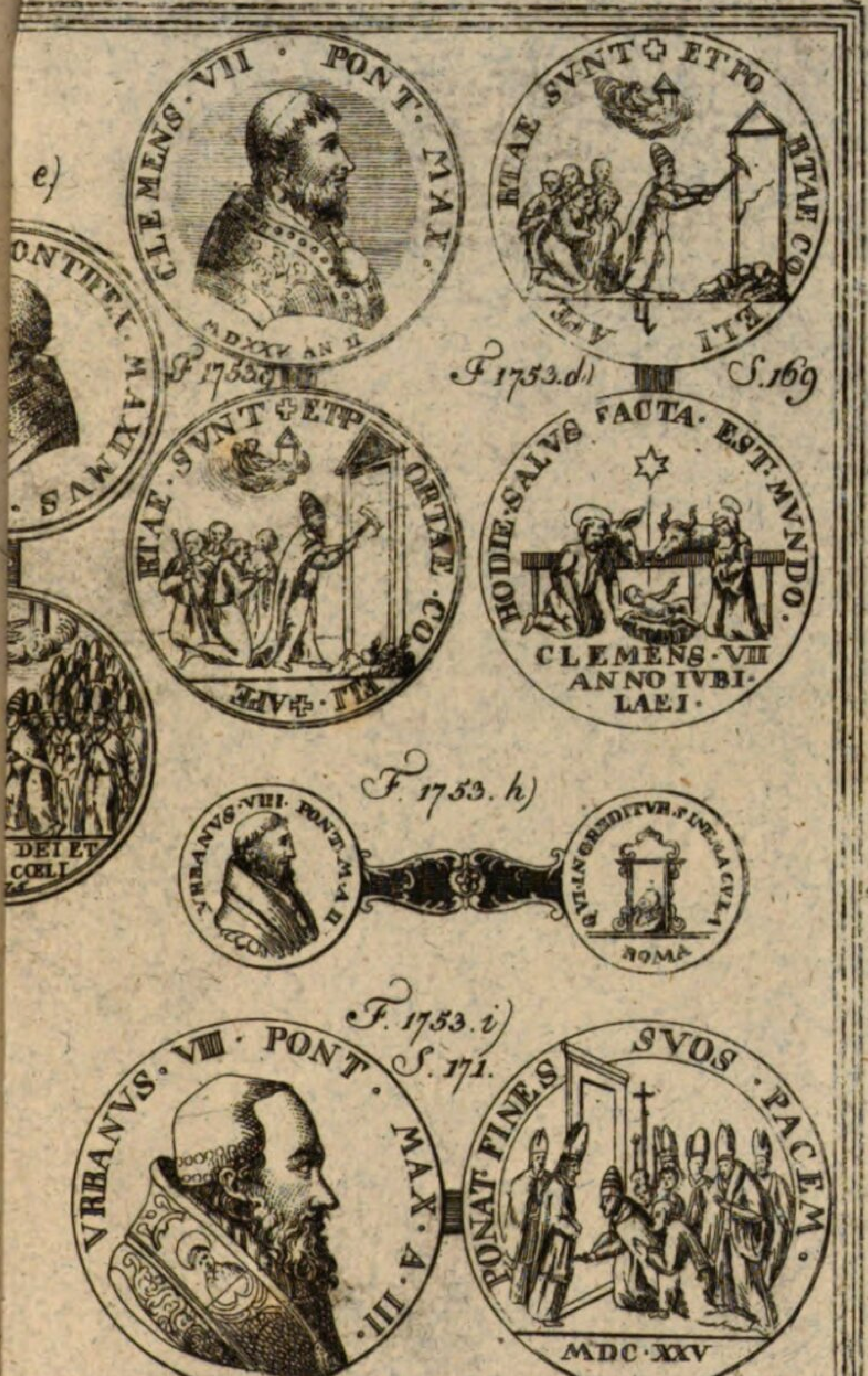
F 1747. b)

F. 1748. S. 140.

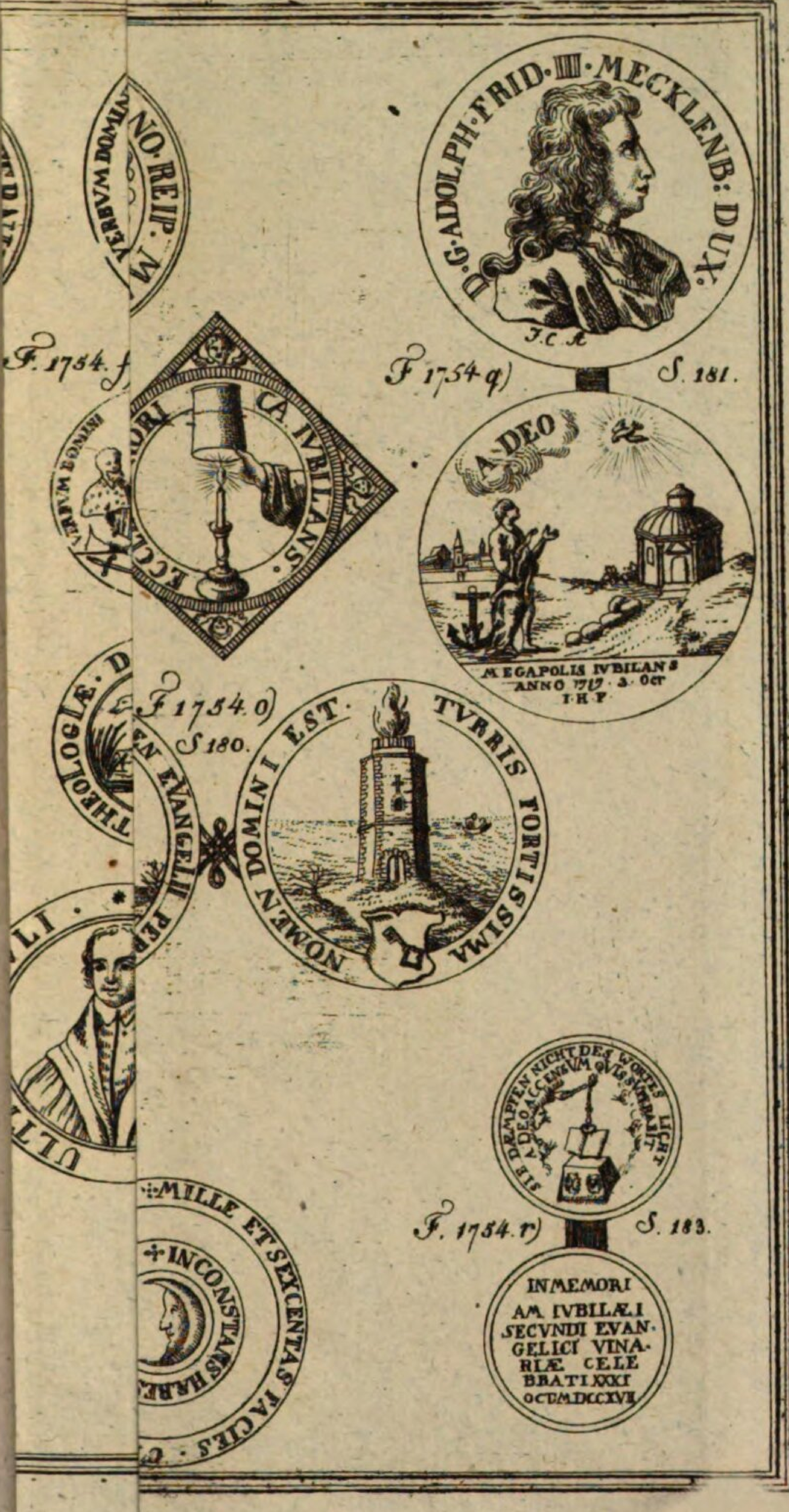


F 1752. S 149

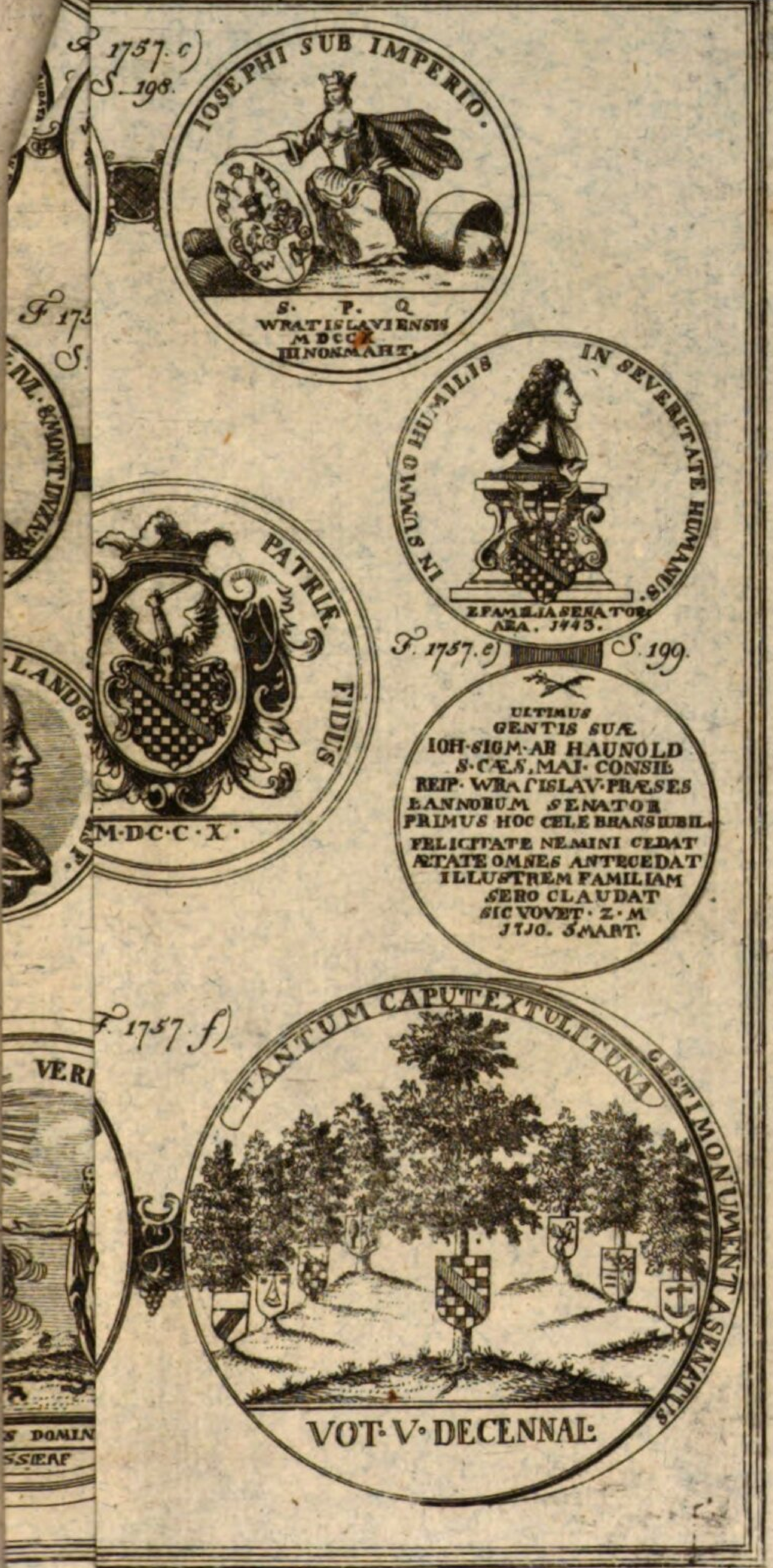
751. S. 147.



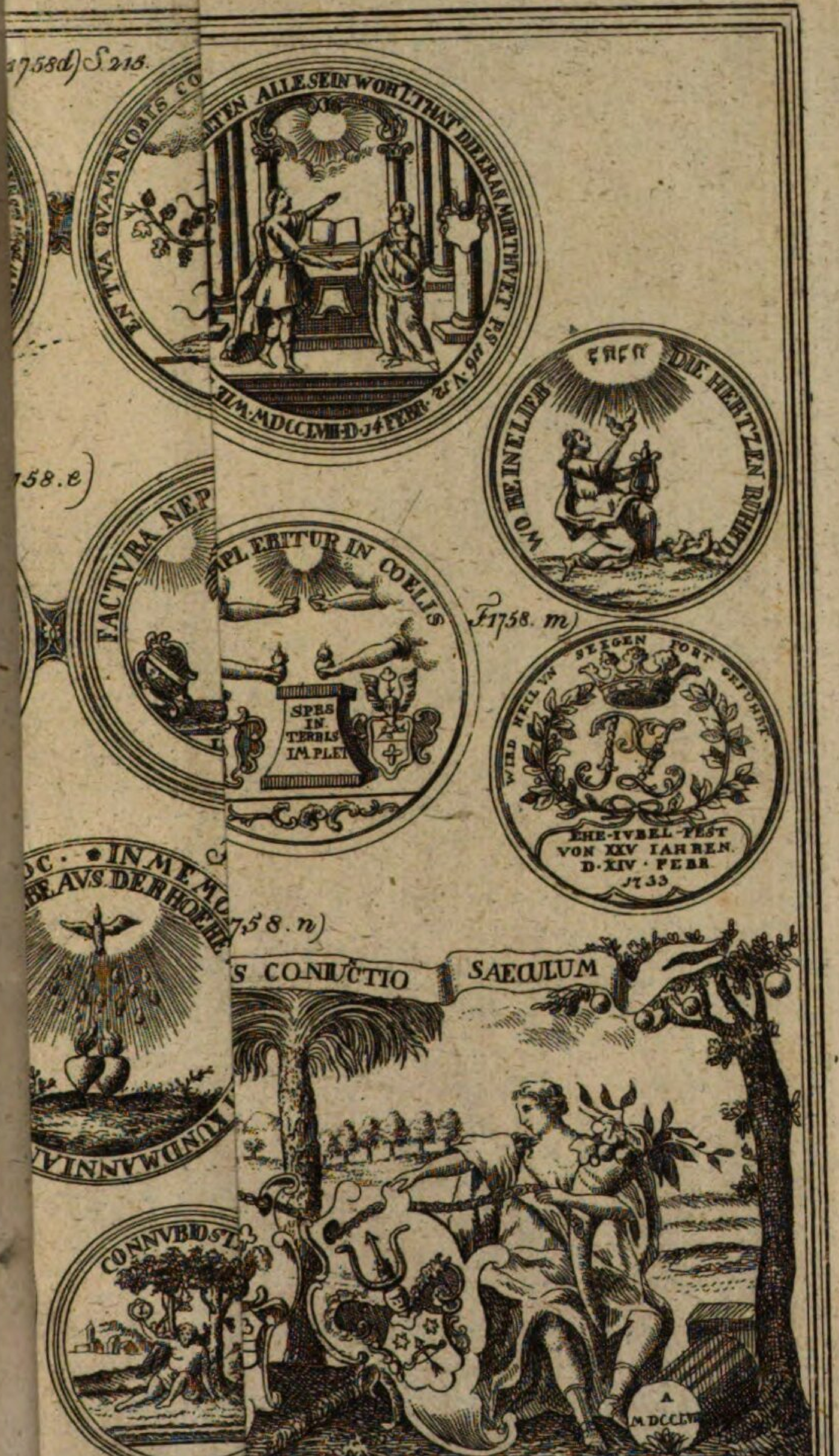
e)
CLEMENS · VII · PONT · MAX ·
MDXXV AN II
ETAE SVNT ✠ ET PORTAE COELI
F. 1753. g)
F. 1753. d)
S. 169
HODIE · SALVS FACTA · EST · MVNDO ·
CLEMENS · VIII ANNO IVBILAEI ·
DEI ET COELI
F. 1753. h)
VRBANVS · VIII · PONT · M · A · II
QVI · INGREDITVR · SINE · MACVLA
ROMA
F. 1753. i)
S. 171.
VRBANVS · VIII · PONT · MAX · A · III ·
PONAT FINES SVOS · PACEM ·
MDC · XXV

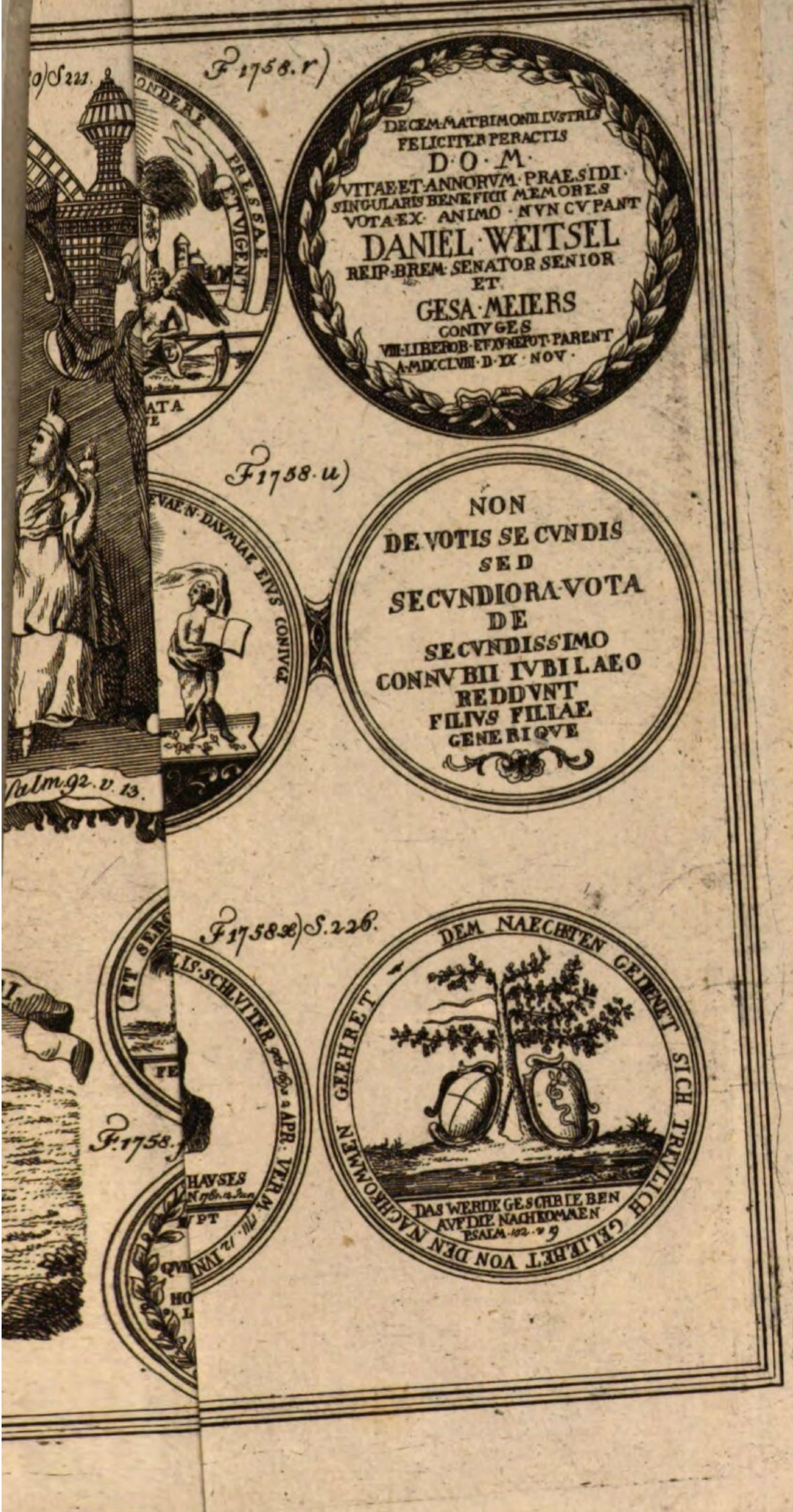


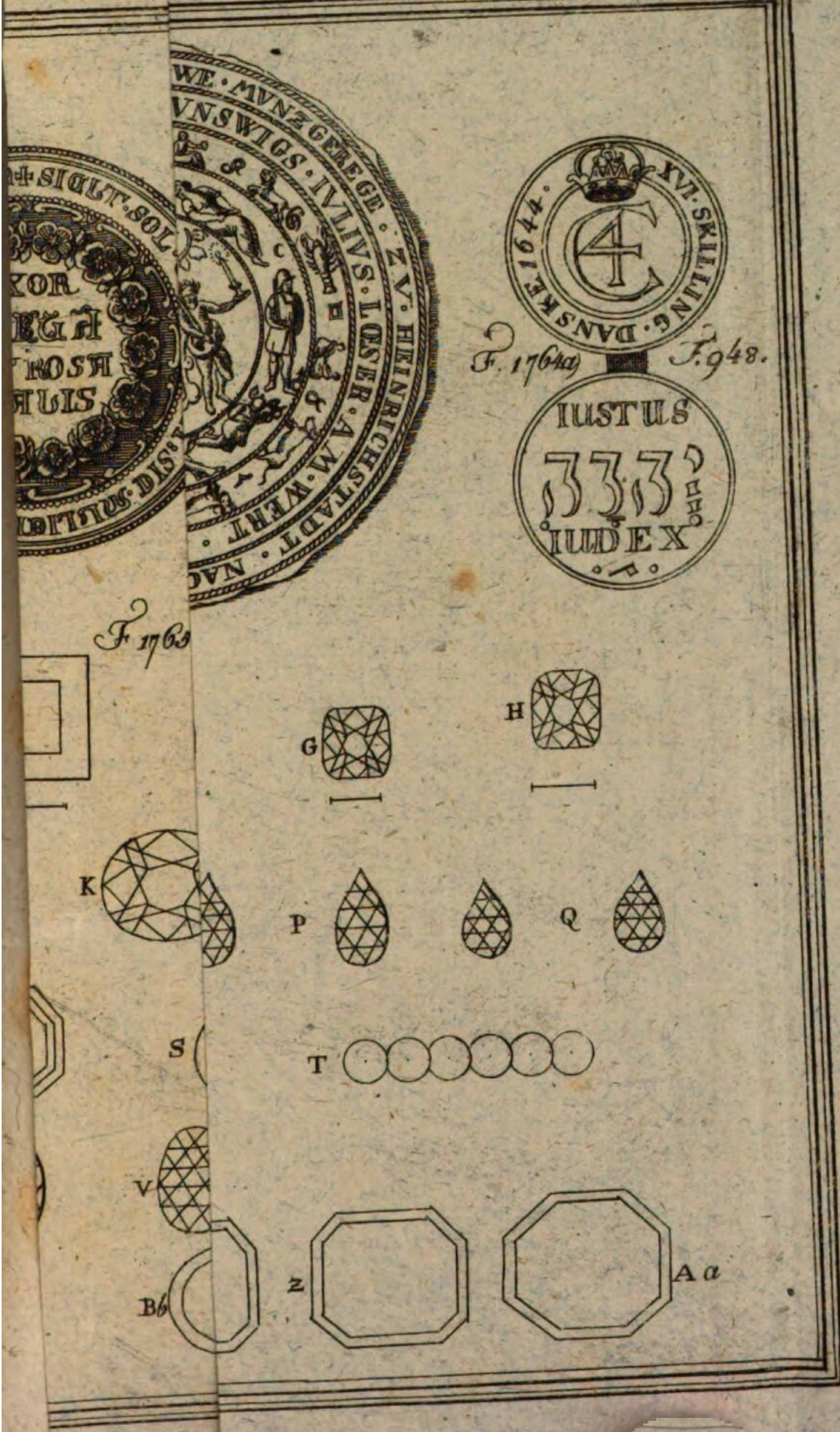
D·G·ADOLPH·FRID·IIII·MECKLENB: DUX.
I.C.R.
F 1754 q)
S. 181.
A DEO
MEGAPOLIS IUBILANS
ANNO 1717. 3. Oct
I.H.P.
F. 1754. f
ECCLESIA ... ORICA IUBILANS.
F 1754. o)
S 180.
NOMEN DOMINI EST TURRIS FORTISSIMA
... EN EVANGELII PER
THEOLOGIÆ
... LI.
...MILLE ET SEXCENTAS FACIES
INCONSTANS HÆRES
SIE DÆMPFEN NICHT DES WORTES LICHT
A DEO ACCENSUM QUIS SUFFLABIT
F. 1754. r)
S. 183.
IN MEMORI
AM IUBILÆI
SECUNDI EVAN.
GELICI VINA.
RIÆ CELE
BRATI XXXI
OCT. MDCCXVII


F. 1757. c)
S. 198.
IOSEPHI SUB IMPERIO.
S. P. Q
WRATISLAVIENSIS
MDCCX
III NON MART.
IN SUMMO HUMILIS IN SEVERITATE HUMANUS.
E FAMILIA SENATOR.
ABA. 1443.
PATRIÆ FIDUS
M·D·C·C·X·
F. 1757. e)
S. 199.
ULTIMUS
GENTIS SUÆ
IOH·SIGM·AB HAUNOLD
S·CÆS.MAI· CONSIL
REIP· WRATISLAV·PRÆSES
L ANNORUM SENATOR
PRIMUS HOC CELEBRANS IUBIL.
FELICITATE NEMINI CEDAT
ÆTATE OMNES ANTECEDAT
ILLUSTREM FAMILIAM
SERO CLAUDAT
SIC VOVET · Z · M
1710. 5 MART.
F. 1757. f)
TANTUM CAPUT EXTULIT UNA
TESTIMONIUM TA SENATUS
VOT·V·DECENNAL·
VERI
DOMIN

F 1757. o)
S. 206
DOCTRINA CANDORE MERITIS PERCELEBRI
ACADEMICO
EXACTIS
XIX AUG MDCCLXV
IUBILEUM
CELEBRANTI
PATRUO DEVENERANDO
F 1757. p)
S. 207
FIDE ET IUSTITIA
IVBILATO
S·A·SCHACH·DE WITTENAV
CONSILIARIO SVPREMI IVSTITIAE
DICASTERII BEROLINENSIS
DE SPARTA SVA QVINQVAGENARIA
PRAECLARE MERITO
SACRVM
ERNST LUDEW. FREIHERR SPIEGEL ZUM DIESENBERG GEBOHREN 1721
F 1757 q)
WARD
DOHMHERR
ZU HALBERSTADT 1731
DOHMDECHANT 1755
LEBTE GELIEBT
VON ALLEN MENSCHEN
IM IAHR 1781
WÜRDE
WENN UNS BELIEBE
LEBEN GÆBE
NICHT STERBEN


1758d) S. 218.
EN TVA QVAM NOBIS
MDCCLVIII·D·14 FEBR
WO REINE LIEB DIE HERTZEN RUHRT
1758. e)
FACTVRA NEP
PLERITUR IN COELIS
SPES IN TERRIS IMPLET
1758. m)
WIRD HEIL UN SEEGEN FORT GEFUHRT
EHE-IVBEL-FEST
VON XXV IAHREN
D·XIV·FEBR
1733
IN MEMO
BE AVS DER HOEHE
758. n)
S CONIUCTIO
SAECULUM
CONNVBII


F 1758. r)
DECEM MATRIMONII LUSTRIS FELICITER PERACTIS
D·O·M·
VITAE ET ANNORUM PRAESIDI SINGULARIS BENEFICII MEMORES VOTA EX ANIMO NUNCUPANT
DANIEL WEITSEL
REIP BREM SENATOR SENIOR
ET
GESA MEIERS
CONIUGES
VIII LIBEROR ET XV NEPOT PARENT
A MDCCLVIII D XX NOV
F 1758. u)
NON DE VOTIS SECUNDIS SED SECUNDIORA VOTA DE SECUNDISSIMO CONNUBII IUBILAEO REDDUNT FILIUS FILIAE GENERIQUE
F 1758 x) S. 226.
DEM NAECHTEN GEDIENET SICH TREULICH GELIEBET VON DEN NACHKOMMEN GEEHRET
DAS WERDE GESCHRIEBEN AUF DIE NACHKOMMEN PSALM 102. v 19
Psalm 92. v. 13.
F 1758.
PRESSAE ET VIGENT
ET SERV
SCHLUTTER
APR. VERM. 1711. 12 IUNI
HAUSES


XVI. SKILLING. DANSKE. 1644.
IUSTUS
333
IUDEX
F. 1764a)
F. 948.
F. 1763
G
H
K
P
Q
S
T
V
Z
Aa
Bb

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, 1728-1796

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft Mit 10 Kupfern

Bd.: 31

Brünn 1789

Oecon. 1033-31
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296863-1
VD18 90040309